This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

Phil.al 225

Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828).

Received MAY 11 1886

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verhandlungen

der

sechsten Versammlung

in

Cassel 1843.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verhandlungen des Vereins

deutscher

Philologen und Schulmänner.

Zweites Lustrum.

Cassel 1844.
Druck und Verlag von Theodor Fischer.

Digitized by Google

Philol. 225

MAY 11 1906

Minot fund.

Digitized by Google

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

Digitized by Google

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat *);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen. **)

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, daß er

---

*) Nach dem Beschlusse der sechsten Versammlung ist die erste Hälfte einer jeden öffentlichen Sitzung zur Anhörung von Vorträgen, die zweite aber zur freien Discussion theils über diese Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben bestimmt. S. unten die Verhandlungen der zweiten öffentlichen Sitzung.

**) Nach einem Beschlusse der sechsten Versammlung soll sich das Präsidium mit einem Comité über den nächsten Versammlungsort des Vereins berathen und das Resultat der Berathung in einer der öffentlichen Sitzungen zur Beschlußnahme vorlegen. S. die Verhandlungen der vorbereitenden Sitzung S. 7.

Digitized by Google

an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande *) liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern. — F. Kohlrausch, Königlich Hannöverscher Ober-Schulrath. — C. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen. — C. Lachmann, ordentlicher Professor der Philologie in Berlin. — Jakob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen. — M. H. E. Meier, ordentlicher Professor der Philologie in Halle. — Ernst von Leutsch, außerordentlicher Professor zu Göttingen. — Aug. Friedr. Pott, außerordentlicher Professor zu Halle. — Theodor Bergk zu Halle. — Professor Emperius zu Braunschweig. — F. Ranke, Gymnasial-Direktor zu Göttingen. — F. G. Welcker, Professor in Bonn. — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen. — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg. — Dr. Ahrens

*) welcher aus einem Präses und einem Vice-Präses besteht. S. die Verhandlungen der dritten Versammlung. S. 43.

Digitized by Google

zu Ilfeld, — Conrektor Dr. Geffers zu Göttingen. — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdozent in Göttingen. — Dr. Karl Grotefend zu Hannover. — Dr. Theodor Benfey, Privatdozent zu Göttingen. — Dr. Bode, Privatdozent in Göttingen. — H. Dahlmann in Göttingen. — W. Grimm in Göttingen. — H. Ewald in Göttingen. — Professor Dr. Ritschl zu Breslau. — Hofrath Göttling zu Jena. — Professor Dr. Rost zu Gotha. — Direktor Dr. Grotefend zu Hannover.

Digitized by Google

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Cassel, am 2. October 1843.

Der Präsident der diesjährigen Versammlung, Gymnasialdirector Dr. Weber dahier, leitete die Sitzung mit den Worten ein, daß der vorjährige Verein deutscher Philologen und Schulmänner zu Ulm nicht aus persönlichen, von Kurhessen aus angeregten Rücksichten, sondern auf den Antrag des Professors Dr. Gerlach aus Basel die hiesige Residenzstadt zum Vereinigungspunkt der diesjährigen Philologen-Versammlung bestimmt habe und dies mit Recht, da in Hessen der Grund christlicher Humanität und classischer Studien für das gesammte deutsche Vaterland durch Winfried und Hrabanus Maurus gelegt worden, die Philologie und gelehrte Schulbildung zu allen Zeiten seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften eine sichere Stätte gehabt, die Reformation zuerst allgemeinen Anklang bei Fürst und Volk gefunden habe, und zuerst im hiesigen Lande Bildungsanstalten, die Universität zu Marburg (1527), sowie die Schulen zu Marburg (1527) und Cassel (1539), aus eingezogenen Klostergütern errichtet worden. Hessen habe nämlich das Glück gehabt, mehrere Fürsten zu besitzen, welche den Namen der Gelehrten getragen und Künste und Wissenschaften unterstützt hätten. Diesem Vorgange seiner erlauchten Ahnen folgend, habe auch Se. Hoheit der Kurprinz und Mitregent einen dankbar zu erwähnenden Beweis seiner Anerkennung wissenschaftlicher Bestrebungen gegeben, indem er durch Höchsten Beschluß vom 26. Mai d. J. nicht allein gnädigst genehmigt, daß der Verein deutscher Philologen und Schulmänner seine diesjährige Zusammenkunft in hiesiger Residenzstadt halten dürfe, sondern auch die den gedachten Vereinsmitgliedern zu gewährenden Vergünstigungen weiterer Höchster Entschließung vorbehalten und später eine ansehnliche Summe für den diesjährigen Philologen-Verein zur Verfügung des Präsidenten huldreichst gestellt hätte. Wie die Fürsten, so hätte sich auch das Hessische Volk durch wissenschaftliche Bestrebungen von jeher ausgezeichnet, wobei mit Beschränkung auf die Zwecke der Philologie und gelehrten Schulen an Friedrich Sylburg, Aemilius Portus, Eobanus Hessus, Curicius Cordus, Pet. Nigidius und Justus Vultejus erinnert wurde. Gern beschieden sich die Hessen, als Philologen und Schulmänner nicht unter die Ersten gezählt zu werden, wohl aber dürften sie sich rühmen, nirgends die Letzten zu sein, sondern, fern vom Kastengeist und von Einseitigkeit einer Schule oder Methode, das Gute überall, wo es sich fände, zu wählen

Digitized by Google

und anzuwenden, wie die Einrichtungen der Kurhessischen Gymnasien, die glückliche Stellung derselben und die daran unterrichtenden, den verschiedenen Schulen ausgezeichneter Philologen angehörenden Lehrer zeigten. Und wie das ganze Land, so habe insbesondere Cassel die ihm durch den Philologen-Verein widerfahrene Auszeichnung verdient, indem es sich ebenso durch seine Lage mitten in Deutschland zur Zusammenkunft der Vereinsmitglieder eigne, als durch seine wissenschaftlichen Sammlungen und Kunstschätze (Bibliothek, Museum, Bildergallerie ꝛc.) und durch seine großartigen Umgebungen und Anlagen das Interesse im hohen Grad erwecke. Hierzu kämen der Casseler feine Sitten und Bildung, ihr reger und lebendiger Sinn für das Edle und Rechte, sowie eine Hospitalität, welche sich auch jetzt zu erkennen gegeben, indem den verehrten Gästen mehr Privatwohnungen angeboten, als von ihnen begehrt worden. Mit Freude hätte die ganze Stadt vernommen, daß ihr das Glück zu Theil werden sollte, so viele um die Wissenschaft und die Jugendbildung hochverdiente Männer innerhalb ihres Weichbildes zu sehen; mit Freuden hätte der hochedle Stadtrath und an seiner Spitze der würdige Oberbürgermeister Regierungsrath Arnold sich bereit erklärt, den Aufenthalt der werthgeschätzten Gäste möglichst erleichtern und erheitern und somit einen Beweis seiner Hochachtung und Ehrerbietung dem Vereine geben zu wollen *); und was der Stadtrath beschlossen, das habe im Auftrage desselben das Comité **) unter thätiger und umsichtiger Leitung des Stadtrathmitgliedes Pfarrers Jäger bereitwilligst ausgeführt. Nach dem Beispiele des hochverehrlichen Stadtraths hätten auch die verschiedenen Corporationen der Stadt untereinander gewetteifert, den Mitgliedern des Philologen-Vereins ihren Aufenthalt dahier so angenehm als möglich zu machen, der Abend-Verein nicht allein durch unentgeltliche Ueberlassung eines herrlichen Saals und der daran stoßenden Zimmer zum Behuf der zu haltenden Versammlungen, sondern auch durch Aufnahme sämmtlicher Mitglieder des Philologen-Vereins als willkommener Ehrengäste für die Dauer ihres hiesigen Aufenthaltes; desgleichen die Gesellschaften des Lese-Museums und des Kurhessischen Kunstvereins durch besondere Einladungen ***) zum Besuche dieser trefflichen Institute. An diese Vereine hätten sich in ehrenwerther Gesinnung die einzelnen Bewohner hiesiger Stadt angeschlossen, theils solche, welche sich zur freundlichen Aufnahme der Vereins-Mitglieder erboten ****), theils solche, welche durch besondere, lediglich zum Besten der Vereins-Mitglieder ausgearbeitete oder dedicirte Denk-Schriften und Sachen ihr lebhaftes Interesse für den Philologen-Verein beurkundet. Aus diesem Allen werde man

---

*) Der Stadtrath hatte sich erboten, den Verein an den vier Sitzungstagen Mittags zu bewirthen; der Präsident aber glaubte, dies freundliche Anerbieten ablehnen zu müssen.

**) Dazu gehörten von städtischer Seite die Herren Kaufmann Biermann, Buchhändler Bohné, Assessor Fiedler, Procurator Hartwig, Kaufmann Hütterott, Pfarrer Jäger und Kaufmann Knappe, und als philologische Mitglieder die hiesigen Gymnasiallehrer Dr. Flügel, Dr. Rieß, Schimmelpfeng und Dr. Theobald.

***) Von den Vorständen des Lesemuseums und des Kunstvereins, welcher in diesem Jahr eine außerordentliche und darum der Zahl, aber nicht dem Kunstwerth nach geringere Ausstellung von Gemälden veranstaltet hatte, waren Einlaßkarten für die Mitglieder des Philologen-Vereins dem Präsidium zugeschickt und durch das Comité ausgetheilt worden.

****) Es waren über 100 Wohnungen angeboten worden, deren Besitzern, ebenso wie den Gästen Einquartirungs Billets von Seiten des Comités zugegangen und resp. übergeben worden waren.

Digitized by Google

die Ueberzeugung gewinnen, daß man sich zu Ulm in seinen Hoffnungen nicht getäuscht, als man Cassel zum diesjährigen Versammlungsort gewählt. Getäuscht aber habe man sich, daß man ihn, den Sprecher, zum Präsidenten der jetzigen Versammlung bestimmt, indem er bei seiner Persönlichkeit zu einem Geschäfte der Art gar wenig geeignet sei, und ihm schon diejenige Schärfe und Stärke zweier Organe abgehe, die erforderlich seien, um mit Sicherheit und Bestimmtheit die Verhandlungen einer zahlreichen Versammlung leiten zu können. Zum Vorstand jedoch des diesjährigen Philologen-Vereins gewählt, habe er das ihm übertragene, nicht begehrte Amt, zumal nachdem sich Kurfürstl. Ministerium des Innern mit so großem Interesse und preiswürdigem Wohlwollen dieser vaterländischen Angelegenheit angenommen, nicht mehr ablehnen dürfen, um nicht eine Störung in den Gang der diesjährigen Versammlung zu bringen, was geschehen sein würde, wenn er sich, mit den hiesigen Localitäten und Verhältnissen vertraut, den einleitenden Geschäften und Vorkehrungen hätte entziehen wollen. Nach Kräften habe er gethan, was er thun zu müssen geglaubt, und hoffe Entschuldigung zu finden, wenn das Geleistete den Erwartungen nicht ganz entsprechen sollte; hoffe aber auch gerechtfertigt zu sein, wenn er zwar die ihm bestimmte Stellung nicht verlasse, sondern seinen Posten in allen äußeren Angelegenheiten des Vereins behaupte, die Leitung der Debatten jedoch seinem hochverehrten Freund und ehemaligen Collegen, dem Professor Dr. Bergk, welchen die vorjährige Philologen-Versammlung selbst zu seinem Stellvertreter ernannt habe, hiermit übergebe und überlasse.

Der Präsident erklärte darauf die sechste Versammlung des Philologen-Vereins für constituirt, hieß die anwesenden Mitglieder herzlichst willkommen und fügte den Wunsch hinzu, daß auch diese Versammlung dazu dienen möge, die großen und heiligen Zwecke der Humanitäts-Wissenschaften und der Jugendbildung durch den wechselseitigen Austausch von Ideen und durch Verständigung bei abweichenden Ansichten zu fördern und zu beleben.

Der Präsident theilte darnach das Namens-Verzeichniß derjenigen mit, welche sich als Mitglieder in das Album des Vereins eingezeichnet hatten, und sprach sein Bedauern aus, daß viele von den Veteranen deutscher Philologen und Schulmänner durch verschiedene Umstände abgehalten worden, der diesjährigen Versammlung beizuwohnen, wie der hochgefeierte Gottfried Hermann zu Leipzig, der allverehrte Greis Friedrich Jacobs zu Gotha, Geheime-Hofrath Eichstädt zu Jena, Geheime-Rath Creuzer zu Heidelberg, Geheime-Justizrath Mitscherlich zu Göttingen, die beiden um das Schulwesen hochverdienten Männer, der Geheime-Ober-Regierungsrath Dr. Schulze zu Berlin und der Ober-Schulrath Dr. Kohlrausch zu Hannover nebst Anderen.

Alsdann wurde zur Constituirung des Büreaus geschritten und auf den Vorschlag des Präsidenten zu Sekretären gewählt Professor Dr. Cäsar von Marburg, Professor Dr. Rein von Eisenach, Bibliothek-Sekretar Dr. Schubart von Cassel, an welchen sich diejenigen Mitglieder wenden sollten, welche die Bibliothek, das Museum Fridericianum und die Bildergallerie zu sehen wünschten, und Gymnasiallehrer Dr. Theobald von Cassel.

Nach Verlesung der Statuten durch den Secretar Dr. Rein machte der Präsident den Vorschlag, es möchte für jetzt und auch in Zukunft ein Comité hauptsächlich nach geographischen Rücksichten gewählt werden, welches sich mit dem Präsidium über den nächsten Versammlungsort des Vereins berathen, die nach erfolgter Aufforderung etwa eingegangenen darauf bezüglichen Vorschläge einzelner Mitglieder berücksichtigen und das Resultat seiner Berathung in einer der öffentlichen

Digitized by Google

Sitzungen jedesmal zur allgemeinen Beschlußnahme vorlegen solle. Zur Begründung dieses Vorschlags wurde auf die in der vorjährigen Versammmlung hierbei gemachten Erfahrungen hingewiesen, auf die Möglichkeit eines specielleren Eingehens in die Gründe für oder wider die Wahl eines Orts, auf die Schicklichkeit, dergleichen Discussionen, welche leicht verletzen könnten, möglichst zu vermeiden oder abzukürzen, und auf das geringe Interesse, welches die allgemeine Versammlung an der Wahl eines solchen Orts nehme, indem die Mitglieder in der Regel die Verhältnisse solcher Orte wenig kennten, noch weniger den vorgeschlagenen Ort zu besuchen pflegten. Die Proposition wurde einstimmig angenommen und die Wahl des Comités auf den folgenden Tag festgesetzt.

Nachdem nun der Präsident die Mitglieder eingeladen hatte, ihre Vorschläge, Wünsche, Ansichten ꝛc. in Beziehung auf den nächsten Versammlungsort oder auf andere den Verein betreffende Gegenstände entweder an das Präsidium gelangen zu lassen, oder in das bei dem Secretariat niedergelegte Desiderienbuch einzutragen, referirte derselbe über die für den Verein eingegangenen Schriften und Sachen.

Dem Vereine gewidmet und respective unter die einzelnen Mitglieder vertheilt *) wurden:

1) Uebersicht der im Museum zu Cassel befindlichen wichtigsten Antiken von Ludw. Sigism. Ruhl, Geh. Hofrath u. Museumsdirector. Zur Erinnerung an die Versammlung vom 2. — 5. October 1843 den Hrn. Philologen und Schulmännern Deutschlands dargebracht von J. J. Bohné. Cassel 15 S. 8. — 2) Proben von Manuscript-Abdruck aus der lithographischen Anstalt von Theod. Fischer. Cassel 1843, 5 Bl. F. — 3) Chorgesänge und Melodramen aus Sophocles' Antigone nach J. J. C. Donner's Uebersetzung. Der sechsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet von der J. Luckhardt'schen Buchhandlung. Cassel 1843. 19 S. 8. — 4) Vergleichender Zeitmesser oder allgemeiner Stundenzeiger zur Bestimmung des Uhrunterschiedes auf den verschiedenen Meridianen der Erdoberfläche. Dem Verein der deutschen Philologen und Schulmänner in dankbarer Erinnerung an die Tage vom 2. — 5. October 1843 gewidmet von C. L. Collmann. Cassel 1843, 1. Bl. F. — 5) Lateinisches Gedicht in 32 Hexametern von Herm. Weissenborn Jenensis. Philologis Cassellae congregatis a. d. III. Non. Oct. MDCCCXLIII. 8. — 6) Der Geist der Sprache. Den deutschen Philologen gewidmet. Bei Gelegenheit ihrer sechsten Versammlung. Cassel 1843. Bei Wilh. Appel. 6 S. 8. — 7) Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr. Karl Bernhardi. Cassel 1844, IV. u. 138 S. 8. Den im October 1843 zu Cassel versammelten Philologen und Schulmännern Deutschlands zur Prüfung und Förderung gewidmet vom Verfasser. — 8) Ansichten von Cassel und Wilhelmshöhe, übergeben von dem Buchhändler Wilh. Appel. — 9) Wanderungen durch Cassel und die Umgegend. Eine Skizze für Einheimische und Fremde. Von Dr. G. A. Lobe. Mit fünf Ansichten in Stahlstich und einer Situationscharte über die Umgegend der Stadt. Cassel 1837, X. u. 239 S. 8. **)

---

*) Dies war zum Theil schon früher im Büreau des Comités geschehen, wo jedes Mitglied des Vereins außerdem eine mit dem Plan der Stadt Cassel versehene Einlaßkarte erhalten hatte.

**) Diese Schrift hatte der Verleger, Herr Buchhändler Kempf, dem Präsidium des Vereins für einen so ungemein billigen Preis überlassen, daß jedem Vereins-Mitglied ein Exemplar eingehändigt werden konnte.

Digitized by Google

Außerdem wurden folgende Schriften*) von den Herrn Verfassern selbst oder im Auftrag derselben von Anderen dem Vereine mitgetheilt und übergeben:

1) Die Schale des Kodros herausgegeben von Emil Braun. Gotha 1843. 4 Bl. fol. — 2) Carmen saeculare Academiae Friderico-Alexandrinae dicatum. Erlangae MDCCCXLIII. 8 S. F. und 3) Oratio in Academiae Frid.-Alexandr. solemnibus saecul. habita a D. Lud. Döderlein. Erlangae MDCCCXLIII. 19 S. 4. — 4) Academiae Frid.-Alexandr. Erlang. sacra saecularia gratulatur Georgia Augusta interprete Carolo Friderico Hermanno. Inest disputatio de loco Apollinis in carmine Horatii saeculari. Gottingae. 24 S. F. und 5) Index scholarum in Academia Georgia Augusta per semestre hibernum a. MDCCCXLIII habendarum. Gottingae 24 S. 4. — 6) M. T. Ciceronis Epistolarum ad Quintum Fr. Libri III. Recogn. et schol. in usum illustravit J. Hoffa. Heidelbergae MDCCCXLIII. VIII. u. 157 S. 8. — 7) Handbuch der griechischen Antiquitäten von Dr. E. F. Bojesen. Uebers. von J. Hoffa. Gießen 1843. XVIII. u. 148 S. 8. — 8) Beantwortung der Frage, ob das spätere Vergessen des Griechischen ein Grund seiner Verbannung aus den Schulen werden könne von F. A. Nüßlin. Mannheim 1843. 24 S. 8. — 9) Almae literarum Parenti Frid.-Alexandr. solemnia saecularia gratulantur Gymnasii Erlang. Collegae interprete D. Car. Schaefer. Erlangae MDCCCXLIII. 10 S. 4. — 10) Portae κουροτρόφῳ almae et sapientissimae trium saeculorum spatia fausto cursu emensae sacra saecularia gratulatur Frid. Thiersch. 8 S. 8.

Von den Verlegern endlich erhielt das Präsidium folgende Bücher mit dem Auftrage, sie dem Vereine zur Einsichtsnahme vorzulegen und respective zu empfehlen:

1) Ueber den Einfluß der classischen Studien auf sittlich-religiöse Gesinnung, nebst einigen Bemerkungen über Vereinfachung des Gymnasialunterrichts. Cassel 1843. 43 S. 8. und 2) Schulreden nebst einer Abhandlung über Schulfeierlichkeiten als Einleitung. Von Dr. Carl Friedr. Wilh. Clemen. Cassel 1843. IV. u. 131 S. 8. Beides im Verlag von H. Hotop. 3) Betrachtungen über Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit der Schulfrüchte von Christian Schwarz. Ulm 1842. Wohlersche Buchhandlung (Lindemann). VIII. u. 96 S. 8. — 4) Geschichte des römischen Staats mit vorzüglicher Berücksichtigung der Chorographie und Antiquitäten. Bearbeitet von Dr. Heinr. Eduard Apel. Leipzig 1843. XVI. u. 276 S. 8. — 5) Homer's Ilias in zwischenzeilige Prosa übersetzt von Karl Frenzel. 1s Bändchen. Gesang 1—6. Leipzig 1843. LII. u. 231 S. 12. — 6) Handbuch der alten Geographie aus den Quellen bearbeitet von Alb. Forbiger. Erster Band. Leipzig 1842. XVI. u. 668 S. 8. Im Verlag von Mayer und Wigand, wie Nr. 4 und 5. — 7) Lateinische Sprachlehre für Schulen. Von Dr. J. N. Madwig. Braunschweig 1843. VII. u. 481 S. 8. — 8) Bemerkungen über verschiedene Puncte des Systems der lateinischen Sprachlehre und einige Einzelheiten derselben. Von Dr. J. N. Madwig. Braunschweig 1843. 88 S. 8. — 9) Handwörterbuch der Griechischen Sprache von Dr. W. Pape. Band I., II. u. III. Braunschweig 1842 XII. 1836. 1347. XII. u. 424 S. 8. Im Verlag von Fr. Vieweg und Sohn, wie Nr. 7. u. 8. — 10) Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Throd. Bergk u. Dr. Jul. Cäsar. Marburg bei Elwert. 1843. 4. Heft 1—9. — 11) Die christliche

*) Sämmtliche Schriften wurden der hiesigen Gymnasialbibliothek nach früherem Vorgange überwiesen.

Digitized by Google

Gymnasialbildung. Ein Vortrag, gehalten von Dr. Theodor Bömel. Frankfurt a. M. Im Verlag der Zimmerschen Buchhandlung 1843. 28 S. 8.

Ferner theilte der Präsident die Ueberschriften der bis dahin für die diesjährige Versammlung angekündigten Vorträge *) mit, ersuchte diejenigen Mitglieder, welche außerdem Vorträge zu halten gewillt seien, ihre Absicht dem Präsidium zu erkennen zu geben, und verkündigte die für die erste öffentliche Sitzung bestimmte Tagesordnung.

Endlich zeigte der Präsident an, daß von der Liberalität hiesiger Stadt beschafft, ein Zug von Wagen bereit stände, die Vereins-Mitglieder kostenfrei nach Wilhelmshöhe zu bringen; daselbst würden auf besondere Verfügung Sr. Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten die berühmten Wasserfälle nebst der großen Fontaine angelassen werden; ferner, daß das Präsidium unter gefälliger Leitung eines der größten jetzt lebenden Tonkünstlers, des verehrten Capellmeisters Spohr, sowie unter thätiger Mitwirkung des Hofraths Riemeyer und des Gesanglehrers Wiegand eine akroamatisch-musikalische Darstellung von Sophocles' Antigone nach Mendelssohn-Bartholdy's Composition und nach A. Böckh's Uebersetzung für den heutigen Abend veranstaltet habe, welcher Aufführung beizuwohnen die Versammlung eingeladen werde.

II.

Protokoll

der

ersten öffentlichen Sitzung.

Cassel, am 3. Oktober 1843.

Zu Anfang dieser Sitzung wurde eine Symphonie von Blasinstrumenten vorgetragen, worauf der Vice-Präsident, Professor Dr. Bergk, die versammelten Mitglieder also anredete:

„Indem ich diese Stelle betrete und diese hochansehnliche Versammlung überschaue, muß ich, ein jüngerer Mann, einer der Epigonen, nothwendig von einem gewissen Gefühl der Schüch-

---

*) Ein angekündigter Vortrag des Humanitäts-Professors Joh. Jodl am Gymnasium zu Brünn: Ueber eine genauere systematische Eintheilung der Wortforschung im Allgemeinen, erläutert durch Beispiele aus den vier Original-Idiomen, dem Griechischen, Lateinischen, Deutschen und Böhmischen, konnte nicht gehalten werden, weil Professor Jodl nicht erschienen war; eben so wenig ein dem Präsidium zugegangener Aufsatz: Ueber altclassische Studien, namentlich der Griechen und Römer, in den höheren Classen der Gymnasien, ein nothwendiges Wort gegen eine in dieser mehr dem Realen als dem Idealen zugeneigten Zeit sich besondere geltend machende Meinung, dessen Verfasser Wilh. Schröter, Licentiat der Theologie, Adjunct und Pfarrer zu Großheringen im Großherzogthum Weimar, keinen Vertreter seiner Ideen ernannt hatte.

Digitized by Google

ternheit ergriffen werden. Denn wie hätte ich vermuthen können, als ich vor sechs Jahren Theil nahm an der Versammlung in unserer Nachbarstadt Göttingen, als ich die Statuten unseres Vereines mit unterschrieb, daß ich nach Verlauf weniger Jahre berufen sein würde, eben diesem Vereine, der inzwischen innerhalb eines Lustrums feste Consistenz geworben und sich der allgemeinsten Theilnahme des gesammten deutschen Vaterlandes zu erfreuen hat, als Geschäftsführer vorzustehen. Selbst da konnte ich dies nicht vermuthen, als mir im vorigen Jahre, da ich eben auf einer Reise im nördlichen Deutschland begriffen war, die Nachricht zukam, daß zu Ulm, im wackern Schwabenlande, Cassel zum diesjährigen Versammlungsort gewählt und meinem verehrten Freunde Dr. Weber und mir das Präsidium übertragen sei. Natürlich mußte ich glauben, daß meine Thätigkeit nur untergeordneter Art sein, nur auf Aushülfe sich beschränken würde; denn dies ist ja der eigentliche Zweck, warum diese hochansehnliche Versammlung bestimmt hat, daß dem jedesmaligen Präses ein Ersatzmann zur Seite stehe. Um so unerwarteter und überraschender muß es für mich sein, daß mir jetzt die alleinige Leitung der Geschäfte anheimfällt. Wohl hätte meine Unerfahrenheit in dieser Thätigkeit mich bestimmen sollen, diese Bürde gänzlich abzulehnen, wenn ich es nicht für meine Pflicht hielte, wenigstens zu versuchen, dem Vertrauen, welches die vorjährige Versammlung in mich gesetzt hat, zu entsprechen, und da mein verehrter Freund Dr. Weber einen so bedeutenden Theil der Geschäfte allein zu erledigen genöthigt war, einigermaßen ihn zu unterstützen.

Ein Umstand aber ist es, der mich ermuthigt. Indem ich diese Versammlung überschaue, erblicke ich so viele mir seit Jahren befreundete und werthe Männer, die mir die vielfältigsten und deutlichsten Beweise des Wohlwollens und der Freundschaft bisher erwiesen haben, so daß ich wohl mit Sicherheit hoffen darf, daß mir ihre Unterstützung, ihre Nachsicht auch jetzt nicht entgehen wird. Jedenfalls fühle ich, wie sehr ich der Nachsicht bedarf; möge daher, wo meine Kräfte nicht ausreichen sollten, wenigstens der Wille Anerkennung finden.

Als im vorigen Jahre zu Ulm von der Versammlung der Schulmänner und Philologen Hessen und gerade Cassel zum Orte der diesjährigen Zusammenkunft gewählt wurde, da war es wohl nicht die Rücksicht auf die geographische Lage und die übrigen Verhältnisse (obwohl auch diese mit in die Wagschale gelegt zu werden pflegen), welche diese Wahl herbeiführte, sondern der eigentliche Grund liegt wohl darin, daß Hessen, um nochmals daran zu erinnern, seit Bonifacius die Lehre des Evangeliums in diesen Gauen verkündete, seit Rhabanus Maurus hier zuerst das deutsche Schulwesen begründete, während des ganzen Mittelalters eine segensreiche Pflanzstätte für Kunst und Wissenschaft gewesen ist, daß, als mit der Kirchenverbesserung Luthers eine Umgestaltung aller Verhältnisse eintrat, ein mächtiger Impuls alle Gemüther ergriff und mit sich fortriß, als namentlich auch in Deutschland durch die Wiedererweckung des classischen Alterthums eine völlig neue Welt sich den staunenden Blicken aufthat, Hessen vor allen dieser Bewegung der Geister sich anschloß, die neue Lehre mit Begeisterung aufnahm und durch das Studium der Meisterwerke der Griechen und Römer neue Bildungselemente zu gewinnen bemüht war, daß endlich jener Geist, der die Vorfahren beseelte, auch ihren Enkeln nicht fremd geworden ist. Wie regen Antheil Alles hier findet, was als ein Fortschritt der Zeit, als eine höhere Entwickelungsstufe der Wissenschaft zu betrachten ist, dies beweist eben die lebendige Theilnahme, welche die Hessen bisher an allen Versammlungen genommen haben. So dürfen wir wohl glauben, daß dieser Umstand vorzugsweise es war, welcher die vorjährige Versammlung bestimmte, gerade diese Stadt zu ihrer Zusammenkunft zu wählen. Dazu kam die Hoffnung, daß man auch hier, wie bisher an andern Orten,

Digitized by Google

welche den Philologen Dach und Fach gewährt hatten, einen freundlichen, gemüthlichen Empfang erwarten dürfte. Und in dieser Erwartung hat man sich nicht getäuscht. Die hochansehnliche Versammlung hat sich selbst schon in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts in hiesiger Stadt überzeugen können, wie Alle sich bemüht haben, durch die getroffenen Vorkehrungen und Anordnungen, durch gastliche Aufnahme und hohe Kunstgenüsse den heitern, geselligen Verkehr zu erhöhen und den Eindruck der Befriedigung in allen Gemüthern zu hinterlassen. Ich brauche die vielen Beweise freundlicher Theilnahme nicht einzeln aufzuzählen, sie sind Ihnen schon hinlänglich bekannt geworden; aber wohl geziemt es sich, hier nochmals den ehrenwerthen Bewohnern dieser Stadt unsern innigsten, aufrichtigsten Dank hiermit auszusprechen, zu dem sie uns jetzt von neuem verpflichten durch die Aufmerksamkeit und Theilnahme für das Wirken und die Interessen unseres Vereins, welche sie durch ihre zahlreiche Anwesenheit an den Tag legen.

Aber auch alle die würdigen Männer, welche von nahe und fern, aus dem Süden, wie dem Norden unseres Vaterlandes herbeigeeilt sind, der diesjährigen Einladung folgend, empfangen wir mit einem herzlichen Gruße. Zwar vermissen wir Manchen ungern, der bisher den regsten Antheil an den Interessen unseres Vereins genommen hat, jetzt aber durch unerwartete Hindernisse von uns fern gehalten wird; aber alle echten deutschen Länder, Schwaben, Baiern, Thüringen, Sachsen, Hannover, Westphalen, Holstein, haben uns ihre Vertreter gesendet, ja wir betrachten es als ein besonders günstiges Zeichen, daß wir hier mehrere Gäste aus den transalbingischen Landen in unserer Mitte erblicken, die bisher gewohnt waren, sich einem kleinen Vereine anzuschließen, der ähnliche Zwecke verfolgt, aber mehr localer Art ist. Namentlich aber sind wir darüber erfreut, daß so viele von jenen werthen Männern hier versammelt sind, die zuerst vor sechs Jahren beim Jubelfest der Georgia Augusta den Gedanken faßten, unsern Verein zu begründen, die wir daher mit vollem Rechte als die eigentlichen Stifter ansehen. Es ist dies aber ein deutlicher Beweis, daß sie das, was sie mit der edelsten Begeisterung begonnen haben, mit unwandelbarer Liebe fortzuführen gesonnen sind.

Vor Allem aber wünschen wir, daß das Band der Eintracht sämmtliche Glieder des Vereins immer fester umschließe und durch die wissenschaftlichen Verhandlungen ebenso, wie durch den geselligen Verkehr gefördert werden möge."

Ehe noch die Verhandlungen selbst begannen, stellte Hofrath Dr. Thiersch mit besonderer Rücksicht auf die Glieder der Bürgerschaft und des Stadtrathes, dankfagend für die zuvorkommende Aufnahme, welche die Philologen gefunden, dar, was der Grund dieses herzlichen Entgegenkommens sei, und was der Verein „bringe." Er wies zunächst auf das hohe Gut der Sprache hin, und wie das Studium derselben zuerst den classischen Sprachen gegolten, dann auch auf die orientalischen und germanischen (deren Begründer Hessen erzeugt habe) übergegangen sei, und wie sich die Philologie ihrem Ziele, allgemeine Wissenschaft der Sprachen zu werden, bedeutend genähert habe. Sodann erinnerte er an den Inhalt der classischen Philologie, jenen reichen Schatz der Ueberlieferung glorreicher Völker für Geschichte, Religion, Politik; durch die Pflege desselben, welche die Philologen vermittelnd übernehmen, werde der Menschheit ein Eigenthum erhalten, das ihr ohne Schaden an ihren edelsten Gütern nicht geschmälert werden dürfe. Darum wären auch Männer, wie Dahlmann, unter den Stiftern des Vereins gewesen. — Nun aber gehe der Beruf der meisten Anwesenden dahin, die Früchte dieses Studiums für den Jugendunterricht zu verwenden, wodurch die Philologie mit Allem zusammenhänge, was die Bildung des Geistes und Gemüthes

Digitized by Google

betreffe. Eben deßhalb nehme der Verein keine ausschließliche Richtung; jedes Streben, die Wohlfahrt zu fördern, werde geehrt. Die Philologie habe den Beruf, die Jugend zu den Urhildern des Schönen zu leiten, und so trete der Verein in innigen Verkehr mit den würdigen Familien, bei denen der Sinn für Jugendbildung lebendig sei, und welche wünschen, ihre Kinder, gleich jenem alten Heros, zu etwas noch Besserem zu erheben, als sie selbst gewesen. Zu diesem Zwecke sei Einheit Noth; ihn zu fördern, träten deutsche Männer aller Länder zusammen. Dies möchte wohl der Grund jener freundlichen Aufnahme sein; eine solche verdiene in diesem Sinne den innigsten Dank.

Die Vorträge eröffnete Prof. Göttling aus Jena.

Ueber eine Bildsäule der Thusnelda.

Der Redner führte eine Vermuthung, welche er schon in den Annali dell' Inst. di corrisp. Arch. Vol. XIII ausgesprochen, daß die in der Loggia de'Lanzi in Florenz befindliche Statue, welche bald Dea del Silenzio genannt, bald als Veturia, bald als Mnemosyne bezeichnet wurde, die Thusnelda, Arminius Gemahlin, vorstelle, weiter aus. Er zeigte, daß, nach der Beschreibung, welche Tacit. Germ. 17 von der Kleidung der deutschen Frauen gibt, und wie dieselbe an den gefangnen deutschen Frauen auf der Antoninsäule in Rom zu sehn ist, nach der Form der Schuhe und nach der Tracht der Haare und nach der ganzen Situation, diese Statue nur eine gefangne Deutsche darstellen, und daß dieß dann füglich keine andre sein könne, als Thusnelda. Diese ward im Jahr Roms 767 in dem Triumph aufgeführt, welchen Kaiser Tiberius seinem Adoptivsohne Germanicus bereitete, und zum Andenken dieses Triumphes ward im Jahre R. 770 dem Germanicus am Fuße des Capitols ein Triumphbogen errichtet. Hier wird die Bildsäule der Thusnelda, in einer Nische (Zotheca) des Bogens stehend, nicht gefehlt haben, zum Zeichen, wie Rom die ihm von Arminius zugefügte Schmach gerächt habe. In gleicher Weise war die Bildsäule des Teutonenfürsten Teutoboch auf dem Triumphbogen des C. Marius bei Orleans angebracht worden. (S. Montfaucon Antiq. expl. T. IV. p. 170). Es ward ferner die Vermuthung aufgestellt, daß der Urheber dieser künstlerisch höchst ausgezeichneten Statue wohl kein andrer sein könne als Cleomenes, des Cleomenes Sohn aus Athen, welcher die berühmte Bildsäule des Germanicus im Louvre verfertigt hat; es ward dabei Veranlassung genommen, in dieser Statue und ihren Emblemen wirklich einen Germanicus nachzuweisen. Der Vortragende kam dabei zugleich auf eine von Rubens zuerst auf Thusnelda gedeutete Vorstellung auf dem berühmten Achat de la Sainte Chapelle in Paris zu sprechen und zeigte, daß, da der Künstler sich durchaus nicht genau an die wirklichen Züge der dargestellten Personen, z. B. des Tiberius, gehalten habe, eine Porträtähnlichkeit auch dieser Gefangnen, in welcher man besonders Thusnelda und ihren kleinen Sohn Thumelicus, Segimund und Ramis, des Sesithacus Gemahlin, erkennen wollte, durchaus nicht annehmen dürfe. Dagegen stellte er die Vermuthung auf, daß ein herrlicher jugendlicher Gladiatorkopf, welcher aus Italien nach England gekommen und in Specimens of ancient sculpture T. II pl. XLIX. C. abgebildet ist, den Sohn der Thusnelda, den Thumelicus, vorstellen könne wegen der auffallenden Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit denen der Thusneldastatue. Es sei nemlich höchst wahrscheinlich, daß der dreijährige Thumelicus deswegen nach Ravenna gebracht worden sei, um in der dortigen Fechterschule zum Gladiator aufgezogen zu werden. Das ludibrium aber, welches Tiberius an dem jungen Deutschen nach Tacitus habe ausüben lassen (Annal. 1, 58), möge wohl darin bestanden haben, daß Thumelicus zum Hohn seines Volkes in einem Amphitheaterspiele, das zur Feier eines

Digitized by Google

Sieges über die Deutschen gehalten werden, habe mit kämpfen müssen und gefallen sei. Dieses ward durch den gleichen Gebrauch des Wortes ludibrium in gleicher Sache von Seneca nachgewiesen. Eine Bestätigung seiner Vermuthung über das Schicksal des Sohnes des Armin wollte der Vortragende auch in dem Namen desselben (Thumelicus) finden, welches wohl kein deutscher Name, sondern der Sclavenname des Sohnes des Arminius sei. Thymelicus, oder mehr latinisirt Thumelicus (Gruter DCVII, 1. DCCXXIV, 4. 5) bezeichne nemlich nicht blos einen Pantomimen oder Mimiker, sondern einen jeden, welcher auf einem freien Platze, namentlich der Caves eines Amphitheaters zur Ergötzung des Publicums aufgetreten sei und erscheine auf alten Inschriften auch als Beiname zur Bezeichnung dieses Gewerbes. Es ward ferner hervorgehoben und mit Beispielen belegt, wie gern die Römer sterbende Gladiatoren bildlich dargestellt, und wie es natürlich erscheine, daß gerade der Sohn eines Todfeindes, der einem höchst tragischen Schicksale erlegen war, von ihnen bildlich aufgefaßt worden sei. Auf jeden Fall zeige dieses edle, schöne Gesicht einen Gladiator durchaus nicht gemeiner, sondern höchst bedeutender Art auf.

Der Vortragende machte den Beschluß mit einer Vergleichung der antiken Thusneldastatue mit der Statue, welche von Herrn von Bandel gearbeitet, im Besitz Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten zur Lippe ist, und erläuterte beide Statuen durch Zeichnungen. *)

Hierauf sprach Hofrath Thiersch seine Beistimmung aus zu der ingeniösen Combination des Redners, bestritt jedoch, daß die eine Bildsäule den Germanicus vorstellen könne, da einerseits nichts Urkundliches darauf hinweise und andrerseits die kummervollen und eingefallenen Züge nicht auf die sonst immer hervorgehobene ideale Schönheit des Germanicus paßten. Die Frage, ob wohl, wie selbst Künstler versicherten, der Kopf das rechte Verhältniß zum übrigen Körper habe, vielleicht gar später aufgesetzt sei, wurde durch die genügendsten Aufschlüsse sofort beseitigt. Auf die weitere Frage, ob ludibrio bei Tac. nicht eine Mißhandlung des Körpers bedeuten möge, von der hier zu reden kein schicklicher Ort sei, legte Hr. Hofrath Thiersch weniger Gewicht.

Prof. Walz fügte seine Vermuthung hinzu: er will die fragliche Bildsäule um einige Jahrhunderte früher setzen. Ein Bildgießer Antigonus habe die Schlachten Attalus I und Eumenes II gegen die Gallier (Kelten) dargestellt; dieses Sujet finde O. Müller in mehreren Gruppen. Die Tracht der gallischen und deutschen Frauen sei nicht so verschieden. Es könne demnach die Statue eine gallische Frau darstellen, welche etwa durch ihre Geistesstärke Aufmerksamkeit erregt hätte. Cleomenes könne der Sohn des Cleomenes sein, von welchem Letzteren die Mediceische Venus herrühre, und welcher um Ol. 150 gelebt habe.

Nach der Pause wurden Hofr. Thiersch, Prof. Walz, Dir. Bömel, Prof. Hermann, O.S.R. Prof. Röst, Prof. Petersen als Comité zur Wahl des nächsten Versammlungsortes vorgeschlagen.

Hierauf hielt Prof. Osann seinen Vortrag:

---

*) Der ganze Vortrag wird erweitert noch besonders erscheinen mit zwei Steintafeln unter dem Titel: Thusnelda, Arminius' Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen.

Digitized by Google

Ueber die erste Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks in Attika.

καὶ τὰ μὲν ἔπλασε μῦθος Ἀχαϊκὸς, ἡδέα ψεύδη συγκεράσας.
Nonnos.

„In der vorjährigen Versammlung dieses geehrten Vereins, welchem auch mich anschließen zu dürfen, mich mit Stolz und Freude erfüllt, ist ein Gegenstand zur Sprache gebracht worden, welcher seiner Natur nach weder zu einem Abschluß hingeführt werden konnte, noch auch nach der Absicht des verehrlichen Sprechers werden sollte, nämlich die Frage nach dem historischen Kerne in der nur zu oft für mährchenhafte Erfindung erklärten traditionellen Sage, und zwar zunächst in Beziehung auf die überlieferte Colonisirung einzelner Theile Griechenlands durch Aegyptische Einwanderungen *). Wenn es einer beifälligen Erklärung von meiner Seite für die dort ausgesprochene Ansicht von der nicht in Abrede zu stellenden Einwirkung Aegyptischen Einflusses auf Entwickelung des Griechischen Geistes in Kunst, Sitte und Religion keineswegs bedarf, so bin ich doch um so mehr veranlaßt, dieses mein Glaubensbekenntniß von einer zuzugestehenden theilweisen Abhängigkeit Griechenlands von den Einflüssen des Orients in den ältesten Zeiten gleich im Eingang dieses Vortrags abzulegen, als der Inhalt desselben die Zulässigkeit jener Annahme zum Theil voraussetzt. Bei einer scharfen Auffassung der obschwebenden Streitfrage tritt die unabweisbare Alternative ein, entweder die Ueberlieferung geradezu und zwar in ihrem ganzen Umfang für eine Fiction erklären zu müssen, was, wie ich glaube, selbst die eifrigsten Verfechter des Griechischen Autochthonismus nicht einmal auf sich nehmen mögen, oder unter Anerkennung einer historischen Grundlage jeglicher mythologischen Tradition, den Versuch zu machen, die zu Grunde liegende Substanz mittelst kritischer Ausscheidung aller zufälligen oder absichtlichen Einkleidung an das Licht zu bringen. Wenn ich nun dieser letzteren Ansicht zu huldigen bekenne, so habe ich hierbei für mich nicht nur die Auctorität Platons **), welcher sagt, die Mythen seien zwar Lügen, aber es liege ihnen etwas Wahres zu Grunde, sondern ich folge der Ueberzeugung, daß es für einen an der Geschichte selbst begangenen Frevel angesehen werden müsse, was in treuem Glauben von der Vorzeit überliefert worden, weil es einer vorgefaßten Meinung widerspricht, ungeprüft zu verdammen. Das Gelingen der so eben bezeichneten Aufgabe des Mythologen und hierauf die Entscheidung der Streitfrage selbst scheint also nur von der Art der in Anwendung zu bringenden Prüfung abhängig zu sein, die, wenn nicht alle einschlägigen Momente ins Auge gefaßt werden, freilich unfehlbar mißglücken wird.

Pr. Walz hat in dem angeführten, mancherlei Betrachtungen anregenden Vortrage sich beschränkt, Materialien zur Bewahrheitung seiner Meinung von einer monumentalen Seite, wie er sie nennt, herzunehmen, hiermit aber eine andere Betrachtungsweise weder ausgeschlossen, noch ausschließen wollen, welche in der Nachweisung des inneren Zusammenhangs der Sage an sich oder in Beziehung auf andere besteht. Weit entfernt, zu glauben, daß die richtige Art, wie Mythen zur Ermittelung der einwohnenden historischen Elemente kritisch zu behandeln seien, erst noch aufzudecken sei, habe ich es unternommen, eine Specialsage, nämlich die Aufnahme des Dionysos

*) Verhandlungen der fünften Versamml. deutscher Philologen 1842. S. 144 fg.
**) Rep. II, 17.

Digitized by Google

beim Ikarios in Attika, einer genauen Beurtheilung in der Absicht zu unterwerfen, auf daß sich herausstelle, ob und welche Thatsache in Beziehung auf die erste Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks in Attika derselben zu Grunde liege. Daß ich aber einen historischen Kern vermuthete, dazu wurde ich von vornherein durch die auf vielfache Forschungen gestützte Ueberzeugung vermocht, daß der größere Theil des Dionysischen Sagenkreises eine Symbolik der Einbringung, Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks sammt seiner Pflege in Griechenland enthalte, wie sich in der Ueberlieferung von den vielfachen Wanderungen des die Rebe bringenden Gottes und seiner Gefährten zu Land und zu Wasser der Gedanke an eine Allegorie der allmähligen Verbreitung des Weinstocks über ganz Griechenland dem aufmerksamen Betrachter von selbst aufdringt *). Da ich nicht weiß, ob es mir gestattet sein werde, die eben ausgesprochene Behauptung über den historischen Inhalt der Dionysossage durch die Bearbeitung einer diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfange behandelnden Oenologie zu bewahrheiten, so erlaube ich mir für jetzt, nachdem ich schon früher einen Versuch dieser Art in der Abhandlung „Oenopion und seine Sippschaft" bekannt gemacht habe **), einen andern ausführlicher behandelten Theil des Ganzen zunächst in der Absicht vorzulegen, durch das Urtheil einer so erleuchteten Gesellschaft bestimmt zu werden, entweder auf dem eingeschlagenen Pfade muthig fortzuschreiten, oder im andern Falle bei Zeiten den Rückzug anzutreten. Es bedarf übrigens hier kaum der Erwähnung, daß eine allseitige Behandlung dieses Gegenstands zugleich Momente einschließt, welche die Geschichte der geistigen Entwickelung Griechenlands aufzuhellen vermögen. Denn es kann nicht verkannt werden, daß die Verbreitung des Weinstocks und seiner Pflege einen einflußreichen Abschnitt in der Geschichte der griechischen Civilisation bewirkt hat. Dionysos ist nicht allein der bis zur Raserei berauschende, sondern auch der begeisternde, sänftigende Gott, welcher rebenumrankt, die Kithara im Arm, die Welt durchzieht, und durch Verbreitung eines der edelsten Geschenke der gütigen Mutter Natur überall die Weihe eines geistigen, höheren Lebens ausschüttet.

Wenn übrigens in dem gegenwärtigen Vortrage manche Behauptung gewagt erscheinen sollte, so ist die Rechtfertigung davon in begleitenden Anmerkungen zu geben versucht worden, die ihrer Natur nach von der jetzigen Mittheilung ausgeschlossen bleiben mußten (jetzt aber ihre Stelle unter dem Text gefunden haben). Endlich habe ich auch noch kurz des Grundes zu gedenken, warum ich von der Behandlung desselben Gegenstandes durch J. H. Voß, welche in einer Reihe von Abhandlungen nach seinem Tode als Fortsetzung der Mythologischen Briefe durch Brzoska bekannt gemacht worden ist, in gegenwärtigem Vortrage keinen Gebrauch gemacht habe. Wenn niemand bereitwilliger, als ich sein kann, die Verdienste dieses wahrhaft großen Mannes überall, so auch in der nächsten Beziehung anzuerkennen, so würde dennoch die Verschiedenheit der Grundansicht, nach welcher Voß den Weinstock in Griechenland als ursprünglich einheimisch, und zwar das nördliche Griechenland für das Vaterland des ganzen Bacchoscultus ansieht, eine fortwährende Polemik nöthig gemacht haben, die statt den Gegenstand aufzuklären, ihn vielmehr verwirrt haben würde, und welche außerdem bei der bekannten synthetisch dogmatischen Darstellungsweise Voſſens

*) Schon Pherekydes lehrte, Dionysos sei mit seinen Wärterinnen den Nymphen, umhergezogen, um mit dem von ihm gefundenen Weinstock den Menschen zu beschenken. Schol. Hom. Il. 18, 486.

**) Welcker Rhein. Mus. III, 2. S. 241 fg.

Digitized by Google

kaum zulässig gewesen wäre. Es blieb daher nichts übrig, als den Gang meiner Forschung in dieser Hinsicht ganz frei und unabhängig zu halten und, indem nunmehr Ansicht gegen Ansicht gegenüber tritt, einem Dritten die Beurtheilung zu überlassen.

So viel im Allgemeinen. Kommen wir jetzt zur Sache selbst und hören die Zeugen ab, die von der Ikariossage, welche die Grundlage dieser ganzen Untersuchung abgibt, Bericht erstatten.

„Nachdem Erichthonios gestorben," erzählt Apollodoros *), „und in dem Hain der Athene begraben worden, regierte Pandion, unter welchem Demeter und Dionysos nach Attika kamen. Die Demeter aber nahm Keleos in Eleusis, den Dionysos Ikarios auf, und dieser erhielt von jenem einen Schoß des Weinstocks. Und die Weinbereitung von ihm lernend, zugleich um das von dem Gott erhaltene Geschenk den Menschen mitzutheilen, kam er zu einigen Hirten, welche nach dem Genuß des Weins, zumal da sie denselben ohne Wasser und vor Lust in Uebermaß getrunken, vergiftet zu sein wähnten und ihn tödteten. Als sie dessen den Tag darauf inne geworden, begruben sie ihn. Seiner Tochter Erigone aber, welche den Vater suchte, zeigt der ihm zugewöhnte Hund mit Namen Mära, welcher dem Ikarios gefolgt war, den Leichnam, und nachdem sie den Vater beweint, erhing sie sich." Dem Wesen nach dieselbe Erzählung, nur im Einzelnen ausführlicher, giebt uns nach Eratosthenes ein Homerischer Scholiast **), Folgendes noch hinzufügend: „Als eine Krankheit in Athen ausgebrochen, ehrten die Athener in Gemäßheit eines Orakelspruchs den Ikarios und die Erigone mit jährlichen Festen, nachdem diese aber unter die Sterne versetzt worden, wurde Ikarios Bootes, Erigone die Jungfrau genannt; der Hund aber behielt seinen Namen." Wenn in dem letzteren Theil dieser Nachricht sich leicht die katasteristische Behandlungsweise der Astronomie bei den Alexandrinern erkennen läßt, und selbst die Vermuthung erhoben werden kann, daß dieser Theil der Sage auf Rechnung des Eratosthenes selbst komme ***),

*) III, 14, 7.

**) Zu Ilias XXII, 29. Ebenso Servius zu Virg. Georg. II, 67 und 389. Der Schol. zu Ovid. Ibis. 609 ed. Merkel. S. 474, mit einer Version rücksichtlich des Todes der Erigone: Icarus primus plantavit vineam et de vino, quod inde habuit, messoribus ad bibendum dedit. Vel, ut alii dicunt, Icarus jussu sui domini vinum Thebas portabat et invenit messores, quibus vinum dedit, qui inebriati putantes se venenum bibisse, proiecerunt ipsum in puteum. Canicula vero cum eo ire solita ivit ad Erigonen, filiam Icari, et morsibus vestibus duxit ad patrem: quae patre viso se voluit suspendere, sed Iupiter eam cum cane et patre translatam stellificavit, ut dicit Ovidius. Die ganze Sage haftet so durchaus an Attischer Localität, daß die Uebertragung hier nach Theben ganz allein ohne weitere Bezeugung steht, so daß Thebas nur als eine Verschreibung von Athenas erscheint. Es werde hier gleich auch noch eines von Wenigen nur erwähnten Moments in der Sage gedacht, weil es auf den Gang der Untersuchung sonst keinen Einfluß hat. Nämlich nach Mythogr. Vatic. II. c. 61. S. 106 wurde das Rebenfeld des Ikarios von einem Bock (Porphyrios de abstin. II, 10. S. 119 nennt eine Ziege) verwüstet. Dieser Umstand steht mit der Ikarischen Sage sonst in gar keiner weiteren Beziehung und scheint nur aus andern die erste Anpflanzung des Weinstocks in andern Gegenden Griechenlands betreffenden Dionysischen Mythen entlehnt zu sein, wo sich dieselbe, aber unter angemessenen Motiven, findet, wie in der Thrakischen des Lykurgos, oder der Aetolischen des Oeneus. Am ausführlichsten übrigens, wie zu erwarten, behandelt die ganze Ikariossage Nonnos Dion. XLVII init., aber auf eine Weise, die bei seinem mythologischen Synkretismus dieser nach fester Grundlage strebenden Untersuchung wenig Stützpunkte gewähren konnte.

***) Wenn hier ein Hund, dort eine Hündin in der Sage erscheint, so trägt, da wir aus einem ausdrücklichen Zeugniß wissen, daß Eratosthenes einer Hündin, und zwar unter demselben Namen Mära, gedacht habe,

Digitized by Google

so ist es auf der andern Seite gestattet, der Nachricht von den jährlichen Festen Glauben zu schenken und darin eine historische Spur von der jährlichen Wiederkehr eines in Beziehung auf den Dionysos gefeierten Festes wieder zu finden. Eine weitere Nachricht über die Ankunft des Bakchos in Attika, gleichzeitig mit der Demeter, giebt auch Tzetzes *), aber ohne Anführung seines Gewährsmanns, außerdem auch in einem der Nachhülfe so bedürftigen Texte, daß daraus nichts weiter abgenommen werden kann. Viel ausführlicher und zugleich mit einigen bedeutsamen Winken, die aber erst weiter unten verfolgt werden können, erzählt die Sage Hyginus **), aus dessen Bericht für den gegenwärtigen Zweck nur zwei mit einander in engem Verbande stehende Punkte namhaft zu machen sind. Nämlich die aus Zorn über die Ermordung des Ikarios und den darauf erfolgten Tod der Erigone vom Dionysos über die Athener geschickte Krankheit oder Pest habe in einer „ähnlichen Strafe" bestanden. Worin diese bestanden, giebt Servius ***) dahin an, daß die Athenischen Jungfrauen von der Wuth, sich zu erhängen, ergriffen worden seien, eine Art von Monomanie, die sich in ähnlicher Weise bekanntlich auch in andern Sagen des Griechischen Alterthums wiederholt ****), in diesem Falle aber von Hyginus †) aus einer Verwünschung der Erigone hergeleitet wird, daß dasselbe Schicksal des Todes durch Erhängen, welchem sie entgegen gehe, auch die Jungfrauen Attikas treffen werde, wenn sie die Tödtung des Ikarios ungerächt lassen würden. Servius fährt dagegen in seinem Berichte fort: Als Ursache dieser über Athen verhängten Heimsuchung habe den Athenern auf ihre Anfrage der Delphische Gott die Tödtung des Ikarios und die dadurch veranlaßte Entleibung der Erigone angegeben, worauf sie, und dieses ist der zweite Punkt, Rache an den Hirten genommen und zu Ehren der Erigone das Fest der Oscillation gestiftet, auch, doch wohl an demselben jährlich wiederkehrenden Feste, bei der Wein-

---

die Schuld davon lediglich der Berichterstatter. Bei Nonnos erscheint der Hund nur als Begleiter der Erigone, beklagt ihr Unglück und ihren Tod; die Nachricht von dem Tod des Ikarios und die Auffindung des Leichnams wird vielmehr durch ein Traumgesicht, welches der Erigone erscheint, vermittelt, Vs. 161.

*) In Welcker's Rhein. Mus. Bd. IV. S. 25: *Ἐπὶ τοῦ Πανδίονος τοῦδε Διόνυσος καὶ Ληναῖος ἦλθον εἰς τὴν Ἀττικήν· ἦτοι τότε τῆς Ἀττικῆς Οἰνεὺς καὶ Γεώργιος ἐγνώσθη, καὶ Ποσειδῶν καὶ Ἀθηνᾶ τότε περὶ τῆς Ἀττικῆς ἤρισαν· διὸ καὶ Εὔμολπος ὁ Ποσειδῶνος πρὸς τὸν Ἐρεχθέα τὸν τοῦ Πανδίονος ἐξήνεγκε πόλεμον· ἐν ᾧ ἐτιμήσαν ὁ Ἐρεχθεύς.*

**) Fab. 130.

***) Georg. II, 389: ut eorum filiae furore quodam compellerentur ad laqueum. Wenn beim Schol. Lucian. deor. conc. 5 eine andere Krankheit, eine Art Priapismus, genannt wird, so beruht dies auf einer Verwechselung mit einer andern, den Dionysischen Pegasus betreffenden Sage, deren unten gedacht werden wird. Vgl. Lobeck Aglaoph. T. I. S. 660.

****) Ein ganz ähnliches Beispiel erzählt Gellius von Milesischen Jungfrauen, XV, 10: Plutarchus in librorum quos *περὶ ψυχῆς* inscripsit, primo . . . virgines dixit Milesii nominis, fere quot tum in ea civitate erant, repente, sine ulla evidenti causa, voluntatem cepisse obeundae mortis ac deinde plurimas vitam suspendio amisisse. Id cum accideret in dies crebrius, neque animis earum mori perseverantium medicina adhiberi quiret, decrevisse Milesios, ut virgines, quae corporibus suspensis demortuae forent, ut eae omnes nudae cum eodem laqueo, qui essent praevinctae, efferrentur: post id decretum, virgines voluntariam mortem non petisse, pudore solo deterritas tam inhonesti funeris. Vgl. Polyaen. VIII, 63.

†) Astron. 4.

Digitized by Google

lese dem Ikarios und der Erigone die Erstlinge des Herbstes gewelht hätten *). Die Nachricht von diesem Feste, welches zwar von einigen alten Gewährsmännern anders gedeutet wird, von den meisten jedoch in ausdrückliche Verbindung mit der Sage von der Verbreitung des Weinstocks durch Ikarios und Erigone gesetzt wird, ist weder Erfindung, noch Deutelei, sondern findet ihre Bestätigung in dem selbst noch in später Zeit, wie es scheint, gefeierten Feste der Aeorä (αἰώρα), welches, seiner Entstehung nach unzweifelhaft Dionysisch, gerade durch seine bis spät herab fort und fort statt findende jährliche Feier die Erinnerung an die Thatsache, von welcher es ausgegangen, aufbewahret hat **). Ohne hier in eine ausführliche Beschreibung dieses Festes einzugehen, genügt es, das Wesentlichste desselben dahin anzugeben, daß man zur Zeit der Weinlese zum Gedächtniß der um die Verbreitung des Weinbau's verdienten Erigone, in Nachahmung der Todesart, die sie an sich vollzogen, schwebende menschliche Figuren an Bäumen aufzuhängen pflegte ***), wovon der Name des Fests sich zugleich auf die natürlichste Weise herleitet, so wie auch der Gedanke nicht abzuweisen ist, daß die im Winde hin und hergetriebenen Figuren zugleich auf die schwankende Haltung vom Weine Trunkener hinzudeuten bestimmt waren ****). Ob übrigens die Rolle solcher hängenden Figuren lebende Personen selbst übernommen, was nach Einigen unter einer besondern Wendung der Fabel überliefert wird †), oder ob deren Stelle Nachbilder

---

*) Nach Aelian. H. A. VII, 28, welcher kurz die Hauptpunkte der Sage angiebt, und daraus wieder Tzetzes Chil. IV, 128, wurde von den Bewohnern Attika's auch der treuen Hündin geopfert. Da sich hiervon in den sonstigen Nachrichten von dem Feste keine Spur weiter findet, diese Hündin auch sonst in die Symbolik dieser Sage nicht weiter eingreift, so bin ich geneigt, diesen Zusatz für eine spätere Erfindung anzusehen, erst entstanden und veranlaßt durch die Versetzung dieser Hündin in den Himmelskreis, wodurch freilich der den Ikarios und die Erigone begleitende „Erlösungshund", unter welcher Bezeichnung Creuzer Symb. Th. III. S. 531 ihn in die Eleusinischen Mysterien einführt, mehr als zweifelhaft werden dürfte. Sollte dieser Hund oder Hündin der Sage nicht eine natürliche Erklärung in der diesem Thiere eignen Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn, ganz im Sinne Aelian's, finden?

**) Athen. XV. S. 618, F.

***) Vgl. Leopardi Emend. VI, 14. Musl. zu Hesych. v. αἰώρα. Panofka Museo Bartoldiano S. 120 fg.

****) Hygin Astron. 4. S. 428 ed. Stav. schildert den Zustand jener trunkenen Hirten oder Landleute, ut alius aliam se in partem reliciunt, ut semimortua membra iactantes, und sagt weiter unten von den beim Fest der Aeoren hängenden Personen, uti tabula interposita, pendentes funibus, se iactarent, ut qui pendens vento movetur, wie die Stelle nach Scheffer wieder herzustellen ist.

†) S. Hygin Astron. 4 S. 429. Schol. Germanici Arat. S. 79 ed. Buhle. Man hat angenommen, daß sich bei dieser Festfeier die Mädchen einer Vorrichtung nach Art unserer Schaukeln bedient hätten, was dahin gestellt bleiben kann. Der Gebrauch dieser Schaukeln war den Alten nicht unbekannt, wie sich aus dem Gemälde einer schönen, jetzt in Berlin befindlichen Kalpis ergiebt, bei Gerhard Berlins antike Bildw. Th. I, S. 249, jedoch ohne daß dabei irgend eine Beziehung auf Erigone oder das Fest statt findet. Ich vermag in diesem lieblichen Bilde nur die Darstellung weiblicher Belustigung mittelst einer Schaukel wieder zu erkennen. Es scheint dasselbe Vasengemälde zu sein, worin Panofka Mus. Bartold. S. 120 das Fest der Aeorä abgebildet annimmt, unter gelegentlicher Anführung von noch zwei Vasengemälden, auf welchen in ähnlicher Situation sich Frauen schaukeln. Da auf diesen beiden Monumenten der Scene noch ein geflügelter Genius hinzugesellt ist, so würde ich, da sich auf denselben nicht die mindeste sonstige Spur Dionysischer Beziehung vorfindet, geneigt sein, wenigstens in diesen beiden Gemälden Panofka beizustimmen, falls sich nämlich dieser Genius auf den Dionysos deuten ließe. Bekannt ist aber, wie selten das Vorkommen eines geflügelten Bakchos ist, wie E. Braun Bull. dell' inst. 1839. S. 16 erinnert; was Welcker Rhein. Mus. Bd. VI. S. 594 flg. in so reichlicher Fülle zusammengestellt hat, bedarf meines Er-

Digitized by Google

in Art der Mannequins vertreten, ist hier ganz gleichgültig, zumal da sich beides als zulässig denken läßt und sich vielleicht nur nach Zeit und Art verschieden gestaltete. Jedenfalls ist es klar, daß die oscilla, wie von Mehrern diese Hängefiguren ausdrücklich genannt werden, in Uebereinstimmung mit der richtigen Ableitung des Worts, nur auf Nachbildung menschlicher oder menschenähnlicher Körper, sollten diese auch nur in fratzenartigen Gesichtern bestanden haben, gedeutet werden können *). Will man übrigens die Theilnahme lebender Personen an diesem Spiele annehmen, was gar nicht undenkbar, so wird man ihnen, in Gemäßheit der freilich etwas dunkeln Ueberlieferung bei Festus v. oscillum, den Gebrauch der Masken um so bereitwilliger zugestehen, als die Anwendung derselben bei einem dem Bakchos geweihten Feste völlig angemessen erscheint. Auch wird der Gebrauch von Masken bei diesem Feste ausdrücklich von Servius bezeugt.

---

achtens zum Theil noch einiger Sichtung, oder steht außer Verbindung mit der in Rede stehenden Darstellung. In dieser aber an einen Bakchos zu denken, verbietet die der Figur auf einer der gedachten Vasen beigegebene Erklärung ΕΡΟΣ. Hiernach nehme ich fur jetzt wenigstens noch Anstand in sämmtlichen hier genannten Monumenten eine bildliche Darstellung der Aeorä wiederzuerkennen, zumal da sich in der auf einer der Vasen befindlichen Zugabe eines Hündchens, worauf Panofka Werth legt, alles Andere eher, als eine unzweifelhafte Beziehung auf die Mära des Ikarios zu finden vermag.

*) Hierdurch erledigt sich, was in alter und neuer Zeit vielfach über die Oscillen gefabelt worden ist, indem, um eins anzufuhren, die Oscillen nicht die Hängmaschinen (αἰώραι) selbst waren, wie Böttiger Diss. de deo ex machina S. XIII behauptete, sondern vielmehr der in der Schwebe gehaltene Körper selbst. Sehr unbestimmt drückt sich Creuzer Th. III. S. 325 aus, wenn er sagt, daß man unter den Oscillen bald Stricke verstand, an denen sich Menschen hin und her schaukelten, bald aufgehängte Bällen, bald Masken oder Larven, die man in der Luft schweben ließ. Dieser Irrthum hat sich selbst in die neue Pariser Ausg. des Henr. Stephanus fortgepflanzt, wo die angefuhrte Abbildung eines Oscillum nichts anders, als die oben besprochene Kalpis ist. Oscillum kann nichts anders, als ein Deminutiv von os sein, und daher bemerkt Müller ad Festum S. 195 ganz richtig, daß die ursprüngliche Bedeutung des Worts προσωπεῖον gewesen sei. Das Richtige deutete schon Servius an ad Georg. II, 389, aus welchem Scholion hieher gehört: Sed post aliquantum tempus Atheniensibus morbus immissus est talis, ut eorum virgines furore quodam compellerentur ad laqueum; responditque oraculum sedari posse pestilentiam illam, si Erigones et Icarii cadavera requirerentur: quae cum diu quaesita nusquam invenirentur, ad ostendendam suam devotionem Athenienses, ut etiam in alieno ea quaerere viderentur elemento, suspenderunt de arbore funem: ad quem se tenentes homines, hac atque illac agitabantur, ut quasi etiam per aërem illorum cadavera quaerere viderentur. Sed cum inde plerique cadercnt, inventum est, ut formas ad oris sui similitudinem facerent, et eas pro se suspensas moverent. Von den weiteren Erklärungsversuchen bei Servius führe ich nur noch den folgenden an, weil, wenn auch von der darin enthaltenen Ableitung des Worts abgesehen werden muß, die demselben zum Grunde liegende Thatsache nicht undenkbar ist und einen Begriff von der bis zur Ausartung weiter ausgebildeten Festfeier geben kann. Alii dicunt oscilla membra esse virilia de floribus facta, quae suspendebantur per intercolumnia: ita ut in ea homines, accepti clausis personis, impingerent, et ea ore cillerentur, id est moverent, ad risum populo commovendum. Ob man so weit gegangen, daß man mit dem Worte Oscillen jede unförmliche bakchische Maske verstand, die an Bäumen aufgehängt (Gerhard Neapels antike Bildw., Th. I, S. 135), oder welche bei Bakchosopfern zur Schau standen (Millin Gall. myth. Tab. LXIII, No. 268) bezeichnete, ist möglich, jedoch nicht streng nachweisbar. Dergleichen fratzenhafte, colossale Köpfe, welche bei dem von Ptolemäos Philadelphos veranstalteten bakchischen Prunkfeste von dem Wagen des Dionysos herabhingen, nennt Kallixenos Athen. V. S. 198. D πρόσωπα, nicht also αἰώραι. Er sagt: προσήρτητο δὲ καὶ στέφανοι καὶ ταινίαι καὶ θύρσοι καὶ τύμπανα καὶ μίτραι πρόσωπά τε σατυρικὰ καὶ κωμικὰ καὶ τραγικά, woraus sich ergiebt, daß diese Masken mit den Oscillen im engeren Sinne keine Gemeinschaft haben, ihre Anwendung und Gebrauch aber auch sehr gut eine andere Erklärung findet.

Digitized by Google

An die einfache Darlegung der Sage, wie wir sie so eben gegeben, schließt sich, noch vor einem weiteren Eingehen in den Sinn derselben, zunächst die Frage nach dem Alter des Mythos selbst an. Unter den directen Zeugnissen stehen als die ältesten die oben angeführten des Apollodoros und des Eratosthenes oben an, von welchen der Letztgenannte ihr in seinem Gedicht Ἠριγόνη, nach den Fragmenten zu schließen, die ausführlichste Behandlung hat angedeihen lassen *). Wenn auch das Zeitalter dieser beiden Gewährsmänner die Annahme gestattete, daß Apollodoros seine Nachrichten dem Eratosthenes verdankt habe, so steht doch einer solchen die sichere Wahrnehmung entgegen, daß Apollodoros in seiner mythologischen Bibliothek ganz andere, als Alexandrinische Quellen benutzt, sich vielmehr bekanntermaßen an viel ältere Zeugen, die bis zu den Logographen hinaufreichen, gehalten und namentlich sehr häufig den Pherekydes ausgeschrieben habe. Aus welchen Quellen aber immer diese Schriftsteller geschöpft haben mögen, für ein sehr hohes Alterthum der Sage spricht nicht nur die Beschaffenheit der auf dieselbe unzweifelhaft gegründeten Feste, sondern auch das Fortbestehen der Aoroi bis in verhältnißmäßig späte Zeit herab, worauf ein Lied des mir sonst weiter unbekannten Kolophoniers Theodoros vorhanden war, das im Munde des Volks noch bis auf Aristoteles Zeiten verbreitet war, wie letzterer in seiner Politeia der Kolophonier erzählt hatte **). Obwohl nicht zu bezweifeln, daß auch die bildende Kunst sich dieser so ergiebigen Sage bemächtigt haben werde, so ist es mir doch nicht gelungen, irgend ein Denkmal aufzufinden, auf welchem sie sich, wenn auch nur zum Theil, unzweifelhaft nachweisen lasse, und obwohl man dieses zu können allerdings gemeint hat, so glaube ich doch die Richtigkeit dieser Wahrnehmung ausdrücklich und zwar um so mehr in Abrede stellen zu müssen, als nur zu oft auf dergleichen unbegründete Behauptungen weitere Schlüsse gebaut zu werden pflegen ***).

---

*) Einstweilen zu verweisen auf Bach's nicht ganz vollständige Zusammenstellung der Fragmente, Zeitschr. f. d. Alterth. 1837. Nr. 42.

**) Athen. XIV. S. 618. E. Pollux IV, 55.

***) Creuzer glaubt in einer Terracotta des Britischen Museums, wovon er eine Abbildung giebt (Abbild. zur Symb. Taf. LVIII, 1 vgl. Erklär. S. 34 und Symb. Th. III. S. 339), den Empfang des Bakchos beim Ikarios zu erkennen. Es ist diese Darstellung eine von den vielen, sich unter verschiedenen Modificationen wiederholenden, wo der Gott, nicht der Indische, wie man oft angenommen hat, sondern der Thrakische (vgl. zu Cornutus S. 360), von der Reise kommend, sich anschickt an einem Symposium Theil zu nehmen. Vgl. Ancient marbles of the British Museum. Visconti Descr. des antiques du Musée Royal à Paris 1817. S. 37. Nr. 95, wo auf einem, eine ähnliche Scene darstellenden Basrelief derselbe Gegenstand wiedergefunden wird, wie dies auch auf einem andern Monument derselben Gattung von Gerhard (Neapels antike Bilder. Th. I. S. 135 flg.) geschieht. Soll diese Vorstellung auch wirklich ein Hospitium des Bakchos wiedergeben, so bietet der Dionysische Sagenkreis noch andere Situationen dieser Art, welche dahin mit gleichem Rechte gedeutet werden können, wie z. B. die Ankunft und Aufnahme des Bakchos bei dem Aetolischen Oeneus (Hygin Fab. 172. 174), oder selbst bei dem Attischen Heros Semachos (s. Scaliger ad Euseb. Chron. S. 30, ed 1658). Denn wenigstens die auf der Terracotta von dem Schenktisch herabhängende Weintraube enthält an sich noch keine Beziehung gerade auf Ikarios. Vielmehr dürfte der allgemeine Gedanke an die Gegenwart und Theilnahme des Gottes bei dem fröhlichen Genuß der von ihm gespendeten Gabe genügen, um die Erscheinung des beim Symposium angerufenen Gottes vollkommen zu erklären. Wollte der Künstler diese Symbolik unter die Beziehung auf ein bestimmtes Vorkommniß in der Dionysossage stellen, so mußte er, wenn er verstanden werden wollte, diese Besonderheit auch besonders durch irgend eine geeignete Zugabe charakterisiren. Doch soll hiermit die Möglichkeit, daß wirklich der Empfang beim Ikarios gemeint sei, nicht geläugnet werden.

Digitized by Google

Doch genug von den Einzelheiten dieser Sage und ihrem hohen Alterthum, wobei wir fast fürchten müßten, zu lange verweilt zu haben, wenn es nicht darauf angekommen wäre, die Bedeutung dieser Sage für ganz Attika hervor zu heben. Entkleiden wir aber jetzt, um den ursprünglichen, auf einer historischen Thatsache wurzelnden Kern herauszufinden, die Sage alles ihres Schmucks, mit welchem sie durch die schöpferische Phantasie des Volksglaubens und der Dichter umhüllt worden ist, so bleibt als Grundlage die erste Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks sammt der Weinbereitung in Attika übrig, welches Ereigniß an die Namen Ikarios und Erigone angeknüpft und durch die von diesen Personen ausgesagten Thaten sinnbildlich dargestellt wird. Daß die Sage von der ersten Anpflanzung der Rebe und ursprünglichen Weincultur in Attika spreche, deutet, abgesehen davon, daß dieses ausdrücklich bezeugt wird *), hinlänglich die Unbekanntschaft der Hirten mit den Folgen des genossenen Getränks an; so wie die Wanderung des Ikarios die Verbreitung des Gewächses und seiner Cultur durch Attika. Weiter finden wir jährliche Feste zur Erinnerung an den mit der Verbreitung des Weinbau's in engster Verbindung stehenden Tod der Erigone, und zwar zur Zeit der Weinlese, das heißt, dieses Fest ist die ursprüngliche Weinlese selbst **) oder, vielleicht richtiger, ein Theil der auf Veranlassung derselben statt findenden Belustigungen, und es darf allerdings die Vermuthung ausgesprochen werden, ob nicht das Erhängen der Erigone und die davon hergeleitete Oscillation am Feste der Aeorä ursprünglich nichts anders ist, als eine bildliche, freilich in seiner weiteren Entwickelung durch poetische Ausbildung fast unkennbar gewordene Darstellung von dem natürlichen Schaukeln der im Winde flatternden, nach alter, noch jetzt in Unteritalien üblicher Sitte zu Guirlanden und Festons verbundenen Ranken der an Ulmen und andern Bäumen in die Höhe gezogenen Weinstöcke. Diese Vermuthung findet in der Bemerkung des Lexigraphen Pausanias ***) einige Unterstützung, daß Erigone mit dem Namen Aeora selbst bezeichnet werde. Es ist übrigens noch eine andere Erklärung jenes Schaukelns zulässig, wenn man überhaupt gezwungen wäre, alle einzelnen Momente einer Sage einer Deutung zu unterziehen. Es könnte nämlich jene Monomanie des Erhängens, welcher sich die Attischen Jungfrauen ergaben, als ein Symbol der bis zu Excessen gesteigerten Lust aufgefaßt werden, mit welcher sich in Folge baechischer Erregung die Frauen der bei Dionysischen Festen üblichen Belustigung des Schaukelns bis zur Gefahr des Lebens überlassen, und es könnte unterstellt werden, daß zur Steuer dieses gefahrbringenden Unfugs in Folge gesetzlicher Bestimmung dem herkömmlichen Gebrauche mittelst Ersetzung lebender Schaukelinnen durch leblose Körper in Nachbildung menschlicher Gestalt genügt worden wäre. So sonderbar auch diese Erklärung er-

---

*) S. die schon beiläufig angeführten Zeugnisse und Serv. zu Georg. I, 67 und II, 389.

**) Herrmann Myth. der Gr. Bd. II. S. 365 flg. findet wie sonst, so auch in diesem Mythos eine Bestätigung seiner Calendarideen und hält das Ende dieses Festes, das er gleichfalls als Weinlese auffaßt, für das Ende und den Anfang des Dionysischen Zeitkyklos, der in Uebereinstimmung mit der Sage selbst immer auf das Herbstäquinoctium falle.

***) Eustath. S. 389, 43: *Κύριόν ἐστιν ὄνομα ἡ Αἰώρα γυναικὸς ἀπαγξαμένης*, vgl. mit Phav. v. *ἠωρήσασθαι*. Wenn in Beziehung hierauf Lobeck Aglaoph. T. I. S. 585 bemerkt, *αἰώρα* sei vielmehr der Name eines Liedes *ἐπὶ τιμῇ γυναικός*, so soll dieses nicht geradezu geläugnet werden, obwohl ich für diesen Gebrauch des Worts keinen Beleg finde. Denn aus der einzigen, hierher gehörigen Stelle des Athenäos, welche oben angeführt worden, geht dieses nicht hervor. Die *αἰώρα* war, wie wir gesehen haben, das Hängewerk selbst: die *αἰῶρα* der Name des bezüglichen Festes.

Digitized by Google

scheinen mag, so würde sie doch der allegorischen Anschauungsweise der Alten um so weniger entgegen sein, als sie in der auf einem Seile sich wiegenden Phädra auf dem Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi eine Andeutung auf den spätern Tod der Schaukelnden mittelst Erhängens fanden *), und die Anwendung gerade dieser Todesart in dem Mythos scheint der Natur der Weiber überhaupt, und namentlich dem Gebrauche der Griechischen um so angemessener, als letztere, wenn sie einmal den Faden ihres Lebens eigenmächtig zu zerreißen entschlossen waren, sich zur Ausführung dieses letzten Willens am häufigsten des Stricks zu bedienen pflegten **), eine Liebhaberei, deren selbst unter den gebildeteren Völkern wahrgenommenes Fortbestehen bis in die neuesten Zeiten auf einen besonderen Grund in der Natur des Weibes schließen läßt. Doch genug dieser Vermuthungen, deren weitere Verfolgung hier passend unterbleibt, so wie ihre Beurtheilung dem Ermessen Anderer anheim gegeben wird.

Wenn man ferner sonst geneigt ist und auch in dem Versuche gewöhnlich begünstigt wird, in der Ableitung und dem verbalen Inhalt der Personennamen einer Sage als den Trägern derselben eine symbolische Beziehung auf dieselbe, oder wohl gar ihre Deutung selbst zu finden, so ist mir dieses in dem Namen Ikarios wenigstens nicht geglückt, was aber auch um so weniger vermißt werden wird, als gerade das Vorkommen dieses Namens in der Sage auf einem andern, als etymologischen Wege seine Erklärung und Erledigung findet, wovon weiter unten. Ebenso wenig ist dieß der Fall mit dem Namen der Hündin ***), mit welchem allerdings später der Hundsstern am Himmel bezeichnet wird. Obwohl ich in diesem Namen eine rücksichtlich des Gedeihens des Weinstocks gefundene Beziehung desselben auf die zur Zeit dieses Gestirns am Himmel statt findende Sonnenhitze als passend gern zugestehen will, wenn ich auch glaube, daß man sich mit der oben gegebenen Erklärung des Hunds als Begleiters des Ikarios begnügen kann: so vermag ich doch die Annahme dieser Hündin als eines Symbols des Hundssterns, d. h. des wirklichen Sternbildes, aus dem Grunde nicht zu billigen, weil das Alterthum des bildlichen Sternhimmels nichts weniger als die Zeit erreicht, in welcher wir die Sage sammt der Hündin als bereits vorhanden anzunehmen durchaus berechtigt sind. Auch wird der Name Mära nicht ausschließlich zur Bezeichnung des Hundssterns gebraucht ****). Dagegen kann man die sprachliche Beziehung auf die Sage in dem Namen der Erigone, „der im Frühjahr geborenen", nicht verkennen. Endlich auf einen Punkt, welcher für den ganzen Gegenstand, und zunächst für diese Untersuchung von großer Bedeutung ist, nämlich auf die einstimmige Verlegung der ganzen der Sage zu Grunde liegenden Thatsache in die Zeit des Attischen Königs Pandion, kommen wir unten zurück.

Wenn es nun zunächst gilt, die Ueberlieferung in Verbindung mit andern die Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks betreffenden Sagen zu bringen, so muß, wenn überhaupt Thatsächliches mit Recht unter dem Schleier des Mythos verhüllt angenommen werden darf, die nächste

---

*) Pausan. X, 29, 2.

**) Es bedarf bei einer im Alterthum so häufig vorkommenden und bekannten Sache der Anführung von Beispielen nicht. Philostratos Imag. II, 30 bemerkt von der Euadne, οὔτε βρόχου τινὸς ἑαυτὴν ἀπαρτῶσα, οἷα ἠσπάσαντο γυναῖκες ἐπ' ἀνδράσιν.

***) Den Namen Mära kennt Nonnos nicht: doch nennt er ihn XLVII, 253 κύνα μαρμαίροντα, als Anspielung auf die Ableitung des Namens Μαῖρα. Vgl. Schneider Gr. Wörterb. h. v.

****) Lykophron 334 nennt den Hund, in welchen Hekate verwandelt wurde, mit demselben Namen.

Digitized by Google

Betrachtung auf die Localität gerichtet sein, welche als der Schauplatz der Ereignisse in der Sage erscheint. Nicht allein der Name Ikarios, sondern ausdrückliche Zeugnisse in großer Zahl führen uns in diejenige Gegend Attika's, welche, Ikaria genannt, der Wohnplatz des gleichnamigen, zur Phyle Aegeis gehörigen Demos war, und welche durch Weinbau berühmt, ihren Namen von Ikarios, dem Vater der Erigone, als dem ersten Pflanzer des Weinstocks erhalten haben soll *); wobei allerdings der auch schon von Andern hervorgehobene Umstand bemerkenswerth ist, daß dieser Demos als der Geburtsort des Thespis und Susarion, sowie des Komikers Magnes angegeben wird **), was bei dem in Ikaria anzunehmenden Dionysoscultus zu weiteren Betrachtungen Veranlassung geben kann. Wo lag aber diese Landschaft? Auf den mir zu Gebote stehenden Charten von Attika finde ich den Ort nur auf der zu Stuart's Alterthümern gehörigen ***), wovon weiter unten, sehe mich aber vergeblich nach einer genauen Ermittelung dieser Localität um, welcher sich erst in der neuesten Zeit Preller ****), freilich mit wenig Erfolg, unterzogen hat.

---

*) Vgl. Stuarts Alterth. von Athen Th. II. S. 284. Unger Electa critica S. 35. Uebrigens eine Ἰκαρία als Demosname selbst ist trotz der Angaben bei Steph. Byz., Harpocr. und Hesych. nicht nachzuweisen, obwohl er als solcher bei Grotefend De demis Atticae S. 24 und Anderen aufgeführt wird. Vielmehr war nur der Name der Demoten Ἰκαριεῖς im Gebrauch. Vgl. Boeckh Corp. inscr. T. I. S. 501, desgl. eine altattische Inschrift in Hall. Litt. Zeit. 1837. Intelligbl. Nr. 40. S. 329. Wenn übrigens Unger a. a. O. mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit alles aufbietet, die Ikaria im Sophokles nachzuweisen, indem er Ἴκαλλον Antig. 1118 für eine Verschreibung von Ἰκαρέων erklärt, so bekenne, ich von der Nothwendigkeit dieser Aenderung durch die versuchte Beweisführung nicht überzeugt worden zu sein. Die Stelle enthält einen Lobgesang auf den Bakchos, wie er in Theben und an mehrern andern Orten verherrlicht wurde, und zwar an solchen, die durch den Cultus des Gottes ganz besonders berühmt waren. Daselbst heißt es:

κλυτὰν δς ἀμφέπεις
Ἴκαλλον, μέδεις δὲ παγ-
κοίνους Ἐλευσῖνος
ἀγοὺς ἐν κόλποις,
ὦ Βακχεῦ u. s. w.

Wenn zur Rechtfertigung der vulgaten Lesart Unger den Beweis positiv geführt zu sehen verlangt, daß schon zu Sophokles Zeiten der Bakchoscultus in Italia, d. h. doch wohl in dem unter diesem Namen bekannten unteren Theil der Halbinsel, zu Hause gewesen sei, so kann dieser freilich nicht anders, als mittelst einer Hindeutung auf die schon in sehr alter Zeit daselbst vorhandene Weincultur (wohin selbst schon der alte Name Oenotria führt) geliefert werden; vgl. Voß Myth. Forsch., herausg. von Wrzoska II. S. 96 flg.; allein dieses scheint auch in der That hinreichend, da der Weinstock mit seinem Schöpfer im Alterthum Hand in Hand wandelt. Zum Ueberfluß wird die Sache erwiesen durch die Sage bei Etym. M. v. κολωνεία, wo es heißt, Bakchos habe auf seinem Zuge gegen die Tyrrhener die älteren Silene sammt seinen jüngern, zum Krieg unbrauchbaren Begleitern in Italia zurückgelassen: diese hätten sich der Sorgfalt des Weinbaus unterzogen, und so sei Italia ein weinreiches Land geworden. Das hier eben Bemerkte ist übrigens fast nur eine Wiederholung der von Unger nicht genug erwogenen Anmerkung von Erfurdt, und es wird sich Ἴκαλλον um so mehr aufrecht erhalten, als wenigstens der Attischen Ikaria — an die Insel Ikaria mit denen zu denken, welche schon früher dieselbe Wortveränderung vorschlugen, ist längst aufgegeben worden — zu jener Zeit das Beiwort der „berühmten" schwerlich zukam, während gerade dasselbe von einer selbst schon durch ihre Entfernung den Schein der Bedeutung annehmenden Landschaft ganz passend gebraucht erscheint.

**) Vgl. Stuart a. a. O.

***) Th. VI. Lief. XXVIII. Taf. X der Darmst. Ausg.

****) Zeitschr. f. d. Alterth. 1836. Nr. 78. S. 629 flg.

Digitized by Google

Obwohl derselbe mit Recht von der Ansicht ausgeht, daß die Localität des Demos mit der Ikarischen Gegend und dem gleichnamigen Berge zusammenfalle, so beruht doch das Resultat seiner weiteren Untersuchung, daß nämlich Ikaria an dem Rande der Thriasischen Ebene, östlich von Eleusis und südlich von Oenoe, am Fuße des Bergs Ikarios, welcher einen Theil der die Ebene von Athen und Eleusis scheidenden Bergkette ausgemacht habe *), lediglich auf in der Wirklichkeit nichtigen Folgerungen, einmal auf der keineswegs nothwendigen Unterstellung, daß Plinius, wo er des Bergs Ikarios neben andern Bergen Attika's Erwähnung thue, eine gewisse Reihenfolge in der Aufzählung derselben beobachte, und zweitens auf dem Umstande, daß die Localsagen der Demeter und des Dionysos sammt dem Weinbauer Ikarios in enger Verbindung stünden, woraus sich eine Verweisung der Ikarischen Gegend in die Nachbarschaft von Eleusis leicht rechtfertige **). Ohne auf eine weitere Prüfung dieser Art der Beweisführung einzugehen, aus welcher sich höchstens die Möglichkeit der Thatsache ergiebt, glauben wir, Stuart's Winken folgend, welche Preller leider außer Acht gelassen, Bestimmteres aufstellen zu können. Auf Stuart's Charte wird Ikaria an der Stelle des jetzigen Klosters Kareia am Fuße des Hymettos (Trelo-Vouni), am westlichen Abhange der von Norden nach Süden herabsteigenden großen Bergkette (jetzt Mauro Vouni), welche das Thal des Kephissos begrenzt, verlegt. In der englischen neuen Ausgabe des Stuartschen Werks ***) wurde in einer Anm. zu dem Stuart'schen Verzeichniß attischer Ortsnamen diese Angabe weiter dadurch bestätigt, daß die oben angeführte Inschrift, auf welcher der Demosname (Ἰκαριεύς) vorkommt, nach Fourmont an einem Orte Namens Cara gefunden worden ist, welcher Ort, auf Stuart's Charte dicht bei Kareia angegeben, vielleicht nur der zu dem Kloster gehörige Flecken ist, welcher von Gell Karies genannt wird ****). Wenn hiernach die ungefähre Lage der Gegend Ikaria hinlänglich bestimmt zu sein scheint, und der s. g. Ikarische Berg entweder für einen Theil des Hymettos, oder für eine damit in nächster Verbindung stehende Höhe angenommen werden muß, so wird diese so gefundene Thatsache weiter durch den Umstand erhärtet, daß nach einigen Nachrichten der Tod der Erigone gerade auf den Hymettos verlegt wird †). Der hiergegen möglicherweise zu erhebende Einwand, daß vom Berg Hymettos wohl Honig und Marmor

*) Daselbst suchte den Ort auch Müller, Attika S. 224.

**) Die zur Unterstützung dieser Meinung geltend gemachte Stelle Stat. Theb. XII, 618 genialibus hospita Divis Icarii Celeique domus hat um so weniger Beweiskraft, als neben diesen beiden Localitäten noch andere vornehmlich bekannte aus allen Theilen Attika's genannt werden, und die Zusammenstellung jener beiden offenbar nur deßwegen geschieht, weil beide Orte gleichmäßig durch Hospitia, welche sie Göttern ertheilt hatten, berühmt waren. Außerdem wird auch Eleusis noch weiter unten Vs. 627 für sich angeführt.

***) Darmst. Ausg. Th. II. S. 263.

****) Itin. S. 91.

†) Vgl. Schol. in Germanici Arat. in Orelli Ep. cr. ad Madvigium S. CV und Schol. S. 79 ed. Buhle. Vielleicht gehört hierher noch folgende Bemerkung. Nach Hygin Astron. 4. S. 429 ließen Einige den getödteten Ikarios in einen Brunnen Anygros (nach Anderen Anydros) werfen, was nach dem Wortsinn doch wohl nur von einer trocknen Cisterne oder Schacht verstanden werden kann. Der sog. kleine Hymettos führte aber nach Meursii Reliqua Attica c. 10 (welche Schrift ich leider jetzt nicht einsehen kann) den Namen ἄνυδρος. Nach dem Schol. zu Virgil in Suringar Hist. Schol. Lat. T. II. S. 283 und dem oben angeführten Schol. zur Ovidischen Ibis wurde der Leichnam des Ikarios von seinen Mördern gleichfalls in einen Brunnen geworfen.

Digitized by Google

bekannt sei *), nichts aber von besonderer Weincultur daselbst verlaute, ist deßwegen ohne Bedeutung, weil der Ikarische Wein wegen besonderer Güte oder sonstiger Eigenschaften überhaupt im Alterthum nicht weiter berühmt war, und die ganze Sage sich nur um die erste Anpflanzung des Weinstockes in Attika dreht; wobei sehr gut denkbar ist, daß, als die Weincultur in Attika allgemein verbreitet war, später in Folge eines anderswo, z. B. in Acharnä **), besser erzielten Products der Ikarische Weinbau in Verfall kam, oder vielleicht ganz aufgegeben ward. Eben so wenig läßt sich der unbestimmte Ausdruck bei Hygin, daß an der Gränze von Attika (in finibus Atheniensium) die Athenischen Jungfrauen sich den Tod durch Erhängen gegeben hätten, dagegen geltend machen.

Von der Nachweisung der Localität kommen wir jetzt auf die Sache selbst zurück. Wenn nun Ikaria als die Gegend angenommen werden darf, wo der Weinstock in Attika zuerst zum Vorschein gekommen, so können andere attische Ortsnamen, die Beziehung auf Wein oder Weinbau an sich tragen, nur als Bezeichnungen solcher Gegenden angesehen werden, wohin von Ikaria aus der Weinstock verbreitet worden, obwohl die Sage uns den Weg, welchen derselbe genommen, vorenthalten hat. Es gehören aber vornehmlich dahin die beiden gleichnamigen Demen Oenoe, der eine im äußersten Westen ***) nahe an der Böotischen Gränze bei Eleutherä, der andere in der Nähe von Marathon gelegen ****). Wenn nun keiner von diesen beiden Ortschaften, auf welche wir unten zurück kommen werden, irgend ein Antheil an der ursprünglichen Anpflanzung des Weinstocks von der Sage zugesprochen wird, so werden wir durch die Ueberlieferung selbst ausschließlich an Ikaria angewiesen, und wenn dieser Name an sich in sich selbst keine Beziehung auf Dionysische Verhältnisse hat, wie schon oben bemerkt wurde, so führt eine weitere Forschung über den Ursprung desselben uns um so leichter über die Gränzen Attika's hinaus, als der Erklärung desselben eine attische Localsage nicht zu Hülfe kommt. Nur werde hier noch im Vorbeigehen einer Nachricht bei Pausanias gedacht, weil sie ein directes Zeugniß für die Einführung des Weinbaus nach Athen selbst zu enthalten scheint. Pausanias †) sah nämlich auf der Burg von Athen einen zum Sitzen für einen nicht zu großen Mann geeigneten Stein, auf welchem Silenos, als Bakchos in das Land gekommen sei, ausgeruht haben solle, eine deutliche Symbolik, wie mir scheint, von der Verbreitung des Weinstocks durch Attika bis in die Umgegend von Athen. Auch kann hier gleich noch der freilich an sich sehr gleichgültigen Frage gedacht werden, ob die einfache Form des Namens Ikaros, oder die abgeleitete Ikarios, welche beide ohne Unterschied bei

---

*) Vgl. Stuart Th. II. S. 263 und 300 flg.

**) Stat. Theb. XII, 623. Spuren eines alten Bakchoscultus zu Acharnä bei Pausan. I, 31, 3, wonach man daselbst den Gott unter den Beinamen *Μελπόμενος*, auch *Κισσός*, weil daselbst der Epheu zuerst entsprossen sei, feierte.

***) Herodot. V, 74: *Οἰνόην αἱρέουσι καὶ Ὑσιὰς, δήμους τοὺς ἐσχάτους τῆς Ἀττικῆς.*

****) Vgl. Stuart Th. II. S. 238 und 296. Die allein bei Hesych. erwähnte Ortschaft *Οἶναι* ist zweifelhaft, wenn auch der hinlänglich beglaubigte Demosname *Οἰναῖος* sich grammatisch leichter von diesem Worte, als von *Οἰνόη* ableiten läßt, wie Syllog. inscr. S. 113 bemerkt wurde. Vgl. Corp. inscr. T. I. S. 143 und 309. Grotefend De demis Att. S. 31.

†) I, 23, 6. Hierauf sucht die Vorstellung auf einem Herculanischen Basrelief Panofka zu deuten, Hall. Litt. Zeit. 1836. Nr. 139 S. 496.

Digitized by Google

den Schriftstellern gefunden werden *), die richtigere, d. h. ursprüngliche sei. Wenn man von vorn herein geneigt sein möchte, letztere für die spätere zu halten, so muß jetzt die Sache vielmehr so gefaßt werden, daß, da uns Ikarios ein Mann aus Ikaria ist, die kürzere Form Ikaros nur aus dem Bestreben, dem Mann durch eine mehr den Eigennamen entsprechende Nominalform eine bestimmtere Persönlichkeit zu verschaffen, hergeleitet werden müsse, wozu man durch den außerdem schon in der ältesten Geschichte und Sprache vorhandenen Eigennamen Ikaros leicht verführt werden konnte.

Bevor wir jetzt auf die Ermittelung des eigentlichen Ursprungs der Ikarischen Weinpflanze übergehen, erscheint es um so nothwendiger, die attische Localsage darüber selbst zu befragen, als eine solche allerdings im Stande ist, uns in dieser Beziehung eine bestimmte Richtung zu geben. Der allgemeine Theil der Ueberlieferung nämlich, daß Ikarios vom Dionysos für die bei ihm gefundene Bewirthung den Weinstock als Geschenk erhalten habe, erhält durch das Zeugniß mehrerer Schriftsteller den Zusatz, daß dieses geschehen sei, als Dionysos von Theben aus nach Attika gekommen, oder wie sich ein anderer Gewährsmann ausdrückt, als Dionysos vor dem Uebermuth des Pentheus geflohen sei **), was auf eins hinausläuft. Zur Unterstützung dieser Sage könnte allerdings der Umstand benutzt werden, daß die westliche Oenoe auf dem Wege von Theben nach Athen liegt, zumal wenn Preller's Ansicht über die Lage der Ikarischen Gegend stichhaltig befunden worden wäre. Allein die Beglaubigung dieser Tradition genau angesehen, erscheint sie, obwohl Unger ***) die Sache als eine ausgemachte ansieht, sehr zweifelhaft, da sie sich auf die weiter durch keine älteren Zeugnisse verbürgte Nachricht bei dem Redner Aristeides nebst seinem Scholiasten bei Nonnos, welcher von Athen den Bakchos nach Naxos überwandern läßt, und dem Scholiasten zum Aristophanes reducirt.****). Es würde bei dem geringen Ansehen dieser Zeugen diese Fassung der Sage kaum Beachtung verdienen, zumal da die Herbeiziehung des Dionysos aus der durch ihren bakchischen Cultus so berühmten und so nahe gelegenen Thebä sich so leicht erklären läßt; sie würde vielmehr als eine Erfindung Späterer angesehen werden müssen, die einen Versuch gemacht, der Einführung des Weinbaus in Attika eine historische Grundlage zu geben, wenn sie nicht, mit einer andern Ueberlieferung in Zusammenhang gebracht, dazu diente, unsern Blick in die Geschichte der attischen Weincultur auf eine unerwartete Weise zu erweitern. Nach Philochoros nämlich sollte die Erfindung, den Wein mit Wasser vermischt zu trinken, der attische König Amphiktyon vom Dionysos erhalten, deßwegen ihm in dem Heiligthum der Horen †), auch den Nymphen, den Wärterinnen des Gottes, Altäre errichtet und gesetzlich bestimmt haben, ungemischten Wein erst nach den Speisen, und zwar nur zum Kosten, zum Beweis der Gewalt „des

*) Vgl. Verheyk. ad Antonin. Lib. 36. S. 167 Lips. bei Pausan. 1, 2, 4 geben die Handsch. beide Formen. Zum Beweis, daß Icarus nicht auf einer Verschreibung statt Icarius beruhe, führe ich jenes aus Tibull. IV, 1, 10 und Ovid. Ibid. 609 an.

**) Schol. Aristoph. Equit. 708.

***) Electa crit. S. 36.

****) S. die Stellen bei Unger a. a. O.

†) Auf einem Basrelief des Pariser Museums finden wir den Bakchos Pogan den Tanz dreier weiblichen Figuren anführend, in welchem Visconti Descr. des antiques du Musée royal 1817. S. 58. Nr. 140 die Göttinnen der Jahreszeiten wieder erkennt. Nach meinen handschriftlichen Erinnerungen findet sich jedoch an diesen Figuren nichts, was sie als Horen charakterisirte.

Digitized by Google

guten Gottes", aufzutragen, sonst aber gemischten, so viel ein jeder begehre, dabei aber, aus guten Gründen, den Helfer Zeus anzurufen *). Ganz abgesehen davon, daß hiernach die Mischung des Weins einem Zeitalter vor Pandion, unter welchem erst durch Ikarios die Weinproduction in Attika überhaupt eingeführt worden sein soll, zugewiesen wird, erscheint die Ausschmückung und Entstellung der Sage durch augenscheinlich spätere Zusätze unverkennbar, und es bleibt bei näherer Untersuchung kein anderer Kern übrig, als die Thatsache der schon in sehr früher Zeit statt gefundenen Vermischung des Weins mit Wasser. Nur scheinbar in Widerspruch hiermit steht, so lange sie nicht richtig aufgefaßt wird, eine andere Sage, deren Form Spuren eines unverfälschten Alterthums an sich trägt, und welche uns glücklich aus dem Labyrinth dieser Verwirrungen herausführen wird. „Nach dem Heiligthum des Dionysos", fährt Pausanias in seiner Beschreibung Athens fort **), „folgt eine Kapelle mit Bildern von Thon, worunter auch der König der Athener, Amphiktyon, wie er den Dionysos und die anderen Götter bewirthet. Auch ist hier der Eleuthereer Pegasos, der bei den Athenern diesen Gott einführte, und zwar mit Hülfe des Delphischen Spruchs, der die schon frühere Einwanderung dieses Gottes zu Ikarios Zeiten wieder in Erinnerung brachte." Indem der letztere, den Ikarios betreffende Theil dieser Ueberlieferung für jetzt liegen bleiben kann, wird zwar in dem ersteren dem Wortsinne nach allerdings die Einführung des Bakchos und seiner Gaben in Attika vom Pegasos aus Eleutherä in Böotien ***), gleichfalls unter Amphiktyon, hergeleitet, und es kann hiermit der Weg angedeutet scheinen, auf welchem der Bakchoscultus aus Theben nach Attika gekommen sei; allein wie diese Einführung zu verstehen sei, ergiebt sich erst bei näherer Berücksichtigung der Natur des Einführenden selbst. Wenn nämlich Pegasos, in Uebereinstimmung mit der Ableitung des Worts ****), überhaupt ursprünglich nichts anders, als eine Symbolik des lebendig aus dem Felsen hervorspringenden Quellstrudels ist, welche sinnbildliche Darstellung an die Entstehung des Poseidon Hippeios erinnert †), so wird diese Beziehung auf das frische Wasser noch dadurch weiter unterstützt, daß er in Verbindung mit Nymphen zuweilen dargestellt wird ††). Bei dieser Deutung des Pegasos erscheint derselbe in seiner Beziehung zum Wein offenbar als Symbol des dem Weine beizumischenden Wassers, und so tritt diese Sage ihrer Grundidee nach in vollkommene Uebereinstimmung mit dem Kern der Ueberlieferung bei

---

*) Athen. II. S. 33. C: *Φιλόχορος δέ φησιν Ἀμφικτύονα τὸν Ἀθηναίων βασιλέα, μαθόντα παρὰ Διονύσου τὴν τοῦ οἴνου κρᾶσιν, πρῶτον κεράσαι. διὸ καὶ ὀρθοὺς γενέσθαι τοὺς ἀνθρώπους οὕτω πίνοντας, πρότερον ὑπὸ τοῦ ἀκράτου καμπτομένους· καὶ διὰ τοῦτο ἱδρύσασθαι βωμὸν ὀρθοῦ Διονύσου ἐν τῇ τῶν Ὡρῶν ἱερᾷ· αὗται γὰρ καὶ τὸν τῆς ἀμπέλου καρπὸν ἐκτρέφουσι. πλησίον δ' αὐτοῦ καὶ ταῖς Νύμφαις βωμὸν ἱδρύσατο, ὑπόμνημα τοῖς χρωμένοις τῆς κράσεως ποιούμενος· καὶ γὰρ Διονύσου τροφοὶ αἱ Μοῦσαι λέγονται. καὶ θεσμὸν ἔθετο προσφέρεσθαι μετὰ τὰ σῖτα ἄκρατον μόνον ὅσον γεύσασθαι, δεῖγμα τῆς δυνάμεως τοῦ ἀγαθοῦ θεοῦ, τὸ δὲ λοιπὸν ἤδη κεκραμένον, ὁπόσον ἕκαστος βούλεται. προσεπιλέγειν δὲ τούτῳ τὸ τοῦ Διὸς σωτῆρος ὄνομα, διδαχῆς καὶ μνήμης ἕνεκα τῶν πινόντων, ὅτι οὕτω πίνοντες ἀσφαλῶς σωθήσονται.* Vgl. auch IV. S. 179. Ueber den *Ζεὺς σωτὴρ* siehe Beitr. z. Gr. u. R. Litt. Th. I. S. 102 flg.

**) I, 2, 7 nach Wiedasch's Ueberf. Es ist ein Mißverständniß, wenn in der Lat. Uebersetzung bei Siebelis der Schlußsatz so verstanden wird, als ob es sich von einer erst noch bevorstehenden Ankunft des Gottes handle.

***) Ueber den in Eleutherä einheimischen Bakchosdienst vgl. Lobeck Aglaoph. T. I. S. 661.

****) S. zu Kornutos S. 316.

†) Ebendas. S. 314.

††) Auf einem Basrelief bei Fabretti Aquaeduct. S. 103 steht Pegasos im Wasser und wird von drei Nymphen gewaschen und gereinigt.

Digitized by Google

Philochoros, so daß beide Sagen ihrem Wesen nach nur für eine gelten können. Was weiter noch in jene den Pegasos von Eleutherä betreffende Sage hineingelegt worden, die gleichzeitige Einführung eines phallischen Dionysoscultus *), schließen wir als dieser Betrachtung fremd hier aus. Auf dieselbe den Amphiktyon einschließende Sage scheint auch noch die Ueberlieferung bei Eusebios **) bezogen werden zu müssen, wonach Dionysos, als er nach Attika gekommen, beim Semachos, von welchem der Demos Semachidä hergeleitet wird, Gastfreundschaft genossen und erwidert habe. Stephanos von Byzanz ***) spricht selbst von einem in Folge dieses Ereignisses entstandenen Bakchoscultus, ohne daß jedoch diese Nachricht im Stande wäre weiter zu führen, zumal da die Localität des genannten Demos, welchen Philochoros der alten Attischen Epakria zuweist, meines Wissens noch nicht ermittelt ist. Jedenfalls haben wir diese Sage als ein Bruchstück aus der Ueberlieferung von der weiteren Verbreitung des Weinstocks in Attika anzusehen, wohin wir auch noch eine andere Sage rechnen, wonach die Cultur des Weinstockes und sonstiger Bäume als eine Erfindung des Eumolpos angegeben wird ****). Diese Ueberlieferung, welche unsern Blick allerdings nach Thrakien richtet, würde größere Beachtung verdienen, wenn sie nicht für sich ganz einzeln dastände.

Wie man nun auch über das Verhalten dieser Mythen zu einander urtheilen möge, ihre wechselseitige Beziehung ist um so weniger zu bestreiten, als auch in beiden dieselbe Zeitbestimmung, die Regierung Amphiktyon's über Attika, enthalten ist. Trotz dieser ausdrücklichen Zeitangabe, von welcher weiter unten wieder die Rede sein wird, ist es klar, daß die in derselben angedeutete Erfindung der Vermischung des Weins mit Wasser später als die Anpflanzung des Weinstocks in Ikaria zu setzen ist, und dieß wird durch den Schlußsatz des Pausanias außer allem Zweifel gehalten, wo mit Bestimmtheit an einen früher statt gefundenen Aufenthalt des Gottes beim Ikarios erinnert wird, und zwar augenscheinlich in der Absicht, diesem Ereigniß in der Sage die Priorität zu vindiciren.

Thun wir jetzt einen Rückblick und fassen das Thatsächliche aus den mit einander zusammengestellten Sagen zusammen, so stellen sich zwei Ereignisse heraus, welche der Zeit nach auseinander zu halten sind, aber wohl der Natur der Sache nach, wie der Mythos auch selbst andeutet, nicht weit von einander gelegen haben: erstens die ursprüngliche Anpflanzung des Weinstocks an der Ostseite Attika's im Gebiete des Hymettos in Ikaria und die von da aus zuerst durch Attika statt gefundene Verbreitung desselben, personificirt durch die Ankunft des Dionysos beim Ikarios, und die sich weiter daran anknüpfenden Ereignisse, die Erhängung der Erigone sammt der Entstehung der Feier der Aeorä; zweitens eine zweite, der Zeit nach spätere Einwanderung des Bakchos von Böotien aus, vornehmlich von Eleutherä her, in den westlichen Theil Attika's.

---

*) S. Lobeck Aglaoph. S. 650 flg., womit was weiter noch Philochoros a. a. O. von einem Altar des Διόνυσος ὀρθὸς erzählt, in Verbindung zu stehen scheint.

**) Chron. S. 30 ed. 1658: Κατὰ Ἀμφικτύονα τὸν Δευκαλίωνος υἱὸν τινές φασι Διόνυσον εἰς τὴν Ἀττικὴν ἐλθόντα ξενωθῆναι Σημάχῳ καὶ τῇ θυγατρὶ αὐτοῦ νεβρίδα δωρήσασθαι.

***) Σημαχίδαι δῆμος Ἀττικὸς, ἀπὸ Σημάχου, οὗ καὶ ταῖς θυγατράσιν ἐπεξενώθη Διόνυσος. Ἀφ' ὧν αἱ ἱερεῖαι αὐτοῦ. Ἔστι δὲ τῆς Ἀντιοχίδος φυλῆς. Φιλόχορος δὲ τῆς Ἐπακρίας φησὶ τὸν δῆμον u. s. w. Vgl. Creuzer Altatheniſches Gefäß mit Malerei S. 76.

****) Plin. H. N. VII, 56. S. 281 ed. Franz.

Digitized by Google

Will man, sich bei Erklärung des letzteren Ereignisses streng an die Ueberlieferung haltend, darunter nur die Erfindung der Vermischung des Weins mit Wasser verstehen, so ist dagegen nichts einzuwenden, obwohl die Art und Weise, wie sich Pausanias darüber ausspricht, und welche durch ihre Einfachheit dieser Tradition ein höheres Alterthum zuzuweisen scheint, mehr als die bloße Einführung des Gebrauchs, den Wein mit Wasser vermischt zu trinken, auszusagen scheint; was aber dahin gestellt bleiben mag. Nicht zu übersehen ist aber rücksichtlich beider Thatsachen, daß, sowie wir von den beiden attischen Demen Oenoe den einen nicht ohne Grund in der Nähe von Eleutherä fanden, desgleichen im Osten Attika's nördlich vom Hymettos der andere gleichnamige gelegen ist, was wohl kaum dem Zufall zugeschrieben werden kann: im Gegentheil könnte damit die freilich wenig verbürgte Nachricht *) in Verbindung gebracht werden, daß die Tödtung des Ikarios auf einem Berg des Marathonischen Gebiets, in dessen Umkreis Oenoe lag, statt gefunden habe.

Bei dem nun mehr historischen Standpunkte, welchen die Untersuchung jetzt gewonnen zu haben scheint, entsteht zunächst eine weitere Frage nach der Zeit, in welcher jene Ereignisse als geschehen anzunehmen seien. Es versteht sich, daß hier nur von einer ganz ungefähren Zeitbestimmung die Rede sein kann **), so wie auch, daß eigentlich über das chronologische System, nach welchem die Alten die einzelnen Momente ihrer Vorzeit anzuordnen suchten, nicht hinaus gegangen werden kann, wobei der Versuch, diese mythischen Zeitangaben mit der wirklichen Zeit in Berechnung zu stellen, einer objectiven Chronologie unbenommen bleiben mag. Denn wenn auch gern zugestanden wird, daß die alten attischen Königsnamen allegorische Erfindungen sind, deren Bedeutung durch den Inhalt des Worts selbst gegeben und mehrentheils auch erkannt werden kann ***): so haben die Alten doch bekanntermaßen versucht, durch Ordnung dieser alten Königsnamen in eine Aufeinanderfolge ihre älteste Geschichte in ein gewisses System zu bringen, und es kommt jetzt gar nicht darauf an, ob Jahrhunderte oder welche Zeiträume immer durch den einen oder andern dieser Königsnamen repräsentirt werden. Dabei darf es gar nicht verwundern, wenn die Ueberlieferung theils in der Anzahl dieser Könige, indem bekanntermaßen in manchen Angaben derselbe Name doppelt erscheint, theils in der Aufeinanderfolge derselben schwankt. Wenn nun in Betreff unseres Gegenstandes gleich anfangs hervorgehoben wurde, daß alle directe Nachrichten für die erste Anpflanzung des Weinstocks durch Ikarios die Regierungszeit des Pandion angeben, welcher in der alten Königsreihe von Kekrops an gewöhnlich als der fünfte König erscheint ****), so darf wohl hiermit der Umstand in Verbindung gesetzt werden, daß ihm ein unächter Sohn Oeneus beigelegt wird †), gerade wie in einer weniger verdunkelten Sage ein anderer Oeneus als erster An-

*) Mythogr. Vatic. II, 61. S. 106.

**) Einen Versuch einer genauen Zeitbestimmung bis auf die Angabe von Jahren hatte Apollodoros in seiner Chronik gemacht, bei Clem. Alex. Strom. I. S. 322 Sylb. Vgl. Gail Recherches sur le culte de Bacchus, Paris 1821 S. 11 fg., wo im Ernste das Jahr 1365 als die Zeit der Apotheose des Bakchos ausgemittelt wird.

***) Ein englischer Kritiker bemerkte jüngst Philological Museum II. S. 347: The conclusion at which I have arrived is, that the whole series of Attic kings, owing their existence to misunderstood names, and false etymologies, to attempts to explain ancient customs and religious rites and to exalt the antiquity of a nation or a family by giving it a founder in a remote age.

****) Kekrops — Kranaos — Amphiktyon — Erechtheus — Pandion. Apollodor. III, 14.

†) Pausan. I, 5, 3.

Digitized by Google

pflanzer des Weinstocks, welchen er vom Bakchos zum Geschenk erhalten, in Aetolien auftritt *). Ferner kann hier auch noch auf das Zusammentreffen mit der Einführung der Cerealien in Attika, welches gleichfalls in die Zeit des Pandion ausdrücklich verlegt wird **), zugleich auch auf das enge Verhältniß der Demeter und des Dionysos aufmerksam gemacht werden, wonach die Bemerkung Preller's ***) als vollkommen gegründet angesehen werden muß, daß beide Gottheiten „zugleich und eines Wegs wandelnd nach Attika gekommen, jene Göttin aber beim Keleos, dieser beim Ikarios zuerst eingekehrt seien", ein gewiß bedeutsamer Wink für die Geschichte der ältesten Civilisation Attika's. Kommt es hier nun gar nicht auf eine ängstlich genaue Ermittelung des Jahrhunderts an, wo es sich um die ältesten Momente griechischer Erinnerung handelt, so wird auch die Verschiedenheit der Zeitangabe rücksichtlich des bei der ersten Einführung des Weinstocks in einigen Sagen genannten Amphiktyon gar nicht in Anschlag kommen. Es würde in der That, falls die jenen Sagen entnommenen Thatsachen zu ihrer Beglaubigung einer chronologischen Feststellung durchaus bedürften, die Annahme noch eines und zwar der Zeit nach früheren Pandion ebenso gerechtfertigt erscheinen, als die alten Chronologen für nöthig befunden haben, mehrere Minos, oder was hier näher liegt, einen älteren und jüngern Kekrops aufzuführen ****).

Nachdem in dem Obigen, so weit es die Ueberlieferung gestattete, Ort und Zeit der ersten Anpflanzung des Weinstocks und dessen Verbreitung in Attika festgestellt worden, könnte diese Untersuchung hiermit als abgeschlossen angesehen werden, wenn nicht schon der Umstand in der Sage, daß Dionysos von außen herkommend, vom Ikarios als Gast aufgenommen wird und diesem den Weinstock sammt der Lehre seiner Pflege mittheilt, klar darauf hindeutete, daß Attika keineswegs als das Vaterland des Weinstocks angesehen werden könne, daß derselbe vielmehr aus dem Auslande eingebracht worden sei. Die Ermittelung der ursprünglichen Heimath der Rebe (Vitis vinifera L.), von wo aus diese wahre Göttergabe über die Länder der Sterblichen verbreitet worden, ist zwar eine eben so anziehende, als belehrende Frage, hier aber um so weniger für eine Erörterung geeignet, als die Männer vom Fach selbst in der Beantwortung derselben nicht nur nicht einig sind, sondern selbst noch, wie es den Laien bedünken will, die richtige Fassung der Aufgabe nicht streng ins Auge gefaßt haben, wiewohl man ziemlich allgemein darin übereingekommen ist, Asien für das Vaterland des Weinstocks anzusehen, und namentlich die segensreichen Gegenden des Kaukasos †). Ich beschränke mich billig hier nur noch auf einige Andeutungen,

---

*) Hygin. Fab. 129.

**) S die oben angeführten Stellen des Apolloboros und Tzetzes.

***) Zeitschr. f. d. Alterth. 1836, Nr. 78. S. 632. Weitere Materialien bei Lobeck ad Aiac. S. 248. Unger a. a. O. S. 37.

****) Pausan. I, 5, 3. Eusebios Epit. in Maii Coll. Vat. T. I. S. 26.

†) Bieberstein Flora Tauro Caucasica I. S. 174: »Nusquam non, praeter alpestria, per omnem de qua sermonem facimus regionem sponte in sylvis atque dumetis nascitur et altissimas quandoque arbores ascendens, totas quantas occupat. Floret lunio. Spontanea perparum pubescit, culta autem hirsutia maxime variat.« Ein aus Kaukasischem Samen gezogenes Exemplar in dem botanischen Garten zu Giessen ist nach der Versicherung des Directors desselben, meines geehrten Collegen, Dr. Wilbrand, gleichfalls behaart. De Candolle, welcher aus dem Garten des Luxembourg zu Paris 1400, aus einem Garten zu Genf 600 Varietäten der vitis vinifera anmerkt, sagt von ihr: »In Asia australi indigena, nunc ubique fere culta«. Ueber die verschiedenen Meinungen rücksichtlich des Vaterlands der Rebe vgl. Meyen Grundr. der Pflanzengeographie S. 431 flg., welcher das Vaterland des Weinstocks bis in das nördliche China verfolgen zu dürfen glaubt.

Digitized by Google

welche beabsichtigen, die Geschichte des attischen Weinbaus bis zu seinem ursprünglichen Ausgangspunkt innerhalb der Gränzen des alten Griechenlands zu verfolgen, von wo aus dann der Faden leicht in den Orient hinübergesponnen werden kann.

Ehe wir aber das attische Gebiet überschreiten, ist einer Sage zu gedenken, die unserer weiteren Wanderung wenigstens die Richtung, und zwar bei dem beachtenswerthen Zusammentreffen mit manchen andern Momenten mit großer Sicherheit anweist. Es ist oben auf den engen Zusammenhang zwischen den Bakchos- und Demetercultus, zugleich auch auf die gleichzeitige und gemeinschaftliche Einbringung und Verbreitung der Gaben jener Götter hingewiesen worden. Wenn nun Demeter in dem Homerischen Hymnos erzählt *), sie sei von Kreta her über das weite Meer nach Attika gekommen und sei bei Thorikos an der Attischen Südostküste **) gelandet, so finden wir (wir fassen jetzt nur die letztgenannte Localität ins Auge) eine Spur derselben Nachricht auch für die Einwandrung des Dionysos in dem oben angeführten Gedichte des Eratosthenes ***), wo die Erwähnung von Thorikos augenscheinlich in die dort behandelte Geschichte von der Einwanderung des Ikarios gehört. Eine innere Wahrscheinlichkeit für diesen Eingangspunkt in Attika ergiebt sich durch die im Osten Attika's ganz unabhängig hiervon gefundene Lage der alten Ikaria, nach welcher Gegend hin von dem benachbarten Thorikos nur ein kurzer Weg führte. In Thorikos also scheint sich der Weg getrennt zu haben, welchen zur Einführung ihrer Gaben beide Gottheiten genommen: nach Thorikos führte beide aber der Weg zur See. Lassen wir nun die Segen bringende Göttin ihren einsamen Weg durch Attika wandern, bis sie in dem gastlichen Hause des Keleos zu Eleusis Aufnahme und Ruhe von ihren Irrsalen findet; wir richten vielmehr unsern Blick dem Aegeischen Meere zu, wo wir dem herannahenden Gotte mit dem Thyrsos zu begegnen hoffen dürfen.

Es ist oben bemerkt worden, daß der attische Weinbauer Ikarios nur als ein Ikarischer Mann zu fassen sei, und da der Name desselben einer allegorischen, in den Bestandtheilen des Worts selbst begründeten Erklärung widerstrebe, man ihn als die Personification einer aus dem Auslande eingebrachten Sache anzusehen habe. Wo können wir aber diesen Ikarios anders herkommen lassen, als von der gleichnamigen Ikaria oder Ikares, aus der Inselgruppe der Kykladen ****)? Dieser an sich so nahe liegenden Vermuthung wird die größte Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden müssen, so bald der Beweis geführt werden kann, daß diese Insel nicht nur schon in frühen Zeiten Weinbau getrieben, sondern daß daselbst auch ein bakchischer Cultus vorhanden gewesen sei, wo es gar nicht darauf ankommt, ob diese Weincultur noch in späterer Zeit, oder der erzielte Wein von vorzüglicher Güte gewesen sei. Strabon, wo er von der Insel Ikaria

---

*) Vs. 123.

**) S. Stuart's Alt. von Athen Th. II. S. 260.

***) Steph. Byz. v. Ἴσσα. Eine genauere Untersuchung dieses Fragments bleibt der anderswo beabsichtigten Zusammenstellung der aus diesem Gedicht des Eratosthenes erhaltenen Bruchstücke vorbehalten. Rücksichtlich der fraglichen Stelle verweisen wir jetzt nur auf Müller, Dorier I. S. 230 und Bach, Zeitsch. f. d. Alterth. 1836. Nr. 42. S. 347.

****) Die Angabe einiger sehr späten Schriftsteller, wornach Ikarios als Thrakier erscheint, vgl. Unger a. a. O. S. 36, verdient nicht die geringste Beachtung, oder findet eine andere Deutung. Der Schol. zu Germanic. ed. Buhle S. 78 nennt ihn einen Athener.

Digitized by Google

spricht *), gedenkt nun zwar des Weinbaus allerdings nicht, enthält aber doch eine Andeutung, welche durch weitere Beleuchtung eine hieher gehörige Beziehung unten erhalten wird. Dagegen berichtet Athenäos, unter Anführung mancher Gewährsmänner, was hier nur im Auszug wiedergegeben werden kann **): Auf Ikaros wächst der pramnische ***) Wein, der weder süß, noch dick, sondern herb und rauh ist und auflösende Kraft hat, weswegen ihn auch die Athener, wie Aristophanes sagt, ebenso wenig, als rauhe und harte Dichter liebten. Auf Ikaros sei ein Fels Pramnos ****) und dabei ein großer Berg, von welchem der pramnische Wein komme, welchen Einige auch Gesundheitswein nennten. Der Weinstock aber, welcher den pramnischen Wein auf Ikaros liefere, werde von Ausländern der heilige, von den Oenoädern aber der dionysische genannt. Oenoe ist aber eine Stadt auf der Insel. Der pramnische Wein komme, wie Didymos sage, von dem s. g. pramnischen Weinstock; andere nennten so den dunkeln (rothen) Wein. So weit das hieher Gehörige aus Athenäos, was zu manchen Bemerkungen Anlaß giebt. Ohne auf eine Untersuchung über die Ableitung des Namens des pramnischen Weins, dessen frühe Cultur das Homerische Zeugniß beweist †), hier einzugehen, ein Gegenstand, in dessen Erörterung die homerischen Scholiasten in Ungereimtheiten sich überboten zu haben scheinen ††), genügt es, hervorzuheben, daß dieser Wein, welchen wir also in Ikaria einheimisch finden †††), bei den Alten in nicht geringem Ansehen stand ††††). Wenn die Athener diesen Wein, wie Aristophanes sagt, nicht

---

*) XIV. S. 639. T. V. S. 528 flg. ed. Tasch. Es ist wohl nur ein Versehen, wenn Unger a. a. O. S. 89 diese Stelle als ein Zeugniß anführt, daß Ikaria dem Bakchos wegen ihrer Fruchtbarkeit an Wein geheiligt gewesen sei.

**) I. S. 30 B.

***) In der neuesten Ausg. ist in Widerspruch, wie es scheint, mit den Handschr. die Form *Πράμνιος* aufgenommen worden. Gegen Homer's Auctorität, bei welchem sich zweimal *Πράμνειος* findet, wie auch bei vielen andern Schriftstellern, kommt die von Eustathios dagegen geltend gemachte Analogie von *Θάσιος, Σάμιος*, welche der Herausgeber des Athen. beibringt, nicht auf. Denn wenn bei Aristoph. Eq. 107. Thesmoph. ap. Athen. I. S. 29. A und Nicandr. Alex. 168 *Πράμνιος* steht, so kann dies nur für eine metrische Licenz angesehen werden.

****) Schol. Iliad. XI, 638 ed. Bekker: *Πράμνη δὲ ὄρος ἐν τῇ Καρίᾳ οἰνοφόρον*, verschrieben statt *ἐν τῇ Ἰκαρίᾳ*. Ein andrer Schol. ebendaselbst, woraus Eustathios geschöpft: *οἱ δ' ἐν Ἰκάρῳ πέτραν Πράμνην, ἐν ᾗ πρῶτον ἦν ἄμπελος.*

†) Ilias XI, 638. Odyss. X, 235, wo dieser Wein, mit andern Stoffen versetzt, als Heilmittel gebraucht wird. Daher vielleicht auch der obige Beiname Gesundheitwein, *φαρμακίτης*. Vgl. auch Hippokrates de morb. mul. I. T. II. S. 676 ed. Kühn.

††) Vgl. Millin Monum. antiq. inédit. II. S. 251, welcher noch unentschieden läßt, woher überhaupt eigentlich der pramnische Wein komme.

†††) Wenn der Schol. zu Aristoph. Eq. 107 den pramnischen Berg, von welchem der pramnische Wein herkäme, nach Thrakien verlegt (vgl. Eustath. ad. Il. XI. S. 871), gerade wie oben Ikarios zu einem Thrakier gemacht wurde, so kommt dieses Zeugniß hier gar nicht weiter in Betracht, oder es findet diese Discrepanz ihre Lösung auf eine Weise, die der sonst verbürgten Angabe nicht nur keinen Eintrag thut, sondern nur dazu dient, ein neues Licht auf die Verbreitung des Weinstocks in Griechenland zu werfen, was aber jetzt nicht weiter verfolgt werden kann. Dasselbe gilt auch noch von andern Gegenden, wo pramnischer Wein wachsen soll, wie Lesbos, Ephesos, Smyrna, worüber s. Harduin ad Plin. H. N. XIV, 6 S. 47. ed. Franz.

††††) Bei Philostratos Imag. II, 26 wird er mit dem thasischen zusammengestellt. Vgl. Nikandr. Alex. 163. Aristoph. Thesm. a. a. O., Makedonios Epigr. XIX (Anth. Gr. T. IV. S. 86 und dazu Jacobs Anim.

Digitized by Google

goutiren konnten, so mag dieß seinen besondern Grund in dem capricieusen Gaumen dieser verwöhnten Gourmands gehabt haben, wenn nicht der Dichter hier überhaupt scherzend übertreibt, da er des pramnischen Dämon, wie er den Dionysos nennt, anderswo mit Ehren gedenkt *). Wie dem immer sei, in den Namen, mit welchen Fremde und Einheimische den ikarischen Weinstock bezeichneten, liegt eine unverkennbare Beziehung auf einen dort einheimischen Cultus des Gottes, so wie der Name der Stadt Oenoe weiter noch auf einen besondern Betrieb dieses Gewächses unzweifelhaft hindeutet **). Ob ebendahin auch der Name der anderen auf dem gleichnamigen Berge gelegenen ikarischen Stadt Drepanon (von den Einheimischen Drakanon genannt ***) ziele, bleibt um so mehr dahin gestellt, als dieser Name, wie anderswo, so auch hier eine Erklärung, von der äußern Gestalt des Bergs hergenommen, zuläßt. In jedem Fall finden wir auf Ikaros den Dionysos sammt einem mächtigen Weinbetrieb, und es wird hiernach die Vermuthung als hinlänglich begründet erscheinen, wenn wir den attischen Ikarios nunmehr als einen ikarischen Weinbauer aus der Insel Ikaros betrachten, wobei es gleichgültig ist, ob wir darunter wirklich eine Person, oder eine Einwanderung aus Ikaria nach Attika verstehen wollen.

Hier bricht der Faden unserer Untersuchung ab, welchen mit gleicher Sicherheit weiter fort zu spinnen, wir in Ermangelung positiver Nachrichten außer Stande sind. Wenn wir uns aber dennoch entschließen, denselben noch eine Strecke weiter zu verfolgen, so geschieht dieß nur in dem Vertrauen, Beistimmung für die Ansicht auch hier zu finden, daß das Zusammentreffen einzelner, wenn auch an sich auseinander liegender Momente auf einen innern Zusammenhang schließen lasse und den Mangel ausdrücklicher Zeugnisse einigermaßen ersetze, eine Art der Beweisführung, die aus begreiflichen Gründen nirgends größere Anwendung als eben in der Geschichte der ältesten Zeiten finden muß.

Es entsteht nämlich hier dieselbe Frage, die wir schon oben rücksichtlich Attika's aufzuwerfen gezwungen waren, ob der Weinstock auf der Insel Ikaria als ein ursprüngliches Gewächs anzusehen, oder ob dieser auch wiederum aus der Fremde eingebracht worden sei. Trotz dem, daß keine Lokalsage von der Einführung desselben etwa durch Dionysos ausdrücklich spricht, wie wir unter dieser Allegorie die Verbreitung des Weinstocks nun in verschiedenen Sagen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben, und wie dieselbe noch in sehr vielen andern Ueberlieferungen vorkommt,

---

V. III. P. I. S. 228), Schol. Aristoph. Eq. a. a. O. Nach Einigen soll dieser Wein derselbe mit dem s. g. οἶνος ψιθίος, dessen Eubulus und Anaxandrides bei Athen. I. S. 28 F. gedenken, gewesen sein, wie der Schol. zu Nikandr. a. a. O. behauptet. Vgl. Schneider's Wörterb. v. ψιθίος. Bei Macrobius Sat. II, 16. fin. steht neben einander uva pramnia (in der Ausgabe prannia) und psithia.

*) Equit. 107.

**) Die Einwohner dieser Stadt werden auf einer voreukl idischen Abrechnung der Hellenotamien auf einer Inschrift in Hall. Litt. Zeit. 1837. Intelligbl. Nr. 40. S. 320 unter der Namensform Οἰναῖοι aufgeführt, ob richtig, muß ich einstweilen bezweifeln, nicht sowohl weil Stephanos ausdrücklich die auch bei Athenäos gefundene Gentilform Οἰναεῖοι angiebt, sondern weil diese allein einer sprachgemäßen Ableitung von Οἰνόη entspricht. Die Copie der Inschrift nicht für genau zu halten, dazu werde ich durch den Umstand veranlaßt, daß sich auf derselben ΘΕΡΜΑΙΟΙΕΧΣΙ . . . findet, wovon die dort gegebene Deutung Θερμαιοὶ ἐξ Ἰκάρου mir wenigstens unverständlich ist, da ich keine solche Thermäer kenne, während vielmehr ἐξ Ἰκάρου zu ΟΙΝΑΙΟΙ zu gehören scheint, wie dieß auch von dem Herausgeber S. 332 richtig gefaßt wird. Es müßte denn ein alter Fehler des Steinmetzen selbst sein.

***) Vgl. Berkel. ad Steph. B. v. Δράκανον und Euphorion bei denselben v. Οἰνόη.

Digitized by Google

nehme ich dennoch keinen Anstand, mich für die letztere Ansicht auf das Bestimmteste auszusprechen, nicht allein weil dieselbe Thatsache bei den meisten der benachbarten weinreichen Inseln und Gegenden mit Sicherheit nachgewiesen werden kann, sondern weil überhaupt Griechenland als die ursprüngliche Heimath des Weinstocks nicht angesehen werden kann, was auch noch Niemand zu erweisen versucht hat, und was allen bisherigen Annahmen der Techniker widersprechen würde. In welcher glücklichen Weltgegend die Rebe zuerst emporgesprossen, bleibt hier billig unerörtert, zumal da es unsere Absicht nicht sein kann, diese Untersuchung über die Gränzen Griechenlands hinauszuführen, und es wird hinreichen, einen Hauptausgangspunkt in Griechenland selbst zu ermitteln, von welchem aus der Weinstock und seine Pflege sich über ganz Griechenland verbreitet habe, namentlich aber den Punkt aufzufinden, von welchem aus der Weinstock nach Ikaros eingewandert sei.

Meine Forschungen reichen noch nicht so weit, um mit aller Zuverlässigkeit die ausschließliche Behauptung aufstellen zu können, daß nicht auch gleichzeitig von andern Punkten her die Verbreitung statt gefunden habe, obwohl ich von der gegentheiligen Meinung für mich bis jetzt vollkommen überzeugt bin; aber für die Anpflanzung des Weinstocks im südlichen Griechenland und vornehmlich auf dem Archipelagos und den nächsten südlicheren Küstenstrichen glaube ich mit Sicherheit Kreta als diejenige Localität bezeichnen zu müssen, welche als das Mutterland der hellenischen Rebe anzusehen sei. Wenn ich für jetzt bitten muß, mir den vollständigen Beweis dieser Behauptung zu erlassen, zu welchem übrigens die Abhandlung Oenopion und seine Sippschaft hinlängliche Mittel darbietet, so soll jetzt nur an einige dahin zielende Momente erinnert werden.

Die Sagen von der Geburt des Bakchos scheiden sich im Ganzen genommen dahin aus, daß diese bald in das nördliche Griechenland, bald aber auch nach Kreta verlegt wird. Welcher von diesen beiden Sagen größerer Glaube zu schenken sei, ist eine Frage, welche in eine andere umschlägt, deren Beantwortung auf einem historisch-physiologischen Wege möglich wird, nämlich ob hier oder dort die Anpflanzung und Cultur des Weinstocks früher statt gefunden. Das Resultat unserer Forschung hat uns überzeugt, daß das griechische Festland dieses Geschenk der gütigen Natur erst später und zwar von den Inseln her empfangen habe, so daß durch die kretische Sage, welche in ihrer Vollständigkeit zugleich eine ganze Symbolik des nachher ausgebildeten Bakchoscultus und der ganzen Weinbereitung enthält *), die auch auf einem andern Wege schon gewonnene Nachweisung, daß Kreta der vornehmlichste Ausgangspunkt der Verbreitung des Weinstocks durch Griechenland sei, bestätigt wird. Der kretische Wein im Allgemeinen, so wie einzelne Arten desselben, gehörte nicht nur zu den im Alterthum gefeiertesten **), sondern Bakchos erhielt selbst den Beinamen des kretischen und zwar dieses in einer Sage, welche augenscheinlich auf die Verpflanzung des Weinstocks von Kreta nach Argos Bezug hat ***). Fügen wir für jetzt nur noch hinzu, daß auch Demeter, welcher wir schon oben auf ihren Wanderungen zugleich mit dem Ny-

*) S. Firmicus Maternus de error. prof. relig. S. 9 flg. ed. Wower und dessen Anm., vgl. mit Cornutus de N. D. c. 30 S. 220 ed. Gale und unserer Anm.

**) Vgl. Pashley Travels in Creta T. II, S. 51 flg.

***) Pausan. II, 23, 7. So fasse ich nämlich das daselbst dem Dionysos gegebene Beiwort *Κρήσιος*. Vgl. Steph. Byz. v. *Κρήτη*.

Digitized by Google

fälschen Gotte begegnet sind, von Kreta aus nach Eleusis gekommen sein soll, was jetzt nicht weiter verfolgt werden kann. Beide Gottheiten sahen wir bei dem attischen Thorikos landen, das auch in andern Beziehungen in einem Zusammenhange mit Kreta offenbar gestanden hat*).

Sehen wir uns jetzt nach einer Brücke um, auf welcher der Gott von Kreta aus nach Ikaria hinüber gewandert sei, so tritt uns sogleich die Sage von dem Dädaliden Ikaros entgegen, welcher, von Kreta seinen bekannten Flug sammt dem Vater nehmend, in Folge seines tragischen Endes der Insel Ikaria und dem dieselbe umspühlenden Wasserstrich seinen Namen gegeben, dessen hohes Alterthum schon durch ein Zeugniß bei Homer beurkundet wird**). Wenn sich nun freilich auch in der Sage des Dädalos und seines Sohns Ikaros, so weit ich sie zu durchforschen vermocht, durchaus keine directe Beziehung auf bakchische Verhältnisse entdecken läßt, so stellt sich doch, wenn man sich auch nur an das Allgemeinste halten will, aus diesen Localsagen Kreta's und Ikaria's ein zwischen diesen beiden Inseln in sehr früher Zeit statt gefundener Verkehr heraus, der, wenn man der Sage folgen will, in einer Einwanderung aus Kreta nach Ikaria bestanden zu haben scheint. Oder will man bei der bekannten Beschiffung des ägeischen Meeres durch die Kreter auch nur an einen vorübergehenden Aufenthalt letzterer auf Ikaria denken, so würde in diesem, wie in jenem Falle die Uebersiedelung des Weinstocks von Kreta nach Ikaria angenommen werden können. Daß eine Uebersiedelung statt gefunden, dafür spricht auf eine positivere Weise der Umstand, daß nach einer Stelle beim Dioskorides***), wenn sie genau in ihrem Zusammenhange erwogen wird, der pramnische Wein sammt dem s. g. Protropos als Arten kretischen Weins erscheinen****). Hiergegen kann nicht etwa die Verschiedenheit des pramnisch-ikarischen und pramnisch-kretischen Weins †) geltend gemacht werden, da es eine schon im Alterthum ††) und auch in neuer Zeit hinlänglich anerkannte Erfahrung ist, daß derselbe Wein, auf andern Boden verpflanzt, seine Eigenschaften ändere †††). Endlich glaube ich noch einen Umstand hierher ziehen zu dürfen, der, mit andern Momenten zusammengehalten, nun erst seine volle Bedeutung gewinnt, daß nämlich laut Strabon ††††), zu dessen Beglaubigung Voß*] eine ikarische Münze erwähnt, auf Ikaria ein Tauropolion der Artemis bestanden habe. Den Ursprung dieses Cultus nehmen wir aber um so weniger Anstand von Kreta herzuleiten, als wir dieselbe Artemis Tauropolos unter dem Namen Diktynna in Kreta wieder finden**] und desgleichen auch eben von da aus nach Chios ein Helios Tauropolos eingewandert ist***]. Diese Deutung findet außerdem in jener Münze ihre Bestätigung, auf deren einer Seite die Göttin der Jagd, auf der andern eine

---

*) S. Müller Dorier I. S. 230. Stuart's Alterth. Th. II. S. 200.

**) Ilias II, 145.

***) V, 9. S. 694 ed. Sprengel.

****) Dasselbe wollte schon Pashley Travels T. II. S. 52 aus Aelian. Var. hist. XII, 13 schließen, ohne daß diese Stelle dazu hinlänglichen Grund darbot.

†) S. Pashley a. a. O.

††) Plin. H. N. XIV, 4. S. 24. Franz.

†††) Meyen Grundr. der Pflanzengeographie S. 432.

††††) XIV. S. 639. T. V. S. 529 Tz.

*] Mythol. Forschungen, herausg. von Bezoska, Th. I. S. 97.

**] Vgl. Thisquen Phocaica S. 50 flg.

***] Vgl. Oenopion S. 252 flg.

Digitized by Google

Nymphe auf einem springenden Stiere dargestellt ist. Sind wir berechtigt, wie ich glaube, unter diesem Stiere den männlichen Tauropolos, den Helios, welcher auf Kreta als Talos oder Minotauros erscheint, zu verstehen, so ist zugleich die Vermuthung erlaubt, daß das Tauropolion auf Sikelia zugleich diesem Helios Tauropolos geweiht gewesen, was seine Stütze darin findet, daß auf der nach der Insel des ägeischen Meeres genannten gleichnamigen Insel des persischen Meerbusens sich ein Heiligthum des Apollon Tauropolos vorfindet *), was früher von der Mutterinsel mit hinüber genommen worden war.

Doch genug dieser Andeutungen, die wohl schon längst die Geduld meiner sehr geehrten Zuhörer auf eine für mich nur zu gefährliche Probe gesetzt haben dürften, zumal da zu befürchten, daß der Ausspruch des Alexis **) „der Wein mache Alle, die etwas mehr von ihm genossen, zu Philologen", in diesem Falle von der Redseligkeit gedeutet werden könnte, zu welcher mich der nur zu oft gefährliche Gott veranlaßt habe. Ja, sollten die von mir gewagten Vermuthungen nur für Ausbrüche einer schwindelnden Phantasie angesehen werden müssen, den Wirkungen gleich, die da erführen, so sich dem Dionysos ergeben haben, so lassen Sie es nicht mich, sondern den Gott büßen, dessen dämonischer Gewalt kein Sterblicher noch widerstanden."

Eine Discussion zu eröffnen erlaubte die Zeit nicht.

Bibliothekar Dr. Bernhardi trug sodann vor:

Einige Wünsche in Beziehung auf die weitere Ausführung der Sprachkarte Deutschlands.

Im Vertrauen auf die Nachsicht dieser Versammlung, habe ich einen ersten Versuch, das gesammte deutsche Sprachgebiet räumlich abzugrenzen und die gefundenen Sprachgrenzen geschichtlich zu erläutern, unter Ihren Schutz gestellt und unter Ihren Auspicien der Oeffentlichkeit übergeben. Es sei mir daher vergönnt, hier noch einige Worte über diesen Gegenstand zu reden und zugleich einige darauf bezügliche Wünsche Ihnen vorzutragen.

Die Entwerfung einer Sprachkarte von Deutschland ist an sich eine Arbeit von anerkannter Wichtigkeit, was unter andern auch daraus ersichtlich ist, daß die historisch-philologische Klasse der Akademie von Berlin sich bereits im Jahr 1826 bewogen fand, durch eine Preisaufgabe auf dergleichen ethnographische Forschungen hinzuleiten. Dieselbe verlangte, wie vielleicht mehreren der anwesenden Herrn noch erinnerlich ist:

„Eine, neben der Benutzung der Geschichtschreiber und Geographen, besonders auf Sprach-, Kunst- und andere historische Denkmale gegründete Musterung der jetzt lebenden europäischen Gebirgsvölker, von der obern Wolga, Düna, Dnepr an, zwischen dem schwarzen und baltischen

*) Strabon XVI. S. 756. T. VI. S. 351 Tz. Dionys. Perieg. 669 mit den alten und neuern Erkl.
**) Athen. I. S. 29. B.

Digitized by Google

Meere, gegen Südost bis zum adriatischen, und von diesem längs des nördlichen Po-Ufers zu den Ostufern der mittleren Rhone, Saone und des mittleren Rheins, zum Behuf einer Grundlage der Ethnographie und Sprachenkarte von Europa."

Diese wichtige und anziehende Aufgabe blieb wohl nur wegen ihres zu großen Umfanges unbeantwortet, indem schon die gründliche Bearbeitung eines einzigen Sprachgebietes die Kräfte des Einzelnen fast überschreitet. Meine Beschränkung auf das Gebiet unserer deutschen Muttersprache wird daher um so weniger getadelt werden, als der Meister slavischer Ethnographie, Professor Schafarik in Prag, im vorigen Jahre eine ähnliche Karte des gesammten slavischen Sprachgebietes veröffentlicht hat, so daß nunmehr vom kaspischen Meere bis zur Nordsee und vom weißen Meere bis zum adriatischen Meerbusen und bis zu den Quellen des Rheins und der Rhone nicht nur die Sprachen, sondern auch die wichtigsten Mundarten, wenigstens in allgemeinen Umrissen, abgegrenzt sind. Leider ist die versprochene Uebersetzung der von Schafarik gegebenen Erläuterungen noch nicht erschienen, und darum konnte ich mir dieselben bei Bearbeitung des deutschen Gebietes nicht zum Muster nehmen.

Was nun meine Arbeit betrifft, so werden die deutschen Sprachforscher vor Allem vermissen, daß in dem vorliegenden Versuche keine Mundart sprachlich als ein Ganzes dargestellt worden, und daß nicht einmal alle bekannten charakteristischen Merkmale derselben zusammengestellt sind, sondern daß immer nur ein oder das andere — und zwar vorzugsweise ein ganz äußerliches — Unterscheidungszeichen hervorgehoben ist.

Aber in einer solchen umfassenden Bearbeitung aller deutschen Mundarten besteht gerade die große Aufgabe, zu deren Lösung ich durch meinen Versuch nur die Bahn brechen wollte, deren unmittelbare Lösung zu unternehmen, ich mich jedoch keineswegs vermessen habe. Meine besondere Aufgabe war es, zu zeigen, daß die deutsche Sprachforschung, besonders die Durchforschung der noch jetzt herrschenden deutschen Mundarten, in der genauesten Verbindung mit der Topographie, eine wichtige, noch nicht hinlänglich gewürdigte Quelle für unsere älteste Volksgeschichte sei, und daß es noch vieler Vorarbeiten bedürfe, bevor sie so benutzt werden könne, wie sie es verdient.

Und wenn sich bewährt, was ich nachgewiesen zu haben glaube, daß z. B.

in dem Etschthale in Tirol die gegenwärtige Grenze des Romanischen und Deutschen mit der ursprünglichen Grenze der Longobarden und Franken, oder vielmehr der den Franken unterworfenen, von dem ostgothischen Könige Theodorich dort angesiedelten alemannischen Flüchtlinge zusammenfällt;

daß auf der Grenze zwischen Dänemark und Deutschland die eigenthümlichen in Schleswig herrschenden Sprachverhältnisse auf die Auswanderungen der Sachsen und Angeln, deren Namen sogar in dortiger Gegend noch fortleben, deutlich hinweisen;

daß zwischen der Wetra und dem Harze die alten sächsischen Gaue des Mainzer Sprengels, den mainzisch-thüringischen Gauen gegenüber, noch heutiges Tags an der niederdeutschen Mundart zu erkennen sind, und daß die sächsische Erde auch da, wo sie schon längst diese Namen verloren hat — an der Südgrenze von Westphalen und Engern — noch immer durch die Mundart genau von dem Frankenlande geschieden ist;

daß endlich selbst der römische Pfahlgraben von der Donau bei Regensburg bis nach Miltenberg am Main mit den Grenzen der sich dort scheidenden Mundarten zusammenfällt;

Digitized by Google

so berechtigt das unstreitig zu der Erwartung, daß demnächst, bei fortgesetzter Untersuchung und bei gründlicher Behandlung dieses Gegenstandes, auch aus den meisten anderen Grenzen der noch jetzt erkennbaren deutschen Mundarten die erloschenen Grenzen der verschiedenen Volksstämme wie aus einem Codex rescriptus hervortreten werden.

Welchen Händen dürfte nun aber dieses Geschäft wohl mit größerer Zuversicht und mit mehr Hoffnung auf Erfolg anvertraut werden, als denen, welche ich hier zunächst im Auge habe, und welche ich in diesem Augenblick dafür zu gewinnen hoffe, nämlich die vereinten Kräfte der Sprachforscher und Schulmänner Deutschlands.

Eine jede Schulanstalt unseres Vaterlandes zählt ja den Unterricht in der Muttersprache zu den wichtigsten Lehrgegenständen, und in der Regel ist derselbe wohl auch einem besonderen Lehrer anvertraut. Ein solcher wird schon durch die aus der mundartlichen Sprechweise seiner Schüler entstehenden Fehler auf das Studium der Mundarten seines Schulbezirks hingewiesen, wenn er anders seine Aufgabe gehörig lösen und seinen Schülern durch allgemeine Fingerzeige den Uebergang aus der Mundart in die deutsche Schriftsprache erleichtern will, wie z. B. Dr. Anton zu Görlitz in seinem „Verzeichniß mehrerer in der Oberlausitz üblichen, ihr zum Theil eigenthümlichen Wörter und Redensarten" (bis jetzt 13 Schulprogramme) und Dr. Joseph Müller zu Aachen in seiner Abhandlung „Ueber niederrheinische Provincialismen" (Programm des Aachener Gymnasiums im Herbst 1838) mit Glück versucht haben. — Wollten sich nun diese Lehrer der deutschen Sprache an sämmtlichen Lehranstalten Deutschlands dahin vereinigen, daß ein jeder die in seinem Schulbezirke lebenden Mundarten genauer ins Auge fasse, die örtlichen Grenzen derselben ermittele, möglichst vollständige Materialien zu entsprechenden Idiotiken sammele und von Zeit zu Zeit in einem Schulprogramme die Ergebnisse zur öffentlichen Kenntniß bringe, wobei ich auf die Probearbeit des Professors Brückner in Meiningen (im dießjährigen Osterprogramm des dortigen Gymnasiums) als etwaiges Muster verweisen darf, so würde in wenigen Jahren nicht nur eine wichtige Grundlage für geschichtliche Forschungen, sondern auch ein wahrer Sprachschatz, ein gutes altes und dennoch bildsames Element zur Belebung und Erkräftigung unserer bei allem Reichthum immer noch einseitigen Schriftsprache gewonnen werden.

Doch auch abgesehen von dem Gewinn, welchen das Studium der Mundarten den Lehrern der deutschen Schriftsprache für die unmittelbare Ausübung ihres Berufs verspricht, haben dieselben, dem deutschen Volke gegenüber, die förmliche Verpflichtung, von diesen letzten Eigenthümlichkeiten der einzelnen Volksstämme, welche vorzugsweise durch sie, d. h. durch den besseren und vollständigeren Unterricht in der deutschen Schriftsprache dem Untergange entgegengeführt werden, mindestens alles Das zu retten, was sich noch an guten Steinen und edlen Erzen in diesen mit Unrecht oft nur als Auskehricht der Schriftsprache verachteten, ich möchte fast sagen, sprachlichen Halden vorfindet.

Wahrlich, wir stehen auf der äußersten Grenze der Zeit, in welcher die mundartlichen Schätze noch mit Hoffnung auf Erfolg gehoben werden können. Vor dreißig Jahren würde ein ähnliches Unternehmen noch ungleich mehr Ausbeute geliefert haben, und in abermals dreißig Jahren, wenn die übermächtige Schriftsprache ihre minder glücklichen Schwestern auch noch mittelst der Dorfschulen bis in die geheimsten Winkel des heimathlichen Heerdes mit ihrem Hohne verfolgt und zuletzt gänzlich verscheucht haben wird, dürfte sich nur noch eine unbedeutende Nachlese finden. Uns aber würde von allen Einsichtigen der wohlverdiente Vorwurf gemacht werden, daß wir,

Digitized by Google

ähnlich den Bilderstürmern, nicht nur das Unnütze und Schädliche beseitigt, sondern auch in blindem Eifer uns eines werthvollen Nachlasses unserer Voreltern freiwillig beraubt haben.

Darum hege ich die Zuversicht, daß Sie meine Aufforderung und Bitte nicht ohne Weiteres zurückweisen, sondern dieselben einer näheren Prüfung würdigen werden; denn wenn einerseits die historischen Vereine Deutschlands die einschlagenden geschichtlichen Forschungen übernehmen, und andererseits Deutschlands Philologen und Schulmänner die sprachlichen Ermittlungen fördern und leiten, dann dürfen wir gewiß schon bei der nächsten Versammlung manche gedeihliche Frucht dieses Zusammenwirkens erwarten."

Darauf sprach Prof. Schneidewin über

Cäsar Augustus und Britannien.

„Die neueren Darstellungen der römischen Geschichte pflegen Britanniens Verhältnisse zu Rom unter Cäsar Augustus fast mit Stillschweigen zu übergehen. Und in der That könnte die Frage nach der Haltung, welche der Adoptivsohn des Jul. Cäsar der Insel gegenüber angenommen, und nach den Versuchen, die er gemacht habe, römischen Einfluß in Britannien zu befestigen, denen leicht überflüssig vorkommen, denen bestimmte historische Zeugnisse, wonach die Unternehmungen gegen Britannien unter Augustus völlig geruhet haben, gegenwärtig sind. Allerdings ist es im Allgemeinen keinem Zweifel unterworfen, daß nach Jul. Cäsars nicht sonderlich glücklichen Versuchen, in Britannien festen Fuß zu fassen, zuerst Cäsar Claudius eine wirkliche Expedition gegen die Insel unternahm. Das lehrt der gedrängte Ueberblick, den Tacitus Agric. 13 giebt: Primus omnium Romanorum Divus Iulius cum exercitu ingressus Britanniam, quamquam prospera pugna terruerit incolas ac litore potitus sit, potest videri ostendisse posteris, non tradidisse. Mox bella civilia et in remp. versa principum arma, *ac longa oblivio Britanniae, etiam in pace. Consilium id Divus Augustus vocabat; Tiberius praeceptum.* Agitasse Gaium Caesarem de intranda Britannia satis constat etc. Uebereinstimmend Sueton. Claud. 17. Britanniam potissimum elegit neque tentatam ulli post Divum Iulium etc. Auch Appian kennt nur einen Uebergang Jul. Cäsar's nach der Insel, und Dichter der augusteischen Zeit nennen Britannien invicta Romano Marte, die Britannier intacti u. s. w. *).

Nichtsdestoweniger wissen nicht bloß die Dichter der augusteischen Zeit nach 727 u. c. sondern auch die Geschichte weiß zu berichten, daß Cäsar Augustus trotz des Grundsatzes coercendi intra terminos imperii Britannien nicht gänzlich aus den Augen verloren hat, mag der nüchterne

---

*) Eleg. in Messal. 149 etwa 724 u. c., Horat. Epod. 7, 7 a. u. c. 722. Auch das Epigramm an Claudius Anthol. Lat. 2, 84 (I, p. 231 Burm.) nennt Britannien victa prius nulli. Vgl. Passow Leben des Horaz CX, not. 249 und Walch zum Agricola p. 211.

Digitized by Google

Geschichtsforscher gewissen überschwänglichen Redensarten feuriger Dichter von glänzenden Erfolgen abdingen, so viel er will. Denn freilich mußte bei den wunderlichen Vorstellungen von Britannien schon die Idee einer Unternehmung gegen die Insel staunende Bewunderung erregen. Fortwährend galten die Britanni als ultimi orbis im Norden, wie die Persae und Parthi und Medi im Osten, Beide als die Enden der Welt, und noch Claudius Soldaten sträubten sich dagegen, nach dem novus orbis hinübergefahrt zu werden. Unter Augustus nahm der Römer leicht den Willen für die That. Und den Willen, Britannien zu bekriegen, hat Augustus wirklich eine Zeit lang gehabt oder zu haben geheuchelt. Zur Ausführung ist er nie gekommen. Allein das bloße Vorgeben hat doch Früchte getragen und diplomatische Wege, die Augustus einzuschlagen verstand, sind nicht ohne Erfolg geblieben.

Diese Verhältnisse in Kürze genauer zu beleuchten, fordert ein erst kürzlich aus dem Dunkel getretenes Zeugniß auf, ohne welches ich schwerlich zu einer Untersuchung der Stellung Roms zu Britannien unter Augustus, viel weniger zum Auftreten in dieser Versammlung veranlaßt worden wäre. Doch bevor ich zu dem Zeugnisse selbst komme, möge es gestattet sein, die zerstreuten Andeutungen der Alten in Bezug auf Augustus Verhalten gegen Britannien der verehrten Versammlung ins Gedächtniß zurückrufen zu dürfen.

Schon im J. 719 u. drohte Octavian mit einer Heerfahrt nach Britannien. Ein Aufstand in Pannonien trat dazwischen und vereitelte den Plan, Dio Cass. XLIX, 38. Wenn nun Dio den Octavian vor der Schlacht bei Actium zu seinen Soldaten reden läßt: ἡμεῖς οἱ ἐς Βρεττανίαν πεπεραιωμένοι, so meint er natürlich nur diejenigen, welche den Jul. Cäsar begleitet hatten, gleichwie er auch die Eroberung Galliens als Großthat nennt, Dio L, 24. Aber im J. 726 begann er zwei große Heere zu sammeln, deren eines gegen den Norden, das andere gegen den Orient bestimmt war. In dieser Zeit dichtete Horaz I, 21, 13 sqq. Hic (Apollo) bellum lacrimosum, hic miseram famem Pestemque a populo et principe Caesare *in Persas atque Britannos* Vestra motus aget prece. Im folgenden Jahre bricht Cäsar wirklich auf und zieht zunächst nach Gallien. Allein schon aus Horaz ist ersichtlich, daß, obschon es zunächst galt, die Steuerverhältnisse Galliens zu regeln, ein Feldzug nach dem Wunderlande des Nordens als Ziel der Unternehmung ausgegeben und von den leicht bethörten Römern angenommen wurde. Denn damals richtet sich Horaz mit der Bitte an Fortuna Antias I, 35, 29 sqq. *Serves iturum Caesarem in ultimos Orbis Britannos* et iuvenum recens Examen Eois timendum Partibus Oceanoque rubro. Indeß hielt ihn vorläufig Gallien so in Schach, daß er den Plan, nach Britannien zu gehen, aufgeben mußte: Dio LIII, 22. ἐξώρμησε μὲν ὡς καὶ ἐς τὴν Βρεττανίαν στρατεύσων, ἐς δὲ δὴ τὰς Γαλατίας ἐλθὼν ἐνταῦθα διέτριψεν. Die dortigen Unruhen mochten ihm nicht unwillkommen sein. Denn der kluge Mann scheint es für gerathen gehalten zu haben, sich und sein Heer den Wechselfällen eines schwierigen Unternehmens nicht bloß zu geben. Ob es ihm jemals Ernst gewesen oder nicht, steht dahin; genug, die Folge hatte denn doch das Verweilen in Gallien und das ausgehängte Schild, daß die Britannier Anstalt machten, durch Einleitung freundlicher Verhandlungen einem kriegerischen Versuche zuvorzukommen. Sie beschlossen, Gesandte nach Gallien zu ihm zu schicken, Dio LIII, 22 ἐπικηρυκεύσασθαι οἱ ἐδόκουν. Inzwischen riefen Aufstände der hispanischen Völker den Cäsar aus Gallien ab, nach deren rascher Beschwichtigung er 728 von Neuem Britannien in Angriff zu nehmen dachte, ἐπειδὴ μὴ ἠθέλησαν ὁμολογῆσαι, sagt Dio LIII, 25. Aber plötzlich traten wiederum Unruhen der Alpenvölker dazwischen, gegen welche er den Ter. Varro absenden mußte, während ihn selbst erneuerte Auf-

Digitized by Google

stände der Cantabrer und Asturier nach Hispanien zogen. Danach sollte man meinen, die angeknüpften Verhandlungen mit Britannien seien abgebrochen worden, und Jene, vom augenblicklichen Schreck der Nachbarschaft befreit, hätten ungestört fortgelebt. Doch ist Dio's Darstellung offenbar ungenau, wie er denn freilich selbst gesteht, die römischen Dinge werden seit dem J. 727 für den Historiker mißlich und ungewiß.

Wir halten ihm gegenüber das Zeugniß eines glaubwürdigen Zeitgenossen, des Strabon, IV, p. 200. *Νυνὶ μέντοι τῶν δυναστῶν τινες τῶν αὐτόθι πρεσβεύσασι καὶ φαρτείαις κατασκευασάμενοι τὴν πρὸς Καίσαρα τὸν Σεβαστὸν φιλίαν ἀναθήματά τε ἀνέθηκαν ἐν τῷ Καπετωλίῳ καὶ οἰκείαν σχεδὸν παρεσκεύασαν τοῖς Ῥωμαίοις ὅλην τὴν νῆσον**). Und II, p. 116 bemerkt er, wie es den Römern ein Leichtes gewesen wäre, Britannien zu gewinnen, daß man es aber verschmäht habe, weil man weder die Einwohner zu fürchten brauche, noch durch eine Besetzung Nutzen erlangen würde. Denn es sei viel vortheilhafter, die Zölle der Britannier, da freier Handel nach Gallien ihnen gestattet, zu ziehen, als ihnen Steuern aufzuerlegen, die man nur durch eine starke Heeresmacht beitreiben im Stande sein würde. — Wer hört nicht in diesen Worten die officielle Ausrede der Freunde des Augustus, der Füchse, denen die Trauben zu hoch hingen?

Wir erfahren aber ferner, daß einzelne Dynasten der Insel in freundlichen Verkehr mit Augustus getreten waren. Der Sohn des von Cäsar bekriegten Cassivellaunus, Tenuantius, ließ seinen Sohn Cynobellinus in Rom erziehen, und dieser begleitete den Augustus auf mehrern Feldzügen, wurde als Freund begrüßt, und sein Vater Tenuantius zahlte keinen Tribut. Auch nach dessen Tode blieb ein gutes Vernehmen. Münzen von Cynobellinus zeigen den Kopf des Augustus, häufig auch das Bild einer Sphinx, womit Augustus siegelte**). Wenn Tenuantius vom Tribut befreit wurde, so folgt doch nothwendig, daß andre Fürsten einen solchen entrichteten. Cäsar hatte (B. G. V, 22) nach Besiegung des Cassivellaunus Britannien einen jährlichen Tribut auferlegt. Einige Häuptlinge mögen den für einige Zeit bezahlt haben. In den Unruhen der Bürgerkriege war er ohne Zweifel in Stocken gerathen. Deßhalb darf die übereinstimmende Ansicht der Historiker nicht überraschen, Cäsar habe weder für sich selbst, noch für den Staat durch seine Versuche gegen Britannien Ersprießliches gewonnen, s. Horsley Britannia Romana p. 18. Augustus Verhandlungen in Gallien müssen aber doch eine Erneuerung wenigstens des Versprechens, Tribut zu entrichten, bewirkt haben. Leider verschweigen die bis jetzt bekannten Stücke des Monumentum Ancyranum die britannischen Verhältnisse. Nur macht Augustus an einer sowohl im lat. Original, als auch in der jüngst von W. J. Hamilton gefundenen griechischen Uebertragung merk-

---

*) An die *πρεσβεύσεις* der britannischen Großen dachte auch wohl neben Andern Sueton. Octav. 21. Quorundam barbarorum principes in aede Martis Ultoris iurare coegit, mansuros se in fide ac pace, quam peterent.

**) Ich muß mich bei diesen speciellen Angaben auf gut Glück auf Walch verlassen, der zum Agric. p. 210 die Beziehungen der Fürsten zu Augustus berührt. Der von ihm angezogne Strabon sagt nichts davon: im Betreff der Münzen verweist Walch auf The Quarterly Journal of Science nr. XXIII., das mir nicht zur Hand ist. Woher hat Walch seine Angaben, die schon durch ihre Genauigkeit kaum einem Zweifel Raum geben? Auch versichert Walch p. 213, dem dort und im Folgenden Angedeuteten liege eine „Abhandlung über Britanniens Völker und älteste Geschichte zum Grunde, welche ihr Verfasser mit allen Beweisen künftig herauszugeben denkt." Daraus ist nichts geworden.

Digitized by Google

würdiger Weise übel zugerichteten Stelle *) einige reges Britannorum namhaft, die Hülfe suchend zu ihm ihre Zuflucht genommen hätten, wenigstens ein Beweis für die Verbindung der Fürsten der Insel mit dem römischen Alleinherrscher. Drei werden namhaft gemacht, Damno, Bellaunus und ein Dritter, dessen Name *Tim* . . . . anfing.

Sicherlich gehört aber die Befreundung mit Britanniens Fürsten nicht in spätre Zeit. Niemals hören wir weiterhin trotz der vielen Züge über die Alpen von ähnlichen Kriegsplänen, womit Augustus nicht gesäumt haben würde, den Römern dann und wann Stoff zum Politisiren und zur Bewunderung zu geben, wäre nicht ein friedlich vortheilhaftes Verhältniß zu Britannien in den Jahren 727—730 zu Stande gekommen.

Daß nun aber jene Verbindung in den Augen der Zeitgenossen als Etwas galt, lehrt das Gedicht des Horaz 3, 5. Caelo tonantem credidimus Iovem Regnare; praesens Divus habebitur Augustus, *adiectis Britannis Imperio* gravibusque Persis. Noch neuerdings hat man die Abfassung des Gedichts ins J. 734 herabrücken wollen. Dagegen hat Franke Fasti Horatiani p. 189 sehr wohl dargethan, daß es schon im J. 727 oder 728 gedichtet sein muß, wo Augustus mit den britannischen Gesandten in Gallien unterhandelte, und wo ein Dichter, wie Horaz, auf die Botschaft von den glücklich gestalteten Verhältnissen mit den extremi Britanni sich wohl beigehen lassen konnte, dem Augustus göttliche Ehren zuzuerkennen, wie er schon 725, als er die parthischen Verhältnisse ins Auge faßte, vergöttert war, Dio LI, 21, und wie er denn wirklich im J. 730 nach dreijähriger Abwesenheit von Rom mit ausgelassenen Ehrenbezeigungen überschüttet ward, Dio LIII, 26 und 28. Horaz verdient Franke's Tadel wegen der Worte adiectis Britannis imperio nicht, als ob Britannien durch eine große Expedition unterjocht worden sei. Im Gegentheil ist die Wendung äußerst diplomatisch gewählt, da Britannien sowohl, als auch der Orient durch friedliche Unterhandlungen theils gewonnen waren, theils deren Gewinnung in Aussicht stand. Der begeisterte Dichter sagt durchaus nicht mehr, als der nüchterne Strabo bestätigt: *οἰκείαν σχεδὸν παρεσκεύασαν ὅλην τὴν νῆσον.* Um ihm nicht Unrecht zu thun, muß man nur lebendig sich vergegenwärtigen, wie hoch die Erwartungen der Römer von Augustus Unternehmen allgemein gespannt waren. Unmöglich kann ich mich mit der Annahme befreunden, die Franke mit Andern theilt, als habe Horaz durch die Verbindung des Futurums mit dem Participium eine Unbestimmtheit bezweckt, so daß man nach Belieben herauslesen könnte: Augustus wird für praesens Divus gelten, so bald er die Britannier und Perser dem Reiche einverleibt haben wird! Das wäre eine Grobheit, dem schon vom Volke vergötterten Herrscher einen Wechsel auf etwa kommende Dinge auszustellen. Schon die Sprache sträubt sich gegen solche Zweideutigkeit. Nach einem credidimus, wobei doch jetzt wohl Niemanden mehr der alte Spuck mit dem aoristus irre führen wird, kann ein habebitur nur heißen: Wir haben bis jetzt geglaubt und

*) Hamilton hat ein Stück der griechischen Uebersetzung, die dem römischen Original zu Ancyra beigefügt war, in seinen Researches in Asia minor T. II, nr. 2 veröffentlicht. Hiervon ist ein Theil wiederholt und zur Restitution des lat. Textes benutzt von Joh. Franz in Gerhard's Archäolog. Zeitung 1843, nr. 2. Der lat. Text hat Tab. V. fin. und Tab. VI. init.: AD. ME. SUPPLICES. CONFUGERUNT. —]REG]ES. BRITANN]ORUM[. DAMNO. BELLA]UNUSQUE[. ET. TIM. . . . ., der griechische Col. V fin. und VI init.: *Πρός ἐμὲ ἱκέται καταφύγον βασιλεῖς — [Βρετα]νῶν Δά[μ]νος, Βε[λλαῦνός τε καὶ] Τ . . . .* Keiner der Genannten ist, soviel mir bekannt, sonstwo nachzuweisen. Oder wäre Damno Tasciovanti, Bellaunus Cynobellinus?

Digitized by Google

werden von nun an glauben u. s. w. Derselbe Horaz liefert in dem etwa im J. 739 gedichteten carmen IV, 14, 45 sqq. den Beweis, daß man fortfuhr, Britannien als Rom gehorchend anzusehn, wenn er dem Augustus sagt: Te fontium qui celat origines Nilusque et Hister, te rapidus Tigris; *Te beluosus qui remotis Obstrepit Oceanus Britannis*, Te non paventis funera Galliae Duraeque tellus audit Hiberiae, Te caede gaudentes Sicambri Compositis venerantur armis.

Hier versiegen die bisher fließenden Quellen. Ich gehe zu dem oben angekündigten neuen Zeugnisse über, muß aber vorher eine kurze Notiz, woraus ich dasselbe entlehne, der verehrten Versammlung mittheilen. Den Vorwurf, Bekanntes zu sagen, brauche ich dabei nicht zu fürchten.

Im Anfange dieses Jahres ist in Rom ein Buch erschienen, welches freilich seinem Titel und dem Hauptinhalt nach zunächst den Theologen interessirt, doch aber auch dem Philologen nicht gleichgültig ist theils wegen der Sprache, theils wegen einiger neu ans Licht gezognen Notizen über das klassische Alterthum. Freilich zeigt eine genauere Betrachtung des Werkes, daß laute Zeitungscorrespondenten, wie es ja wohl öfter widerfährt, den Mund zu voll genommen haben. Das Interesse des Historikers beschränkt sich auf eine Angabe, die allerdings in mehrfacher Hinsicht überraschend ist, und die es lohnen wird, mit bekannten historischen Verhältnissen in richtigen Bezug zu stellen und somit etwaigem Mißbrauch derselben nach Kräften vorzubeugen.

Es ist das Werk eines Apponius in Canticum Canticorum. Apponius erneuert nicht ungeschickt den oft gemachten Versuch, das Hohelied allegorisch auszulegen de spirituali Christi unione cum ecclesia. Er war ein Mönch, der sein Werk an einen gewissen Armenius richtet: Viro Desideriorum, servo Christi Armenio, supplex Apponius — denn mit den röm. Herausgebern dem frommen Manne ein p gegen den Willen des Codex zu nehmen, berechtigt oder zwingt Nichts —, also an Armenius, der ihn, den Nachtraben, aus seinem Käfich ans Licht gelockt habe: qui ab omnibus lacerandam latitantem nycticoracem in cavernis silentii in lucem egredi compulisti. Das Werk umfaßt zwölf Bücher, von denen die sechs ersten bereits 1538 zu Presburg höchst fehlerhaft gedruckt waren. Daraus sind sie in die großen Kölner, Pariser und Lyoner Sammlungen der Patres übergegangen. Der römische Druck, den zwei Cisterzienser Geistliche besorgt haben, Hieronymus Bettinus und Josephus Martini, beruht auf einem Pergamentcodex, der wahrscheinlich im 12. oder 11. Jahrh., sehr sorgfältig geschrieben, aus der Abtei S. Silvestro di Nonantula in die Bibliotheca Sessoriana der Cisterzienser zu Rom gewandert ist. Vom Apponius ist fast Nichts, als der Name bekannt: gemeiniglich setzt man ihn ins 7. Jahrhundert, weil Beda, der 735 stirbt, zuerst seiner erwähnt. Die Gründe der gelehrten Herren für das 5. Jahrh. scheinen aber unverwerflich. Die Sprache, worüber allein mir ein Urtheil zusteht, mahnt lebhaft an Tertullian. Apponius fühlt selbst die Schwäche seiner Darstellung und verkriecht sich hinter den sensus, wie Mancher heutzutage hinter die res. Im Vorworte sagt er: Si cui sordet agrestis et hispidus sermo — non syllogismorum resonantia verba, sed sensum requirat. — Noverit nos non vanae gloriae vel laudis aucupandae studio divitibus opes, nec cibum ventre repletis impudenter ingerere, sed *vestigia antiquorum magistrorum secutos* paupertatem esurientium pauperum aliquantulum consolatos, womit er auf Diogenianos lexikalisches Werk *Περιεργοπένητες*, Pauperes Studiosi, zu zielen scheint, s. Praefat. Paroemiogr. p. XXIX. Wer Lust hat, die Lexika mit neuen Vocabeln zu bereichern, der wird nicht umsonst nachstoppeln; nur darf er nicht böse werden, wenn ihm Dinger begegnen, wie etwa inveniabilis unverzeihlich, indeclinabiliter unabweisbar, mensurari, liber Salomonis

Digitized by Google

nobis obviavit u. s. w. Auch der forschende Grammatiker, der den Schicksalen der sprachlichen Formen nachgeht, findet hier seine Rechnung: kaum wird ihm sonst schon ein odientes die Hasser, oder ein florient für florebunt zu Gesicht gekommen sein und Anderes dergleichen, womit ich Ciceronianischen Ohren nicht weiter wehe thun will. Uebrigens haben die beiden gelehrten Herren sparsame Nötchen hinzugefügt, die sehr unschuldig klingen.

Da ich einmal den Namen des Apponius verrathen habe, so muß ich fürchten, daß der Klang des mönchischen Namens etwa rege gewordene Erwartungen von meinem Zeugnisse von vorn herein etwas gedämpft haben dürfte. Zum Troste denn die fernere Mittheilung, daß wir es nicht mit Apponius eigner Weisheit zu thun haben. Er beruft sich auf einen guten Gewährsmann, einen Historiker bester Art, kurz auf keinen Andern als Titus Livius. Die Stelle lautet Buch XII p. 237 wörtlich also:

Ex quo facta est (nämlich pax Christi) et mundo ostensa, non solum animarum pax illuminat mundum; sed publica etiam civilia, Romano imperio exaltato, bella sopita pacem omnium gentium barbarorum repertam exsultant; et omnium hominum genus, quocunque terrarum loco obtinet sedem, ex eo tempore uno illigatur vinculo pacis. *In cuius apparitionis die, quod Epiphania appellatur, Caesar Augustus in spectaculis, sicut Livius narrat, Romano populo nuntiat regressus a Britannia insula, totum orbem terrarum tam bello, quam amicitiis Romano imperio pacis abundantia subditum.* Ex quo tempore etiam et (eleganter für etiamsi) Syrorum instigante diabolo bella oriuntur, tamen interveniente pace, hoc est Christi praesentia, quantocius sedari probantur.

Um nun den wirklichen historischen Gewinn aus der Stelle mit Sicherheit ziehen zu können, werden wir vor allen Dingen den Waizen vom Unkraut zu säubern haben. Wir müssen die aus Livius entlehnte Nachricht aufs Schärfste vom eignen Räsonnement des Apponius aussondern. Das ist keine schwere Aufgabe.

Die Kirchenschriftsteller suchten den verheißenen Frieden des alten Bundes auch in den politischen Verhältnissen zur Zeit der Geburt Jesu nachzuweisen. Daß dieses Bestreben auch den Apponius geleitet, geht schon aus dem Ausdruck abundantia pacis hervor, wie er sich sonst und auch Psalm 71, 7 findet: Orietur in diebus eius iustitia et abundantia pacis. Ueberall kehrt die kirchliche Tradition wieder, zur Zeit der Geburt Jesu habe der geweissagte Frieden in der Welt geherrscht. Die verständigern Apologetiker begnügten sich mit dem durch Augustus Alleinherrschaft begründeten Weltfrieden, ohne ängstlich nach einem bestimmten Jahre zu forschen. So sagt Origenes, Gott habe bald nach Jesu Erscheinen festen Frieden geschaffen und durch die Vereinigung vieler Reiche zu einer Gesammtheit unter Augustus der Wirksamkeit der Apostel vorgebaut, und ganz ähnlich reden Eusebius, der heil Ambrosius, Hieronymus und Andre. Am verständigsten der heil. Augustin de Civ. Dei XVIII, 46. Apud Romanos iam mutato reip. statu imperante Caesare Augusto et per eum orbe pacato natus est Jesus Christus. Die Zeugnisse sind gesammelt von Masson Janus reseratus p. 35 sqq.

Mit dieser allgemeinen Beziehung der messianischen Weissagungen waren einzelne spätere Ecclesiastiker nicht zufrieden. Sie suchten nach bestimmteren Zeichen des allgemeinen Friedens auf engerm Raume und fanden diese leicht unter der langen Regierung August's heraus. Natürlich griff der Eine diesen, der Andre jenen Moment auf; um Chronologie scheint die sancta credulitas sich nicht eben bekümmert zu haben. Ich finde, daß man namentlich den dreimaligen Schluß des Janustempels gewünscht hat, zur Erscheinung Jesu und seines Friedens in näheres Verhältniß

Digitized by Google

zu setzen. So läßt Orosius VI, 20 den Octavian 725 octavo Idus Ianuarias aus dem Orient nach Rom zurückkehren und den Janus schließen; bemerkt dann: hunc esse eundem diem, quo nos Epiphania, hoc est apparitionem sive manifestationem dominici sacramenti observamus, nemo nescit. Aber leider nicht am sechsten Januar, sondern im Monat Sextilis kehrte Augustus nach Rom zurück, s. Dio LI, 21 und das SC. bei Macrob. Sat. I, 12. Der sechste Januar ist der Tag des Epiphaniafestes und dieses wird in der ältern kirchlichen Tradition neben dem 25. Decbr. als Tag der Geburt Jesu, später auch als Fest der Taufe betrachtet, s. Wieseler Chronol. Synopse der vier Evangelien p. 134. Die erste Schließung des Janustempels mußte sich also dem Orosius bequemen, wenigstens dem Tage nach mit dem Epiphaniafeste zu stimmen. Derselbe Orosius VI, 22 läßt Jesus 752 geboren werden, wo Augustus den Janus zum dritten Male geschlossen, und worauf denn ein glücklicher Frieden zwölf Jahre lang gewährt habe *). Hier kommt wirklich dem suchenden Orosius der Janusschluß zu Statten, so wie auch die alte kirchliche Tradition über Jesu Geburtsjahr bei ihrem Schwanken zwischen 750 — 754 freie Wahl des Jahres in sein Belieben stellte, s. Gieseler Kirchengesch. I, p. 63: Ideler Handb. der Chronol. II, p. 385 ff. und besonders Wieseler l. c. p. 150, der die ersten Monate, am liebsten den Februar des Jahres 750 als Jesu Geburtsjahr herausrechnet.

Unser Apponius hat den zweiten Janusschluß gewählt, der im J. 730 erfolgte, als Augustus nach dreijähriger Abwesenheit zur Stadt zurückkehrte. Er behauptet mit Nichten, daß Jesus Geburt mit dem Jahre zusammentreffe, sondern, daß der Tag des Epiphaniafestes derselbe sei mit dem, an welchem Cäsar Augustus dem römischen Volke den allgemeinen Frieden verkündet habe. Ob er Grund dazu hatte oder nicht, ob er wirklich im Livius den Tag bezeichnet fand, wage ich nicht bestimmt zu sagen. Leider wissen wir nur, daß Augustus im Anfange des J. 730 heimkehrte: unmöglich wäre es also nicht, daß Livius octavo Idus Ianuarias dem Apponius an die Hand gegeben hätte. Aber Orosius Beispiel mahnt zur Vorsicht.

Lassen wir Apponius fromme Anwendung auf sich beruhen und betrachten lieber das Zeugniß des Livius etwas genauer. Caesar Augustus, bezeugt er, in spectaculis [Romano] populo nuntiat regressus a Brittannia [insula], totum orbem terrarum tam bello quam amicitiis Romano imperio subditum. Ich habe nur abundantia pacis als fremdes Gut ausgeschieden: dann hindert Nichts, die eignen Worte des Livius anzuerkennen **). Wirklich galt August's Heimkehr als ein Unterpfand des wiedererrungenen Friedens, da der seit 727 geöffnete Janustempel zum zweiten Male geschlossen ward. Es ist ganz in August's Weise, an den ihm zu Ehren veranstalteten Festspielen, denen er ja überhaupt so gern und freundlich beiwohnte, zum

*) Masson will beweisen, die dritte Schließung des Janus falle ins J. 744. Nach neuern Forschern sollte die Schließung 743 erfolgen, aber Unruhen der Dacier hinderten daran, und sie erfolgte wirklich erst 752. Vgl. Huschke Census p. 35.

**) Ueberflüssig ist das erste Romano. Ob insula von Livius zugesetzt sei, kann zweifelhaft sein. Denn erst nach der Umsegelung der Insel durch Agricola ward es sicher erkannt, Britannien sei eine Insel, Dio LXVI, 60. Tac. Agr. 10. Daher bei Quintilian VII, 4, 2. das Thema einer suasoria: Caesar deliberat, an Britanniam impugnet — an Britannia insula, wozu er hinzufügt: nam tum ignorabatur. Freilich hatte schon Pytheas die Beschaffenheit Britanniens erkannt, ohne daß spätere Forscher die Vorstellung bestätigt hätten. Da aber Strabo allerdings Britannien νῆσος nennt, so darf man vielleicht auch dem Livius insula zutrauen.

Digitized by Google

Volke zu reden. Als er 741 am 4. Julius nach dreijähriger Abwesenheit diesseits der Alpen nach Rom zurückgekommen war, begrüßte er gleich am folgenden Morgen das Volk vom Capitol. Die Feierlichkeit des Janusschlusses, die er persönlich, weil Consul, besorgen mußte, mochte mit jenen Festen verbunden sein.

Aber wie steht es endlich mit der Hauptsache, wovon wir ausgingen, mit dem regressus a Britannia insula? Da ist nun zuvörderst klar, daß von dem tam bello *quam amicitiis* das letztere auf die Befreundung Britanniens geht, welche Insel er nun als Rom angehörig betrachtet wissen wollte. Aber setzt nicht regressus das Betretenhaben der Insel voraus? Mit Nichten. Wir haben es mit Augustus und den Römern unter Augustus zu thun, die die Lehrmeister aller neuern Prahlbülletins gewesen sind.

Als Augustus 727 nach Gallien zog, da hieß es, es gehe nach Britannien. Angeblich in seinen Planen gestört, weiß er durch drohende Stellung die Insulaner einzuschüchtern und durch kluge Unterhandlungen sich britannische Fürsten geneigt zu machen. In Rom sah man in diesen Verbindungen leichtgläubig genug nichts Geringeres, als eine Unterwerfung der Insel. Im J. 730 kehrt Augustus heim. Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Er war nach Britannien aufgebrochen, er mußte auch als regressus a Britannia gefeiert werden. Ist dieses wahr — und Horazens adiectis Britannis kommt uns wieder zu Statten —, so ist es erklärlich, wie der dem Augustus befreundete T. Livius kein Bedenken tragen durfte, die officielle Phrase in seine Geschichte aufzunehmen. Daß die Folgezeit recht wohl zwischen Wirklichkeit und Prahlerei unterscheiden gelernt hatte, zeigt Tacitus oben mitgetheilte Uebersicht. Gewinnen wir also durch das neue Zeugniß nicht gerade ein bedeutendes neues historisches Factum, so bietet es doch einen belebten Blick in die Politik des Herrschers und die Empfänglichkeit der Römer für seine Vorspiegelungen.

Wollte etwa Jemand die Erwähnung der Britanni und Syri bei Apponius lediglich als eine Bezeichnung der Enden der Welt nehmen, so wehrt dem die Berufung auf Livius und die ganze Fassung der Stellen. Die Syrorum bella gehen offenbar auf die schon 731 erfolgte Expedition Agrippa's nach Syrien, s. Dio LIII, 32, dem Augustus selbst 732 nachfolgte, wo er dann 734 endlich die von Crassus und Antonius an die Parther verlornen Gefangnen und Feldzeichen zurückerhielt.

Uebrigens gehört Livius Nachricht in das CXXXV Buch, aus welchem nur der magere Auszug gerettet ist: Bellum a M. Crasso adversus Thracas et ab Caesare adversus Hispanos gestum refertur; et Salassi, gens Alpina, perdomiti.

Digitized by Google

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Cassel, am 4. Oktober 1843.

Zunächst theilte der Vicepräsident ein Desiderium des Prof. Hand mit, es möge sich der Verein für die wünschenswerthe Herausgabe eines Adreßbuchs der Lehrer an Universitäten und Gymnasien interessiren. Es wurde eine Subscriptionsliste aufgelegt.

Hierauf begründete Prof. Hermann seinen Vorschlag, in den Statuten des Vereins Aenderungen vorzunehmen.

Ausgehend von dem Beispiele der Spartaner, die, so wesentlich sie auch ihr Staatsleben mehr auf die lebendige Macht der Sitte und Erfahrung, als auf die todten Buchstaben geschriebener Gesetze zu stützen vorgezogen, doch kein Bedenken getragen hätten, eine Lykurgische Rhetra mit einem näher bestimmenden Zusatze zu versehen, als die Volksversammlungen einen „schiefen Weg" einschlugen, berief er sich auf eigene und fremde Erfahrung, um bemerklich zu machen, wie sich der Verein durch das Uebergewicht, welches die größeren Vorträge in seinen Versammlungen gewonnen hätten, auf einem schiefen Wege befinde, der ihn stets weiter von dem belebenden Mittelpuncte seines Strebens abzuleiten drohe, wenn dieser Strom nicht bei Zeiten in feste Ufer eingedämmt werde. Er zeigte, wie manche Zwecke, die in den Statuten völlig gleichen Rang mit den Vorträgen einnähmen, in der Wirklichkeit gegen diese in sehr untergeordneter Stellung erschienen, und erinnerte, daß das Hauptaugenmerk einer so gemischten und nur auf so kurze Zeit vereinigten Versammlung nur darauf gerichtet sein könne, sich wechselseitig lebendig anzuregen und durch Austausch und Zusammenstoß der Ansichten und Meinungen die conciliatorische Bestimmung zu erreichen, die in den Statuten namentlich vorgesehen sei, zu diesem Ende aber gerade auch der freien Erörterung ein möglichst weites Feld zu eröffnen und die Theilnahme der Versammlung nicht ihrem bei Weitem größeren Theile nach auf reine Passivität zu beschränken. Daß dieses aber nach der Art, wie sich die Verhandlungen bisher wesentlich in Vorträgen bewegt hätten, der Fall sein müsse, folge theils aus der Beschaffenheit dieser Vorträge selbst, deren Gegenstände oft von der Art seien, daß sie keine weitere Erörterungen hervorriefen, theils wenigstens daraus, daß gewöhnlich die Tagesordnung schon zu besetzt sei, um vielen weiteren Aeußerungen das Wort zu gestatten, und wenn man daher einmal zu der Einsicht gelange, daß man dasselbe, was hier zu hören geboten worden, bequemer und gründlicher daheim in den gedruckten Verhandlungen lesen

Digitized by Google

können, so werde der bloße Reiz neuer Bekanntschaften, oder der Erneuerung alter nicht mehr stark genug sein, um dem Vereine eine hinlängliche Anzahl von Theilnehmern zu sichern. Wenn es aber dennoch seine Ansicht sei, daß man auf Mittel sinnen müsse, die Vorträge zu beschränken, so meine er damit nicht die Zeit, sondern die Zahl derselben, von welcher so viel gewonnen werden müsse, daß der mündlichen Erörterung ein angemessener Spielraum bleibe. Die Zeit zu beschränken sei der Zweck des Gothaischen Beschlusses gewesen; aber auch abgesehen davon, daß dieser Gewinn vielmehr anderen Vorträgen, als der freien Erörterung habe zu Gute kommen sollen, scheine ihm dieses Mittel Nachtheile zu enthalten, welche durch seine Vortheile nicht aufgewogen würden. Einmal stelle derselbe nicht den Gegenstand der Vorträge, sondern die concreten Vorträge selbst unter Censur, und das könne nicht Jeder vertragen, und bleibe lieber daheim, wenn er seine Gedanken mühsam ausarbeiten und sie dann erst noch dem Maßstabe des Präsidiums unterwerfen solle; wenn man aber einwende, jene Censur beziehe sich nur auf die Länge der Abhandlungen, so scheine ihm kein guter Vortrag zu lang, insofern nur der Gegenstand selbst passe, während dagegen auch der kürzeste, wenn unpassend, zu lang sei; und indem jener Beschluß die frei zu haltenden Vorträge von der vorgängigen Einsendung befreie, zerstöre er sein eigenes Princip, da ein freier Vortrag noch weniger Bürgschaft als ein schriftlich entworfener, für Kürze darbiete. Dieses Princip also möge die Versammlung aufgeben und statt der Zeit der einzelnen Vorträge lieber die im Ganzen für solche bestimmte Zeit, mithin die Zahl der einzelnen beschränken und vielmehr dafür sorgen, daß sie zwar Weniges, aber desto Besseres zu hören bekomme. Es verstehe sich jedoch von selbst, daß unter diesen zu vermindernden Vorträgen nicht kleinere Mittheilungen, Vorschläge, Anträge u. dergl. gemeint seien, welchen der Redner im Gegentheil gerade eine weitere Ausdehnung wünsche, als sie bisher neben den größern Vorträgen hätten erhalten können, und er wünsche eher deßhalb auf sie einen Theil der vorgängigen Censur übergetragen, von welcher er die Vorträge befreien möchte, um zu verhindern, daß die Versammlung nicht durch Unbedeutendes unverhältnißmäßig lang in Anspruch genommen werde; und dieß sei dann die Absicht seines zweiten Vorschlags, daß dergleichen nicht unmittelbar an die Versammlung, sondern zunächst an das Präsidium gerichtet werde, um diesem anheim zu stellen, in welcher Form es die Versammlung damit bekannt werden lassen wolle, und namentlich es in den Stand zu setzen, über Manches vielleicht mit drei Worten zu berichten, dem sein Urheber eine Stunde gewidmet haben würde. Der dritte und hauptsächlichste Vorschlag aber betreffe den Stoff der freien Erörterung selbst, die allerdings noch ganz andere Nahrung bekomme müsse, als ihr die wenigen Vorträge oder Vorschläge bieten könnten, und hier machte der Redner namentlich auch auf den Theil der Zwecke des Vereins aufmerksam, der die praktische Pädagogik zum Gegenstande habe. Hier thue vor Allem der lebendige Austausch der Meinungen eben so Noth, als er auf die Zustimmung des größeren Theils der Versammlung rechne, wenn er annehme, daß längere abhandlungsmäßige Auseinandersetzungen über solche Gegenstände selten das allgemeine Interesse dauernd fesseln dürften; und je mehr er dafür halte, daß schon um der wissenschaftlichen Weihe der Versammlung willen die längern Vorträge mehr dem theoretischen Gebiete angehören sollten, desto nöthiger dünke es ihm, auch der praktischen Seite ein eigenes Organ zu verschaffen und sie nicht von der Zufälligkeit abhängig zu machen, ob unter den eigentlichen Vorträgen sich einer befinde, der eine Erörterung über solche Gegenstände herbeiführe. Schon wiederholt sei in dieser Beziehung auf die Bildung von Sectionen hingewiesen worden, in welchen neben der öffentlichen Sitzung speciellere Interessen besonders besprochen würden; aber nach reiflicher Ueberlegung könne man dazu ebenso wenig rathen,

Digitized by Google

als solches von den einsichtsvollsten und erfahrensten Mitgliedern früherer Versammlungen geschehen sei, weil es für die conciliatorischen Zwecke des philologischen Vereins geradezu verderblich sein würde, auch nur dem Gedanken Raum zu geben, daß für Einzelne einzelne Gegenstände von ausschließlich vorwiegendem Interesse sein dürften. Auch der praktische Schulmann solle und müsse von wissenschaftlichen Forschungen Kenntniß nehmen, um nicht zu einer handwerksmäßigen Technik herunterzusinken; und eben so werde sich auch der Pfleger der eigentlichen Wissenschaft für ihre praktische Anwendung interessiren müssen, um den lebendigen Maßstab nicht zu verlieren, ohne welchen er sich nur zu leicht der Gegenwart entfremde; auch werde es sich — das Gegentheil wäre wenigstens aufrichtig zu beklagen — bei einem Versuche mit Sectionen gewiß zeigen, daß die meisten gleichzeitig in mehreren Sectionen würden arbeiten wollen, oder es würde sich in einer einzigen die überwiegende Mehrzahl zusammen drängen und durch ihre compacte Majorität leicht ein beeinträchtigendes Uebergewicht vor den andern erhalten. Lasse man daher die Sectionen den Naturforschern, die, wenn auch ihr Beispiel der Gründung des Vereins zunächst vorgeschwebt habe, gleichwohl eine zu verschiedene Richtung verfolgten, um auch im Einzelnen maßgebend werden zu können; ihr Lebenselement sei die Chemie, das unsrige die Harmonie, und wie diese dem praktischen Philologen als Zweck der Menschenbildung, dem wissenschaftlichen als Princip des classischen Alterthums vorschwebe, so müsse auch die gemeinschaftliche Thätigkeit beider stets zum Ganzen streben. Wohl aber sei Harmonie selbst nur Einheit in der Mannichfaltigkeit, und je freier und mannichfacher sich die einzelnen Strebnisse entfalten, desto höher werde über allen die gemeinsame Macht der Idee schweben; sollten und dürften deshalb auch die Vorträge, als das feste Gerüste und der Einigungspunct des Ganzen, nicht wegfallen, so müsse daneben eine Gelegenheit begründet werden, wo sich Jeder, wie ihn der Geist treibe, aussprechen könne, ohne gleichwohl die Versammlung der Gefahr auszusetzen, viele Wörte über Gegenstände anhören zu müssen, die kein allgemeines Interesse erregten, und darauf gehe dann eben sein Vorschlag, durch einfache Fragen oder Aufgaben, die einem Jeden mit Genehmigung des Präsidiums und der Versammlung zu stellen frei stehe, der Erörterung eine selbständige Grundlage zu geben. Ob diese Fragen, wie es bei den Zusammenkünften der französischen Gelehrten der Fall sei, im Voraus für die künftige Versammlung beschlossen oder in jeder einzelnen Sitzung für die folgende festgesetzt werden sollen, glaube der Redner den jedesmaligen Umständen überlassen zu müssen; überhaupt habe er die Fassung so gewählt, daß der Freiheit der einzelnen Versammlungen nicht weiter vorgegriffen werde, als es nöthig sei, um Mißbräuchen einen Damm entgegenzusetzen, und da selbst die positiven Bestimmungen sich noch an die durch die bisherige Uebung bereits geheiligte Trennung einer jeden Sitzung in zwei Hälften anschlössen, so werde, das Princip vorausgesetzt, die vorgeschlagene Form keine Schwierigkeit verursachen.

Die neuen Bestimmungen sind demnach folgende:

1. „Inskünftige soll, abgesehen von den Vorträgen des Präsidiums, die keinerlei Beschränkung unterliegen, nur die erste Hälfte einer jeden der drei öffentlichen Sitzungen der Anhörung von Aufsätzen und Mittheilung einzelner Mitglieder, die zweite dagegen ausschließlich der freien Erörterung bestimmt sein, zu welcher theils diese Mittheilungen, theils Fragen und Aufgaben den Stoff geben, die der Verein sich selbst stellt. Bei dieser Erörterung dürfen keine Reden abgelesen werden.
2. Die in Gotha beschlossene Verpflichtung zu vorgängiger Einsendung der zu haltenden Vorträge fällt weg; dagegen erhält das Präsidium volle Gewalt, unter den Anerbietungen, welche

Digitized by Google

in dieser Hinsicht erhält diejenigen auszulesen, welche theils ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, theils dem allgemeinen Interesse nach die angemessensten scheinen, kürzere Mittheilungen, oder nach Befinden auch selbst vorzutragen, zu welchem Ende diese ihm möglichst ausgeführt einzuhändigen sind. Zu den unter 1 erwähnten Fragen und Aufgaben stehen jedem Mitgliede Vorschläge frei; die Auswahl aber geschieht durch die Versammlung auf den Bericht des Präsidiums, welchem zu diesem Ende auch ein weiterer Ausschuß zugeordnet werden kann."

Bei der Discussion bemerkte Prof. Petersen, daß der Verein norddeutscher Schulmänner sich durch die Erfahrung hätte genöthigt gesehen, dasselbe auszuführen, was jetzt P. H. in Vorschlag gebracht. Dort sei freilich auch die Zeit jedes Vortrags beschränkt, da ein jeder das Maß ½ Stunde nicht überschreiten dürfe. Die Sitzungen dauerten 2 Tage; am 2. kämen nur pädagogische und praktische Gegenstände zur Erörterung. Die bestimmten Gegenstände des Vortrags würden den Gymnasien mitgetheilt, so könne sich Jeder vorbereiten. Unser Verein könnte etwa durch die Zeitungen bekannt machen, was vorkommen solle. — Wenn das Präsidium allein über die Zulassung der vorzutragenden Gegenstände zu entscheiden habe, so scheine das mißlich, namentlich für das Präsidium. Man könne vielleicht beschließen, daß es durch ausgesprochene Wünsche unterstützt werde. —

Hierauf sprach sich Hofrath Thiersch dahin aus, wenn der Verein sein Ziel nicht verwirkliche, so sei dies nicht zu verwundern, denn dies Ziel sei zu hoch; immerhin aber habe jede Versammlung Schritte gethan, sich demselben zu nähern, und es sei nichts Geringes bei jeder Versammlung erreicht worden. Die zu große Ausdehnung schriftlicher Vorträge sei allerdings etwas Mißbräuchliches. Damit dies vermieden würde, möge sich das Präsidium mit denjenigen Herren, welche Vorträge halten zu wollen sich erklärt, über das Maß derselben verständigen. Rücksichtlich der Zurücknahme des Gothaer Beschlusses trat der Redner dem Antragsteller bei. Auch war er damit einverstanden, daß die 2. Hälfte der Sitzung von freier Erörterung ausgefüllt würde. —

Dr. Ahrens theilte die Ansicht Lachmann's ausführlich mit. In Gotha hätte man sich überzeugt, daß die zusammenhängenden Vorträge den erwarteten Eindruck nicht gemacht, und daß man sie hätte bequemer für sich lesen können; dagegen sei die mündliche Discussion um so anregender erschienen. Lachmann hätte deßhalb die Vorträge vermindert und mehr Zeit zur Discussion gewonnen haben wollen; gewiß werde auch Lachmann, wie er, dem Antragsteller beistimmen, daß die 2. Hälfte einer Sitzung der freien Erörterung von Fragen ꝛc. überlassen werde. Was aber die Aufhebung des Gothaer Vorschlags betreffe, es solle das Präsidium die Sätze prüfen", so ist der Redner nicht für dieselbe; eine Verständigung zwischen dem Präsidium und Vortragenden, wie Hofrath Thiersch beantragt, setze eben eine vorherige Mittheilung der Abhandlung voraus; auch ein guter Vortrag könne zu lang sein, und deshalb wäre der Gothaer Beschluß aufrecht zu erhalten.

Prof. Hermann: Dann müßten alle Vorträge schriftlich abgefaßt sein, weil wenigstens den nicht aufgeschriebenen eine angemessene Länge verbleiben würde.

Hofr. Thiersch: Er beantrage, daß ein kurz vor den Sitzungen die Vorträge dem Präsidium mitgetheilt, nicht aber vorher eingesendet würden; wogegen der Vice-Präsident bemerkte, daß in diesem Falle das Präsidium nicht im Stande sei, einige Kenntniß von dem Gegenstande zu erlangen.

Oberschulrath Dr. Kost macht bemerklich, daß ohne Maßbestimmung der Vorträge das Präsidium nie wissen könne, welche Zeit ihm zu Gebote stehe. Die heutige Sitzung beweise, daß

Digitized by Google

man die Grenzen der Erörterung nicht discutiren könne. Er erinnerte ferner an das Schicksal der bisher dem Verein vorgelegten Fragen. Bei der ersten Versammlung habe man die Frage über gleichmäßige Behandlung der Grammatik (Parallelgrammatik) aufgeworfen, diese habe man in der zweiten Versammlung in anderem Sinne aufgefaßt, als sie gemeint gewesen, und zur Ende habe man die Sache zur allgemeinen Beruhigung fallen lassen; eben so sei nichts Bestimmtes erfolgt auf die Frage, wie viel Realien in die Lehrpläne der Gymnasien aufgenommen werden sollen; deßgleichen nicht auf den Antrag über Festsetzung der deutschen Orthographie.

Bei der weiteren Discussion über das, was in den Versammlungen bisher geleistet worden, bemerkte Prof. Hermann, daß das Schicksal seiner Fragen gerade der zu großen Zahl der Vorträge zuzuschreiben sei; außerdem käme es auf einen bestimmten Abschluß nicht an, die Ideen sollten nur anregend ausgesprochen werden.

Dir. Bömel findet, daß die deutschen Philologen zu geneigt seien zu gelehrten Vorträgen; sie zu beschränken, betrachte er als einen Rückschritt; andererseits sei eine deutsche und gemüthliche Discussion nöthig. Darum wünscht er, die zu lesenden Vorträge vorher gedruckt und an die Mitglieder (was zugleich Manchen zum persönlichen Erscheinen vermögen dürfte) ausgetheilt. Dann könne die Discussion um so leichter erfolgen.

Prof. Hermann meint, es könne dies an das auch in den Statuten postulirte Journal geknüpft werden.

Bibliothekar Bernhardi hält es für gut, daß jede Versammlung, weil die Mitglieder wechselten, sich selbst ihr Ziel und ihren Maßstab setze. In diesem Sinne seien die Statuten zu erweitern. Jede Versammlung solle sich selbst ein Organ bilden. Am 1. Tage könnten durch's Loos Sectionen erwählt werden, denen mitgetheilt würde, was an Vorträgen ꝛc. angezeigt wäre, und diese sollten mit dem Präsidium sich benehmen.

Hofr. Thiersch mag keinerlei Sectionen, indem er überhaupt so complicirte Bestimmungen für geeignet nicht erachtete.

Bei der Abstimmung wurde Hermann's Antrag durch Stimmenmehrheit angenommen.

Hierauf trug Hofr. Thiersch seine Ansichten vor:

Ueber den 2. Chorgesang der Antigone des Sophokles.

Er sagte, daß er dazu theils durch die öffentliche Theilnahme bestimmt werde, welche Sophokles Antigone unter den Auspicien eines kunstliebenden deutschen Königs neulich auf unseren Bühnen gefunden habe, theils durch den Vortrag des Stückes unter Begleitung der Chöre, mit welchem unsere Versammlung sei erfreut worden. Es scheine deshalb ihrer Bestimmung ganz gemäß, zur gehörigen Würdigung des Stückes auch ihrer Seits etwas beizutragen. Zu diesem Behuf wähle er den erwähnten Gesang in Sophokles Antigone (*Βακχεῦ Βάκχαις ὃν κεκεῦ ἀγέστορος αὖ*; 582—630 ed. Br.) um zu zeigen, daß wie er die Mitte des ganzen Stückes einnehme, er auch der Träger der eigentlichen sittlichen Ansicht sei, welche der Dichter in dieser Tragödie niedergelegt habe.

Gemeiniglich werde derselbe rücksichtlich seines Inhaltes für eine mit allgemeinen Gnomologien verbundene Beurtheilung der That und des Betragens der Antigone angesehen; dagegen aber streite schon die Berufung auf des Zeus unüberwindbare Macht, die keiner der Männer

durch Verdeutlichung bewältigen könne, und eben so sei unmöglich, die einzelnen Erwägungen, welche der Dichter vortrage, mit jener Annahme zu vereinigen.

Vor Allem sei bestimmt aufzufassen, wie der Chor das Verfahren des Kreon und die That der Antigone beurtheile.

Als Kreon ihm seinen Entschluß verkündigt, den Leichnam des Polyneikes unbeerdigt zu lassen, und denjenigen mit dem Tode zu bestrafen, der sein Gebot deshalb übertreten würde, sei der Chor weit entfernt, das Eine oder das Andere zu billigen. Er unterwerfe sich zwar dem Gebote des Herrschers, der dieses und noch anderes über die Lebenden und die Todten zu verfügen die Macht habe (V. 211 — 214), daß er aber das Gebot des Königs für einen Frevel halte, deute der Chor gleich nach der Erzählung der Beerdigung an, wo er den Worten des Königs über den Fall vorauseilend die Vermuthung ausspreche, die That könne durch irgend einen Gott vollzogen worden sein (V. 278 — 279). Nur der Zorn des Königs und seine Schmähung scheucht ihn vor weiterer Enthüllung seiner wahren Ansicht und ihrer Begründung zurück; aber diese tritt mit großer Entschiedenheit alsobald hervor, wie vor dem Gemüthe des Königs die Täuschung über sich und sein Beginnen verschwunden ist, indem der Chor dann ausruft (V. 1270): weh mir! wie spät erst scheinst du das Recht zu sehn!

Furcht also und die dem Alter gewöhnliche Scheu hindern den Chor, gleich anfangs mit seiner wahren Ansicht hervorzutreten, daß des Königs Gebot ein Frevel gegen göttliches Recht sei. Dabei aber ist er weit entfernt, die Befugniß der Antigone, gegen das Gebot des Königs und das in ihm enthaltene Gesetz des Staates zu handeln, in irgend einer Weise anzuerkennen, und wo sie das ihr vom Könige bestimmte Loos beklagt, führt er ihr zu Gemüthe, daß sie in äußerster Kühnheit an die hohe Staffel des Rechts heftig gestoßen, d. i. dieses gegen Gebühr stark verletzt habe (V. 843 — 845).

Zu der höchsten Kühnheit hingeführt
Hast an des Rechtes höchsten Sitz
Du den Fuß mit Macht gestoßen, Kind.

Nach seiner Anschauungsweise muß deshalb königlichem Gebote Folge geleistet werden, auch wenn es Unheiliges auflegt, während das Gebot selbst, sowie es gegen göttliches Recht verstößt, darum nicht weniger Frevel ist, und mit der Schuld die Strafe des Frevels über den Schuldigen bringt. Auch über die Art, mit welcher die Jungfrau gegenüber dem Könige verfährt, ist er vollkommen im Klaren. Er erkennt darin Leidenschaft, Heftigkeit, und als sie dem Herrscher Strafe und Vergeltung für das an ihr Verbrochene wünscht, bezeichnet er ihre Verwünschungen als aus demselben Sturm der Leidenschaften hervorgegangen (V. 928 — 930):

Antigone.
Wenn aber diese fehlen, mögen sie nicht mehr
Des Leides dulden, als sie unrecht mir gethan.

Chor.
Es bewältigen stets desselbigen Sturmes
Andauernde Schläge sie noch das Gemüth.

Ist aber damit der Grund angegeben, auf welchem die Anschauung ruht, nach welcher der Chor das Gebot des Königs als unheilig erkennt, ohne darum sei es die That oder das Benehmen der Antigone rechtfertigen zu wollen, so haben wir darin auch den Schlüssel zur Erklä-

Digitized by Google

rung des erwähnten Gesangs, der ohne die Anwendung seiner Ansicht auf ihn durchaus räthselhaft bleiben wird.

Im ersten Strophenpaar (V. 582—604) wird die Wahrnehmung ausgesprochen, daß wenn einmal, durch Frevel angeregt, Gott Unheil über ein Geschlecht bringt, dieses alle Theile desselben ergreift. Der erste Satz, welcher dorischen Rhythmus enthält, ist zu ordnen, wie folgt:

Εὐδαίμονες, οἷσι κακῶν ἄγευστος αἰών.
Οἷς γὰρ ἂν σείσῃ θεόθεν δόμος ἄτᾳ,
οὐδὲν ἐλλείπει γενεᾶς ἐπὶ πλῆθος ἕρπον.

Hierbei ist ἄτᾳ statt ἄτας geschrieben und als Motiv von σείεσθαι zu diesem bezogen. Desgleichen wird οὐδὲν γενεᾶς verbunden, πλῆθος, nämlich πλῆθος κακῶν, das in dem Vorhergehenden liegt, als Subject angenommen, und ἐπὶ über πλῆθος hinweg zu ἕρπον bezogen.

„Glückselige, deren Lebenszeit das Ungemach nicht kostet. Denn wo einmal von Gott das Haus durch Unheil erschüttert wird, läßt die Fülle desselben herandringend nichts frei vom Geschlecht."

Diese Anschauungsweise schließt das Willkührliche in dem Verfahren des Gottes in so fern aus, als diesem eine im Geschlecht hervortretende Schuld zum Grunde liegt. Es tritt uns die Art der strafenden Gerechtigkeit der Gottheit entgegen, welche nicht zur Ruhe kommt, bis das ganze in der Schuld begriffene Geschlecht vertilgt ist. Der Gedanke wird sofort durch Vergleichung jenes Schicksals und seiner Alles umschlingenden Ausbreitung mit einem heftigen Nordsturm und seinen Wirkungen erläutert, dessen furchtbare Wogen bis in den dunkeln Grund des Meeres dringen und aus ihm den schwarzen Sand aufwühlen, während unter seinen Schlägen in Seufzern die Klippen erbrausen.

Die Heftigkeit der Vorstellung führt den Wechsel des Rhythmus herbei, der darum den heftig bewegten Charakter des stärkern, schroff abgebrochenen und für den Ausdruck des Gewaltsamen besonders geeigneten des äolischen annimmt.

ὁμοῖον ὥστε πόντιος
οἶδμα δυσπνόοις ὅταν
Θρῃσσαῖον ἔρεβος ὑφαλον ἐπιδράμῃ πνοαῖς,
κυλίνδει βυσσόθεν κελαινὰν
ἄϊνα καὶ δυσάνεμον,
στόνῳ βρέμουσι δ' ἀντιπλῆγες ἀκταί.

so daß der ganze Strophenbau der hypodorischen Harmonie anzugehören scheint, welche als eine gemischte der dorischen am nächsten steht (Vergl. Böckh de metris Pindari S. 225), während die reindorische ihren vollen Gegensatz bildet.

Was nun in der Strophe als allgemeine Erwägung hervortrat, das wird in der Gegenstrophe auf das Haus der Labdakiden bezogen und auf den vorliegenden Fall, in welchem das von altem Frevel angeregte und sofort in ununterbrochener Folge alle Glieder des Geschlechts ergreifende Geschick nun auch in das Innerste, bis in das Gemach der Jungfrauen dringt und in der Antigone die letzte Wurzel desselben abmäht, nachdem eben erst ein heiteres Licht über dasselbe sich verbreitet hatte:

Ἀρχαῖα τὰ Λαβδακιδᾶν ῥίζαν ὁρῶμαι
πήματα φθιμένων ἐπὶ πήμασι πίπτοντα·
οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰ γένος, ἀλλ' ἐρείπει
θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν.

Digitized by Google

wo an der Auflösung der Länge in der dritten Stelle des Verses φθιμένων durch zwei Kürzen, als in einem nicht rein dorischen Chorliede kein Anstoß zu nehmen ist. Uebrigens ist zu verbinden: ἀρχὰν τὰ παρδοκιδᾶν πήματα ἀρῶμαι. Ich sehe die Leiden der Labdakiden als alte, d. i. in alter Weise sich wiederholende. Sofort wird πήμασι φθιμένων ἐπιπλακέντα zur näheren Bestimmung gerade dieser labdakidischen Leiden hinzugefügt: wie Wogen auf Wogen beim Nordsturm, so brechen hier Leiden auf Leiden, die neuen nämlich auf das frühere, das Leid der schon Gefallenen. Die Umgekommenen aber (φθίμενοι) sind zunächst die Brüder, und weiter zurück Oedipus und seine Gemahlin, hinter diesen Laios. Neben diese, zunächst über das Leid der Brüder schlägt das Leid der Schwester, so daß in altlabdakidischer Weise, das Geschlecht das Geschlecht nicht frei läßt, οὐδ' ἀπαλλάσσει γενεὰν γένος. Eins reißt das andere, das frühere das folgende in das Verderben. Das wird auf den Gott zurückgeführt: ἀλλ' ἐρείπει θεῶν τις, οὐδ' ἔχει λύσιν, wodurch der Gedanke in seinen Anfang zurückgeht: οἷς γὰρ ἐκ πρώτης ἐφάνη δόμος ἄτᾳ.

Noch war eine Wurzel des Glückes in der Jungfrau übrig und über sie des Himmels Licht ausgebreitet; aber das innere Walten des Geschicks erreicht auch sie. Die rhythmische und kritische Ordnung des Verses ist (599—603):

νῦν γὰρ ἐσχάτας ὑπὲρ
ῥίζας ἐτέτατο φάος ἐν Οἰδίπου δόμοις,
ἁ πρὶν αὖ νιν φονίοις θεῶν τῶν
νερτέρων ἀμᾷ κάπτει,
λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν Ἐρινύς.

Antigone, der letzte Sproß des Hauses, schien als Braut des Haimon dem Glück des Ehebundes und einem rühmlichen Loose entgegen zu gehen; das Licht des Olympus war über sie ausgebreitet: da wird sie vom Tode getroffen. Die streitige Lesart καὶ νῦν, welche die Stelle ohne Verbindung mit dem Vorhergehenden läßt und auf die von dem Scholiasten versuchte Weise weder durch Beidenkung, oder Einschaltung von ἁ vor πέτατο, noch durch κἄτ' d. i. καὶ ἅτα verknüpft werden kann, was den Rhythmus (⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ –) aufhebt, wird wohl am einfachsten in der angegebenen Weise τά τ' αὖ νιν geordnet. Τά ist nicht nur die Wurzel, es ist zugleich der Begriff des Glückes, das in φάος ἐτέτατο ἐσχάτας ὑπὲρ | ῥίζας liegt, in die Vorstellung aufgenommen, und dieses mäht nun τά νιν mit stärkerem Gegensatz) φονίοις θεῶν τῶν νερτέρων κόπις. Gegen diese treffliche Conjectur von Askew und Reiske scheint die Vulgata κόνις nicht haltbar. Der Staub in dem gegebenen Zusammenhange wäre der, welchen Antigone auf den verwesenden Leichnam gestreut, darum aber nicht φονία, dieses wäre Staub, der des Erschlagenen Blut getrunken. Dazu kommt ἀμᾷ, das mit einer Art von Nothwendigkeit auf den Begriff des Abschneidens und der Sichel führt. Die blutige Sichel der unterirdischen Götter aber würde für sich allein die zwingende Gewalt des Todes bedeuten. Hier steht sie jedoch als erste der drei Ursachen, νερτέρων κοπίς, λόγου ἄνοια und φρενῶν Ἐρινύς, welche den Tod der Jungfrau herbeiführen. Sie ist also mit Bezug auf die heilige Pflicht der Bestattung zu fassen, durch welche Antigone zur Bestattung des Bruders getrieben wird, und welche sich für sie und in diesem Fall als die φονία θεῶν τῶν νερτέρων κοπίς darstellt. Λόγου ἄνοια ist sofort die Unbesonnenheit der Rede, durch welche, statt den König zu besänftigen, sie seinen Zorn noch mehr gereizt hat, und φρενῶν Ἐρινύς die Verblendung des Gemüthes, durch welche sie zu solchem Trotz fortgerissen wurde. Durch diese Motivirung wird der innere Grund dessen, was ihr begegnet, so weit er in ihrem Gemüth zu suchen, enthüllt: ihr Schicksal ist durch ihre That, wie durch ihr

Digitized by Google

Betragen nach der That erklärt. Gehn aber diese Beziehungen auf sie allein? Wie schon oben bemerkt, widerstrebt dieser Annahme mit Entschiedenheit das Folgende, wo der Gesang mit innerer Nothwendigkeit fortschreitend zur Erwägung des gegen Zeus Gewalt ankämpfenden Frevels der Männer geführt und diesem die unbesiegbare und in dem Glanz des Olympus nie schlummernde und nie alternde Macht des obersten Gottes entgegengestellt wird (V. 604 — 610):

τὸν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν
ὑπερβασία κατίσχοι;
τὰν οὔτ' ὕπνος αἱρεῖ ποτ' ὁ παντογήρως,
οὔτε θεῶν ἀκάματοι
μῆνες· ἀγήρως δὲ χρόνῳ δυνάστας
κατέχεις Ὄλυμπον
μαρμαρόεσσαν αὐγάν.

Die Stärke des Gedankens, die Erhabenheit seiner Bilder und die unmittelbare Beziehung auf männlichen Uebermuth schließen alle Deutung auf das wenn auch leidenschaftliche Benehmen einer in frommer Pflicht schuldigen Schwester, einer ὅσια πανουργήσασα und doch schwachen Jungfrau nothwendig aus. Ihr gegenüber erschiene jene Entfaltung der obersten Göttermacht, zumal in solcher Stärke und hochfeierlichen Weise, als vollkommen ἀπροσδιόνυσος, und die Harmonie des Gesanges löste sich in einander widerstrebenden Betrachtungen auf.

Ist nun unmöglich, die Stelle mit Antigone in Beziehung zu bringen, so geht sie auf das rücksichtslose Schalten des Königs, zwar nicht unmittelbar, aber sie stellt doch den obersten Satz auf, unter welchen es fällt, und nach dem es zu beurtheilen kommt; doch darf sie, eben darum nicht unvorbereitet sein. So wird offenbar, daß die vorhergehenden Worte λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν Ἐρεννὺς eine Doppelbeziehung haben, und neben ihrer Deutung auf Antigone eine Deutung auf den König erfordern, welcher sie zu Folge ihrer That dem Tode weiht. Beurtheilt, wie wir oben sahen, der Chor das Betragen des Königs richtig, bezeichnet er sein Bestreben, durch Verletzung der ewigen Satzungen der Götter einen politischen Zweck zu erreichen, als ein Verkennen der wahren Gerechtigkeit, und verwirft er es darum als Frevel, so ist in λόγου τ' ἄνοια καὶ φρενῶν Ἐρεννὺς die Form, in der es sich offenbart und vorbereitet bezeichnet: in seinem Gemüth ist Leidenschaft (φρενῶν Ἐρεννὺς), die ihn hindert, das Recht zu sehn (δίκην ἰδεῖν), in seiner Rede aber Unbesonnenheit und Thorheit (ἄνοια). Durch beides wird seine Verurtheilung der Jungfrau herbeigeführt, obwohl sie königliches Gebot, nur um göttliches Gebot zu ehren, verletzt hat, und obwohl er in ihr seinen eignen und einzigen Sohn trifft.

Was nun diese Doppelbeziehung betrifft, so ist sie an sich der griechischen Poesie nicht ungewöhnlich, und liegt sie hier in ihrer andern, gegen den König gewandten Seite nicht so offen, so wird jeder leicht den Grund in Stellung und Gesinnung des Chors und in seinem Verhältnisse zum Könige finden.

Auch Pindar pflegt, wo er nicht offen, sondern andeutend warnt, seinen Sprüchen eine solche doppelte Beziehung auf den Mythus, den er behandelt, und die Person, an welche seine Rede gerichtet ist, zu geben. Rücksicht auf jene, besonders wenn sie eine hochgestellte ist, und Ehren, vorzüglich seine königlichen Freunde, wie den Hiero von Syrakus, den Arkesilaos von Kyrene, durch offenen Tadel zu verletzen, bestimmt ihn, in seine Worte eine solche doppelte Beziehung zu legen und die Findung derselben der aufmerksamen Betrachtung des Hörers anheim zu geben. Der Chor ist in gleichem Falle. Uns treugesinnten, aber dem König scheuenden Greisen

bestehend, welchen das höhere Alter zwar Einsicht und Weisheit gemehrt, aber den Muth gemindert hat, begnügt er sich sein Urtheil über ihn in jener Doppelbeziehung zu fällen, deren Schleier nur eine aufmerksame Erwägung heben kann, und kann nun um so getroster den allgemeinen und obersten Satz aufstellen, unter dem das Betragen des Herrschers gegenüber der Macht des Zeus zu begreifen ist, nachdem er durch jene Wendung sich gegen eine zu offen liegende und bestimmte Deutung gesichert hat.

Wird nun jener unbedingte Satz mit Bezug auf den König gefaßt, so ist er es, der, weil sein Verfahren gegen die Antigone die heiligsten Rücksichten verletzt, im Kampfe gegen die Macht des Zeus steht. Sein ist die *ὑπερβασία*, er fordert jene Macht, ohne es zu bedenken, zum Einschreiten auf und wird ihr nicht entgehen. Das ist es, was sofort ein allgemeiner Satz als Frage mit der Anrede an Zeus *τεὰν, Ζεῦ, δύνασιν τίς ἀνδρῶν ὑπερβασία κατάσχοι* ausspricht und die erhabene Schilderung seiner nie schlummernden, nie wechselnden und unvergänglichen Macht und Herrlichkeit, eingeleitet durch Beziehung des *ὕπνος παντογήρως*, der *ἀκάματοι μῆνες*, die den Wechsel bedingen, und der *μαρμαρόεσσα αἴγλα*, der Herrlichkeit des Olympus, bekommt nun erst ihre volle Bedeutung, wo der höchsten göttlichen Macht die höchste sterbliche mit Frevel entgegentritt.

Diese feierliche Einführung göttlicher Macht, deren Wahrnahme und Ahndung sich keine Schuld (*ὑπερβασία*) entziehen kann, und die Erwägungen, zu welchen sie führt, bilden und bezeichnen den eigentlichen sittlichen Kern des Stückes und stehen darum in der Mitte auf dem Wendepuncte desselben, den wir später näher zu bezeichnen haben. Es ist aber nicht der Kampf widerstrebender Pflichten, dessen Darstellung das letzte Ziel des Dichters genannt werden kann, sondern es ist der Uebermuth, mit welchem der Mächtige diesen Kampf und die Verletzung bürgerlicher Pflicht dadurch hervorruft, daß er sein Gebot göttlichen Gesetzen entgegenstellt, und es ist das Ungemach, in welches er darum durch die Gottheit geführt wird. Woher nun kommt gegenüber der Unabwendbarkeit göttlicher Macht und Strafe gleichwohl der Muth ihr zu widerstreben, und wie verfährt sie, um ihn sicher zu erreichen? Das sind die Fragen, welche sich aus dem Innern jener Erwägung und ihrer Beziehung auf den vorliegenden Fall erheben, und sie werden darum im Folgenden behandelt. Eingeleitet aber wird diese Behandlung durch feierliche Berufung auf einen *νόμος*, der für alle Zeiten gegolten habe und gelten werde (V. 611—614):

τό τ' ἔπειτα καὶ τὸ μέλλον
καὶ τὸ πρὶν ἐπαρκέσει
νόμος ὅδ', οὐδὲν ἕρπειν
θνατῶν βιότῳ πάμπολύ γ' ἐκτὸς ἄτας.

Daß die Zukunft *τὸ μέλλον*, und die Vergangenheit *τὸ πρὶν* bezeichnet wird, nöthigt in *τὸ ἔπειτα* die Gegenwart anzunehmen, welche die Griechen als das unmittelbar nach jetzt, oder das gleich nachher und eben bevorstehende, als *ἐνεστὼς χρόνος* (instans tempus) auch grammatisch bezeichneten. Diese Erklärung wird neben einer unrichtigen schon vom Scholiasten erwähnt: *Τινὲς δὲ τὸ ἔπειτα ἰδίως ἐπὶ ἐνεστῶτος λελέχθαι φασὶν ἀντὶ τοῦ νῦν.* Das Zeitwort *ἐπαρκέσει*, der Form nach nur auf *τὸ μέλλον* bezüglich, gehört also gleichwohl zu allen drei Zeitbestimmungen. Es ist der Kürze wegen nur einmal gesetzt, und zwar bedeutsam im Futuro, da auf die Entwickelung des gegenwärtigen Exeguisses die Aufmerksamkeit zu richten ist: *ἐπαρκεῖν* aber ist *sufficere, valere* und der Sinn: Dieses Gesetz hat die Vergangenheit (in der Vergangenheit) gegolten, gilt die Gegenwart und wird die Zukunft gelten.

Digitized by Google

Was aber mit solcher umständlichen Feierlichkeit angekündigt wird, muß etwas höchst Bedeutsames, in der Ueberzeugung der Menschen tief Wurzelndes und allgemein Anerkanntes sein. Auf des Zeus Gewalt im Vorhergehenden kann es nicht bezogen werden. Diese ist mehr als ein νόμος, ein νομιζόμενον, eine Annahme oder Feststellung, sie ist für den Chor eine Thatsache. Dazu ist das Folgende ohne Halt, wenn es von dem Vorhergehenden abgelöst wird. Es kann deshalb ὅδε νόμος nur auf die nächsten Worte bezogen werden; und in ihnen muß jener so feierlich verkündigte νόμος ausgesprochen sein; aber wie sie nach der Lesung aller Handschriften, welche πάμπολις haben, vorliegen, ist in ihnen nichts der Art enthalten, und wollte man νόμος ὅδε πάμπολις, wie man müßte, verbinden und einen νόμος πάνδημος, wie etwa eine πάνδημος ἑορτή, ein die ganze Stadt bindendes oder umfassendes Gesetz denken, so wäre zu erinnern, daß das politische Gesetz, von dem dann die Rede wäre, seiner Natur nach ohnehin die ganze Stadt bindet, und dem Ausspruche, nach welchem die Stelle von einem die ganze Gemeinde verpflichtenden Gesetz handelte, läge nur der Gedanke zum Grunde, daß von keiner Ausnahme, keinem Privilegio die Rede sei, eine ganz unnütze Erwägung, die noch dazu ganz aus dem Gange und Zusammenhange des Gesanges hinausfällt. In diesem Worte demnach sitzt eine Corruptel. Die übrigen: „es nahe nichts ohne Schaden" entbehren der näheren Bestimmung des nichts, oder des Objectes, von dem die Aussage gilt. Dieses aber ist durch die leichte und schöne Conjectur von Heath οὐδὲν .... πάμπολύ γ' längst gewonnen. Γέ bezeichnet den Begriff als den prägnanten: nichts ganz Vieles oder gar Vieles, also nichts Uebermäßiges werde dem Leben der Menschen ohne Schaden zu Theil.

Hier tritt uns nun in der That der alte, vielgefeierte und bewährte Spruch entgegen, daß ein großes Gedeihen an Fülle, Macht und Ehre keinen Bestand habe, weil es das Loos des Menschen belaste, und den Neid selbst der Götter errege, die kein vollkommenes Glück den Menschen zugestehen — sagen die Einen, oder weil es zum Uebermuthe, durch ihn zur Schuld, durch diese zum Schaden führt, sagen die Anderen. Beides aber, Schuld und Strafe der Schuld, ist im Begriff der ἄτη enthalten: der Schaden, den ich thue, und den ich dafür erleide.

Den Satz mit der ersten Motivirung enthält unter andern Pindar, der eine Aufzählung von Unfällen in großen Heroengeschlechtern mit dem Spruche schließt (Pyth. III, 105. 6):

ὄλβος οὐκ ἐς μακρὸν ἀνδρῶν ἔρχεται,
ὃς πολὺς εὖτ' ἂν ἐπιβρίσαις ἕπηται.

Die Stelle ist, wie man sieht, leicht verdorben. Sie hat in ὅς und εὖτ' ἄν Doppelconstruction. Unser theurer Freund College Schneidewin hat in der eben erscheinenden Bearbeitung der Dissenschen Ausgabe ἄσπετος statt ὃς πολὺς geschrieben und in den Text genommen; doch ist πολὺς ὄλβος, anderwärts μέγας ὄλβος, in diesem Spruche ächter Ausdruck und darf nicht geändert werden. Der Fehler liegt in εὖτ' ἄν, und ich glaube schon früher durch Umgestaltung der beiden Partikeln in αἰσαν ihn leicht genug gehoben zu haben. Der ὄλβος dauert nicht, im Falle er durch große Fülle das Loos belastend, αἰσαν ἐπιβρίσαις, sich den Menschen gesellt. In concreter Auffassung mit Beiziehung von κόρος und ἄτα erscheint der Satz auf das Loos des Tantalos angewendet bei demselben: (Olymp. I. 55)

ἀλλὰ γὰρ καταπέψαι
μέγαν ὄλβον οὐκ ἐδυνάσθη, κόρῳ δ' ἔλεν
ἄταν ὑπέροπλον.

Digitized by Google

Als einen alten Spruch, einen *παλαίφατος ἐν βροτοῖς γέρων λόγος*, bezeichnet in ähnlicher Weise Aeschylus (Agam. 730 f. Wellauer) denjenigen, welcher aussagt, daß aus großem Segensloose (*μέγας ὄλβος*) und gutem Glück (*ἐκ δ' ἀγαθᾶς τύχας*) unersättlicher Jammer entsprosse (*βλαστάνειν ἀκόρεστον οἰζύν*), betrachtet es aber nicht als innere Nothwendigkeit, sondern als Folge der *ὕβρις* oder des *δυσσεβὲς ἔργον*, welche That ein ihr ähnliches Geschlecht zeuge: *τὸ δυσσεβὲς γὰρ ἔργον μετὰ μὲν πλείονα τίκτει Σφετέρᾳ δ' εἰκότα γέννᾳ*, während das Haus des Gerechten in Segen bestehe: *Οἴκων γὰρ εὐθυδίκων Καλλίπαις πότμος αἰεί.*

Dieser alte Spruch nun, der *παλαίφατος γέρων λόγος* ist es, welchen Sophokles im Sinn hat. Er nennt ihn den *νόμος*, der immer gegolten und gelten werde. *Νόμος* ist also hier *τὸ νομιζόμενον*, was unter den Menschen als ein Angenommenes, Festgestelltes gilt und in dem Spruch als in der *formula legitima* ausgedrückt ist. Der *μέγας* oder *πολὺς ὄλβος* ist ihm in abstracter Bezeichnung das *πάμπολυ*, das Uebermaas, was dem Menschen nicht ohne Schaden und Unheil zu Theil wird.

Uebrigens beharrt er auch auf diesem Puncte bei der allgemeinen Fassung und überläßt die besondere Beziehung auf den gegebenen Fall der Erwägung des Hörers. Diese aber ist offenbar: Das *πάμπολυ*, das Loos des Segens ist jetzt über Kreon gekommen, das Loos einer vollen königlichen Macht nach Befreiung der Heimath, und eben die Feierlichkeit, mit der der alte Spruch eingeleitet wird, als ein zu allen Zeiten giltiger, weiset bestimmt darauf hin, daß er auch in gegenwärtigem Falle an Kreon sich bewähren und auch seinem Loose Schaden und Unheil gesellt sein werde. Soll aber der allgemeine Glaube als ein unabweisbarer gelten, so muß sein innerer ethischer Grund enthüllt und nachgewiesen werden, wie es aus der inneren Natur menschlichen Bestrebens und Verfahrens folgt, daß seinem Glück Ungemach sich verbinde. Das zu zeigen ist die Bestimmung der folgenden Stelle (V. 615—619):

ἃ γὰρ δὴ πολύπλαγκτος ἐλπὶς
πολλοῖς μὲν ὄνασις ἀνδρῶν,
πολλοῖς δ' ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων·
εἰδότι δ' οὐδὲν ἕρπει,
πρὶν πυρὶ θερμῷ πόδα τις προσοίσῃ.

Schon die Verbindung dieser Stelle mit der vorhergehenden durch *γάρ* weiset darauf hin, daß in ihr die *αἰτιολογία* derselben enthalten ist. *Ὄνημι* ist im Sinne von *juvare* (multos castra juvant, quam juvat, me juvat und ähnliches der Dichter) als *delectare* auch den Griechen nicht ungewöhnlich, und so bedeutet *πολλοῖς μὲν ἐλπὶς ὄνασις* multos spes et fiducia delectat, aber die Hoffnung ist eine vieltäuschende, *πολύπλαγκτος*, also viele werden durch Hoffnungen, an welchen sie sich ergötzen, und durch eitles Vertrauen auf sie getäuscht, und so entspricht diesem der Gegensatz: *πολλοῖς δὲ* (nämlich *ὄνασις*) *ἀπάτα κουφονόων ἐρώτων*: *ἔρωτες* in der Mehrzahl sind die sämmtlichen Neigungen und Bestrebungen der Menschen, mit Einschluß der Begierden und Leidenschaften, die besseren, der Sitte entsprechenden (die *κρέσσονες ἔρωτες* des Pindar) und die leichtsinnigen und darum schlechteren, die *κουφόνοοι ἔρωτες* unserer Stelle. Viele nun ergötzt der Trug leichtsinniger Neigungen; wie jene durch ihre trüglichen Hoffnungen, so werden diese durch ihre Begierden und Leidenschaften getäuscht und verblendet. Allerdings sind Neigungen und Hoffnungen, *ἔρωτες* und *ἐλπίδες*, die beiden Quellen menschlichen Handelns. Sind aber die Neigungen unlauter, was hier durch *κουφόνοοι* ausgedrückt wird, und die Hoffnungen

Digitized by Google

eitel, so folgt nothwendig, daß diese zur Schuld, jene zum Schaden führen, und das Ergötzen an ihnen zum Verderben umschlägt.

Auch diese allgemeinen Sätze stehen auf Kreon in unmittelbarer Beziehung. Kaum ist dieser in den Besitz königlicher Macht und Würde getreten, als er durch sein Bestreben, sie als ein theures Gut zu befestigen, sich zu einem Verfahren hinreißen läßt, welches göttliches Recht verletzt: seine königlichen Neigungen werden als leichtsinnige erkannt, und er verfolgt sie mit trüglichem Vertrauen, die πολύπλαγκτος ἐλπίς erfüllt ihn, daß er dadurch schirmen werde, was ihm groß und wünschenswerth erscheint.

Hat aber den Menschen, den mächtigen zumal, unbesonnenes Verfahren und thörichtes Selbstvertrauen zum Bruch der Gebühr gebracht und in Schuld gesenkt, so ist er auch der Strafe verfallen. Die ἄτη folgt ihm, ohne daß er es gewahrt: er fühlt sie erst, wenn sie ihn ergriffen hat. Das spricht der folgende Satz aus, dessen Fügung diese ist: ἕρπει δὲ (nämlich ἡ ἄτη) εἰδότι οὐδὲν, πρίν τις πόδα πυρὶ θερμῷ προσοίσῃ. Das Zeitwort fehlt im Lemma der laurentianischen Scholien, nur die Präposition, mit der es zusammengesetzt war, hat sich erhalten: 619 προς .....] Προσφέρει πρὶν τοῖς δεινοῖς ἐπικύρσῃ καὶ εἰς αὐτὸν ἐμπέσῃ τὸν κίνδυνον. Die Lesarten der Handschriften προσψαύσῃ, προσάῃ bieten nichts Ersprießliches. Dagegen hat der römische Scholiast προσαύσῃ im Lemma, welches Wort er gleich dem laurentianischen durch προσφέρῃ erklärt. Jene Schreibung und diese Glosse zeigen offenbar, daß nicht προσάψῃ oder προσαύρῃ, wie man vorgeschlagen, sondern προσοίσῃ zu lesen ist. Der zu οἴσω gehörige Aor. I. erscheint bei Herodot I. 157: ἀνῶσαι (st. ἀνοῖσαι) ἐς θεὸν, auch ist die imperative Form οἶσε bei den Attikern geblieben. Gerade die Seltenheit der Aoristform von οἴσω konnte zu ihrer Alterirung im angeführten Falle Anlaß geben.

Dieser Satz selbst aber, daß der durch Uebermuth und Thorheit zur Schuld Geführte nicht merkt, wie er der Strafe verfallen, bis er den Fuß an das Feuer setzt, der demnach seine gänzliche Verblendung ausspricht, während im Vorhergehenden nur von Täuschung und Ueberhebung die Rede war, wird nun des Weiteren dadurch begründet, daß diese Verblendung als ein göttliches Verhängniß gezeigt wird. Der Mächtige ist schuldig geworden, und die Verblendung ist das Mittel, durch welches die Götter zur Strafe seiner Schuld ihn in das Verderben führen (V. 620—625):

σοφία γὰρ ἔκ του
κλεινὸν ἔπος πέφανται,
τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν
τῷδ' ἔμμεν, ὅτῳ φρένας
θεὸς ἄγει πρὸς ἄταν·
πράσσει δ' ὀλιγοστὸν χρόνον ἐκτὸς ἄτας.

Der Spruch ist bekannt und auch zu den Römern übergegangen: quem Deus vult perdere dementat, und jenes Verfahren der Gottheit erscheint hier als die Vermittlung zwischen Schuld und Strafe.

Aus seiner Allgemeinheit gezogen und auf Kreon übergetragen stellt er ihn als den Schuldigen unter die durch seine Schuld bedingte Ahndung der Gottheit, und sagt aus, was auch im Folgenden sich bewährt, daß sie durch Verblendung ihn zur Strafe in das Verderben führen werde.

Digitized by Google

Dadurch ist der sittliche Inhalt des Stückes in seiner Beziehung wie auf die Natur menschlicher Bestrebungen, so auf ihre von diesen bedingten Schicksale bezeichnet: das große allgemeine Gesetz der Herrschaft des Zeus offenbart und bewährt sich auch in dem gegenwärtigen Falle. Umsonst strebt der Uebermuth dagegen an, der, dem Menschen eigen, zumal im großen Glück hervortritt, und dadurch den alten Spruch rechtfertigt, daß einem solchen Loose Schuld und Ungemach verbunden sei. Wie aber durch diesen Inhalt der Gesang zum eigentlichen Kern des Stückes wird, so erscheint er auch in die Mitte seiner inneren Entwickelung dadurch gestellt, daß er den Wendepunct zeigt, wo die Ueberhebung des Königs in Verblendung übergeht, die ihn taub und blind gegen die Gefühle des Sohnes, gegen die Stimme der Natur, dann gegen die letzte und unmittelbare Warnung der Götter durch Teiresias macht, welcher ihm die Tiefe und den Abgrund seiner Schuld zu enthüllen kommt. Die erste Hälfte des Stückes ist mit der Verurtheilung der Antigone geschlossen, diese zweite, die eigentliche Verblendung, beginnt mit dem Einschreiten des Haimon, und wenn irgend noch etwas abging, die Richtigkeit der hier versuchten Auffassung und Deutung des Gesanges zu zeigen, so ist es, daß nachdem der Chor die ahnungsvollen Worte *πράσσει δ' ὀλιγοστὸν χρόνον ἐκτὸς ἄτας* ausgesprochen hat, Haimon, durch dessen Tod das Geschick den Frevel des Königs züchtigen wird, eintritt und angekündigt wird:

ὅδε μὴν Αἵμων, παίδων τῶν σῶν
νέατον γέννημ' κ. τ. λ.

Hierauf erhob sich Prof. Hermann aus Göttingen und bezeichnete den so eben vernommenen Vortrag, auch abgesehen von den zahlreichen Anregungen, die er im Einzelnen dargeboten, schon um deßwillen als dankenswerth, weil er die Aufmerksamkeit der Versammlung gerade auf diesen Chorgesang gelenkt habe, der vielleicht mehr, als irgend ein anderer erhaltene, geeignet sei, den richtigen Gesichtspunct für das höhere sittliche Motiv der antiken Tragödie an die Hand zu geben. Noch immer spuke, wenigstens bei Nichtphilologen, das Gespenst eines rohen Fatalismus, der den tragischen Dichtern des Alterthums vorgeschwebt und zum höchsten Gegenstande ihrer Darstellung den ohnmächtigen Kampf menschlicher Thätigkeit mit dem Walten eines unabwendbaren Verhängnisses gemacht habe; erst kürzlich habe sich wieder in einem der ephemeren Organe jener Richtung, die ohne Ahnung der ewigen Lebenskraft des Schönen die Gestalten des Alterthums als der Vergangenheit anheimgefallen betrachte, bei Gelegenheit der Aufführungen der Antigone und Medea in Berlin eine Stimme erhoben, daß dergleichen nur den Verehrern eines blinden Fatums gefallen könne; und je tiefer dieses Vorurtheil selbst bei wohlwollenden Verehrern und Nachahmern der classischen Literatur wurzele, desto nöthiger scheine es gerade bei einer Gelegenheit, wie die gegenwärtige, wo eine zahlreiche und lernbegierige Zuhörerschaft die Arbeiten der Philologen mit ihrer Aufmerksamkeit beehre, die Stimme dagegen zu erheben. Wohl könne der Anfang des vorliegenden Gesanges selbst jene Meinung zu bestätigen scheinen, wenn er das Unglück, das nach einmaliger Erschütterung des Hauses von Geschlecht zu Geschlecht forterbe, mit der Naturnothwendigkeit vergleiche, die Brandung und Wellenschlag durch die Gewalt des Windes bewege; eine nähere Betrachtung des Verfolges aber lehre bald, daß diese Aehnlichkeit mehr in der äußern Erscheinung, als in dem leitenden Principe begründet sei, und die gleiche Gesetzmäßigkeit darum noch keine Uebereinstimmung der Gesetze der physischen und moralischen Natur bedinge. Nur der Schuld folge das Uebel als Strafe mit derselben Nothwendigkeit, wie dem Verluste des Schwerpunctes der Fall; ohne die Verschul-

Digitized by Google

dung, durch welche sich der Mensch selbst gleichsam den Naturmächten preisgebe, könne selbst der Zorn der Gottheit ihm nichts anhaben, und wo diese also auch einem Menschen schaden wolle, vermöge sie es nur dadurch, daß sie seinen Sinn verblende und ihn in Schuld verwickele, woraus sich dann das Weitere von selbst ergebe. So sage Aeschylus in einem bekannten Bruchstücke:

θεὸς γὰρ αἰτίαν φύει βροτοῖς,
ὅταν κακῶσαι δῶμα παμπήδην θέλῃ,

das auch Göthe im Meister in der grausig schönen Stelle ausgedrückt habe:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden;

und so führe auch Sophokles in jenem Chore das Leiden des Labdakidenhauses, obgleich er es allerdings von einer Erschütterung durch Götterhand herleite, doch selbst in seinen letzten Aeußerungen auf „des Sinnes Thorheit und der Seel' Erinnys" zurück, die sich mit der blutigen Sichel der unteren Götter verbinde, um auch die letzte Wurzel abzumähen. Daß diese Ansicht von der Gottheit gereinigteren Religionsbegriffen nicht entspreche, könne hier um so weniger stören, als man die Götter der griechischen Poesie ja überhaupt anthropomorphisch voraussetzen müsse; für das humane Element und den sittlichen Gehalt der griechischen Tragödie komme es nur darauf an, ob sie die menschliche Freiheit einem unnatürlichen Zwange unterwerfe, unter welchem sie verkrüppele und ihre Kräfte in fruchtlosem Kampfe erschöpfen müsse; und wie wenig dieses der Fall sei, gehe selbst aus der vorliegenden Vorstellung hervor, nach welcher auch die göttliche Macht ihre Zwecke bei den Menschen nur durch das Mittel seines Verstandes und Willens erreichen könne. Ja in den meisten Fällen sei eben die Verblendung des Menschen, durch welche er Schuld und Strafe auf sein Haupt lade, nicht erst die Wirkung, sondern schon die Ursache des göttlichen Zornes, insofern sie das vergesse, was die zweite Strophe ausdrückt, und durch Trotz und Sicherheit die Gottheit gleichsam herausfordere; aber auch abgesehen von der Entstehung jenes Zornes, die allerdings nach den Begriffen des Alterthums auch unverschuldet sein könne, stehe jedenfalls so viel fest, daß die alte Tragödie dessen Wirkungen und Aeußerungen irgendwie auch von Seiten des Menschen psychologisch und moralisch motivire und solchergestalt diesen gerade in seiner vermeinten Freiheit das Werkzeug seiner Strafe werden lasse. „Wessen Sinn ein Gott zum Verderben lenke, dem erscheine das Böse gut": — in diesen Schlußworten des Chores sei der Schlüssel zu der tragischen Ironie enthalten, durch welche namentlich die Sophokleischen Stücke ihre ungeheueren Wirkungen hervorbringen, indem sie ihre Personen in höchster Sicherheit und Selbstvertrauen, ja in bester Absicht Schritte thun und Maßregeln ergreifen lassen, von welchen die Zuschauer bereits voraussehn, daß sie sie ins Verderben stürzen müssen; daß darin aber nicht etwa eine individuelle Lebensansicht des Dichters liege, sondern diesem nur das Verdienst der dramatischen Veranschaulichung gebühre, die Lehre selbst durch und durch national oder wenigstens aus dem Geiste ihrer Zeit geschöpft sei, zeige ihre innige Verwandtschaft mit der Sokratisch-Platonischen, die alles Unrecht eben auch nur aus der Unwissenheit und Verblendung des Menschen herleite. Alle Menschen streben nach Glück, heiße es bei Plato, und insofern nach Tugend, weil diese allein glücklich machen könne; die Wenigsten aber erreichen dieses Ziel, weil sie, statt den Winken der Gottheit zu folgen, sich ihren eigenen Trieben und Neigungen überlassen, und so komme es, daß sie eigentlich mehr thun, was ihnen gut dünke, als was sie wahrhaft wollen; sie irren nicht sowohl in ihrem Ziele,

Digitized by Google

als in der Wahl der rechten Mittel zu demselben, und dies sei dann eben ganz dasselbe, was Sophokles als Ursache des menschlichen Unglücks bezeichne, wenn dem Menschen das Schlechte, d. h. Unzweckmäßige, als gut erscheine. Nur darin stehen allerdings Sokrates und Plato höher, daß sie die Gottheit nicht als Urheberin solchen trügerischen Scheines anerkennen; da es jedoch auch bei Sophokles nur die Wirkung der menschlichen Schwäche, nicht der göttlichen Macht sei, wenn der Mensch sich durch diesen Schein blenden und berücken lasse, so könne er eben so wenig, als jene, als Fatalist gelten, und selbst wo das Unglück, wie in dem vorliegenden Fall, von Geschlecht zu Geschlecht forterbe, dürfe die wahre Ursache desselben nur in der erblichen Fortdauer derselben Schwäche gesucht werden, die den Ahnherrn zum Opfer des göttlichen Zornes habe werden lassen. Auch der Name, mit welchem die griechische Tragödie jenen dämonischen Fluch bezeichne und personificire, der als böser Geist alle Glieder eines Geschlechts heimsuche und ins Verderben stürze, ἀλάστωρ, scheine am Einfachsten und Sichersten mit ἀλάομαι und ἀλαὸς in Zusammenhang gesetzt und auf jene irreleitende und gegen alle Folgen blind machende Kraft bezogen zu werden, die sich in jedem einzelnen Falle aufs Neue bewähre und unter ähnlichen Voraussetzungen ähnliche Wirkungen hervorbringe, ohne jedoch die tragische Selbstthätigkeit des Menschen auszuschließen.

Näher auf den einzelnen Inhalt des vorhergehenden Vortrags einzugehn, ward der Redner durch die Bemerkung des Präsidenten verhindert, daß die Zeit um sei; er beschränkte sich daher auf eine freilich selbst nur als augenblickliche Vermuthung aufgestellte Ansicht über die Schlußworte der zweiten Strophe, wo er νόμος οὐδὲν ἕρπων als „unwandelbares Gesetz" auffaßte und für πάμπολις, das ohnehin ἅπαξ λεγόμενον sei, παντὶ τίς zu lesen vorschlug: „für das ganze menschliche Leben gelte in Vergangenheit und Zukunft das unwandelbare Gesetz: wer steht außerhalb des Unglücks?" so daß das Fragewort τίς, wie häufig, die Stellung der Negation verträte, die von dem Sinne eben so gebieterisch gefordert wird, als sie bei der gewöhnlichen Lesart ohne den ärgsten Zwang der Construction nicht zu erhalten ist."

Prof. Osann sprach noch einige Worte zunächst über die große Idee, die Sophokleischen Stücke scenisch darzustellen, dann über den schönen Eindruck, welchen die am Abend des 2. Octobers hierselbst stattgehabte Vorlesung der Antigone, besonders aber der musikalische Vortrag der Chöre gemacht habe. Er schlägt daher vor: im Namen der jetzigen Versammlung an Hr. Mendelssohn-Bartholdy für seine treffliche Composition eine Dankadresse in deutscher Sprache zu richten.

Der Antrag des Vice-Präsidenten, diese Adresse durch Prof. Osann entwerfen und in der 3. Sitzung des Vereins von demselben vorlesen zu lassen, wurde genehmigt.

Nach der Pause machte der Präsident bekannt, daß vom Comité einstimmig Dresden zum demnächstigen Zusammenkunftsorte des Vereins gewählt sei. Zweifel dagegen könnten kaum obwalten, um so weniger, als Se. Excellenz, Hr. Minister von Wietersheim, sich schriftlich darüber gegen das Präsidium höchst freundlich und gütig geäußert habe. — Als Präsident wurde einstimmig Prof. Hermann zu Leipzig gewählt und beschlossen, es ihm anheim zu geben, welchen Stellvertreter und Gehülfen er sich wählen wolle.

O.S.R. Rost wünschte, daß die Tage der Versammlungen des Vereins fest bestimmt sein möchten. Die Versammlung blieb bei der Ansicht stehen, es sei diese Bestimmung dem Ermessen des jedesmaligen Präsidenten zu überlassen.

Digitized by Google

Darauf sprach Prof. v. Leutsch:

Ueber ein zu gründendes stipendium Muellerianum.

„Es ist Ihnen bekannt, wie bei der Versammlung der Philologen und Schulmänner zu Gotha der Plan gefaßt worden, dem zu ehrenden Gedächtnisse Karl Otfried Müller's ein Stipendium Muellerianum zu stiften: — und zwar zu dem Zwecke, deutsche Philologen, welche behufs ihrer wissenschaftlichen Ausbildung die classischen Lande zu bereisen gesonnen sind, zu unterstützen. Es ist dabei nicht der Gedanke, daß diese ausgesandt werden sollen, um große Entdeckungen zu machen; es soll vielmehr strebenden Philologen nur leichter möglich gemacht werden, die classischen Lande durch eigne Anschauung kennen zu lernen.

Dieser Plan aber ist jetzt erst so weit gediehen, daß ich Ihnen, meine Herren, die Grundzüge der Statuten mittheilen kann:

1. Es wird aus freiwilligen Beiträgen — auch der kleinste ist willkommen — ein Kapital zusammengebracht: die Zinsen dieses Kapitals werden als Reise-Stipendium vergeben.
2. Die Verwaltung des Kapitals ist das königliche Universitäts-Curatorium zu Hannover bereit zu übernehmen.
3. Die Ertheilung des Stipendii selbst steht der philosophischen Facultät der Universität in Göttingen zu.

Das Nähere, als die Zeit der Ertheilung des Stipendii u. s. w., wird seiner Zeit zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden.

Zur Annahme von Beiträgen und zu den sonstigen Geschäften, welche die Ausführung dieses Plans veranlaßt, haben meine Herren Collegen, die Professoren C. Fr. Hermann und Fr. W. Schneidewin sich mit mir verbunden.

Ich glaube nicht, daß es hier weiterer Worte zur Empfehlung dieser Stiftung bedarf, denn was diese selbst anlangt, so ist wohl Jeder von uns überzeugt, daß das Bestehen solcher Stiftungen für unsere Wissenschaft nur Vortheile bringen könne: die Liebe und die wahre Begeisterung, welche die classischen Schriften der Griechen und Römer uns einflößen, wird durch die Anschauung der Stätten, wo sie nicht nur für ihre, sondern für die ganze folgende Zeit segensreich gewirkt haben, nur befestigt und erhöht. — Daß aber das Stipendium den Namen K. O. Müllers trägt, wen wollte das befremden? Nicht allein, daß seine Verdienste um die Wissenschaft in unser Aller dankbarer Erinnerung leben, wie die schönen Tage, die wir hier verlebten, zur Genüge bewiesen: es soll sein Name gerade die Mahnung enthalten, nur mit wahrer philologischer Bildung ausgerüstet den classischen Boden zu betreten.

Und somit empfehle ich Ihrer gütigen und lebhaften Theilnahme dieses Unternehmen; ich bitte Sie, dahin zu wirken, daß selbiges in allen Kreisen die Unterstützung finde, deren es zu seinem Gedeihen bedarf.“

Eine Subscriptionsliste wurde aufgelegt.

Digitized by Google

Ober-Consistorialrath Wiß schickte seiner Abhandlung einige einleitende Worte über seine Stellung zur alten Bonifacius-Stadt voraus, und wie er angefangen

Beiträge zur Geschichte der Hochstifts- und Landes-Bibliothek in Fulda

zu geben, deren erster dieser ist:

Habent sua fata libelli.
Ovid.

„Eine vollständige und begründete Geschichte der Fuldaer Benedictiner Stifts- und gegenwärtigen Landes-Bibliothek würde sowohl wegen des hohen Alters, als des wichtigen Bestandes derselben ein bedeutender Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur sein. Aber die Dunkelheit, welche die Schicksale dieser einst so reichen Büchersammlung verhüllt, läßt sich leider gerade in der wichtigsten Epoche nicht ganz zerstreuen, in welcher die werthvollsten Handschriften daraus fast spurlos verschwunden sind. (Dasjenige, was der Vortragende zur Aufhellung beitragen kann, soll mindestens zuverläßig sein.)

§. 1.

Quellen.

I. Die unmittelbaren Quellen sind die handschriftlich noch vorhandenen Cataloge und Urkunden.

Der erste aus der Regierungszeit des sieben und sechzigsten Abtes, Wolfgang Schutzbar von Milchling unter dem Titel: catalogus librorum omnium bibliothecae majoris ecclesiae Fuldensis anno millesimo quingentesimo sexagesimo primo repertorum in pergameno. Er hat 28 Folio-Seiten, die dem Bruche nach ursprünglich in Quart zusammengelegt aufbewahrt worden sind. Der jetzige Band scheint aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu sein, wo die Bibliothek ihre gegenwärtige Gestalt erhielt.

Er verzeichnet theologica opera in 12 Nummern. Dann folgt primi repositorii orde primus mit 11 Werken, secundus mit 13, tertius mit 13, quartus mit 16; secundi primus mit 17, secundus mit 14, tertius mit 12, quartus mit 19; tertii primus mit 16, secundus mit 15, tertius mit 22, quartus mit 16; quarti primus mit 23, secundus mit 18, tertius mit 12, quartus mit 23; quinti primus mit 9, secundus mit 13, tertius mit 14, quartus mit 12; sexti primus mit 16, secundus mit 13, tertius mit 14, quartus mit 16; septimi primus mit 11, secundus mit 28, tertius mit 25, quartus mit 25; octavi primus mit 21, secundus mit 24, tertius mit 17, quartus mit 17; noni primus mit 17, secundus mit 15, tertius mit 21, quartus mit 28; decimi primus mit 24, secundus mit 46, tertius mit 62, quartus mit 58, also 750 Handschriften.

2. Eine Bescheinigung des Bischofs von Speyer, Marquard, aus dem Jahre 1568 über folgende, durch den Dechanten des hiesigen Stiftes Wilhelm Hartmann von Klauern (später acht und sechzigster Abt von 1568 — 1570) geliehen erhaltene Bücher: opusculum Rabani ad Ludovic. Imperatorem; R. de sacris ordinibus, R. in librum Sirach, quaestiones super extaticum, ex dictis sanctorum; R. opusculum de institutione clericorum. Dazu gehörig

Digitized by Google

3. Das Concept zu einer Erinnerung an die Zurückgabe vom 23. Nov. 1604 an den Bischof Eberhard von Speyer, unterzeichnet Balthasar ꝛc., welches der damals regierende siebenzigste Abt Balthasar von Dermbach ist.

4. Schreiben Kaiser Rudolf's II. mit eigenhändiger Unterschrift und kaiserlichem Siegel vom 16. Juni 1599 an Landgraf von Wetterau, deutschen Ordens Statthalter und Commenthur zu Mergentheim und Kauffenburg, Kaiserlichen Rath, zu welcher Zeit der Abt Balthasar von Dermbach vertrieben war und Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, als Statthalter über Fulda regierte. Darin verlangt der Kaiser von hiesiger Bibliothek Raban's Buch vom Kreuze Christi und meint damit desselben berühmtes Werk de sancta cruce mit der Weisung, daß dasselbe nach Prag geschickt und die Inschrift als Recognitionsschein bis zu demnächstiger Rückgabe auf der Bibliothek verwahrt werden solle.

II. Von mittelbaren Quellen sind vornämlich zu bemerken:

1. Epistolae S. Bonifacii ed. Stephanus Alexander Wuerdtwein. Moguntiaci 1789. (Uebersetzung von dem Vortragenden. Fulda 1842.)

2. Joannis Pistorii rerum Germanicarum veteres scriptores VI. Francof. 1607.

3. Joann. Friderici Schannat Dioecesis et hierarchia Fuld. ibidem 1727.

4. Joann. Frid. Schannat historia Fuldensis. Francof. 1727.

5 Desselben Vindemiae literariae ib. 1723.

6. Eckarti commentarii de rebus Franciae orientalis. Wirceb. 1729.

7. Ziegelbaur novus rei literariae ordinis S. Benedicti conspectus. Ratisbon. 1729.

8. Desselben historia ordinis S. Benedicti. Fuldae et Lp. 1723 und 24, duae collect.

9. J. P. Welle Buchonia, Zeitschrift, 1—3. Heft, Fulda 1811—13. In dem zweiten Hefte steht: Kurze Nachrichten von der ehemaligen aus lauter Handschriften bestandenen Bibliothek von dem Bibliothekar N. Kindlinger, welche auch besonders gedruckt sind Lpz. und Frankf. 1812.

10. Die neueste mit einigen Anführungen einschlägige Schrift ist: de rerum Fuldensium primordiis dissert. theol. ed. Georg. Zimmermann. Gissae 1841.

§. 2.

Die Geschichte der Fuldaer Bibliothek zerfällt von selbst in drei Haupt-Zeiträume, von welchen der erste von der Gründung der Abtei bis auf die Anwendung der Buchdruckerkunst, 744—1440, der zweite bis auf die Bildung der jetzigen Bibliothek, 1775, der dritte bis auf gegenwärtige Zeit geht. Es wird über jeden das Aufzufindende beigebracht, sowie Sammlung, Zerstreuung und Wiederbringung unterschieden werden.

I. Von der Gründung der Abtei bis zur Anwendung der Buchdruckerkunst.

§. 3.

1. Sammlung der Bibliothek.

Daß Bonifacius Wissenschaft und Theologie kannte und achtete, ergiebt sich aus seiner segensreichen Wirksamkeit überhaupt, wie aus dem Inhalt und der Form seiner übrigen Briefe, welche biblische Bücher, dazu gehörige Commentare oft erwähnen und eine ausgezeichnete Bildung des Geistes und Herzens zeigen. Die schönsten Bibelstellen sind dem Glaubenshelden stets gegenwärtig und die Gedanken strömen ihm zu, daß sich der Fluß, wie in Pauli Episteln, häufig zu wogender Fluth erhebt. Er wird daher als Benedictiner um so mehr an den wissenschaftlichen

Digitized by Google

und theologischen Hausrath gebracht haben, und sein literarischer Nachlaß ist seiner Stiftung gewiß nicht entgangen. In den Briefen kommen als sein Eigenthum vor: ein Propheten-Buch, welches sechs Propheten enthielt, die Briefe Petri, welche er von der Hand der Aebtissin Eadburg in England mit Gold geschrieben erwartet, ein Commentar über die Episteln Pauli, namentlich den Römer-Brief und den ersten Corinthier-Brief, die Schriften des englischen Mönchs Beda Venerabilis u. s. w. *). Einige Handschriften in dem oben angeführten Cataloge sind wohl identisch mit Bonifacius Exemplaren gewesen. Uebrig sind noch die Handschriften, welche von ihm herrühren sollen.

Da sie nicht bloß die eigentlichen Keimelia der Bibliothek sind, sondern überhaupt zu den ältesten Handschriften gehören, welche sich wenigstens in Deutschland finden, so verdienen sie eine genauere Beschreibung, welche hier theils nach eigener Ansicht, theils nach Schannat **) gegeben wird.

I.

Der erste Codex besteht aus fünfhundert und zwei sehr dünnen und glatten Pergamentblättern, vierzehn Zoll hoch und sechs breit, in hölzernem mit Silber beschlagenem Bande und enthält:

1) eine Harmonie der vier Evangelisten, nach Abschnitten und Zahlen geordnet, mit einer Vorrede des Bischofs Victor von Capua;
2) eine Tabelle, welche die kirchlichen Lectionen vom ersten Advent durch das ganze Jahr angibt, vornämlich aus den Briefen Pauli entnommen;
3) die Briefe Pauli in der gewöhnlichen Ordnung, außer daß der Colosser-Brief nach den Thessalonicher-Briefen folgt; nebst dem apokryphischen Laodiceer-Brief. Uebrigens sind dieselben nicht nach Capiteln, sondern in Lectionen geschieden nach Maßgabe des vorausgegangenen Verzeichnisses;
4) ein Verzeichniß der Orte, wo die Apostel vollendet haben;
5) Die Apostelgeschichte, nicht in 28 Capitel, sondern in 74 Lectionen getheilt;
6) der Brief Jacobi;
7) die Apocalypse.

Nach den Schriftzügen gehört der Codex ins sechste Jahrhundert. Die Unterschrift bezeichnet durch die Angabe des Consulats Basilii das Jahr 546 ***).

II.

Der zweite Codex besteht aus hundert ein und vierzig Pergament-Blättern in Klein-Folio in hölzernen Decken, unter welchen eine vergoldete Leder-Decke, an mehren Stellen durch Stiche und Hiebe verletzt und durchbohrt. Dieses nämlich ist das Buch, welches Bonifacius seinen Mördern entgegen gehalten haben soll, also, daß verschiedene Flecken für Ueberreste des Märtyrer-Blutes gehalten werden. Wie die Schrift alt-longobardisch ist, so kann Ragyndrud, welche der Nachschrift gemäß das Werk geordnet hat, identisch mit Radrud sein, einer Tochter des longobardischen Königs Ratchis, und Sturm das Buch während seines Aufenthaltes auf dem Monte-

*) Vergl. Br. II, XIII, XVII u. s. w.

**) Vrgl. Jo. Frid. Schannat Vindemiae literariae, collectio prima. Fuldae et Lps. 1723, S. 215 ff. Wiederholt in desselben Dioecesis et hierarchia Fuld. (F. 1727) S. 65 ff.

***) Cf. Schannat Vindem. Coll. I pag. 219 seq. S. Schriftprobe Nr. III.

Digitized by Google

Cassino erhalten und dem Bonifacius zum Geschenk gemacht haben *). Da auf dem vorletzten Blatte Namen mit Characteren geschrieben stehen, wie sie im achten Jahrhundert üblich waren, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man darin die selbsteigene Handschrift des Unsterblichen besitzt. Eine nähere chronologische Angabe ist jedoch nicht zu finden. Der Inhalt ist folgender:

1) ein Brief des Papstes Leo an den Bischof Flavius;
2) desselben an den Bischof Theodor;
3) Abhandlung des Bischofs Cerealis gegen Maximinus;
4) Brief des Agnellus an Arminius über den Grund des Glaubens;
5) eine Schrift des Confessors Faustus;
6) des Bischofs Ambrosius Glaubensbekenntniß vom heiligen Geiste;
7) Zeugnisse vom Vater, Sohn und Geist, wie vom einigen Gott im Deuteronomium;
8) das Nicänische Glaubensbekenntniß;
9) der katholische Glaube nach den 318 Vätern;
10) der katholische Glaube im Gegensatz mit sämmtlichen Ketzereien;
11) Erklärung des katholischen Glaubens;
12) des heil. Ambrosius Schrift vom seligen Tode;
13) Angabe der Gegenden und Städte, wo die Leiber der heil. Apostel und Evangelisten ruhen;
14) des Bischofs Isidor zwei Bücher Synonyme **).

III.

Das dritte Manuscript besteht aus fünf und sechzig Pergament-Blättern in klein Octav und enthält die vier Evangelisten in lateinischer Sprache. Am Anfange jedes Evangelisten steht ein Bild desselben mit blondem Haare, blauem Kleid, purpurnem Mantel mit gelben Streifen, mit Griffel und Schreibtafeln in den Händen. Die Figur ist bei allen vier Evangelisten dieselbe. Die Meinung, daß der auserwählte Jünger Jesu diesen Codex eigenhändig geschrieben, widerlegt sich durch die freilich unleserlich gewordene Unterschrift: Vidrug scribsit (sic). Dieses mag derselbe Gehilfe des Bonifacius sein, dessen Willibald im Leben des Märtyrers Cap. XI unter dem Namen Wintrung und Othlo Cap. XXV unter dem Namen Wintrug gedenkt. Sonst möchte ich noch mehr auf eine englische Nonne schließen, welche, wie man aus den Briefen des Apostels mehrmals ersieht, sich fleißig mit dem Abschreiben der biblischen Bücher beschäftigten, wie die Aebtissin Eadburg, da die Namen auf drud und trug häufiger als weibliche vorkommen. Die Mönche wirkten außerdem mehr durch das lebendige Wort, und Bonifacius selbst hatte jeden Falles mehr zu thun, als Bücher abzuschreiben. Da der Codex endlich sehr klein geschrieben ist, so hat ihn der deutsche Apostel wenigstens in seinen spätern Lebensjahren keinen Falles ganz geschrieben, indem er in seinen Briefen mehrmals über Schwäche der Augen klagt und seine Freundinnen um libros claris, discretis et absolutis literis scriptos bittet ***). Indessen unterscheidet sich die

*) Vergl. chron. Cassin. I, 8.
**) S. Schriftprobe Nr. IV.
***) Vergl. Br. IX, XV, XVIII, XXII, XXXV.

Digitized by Google

Schrift der ersten zwanzig Blätter wesentlich von den übrigen, weßhalb wohl der Anfang von ihm herrühren kann. Am Ende befindet sich nämlich ein Blatt mit Gold-Buchstaben, welches dieses beurkundet, ohne jedoch den ersten Theil von dem späteren zu unterscheiden *).

Nach dem Zeugnisse des Bibliothekars Liutprand wurde die Sammlung ferner durch Carl d. G. Fürsorge bereichert, besonders mit Alcuins Werken.

Ein noch vorhandenes altes Fragment eines Catalogs enthielt: tertius ordo superioris numeri: liber officiorum, epistolae Jeronimi (sic) ad August. et rescriptum Aug. ad Jeron., liber compoti, epistolae Pauli, ecclesiastica historia, regula S. Basilii, vita beati Augustini, expositio canticorum, liber Aesopi de natura animalium, expositio Bedae in Apocalypsin, liber de vita confessorum. Ein anderes, was Schannat **) noch sah, jetzt aber nicht mehr gefunden wird, enthielt XX Mönchsregeln, lib. de vita patrum, excerptio Theodori de canonibus S. patrum, de vita sanctorum Germani Abbatis, Johannis Metropol. de peccatis proximorum abscondendis. Dann Alcuin's expositiones über verschiedene biblische Bücher, dessen Homilien, dessen Buch de Sancta Trinitate ad Carolum Imper. lib. III, dessen dialectica ad C. I. et altercatio Athanasii cum Ario probo judice, dessen rhetorica lib. I, de musica lib. I, de formulis arithmeticae artis, de grammatica. Endlich Raban's Werke: Expositiones zu verschiedenen biblischen Büchern, de institutione clericorum, de laude sanctae crucis, de computo, dessen Homilien.

Manche Bücher wurden von den Benedictinern selbst ausgearbeitet und viele abgeschrieben, wozu besonders unter Rabanus Maurus eine besondere Schreibstube gehalten wurde, in welcher zwölf Brüder abzuschreiben pflegten. Browerus sah noch am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die Moralia S. Gregorii, welche der Abt Rohing laut der Aufschrift geschenkt, und eine vita des Bischofs Wolfgangi, von dem Mönche Othlo, welcher im elften Jahrhundert nach des Bischofs Willibald von Eichstädt Vorgange im achten Jahrhundert auch Bonifacius' Leben beschrieben hat. Außerdem werden in einem noch vorhandenen handschriftlichen Necrologium von zahlreichen hauptsächlich hiesigen Benedictinern, vom Anfange an bis 1060 reichend, besonders folgende als Gelehrte und Lehrer bezeichnet ***): Usuard unter Carl d. G., Delo † 835, Heio 847, Samuel 840, Reccheo 848, Wanger 855, Walafried Strabus 871, Thiotmar 873. Otfried, Schüler Raban's und Verfasser der Evangelienharmonie 875, Eribo 885, Ivominfried 888, Kristan 901, Graholf 905, Folonand 921. Dazu können noch gezählt werden: Ruthard und Rudolf, Beichtväter Ludwig des Deutschen † 865, Brandau im neunten Jahrhundert, Theobald im Anfange des zehnten, Williram 1070, Othlo um dieselbe Zeit, Rugger 1155, Johannes 1139, Eberwein 1241, Berthold Krohe 1449 ****). Mit der Gelehrsamkeit der Benedictiner im neunten Jahrhundert hielt die Frequenz der Klosterschule gleichen Schritt, welche von den Söhnen der ersten, besonders fürstlichen, gräflichen und ritterlichen Familien aus ganz Deutschland besucht wurde. So findet man den Enkel Carl's d. G. †), Eginhard's Sohn, Wissinus und Boleslaus, Herzog in Schlesien, unter ihren Zöglingen.

---

*) Vergl. Schriftprobe Nr. I.

**) Verg. Schannat hist. S. 63 ff.

***) Vergl. Trithemius in vit. Rab. II, 14.

****) Ziegelbaur l. c. S. 81.

†) Carl d. G. schreibt an den zweiten Abt Baugulf: Optamus vos, sicut decet, ecclesiae milites et interius devotos et exterius doctos, ut quicunque vos ad videndum expeticrit, sicut de aspectu vestro aedi-

Digitized by Google

Daß durch solche Verhältnisse auch die Bibliothek manchen schätzbaren Zuwachs erhalten, ist nicht zweifelhaft. Wie es von Raban heißt: bibliothecam Fuldensem tanta librorum multitudine locupletavit, ut dinumerari vix queant, und von den Benedictinern überhaupt: bibliothecae etiam addiderunt incrementa, qui non ab aliis tantum descripserunt libros, sed proprio etiam Marte conscripserunt *).

II. Von der Anwendung der Buchdruckerkunst bis auf die Gründung der gegenwärtigen Bibliothek, von 1440—1774.

§. 4.

Zerstreuung der alten Bibliothek.

Schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts scheint die alte Bibliothek manchen Verlust erlitten zu haben, indem der neun und fünfzigste Abt, Johannes von Merlau, 1414 die Kirchenversammlung zu Costnitz besuchte und eine bedeutende Zahl von Büchern mitnahm, welche schwerlich alle zurückgekommen sind, indem bald der eine, bald der andere der versammelten Väter davon erhielt und nicht immer zurückgab. Aber größeren Verlust entstand ohne Zweifel seit der Anwendung der Buchdruckerkunst besonders durch die Nähe von Mainz und den Verkehr mit diesem Mittelpunkt der neuen Kunst, da zumal auch der Werth der Handschriften dadurch sank und für einen neuen Abdruck wohl manches alte Manuscript hingegeben worden ist.

Im sechzehnten Jahrhundert führte der Bauern-Krieg die Einnahme der Stadt Fulda durch die buchonischen Bauern herbei, welche mit Beraubung des Doms verbunden war. Auf Anrufen des Coadjutors Johannes, Grafen von Henneberg, kam der Landgraf Philipp der Stadt zu Hülfe, schlug die Bauern, stellte den Raub zurück und die Ruhe wieder her **).

Daß, wie einige Fuldaer Schriftsteller behaupten, bei dieser Gelegenheit einige alte Handschriften nach Cassel übergegangen und da geblieben sind, ist nicht unwahrscheinlich, wenigstens befinden sich daselbst einige Manuscripte, welche in den alten Fuldaer Verzeichnissen angeführt werden und sich auf der dasigen Bibliothek nicht mehr finden.

Indessen waren im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gleichwohl noch siebenhundert und fünfzig Manuscripte, welche Browerus 1614 noch vorfand, die hundert Jahre später bis auf die drei oben beschriebenen fast spurlos verschwunden sind.

Die Reformation war besonders von Hessen und namentlich von Hersfeld aus, wo der Abt schon früher die evangelische Lehre eingeführt hatte, auch in Fulda eingedrungen, als der zwei und siebzigste Abt, Johann Bernhard Schenk von Schweinsberg, die Regierung 1623 antrat. Der Pabst Urban VIII ermahnte ihn daher in einem dringenden Schreiben, die alte Lehre und Kloster-Ordnung herzustellen, und schickte seinen Nuntius für Niederdeutschland, Petrus Aloysius Caraffa, 1627 mit ausgedehnter Vollmacht hierher, als nachmaliger Papst Paul IV genannt. Das ist aber eben der Mann, welcher nach dem Falle des Kurfürsten von der Pfalz als Königs von

---

ficatur visus, ita quoque de sapientia vestra, quam in legendo seu cantando perceperit, instructus, omnipotenti Deo gratias agendo gaudens redeat.

*) Vergl. Ziegelbaur l. c. S. 79 und S. 226.

**) Vergl. Kindlinger, S. 15 und dagegen Wigand Lauze hess. Chronik 2 Th. S. 89 f.

Digitized by Google

Böhmen den Herzog Maximilian von Baiern bewog, die reichste Handschriften-Bibliothek des deutschen Vaterlandes, die 3522 Heidelberger Manuscripte, dem Papste zu überlassen. Wie wahrscheinlich ist es daher, daß ein so habsüchtiger Literator während seines hiesigen Aufenthaltes in Fulda seine Stellung benutzte, um auch die hiesige Bibliothek nach Rom in Sicherheit zu bringen?

Eine weitere Veranlassung dazu fand bei der Annäherung des Schweden-Königs 1631 Statt, wo der Kirchenschatz nach Cöln geflüchtet wurde. Wenn die Manuscripte damals noch vorhanden waren, so können sie die Reise mitgemacht und, statt Rhein abwärts, aufwärts dirigirt, den Weg über die Alpen gefunden haben. Eugen Gerlach, welchen der Abt, Heinrich VIII von Bibra, nach Rom sandte, fand in der palatinischen Bibliothek zu Rom mehre Handschriften, welche nach dem alten Catalog der hiesigen angehörten.

Später gingen manche Handschriften und gedruckte Bücher in das Kloster der Jesuiten über, welche der siebenzigste Abt, Balthasar von Dermbach, 1573 zur Ausrottung der evangelischen Lehre in der Stadt und Umgegend hierher berufen hatte, besonders nachdem der achtzigste Abt, Adolf von Dalberg, 1784 die Universität gestiftet hatte, an welcher zunächst Jesuiten lehrten. Endlich gab die Aufhebung des Ordens 1773 und die Zerstreuung der hiesigen Ordens-Genossen Veranlassung zur Entwendung solcher Bücher, welche sich in ihrem Kloster befunden hatten. Wenigstens führt Kindlinger zwei Brüder an, welche mit ansehnlichen Bücher-Kisten sich heimlich entfernt hatten, als das Kloster übergeben werden sollte, ohne demnächst die ihnen zukommende Sustentation in Anspruch zu nehmen.

§. 5.

Sammlung und Aufstellung der gegenwärtigen Landesbibliothek.

Im Jahre 1759 war Heinrich VIII von Bibra, zur Regierung gekommen, welcher, als ein guter Hirte, auch für die Wissenschaften eifrigst besorgt, dem Benedictiner-Stift gegenüber seit den siebziger Jahren die gegenwärtige Landesbibliothek gründete. Es wurde 1776 ein neues Bibliotheks-Gebäude errichtet und zunächst die Bücher aus dem Benedictiner-Kloster und dem fürstlichen Schlosse in demselben aufgestellt. Der nachmalige Propst zu Neuenberg, von Piesport, erwarb sich dabei besondere Verdienste und ließ den Cardinal Albani um Zurückgabe einiger Handschriften, die aus der alten Fuldaischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen, ersuchen. Ohne daß der Grund des Ansinnens in Abrede gestellt wurde, erfolgte doch eine ablehnende Antwort und nur das Anerbieten, die Erlaubniß zum Abschreiben von dergleichen Handschriften geben zu wollen.

Im Jahre 1800 kamen durch den Bibliothekar, Benedictiner Peter Böhm, die Cataloge zu Stande, welche, mit bewundrungswürdiger Kunst geschrieben durch den zweiten Bibliothekar, Benedictiner Chrysostomus Winkopp, bis zum Ende des genannten Jahres reichen und aus vier großen Foliänten bestehen, die opera theologica, historica, juridica und philosophica enthaltend. Wie diese allgemeinen Abtheilungen, so sind auch die weiteren der älteren Weise angemessen und die Bände voll, so daß sie nicht fortgesetzt werden können. Der Manuscripte sind in diesen Catalogen in Folio 112, in Quart 78, in Octav 47, in Duodez 10. Von älteren deutschen Werken befindet sich darunter das Gedicht „von der stete Ampten und von der fürsten ratgeben", welches A. F. Ch. Vilmar zu Marburg 1835 zum ersten Male heraus gegeben; Briefe von Luther an Landgraf Philipp, welche in Kuchenbeckers Analecten, so viel ich mich erinnere, bereits abgedruckt sind; Bugenhagen's Erklärung der Psalmen u. s. w.

Digitized by Google

Im Jahre 1803 überwies der Fürst von Fulda, Wilhelm von Oranien, die Bibliothek des ihm zugefallenen Klosters Weingarten, welche in neunzehn Kisten hier angekommen und längere Zeit dem Raube ausgesetzt gewesen sein sollen. Nachher war Nicolaus Kindlinger Bibliothekar, welcher im Jahre 1812 die schon öfter angeführte kurze Nachricht von der alten Bibliothek herausgegeben.

Nach vielfältiger Noth und mancher Gefahr der Entscheidung wurden mit der neuen Herrschaft auch die Verhältnisse der Bibliothek wieder geordnet, welcher seit dem Jahre 1824 unter dem Curatorium des zeitigen Regierungs-Directors der sehr verdiente Professor Philipp Wehner als Bibliothekar vorsteht. Derselbe ist beschäftigt, die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts angeschafften Bücher zu verzeichnen. Nachdem so eben ein neuer Saal über dem bisherigen höheren Ortes überwiesen worden, sollen die noch nicht aufgestellten Bücher ihre Plätze erhalten.

Die Bücherzahl der ganzen Bibliothek mag sich gegen fünfzigtausend Bände belaufen."

Hierauf folgte der Vortrag des Prof. Döderlein aus Erlangen über die

Klassification der Präpositionen.

Er bemerkte, es sei eine Art Ehrensache für den Philologenverein, nach den anziehenden Vorträgen aus dem Gebiete der Archäologie, der Mythologie, der Geschichte nun auch der trockenen Grammatik das Wort zu gönnen; denn sie sei der zwar trockene, aber zugleich feste Boden, aus dem die Blumen und Bäume und Haine der Interpretation hervorsprößten, durch welche dann die warmen und kühlen Lüftchen der Kunstgeschichte und Mythologie ꝛc. wehten und sich mit ihrem Dufte und Blüthenstaub schwängerten. Jenes undankbare Geschäft wolle er übernehmen und seinen Vortrag dadurch noch trockener machen, daß er ein Thema aus der allgemeinen Sprachlehre nehme und sich noch überdieß auf einen bloßen Schematismus beschränke.

Die Präposition sei die Partikel oder das Verhältnißwort des Substantivs im Gegensatz des Adverbs und der Conjunction als der Partikel des Attributivs und des Verbi substantivi. Alle Präpositionen haben anerkannter Weise ursprünglich eine rein locale Bedeutung, aus welcher sich die sinnverwandten temporalen und modalen Bedeutungen erst entwickeln. Ausgenommen hiervon seien die Präpositionen mit und ohne, welche ursprünglich schon das rationelle Verhältniß der Gesellschaft bezeichnen. Um nun die localen Präpositionen in ihr wahres Verhältniß zu einander zu setzen, unterscheidet er vor Allen das locale Verhältniß eines Substantivs zu einer bloßen Fläche von jenem zu einem Körper. Weiter unterscheidet er das Verhältniß zur Fläche erstens als innerhalb und zweitens als außerhalb derselben, und in beiden Verhältnissen läßt sich das Substantiv entweder als Punct, oder als Linie, oder als Kreis denken. Innerhalb als Punct gedacht wird es durch ἐν, in, in verbunden, als Linie durch διά, per, durch, als Peripherie durch ἀμφί, um. Außerhalb als Punct durch πρός, apud, bei, als Linie durch παρά, längs, als Peripherie περί. Den Unterschied von ἀμφί und περί setzt er darin, daß ἀμφί der Kreis im Gegensatz dessen, was innerhalb, περί im Gegensatz dessen, was außerhalb der Fläche sei, darstelle, ohne verbürgen zu wollen, daß das Verhältniß dieser synonymen Präpositionen sich nicht umkehren lasse. Alle übrigen Präpositionen dieser ersten Classe müßten sich unter diese 6 Präpositionen ἐν, διά, ἀμφί, πρός, παρά und περί als Nuancirungen subsumiren

Digitized by Google

lassen. Als Beispiel führt er an inter und intra, als Unterabtheilungen von in, von denen inter sich auf die discrete Größe von Zahlen, intra auf die continuirliche Größe einer Nummer beziehe. Eben so seien an und bei nur Unterarten von πρός, apud, welches die Nähe eines Punctes außerhalb im Allgemeinen bezeichnet, während an specieller eine Berührung der Gränze, bei aber eine Trennung von derselben bezeichnet.

Diese 6 Verhältnisse des Ortes seien jedoch mit den 3 Verhältnissen der Bewegung zu multipliciren, ohne daß die Sprachen besondere Bezeichnungen für jedes dieser Verhältnisse zu besitzen braucht: für den Punct innerhalb der Fläche gibt es nur im Griechischen drei Formen, ἔν εἰς, ἐξ, im Lateinischen und Deutschen ist der terminus ad quem homogen mit dem terminus in quo. Dagegen διά und ἀμφί müssen alle 3 Arten der Bewegung bezeichnen und können es um so leichter, als es z. B. zu einem terminus a quo von ἀμφί nicht leicht im Reden Gelegenheit gibt. Für den Punct außerhalb der Fläche, πρός, gibt ἀπό den besonderen terminus a quo, doch so, daß πρός auch, mit den verschiedenen casibus verbunden, die sämmtlichen terminos als Generalbegriff bezeichnen kann. Das letztere ist auch der Fall mit παρά und περί. Erst der feinere usus loquendi unterscheidet zwischen ἀπό und πρός cum genit., während sie rationell sich nur wie die specielle und die generelle Form unterscheiden.

Die übrigen Ortsbezeichnungen beziehen sich auf die Dimensionen, welche durch einen Körper bedingt seien. Man wähle als Körper z. B. einen Kegel. Die Höhendimension oben und unten wird durch ἀνά, in, auf, und κατά unterschieden. Diese Entgegensetzung schließe einen synonymen Gebrauch nicht aus; z. B. ἀνὰ γαῖαν bedeute oben auf der Erde im Gegensatz der Unterwelt, κατὰ γαῖαν unten auf der Erde im Gegensatz des Himmels. Aber das oben und unten sei selbst wieder zwiefach, je nachdem das Obenseiende auf dem Höhepunct oder der Fläche ruhe: ἀνά (auch ἐπί), in, welches eine Abschwächung des altlateinischen an (in antennae, anhelare, andruare) ἀνά, mithin nur ein zufälliges Homonymum von in, ἐν sei, auf; oder überhalb der Höhe schwebe, ὑπέρ, super, über. Der Gegensatz sei wie κατά von ἀνά, so ὑπό, sub, unter von ὑπέρ, wenn nämlich das, was unten ist, von dem Gegenstand im Verhältniß, zu welchem es unten ist, zugleich bedeckt werde; demnach unterscheide sich ὑπέρ eben so von ἀνά wie bei von an. Die Dimension der Dicke, verlange die Unterscheidung von πρό ante, vor und von μετά, posi, nach. Die Präposition ἀντί, contra, prae u. a. seien Nuancen von ante. Die Breitendimension habe keine doppelte Bezeichnung, weil sich hier nur rechts und links unterscheiden lasse, diese Unterscheidung aber nicht so wichtig und wesentlich sei wie die von oben und unten, vorn und hinten; daher genüge ἐπί neben. Auch diese 5 oder 6 Dimensionsverhältnisse seien nun mit den Terminis der Bewegung zu multipliciren, ohne daß die Sprachen dieser Forderung der Vernunft volles Genüge leisten. Am bereitwilligsten hilft κατά aus. Mit dem Genitiv construirt ist es eigentlich der terminus ad quem von unten, in κατ' ὀφθαλμῶν κέχυτ' ἀχλύς. Es läßt sich aber auch als terminus a quo von oben gebrauchen, in δάκρυα κατ' ὀφθαλμῶν χέε. Die Präposition ὑπό bezeichne an sich alle 3 terminos, habe aber für den terminus a quo noch die vollständigere Form ὑπέξ.

Mit diesen Andeutungen schließe er diesen Abriß; eine weitere Ausführung würde zu einer Synonymik der Präpositionen führen, welche, auf diesen Grundlagen aufgebaut, an Einfachheit und Sicherheit gewinnen werde.

Hierauf lud der Redner die Versammlung ein, die übrigen nicht namhaft gemachten Präpo-

Digitized by Google

sitionen selbst unter die als Generalpräpositionen bezeichneten unterzuordnen oder, wenn dieses in einzelnen Fällen nicht möglich scheine, ihn deßhalb zur Rechenschaft und Aufklärung aufzufordern."

Prof. Hermann will das Verhältniß eines Puncts zur Linie zu Grunde legen, wohin dann ein citra, trans passe; ambire halte er analog der discreten, circumire einer continuirlichen Größe; jenes sei z. B. ein Gehen um Einzelne, dieses um Andere herum in ihrer Gesammtheit; so verhalte sich auch ἀμφί und περί, und es komme darauf an, ob man den Kreis von außen oder innen sehe; in jenem Falle erscheine er mehr als ein Ganzes, in diesem trete mehr eine einzelne Seite hervor.

Nachdem Prof. Forchhammer und Prof. Rubino noch Einiges eingewendet hatten, bemerkte Prof. Thiersch: man könne Alles auf die räumlichen Verhältnisse eines Körpers zurückführen, auch liege der von Prof. Döderlein angegebenen zweiten und dritten Bedeutung jeder Präposition, der temporalen und modalen nämlich, ein locales Verhältniß zu Grunde.

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Cassel am 5. October 1843.

Prof. Osann verlas die in gestriger Sitzung beantragte Adresse an Herrn Mendelssohn-Bartholdy, welche von der Versammlung angenommen wurde.

Alsdann sprach die Versammlung auf Veranlassung des Präsidenten ihren Dank gegen Herrn Kapellmeister Spohr, der gerade gegenwärtig war, durch Erhebung und Acclamation aus.

Es folgte der Vortrag von Dr. Theodor Waitz aus Gotha:

Digitized by Google

Platon und Aristoteles in ihrem Gegensatze parallelisirt mit Schelling und Herbart nebst der Anzeige einer neuen Bearbeitung des Aristotelischen Organon.

Wenn Allseitigkeit, Tiefe und Originalität der Forschung uns den Maßstab der Größe des Denkers an die Hand geben müssen, so steht über Aristoteles keiner — keiner aus alter, keiner aus neuer Zeit. Er ist der Culminationspunct der intellectuellen Bildung des Alterthums. Jahrhunderte haben alle ihre philosophische Weisheit aus ihm geschöpft, und sie erschöpften ihn nicht, nein, sie kannten nicht einmal seine ganze Größe und mißdeuteten ihn oft. Es sind wenige Jahre, da lag er noch begraben im Staube der Bibliotheken, mehr bewundert, als gelesen, mehr gelesen, als verstanden. Wenn seinem Lehrer und Vorgänger die Blicke der Gelehrten sich freundlicher zuwendeten, wenn Platon schon seit längerer Zeit einer eben so weit verbreiteten als tief begründeten Liebe und Verehrung genoß, so liegen die Ursachen davon wohl weniger in unserer Zeit, als in dem inneren Verhältnisse beider Männer selbst. Der eine zieht uns an durch einen schnell treffenden Gedanken, der wie ein Blitz die Nacht der Zweifel erleuchtet, in die er uns zuvor geführt, er reißt uns hin durch den traulichen Ton der Unterhaltung, die kunstlos das Kunstwerk vor unseren Augen entstehen läßt, durch den liebenswürdigen Sokrates, der nirgends lehrt und doch über Alles so tief gedacht hat, er bezaubert uns durch die Hoheit seiner Poesie, die mit unendlicher Sehnsucht die Schranken dieses Erdenlebens uns überfliegen lehren will. Wenden wir uns darauf zu dem andern — wo ist der Schmuck der Poesie, wo der blendende Glanz der Darstellung? Nichts von Allem dem! Keine Erquickung reicht er uns sogleich nach der sauern Mühe des Denkens, keine Labung zum Lohne unserer anhaltenden Anstrengung. Wie auf dürrer Haide stehen wir auf seinem Wege anfangs einsam und verlassen. Weggewendet haben wir uns von einer lebensvollen, blühenden Gestalt, um ein Knochengerippe zu studiren. Die Einsicht, die uns von Platon so mit einem Schlage wurde, die mit einem Male uns aufging als die schöne Sonne eines höheren Lebens, wird uns jetzt spärlich und langsam zugemessen, um jede Kleinigkeit wird gehandelt, nach jedem behutsamen Schritte vorsichtig wieder zurückgeschaut. Da verlieren sich nach und nach der Freunde viele, selbst von denen, die anfangs willig folgten; aber er zählt auch andere unter ihnen, die ihm nicht untreu werden; denn sie ahnen, daß ihn am innigsten lieben wird, wer ihn am besten kennt.

Die philosophische Forschung kann zwei Wege einschlagen. Sie stellt entweder eine Weltansicht an die Spitze des Systems und sucht aus dieser die vorhandenen Erscheinungen zu erklären, oder sie untersucht die vielfachen und vieldeutigen Erscheinungen und bildet aus ihnen ihre Weltansicht. Die erste Methode gehört dem Platon, die zweite dem Aristoteles. Sie unterscheiden sich wie Glauben und Wissen. Die erste stellt das Räthsel als gelöst hin und versucht die Nachweisung der Wahrheit im Leben der Natur, sie erklärt die Natur aus dem Begriffe, aus der innern Anschauung, die sie gewonnen hat. Sie ist nicht von vorn herein klar, sondern muß erst ganz entwickelt werden, damit man ihre Wahrheit beurtheilen könne aus der befriedigenden Erklärung des Ganzen. Daher verglich Hegel sein System einem Kreise, den man erst ganz durchgemacht haben müsse, um zur Ueberzeugung der Wahrheit des Einzelnen zu gelangen. Der letzte Repräsentant dieser Methode ist Schelling, den wir mit Platon parallelisiren, der letzte Verfechter der

Digitized by Google

andern Seite war Herbart, den wir dem Aristoteles zur Seite stellen. Welchen der beiden Wege die Philosophie zu betreten habe, ob Herbart's Kräfte und Leistungen denen des Aristoteles, die Schelling's denen des Platon zu vergleichen sind, gehört nicht hieher. Wir betrachten bloß den Unterschied der Methoden, nicht den Werth derselben. Der Philosoph der einen Richtung, die wir mit Platon bezeichnen, erklärt die Welt aus seiner Weltanschauung, der andere seine Weltanschauung aus der Welt; der eine macht den Anfang da, wo der andere aufhört. Daher geht für den einen vorwärts, was für den andern rückwärts geht, und an eine Vereinigung in einer Mitte ist nicht zu denken, weil sonst beide auf halbem Wege stehen bleiben und die Erreichung des Zieles und somit sich selbst aufgeben müßten.

Platon's Ideenlehre war dem Aristoteles eine Fabel, weil er keine Thatsache in der Erscheinungswelt vorfand, an die er sie hätte knüpfen können — als ob Platon seine Ideen an etwas hätte knüpfen wollen! als ob er nach einer tieferen Begründung für sie gesucht hätte! Gerade das Gegentheil! An sie sollte erst alles Andere geknüpft werden, sie waren ihm das Erste und Gewisseste. Die Welt war ihm unverständlich ohne diesen Schlüssel, die Ideen waren ihm das Wort des Räthsels, ohne sie war ihm die Welt ein Chaos. Was ist sicherer, als daß weder Platon den Aristoteles noch Aristoteles den Platon verstand? Wie wäre es auch möglich gewesen, da sie dieser Verschiedenheit in ihren Prinzipien sich nicht bewußt waren? Aristoteles mußte den Platon für einen Schwärmer, für einen Dichter erklären, für einen Verschwender, der anfängt zu bauen, unbekümmert, wie lange die Pracht halten werde: so sprach Herbart von Schelling; Platon dagegen mußte auf die sauern Forschungen seines großen Schülers mitleidig herabsehen, es nicht für Vorsicht, sondern für Ohnmacht erklären, daß er sich so wenig über den Boden erheben konnte — um es mit neueren Worten zu sagen: er mußte die Reflexionsphilosophie als eine ganz nützliche Vorübung für die Speculation betrachten, ihre Prätension aber, für Philosophie zu gelten, energisch zurückweisen.

Mag man nun den Streit (beider Richtungen) über die Berechtigung auch hier und da für entschieden halten: so viel ist gewiß, daß er factisch noch fortdauert und wohl schwerlich einem schnellen Ende entgegensieht. Aus dem besprochenen Gegensatze zwischen Platon und Aristoteles gewinnen beide ein gemeinsames Interesse. Wie im Leben der Natur, des Einzelnen sowohl, als des Ganzen, Action und Reaction unabänderlich an einander gebunden sind und an den Forscher gleiche Ansprüche auf Anerkennung stellen, so auch im Leben der Wissenschaft. Es war daher nicht bloß billig, sondern nothwendig, daß man sich dem Aristoteles zuwendete, nachdem Platon eine vielfache Berücksichtigung gefunden hatte. Es mußte ein allgemein gefühltes Bedürfniß werden, auch jenen zu durchforschen, nachdem man sich gewöhnt hatte, diesen als die glänzendste Erscheinung der alten Philosophie zu betrachten.

Wo Aristoteles am größten dasteht, wird schwer sein, zu entscheiden. Seine freien, von aller Schwärmerei entfernten Ansichten in politischen Dingen, gestützt auf einen reichen Schatz von Erfahrungen, gegründet auf einen würdigen Begriff des freien Bürgers, dürften in unserer Zeit wohl den allgemeinsten Anklang finden. Die neue Bahn, die er den Naturwissenschaften gebrochen, wird ihm, je mehr seine Ansichten bekannt werden, eine desto größere Achtung bei den Naturforschern unserer Tage sichern; die Schärfe und Originalität seiner metaphysischen Speculationen ihm die Bewunderung der Philosophen aller Zeiten erhalten. Wenn wir aber seine Größe aus der Schöpferkraft seines Genius beurtheilen wollen, so wird es vor Allem die Logik sein, an die wir uns zu wenden haben. Vor ihm gab es keine, und die Folgezeit hat nicht allein diese Disciplin

Digitized by Google

anerkennen, sondern auch gestehen müssen, daß dem Aristoteles ebensowohl der Ruhm der Erfindung, als der Vollendung dieser Wissenschaft gehört. Letzteres behauptete wenigstens Kant, und wenn man sich zu diesem Urtheile nicht verstehen will, so scheint der Grund davon entweder darin zu liegen, daß man Aristoteles zu wenig kennt, oder darin, daß man unter Logik eine andere Wissenschaft versteht, als die von den formalen Bedingungen der Wahrheit unseres Denkens. Dem Worte Logik eine neue Bedeutung zu geben, steht einem Jeden frei, wenn er diese Bedeutung nur nicht zur Schmälerung alter Verdienste benutzen und sich sonst hüten will, sich und Andere glauben zu machen, daß mit dem neuen Wortgebrauche auch schon ein neuer Gedanke geschaffen sei. Denn man thut immer besser, Altes mit alten Worten, als mit neuen nichts Neues zu sagen.

Wenn bei dem jetzt neu aufstrebenden Studium des Aristoteles gerade das Organon noch am wenigsten beachtet worden ist, so liegt dies wohl hauptsächlich an der von Anfang herein wirklich abschreckenden Trockenheit dieses Theiles der Aristotelischen Schriften, an welcher in diesem Falle weniger der Schriftsteller Schuld ist, als der Gegenstand. Interesse gewinnt man erst, wenn man anfängt das Ganze zu übersehen. Da aber die logischen Schriften des Aristoteles zu einem gründlichen und fruchtbringenden Studium dieses Philosophen ganz unerläßlich sind, so glaube ich, mit der Herausgabe derselben ein um so dringenderes Bedürfniß zu befriedigen, je allgemeiner der Werth des Aristoteles Anerkennung findet, und je bedeutender dasjenige ist, was in diesem Theile seiner Werke unserer Zeit noch zu thun obliegt. Imm. Bekker's Gesammtausgabe und Brandis's Scholiensammlung sind die einzigen Vorarbeiten von größerem Umfange, die mit gutem Erfolge durchgehends benutzt werden können. Beide habe ich noch möglichst zu vervollständigen gesucht. Bekker hat drei Codices des Organon verglichen, einen Urbinatischen des Vaticau, einen Venetianischen und einen der Pariser Bibliothek. Die Auswahl derselben zeugt, wie nicht anders zu erwarten war, von großem kritischen Scharfblick. Eine Mailänder Handschrift ausgenommen, fand ich weder in Italien, noch in Paris wichtigere Hülfsmittel, als die von Bekker benutzten; um so nothwendiger machte sich aber eine zweite Benutzung derselben, um die ich mich nach Kräften bemüht habe. Der Pariser Codex ist, obgleich nicht viel jünger, als jene beiden, doch entschieden von weit geringerem Werthe, und Bekker gebrauchte ihn daher nur für die Verbesserung des Textes, wo jene ihn verließen. Ich glaube es dadurch entschuldigt, wenn ich wegen der mannichfaltigen anderen Handschriften, die ich schon benutzt hatte, die Zeit, welche ich auf ihn hätte anwenden können, lieber einigen noch unedirten Mathematikern schenkte. Es war besonders Pappus, von dessen reichhaltiger *συναγωγή* schon öfters eine griechische Ausgabe gewünscht und ohne Erfolg unternommen wurde, und eine verloren geglaubte Optik des Ptolemäus, lateinische Uebersetzung aus dem Arabischen, deren freie Benutzung ich der zuvorkommenden Güte des dortigen Bibliothekars Herrn Hase danke. — Daß in der Vergleichung der Manuscripte nach Bekker noch Vieles zu thun war, und daß auch außerdem der Text manche Veränderungen erfahren muß, hoffe ich durch meine Ausgabe zu beweisen, ohne dadurch den Verdiensten meines Vorgängers im geringsten etwas abziehen oder zu nahe treten zu wollen. Ich müßte unfähig sein, die Größe des Mannes, dessen Geist ich durch meine Arbeit dem gelehrten Publicum näher zu bringen wünsche, zu würdigen und mir zur Nachahmung als Muster vorzustellen, wenn ich fremde Verdienste schmälern wollte, weil nach ihnen auch für mich noch etwas zu thun übrig blieb.

Ein zweites Hülfsmittel zur Kritik und Erklärung des Textes waren die Scholien. Von dem Fleiße, welchen Brandis mit so vielem Erfolge auf diesen schwierigen Gegenstand gewendet hat, habe ich mich durch eigenes Studium der Commentare überzeugt, welche er ausgezogen hat,

Digitized by Google

und bin dadurch zu der Ansicht gelangt, daß seine Arbeit einen solchen Grad der Zuverlässigkeit besitzt, daß ein neuer Auszug aus den Materialien, die er bereits benutzt hat, keine erhebliche Ausbeute gewähren würde. Es blieb daher auf dieser Seite für mich nichts zu thun, als die genaue Durchsicht der ungedruckten Scholien, welche von ihm nicht erwähnt werden. Ich habe dabei den Grundsatz befolgt, daß ich nichts aufnahm, was in den von Brandis gelieferten schon vorhanden war. Alle ungedruckten Scholien zum Organon herauszugeben, scheint ein Unternehmen, das nur die Zahl der Bücher vermehren würde, welche in den Bibliotheken mit ewigem Staube bedeckt stehen. Freilich war es schwieriger, eine Auswahl zu treffen, als das Gute mit dem Schlechten in dicke Bücher zusammenzuwerfen. Mein Auszug der Scholien ist trotz der Menge von Commentaren, die ich noch lesen mußte, sehr klein geworden, weil ich nur geben wollte, was mir neu und von einigem Interesse schien. Die Mühseligkeit und Langweile der alten Erklärer zu überstehen, fand ich schon um meiner eigenen Befriedigung willen für nothwendig, und wenn meine Bemühungen in diesem Puncte etwa zu kleinlich scheinen, dann darf ich auf unseren großen Lessing verweisen, der dadurch der gelehrten Welt einen nicht unerheblichen Dienst zu leisten glaubte, daß er sie des unnützen Lesens überhöbe.

Es ist mir noch übrig, von dem Commentare Einiges zu sagen, den ich dem Organon beizufügen Willens bin. Er soll theils die Rechtfertigung der aufgenommenen Lesarten enthalten, deren Güte nicht aus dem Werthe der Handschriften unmittelbar einleuchtet, theils soll er den Zusammenhang des Einzelnen nachweisen, die wirklichen Schwierigkeiten aufdecken und erklären. Er soll nicht das auseinandersetzen, was ein Jeder gleich selbst findet. Nichts würde leichter sein, als durch breite Erklärungen den Leser des eigenen Nachdenkens zu überheben, aber es würde dies des Aristoteles unwürdig sein. Vielmehr will ich darnach streben, nicht allein Aristoteles aus Aristoteles, sondern auch Aristotelisch zu erklären, auf eine Art meine ich, die mehr den Verstand reizt, als daß Gedächtniß in Anspruch nimmt. Die von Brandis gegebenen Scholien, deren Studium ich nicht entbehrlich, sondern gerade recht nothwendig zu machen wünsche, werde ich daher nur in so fern beiziehen, als ein Mißverstand des Aristoteles durch die alten Erklärungen veranlaßt, und sie ein Mittel zur Verbesserung des Textes werden können. Zur besonderen Aufgabe mache ich es mir, den Sprachgebrauch und die stilistische Eigenthümlichkeit des Aristoteles zu beachten und nicht allein zu erklären, was wirklich klar werden kann, sondern auch die dunkeln Stellen da nachzuweisen, wo der dunkele Ausdruck auf einen unklaren Gedanken schließen läßt.

Ob meine Leistung Ihren und meinen Wünschen entsprechen wird, weiß ich nicht. Die Wirklichkeit bleibt immer als ein Zerrbild hinter dem Urbilde zurück. Was meine Kräfte vermögen, thue ich mit Freuden, aber ich fühle, daß sie der Unterstützung bedürfen. Woher ihnen diese auch kommen mag, willkommen wird sie immer sein."

Prof. Krische aus Göttingen nahm das Wort, um Einiges, was ihm zeitgemäß schien, zu bemerken. Die vorläufige Ankündigung zweier Vorträge über Aristoteles in der diesjährigen Versammlung weise darauf hin, daß seit der großen Berliner Ausgabe des Aristoteles die Philosophie eine Hauptsache in der jetzigen Philologie sei. Gern schließt sich dieser Richtung der Redner an. Doch Aristoteles, wie er einst in der Entwickelung der Philosophie seine Vorgänger überholt, scheine auch jetzt in dem Gange der Philologie obenan gestellt werden zu sollen. Es habe früher die Philologie den Plato auf Kosten des Aristoteles erhoben, die spätere Bevorzugung des Letzteren sei nur durch das Bewußtsein hervorgerufen, wie sehr man sich dadurch an Aristoteles

Digitized by Google

vergangen habe. Der Ausgangspunct aber, welchen man jetzt für die Bearbeitung des Aristoteles gewählt, schiene ihm nicht der richtige zu sein. Solle Aristoteles wieder erkannt und dies durch philologische Critik gefördert werden, so müsse die Critik zuerst alle ihr zu Gebote stehenden Normen aufbieten, um durch alle im Verein eine richtige Textesbildung zu gewinnen. Bekker, welcher den kritischen Theil besorgte, wäre einseitig geworden. Auf den Grund vieler Handschriften für Aristoteles habe er seinen Text gründen wollen; dabei aber die vortreffliche Gewähr übersehen, welche über die Zeit der Handschriften hinausreicht. Er habe nämlich die Commentare der späteren Peripatetiker nicht in Anschlag gebracht, welche die Hörer in die Philosophie des Meisters einführen sollten. Diese Commentare hätten den Text aufs reinste wieder zu geben versucht. Der also, welcher die Gedankenwelt des Aristoteles vorführen wolle, müsse diese vorbildlichen Muster nicht aus den Augen lassen. Sie wären die erste Norm bei der Textesconstituirung, so weit sie selbst nicht ihre Lesarten verschieden angäben; auch ließe sich aus ihren Erklärungen ein Schluß auf den von ihnen gelesenen Text machen. Erschwert sei die Benutzung dieser Commentatoren dadurch, daß Brandis nur Excerpte aus denselben geliefert, um einzelne Stellen zu constituiren, ja nicht einmal die Varianten der Commentatoren angegeben habe. Dadurch seien wir an die griechischen Texte der Commentatoren gewiesen, nach denen der Werth der Handschriften festgestellt und ermittelt werden müsse, wie sich die Handschriften zu den den Commentatoren zu Gebote gestandenen Texten verhalten. Erst wenn dieses geschehen, beginne die Einzelcritik.

Prof. Hermann sagte darauf:

„Als ich gestern das Wort nahm, um ein weit verbreitetes Vorurtheil hinsichtlich der griechischen Tragödie zu bekämpfen, habe ich vielleicht Manchen, ja Vielen aus dieser Versammlung nur Bekanntes zu sagen geschienen, obgleich eben dieses Urtheil mir insofern nur willkommen sein konnte, als ich darin das Zeugniß erblicken durfte, daß mein zunächst für unsere nicht philologischen Zuhörer bestimmter Vortrag nichts enthielt, womit die Sachkenner unter uns nicht übereinstimmten; mein jetziges Auftreten aber wird wenigstens dieser Rechtfertigung nicht bedürfen, nachdem wir das Vorurtheil, gegen welches ich jetzt sprechen will, so eben erst aus dem Munde eines unserer philologischen Collegen gehört haben, der sich durch den sonstigen Inhalt seines Vortrags hinlänglich als Sachkenner legitimirt hat. Nur das hätte er meines Erachtens nicht gleichsam zur Grundlage seiner ganzen Darstellung machen sollen, daß Plato den Maßstab seiner Weltanschauung nicht von Außen empfangen, sondern aus seinem Kopfe gestaltet und so zur Wirklichkeit mitgebracht habe, womit dann aufs Engste die andere nicht minder schiefe Behauptung zusammenhängt, daß Aristoteles nicht im Stande gewesen sei, seinen großen Vorgänger zu verstehen; beides Vorurtheile, die freilich auch fortwährend von Vielen getheilt und ewig wiederholt werden, die aber gerade an dieser Stätte um so weniger ohne Widerlegung bleiben dürfen, je sicherer sie sich bei einer näheren Beschäftigung mit beiden Denkern als ungegründet und ungerecht herausstellen. Was zuerst Plato betrifft, so wage ich zu behaupten, daß er in keinem anderen Sinne Idealist heißen kann, als sein ganzes Volk, dessen geistige und sittliche Principien er nur zum Schlusse seines weltgeschichtlichen Daseins in dem Spiegel seines eigenen Geistes concentrirt und durch die Energie seiner Reflexion zu einer Einheit bewußter Anschauung gebracht hat, wie sie in der Zerstreuung und Zersplitterung des bisherigen Lebens weder theoretisch, noch praktisch möglich gewesen war, ohne daß dieses gleichwohl seinen nationalen Elementen nach auf anderen Grundlagen beruht oder ein anderes Ziel erstrebt hätte; ich habe es schon wiederholt gesagt, muß aber immer aufs

Digitized by Google

Neue darauf zurückkommen, daß Plato weder Phantast, noch abstracter Theoretiker, sondern durch und durch Grieche war, dessen Lehren und Vorschläge uns jetzt nur deßhalb unpraktisch erscheinen, weil sie auf dem Grunde einer nationalen und wissenschaftlichen Entwickelung errichtet sind, die gerade mit diesem ihrem letzten und reinsten Vertreter aus dem Leben verschwand und alle ihre Herrlichkeit den Nachkommen nur als ein verlorenes Ideal zurückließ. Wie seine praktische Philosophie und namentlich gerade seine vielverschrieenen Staatsentwürfe dem kundigen Auge leicht als die Vervollkommnung und Vergeistigung der Form erscheinen, welche sich das ächt hellenische Volksleben bereits in der lykurgischen Verfassung gegeben hatte, und die nur durch den Fluch der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit hinter ihren Principien zurückgeblieben war, ist bekannt und anderswo weiter ausgeführt; aber auch der theoretische Theil seines Systems und seiner Ideenlehre, die der Behauptung, gegen welche ich auftrete, hauptsächlich vorgeschwebt haben mag, ergibt sich dem, welcher ihre Entstehung historisch und psychologisch verfolgt, als der nothwendige Schlußstein des Gebäudes, an welchem die griechische Wissenschaft bereits seit Jahrhunderten gearbeitet hatte, und das in so fern als geschichtliches Eigenthum des ganzen Volkes angesehen werden muß. Nur weil Plato eine vielleicht zu große Scheu trug, den Bau seiner Vorgänger, wie später Aristoteles that, umzuwerfen und von Grund aus neu aufzuführen, mußte er sich über die Erfahrungswelt erheben, um jenen in die Wolkenregion, wohin sie sich verstiegen hatten, zu folgen und dem Einsturze vorzubeugen, womit ihnen die schroffe Einseitigkeit ihrer Richtungen drohte; seine Ideenlehre ist lediglich darauf berechnet, die Widersprüche und Antinomien, worein sich die griechische Philosophie durch den Streit der Schulen verwickelt hatte, zu vermitteln und aufzulösen, ohne das Richtige und Haltbare, das jede dieser Schulen darbot, untergehen zu lassen; und wenn sie in so fern auch nicht auf dem unmittelbaren Boden der Erfahrung wurzelt, so ist sie doch darum, weit entfernt ein bloßes Zeugniß speculativer Phantasie zu bieten, eine durch und durch historisch begründete Erscheinung, ein ächtes Kind ihrer Zeit und ihres Volkes, die selbst an der philosophischen Wahrheit nur deshalb und in so weit Theil hat, als die Lehren und Meinungen, über welchen sie mit versöhnender Harmonie schwebt, aus dem ewigen und unabweislichen Bedürfniß des Menschengeschlechts nach Einheit in der Mannichfaltigkeit hervorgegangen waren. Aber so herrlich und unvergänglich auch das griechische Volk und sein philosophischer Koryphäe Plato diese Aufgabe in künstlerischer Hinsicht gelöst und damit wenigstens einer Seite des geistigen Bedürfnisses genügt hat, so konnte sie doch ihre wissenschaftliche Lösung eben um dieses einseitig idealen Charakters des griechischen Volks selbst willen nicht eher erwarten, als bis durch eine weiterobernde Richtung, wie sie Alexander nahm, die Schranken gefallen waren, die Griechenlands nationales Leben specifisch von der übrigen Menschheit absonderten, und so war es allerdings erst Alexander's Zeitgenossen und Geistesverwandten Aristoteles vorbehalten, die Wissenschaften auf erweiterte, unmittelbarere, reiner menschliche Grundlagen zurückzuführen, ohne daß jedoch deßhalb sein Vorgänger aufhörte, in dem freilich erschöpften und nur durch künstliche Mittel noch zu befruchtenden Boden eines wirklichen Lebens zu wurzeln. Ja gerade, wie neulich nicht ohne Grund behauptet worden ist, daß die Sokratische Lehre trotz ihres empirischen Anstrichs einen hohen Grad von Subjectivität in sich trage, könnte man die Aristotelische Philosophie im Gegensatze der concreten lebensvollen Bilder der Platonischen noch eine viel abstractere nennen, da selbst die Erfahrung nur dazu dient, ihr starre Formen und Gesetze abzugewinnen, während sich die Platonische Ideenwelt, trotz ihres einheitlichen Charakters, der bunten Mannichfaltigkeit der wirklichen, von der sie nur ein Analogon ist, nicht ganz erwehren kann; oder wenn sich dieses auch mit den Ge-

Digitized by Google

ren meines Gegners vereinbaren ließe, so steht doch diesem jedenfalls das entgegen, daß Aristoteles selbst die Platonischen Ideen keineswegs mit praktischen oder empirischen, sondern mit logischen Gründen bekämpft und folglich an sie selbst einen idealen Maßstab legt, dem sie in ihrer mehr quantitativen Verschiedenheit von der Realität nur unvollkommen entsprechen. Daß dieser aber endlich trotz dieses Gegensatzes, in welchem er zu Plato erscheint, nicht im Stande gewesen sein sollte, ihn zu verstehen, dem tritt auch, ganz abgesehen davon, daß doch Plato selbst eine neue Erscheinung war, die folglich der große Begründer neuer Wissenschaft auch umfassen mußte, schon der einzige Umstand entgegen, daß seine Polemik gerade gegen die Seite der platonischen Lehre gerichtet ist, in welcher wir und allein Anscheine nach auch Plato selbst die Blöße seines ganzen Systems erkannte oder fühlte. Nicht, wie sie in den Platonischen Schriften mehr künstlerisch und in formalen Umrissen angedeutet ist, sondern wie sie der Meister in seinen mündlichen Vorträgen speculativ zu begründen und dem wissenschaftlichen Geiste communicabel zu machen gesucht hatte, ist die Ideenlehre von Aristoteles bekämpft worden; und so wenig auch die Kürze der Zeit dies hier weiter zu verfolgen erlaubt, würd es doch vergönnt sein, als Resultat einer vieljährigen Beschäftigung mit diesen Dingen das auszusprechen, daß die Gestalt jener Lehre, wie wir sie aus Aristoteles Angriffen kennen lernen, eben so folgerecht mit der in den Schriften ihres Urhebers umrissenen zusammenhängt, als sie andererseits das vergebliche Ringen eines großen Geistes beurkundet, sich auf einem schwindelnden Standpunkte, wohin ihn sein rastloses Streben fortgerissen hat, festzustellen und aufrecht zu erhalten. Wenn also auch Aristoteles von den meisten Platonischen Schriften nur geringe oder beiläufige Kenntniß nimmt, und diese fast häufiger als Sokratische bezeichnet, so beweist das so wenig, daß er sie nicht verstanden, daß es vielmehr nur den scharfen Blick des philosophischen Strategen beurkundet, der, unbekümmert um die ihn umschwärmenden Einzelhaufen die feindliche Stellung in ihrem Mittelpunkt angreift; und mag man immerhin selbst so viel einräumen, daß er Plato's historische Bedeutung eben so wenig, wie z. B. die der Lykurgischen Gesetzgebung unbefangen gewürdigt hat, so würde doch gerade dieses bei weitem mehr gegen die realistische Richtung der Aristotelischen als der Platonischen Philosophie beweisen."

An diese Erörterungen knüpfte Hofrath Thiersch den Wunsch, daß recht häufig jüngere Philologen den Verein mit ihren beabsichtigten Arbeiten für die zu edirenden Autoren bekannt machen möchten.

Hierauf hielt Prof. Forchhammer seinen Vortrag

Ueber das Princip der Ordnung der Aristotelischen Bücher vom Staat.

Der Vortragende bemerkte einleitend, er wolle zunächst den Inhalt der acht Bücher über die Politik angeben, dann, geführt durch den Anfang des ersten Buchs, in der Aristotelischen Philosophie das Princip der Eintheilung des Ganzen aufsuchen und schließlich kurz zeigen, daß diese Eintheilung und Form in jenem Inhalt wirklich enthalten sei. Dann fuhr er fort, wie folgt:

„Der Anfang der Aristotelischen Politik lautet so: „Da wir sehen, daß jeden Staat ein

Digitized by Google

Verein ist, und daß jeder Verein um eines Guten willen zusammengetreten ist (denn um das für gut Erhaltene thun Alle Alles); so ist offenbar, daß zwar alle Vereine ein Gutes erstreben, am meisten aber und das Höchste unter allen der höchste unter allen und alle andern umfassende; dieser aber ist der Verein, welcher Staat heißt und der Staatsverein." Das höchste Gut aber nennt er in der Ethik „die Thätigkeit des Geistes in Uebereinstimmung mit der höchsten Tugend in einem möglichst vollkommenen Leben." So hat er gleich im Anfang seine Aufgabe als die würdigste bestimmt. Nach jenem ersten Satz bemerkt er dann, daß diejenigen irren, welche behaupten, ein König, ein Staatsmann, ein Hausherr und ein Herr über Knechte seien nicht verschieden, als nur durch die größere oder geringere Zahl der Untergebenen, da doch der Unterschied nicht in der Menge, dem Stoff, sondern in der Art (der Form) begründet sei.

Das werde man am besten erkennen, wenn man untersuche, aus welchen Theilen der Staat, d. h. die Menge im Staat bestehe. Mit dieser Untersuchung nun beschäftigt sich das ganze erste Buch.

Es werden diejenigen, aus denen der Staat besteht, betrachtet nicht als Einzelne, sondern in Uebereinstimmung mit dem ersten Satz der Politik, als Theilnehmer an den dem Staat untergeordneten kleineren Gemeinschaften zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Kindern, zwischen Herr und Dienenden (Sclaven). Die Männer, die Väter, die Herren sind die thätigen Staatsbürger; aus ihnen mit ihren Gemeinschaften besteht der Staat, allein wie der Name Staatsbürger die Beziehung zur Staatsgemeinschaft ausdrückt, so bezeichnet der Name Hausherr (Oikonomikos) und Herr (Despotikos) nur die Beziehungen zu den untergeordneten Gemeinschaften des Hauses und des Dienstverhältnisses.

Das zweite Buch handelt von den Staatsverfassungen, theils den von Andern aufgestellten theoretischen, theils den in der Wirklichkeit bestehenden, faktischen.

Mit dem dritten Buch beginnt dann Aristoteles seine eigene theoretische Untersuchung der Staatsverfassung. Er bestimmt zuerst den Begriff des Staatsbürgers (1—5), dann im Allgemeinen den Begriff des Staats (6) nach seiner Mannichfaltigkeit, und (7) die sechs verschiedenen Arten oder Formen derselben, die drei Normalverfassungen Königthum, Aristokratie und Politie, und die drei entsprechenden Abweichungen Tyrannis, Oligarchie und Demokratie. Streng genommen sind jene nur ideelle, dagegen die concreten Verfassungen sämmtlich mehr oder minder Parekbaseis von jenen. Und weil in Griechenland weder die erste ideelle Verfassung, noch ihre Parekbaseis bestand, so wendet sich Aristoteles zunächst zu näherer Bestimmung der Oligarchie und Demokratie 1) nach dem charakteristischen Merkmal ihres Unterschieds (Reichthum und Freiheit c. 8), 2) nach dem charakteristischen Merkmale ihrer Gleichheit (das Gerechte, Gleiche c. 9), welches darin besteht, daß das Herrschende im Staat das gerechte Gesetz sei (c. 10—13). Nach diesen einleitenden Bestimmungen beginnt die Untersuchung über die einzelnen der sechs Verfassungen und die verschiedenen Arten jeder derselben. Die Basileia (c. 14—18) hat 5 Unterarten: die lakonische, die der Barbaren, die hellenische Aisymnetie, die heroische und die Pambasileia (c. 14). Die Pambasileia näher bestimmt bis c. 18. Schluß des dritten Buchs, welcher zunächst die Untersuchung über die beste Politeia im Gegensatz der Pambasileia, d. h. sowohl über die Aristokratie als Politie im engern Sinn) und zwar über die beste Politeia nach ihrer concreten Existenz (τὸν κατ' εὐχὴν γινόμενον τρόπον) ankündigt.

Das vierte Buch, welches also von der besten Politeia handeln soll, unterscheidet zunächst (c. 1) zwischen den besten Verfassungen. Deren gibt es vier: a) die absolut beste; b)

Digitized by Google

die für die meisten beste (*τὴν μάλιστα πᾶσαις ταῖς πόλεσιν ἁρμόττουσαν*), c. die beste nach den existirenden Verhältnissen (*τὴν ἐκ τῶν ὑποκειμένων ἀρίστην — τὴν ἐνδεχομένην ἐκ τῶν ὑπαρχόντων — τὴν δυνατήν*) d. die beste unter der Voraussetzung eines bestimmten Ziels (*τὴν ἐξ ὑποθέσεως ἀρίστην*). Von der absolut besten handelt Buch 7 und 8. Um eine Verfassung einzurichten und um die bestehende zu verbessern, ist es nöthig die einzelnen Arten der Verfassungen der Demokratie und Oligarchie zu kennen; denn fälschlich nimmt man an, es gebe nur Eine Demokratie und Eine Oligarchie. — Nachdem im ersten Abschnitt über die Verfassungen (*ἐν τῇ πρώτῃ μεθόδῳ* d. i. im dritten Buche) sowohl von den sechs Verfassungen im Allgemeinen, als auch von dem Königthum und der Aristokratie (nach dem allgemeinen Begriff) gesprochen ist, kündigt Aristoteles im 2. Capitel des 4. Buches die Untersuchungen an *α)* über die Unterschiede und Arten der andern Verfassungen: α. der Demokratie (c. 4), β. der Oligarchie (c. 5), γ. der Aristokratie (c. 7), δ. der Politeia (c. 8), ε. der Tyrannis (c. 10). *b)* über die relativ beste (*πολιτεία πολιτειῶν*) (c. 12). *c)* über die Arten der berathenden (c. 14), der verwaltenden (c. 15) und der richtenden (c. 16) Behörden nach den verschiedenen Verfassungen.

Das fünfte Buch handelt von den Ursachen der Veränderungen, im Allgemeinen (c. 2) nach den verschiedenen Verfassungen der Demokratie (c. 5), Oligarchie (c. 6), der Aristokratie (c. 7). Von den Ursachen der Erhaltung der Verfassung im Allgemeinen (c. 8). Von den Ursachen der Veränderung des Königthums (c. 10). Von den Ursachen der Erhaltung des Königthums (c. 11). Die vergänglichsten Verfassungen sind die Oligarchie und die Tyrannis. Kritik der Lehre des Plato (Sokrates) in der Politik über die Veränderungen (c. 12).

Das sechste Buch enthält die Lehre von der Einrichtung der Verfassungen (gleichsam eine Fortsetzung der Lehre von der Erhaltung) nach der Vereinigung (*συναγωγή*) der verschiedenen Arten. Einrichtung der Demokratie (c. 2—4) und zwar so, daß sie dauernd sei (c. 5). — Einrichtung der Oligarchie (c. 6—7). Einrichtung der Aemter (c. 8).

Das siebente und achte Buch handeln von der absolut besten Verfassung — zuerst wird c. 1—8 ausgeführt, daß das beste Leben das tugendhafte sei, daß darin die Glückseligkeit bestehe, daß diese das höchste Ziel ist, sowohl für den Einzelnen, als für den Staat, daß folglich das höchste Ziel des Menschen und des Staatsbürgers in Einem zusammen fallen. Nach dieser Zweckbestimmung des vollkommensten Staats folgt die Darstellung der Bedingungen und Mittel zur Erreichung desselben vorzüglich in Beziehung auf das Hypokeimenon des Staats auf Volk und Land

1. im Allgemeinen (c. 4—6) a. Volk α. Menge, β. Beschaffenheit. b. Land α. Beschaffenheit, β. Ausdehnung, γ. Gestalt. 2. Volk und Land als des Staats (c. 7) a. Volk: Theile desselben (c. 8) *γεωργοί, τεχνῖται, τὸ ἐμπορον, ἱερεῖς, κριταί*. Näheres Verhältniß derselben zur *κοινωνία*, zum Staat (c. 9). Trennung des *μάχιμον* und *χειροτεχνῶν*, Vertheilung des Bodens (c. 10). b. Land: Lage der Stadt (c. 11) α. *πρὸς ὑγίειαν*, β. *εὐχείμερος*, γ. *πρὸς τὰς πολιτικὰς πράξεις*, δ. *πρὸς τὰς πολεμικὰς πράξεις*. Zu γ, Syssitien, Agora (c. 12).

Πολιτικὰ συνοδικά — Ehe — Geburt — Erziehung der Kinder. — Das Ende der Politik hat seine Fortsetzung theils in der Poetik und Rhetorik, theils und vorzüglich in der Ethik. Denn wie diese in die Politik hinüberführt, so die Politik in die Ethik. Sie sind die beiden Hälften eines Ringes.

Digitized by Google

Nach dieser allgemeinen Angabe des Inhalts der acht Bücher über die Politik kehren wir wieder zum Anfang zurück. „Der Zweck des Staats, als des höchsten menschlichen Vereins, ist das höchste Gut. Daher unterscheidet sich der Staatsverein von jedem andern nicht nur durch die Zahl der Vereinten, sondern auch durch die Art des Vereins. Dies offenbart sich, wenn man untersucht, welche die Bestandtheile des Staats sind, und zwar diese nach ihrer Entstehung.“ In diesen Sätzen des ersten Capitels treten uns eine Menge Begriffe entgegen, welche in ihrer Aristotelischen Bedeutung näher kennen zu lernen und auf seine Philosophie zurückzuführen, nicht nur zweckmäßig, sondern zum richtigen Verständniß sowohl jener Sätze, als auch der ganzen Politik durchaus nothwendig ist. Zu diesen Begriffen zählen wir zunächst den des Zwecks, der Art, des Bestandtheils und des Entstehens. Wer einigermaßen im Aristoteles belesen ist, muß durch diese Begriffe an die Lehre über das Wesen und die Principien der Dinge erinnert worden, welche gleichsam den Angel der ganzen Aristotelischen Philosophie bildet, wir meinen die Lehre von den vier Ursachen oder Anfängen (ἀρχαῖ, αἴτιαι). Wir wollen die Hauptstellen über diese Lehre aus den Schriften des Aristoteles hier mittheilen:

Die Bedeutsamkeit der Lehre von den Anfängen für jedes Erkennen und jede Wissenschaft spricht Aristoteles im Anfang der Physik aus: „Da das Wissen und das Kennen in jeder Wissenschaft über Gegenstände, deren es Anfänge oder Ursachen oder Elemente giebt, aus dem Erkennen dieser hervorgeht (denn dann glauben wir, Jedes zu kennen, wenn wir von den ersten Ursachen und den ersten Anfängen bis zu den Elementen Kunde haben), so ist offenbar, daß man auch in der Wissenschaft von der Natur zuerst die Bestimmung über die Anfänge versuchen muß.“

Phys. 2, 3. „Nach diesen Bestimmungen ist die Untersuchung auf die Ursachen zu leiten, welche und wie viele an Zahl sind. Denn da um des Wissens willen diese Arbeit, wir aber nicht früher ein Wissen von Jedem zu haben glauben, ehe wir den Grund, das Warum eines Jeden gefaßt (das aber heißt die erste Ursache fassen), so ist offenbar, daß auch wir dieses zu thun haben, sowohl rücksichtlich der Entstehung, als des Untergangs und jeder natürlichen Veränderung, damit wir, die Anfänge kennend, jeden Gegenstand der Untersuchung auf dieselben zurückzuführen trachten.

Auf eine Weise nun wird Ursache genannt dasjenige, woraus als dem Grundstoff etwas wird, z. B. das Erz der Bildsäule, das Silber der Trinkschale und dergleichen; auf eine andere die Idee und das Muster, das ist der Begriff (des Wesens) und dessen Arten, z. B. in der Octave das Verhältniß von zwei zu ein, und überhaupt die Zahl und die Theile im Begriff, ferner, woher der erste Anfang der Veränderung und des Beharrens, z. B. der Berather ist Urheber und der Vater der Kinder und überhaupt der Machende des Gemachten und der Verändernde des Veränderten, ferner als der das Ziel, das ist das Weswegen, z. B. als Zweck des Gehens die Gesundheit. Denn weshalb geht er? wir antworten, damit er gesund sei; und indem wir so sprechen, glauben wir die Ursache anzugeben; und was aus einer anderen bewegenden Ursache geschieht, zwischen dieser und dem Ziel, wie um der Gesundheit willen die Enthaltsamkeit, oder die Reinigung, oder die Arzeneimittel oder die (chirurgischen) Werkzeuge: alle diese sind um des Zieles willen, unterscheiden sich untereinander aber dadurch, daß einige Handlungen sind, andere Werkzeuge. Der Begriff der Ursache nun wird auf so viele Weisen gebraucht. — — Die Buchstaben der Sylben und der Stoff des Geformten und das Feuer und ähnliche Elemente der Körper und die Theile des Ganzen und die Bedingungen der Vollendung sind Ursachen nach dem Begriff des Woraus. Diese aber theils als das

Digitized by Google

zum Grunde Liegende (τὸ ὑποκείμενον), wie die Theile, theils als das Wesen (τὸ τί ἦν εἶναι) das Ganze und die Zusammenfügung und die Idee. Der Same aber und der Arzt und der Berather und überhaupt das Machende Alles als das woher der Anfang der Veränderung, oder des Verbleibens, oder der Bewegung; andere als das Ziel und das Gute der übrigen. Denn das Weswegen strebt das Beste und das Ziel der übrigen zu sein."

Phys. 3, 7. — „Da die Ursachen an Zahl vier sind, so ist es Sache dessen, der die Natur erforscht, von allen Kenntniß zu haben, und indem er das Wodurch (das Princip) auf alle zurückführt, wird es naturgemäß als Ursachen angeben den Stoff, die Form, das Bewegende und den Zweck."

Ueber die Erzeugung der Thiere I. 1. Anf. (der Anfang dieser Schrift schließt sich unmittelbar an die über die Theile der Thiere an, worin der Zweck der einzelnen Organe erklärt wird). „Nachdem von den andern Theilen der Thiere gesprochen ist, sowohl im Allgemeinen, als nach jedem Geschlecht von den einzelnen besonders, auf welche Weise nach solcher Ursache jedes ist, ich meine die Ursache des Zweckes (— denn es sind vier Ursachen, das Weswegen, als Zweck, und der Begriff des Wesens (cf. περ. γεν. κ. φθορ. 2. 9.) die beiden muß man fast wie eins fassen, drittens und viertens der Stoff und woher der Anfang der Bewegung). Von den übrigen nun ist geredet, denn der Begriff (des Wesens) und das Weswegen des Zwecks ist dasselbe, und Stoff sind den Thieren die Theile, jedem Ganzen die Anomoiomerien, den Anomoiomerien die Homoiomerien, diesen die s. g. Elemente der Körper); übrig sind von den Theilen diejenigen, welche den Thieren zur Zeugung wirksam sind, worüber früher nichts bestimmt ist; über die Ursache der Bewegung, welche diese: darüber und über die Erzeugung eines jeden die Untersuchung anstellen ist auf gewisse Weise dasselbe."

Damit ist zu vergleichen περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς 2, 9, „(Die Anfänge in Beziehung auf die Erzeugung) sind an Zahl gleich und nach Art dieselben, wie bei dem Ewigen und Ersten, theils wie der Stoff, theils wie die Form. Auch die dritte muß hinzukommen (nämlich die Bewegung)". Einige Zeilen weiter wird die Ursache des Zwecks mit der Form und der Idee vereint und die der Bewegung mit dem Stoff, so fern dieser die Bewegbarkeit enthalten muß.

Es ließen sich noch eine Menge Stellen anführen; vorläufig indessen genügt es, zwei Stellen aus der Metaphysik und aus der Analytik herzusetzen.

Met. 1, 3. — „Es ist offenbar, daß wir von den anfänglichen Ursachen Kunde nehmen müssen. Denn dann sagen wir, daß wir Jedes kennen, wenn wir die erste Ursache zu kennen glauben; der Begriff Ursache aber wird vierfach gebraucht. Eine Ursache nennen wir das Wesen und das was es war sein (denn es wird der Grund (τὸ διὰ τί) zurückgeführt auf den äußersten Begriff; Ursache aber und Anfang ist der erste Grund), eine zweite den Stoff, und das zum Grunde Liegende, eine dritte das woher der Anfang der Bewegung, eine vierte die dieser entgegengesetzte Ursache, das Weswegen und das Gute; denn das Ziel aller Erzeugung und Bewegung ist dieses. Es ist nun zwar hinreichend über dieselben von uns in den physischen Schriften gelehrt, indessen ꝛc." Daß auf diese vier Anfänge alle Lehren der Früheren über die Anfänge zurückzuführen sind, ohne daß sie jedoch sämmtlich die Aristotelische Lehre ausfüllten, sagt Aristoteles ausdrücklich in der Metaphysik 1, 7. Mit den angeführten Stellen vergleiche man noch Met. 4, 1 u. 2 und

Digitized by Google

Met. 7, 4. *Ὅταν δή τις ζητῇ τί τὸ αἴτιον, ἐπεὶ πλεοναχῶς τὸ αἴτιά λέγεται, πόσας δεῖ λέγειν τὰς ἐνδεχομένας αἰτίας· οἷον ἀνδριάντου τίς αἰτία ὡς ὕλη; ἆρα τὰ κατάμηνια· τί δ' ὡς κινοῦν, ἆρα τὸ σπέρμα· τί δ' ὡς τὸ εἶδος; ἆρα τὸ τί ἦν εἶναι· τί δ' ὡς οὗ ἕνεκα; τὸ τέλος.* c. Met. *A. σ.* Analyt. hyst. 2, 11. *Ἐπεὶ δὲ ἐπιστασθαι οἰόμεθα ὅταν εἰδῶμεν τὴν αἰτίαν, αἰτίαι δὲ τέτταρες, μία μὲν τὸ τί ἦν εἶναι, μία δὲ τὸ τίνων ὄντων ἀνάγκη τοῦτ' εἶναι, ἑτέρα δὲ ἥ τι πρῶτον ἐκίνησε, τετάρτη δὲ τὸ τίνος ἕνεκα.*

In der ganzen Aristotelischen Philosophie ist keine Lehre, welche solchen Einfluß hätte, als diese sowohl auf das gesammte System des Philosophen, als auf seine Methode und folglich auch auf das richtige Verständniß beider. In ihr liegt, wie er selbst sagt, die ganze Geschichte der Philosophie bis auf seine Zeit, und durch dieselbe hat er die Philosophie wesentlich über ihren früheren Standpunkt hinausgeführt. Das Princip des Stoffs (*ἡ ὕλη, τὸ ὑποκείμενον*) war Gegenstand der jonischen Philosophie, welche die Einheit des materiellen Stoffs suchte. Die vier Elemente des Empedokles, das Apeiron der Ioniker, die Homöomerien des Anaxagoras gehören derselben Kategorie, und wenn auch befreit von der Materie, ist doch das Große und Kleine der Platonischen Lehre wieder nur die erste jener vier Anfänge. Die Lehren von der Freundschaft und Feindschaft, von der Liebe, von dem Geist als bewegenden Principen fallen sämmtlich unter die Ursache des Anfangs der Bewegung (*ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως, τὸ κινοῦν, τὸ κινῆσαν*). Die Ursache, welche vorzugsweise als das Wesen, als das was-es-war-sein (*τὸ τί ἦν εἶναι, τὸ εἶδος, ἡ μορφή, ὁ λόγος τῆς οὐσίας*) bezeichnet wird, diese, sagt Aristoteles, hat zwar genau Keiner gelehrt, am nächsten bezeichnen jedoch diejenigen dieselbe, welche die Ideen aufstellen; denn weder nehmen sie die Ideen und das darin Enthaltene als Stoff der wahrnehmbaren Dinge, noch als Anfang der Bewegung (vielmehr sagen sie, dieselben seien Ursache der Unbewegtheit und des Verbleibens in Ruhe), sondern als das was-es-war-sein für jedes der andern Dinge bieten sie die Ideen, für die Ideen aber das Eins. Das aber, weswegen die Handlungen sind, und die Veränderungen und die Bewegungen nennen sie zwar auf eine gewisse Weise Ursache, nicht aber so (wie wir), noch nach seiner Natur. Denn die, welche den Geist oder die Freundschaft angeben, setzen zwar diese Ursachen als ein Gutes, nicht aber als um deren willen irgend etwas ist oder geschieht, sondern als von welchen die Bewegung ausgeht. Auf dieselbe Weise sagen zwar die, welche das Eins oder das Seiende als eine solche Ursache darstellen, es sei die Ursache des Wesens, nicht aber daß es um dessen willen entweder sei oder werde; so daß ihnen widerfährt, daß sie zugleich behaupten und auch nicht behaupten, das Gute sei eine Ursache; denn nicht absolut, sondern nach dem Zusammentreffen im Concreto nennen sie es so. Daß nun über die Ursachen das Richtige bestimmt ist und über ihre Zahl und Art, scheinen diese sämmtlich uns zu bezeugen, indem sie nicht im Stande gewesen sind, eine andere Ursache zu finden. Ueberdies ist klar, daß die Ursachen gefunden werden entweder so sämmtliche oder nach der Aehnlichkeit dieser." — Der wesentliche Fortschritt in dieser Lehre durch Aristoteles bestand also hauptsächlich theils in der näheren Bestimmung der einzelnen Ursachen an sich, namentlich der Ursache der Idee, theils in der fast ganz neuen Bestimmung des Zwecks als Ursache, theils endlich in der Bestimmung ihres Verhältnisses zu einander und in der Verbindung aller vier zu einer Einheit, welche durch das *διὰ τί* ausgedrückt wird.

Es läßt sich wohl sagen, daß es keine Schrift des Aristoteles giebt, in der man nicht der Spur dieser Lehre begegnet. Wie denn auch nichts natürlicher ist, da er sowohl in der Physik als in der Metaphysik ausdrücklich das Erkennen der Ursachen zur Bedingung aller Erkenntniß

Digitized by Google

macht. In einigen Schriften beruht die Untersuchung und ihre Eintheilung durchaus auf dieser Lehre. Um ein Beispiel anzuführen, wie Aristoteles nach seinem eigenen Geständniß darnach verfahren ist, verweise ich auf den Anfang der Schrift über die Erzeugung der Thiere. Zuvor nur noch Einiges zur näheren Verständigung über die vier Ursachen.

Es ist Jedem einleuchtend, daß, indem wir das Griechische ἀρχαί, αἰτίαι durch Anfänge, Ursachen übersetzten, wir diesen Wörtern einen allgemeineren Begriff beilegten, als sie in der gewöhnlichen Sprache haben. Betrachten wir diese Bildsäule, sie ist aus Erz, das Erz ist ihr Stoff, das Hypokeimenon der Bildsäule. Das ist der eine Anfang, die eine Ur-Sache woraus sie besteht, und ohne welche sie nicht sein kann, durch welche allein sie aber auch nicht ist. Dieses Erz hat in der Bildsäule eine bestimmte Form, eine bestimmte Gestalt (μορφή, εἶδος). Diese Form ist der zweite Anfang, ohne den die Bildsäule nicht wäre, durch den allein sie aber auch nicht ist, so wenig, wie allein durch das Erz, noch endlich allein durch beide gemeinschaftlich, denn durch sich selbst werden sich dieses Erz und diese Gestalt nie zur Bildsäule vereinigen. — Das Erz war früher, als die Bildsäule, aber als formloses Erz: in der Bildsäule ist es nicht mehr, was es vorher war. Met. Z. 7, p. 1033. Die Form war früher, als die Bildsäule, sie war im Geist des Bildners. Sie ist aus dem Gedanken in die Wirklichkeit getreten. Sie ist in der Bildsäule ganz das (in eminenterem Sinn) geworden, was sie schon vorher war; das ist ihr nothwendig, daß sie schon war, ehe sie in der Bildsäule ist. Daher heißt die Form oder das Eidos auch das was-es-war-sein (τὸ τί ἦν εἶναι). Daß nun aber aus dem Stoff und der Form eine Bildsäule werde, muß ein Drittes hinzukommen, eine Ursache des Anfangs der Bewegung, ein Urheber der Verbindung dieser Form mit diesem Stoff zur Einheit. Diese dritte Ursache ist für die Bildsäule der Künstler. Er ist das ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως. Weder ohne ihn, noch durch ihn allein wird die Bildsäule. Wird sie durch jene drei Ursachen, durch den Urheber der Bewegung, den Stoff und die Form? Nein. Es liegt schon im Begriff der Bewegung, daß sie nicht nur von einem Punkt ausgehe, sondern auch nach einem andern Punkt hinführe; ohne das ist schon gar keine Bewegung möglich. Dadurch allein, daß die Ursache des Anfangs der Bewegung Stoff und Form in Bewegung setzt, wird noch keine Bildsäule. Damit diese werde, muß die Bewegung dahin führen, daß aus Stoff und Form eine Einheit, ein Ganzes werde, in welchem die Form im Stoff ist und der Stoff in der Form. Dies ist das dem Anfang der Bewegung entgegengesetzte Ende der Bewegung, das Ziel, der Zweck, das Weswegen (τὸ τέλος, τὸ οὗ ἕνεκα). Durch diese vierte Ursache wird die Bildsäule vollendet. Die allgemeinste Bezeichnung des Zwecks ist das Gute, das Schöne τἀγαθόν, τὸ καλόν.

Dieses Beispiels aus der Kunst bedient sich Aristoteles öfter. Ein anderes aus der Natur haben wir schon oben mit den Worten des Aristoteles angeführt. Jedes Geschöpf in der Natur besteht nach diesen vier Ursachen, und in jedem Geschöpf die Theile, und jedes größere Ganze, das aus den einzelnen Geschöpfen besteht. Die Genesis ist die bewegende Ursache, welche aus dem Keim und aus dem jedem Wesen eigenthümlichen Eidos das neue Geschöpf, welches das Ziel der Genesis ist, hervorbringt. Die Pflanze nimmt aus der Erde den Stoff, dem es seine eigne Form einprägt, um so durch diese Bewegung ein sich Aehnliches zu erzeugen (ὥσπερ ἐν τοῖς ἄλλοις ζώοις καὶ φυτοῖς φυσικὸν τὸ ἐφίεσθαι, οἷον αὐτὸ τοιοῦτον καταλιπεῖν ἕτερον; hier liegt in ἐφίεσθαι die Ursache der Bewegung, in οἷον die Ursache des Stoffs und der Form, in τοιοῦτον ἕτερον die Ursache des Ziels).

Die fertige Bildsäule kann wieder selbst zum Hypokeimenon, gleichsam zum Stoff eines

Digitized by Google

anderen werden. Die Nioben z. B. sind für den Archäologen der Stoff, aus denen er nach der Idee einer zusammengehörigen Gruppe ein vollständiges Ganze bildet. So sind in jedem Verein, sei es von Bildsäulen oder von Menschen und wovon immer, die Theile das Hypokeimenon des Ganzen als Eidos. Durch die Form sind diese Theile ein Ganzes. Und so geht es fort, daß immer das Untergeordnete, welches an sich ein vollendetes ist, das alle Ursachen in sich schließt, dem Uebergeordneten zur ersten Ursache, zum Hypokeimenon wird. Die höchste Einheit von Welt und Gott durch Ein Wort ausgedrückt, würde diese vier Ursachen in ihrer Einigkeit enthalten. Und wie Alles, was ist, in seiner Mannigfaltigkeit eine Entfaltung dieser höchsten Einheit ist, so ist die gesammte Sprache eine Entwickelung, ein Entwachsen aus diesem einen Begriff, aus dem Wort, „das im Anfange war." Je mehr sich die Sprache entwickelt, desto mehr bezeichnet sie die Dinge nach kleineren Unterschieden mit besonderen Wörtern. Was sie in einer Beziehung Form nennt, heißt in anderer Gestalt, in anderer Idee; die Philosophie, welche für das Allgemeine in diesen Verschiedenen einen Ausdruck sucht, bedient sich entweder eines derselben, indem sie die Bedeutung des Worts ausdehnt, und z. B. von der Form des Uebersinnlichen spricht, oder sie bildet einen neuen Ausdruck, der in der schon entwickelten Sprache meistens aus mehreren Wörtern zusammengesetzt ist. Wir wollen hier die beim Aristoteles am häufigsten gebrauchten Ausdrücke für die Ursache anführen nach ihrer vierfachen Eintheilung.

Den allgemeinen Begriff Ursache, Princip, Anfang, Grund bezeichnet er durch ἀρχή, αἰτία, αἴτιον, τὸ διὰ τί (Met. Δ, 3. Phys. 2, 3; 2, 7. ταῦτα γὰρ τὸν ἀριθμὸν τὸ διὰ τί περιείληφεν.)

1. Die materielle Ursache, der Stoff:

τὸ ὑποκείμενον,
ἡ ὕλη,
τὸ ἐξ οὗ (Phys. 2, 3),
τὸ πάντων ὄντων ἀνάγκη τοῦτ' εἶναι (Anal. post. 2, 11. cf. ζώων μορ. 1, 1. ἀνάγκη δὲ τοιάνδε τὴν ὕλην ὑπάρξαι εἰ ἔσται γένεσις ἢ ἄλλο τι τέλος).

2. Die Form, Gestalt, Wesen, Idee, Begriff:

τὸ τί ἦν εἶναι,
τὸ εἶδος,
τὸ παράδειγμα (Met. Δ, 3),
ὁ λόγος τῆς οὐσίας (π. ζ. γεν. 1, 1),
ὁ λόγος (ibid.),
ἡ οὐσία ἄνευ ὕλης (Met. Z, 7),
ἡ μορφή
τὸ σχῆμα τῆς ἰδέας } (Met. Z, 3),
τὸ ἐξ οὗ (Phys. 2, 3).

3. Die Ursache des Anfangs der Bewegung:

ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως (Met. Δ, 3),
ἡ αἰτία τῆς κινήσεως,
ἡ αἰτία ἡ κινοῦσα, } (π. ζ. γεν. 1, 1),
ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς μεταβολῆς ἡ πρώτη, ἢ τῆς ἠρεμήσεως (Phys. 2, 3),
τὸ ποιοῦν,
τὸ μεταβάλλον, } (ibid.),
τὸ ὑφ' οὗ (Met. Z, 8),

Digitized by Google

τὸ κινῆσαν (Phys. 2, 7).

4. Die Urſache des Ziels, Zwecks, Endes, des Weswegen
τὸ τέλος,
τὸ οὗ ἕνεκα,
τ'αγαθόν (Met. A, 3),
τὸ καλόν (π. ζ. μορ. 1, 1),
ὁ λόγος (π. ζ. μορ. 1, 1. φαίνεται δὲ πρώτη (ἀρχὴ), ἣν λέγομεν ἕνεκά τινος. λόγος γὰρ οὗτος).

Τὸ διὰ τί, αἱ ἀρχαί,

1. Stoff	τὸ ὑποκείμενον	ἡ ὕλη	τὰ μέρη	τὸ ἐξ οὗ	ἡ δύναμις
2. Form	τὸ τί ἦν εἶναι	τὸ εἶδος	τὸ ὅλον	τὸ ἐξ οὗ	ἡ ἐνέργεια
3. Bewegung	ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως	τὸ ποιοῦν	ἡ σύνθεσις	τὸ ὑφ' οὗ	ἡ φύσις, πρᾶξις, τέχνη
4. Zweck.	τὸ συμπέρασμα.	τ'αγαθόν.	τὸ τέλος.	τὸ οὗ ἕνεκα.	ἡ ἀρετή.

Als ein Beiſpiel der Anwendung, die Ariſtoteles von jener Lehre in der Behandlung der einzelnen Wiſſenſchaft macht, habe ich die naturhiſtoriſchen Schriften angeführt. Aus der Einleitung des zweiten Buchs der Schrift über die Theile der Thiere und des erſten Buchs über die Erzeugung der Thiere ergiebt ſich, daß dieſe beiden Schriften mit der Thiergeſchichte ein großes Ganze bilden ſollen. Das Syſtem dieſes Ganzen beruht nun eben auf der Lehre von den vier Urſachen, wie ſich das in der Einleitung des erſten und zweiten Buchs über die Erzeugung der Thiere deutlich ausſpricht, in der letzteren überdies ausdrücklich geſagt wird. Die Thiergeſchichte nämlich handelt von den Theilen der Thiere nach dem Geſichtspunkt der ὕλη und den davon abhängigen Verſchiedenheiten der Lebensweiſe und des Charakters, cf. π. ζώων μορ. 2, 1. ἐκ τίνων μὲν οὖν μορίων καὶ πόσων συνέστηκεν ἕκαστον τῶν ζώων ἐν ταῖς ἱστορίαις ταῖς περὶ αὐτῶν δεδήλωται σαφέστερον. — Περ. ζ. γεν. 1, 1, καὶ ὕλη τοῖς ζώοις τὰ μέρη, πάντι μὲν τῷ ὅλῳ τὰ ἀνομοιομερῆ, (cf. π. ζ. ἱστ 1, 1) τοῖς δ' ἀνομοιομερέσι τὰ ὁμοιομερῆ τούτοις δὲ τὰ καλούμενα στοιχεῖα τῶν σωμάτων. — Die Schrift über die Theile der Thiere handelt von der Form der einzelnen Theile in Beziehung auf den Zweck, den ſie im Organismus erfüllen π. ζ. μορ. 2, 1 δὲ ὡς αἰτίας ἕκαστον τοῦτον ἔχει τὸν τρόπον ἐπισκεπτέον νῦν, χωρίσαντας καθ' αὐτὰ τῶν ἐν ταῖς ἱστορίαις εἰρημένων. Dieſer Gegenſtand der Unterſuchung wird im letzten Capitel des erſten Buchs hinreichend deutlich als εἶδος und als τέλος bezeichnet. Die Form aber und der Zweck, dem dieſe Form dient, fallen bei den Organen des thieriſchen Körpers zuſammen. Daher ſagt Ariſtoteles im Anfang der Schrift π. ζ. γεν. 1, 1, nach Aufzählung der vier Urſachen, und nachdem er erwähnt, daß in der Schrift π. ζ. μορ. über die einzelnen Theile nach ihrem Zweck (ἕνεκά του) geſprochen ſei, der Begriff des Weſens (d. i. die ἀρχὴ τοῦ τί ἦν εἶναι) und das Weswegen als Zweck ſeien daſſelbe. —

Nachdem alſo die Natur der Thiere nach den drei Urſachen betrachtet iſt, kündigt Ariſtoteles die Schrift über die Erzeugung der Thiere als die Betrachtung nach der Urſache des Anfangs der Bewegung (αἰτία τῆς κινήσεως) an. Τὸ δὲ περὶ ταύτης σκοπεῖν καὶ τὸ περὶ τῆς γενέσεως τῆς ἑκάστου τρόπον τινὰ ταὐτόν ἐστιν. Ich enthalte mich hier, den Einfluß der Lehre von den Urſachen auf die Methode in andern Schriften des Ariſtoteles nachzuweiſen. Wenden wir uns vielmehr zur näheren Betrachtung der Politik.

Digitized by Google

Die Eintheilung der Lehre des Aristoteles über die Staatskunst beruht auf der Lehre von den vier Ursachen; die Ordnung dieser Eintheilung auf der Ordnung, welche dieselben in der Natur der Dinge haben, und in welcher sie in der Physik aufgezählt werden.

Aristoteles unterscheidet öfter das Frühere und das Spätere in den Ursachen nach der natürlichen Entstehung und nach dem Begriff. Wenn er z. B. sagt, das Ganze sei eher, als die Theile (μέρη), so versteht er unter diesen letzteren nur die Theile als Theile des Ganzen, welche in dem Begriff des Ganzen das Spätere sind, während sie in ihrer Abgesondertheit vor der Synthesis (als μόρια) das Frühere sind. So ist auch aus einem Gesichtspunct der Stoff, aus dem andern die Form das Frühere. Das Erz der Bildsäule ist früher, als die Form im Geist des Künstlers, und wiederum ist die Form früher, als das Erz in dieser Form. Wenn das Volk von Athen dem Phidias auftrug, das schönste Standbild der Athene zu formen, so war hier der Zweck das Erste, der dem Künstler als Urheber der Bewegung übergeben wurde, welcher nun aus seinem Geist die Idee, die Form des Werks schöpfte und diese Form dann dem Stoff einprägte. Von einer anderen Seite betrachtet, ist gerade umgekehrt der Stoff das Erste, die Form im Geiste des Künstlers das Zweite, der Künstler, sofern er diese Form mit jenem Stoff verbindet, das Dritte, und das Ziel, das Schöne, zu dem alle jene Ursachen hinstreben, das vierte. In Beziehung aber auf das Ganze sind jene vier Ursachen zwar der Zeit nach früher, dem Begriff nach aber sind sie gar nicht ohne das Ganze, sie sind nur im Ganzen, und folglich das Ganze, die Einheit aus jenen vier Ursachen, eher, als jede derselben.

Jedes Wirkliche besteht nach Aristoteles durch seine Energie. Der Energie, d. h. der Wirklichkeit (Wirksamkeit) muß die Möglichkeit (Fähigkeit) vorausgehen. Diese Lehre von dem Verhältniß von objectiver Möglichkeit (wie Trendelenburg die δύναμις bei Aristoteles kurz und treffend bezeichnet) und objectiver Wirklichkeit (ἐνέργεια) durchdringt die ganze Aristotelische Philosophie. Es ist keine ἐνέργεια ohne die δύναμις, wohl aber die δύναμις ohne die ἐνέργεια. Die δύναμις ist in dem Stoff, der ὕλη, sie ist die im Stoff latente Form; die ἐνέργεια ist in der Form, dem τὸ τί ἦν εἶναι. Und wie in dem aus Stoff und Form gebildeten Ding logisch die Form früher ist, als der Stoff, so ist die Wirklichkeit logisch früher, als die Möglichkeit. Allein die physische Betrachtung geht von dem Stoff zur Form, von der Fähigkeit zur Wirklichkeit. Indem sie also zuerst den Stoff untersucht, wird sie in demselben die Fähigkeit nachzuweisen haben, welche den Stoff für die Form empfänglich macht, wodurch derselbe aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit übergeht. Wer ein Haus nach seinen Anfängen oder nach seinen letzten Gründen betrachtet, muß zuerst das Material untersuchen, in Stein und Holz die Fähigkeit, ein Haus zu werden, nachweisen. Aus einem Material, welches diese Fähigkeit nicht hat, z. B. aus trockenem Sand oder aus flüssigem Wasser wird nie ein wirkliches Haus. Das Haus kann sehr verschiedene Formen haben. Die Baukunst muß zuerst das brauchbare Baumaterial, dann diese Formen nach gewissen Hauptarten kennen lehren. Sie muß aber auch lehren, wie man aus dem Material nach dieser Form ein wirkliches Haus baut, auch wie ein Haus in der Zeit verfällt, sich verändert, erhalten wird. Endlich muß sie unter der Voraussetzung, daß Alles „nach Wunsch" sei, lehren, welches Haus aus welchem besten Material in welcher besten Form nach dem höchsten Zweck des Hauses das beste ist und zu Stande kommt. Ebenso wird, wer die Staatskunst lehrt, zuerst von dem Hypokeimenon des Staats, d. h. von Volk und Land, zu reden haben und in diesem die Möglichkeit des Staats nachweisen; dann wird er die verschiedenen Formen des Staats schildern, theils nach früheren Mustern, theoretischen und praktischen,

Digitized by Google

theils nach seiner eignen, d. h. nach der richtigsten oder für die richtigste gehaltenen Theorie, dann wird er die Ursache der Bewegung in den Staaten, d. h. die Ursachen der Veränderungen und der Erhaltung des Staats, sowie die Principien der Gründung eines Staats nach gegebenen Bedingungen entwickeln, und endlich wird er lehren, den besten Staat nach dem höchsten Zweck des Staats aus dem besten Material in der besten Form zu Stande zu bringen. Hat er in dieser Weise den Staat nach den vier Principien des Staats vollständig dargestellt, so ist seine Lehre nothwendig selbst eine vollständige. Daß nun Aristoteles hiernach verfahren, zeigt ein Blick auf den Inhalt der acht Bücher.

I. Das erste Buch handelt von dem Hypokeimenon des Staats als des höchsten Vereins, der alle kleineren Vereine in sich befaßt, d. h. von den Einwohnern des Staats in den Vereinen zwischen Mann und Frau, Vater und Kindern, Herr und Diener.

II. Das zweite, dritte und vierte Buch geben ausführliche Kunde von den Formen der Staaten, das zweite von den vorhandenen theoretischen und factischen Staatsverfassungen, das dritte und vierte von den Staatsformen nach der eigenen Ansicht des Aristoteles.

III. Das fünfte und sechste Buch lehren die Ursachen der Veränderungen und der Erhaltung, so wie der neuen Gründung der Staaten.

IV. Das siebente und achte Buch stellen den höchsten Zweck des Staats auf, bestimmen darnach den besten Staat und lehren die Bedingungen und Mittel seiner Verwirklichung.

Die Rechtfertigung einzelner nur scheinbaren Abweichungen, z. B. des Nicht-Erwähnens des Landes im ersten Buch, dagegen des Zurückkehrens zum Hypokeimenon, Volk und Land, im siebenten, und Anderes bedarf einer weiteren, hier nicht zulässigen Ausführung.

Die Frage über die Ordnung der Bücher erledigt sich hiernach von selbst zu Gunsten der Handschriften. Die äußeren Gründe für eine Umstellung waren durch Göttling beseitigt. Neuerdings ist die Frage wieder angeregt durch Barthelemy St. Hilaire, und nach ihm hat Dr. Woltmann im Rheinischen Museum 1842 darzuthun versucht, daß nach des Aristoteles eigener Ankündigung über die Reihenfolge des Inhalts (4, 2) das sechste Buch nothwendig dem fünften vorangestellt werden muß. Daß der Verfasser dies mit Recht behauptet, ist außer Zweifel, und dennoch muß es nach des Aristoteles eigenem Zeugniß bei der jetzigen Ordnung bleiben. Es soll hier kein Gewicht darauf gelegt werden, daß beide Bücher der Betrachtung des Staats nach der Ursache der Bewegung (τῆς κινήσεως) gewidmet sind, und zusammen den dritten Haupttheil der ganzen Politik bilden, so daß eine Umstellung ohne Einfluß auf das Ganze wäre, wiewohl das sechste Buch besser zu dem siebenten hinüberleitet, und das fünfte sich besser an das vierte anlehnt. Wenn aber die Ankündigung eines Schriftstellers über das, was er thun will, und das Zeugniß desselben Schriftstellers über das, was er gethan hat, mit einander in Widerspruche stehen, so ist doch wohl klar, daß das Zeugniß mehr gelten muß, als die Ankündigung; und da nun Aristoteles im sechsten Buch wiederholt (Cap. 1 und 5) sagt, die Lehre über den Untergang und die Erhaltung der Staatsverfassungen (περὶ φθορᾶς καὶ σωτηρίας) sei schon im Vorhergehenden (nämlich im fünften Buch) abgehandelt, so ist einleuchtend, daß nach seinem eignen Zeugniß die jetzige Ordnung die Aristotelische ist."

Hierauf trat Prof. Döderlein auf Einladung des Präsidiums noch einmal auf die Rednerbühne, um nach dem Wunsch einiger Mitglieder eine vollständige

Digitized by Google

zu geben, aus welcher er Tags zuvor ein einzelnes Capitel, über die Präpoſitionen mitgetheilt hatte. Er erklärte in der Bevorwortung ſeines Vortrags, „daß die Anſichten, die er vorzutragen beabſichtige, großentheils keineswegs neu ſeien, ſondern nichts als eine Fortbildung von Bernhardi's Lehre, und empfiehlt bei dieſem Anlaß Bernhardi's Sprachwiſſenſchaft als ein mehr berühmtes, denn benütztes Werk; es ſtehe an Ideenreichthum und Präciſion weit über deſſelben Philoſophen ausführlicherer Sprachlehre, obgleich dieſe weit bekannter und verbreiteter ſcheine.

Der ganze Sprachſchatz zerfalle in Interjectionen oder Empfindungswörter, welche als bloſe Laute dem Menſchen mit dem Thier gemeinſam ſeien, und in eigentliche Wörter, den Ausdruck von Gedanken. Von jenen als der vernünftigen Sprache fremdem Elemente abgeſehen, zerfallen die Wörter, welche den Sprachſchatz bilden, in Partes und in Particulas orationis. Die partes orationis entſprechen als Elemente des grammatiſchen Satzes den Elementen des logiſchen Urtheils, das Subſtantiv dem Subject, das Attributiv (als Gattungsbegriff des Adjectivs und Particips) dem Prädicat, das Verbum ſubſtantivum der Copula. Die moderne Entlehnung dieſer logiſchen Begriffe für den Dienſt der Grammatik habe manche Verwirrung in der Grammatik zu verantworten. Das Subſtantiv entſpreche der logiſchen Vorſtellung und ſeine Unterarten, das nomen appellativum der abſtracten oder dem Begriff, das nomen proprium aber der concreten oder der Anſchauung; das nomen proprium ſei eine geborne Anſchauung, das appellativum werde erſt durch den Zutritt des Artikels zu einer Anſchauung.

Das substantivum ſei zweier Verhältniſſe fähig; des Numerus und der Dependenz. Was man als Drittes gewöhnlich hinzufüge, das Genus, ſei durch die Vernunft nicht gefordert; ſei ein Luxus der Sprache und habe nur für die Phantaſie Intereſſe, nicht für den Verſtand; daher auch manche Sprachen der Genusbezeichnung entbehren. Der Numerus unterſcheide mit Nothwendigkeit nur zwiſchen Einheit und Mehrheit; der Dualis ſei gleichfalls Luxus. Die Dependenz wird durch die Caſus bewerkſtelligt. Hinſichtlich der Caſus bekennt er ſich zu der ſchon oft vorgebrachten und oft verworfenen Lehre, wonach der Nominativ und Vocativ die casus absolutos, die übrigen die casus obliquos bilden, die letzteren aber nicht mehr als 3 ſeien, entſprechend den terminis der Bewegung; es käme nur darauf an, die vier casus obliquos der Vulgargrammatik richtig auf die Dreizahl zu reduciren. Der Genitiv entſpreche dem terminus a quo, der Accuſativ dem terminus ad quem, der Ablativ dem terminus in quo. Was ſei nun der Dativ? Nichts Anderes als eine Unterabtheilung oder ein Anhang des Accuſativus. Der Dativ ſei der Accuſativ mit praepos. ad oder in, und zwar, wenn er ſtreng gebraucht werde, mit einer ethiſchen Beziehung wodurch ſich tibi mitto librum, d. h. Dir zum Beſitz, unterſcheidet von ad te mitto, d. h. an dich zur Aufbewahrung oder Weiterbeförderung. Jeder der drei Grundcaſus hat eine doppelte Bedeutung, eine locale und eine modale: Der Genitiv bezeichnet local den terminus a quo, modal, dem entſprechend, den Urſprung. Dies läßt ſich jedoch nur im Griechiſchen nachweiſen; im Lateiniſchen und Deutſchen tritt ein collidirendes Sprachidiom, demnach keine Präpoſition mit einem Genitiv conſtruirt wird, verwirrend ein, indem jede Präpoſition, welche de jure et ratione mit dem Genitiv verbunden werden ſollte, de facto et usu an ſeiner Stelle den Ablativ regiert. In ſolchen Fällen nur könne man von Rection der Präpoſition ſprechen, nicht da, wo ein casus suo jure ſich mit einer Präpoſition verbinde, wie

Digitized by Google

in horto. Der Accusativ bezeichne, so wie local den terminus ad quem, so entsprechend modal das Object; endlich der Ablativ, sowie local den terminus in quo, so modal das Instrument. Der Redner gesteht, daß ihm der innere Zusammenhang dieser Instrumentalbedeutung mit dem terminus a quo nicht so klar sei, wie der jener vorigen Local- und Modalbedeutungen, aber factisch sei er vorhanden. Bemerkenswerth sei bei dieser Doppelbedeutung der Casus, daß der Casus an sich die modale Bedeutung habe, dagegen die locale Bedeutung in der Regel erst durch den Zutritt einer Präposition erhalte, während man nach der Annahme, daß die locale die ältere, ursprüngliche sei, das Umgekehrte vermuthen sollte, der Casus an sich werde die locale Bedeutung als die Grundanschauung enthalten und die spätere abgeleitetete modale Bedeutung durch ein mechanisches Vehikel, die Präposition, von der ursprünglichen unterscheiden.

Das Attributiv habe zwei Unterarten, das Adjectiv, welches eine habituelle Eigenschaft, und das Particip, welches einen temporären Zustand bezeichne. Das Particip sei wieder von doppelter Bedeutung, transitiv oder intransitiv, oder nach trichotomischer Eintheilung dreifacher, activ, passiv oder neutrum. Daher sei das verbum intransitivum ganz identisch mit dem verbum neutrum, der Unterschied bestehe blos in der Verschiedenheit der Entgegensetzung, je nachdem man das Activ und Passiv dem Transitivum subordinirt, oder mit Ueberspringung dieses höheren Begriffs dem Neutrum coordinirt.

Wie das Substantiv des Numerus und der Dependenz, so ist das Attributiv der Comparation und der Inhärenz oder der Inhäsion fähig. Die Comparation verhält sich zu dem Numerus, wie der Grad zur Zahl, denn die Accidenz läßt sich nur steigern, die Substanz nur vermehren. Der Positiv bezeichnet den absoluten Grad und ist nicht die erste Stufe der Comparation, sondern ihr Gegensatz, ihre Negation. Auch der Comparativ und Superlativ unterscheiden sich nicht gradweise, wie mehr und noch mehr, sondern haben beide eine gleiche Stärke und Steigerungskraft; der Comparativ übt sie durch Entgegensetzung, der Superlativ durch Heraushebung; major caeteris ist identisch mit maximus omnium, aber „ich bin der älteste unter euch" ist eine Incorrectheit, vom grammatischen Standpunkt aus Unsinn. Comparirt können streng gefaßt nicht Substanzen werden, sondern nur Accidenzen. Beim Comparativ sind vier Fälle möglich; erstens man vergleicht die Accidenz einer Substanz mit derselben Accidenz einer andern Substanz, oder die Accidenz einer Substanz mit einer andern Accidenz derselben Substanz, drittens die Accidenz einer Substanz mit einer andern Accidenz einer andern Substanz, viertens die Accidenz einer Substanz mit derselben Accidenz derselben Substanz. Die zwei ersten Fälle sind häufig genug: major sum quam tu und major sum quam pulcrior. Im letzteren Fall hat die lateinische Sprache den Idiotismus, auch dem Vergleichungsglied die Comparationsform zu geben, mit andern Worten, den Begriff magis, der logisch nur dem ersten Glied zukömmt, als Gemeingut des ganzen Gedankens zu behandeln. Der Grund liegt in dem Bestreben nach euphonischer Concinnität, welche durch Gleichklang erstrebt wird. Der dritte Fall ist leicht denkbar, kömmt aber selten vor. Der vierte Fall scheint kaum denkbar, ist aber gleichwohl häufig im Griechischen: z. B. ἐγένοντο ἀμείνονες ἑαυτῶν.

Die Inhärenz des Attributivs entspricht der Dependenz des Substantivs. Das Attributiv ist keines Casus fähig, wohl aber des Casuszeichens, wodurch es dem Substantiv verbunden wird. Dieses Casuszeichen ist gleichsam eine Livree, mit deren Anlegung das Attributiv in den Dienst des Substantivs tritt; die Livree aber ist Eigenthum des Herrn (des Substantivs), welcher sie zurücknimmt, sobald er den Diener aus seinem Dienste entläßt. Das Attributiv kann auf zwei-

Digitized by Google

erlei Art dem Substantiv inhäriren; entweder als Prädicat, indem es demselben durch das gegenwärtige Urtheil erst beigelegt wird, oder als Epitheton, indem es ihm durch ein früheres Urtheil bereits beigelegt ist. Der Redner wünscht, daß diese einfache mit dem rhetorischen Begriff des Epithetons harmonirende Terminologie statt der schwankenden und willkürlichen Ausdrücke für dieses Verhältniß Eingang in die Vulgärgrammatik finden möchte. Die deutsche Sprache versagt dem Attributiv, wenn es als Prädicat inhärirt, das Zeichen der Inhärenz, gleichsam, als wenn in dem Augenblick, wo das Attributiv durch die Copula in den Dienst des Substantivs eintritt, und gleichsam erst gedungen wird, dasselbe noch nicht zur Tragung von dessen Livree berechtigt sei.

Die interessante und wichtige Lehre von dem Pronomen, welche einen Anhang zu dem nomen substantivum und attributivum bildet, mußte der Redner wegen Kürze der ihm vergönnten Zeit bei Seite liegen lassen.

Bei dem Verbum kann nur von dem verbo substantivo die Rede sein; denn was man verbum κατ' ἐξοχήν nennt, ist kein einfacher Redetheil, sondern die organische Verbindung des verbi substantivi mit einem Participium; daher gehört die Lehre von den generibus verborum, von den personis und numeris verbi in die Lehre von dem Particip, resp. vom Attributiv. Das verbum substantivum ist nur des Tempus, der Progression und des Modus fähig. Die von W. Reiz und Fr. A. Wolf verbreitete Unterscheidung von Tempus und Progression oder Action kann als bekannt und evident übergangen werden. Nur über den Aorist bemerkt der Redner, daß er bekanntlich auch Präsensbedeutung habe und den Begriff des Pflegens involvire. Diese Bestimmung bedürfe jedoch einer Beschränkung. Der griechische und lateinische Aorist bezeichne niemals das Pflegen in einer beschränkten Gegenwart, sondern nur das in aller Ewigkeit. Nämlich der Gebrauch beschränkt sich auf allgemeine Sätze, daher der Redner für diesen noch nicht getauften Aorist den Namen aoristus gnomicus vorschlägt. Die modi seien dreierlei. Der Indicativ für die Wirklichkeit, der Optativ für die Möglichkeit, der Imperativ für die Nothwendigkeit. Der Conjunctiv sei nur eine Nebenform des Imperativs, stehe nur in abhängigen Sätzen, wie der Imperativ nur in unabhängigen; daher sei τί φῶ; und ἴωμεν! eben so gut Imperativ, als Conjunctiv, und hiermit die Lücke der ersten Person in dem Paradigma des Imperativs ausgefüllt. Erst in der zweiten und dritten Person scheiden sich die Formen des Imperativs und des Conjunctivs.

Die particulae orationis sind die Verhältnißwörter, die Präposition für das Substantiv, das Adverbium für das Attributiv, die Conjunction für das Verbum. Da die Lehre von dem Adverbium ziemlich einfach ist, die Lehre von den Präpositionen am vorigen Tage ihre Erledigung gefunden hatte, und die Lehre von den Conjunctionen in den von dem Redner kürzlich herausgegebenen „Reden und Aufsätzen (Erlangen bei Ferd. Enke 1843) gedruckt vorliegen, so schloß derselbe hiermit seinen Vortrag mit der Bemerkung, daß er nach dem eben dargelegten Schema eine „Vergleichende Syntaxis der griechischen und lateinischen Sprache" zu bearbeiten beabsichtige, und mit der angelegentlichen Bitte an alle Sprachforscher und Schulmänner, namentlich seine neuen und wie er glaube, auch richtigen, in dem erwähnten Buche dargelegten Ansichten über die Conjunctionen einer genauen Prüfung zu würdigen."

Prof. Walz will zwei Punkte berühren: Wie es kommen möge, daß dem gelehrten Herren nicht erinnerlich, daß ablat. localis und instrumentalis zugleich sei. Das sei nur Man-

Digitized by Google

gelhaftigkeit in der einen Sprache; im Sanscrit sei ein locativus auf i, der sich auch im Lateinischen Romai, Corinthi, Neapoli nachweisen lassen, daher nöthige uns die Beschäftigung mit der allgemeinen Grammatik, uns umzusehen auch in anderen Sprachen. Zu dem oben gegebenen Beispiele ἀμείνονες ἑαυτῶν finde sich im Lateinischen bei Appulejus ein Beispiel.

Dr. Ahrens wollte auf dasselbe aufmerksam machen, was Prof. Walz ausgesprochen; demnach beabsichtige er, nur noch Erläuterungen zu geben. Es können Casus von verschiedener Bedeutung zusammenfallen, auch im Lateinischen. Nominativus und vocativus in der 1. und 3. Declination und im Plural in allen Declinationen; in allen neutris fielen nominativus, vocativus, accusativus zusammen, oft ablativus und dativus. Also müssen zwei ganz verschiedene Casus dieselbe Form haben können. — Im Griechischen habe der Genitiv zwei verschiedene Bedeutungen: 1) woher? local gleich dem lateinischen Ablativ, auch da, wo die Localität nicht so deutlich vortrete, wie bei der Comparation. Daß auch hierin locale Verhältnisse zu Grunde gelegen, habe man erst im Sanscrit erkannt, wo der Ablativ auf die Frage woher steht; auch filius major patre verlange, daß man vom Vater aus- und auf den Sohn übergehe. 2) habe der Genitiv die gewöhnliche, eigentliche Genitivbedeutung. Im Dativ lägen mehrere verschiedene Bedeutungen, 1. die gewöhnliche, 2. die locale (lateinischer Ablat.), 3. die instrumentale (lateinischer Ablat.). Man sei ohne Erfolg bemüht gewesen, diese verschiedenen Bedeutungen auf ein Grundverhältniß zurückzuführen. — Im Sanscrit habe man 8 Casus: außer den gewöhnlichen den locativus und instrumentalis (besser comitativus genannt, entsprechend dem σύν, cum). Demnach möchten ursprünglich die Sprachen des indogermanischen Stammes größeren Reichthum der Casus gehabt haben, von diesen seien in der Form mehrere zusammengefallen, theils zufällig, wie Corinthi, theils wegen ihrer verwandten Bedeutung. Auch hätte ursprünglich Verwandtschaft der Bedeutung Gleichheit der Form bewirken können. Im Lateinischen hätten sich Genitiv, Dativ und Accusativ ihre reine Bedeutung erhalten, der Ablativ habe den wahren Ablativ (woher?), den Locativ (wo?) und den Instrumentalis (wodurch?) in sich vereinigt.

Nach welchem System nun die Sprache diese Casus gebildet habe? Er nehme zwei Hauptclassen von Casus an. Die erste Classe seien locale. 1. Ablativ: woher? 2. Locativ: wo? 3. Accusativ: wohin? — jedoch nur mit einem Theile seiner Bedeutung — 4. Comitativ: womit? (so daß für σύν und cum die locale Bedeutung festgehalten wird; vergl. oben S. 72 und 74). Darin sei allerdings ein richtiges Theilungsprincip enthalten. Die Casus sollen die allgemeineren Verhältnisse der Substantiva im Satze ausdrücken; aber man bedürfe noch der Präpositionen zur Bezeichnung der besonderen Beziehungen. — Die zweite Classe von Casus seien innerliche Casus; Genitiv, Dativ und die zweite Hälfte des Accusativs. Diese gäben ein innerliches Verhältniß zum Satze an. Daß hier keine Willkür, auch bei dem Dativ nicht, Statt finde, gehe aus dem Verhältniß dieser Casus zu den drei partes orationis hervor: der Genitiv stelle sich zum Substantiv, der Dativ zum Attributiv, der Accusativ zum Verbum. Im Satze bilde aber das Verbum das Bewegliche, das Substantiv das Feste, das Adjectiv die fest werdende Bewegung. Daher repräsentire der Accusativ die Vorstellung der Bewegung, der Genitiv die eines feststehenden Verhältnisses, der Dativ die fest werdende Bewegung. Hierdurch dürften sich die Schwierigkeiten der Casuslehre größtentheils heben.

Hofr. Thiersch findet diesen Gesichtspunkt richtig; die Casus seien Darstellungen von Verhältnissen. Aber man müsse sie auf die letzten Gründe zurückführen und die Möglichkeit und Zahl der Verhältnisse aufsuchen, bei diesen die Grundverhältnisse festsetzen und dann die Modifi-

Digitized by Google

cationen bestimmen. Die Sprachen, welche wenige Casus haben, bezeichneten eben nur die Grundverhältnisse. Die Präpositionen gäben eine Erweiterung in der Bezeichnung der Verhältnisse mit den verschiedenartigen Modificationen.

Nach der Pause hielt Gymnasial-Director Münscher aus Hersfeld seinen Vortrag

Ueber die Auswahl der Classiker für Gymnasien.

„Um einen kleinen Beitrag zu den Verhandlungen zu liefern, welche in dieser ansehnlichen Versammlung gepflogen werden, bringe ich aus dem Bereiche des Schullebens einen Gegenstand zur Sprache, der vielleicht Manchem wenig bedeutend zu sein und geringen Einfluß auf das Leben in der Schule zu haben scheint, von Andern dagegen als längst abgethan und entschieden betrachtet wird. Ich will nämlich von der Auswahl der lateinischen und griechischen Classiker für den Gymnasial-Unterricht meine Ansicht zur Prüfung und Beurtheilung der philologischen Schulmänner und Kenner des Schulwesens mittheilen. Ich werde dabei nicht sowohl fremde Ansichten, als die Gründe für meine Meinung vortragen. Zugleich aber werde ich genöthigt sein, auch über die Behandlung der Schriftsteller, insoweit sie mit der Auswahl in unmittelbarem Zusammenhang, ich möchte sagen, in Wechselwirkung steht, Einiges zu sagen. Und ich glaube, daß eine richtige Ansicht von dem erwähnten Gegenstand in der That für die Gestaltung des classischen Unterrichts auf den Gymnasien von Bedeutung ist, und daß Fragen dabei in Betracht kommen, die, wenn sie auch keineswegs neu sind, doch noch immer die Aufmerksamkeit der praktischen Schulmänner insbesondere mit Recht in Anspruch nehmen, und die noch nicht ganz ins Reine gebracht sind. So wenig ich auch erwarte, durch meinen Vortrag diese Fragen zur Entscheidung zu bringen, so halte ich es doch für zweckmäßig, dieselben in Anregung zu bringen. Es ist offenbar jetzt in der Auswahl der Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums eine größere Uebereinstimmung, als früher sichtbar. In älterer Zeit, noch im vorigen Jahrhundert, ja bis in das neunzehnte hinein las man im Lateinischen noch häufig Catonis disticha, den Justinus, den Curtius, den Seneca, die jetzt beinahe überall aus den Schulen verschwunden sind. J. A. Ernesti, der große Kenner des classischen, besonders des römischen Alterthums, einer der größten Meister in der Nachbildung der Latinität des goldenen Zeitalters, empfahl noch sehr eifrig den Sueton, um die Alterthümer daraus kennen zu lernen, während dieser Schriftsteller jetzt schwerlich in irgend einem Lectionsplan erscheint. Ja, ich weiß einen Rector an dem Gymnasium eines kleinen Landes, einen tüchtigen Gelehrten, der noch in diesem Jahrhundert in den oberen Classen Jahr aus Jahr ein die Schüler mit dem Varro de lingua latina plagte, weil er gerade diesen Schriftsteller herausgeben wollte. Die Schüler lernten wohl dabei etwas; aber sie faßten einen wahren Widerwillen gegen den Schriftsteller. Ich selbst habe noch in meiner Jugend als Schüler in der Schule den Persius und den Vellejus Paterculus gelesen, und Seneca wurde mir wenigstens empfohlen. Alle diese sind jetzt größtentheils, ja fast durchaus von den Schulen verbannt. Auch las man früher mehr neuere lateinische Schriftsteller in den Schulen, z. B. Erasmi colloquia, Murets Reden, Ernesti initia doctrinae solidioris oder gar Uebersetzungen des Campe'schen Robinson oder die an sich empfehlenswerthe Uebersetzung des siebenjährigen Kriegs von Reichard. Auch diese sind jetzt aus den Schulen verschwunden, und man hält es mit Recht für besser, die Schüler zu

Digitized by Google

den Quellen der ächten Latinität selbst hinzuführen, wenn man auch neuere gute Lateiner zur Privatlectüre empfiehlt. In der Bestimmung der Stufe, für welche man die Schriftsteller wählt, befolgt man ebenfalls andere Grundsätze, als früher. Terentius und Cicero's Briefe wurden sonst in den untern Classen, wenigstens in Quarta und Tertia gelesen, während sie jetzt auf die obern Classen beschränkt werden. In dem Griechischen ist, seitdem das griechische Sprachstudium bedeutende Fortschritte gemacht hat, eine große Veränderung in der Auswahl der Schriftsteller eingetreten. Früher las man sehr häufig den elenden Palaephatus de incredibilibus, das allegorische Gemälde des Cebes, sogar den Plutarch de audiendis poetis und de educandis liberis, Bücher, die entweder für die Jugend gar nicht geeignet sind, oder wenigstens anderen bessern jetzt mit Recht nachstehen. Im Griechischen war das Studium der Tragiker auch auf den bessern Schulen lange ganz vernachlässigt. Das Höchste war Homer, dem man manchmal wohl Pindar oder den Schild des Hercules von Hesiod oder Theognis paränetische Sprüche beifügte. Dagegen wird jetzt überall dem Studium der Dramatiker eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in Prima die Lectüre derselben als das Wichtigste in der griechischen Poesie betrachtet. Indessen eine volle Uebereinstimmung ist in der Auswahl noch nicht eingetreten, und auch manche Grundsätze, die man fast allgemein anerkennt, werden doch nicht immer in der Praxis befolgt. Folgende Grundsätze möchten wohl als ziemlich allgemein anerkannt betrachtet werden können:

1) daß Schriftsteller gewählt werden, die eine Seite des classischen Alterthums in eigenthümlicher Weise darstellen;
2) daß Schriftsteller gewählt werden, die eine mustergültige Form haben oder den Sinn für das Schöne und Angemessene in der Darstellung zu wecken geeignet sind;
3) daß solche Schriftsteller und Schriften zur Lectüre genommen werden, deren Inhalt der Jugend nicht allzu fern steht, und die, wenn sie auch keineswegs für Schüler geschrieben sind, und wenn sich auch die Jugend mehr zu ihnen mit Anstrengung emporheben muß, als daß sie sich zur Jugend herablassen, dennoch ihrem Inhalt nach den Schülern verständlich gemacht werden können;
4) daß endlich solche Schriftsteller und Schriften gewählt werden, die in sittlicher Hinsicht nicht verderblich auf die Jugend wirken, sondern die, wenn auch ihre Ansichten und Lehren in mancher Hinsicht mit den Grundsätzen und Vorstellungen unserer Zeit in Widerspruch stehen, doch die Jugend mit edlen Gesinnungen zu erfüllen vermögen und wenigstens diesem Zweck der Jugendbildung nicht entgegenwirken.

Aber in der Praxis bleibt man doch diesen Grundsätzen nicht immer treu; denn man müßte dann einen Plutarch im Griechischen weglassen, weil seine Anschauungs- und Darstellungsweise allzu modern ist, und so interessant auch der Schriftsteller ist, doch seine Schreibart als musterhaft nicht betrachtet werden kann. Man müßte ferner den Plautus sowohl der Sprache, als des Inhalts wegen ausschließen, den man jetzt wieder, wie es scheint, mehr, als früher, hervorsucht. Auch hat man, dünkt mich, in den allgemeinen Lehrplanen, die für Gymnasien entweder in einzelnen Ländern von Staatsbehörden aufgestellt oder in Privatschriften empfohlen worden sind, das Verhältniß der Schriftsteller untereinander, die man für den Jugendunterricht zulässig findet, nicht genau genug bestimmt und oft nur eine gewisse Reihe von Schriftstellern aufgeführt, die zur Lectüre gebraucht werden können. Ferner ist nicht zu läugnen, daß der Gesichtspunkt des Philologen bei der Auswahl der Schriftsteller mit dem Gesichtspunkt des Jugendlehrers nicht selten in Collision kommt. Dadurch kann es leicht geschehen, daß man, während man große

Digitized by Google

Verstöße gegen die vorgenannten Grundsätze vermeidet, doch dem philologischen Gesichtspunkt ein zu großes Uebergewicht gibt, und wenn für den Philologen ein Schriftsteller besonderes Interesse hat, man ihm auch im Jugendunterricht den Vorzug vor andern einräumt, die für den Jugendunterricht gerade mehr zu beachten gewesen wären.

Die Menge der interessanten und wichtigen Schriftsteller kann außerdem leicht zu der Ansicht hinführen, daß man der Jugend durch die Wahl vieler Schriftsteller neben oder hintereinander eine recht vielseitige Bildung geben müsse. Man läßt daher hier und da vielerlei Schriftsteller lesen und so viele, daß das Eindringen in die einzelnen leidet, und daß der Jugend mehr eine Musterkarte von Schriftstellern vorgehalten wird, als daß sie zu einer rechten Einsicht in einen oder wenige gelangt.

Bei dem ganzen Gegenstand ist gewiß gar sehr in Betracht zu ziehen, daß das Meiste und die Hauptsache auf der Behandlung der Schriftsteller im Unterricht beruht, und daß eine noch so gute Auswahl nichts helfen kann, wenn die Behandlung eine mangelhafte ist. Aber das glaube ich zugleich aussprechen zu dürfen, daß eine zweckmäßige Behandlung gar sehr durch die Auswahl unterstützt wird, und daß, wenn auch bei der Auswahl gar Manches von der Individualität des Lehrers und seiner Neigung abhängt und abhängig gemacht werden kann, es doch eine Art der Auswahl giebt, durch welche eine recht zweckmäßige Behandlung sehr erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Ich bin der Meinung, daß allerdings jene oben genannten Grundsätze richtig sind und bei der Auswahl zu Grunde gelegt werden müssen, daß es aber bei der Anwendung besonders darauf ankommt, zu bewirken, daß die Schüler sich in den Schriftsteller oder in die ausgewählten Schriften desselben, wie man sagt, ganz hineinlesen, und eine wahre Vertrautheit mit dem Schriftsteller und seiner Schrift erlangen. Ich meine damit nicht sowohl ein Vertiren in succum et sanguinem, wie man es sonst nannte, Einprägung des Schriftstellers durch beständiges Uebersetzen, mündliche oder schriftliche Uebersetzungen, durch Retroversion, durch Nachbildung, durch Auswendiglernen, ohngeachtet ich alles dies, mit Maaß angewandt, keineswegs mißbillige, sondern gar sehr empfohlen haben will. Ich meine auch mit jenem Grundsatze nicht eine ausführliche sogenannte statarische Lectüre, wobei Alles beigebracht wird, was nur zur Erläuterung des Schriftstellers herangezogen werden kann. Meine Meinung, die ich, so viel ich im Allgemeinen kann, darzulegen suchen will, ist folgende: Da man der Jugend eine vollständige oder nur alle Richtungen des Alterthums verfolgende Kenntniß nicht mittheilen kann und soll, sondern sich auf einen kleinern Kreis beschränken muß, so ist es viel wichtiger, daß man der Jugend durch die Wahl einer kleineren Zahl von Schriftstellern Gelegenheit gibt, sich mit einigen Individuen des classischen Alterthums durch ihre Schriften genau bekannt zu machen, ihre Eigenthümlichkeit in der Sprachdarstellung und in der Auffindung und Auffassung der Gedanken sich tief einzuprägen und innige Vertrautheit mit diesen wenigen zu erlangen und sie wahrhaft lieb zu gewinnen, als daß man durch weitere Ausdehnung des zu lesenden Kreises zwar eine vielseitige und mannichfaltige Kenntniß bewirkt, aber die Schüler in keinem Schriftsteller wahrhaft warm werden und gleichsam leben läßt.

Man darf also ja nicht den Schriftsteller als ein Vehikel betrachten, um das Abstractum der Sprache, die man lehren will, oder um eine allgemeine Kenntniß von Zuständen des Alterthums den Schülern vorzuhalten. Vielmehr ist jeder Schriftsteller und jede Schrift als ein Individuum zu betrachten, die Schriftsteller sind wie Persönlichkeiten zu behandeln, die man nur durch lange fortgesetzte Bekanntschaft und durch Eingehen in ihr besonderes und sie auszeichnendes, aber zugleich das alterthümliche Leben repräsentirendes Gepräge auf eine fruchtbare Weise kennen

Digitized by Google

lernen kann, und die ganze Erklärung ist so einzurichten, daß, wie man bei einem lebenden Menschen die einzelnen Züge, worin sich sein Wesen abdrückt, verfolgt, so auch das Bild des Schriftstellers nach seinen Eigenthümlichkeiten in Hinsicht auf Sprache und Sachen allmählig vor den Augen der Schüler entwickelt wird. Man muß daher Schriftsteller auswählen, die gerade die Jugend, der sie erklärt werden, unter der Leitung des Lehrers auf eine fruchtbare Weise aufzufassen vermag. Man muß ferner die ausgewählten Schriften längere Zeit in den Händen der Jugend lassen und so lange ihre Lectüre fortsetzen, bis die Schüler mit ihren Eigenthümlichkeiten vertraut geworden sind. Man muß wenigstens für jede Classe gewisse wenige Hauptschriftsteller annehmen und sich entweder auf diese beschränken oder ihnen ein entschiedenes Uebergewicht geben. So wird zwar die Jugend gar manche treffliche und ausgezeichnete Schriftsteller des Alterthums gar nicht kennen lernen, aber sie wird durch die vertraute und langjährige Bekanntschaft mit den Wenigen ein weit lebensvolleres und schärfer ausgeprägtes Bild des Alterthums und seiner Sprachdarstellung in sich aufnehmen und trotz aller Anstrengung, die ihr nicht erspart werden soll, weit mehr Freude und Lust am Alterthum finden, als bei der andern Weise möglich ist, wo man der Jugend zwar mehr Schriftsteller, aber mit schnellerem Wechsel vorführt.

Doch das, was eben im Allgemeinen gesagt ist, wird erst klarer werden, wenn ich noch in der Kürze den Plan für die Auswahl der einzelnen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums für die verschiedenen Classen eines Gymnasiums darzulegen versuche. Ich werde meine Ansicht so viel, als es in der Kürze möglich ist, darzulegen mich bemühen, aber auf Widerlegung der entgegengesetzten Verzicht leisten, um nicht weitläufig zu werden. Wenn ich dabei auf den Anfang des classischen Unterrichts fast mehr, als auf den höheren Theil Rücksicht nehme, so geschieht dies deswegen, weil gerade dieser Anfangs-Unterricht größere Wichtigkeit hat und gerade für diesen die von mir vertheidigte Ansicht oft für weniger ausführbar gehalten wird. Man hat die Ordnung der Schriftsteller so bestimmt, daß in der Prosa zuerst erzählende oder historische, dann rednerische, hierauf philosophische oder rhetorische einander folgen, in der Poesie dagegen von epischen ausgegangen, dann zu lyrischen und dramatischen fortgeschritten werde. Dieser Ordnung liegt eine richtige Ansicht gewiß zu Grunde, aber sie genügt nicht, die Reihenfolge, in der die Schriftsteller nach einander vorgenommen werden sollen, festzustellen, weil der eigenthümliche Charakter des einzelnen Schriftstellers vorzugsweise in Betracht kommt, und dieser es mit sich bringt, daß auch manche Historiker oder Redner bis zur obersten Stufe aufgespart werden müssen, und daß mancher lyrische Dichter gleiche Stelle mit den dramatischen einnimmt.

Ich will also die einzelnen Schriftsteller, die ich am geeignetsten für die verschiedenen Classen betrachte, näher im Einzelnen bezeichnen und zuerst von der lateinischen Literatur reden. In der Sexta und Quinta eines Gymnasiums nach dem norddeutschen Zuschnitt ist noch kein Schriftsteller im Zusammenhang vorzunehmen, sondern ein passendes Lesebuch zu gebrauchen. Dies Lesebuch muß so eingerichtet sein, daß für die verschiedenen Theile der Grammatik nach einander Beispiele zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche und umgekehrt vorkommen, und später freiere Erzählungen folgen. Zugleich muß der Stoff für die Jugend faßlich und interessant, nicht läppisch und abgeschmackt sein. Nun ist es zwar wünschenswerth, daß viele passende Stellen aus Classikern darin aufgenommen werden; aber wenn man blos classische Stellen auswählen wollte, so würde der Hauptzweck sich weniger gut erreichen lassen, weil es oft an Stellen fehlen würde, die für das Verständniß der Anfänger geeignet sind. Daher sind neben den aus den Classikern zu entnehmenden Stellen auch von Neulateinern verfaßte Stücke zuzulassen. Nur ist in einem

Digitized by Google

solchen Lesebuch überall streng auf Reinheit des Ausdrucks zu halten, und alles Unlateinische, Fehlerhafte muß fern bleiben *). Denn wenn auch der Schüler dieß noch nicht versteht, so ist doch das Falsche, das er sich unbewußt einprägt, von bleibendem Einfluß für die Zukunft, und leider sind selbst manche unserer besten Lesebücher nicht von Fehlern in dieser Hinsicht frei.

Schon in Quarta kann dann die Lectüre eines zusammenhängenden Schriftstellers eintreten. Es ist auch hier schon, wo möglich, ein Autor zu wählen, der durch den Geist, der in ihm weht, anregt, und in dessen Ausdrucksweise die Sprache mit ihrer vollen Reinheit und Gediegenheit sich darstellt. Ein solcher Schriftsteller ist nun freilich, wie es scheint, in der lateinischen Literatur schwer zu finden. Denn die vorzüglicheren und an Gedanken reichhaltigeren Werke sind durch ihren rhetorischen Charakter oder durch das kunstvolle über die einfache Natürlichkeit weit hinausgehende Colorit ihrer Darstellung, auch meistentheils durch ihren Inhalt so weit über den Gesichtskreis des Knaben erhaben, daß sie ihm nahe zu legen und verständlich zu machen unmöglich ist. Der einzige Schriftsteller, der sich für die Quarta eines Gymnasiums zur Lesung im Zusammenhang paßt, ist der bei Vielen verrufene Cornelius Nepos, dessen Classicität ich, so sehr sie auch bezweifelt worden ist, nach dem Vorgang eines Ruhnken und Anderer mich zu vertheidigen nicht scheue **). Er hat zwar etwas Trockenes und Einförmiges; aber bei angemessener Behandlung, die ihn nicht bloß als Mittel, um die Grammatik einzuüben, gebraucht, sondern die zwar von einer gründlichen Auffassung der Sprache, wie sie bei Cornelius erscheint, ausgeht und durch sorgfältige Analyse und angemessene Verbindung seine Gestaltung der Sätze, seine Stellung der Worte und seine Ausdrucksweise erkennen läßt, die aber auch in den Inhalt die Jugend einführt, die es von vorn herein darauf anlegt, der Jugend die Helden, die der Alte mit kurzen Zügen beschreibt, lieb und werth oder wenigstens interessant zu machen, dem Schüler Bewunderung für die Edlen, Abscheu gegen die Schlechten einzuflößen, die bei jedem Helden durch eine kurze Einleitung auf die Lage und Verhältnisse, unter denen er wirkte, hinweist und dann durch den Schriftsteller selbst den Schüler, wie der Held seinen Zweck erreicht hat, erkennen läßt, bei einer solchen, wie mich dünkt, allein angemessenen Behandlung wird Cornelius Nepos, der zumal die wichtigsten Helden der griechischen Geschichte darstellt, einen trefflichen Grund zu einer lebendigen, Sprache und Inhalt zugleich beachtenden Auffassung der alten Schriftwerke legen und mehr leisten können, als mit einer noch so zweckmäßig aus verschiedenen Schriftstellern zusammengesetzten Chrestomathie möglich ist. Hat man aber einmal mit Cornelius Nepos angefangen, so darf man ihn nicht eher wieder aus der Hand legen, als bis die Schüler ganz vertraut mit demselben geworden und in ihm gleichsam zu Hause sind. Dies wird schon in der Zeit von einem Jahre, noch mehr in anderthalb oder zwei Jahren, wenn der Cursus auf so lange Zeit berechnet ist, geschehen können. Für die Tertia ist Cäsar am geeignetsten. Denn mag auch Justinus oder Curtius durch größere Abwechselung interessanter erscheinen, weder die Sprache, noch der Geist dieser Schriftsteller hat ein so eigenthümliches, groß-

*) In dem mit Recht gebrauchten lat. Lesebuch von Ellendt könnte ich, wenn es nicht an dieser Stelle zu weit vom Ziele abführen würde, nicht wenig einzelne Stellen nachweisen, wo gegen die Reinheit des lateinischen Ausdrucks gefehlt ist.

**) Den Eutropius zu gebrauchen, scheint mir nicht räthlich, weil er theils der Jugend durch seinen Inhalt zu wenig Interesse einflößt, theils in der Latinität weit weniger rein von Flecken ist, als Cornelius Nepos, überhaupt ihm als einem bloßen Epitomater das Belebende und Anregende abgeht, was bei jenem sich findet. Eine andere Ansicht ist in dem Museum der Rheinisch-Westphälischen Schulmänner 2. Bd. 1. H. S. 4 ausgesprochen.

Digitized by Google

artiges und reines Gepräge, als dies bei Cäsar der Fall ist. Aber wenn man Cäsar liest, so muß man auch da nicht zunächst bloß dahin arbeiten, den Schülern durch den Cäsar Latein zu lehren, sondern der Hauptzweck muß darauf gerichtet sein, den Schüler diesen Schriftsteller und keinen andern kennen zu lehren. Man mache daher die Schüler vor allen Dingen auf die Form der Sprache, wie sie bei Cäsar hervortritt, aufmerksam, man lasse die Schüler durch Rückübersetzungen, Auswendiglernen einzelner Stellen und andere praktische Uebungen in die Darstellungsweise des Schriftstellers sich ganz hineindenken, weise die Jugend aber auch zugleich stets auf die Verhältnisse der gallischen Völker *), den Zustand der römischen Macht und die Verfahrungsweise des Cäsar und seiner Unterfeldherrn hin, erwecke Bewunderung für diese, aber auch Theilnahme für die Schicksale der Unterjochten, mit einem Worte, man flöße ihnen durch die ganze Behandlung Interesse für Sprache und Inhalt zugleich ein und suche von beiden durch stete fortgesetzte Uebung ein lebendiges Bild in der Seele der Schüler entstehen zu lassen. Auch dieser Schriftsteller darf nicht niedergelegt werden, bis die Schüler sich ganz in denselben hineingelesen haben. Er wird also für Tertia ausreichen. Sollte für die Lehrer das Bedürfniß entstehen, einmal statt des Cäsar einen andern Autor zu erklären, so mögen lieber die Lehrer miteinander abwechseln, als daß statt eines mehr, als jeder andere, geeigneten Schriftstellers ein weniger passender genommen werde. Aber neben diesen prosaischen Schriften darf die Lesung poetischer Werke nicht fehlen. Denn die Poesie hat für den jugendlichen Geist etwas so Belebendes und Erwärmendes, daß man schon in der Quarta eines Gymnasiums die praktische Lectüre, jedoch in beschränkter Weise, eintreten lassen muß. Aber für diesen Anfang möchte ich keinen einzelnen Schriftsteller im Zusammenhang empfehlen. Denn Phädrus, von dem nur ein Theil der Fabeln einen unanstößigen und für die Jugend geeigneten Inhalt hat, in dessen Metren die äußere Poesie zu wenig sichtbar wird, der die Schüler so wenig in den Kreis des alterthümlichen Lebens einführt, ist nur mit großer Auswahl für eine kurze Zeit zu lesen. Für den ersten Anfang der poetischen Lectüre ist der beständigen Lesung des Phädrus bei weitem der Gebrauch einer Chrestomathie oder Blumenlese vorzuziehen, welche neben den besten Fabeln des Phädrus noch zweckmäßige Sprüche und interessante aber leichte Erzählungen vorzüglich des Ovidius und weniger Anderen darbietet und so den Schüler zugleich in den Stand setzt, den Hexameter und die Distichen genau kennen zu lernen und sich ganz geläufig zu machen **). In Tertia wird dann Ovidius selbst, doch nur die Metamorphosen, so weit sie ihres Inhalts wegen für die Jugend passen, nicht die weinerlichen und den Dichter in unmännlicher Erniedrigung vorführenden Klaglieder, zu lesen sein.

Daß für die oberen Classen Cicero in der Prosa Hauptschriftsteller ist, das ist wohl allgemein anerkannt. Aber man scheint nicht immer genug zu beherzigen, daß nur durch eine lange fortgesetzte und nie unterbrochene Beschäftigung mit diesem an Gedanken und Darstellungsformen

---

*) Nur die Bücher vom gallischen Krieg dürften sich für die Schule eignen, die Bücher de bello civili lassen sich zwar in einer höheren Classe auch auf eine interessante Art behandeln, werden aber doch besser andern Schriftstellern nachgesetzt.

**) In dem Gymnasium zu Hersfeld wird eine von dem Gymnasiallehrer Dr. Gustav Volkmar gesammelte Blumenlese aus lat. Dichtern mit Anmerkungen hinter dem Text gebraucht, die bei näherer Ansicht auch wohl anderweitig als eine für die Einführung der Schüler in die lat. poetische Sprache zweckmäßige Auswahl sich empfehlen möchte.

Digitized by Google

reichen Schriftsteller eine wahre Frucht für die Geistesbildung und eine innige Liebe zu ihm gewonnen wird. Auch muß hier, glaube ich, oft und viel nicht blos derselbe Schriftsteller, sondern auch dieselbe Gattung von Schriften vorgenommen werden. Der Anfang ist ohne Zweifel mit den Reden zu machen. In diesen muß der Schüler zuerst zu Hause werden. Auch bei Cicero muß auf die Sprache vorzugsweise Rücksicht genommen, und die Art, wie er den Ausdruck gestaltet und schmückt, die Worte ordnet und Sätze zu Perioden zusammenstellt und abrundet, deutlich gezeigt und durch lange Uebung dem Schüler geläufig gemacht werden. Auch hier kommt es nicht bloß darauf an, Latein zu lehren, sondern auch gerade Cicero in seiner zugleich den ausgebildeten Geschmack des römischen Alterthums ausprägenden Eigenthümlichkeit kennen zu lehren. Es muß die Rücksicht auf die Sachen mit dem Studium der Sprachdarstellung immer eng verbunden und in Zusammenhang gebracht werden. Insbesondere ist es von Wichtigkeit, die Situationen seiner Zeit und der Staatsverhältnisse, unter denen er auftrat, in einem lebendigen Bilde vorzuhalten, und dann im Einzelnen zu zeigen, wie die Gedanken, die Anwendung derselben und die ganze Gestaltung der Rede darauf berechnet ist, den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Auch hier müssen häufig praktische Uebungen mit dem Lesen und Erklären verbunden werden, doch so, daß die Uebersicht über den Zusammenhang des Gelesenen nicht leidet, sondern befördert wird. Weniger Zeit möchte auf die Briefe zu verwenden sein, die einer historischen Erläuterung in ähnlicher Weise, wie die Reden bedürfen, und ebensowohl in der Prima, als in der Secunda nach Maaßgabe ihrer Beschaffenheit gelesen werden können. Die rhetorischen und philosophischen Schriften dagegen würden ganz in die Prima zu verweisen sein. Unter diesen wird man in der Schule auf die Bücher vom Redner, die Tusculanischen Untersuchungen und die Bücher von den Pflichten sich zu beschränken, bei diesen philosophischen und rhetorischen Schriften aber ihre Verschiedenheit von den oratorischen in der Sprachdarstellung nachzuweisen haben. Zugleich würde der Inhalt stets in Betracht zu ziehen und bei den Schülern lebendige Theilnahme für die Untersuchung der Fragen, welche Cicero aufwirft und zu lösen sucht, anzuregen sein. Neben Cicero wird etwa nur Livius in Secunda und Tacitus, der letztere namentlich nur in Prima, und zwar von Zeit zu Zeit, zuzulassen sein. Der erstere, Livius, ist ein vortrefflicher Schriftsteller für die Jugend, über den ich dem Urtheil des Quintilian beistimme, daß er wegen seiner hellen Klarheit und seines ruhigen Fortschrittes im Unterricht den Vorzug vor Sallust mit seiner oft dunkeln Sprache und seinen raschen Uebergängen verdient. Tacitus dagegen beständig und allzulange zu lesen, möchte leicht an die theilweise poetische, überhaupt etwas gesuchte und in kurzen, lose verbundenen Sätzen fortschreitende Darstellungsweise, welche ihm eigenthümlich ist und der Jugend durchaus nicht zur Nachahmung zu empfehlen ist, allzusehr gewöhnen. Unter den Dichtern für Prima und Secunda ist die Auswahl des Virgilius und Horatius schon so allgemein angenommen, daß ich darüber weiter zu reden, nicht für nöthig halte. Gewiß bieten diese für ein Gymnasium einen so reichen Stoff dar und bedürfen zugleich einer so lange fortgesetzten Uebung, um in ihnen einheimisch zu werden, daß die Hinzufügung eines andern poetischen Schriftstellers dem Hauptzweck, mit einzelnen Hauptrepräsentanten der poetischen Darstellung der Römer die Schüler vertraut zu machen, nur Eintrag thun kann *). Bei diesen Dichtern ist aber neben Vergleichung des prosaischen

*) Es scheint eine zu engherzige oder wenigstens einseitige Denkart zu verrathen, wenn man gegen die Lectüre der Satiren des Horatius sich erklärt hat, wie z. B. Niebuhr in seinem Brief an einen jungen Philologen

Digitized by Google

und poetischen Ausdrucks die Kunst des Dichters im Einzelnen zu zeigen, den Schülern die Situationen desselben zu vergegenwärtigen und die Art anschaulich zu machen, wie er den ihm vorliegenden Stoff verarbeitet und daraus ein geschmackvolles und zunächst für seine Zeitgenossen, weiterhin aber auch für alle menschlich fühlenden Seelen interessantes Kunstwerk zu Stande gebracht hat. Eben dies setzt aber nothwendig Kenntniß der Griechen voraus, zu denen ich mich jetzt noch einige Augenblicke wenden will.

In der griechischen Literatur kann man nicht zweifelhaft sein, wem die Rolle eines Hauptschriftstellers für die Schüler vom Anfang der eigentlichen Schriftstellerlectüre an und weiterhin zuzutheilen sei. Homer ist so entschieden der Born, aus welchem die ganze griechische Literatur, und gerade die ausgezeichnetsten Schriftwerke in Poesie und Prosa gleichsam hervorströmen, in dem sich das griechische Leben mit seiner einfach großen und doch wundersam mannichfaltigen Urgestalt spiegelt, er ist der Schriftsteller, durch den man die Sprache wegen ihres Wohllauts und ihrer treffenden, sinnlich kräftigen und naiven Ausdrucksweise lieb gewinnt und in ihrer Mannichfaltigkeit und Geschmeidigkeit erkennen und empfinden lernt, in dem man eine so ansehnliche Reihe von interessanten Scenen im Himmel und auf Erden, auf dem Meere und auf dem Lande, in der Natur und in der Menschenwelt, in allen Geschäften des Kriegs und Friedens gleichsam vor Augen sieht, in dem eine solche Menge von menschlich gesinnten Göttern und das Höchste, das sie kannten, erstrebenden Helden auf das anschaulichste hervortritt, daß kein Schriftsteller mehr geeignet ist, die Jugend zu begeistern, sie im griechischen Ausdruck und Wesen einheimisch zu machen und sie zu edler Bildung emporzuheben. Wenn daher der Knabe in der Quarta — denn früher dürfte das Griechische nicht anzufangen sein *) — die Elemente der griechischen Sprache unter beständiger Uebung und Lesung eines zweckmäßigen Elementarbuchs sich genau eingeprägt hat, dann ist er in Tertia sogleich in den Homer einzuführen **) und Anfangs durch langsames Fortschreiten in die Homerische Sprache und deren eigenthümliche Formen und Ausdrucksweisen einzuweihen, allmählig aber immer mehr mit dem griechischen Leben und Wesen, wie es im Homer hervortritt, bekannt zu machen. Homer muß in Secunda stets fortgehen und in Prima nicht aus der Hand gelegt, d. h. von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen werden. In dieser Classe muß man den Tragikern einen größeren Raum gestatten, doch möchte sich unter diesen auf Sophokles wegen seiner sinnig großen Darstellung, in der sich durch Worte und Thaten, denen erhabene Betrachtungen folgen, die höheren Ideen des griechischen Lebens veranschaulichen, mit Ausschließung der übrigen zu beschränken sein, so trefflich an sich auch diese bei einzelnen Mängeln sind. Zur Abwechselung möge dann auch ein Lustspiel des Aristophanes, in denen das Schlechte und Anstößige nicht in seiner verlockenden, sondern in abschreckender Weise dargestellt ist, und zugleich das griechische Leben in seinem heitern

---

S. 142, dessen Aeußerungen aber Jacob in seiner mit Excursen begleiteten Ausgabe jenes Briefs, Leipzig 1839, die Erklärung eines Kirchner und Jacobs gegenüberstellt. S. 185 ff.

*) Es ist, glaub' ich, von Wichtigkeit, daß eine Sprache, da wo sie angefangen wird, sogleich ernstlich und in einer umfassenden Weise so getrieben wird, daß der Schüler bald in derselben einiger Maaßen zu Hause ist und neben den Formen auch einen verhältnißmäßigen Reichthum an Kenntniß der Worte und Wortverbindungen als Grundlage für den weiteren Unterricht durch Lectüre gewinnt.

**) Allerdings ist dies eine unerläßliche Vorbedingung der Homerischen Lectüre, daß der Schüler die Formenlehre des attischen Dialects schon sicher inne hat und durch Anwendung sich dieselbe geläufig gemacht hat. Denn sonst würde die Mannichfaltigkeit der Homerischen Formen ihn irre machen, und es würde an einer festen Basis fehlen, von der bei der Erklärung der Homerischen Formen auszugehen ist.

Digitized by Google

und lebensfrohen Charakter mit seinen Auswüchsen hervortritt, wenn es die Zeit erlaubt, gelesen werden *), Pindar aber, weil die Chöre der Tragiker schon lyrische Gesänge darbieten, ausgeschlossen bleiben. In der Prosa möchte ich in der Tertia den Herodot wegen seiner Gemüthlichkeit und Anmuth dem Homer, dem er nahe verwandt ist, am liebsten zur Seite stellen **), in Secunda Xenophon zum Hauptschriftsteller machen, in Prima aber diese Rolle dem Plato mit seinen für die Schule geeigneten Dialogen übertragen, einem Schriftsteller, bei dem die vollendetste griechische Prosa erscheint, der für den Dialog und dialectische Erörterung das einzige Muster ist und für die Mängel der Darstellung philosophischer Lehren bei Cicero einen Ersatz bildet, der endlich die Jugend zu fesseln vor Andern geeignet ist. Dagegen möchte ich vom Standpunkte der Schule aus dem Thucydides und Demosthenes im Vergleich zu Plato, den sie beeinträchtigen würden, einen geringeren Platz einräumen, eine so treffliche Uebung in der Interpretation auch diese darbieten, und so groß auch ihre Wirkung bei zweckmäßiger Behandlung für die Jugend sein muß.

Hiermit schließe ich meine Auseinandersetzung und unterlasse es der Zeit wegen, mich darüber auszusprechen, in welchem Verhältniß die grammatischen Lehrstunden, die Uebung im Latein- und Griechisch-Schreiben und endlich der Privatfleiß der Schüler zur Auswahl der Schriftsteller nach meiner Meinung stehen sollten ***).

---

*) Der Wunsch, neben den Tragikern, welche die Hauptlectüre für Prima darbieten sollen, noch der Abwechselung und des Contrastes wegen einen Stoff, der eine andere Seite des griechischen Lebens darstellt, den Schülern vorzulegen, bewog mich, vor Kurzem in der Schule ein Stück des Aristophanes zu wählen und dann auch in dieser Abhandlung auf eine solche Wahl hinzuweisen. Indessen haben Manche ihr Bedenken dagegen geäußert, und ich bin selbst zweifelhaft gewesen, ob diese Wahl heilsam ist. Davon bin ich zwar überzeugt, daß das Unsittliche, das bei Aristophanes auf eine sehr schroffe und unserm Geschmack oft widrige Weise bezeichnet wird, daß die rohe Sinnenlust, welche darin auf eine mitunter ekelhafte Weise hervortritt, einen nachtheiligen Einfluß auf die Moralität der Jugend nicht äußert, eben weil das Schlechte, unumschleiert und in recht groben Zügen dargestellt, mehr abschreckend, als anziehend, wirkt. Aber es ist schwer, der Jugend die mannichfaltige Beziehung auf Sitten jener Zeit, auf die Lehren der Sophisten, auf die Aussprüche der Tragiker, besonders des Euripides, so zu erklären und so nahe zu legen, daß sie den Schriftsteller mit Interesse und mit Neigung liest, mit der er gelesen werden muß, wenn die Lectüre fruchtbar werden soll. Deswegen ist es vielleicht besser, wenn man, um jenen zuerst genannten Zweck zu erreichen, einzelne lyrische Stücke, wie sie z. B. Bach's Anthologie darbietet, von Zeit zu Zeit vornimmt.

**) Bei dem Vorschlag des Herodot für Tertia muß ich wieder auf das in Anmerk. 2 zu S. 103 und auf die Nothwendigkeit hinweisen, daß ein tüchtiger Elementar-Unterricht im Griechischen schon vorausgegangen und vollendet ist.

***) Ueber diese Puncte wäre noch viel zu sagen, zumalen dieselben mit dem Ruthardtschen Vorschlag und Plan einer Vervollständigung der grammatischen Lehrmethode zunächst für die lateinische Prosa im Zusammenhang stehen. Der Zweck, der durch diesen Vorschlag erreicht werden soll, nämlich den Unterricht von der Mannichfaltigkeit zu größerer Einheit zurückzuführen, ihn mit einem Worte mehr zu concentriren, ist gewiß sehr beachtenswerth. Ob er aber durch einen sogenannten Memorirstoff am besten erreicht wird, ob dies nicht gar leicht zu einem nachtheiligen Mechanismus führen würde,, auch von der Schwierigkeit der Ausführung abgesehen, das ist eine andere Frage. Sollte nicht eine Ausstattung der für das Gymnasium zu gebrauchenden Schulgrammatik mit hinlänglichen, für sich verständlichen, aus einem beschränkten Kreis mustergültiger Schriftsteller, vorzüglich Cicero's, entnommenen und nach den verschiedenen Stufen des Unterrichts eingerichteten Beispielen, die sich zum Memoriren eignen, denselben Zweck erreichen lassen, ohne daß es nöthig wäre, eine andere Lection zu den bisherigen hinzuzufügen? Zugleich würde aber die Beschränkung in der Wahl der Schriftsteller, die hier empfohlen wird, wenn daraus eine größere Vertrautheit mit dem ein-

Digitized by Google

Nur einige ganz kurze Bemerkungen füge ich, um nicht mißverstanden zu werden, hinzu:

1) Ich habe nur den Zweck gehabt, auf die Vereinfachung und Beschränkung der Lectüre der griechischen und römischen Classiker hinzuweisen, in einer Zeit, wo wir bei großem Ueberfluß an Mitteln der Bildung leicht in Gefahr sind, uns zu sehr auszudehnen und in der gegebenen Fülle nach zu vielen Seiten hin zu schwelgen, der Vertiefung in das Einzelne aber uns zu entfremden. Modification meines Plans will ich deswegen nicht ausschließen.

2) Ich lege einen großen Werth darauf, Worte und Sachen zugleich in den alten Schriftstellern zu beachten. Auch bin ich im Geist eines Clemens von Alexandrien und Origenes, denen selbst Augustinus nicht selten beistimmt, auch im Geist eines Melanchthon von der Trefflichkeit des Inhalts der Alten für die Jugendbildung überzeugt und nicht der Meinung, daß sie nur um der Form willen für unsere Zeit ihren hohen Werth hätten. Aber dennoch würde ich, wenn etwas fehlen sollte, lieber Anderes, als die grammatische Behandlung zurückgesetzt sehen, welche die einzige sichere Grundlage des Verständnisses der Alten ist.

3) Die Beschränkung in der Ausdehnung der classischen Studien verlange ich nur von dem Schulmann, insofern er in der Schule lehrt, nicht insofern er auch Philolog sein soll, und die Schriftsteller des Alterthums in weiterem Umfang, als die Schule zunächst verlangt, so viel als möglich zu durchdringen die Pflicht hat.

4) Endlich gestehe ich mit Göthe: Grau ist alle Theorie, grün ist nur des Lebens goldner Baum. Ich meine so. Es ist schwer, allgemeine Ansichten über practische Dinge in Worten auf eine einleuchtende Weise auszusprechen. Sie müssen erst durch die Praxis in ihrer Wahrheit, Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit sich erweisen."

Hofrath Thiersch bemerkte, er stimme im Ganzen den eben vorgetragenen Ansichten bei; das jugendliche Gemüth mache denselben Proceß, welchen das Fortschreiten vom Epiker zum Historiker und von diesem zum Redner gewähre. Im Einzelnen billigt er namentlich die Ansichten über den Cornelius Nepos, welchen er das wahre Knabenbuch nennen möchte. Zugleich macht er auf den Wunsch des Herrn Archivdirectors von Rommel aufmerksam, daß passende Lehrbücher der vaterländischen Specialgeschichte je für die einzelnen Stämme und Staaten abgefaßt werden möchten. Dadurch solle nicht etwa der Particularismus befördert werden, sondern es solle an der Geschichte des eigenen Vaterlandes, am Heimathlichen die Liebe zum großen deutschen Vaterlande erstarken und von jenem auf dieses zurückgeführt werden.

Prof. Petersen beantwortete zuletzt die Frage:

---

zelnen hervorgeht, den oben genannten Zweck befördern, und es liegt gerade die Idee der Concentrirung des Unterrichts meinen Vorschlägen zu Grunde. Ferner müßten die Schreib- und Sprechübungen im Lateinischen mit den zu lesenden Schriftstellern in genaue Verbindung gesetzt und so eingerichtet werden, daß der Schüler bei jenen Uebungen zur Anwendung des in dem Schriftsteller Gelesenen angehalten, oder gleichsam genöthigt wird, und die Privatlectüre der Schüler endlich sollte nicht in die Weite gehen und auf eine große Menge von Schriftstellern sich beziehen, sondern es sollte vorzugsweise der Schüler angetrieben werden, die Schriftsteller, von denen er schon einzelne Theile oder Schriften in der Schule gelesen hat, durch fortgesetzte Lectüre in denselben noch weiter und näher kennen zu lernen.

Digitized by Google

Welche Beiträge und Aufgaben für die Kenntniß des klassischen Alterthums gibt das eben herausgegebene Werk:

Johannis Sarisberiensis Entheticus de dogmate Philosophorum. Nunc primum editus et commentariis instructus a Christiano Petersen, in gymnasio Hamburgensium Academico Philol. class. Prof. P. O. Hamburgi 1843. 8.

»Johannes Parvus Sarisberiensis, der ausgezeichnetste Kenner der römischen Literatur im Mittelalter, war nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, 1110, sondern gegen 1120 zu Salisbury geboren und ging 1136 nach Paris, um zu studiren, wo er in der Grammatik d. h. in der classischen Literatur besonders den Unterricht des Wilhelm von Conches genoß. Dort verweilte er aber nicht, wie man bisher angenommen hat, 12, sondern nur 5 Jahre, brachte dann 7 Jahre theils lernend, theils lehrend in Orford zu, ging 1148 wieder nach Frankreich zurück, wo er von Petrus Cellensis an Theobald, den Erzbischof von Canterbury, empfohlen ward. Durch diesen wurde er mit Thomas Becket, der später Kanzler Heinrichs II. ward, und mit dem Könige selbst, der 1154 zur Regierung kam, bekannt, in deren Geschäften er bis zum Jahre 1159 thätig war. Während dieser Zeit sammelte er die Materialien zu seinem Werk Policraticus s. de nugis curialium et vestigiis philosophorum, eine Schilderung der politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Zustände der damaligen Zeit, ein Werk, durch Geist, Sprache und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnet, das er 1159 in Italien vollendete. Als er bei seiner Rückkehr nach England als Legat des eben damals erwählten Pabstes Hadrian IV. auftrat, zog er sich die Ungnade des Königs zu, sei es durch eben diese Stellung, die er angenommen, oder durch seinen Policraticus, oder durch mündliche Aeußerungen. Von den Anhängern des Königs verfolgt, begab er sich nach Orford, wo er mit den Professoren, Magistern und Scholaren der Universität in heftige Streitigkeiten verwickelt ward. Dort schrieb er 1160 den Entheticus, in dem er zunächst seinem Beschützer, dem Kanzler Thomas, seine Ansichten von den philosophischen und den politischen Zuständen seiner Zeit in seinem Vaterlande darlegt. Diese Schrift fand besonders in Orford noch heftigeren Widerspruch, und der Verf. hielt es für nöthig, sich durch noch stärkere Angriffe auf seine wissenschaftlichen Gegner zu vertheidigen. Das geschah in seinem Metalogicus, den er aber erst in Canterbury, wohin er zurückkehrte, um dem erkrankten Erzbischof in seinen Geschäften beizustehen, vollendete.

Abgesehen von dem unmittelbaren historischen Werth für die Zeiten des Verfassers, sind alle drei Werke, wie es vom Policraticus und Metalogicus längst bekannt ist, nicht unwichtig für die Kenntniß des Studiums der klassischen Schriftsteller in jenem Zeitalter und durch die zahlreichen aus römischen Schriftstellern entlehnten Citate und selbst durch die aus denselben entlehnten Namen, mit welchen er seine Gegner bezeichnete und charakterisirte, für die Critik dieser Schriftsteller und besonders für die genauere Kenntniß einiger Werke, die damals noch vorhanden waren, jetzt aber verloren sind, wovon, wenn auch keineswegs genau, B. Thorlacius berichtet hat: Qualem literarum classicarum cognitionem saeculo XIImo Johannes Sarisb. habuerit. In Prolus. et Opusc. Vol. V. p. 82. Havniae 1822.

Der Entheticus nun, von dem hier die Rede sein soll, ist ein Gedicht in 1852 elegischen

Digitized by Google

schen Versen, die im Ganzen fließend geschrieben und mit Ausnahme der griechischen Wörter meistens richtig versificirt sind. Er schließt sich seinen Mustern so genau an, daß man nicht nur an einzelnen Redensarten, sondern oft an halben Versen sehen kann, welche Stelle der Alten, und welche Lesart an dieser Stelle ihm vorlag. Aus Juvenalis, Persius, Martialis und zum Theil aus Horatius und Virgilius sind im Commentar die Stellen nachgewiesen, doch ist zu vermuthen, daß sich auch sehr Vieles aus Ovidius und Lucanus finden wird. Wichtiger ist jedoch, daß, indem er sein eignes System aus den Lehren alter Philosophen zusammengesetzt und dieselben durch Beziehung auf Bibel und Kirchenväter kritisirt, uns über griechische Philosophen manches berichtet wird, was wir in unsern Quellen nicht finden. Dies ist namentlich mit Pythagoras v. 739—772, Anaxagoras v. 807—820 und Sokrates v. 773—806 der Fall. Mit Plato und Aristoteles aber zeigt er immer viel genauere Bekanntschaft, als wir sonst in jenen Zeiten finden und anzunehmen berechtigt sind, wenn, wie Jourdain darzuthun gesucht hat, von Aristoteles damals nichts weiter bekannt war, als die von Boethius übersetzten logischen Schriften und, was allerdings aus dem Metalogicus unzweifelhaft hervorging, die Analytica, so wie nach der gewöhnlichen Annahme von Plato nur die oft angeführte Bearbeitung des Timaeus von Chalcidius. Es ist dagegen vom Herausgeber im Commentar nachgewiesen, daß es im Occident ältere Uebersetzungen auch noch von anderen Werken beider Philosophen gab, daß nämlich außer dem Commentar des Johannes Scotus Erigena zur Ethik des Aristoteles, der doch den Text als bekannt voraussetzt, vom Manno oder Nanno, der gegen Ende des 9. Jahrhunderts Rector an der Universität Paris war, Kommentare zu des Aristoteles Büchern de Caelo, de Mundo und dessen Ethik, so wie zu Plato's Büchern de Legibus und de Republica vorhanden waren. Und diese Bücher sind es gerade, die von Johannes auch in seinem Policraticus theils ausdrücklich angeführt, theils stillschweigend benutzt werden. Aber auch für die Notizen über die andern Philosophen, unter denen sogar zwei Academiker Endymion*) (v. 1119—1125) und Antisthenes**) (v. 1139—1144) vorkommen, die uns völlig unbekannt scheinen, ist vielleicht aus seinem Policraticus die Quelle nachzuweisen. Dort wird nämlich ein Flavianus de vestigiis philosophorum angeführt, der noch in keiner Literaturgeschichte berücksichtigt ist. Ein Zufall führte den Herausgeber auf die Entdeckung, daß derselbe ein ganz bekannter Mann ist, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts die höchsten Staatswürden in Rom bekleidete und von Macrobius als Redner in seinen Saturnalien aufgeführt wird. Es scheint noch ein unbekannter Schriftsteller in

*) Cujuscumque rei firmetur opinio vera
Hoc vetus Endymion censuit esse fidem.
Asserit errorem, si fiat opinio fallax,
Falsaque nesciri dicit et arte probat.
Falsum nescitur, quia nulla scientia fallit,
Nec permisceri lux tenebraeque valent.

**) Doctior Antisthenes Academicus, omnia solum
Scire Deum dicit et ratione probat.
Asserit et superos quam plurima scire, nec omnes
Omnia, mortales paucula scire putat,
Haesitat in cunctis, nisi quae ratione probantur
Vana, cui stupor est non habuisse fidem.

Digitized by Google

diesem Gedicht genannt zu sein, Namens Furvus*) (v. 197—210), der wegen seiner allegorischen Ausdrucksweise neben Martianus Capella genannt, als Historiker aber von ihm unterschieden wird. Es ist zu vermuthen, doch nicht nachzuweisen, daß derselbe von jenem Virius Nicomachus Flavianus nicht verschieden sei und dieser, wie in jener Zeit Vielnamigkeit nicht ungewöhnlich ist, entweder auch noch jenen Namen führte oder aus irgend einem Grunde damals diesen Beinamen erhielt. Die Entscheidung hängt wohl davon ab, ob es je gelingen wird, die Verse 203 und 204 sicher und genügend zu erklären.

Von mehreren Mitgliedern des Vereins ward bemerkt, daß dieser Flavianus wohl derselbe sei, der aus den Handschriften des Livius als Urheber einer Textesrecension bekannt ist. Die Nachweisungen Drakenborchs XV. 1. p. 614 sqq. ed. Stuttg. machen unzweifelhaft, daß der Vater von diesem Redacteur des Livius der Historiker ist, von dem, wie wir es angenommen, ohne Zweifel die Schrift de Vestigiis philosophorum herrührt, deren Titel wahrscheinlich dem Griechischen περὶ διαδοχῶν nachgebildet ist. Cf. Beugnot, Hist. de la destruction du Paganisme en occident. Par. 1835. vol. I. p. 469.

Es wird nicht unangemessen sein, hier nachträglich noch einen andern uns verlornen Schriftsteller zu nennen, der Quelle für unseren Johannes in der Geschichte der Philosophie gewesen sein kann, ja gewesen ist. Es wird nämlich Polier. III. 14 Caecilius Balbus genannt. Diese Stelle, wo er den Augustus lobt, daß er sich von der Vergötterung nicht habe bethören lassen, würde wohl ahnen lassen, daß derselbe auch die Geschichte der Philosophie behandelt habe. Da fällt mir aber eben ein Programmblatt der Harburger Stadtbibliothek aus dem Ende des 14. Jahrhunderts in die Hände aus einer lexikalisch geordneten Anecdoten-Sammlung, die aus verschiedenen lateinischen Schriftstellern, besonders aus Valerius Maximus compilirt ist. Hier findet sich s. v. latrocinium citirt: Caecilius Balbus libro III. de Nugis philosophorum, und es folgt eine Anecdote von Alexander und einem Seeräuber, welche Johannes in demselben Capitel, in dessen Anfange er den Balbus angeführt, mit denselben Worten erzählt, nachdem er mehrere Anecdoten von Philosophen dazwischen angeführt hat. Was liegt näher, als anzunehmen, daß derselbe Schriftsteller auch für den übrigen Theil dieses Capitels und noch manche ähnliche Einzelheiten in andern Theilen seiner Werke Quelle ist? Gewiß ist es endlich nicht zufällig, daß unser Auctor den zweiten Titel seines Hauptwerks de nugis curialium et vestigiis philosophorum zusammengesetzt hat aus den Titeln der Werke des Balbus und des Flavianus.

*) Qualiter arcanum lateat sub imagine falsa,
Quaeritur; hoc Furvus atque Capella docent,
Excutiunt rerum causas et foedera tractant.
Mores, historiae plus tibi, Furve, placent,
Sermo cothurnatus Furvi discessit ab usu
Et raro legitur prae gravitate sui,
Sed tamen in pago Ligurino casus habetur
Hic, ubi de florum germine nomen habet.
Hunc meus a Conchis Wilielmus saepe legebat,
Hunc etiam noster Pontilianus amat.
Clauditur archivis Remorum, Belgica prima
Hunc dedit, et primas Aurelianis habet.
Utilior magnis Furvus, sed lacte Capella
Plenior est, parvis sensibus apta magis.

Digitized by Google

Was die beiden unbekannten Akademiker betrifft, so ist schon im Commentar bemerkt, daß der Antisthenes wahrscheinlich von dem gleichnamigen Peripatetiker nicht verschieden sei. Die doppelte Bezeichnung sei erklärbar durch den Eklecticismus der späteren Zeit. Ueber den Endymion ward von einer Seite die Vermuthung aufgestellt, daß es Aenesidemus, von einer andern, daß es Lakydes sei. Diese Ansichten veranlaßten mich, noch einmal nachzusehen, und ich glaube jetzt, daß es kein anderer als Carneades sein kann. Erstlich würde es auffallend sein, wenn dieser gar nicht vorkäme (unter seinem wahren Namen kommt er aber im Gedicht nicht vor), da Johannes sich gerade der von ihm ausgegangenen Lehre der dritten Akademie anschließt, die dem Endymion beigelegte Lehre offenbar die des Carneades ist, und von diesem eine Ueberlieferung existirt, die ihn gleichsam zum Geliebten der Selene macht, durch welche es wenigstens erklärbar wird, daß er zu diesem Namen kommen konnte. Diog. Laert. IV. 64 wird nämlich erzählt, es sei die Sage gewesen, daß bei seinem Tode eine Mondfinsterniß eingetreten sei, als habe der schönste Stern nach der Sonne seinen Schmerz (συμπάθεια) darüber ausdrücken wollen.

Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß dieses mittelalterliche Werk auch dem classischen Philologen ein mehrfaches Interesse gewährt, und die Vermuthung bestätigen, daß überhaupt in den Bibliotheken an mittelalterlichen Werken noch Manches geborgen liegt, das neue Aufschlüsse auch für das Alterthum verspricht."

Der Vicepräsident bemerkte noch, Herr Fischer sei bereit, die diesjährigen Verhandlungen in Druck und Verlag zu nehmen. Auch sei beantragt worden, für die fünf ersten Hefte einen Gesammttitel und ein Register zu geben; ferner, daß von dem 6. Hefte ab die Paginirung durch die neue Folge von fünf Heften hindurchgehe. Nach kurzen Bemerkungen von Seiten Prof. Hermann's und Hofr. Thiersch's wurde beschlossen, Letzteres dem Verleger der Verhandlungen des nächsten Vereins zu überlassen. Der erste Antrag wurde genehmigt. Schließlich spricht Hofrath Thiersch den Wunsch aus, daß die Zeitschrift für Alterthumswissenschaft — da der Verein doch ein eigenes Werk, wie beabsichtigt gewesen, nicht erscheinen lasse — vom Verein in jeder Weise möge gefördert, namentlich wenigstens 1 Exemplar dieser Zeitschrift von allen gelehrten Anstalten gehalten werden.

Nachdem die Verhandlungen somit beendigt waren, sprach der Vicepräsident Folgendes:

Es ist das sechste Jahr, daß unser Verein besteht, und wenn auch keineswegs schon das Ziel, welches wir aus freier Wahl uns gestellt haben, erreicht ist, ihm, wie allem Menschlichen, noch Unvollkommenes anhaftet, so können wir doch aus voller Ueberzeugung es aussprechen, daß derselbe seit der kurzen Zeit seines Bestehens nach Außen wie nach Innen immer mehr erstarkt und gekräftigt ist. Allmählig, wie derselbe seinen Sitz bald hier, bald dort aufschlägt, wie nacheinander Nürnberg, Mannheim, Gotha, Bonn, Ulm und gegenwärtig Cassel zum Versammlungsorte dienten, hat derselbe sich über die edelsten Gauen Deutschlands verbreitet und sich immer steigender Theilnahme zu erfreuen gehabt. Und jetzt, wo wir einstimmig Dresden zum Orte der nächsten Zusammenkunft gewählt haben, dürfen wir uns der zuversichtlichen Hoffnung hingeben, daß auch Sachsen, eine der ältesten und fruchtbarsten Pflanzstätten der classischen Philologie, daß auch die östlichen Marken des deutschen Reiches, Oesterreich und Preußen, die vor Allen berufen sind, deutsche Bildung und Gesittung zu wahren und zu schirmen, mehr als bisher die Zwecke unseres Vereins fördern werden. Wohl keiner Zeit aber dürfte unser Verein mehr Bedürfniß

Digitized by Google

sein als der jetzigen, wo die Philologie, wenn sie ihren mächtigen Gegnern siegreich widerstehen will, vor Allem der Einigung und Eintracht bedarf, um ihr erhabenes Ziel niemals zu vergessen. Ja wir Alle müssen uns beständig durch die Wissenschaft verjüngen, um alles Veraltete, Abgelebte, Aermliche abzustreifen, und mit frischer Kraft die Lösung unserer Aufgabe immer von neuem zu beginnen.

Dies ist aber gerade eine der Hauptaufgaben unseres Vereins; und ich denke, auch die diesjährige Versammlung hat dazu das Ihrige beigetragen. Denn wohl können wir mit Befriedigung zurückblicken auf die so eben geschlossenen Verhandlungen. Fast auf sämmtlichen Gebieten unserer Wissenschaft wurden dankenswerthe Gaben zu Tage gefördert. Die Grammatik, die eigentliche Grundlage unserer Wissenschaft, verdankt unserer Versammlung eine höchst interessante Bereicherung, die sich wohl auch für die praktischen Zwecke des Unterrichts fruchtbringend erweisen dürfte; das herrlichste Denkmal der griechischen Tragödie, die Antigone des Sophokles, gab zur Erörterung schwieriger kritischer und exegetischer Probleme Anlaß; in der Literaturgeschichte erfuhr Aristoteles, jener großartige Geist; der mehr als irgend ein anderer zur Vermittelung des antiken und modernen Princips beigetragen hat, und noch immer eine unerschöpfliche Quelle tiefsinniger Weisheit ist, mehrfache Berücksichtigung; Archäologie, Mythologie und Geschichte fanden auch hier ihre würdigen Repräsentanten. Die Interessen der Schule, die mit denen der Wissenschaft auf das engste verbunden sind, wurden gleichfalls nicht zurückgesetzt, sondern eine wichtige Frage auf anregende Weise beantwortet. Endlich hat auch diese Versammlung gezeigt, daß wir keineswegs gesonnen sind, unsern Blick blos auf das eigne Gebiet zu beschränken und in starrer Isolirung zu verharren, und so war denn auch die deutsche Sprachforschung, die ja so großartige Leistungen aufzuweisen hat, und in vielen Beziehungen uns zum Muster und Vorbild dienen kann, sowie die allgemeine Literärgeschichte, nicht ausgeschlossen Die Abänderungen aber, welche die Statuten unseres Vereins erfahren, mögen, wie wir wünschen und hoffen, dazu dienen, unsere Zusammenkünfte immer anregender und fruchtbringender zu machen.

Möge denn die hochansehnliche Versammlung über diese erfreulichen Resultate, deren wir uns mit Recht rühmen können, die Mängel und das Unzureichende in der Anordnung und Leitung der Geschäfte übersehen und meiner Unerfahrenheit zu Gute halten; daß ich keine Fehlbitte thun werde, dafür spricht die Nachsicht, die Sie mir so vielfach bewährt haben. Indem ich dafür Ihnen meinen gerührtesten Dank ausspreche, rufe ich Ihnen Allen ein herzliches Lebewohl zu.

Zuletzt stattete der Präsident im Namen des diesjährigen Vereins nochmals den ehrerbietigsten und verbindlichsten Dank Allen ab, welche mit so großer Liberalität *), Thätigkeit und Freundlichkeit die Zwecke der sechsten Versammlung gefördert und ihr Interesse daran so lebhaft bezeigt hätten, dankte dem Vicepräsidenten, daß er die Leitung der Discussion übernommen und sich den Vorarbeiten hierzu bereitwilligst unterzogen habe, und schloß mit den Worten:

---

*) Dankbar zu erwähnen sind hierbei auch diejenigen Redactionen politischer und literarischer Blätter, welche die vom Präsidium erlassene Einladung zur sechsten Philologen-Versammlung unentgeltlich aufgenommen und somit die Zwecke des Vereins unterstützt haben, die Redactionen der neuen Jenaischen Literaturzeitung, der Börsenhalle, der Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, der Augsburger Allgemeinen Zeitung, des Schwäbischen Merkurs, des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen, der Aachener Zeitung, der Hannoverschen Zeitung und namentlich der Kasselischen Allgemeinen Zeitung, welche auch andere, den Philologen-Verein betreffende Mittheilungen bereitwilligst abdrucken ließ.

Digitized by Google

Endlich fühle ich mich verpflichtet, Ihnen, hochgeehrte Herren, ergebenst zu danken, für die freundliche und nachsichtige Beurtheilung dessen, was Ihnen hier geboten werden konnte und Ihren Erwartungen vielleicht nicht ganz entsprach. Sie haben sich dadurch auch in dieser Philologen-Versammlung, was unter den bestehenden Verhältnissen einen doppelten Dank verdient, als wahre Bekenner, Pfleger und Beförderer der Humanität gezeigt und bewährt. Sie haben von Neuem bewiesen, daß die Philologie keine grammatische Wortklauberei und kritische Silbenstecherei, sondern der Inbegriff des gesammten Lebens der alten Völker in geistiger, politischer, ethischer und praktischer Hinsicht ist; daß die Philologie kein Conglomerat einzelner, zufällig aufgelesener Notizen, sondern eine Wissenschaft ist, welche auf einem tiefen sittlichen Ernst, auf dem Streben, das Bessere der menschlichen Natur in der Vergangenheit zu erkennen, und auf christlicher Humanität beruht.

In dem frohen Gefühl, auch in der diesjährigen Versammlung der guten Sache einen guten Dienst erwiesen zu haben, in einer Zeit, wo das Bestehende und Geltende nur zu gern umgeändert und umgestoßen wird; wo die altclassische Literatur so manche Anfechtung und so manchen Kampf zu bestehen hat; wo Maulwürfe an den Wurzeln des Baums philologischer Erkenntniß nagen, theils Unwetter die schönsten Blüthen classischer Bildung von dem Baum des Unterrichts herabzuschmettern drohen; wo wucherndes Unkraut und üppiges Schlinggewächs die Gymnasien umrankt und die Keime des Besseren erstickt zu werden in Gefahr sind; da sich sagen zu können, daß man seinen Posten behauptet und rüstig für die Zwecke der Humanität und wahren Jugendbildung gekämpft habe, das ist ein hoher Genuß, ein schöner Lohn. Er gebührt Ihnen allen, hochverehrte Herren, welche uns, die Mitglieder des Vereins, sowie die Exoteriker dieser Versammlung durch ihre geistreichen und sinnigen Vorträge und Bemerkungen erfreut und belehrt haben.

Und so geleite ich Sie mit den besten Wünschen für Ihr und unseres Vereins Wohl, indem ich hiermit die sechste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen erkläre. Erhalten Sie uns, in Ihre Heimath zurückgekehrt, ein freundliches Andenken, sowie wir Ihrer in froher Erinnerung oftmals gedenken werden, und sorgen auch ferner, ein Jeder in seinem Kreise, daß nach unsers Meisters Worten **scutati hastatique ex armamentariis scholae prodeant.** — Leben Sie wohl!

Zum Schluß sang ein vierstimmiger Männerchor unter Leitung des Herrn J. Wiegand das Arndt'sche Lied: Was ist des Deutschen Vaterland ꝛc. nach Gustav Reichardt's Composition in so ergreifender Weise, daß die Versammlung tief bewegt sich trennte.

Digitized by Google

Beilage I*).

Der Fest-Saal im Holländischen Hofe.

Bei der Ausschmückung des Fest-Saales, in welchem die deutschen Philologen und Schulmänner am 3., 4. und 5. October d. J. das Mittagsmahl einnahmen, leiteten folgende von dem wohllöblichen Stadtrath, als dem eigentlichen Repräsentanten der Stadt, genehmigte und auf städtische Kosten ausgeführte Ideen:

Die Stadt hält Geisteslicht und Geistesfreiheit für heilige Besitzthümer der Menschheit und heißt daher deutsche Männer in ihren Mauern herzlich willkommen**), deren hoher Beruf es ist, die ihnen anvertraute Jugend zu erleuchten und für alles Wahre, Gute und Schöne zu erwärmen und zu begeistern. Eine Sonne als Urquell des Lichts und der Wärme, mit der Umschrift in Immortellen: Geisteslicht. Geistesfreiheit. drückt diesen Gedanken sinnbildlich aus.

Die Stadt Kassel weiß auch die Verdienste zu würdigen, welche tüchtige Philologen und Schulmänner der Vergangenheit durch gelehrte Forschungen wie durch Erziehung und Bildung des heranwachsenden Geschlechts um die Menschheit sich erwarben, und bekränzt nachfolgende ehrwürdige Namen, die auch im Tode noch als Muster und Vorbilder für die Lebenden glänzen: Ph. Melanchthon. J. Sturm. F. Sylburg. J. Fr. Winckelmann. J. A. Ernesti. Ch. G. Heyne. F. A. Wolf. J. H. Voß. A. H. Niemeyer. B. G. Niebuhr. C. W. v. Humboldt. C. O. Müller. E. G. Graff. W. Gesenius.

Die Stadt Kassel, wie sie abhold ist jedweder Finsterniß und von harmonischer Durchbildung der Menschheit das wahre Lebensglück künftiger Geschlechter hofft, wünscht dem Vaterlande Glück, daß die Nebel des Hasses und der Feindschaft um der Meinung willen, im Sonnenlicht der Wahrheit mehr und mehr verschwinden, und das Band edler Humanität die Priester der Wissenschaft immer inniger, immer brüderlicher umschlingt. Zur Bezeichnung dieser Idee dient ein Kranz mit der Aufschrift in Immortellen: Humanität.

Die Stadt Kassel betrachtet die Philologie nicht als eine todte Wissenschaft der Vergangenheit, sondern als ein belebendes Element der Gegenwart, welches die Keime edler Gesinnungen weckt, frische Blüthen des Geistes treibt und bleibende Früchte für das gemeinsame Wohl hervorbringt; darum stellt sie die Büsten Homer's, Horatius' und Schiller's unter grünenden Sträuchen und duftenden Blumen auf mit der goldenen Inschrift am Postamente von Schiller's Büste:

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

---

*) Vorgetragen den 3. October 1843 an Tafel; concipirt von H. W. Jäger, Stadtraths-Mitglied.

**) Ueber der Eingangsthür befand sich das Wort Willkommen, umschlungen von einem Eichkranze. Musik, auf Kosten der Stadt besorgt, empfing die Eintretenden und würzte an diesem Tage sowie an den folgenden die Freuden des Mahls.

Digitized by Google

Beilage III.

Adresse*) an den Königlich Preußischen Generalmusikdirector Herrn Dr. Felix Mendelssohn Bartholdy.

Die Verwirklichung der von einem eben so erhabenen als reichbegabten Monarchen ausgegangenen Idee, durch eine scenische Darstellung der Sophokleischen Antigone den Versuch zu machen, die tragische Muse der Griechen aus dem Dunkel einer längst verschwundenen Zeit wieder heraufzuzaubern, hat, durch die Genialität der ausgezeichneten Meister, welche mit der Ausführung derselben beauftragt worden, unterstützt, in ihrem Erfolge den Beweis geliefert, daß unser Zeitalter noch im Stande ist, die großartigen Schöpfungen des griechischen Alterthums in ihrer unvergänglichen Hoheit zu würdigen, und sich in möglichst treuer Nachbildung anzueignen.

Dieses Ereigniß, das bei dem scheinbar dem classischen Alterthum von Tag zu Tag immer fremder werdenden Geiste der Zeit ein kaum erwartetes genannt werden konnte, haben alle Diejenigen, welche die Ansicht hegen, daß das Alterthum in seinen erhabenen, großen Schöpfungen ein heiliges und unvergängliches Vermächtniß für die Nachwelt sei, um so freudiger begrüßt, als sie in der außerordentlichen Wirkung, welche die Verwirklichung jener großartigen Idee durch ganz Deutschland hervorgerufen hat, das unverkennbare Zeichen eines neu belebten Interesses für das Alterthum und die darauf gegründeten Studien zu gewahren geglaubt haben.

Dieselbe Erfahrung zu machen ist auch der diesjährigen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Gelegenheit gegeben worden, als eine Recitation der Sophokleischen Antigone, von der musikalischen Begleitung getragen, welche Ihr Genius, Hochverehrter Mann, in heiliger Weihe geschaffen, unter Leitung eines geist- und kunstverwandten Meisters, an ihr vorüber geführt ward. Erfüllt von dem Gefühl der innigsten Dankbarkeit für den hohen Genuß, welchen dieselben aus diesem so glücklich unternommenen Versuche, die Vergegenwärtigung einer antiken Tragödie durch die Macht der Tonkunst zu bewirken, empfanden, haben die hier versammelten Philologen und Schulmänner in ihrer Sitzung vom 4. October den Beschluß gefaßt, diese ihre Empfindungen des innigst gefühlten Dankes Ihnen besonders auch in der Absicht auszusprechen, auf daß auch von dieser Seite dem Verdienste diejenige Anerkennung gewährt werde, welche den Schöpfungen eines wahrhaft von den Musen geliebten Mannes gebührt.

Cassel, den 5. October 1843.

---

*) Vorgetragen in der dritten öffentlichen Versammlung. Wurde auf eine Pergamentrolle geschrieben, von dem Präsidium unterzeichnet und am 18. October 1843 abgesendet.

Digitized by Google

Beilage III.

Antwortschreiben*) des Herrn Generalmusikdirectors Dr. Felix Mendelssohn Bartholdy.

Hochgeehrter Herr Director!

Die Auszeichnung, welche mir der diesjährige Philologen-Verein zuerkannt hat, ist mir so überraschend gewesen, daß ich wahrlich nicht weiß, wie ich meinen Dank für eine so hohe Ehre genügend aussprechen kann. Auf Entschuldigung meiner Kühnheit hatte ich wohl gehofft, als ich es unternahm, die Chöre der Antigone in Musik zu setzen; aber daß dieser Versuch auf eine solche Belohnung Anspruch machen dürfe, hätte ich nimmermehr gedacht. Wohl weiß ich selbst am besten, wie viel dabei noch überall zu wünschen bleibt; doch muß ich glauben, daß die Begeisterung, ja ich möchte sagen die Andacht, mit der mich das wunderbare Trauerspiel erfüllte, als ich es seit meinen Knabenjahren zuerst wieder las und so ganz neu empfand, sich hier und da in meiner Musik ausgesprochen habe, und daß ich eben diesem Gefühl von der übergroßen Herrlichkeit des Gedichtes den Beifall allein zu verdanken habe, dessen der Verein meine Composition würdigte.

Erlauben Sie mir, meine innigsten Danksagungen dafür an Sie zu richten und Sie zu bitten, den Ausdruck herzlichster Erkenntlichkeit dem Vereine in meinem Namen darbringen zu wollen. Genehmigen sie die vollkommenste Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

E. Hochwohlgeboren

ergebenster

Leipzig, den 23. October 1843.

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Beilage IV.

Philologis**) Cassellae congregatis

a. d. III. Non. Oct. MDCCCXLIII.

Ad lautas epulas vidi volitare sodales
Nec reputare sibi tanta impendere pericla.
Undique concursant hostes in nos, numerosis
Jam telis petimur gravibus, quin comminus instant.
Nondum conticuere acres Lorinseriani,
Queis acclamarunt laeti, quos desidiosos
Orbilii castigarunt, baculoque dolarunt.

---

*) An den Präsidenten gerichtet.

**) Von dem Herrn Verfasser während des Mittagessens im Holländischen Hofe vorgetragen.

Digitized by Google

Hos laeti ulciscuntur, et in nos iurgia mittunt,
Olim vexati, pueris laeta omnia iactant.

Alter post illos infensus prosilit ordo,
Utile qui dulci miscent, mistoque fruuntur.
Nam quod non manibus prendunt, non utile censent;
Quid faciat laetas segetes, quae cura vitelli,
Spectant, quidque paret nummos, possitque iuvare
Et mercaturam nautasque artesque banausas.
Classica sunt odio studia his, et futile censent,
Quidquid non auget nummos et commoda vitae.
Hinc nos aspernantur et undique pellere tentant,
Nil prosunt pueris, quae nostram aluere iuventam.

Tertia iam restat nobis valde horrida secta,
Quam cave ne offendas: namque impius ille vocatur,
Qui non illorum sectatur dogma virorum.
Jam nos esse negant satis illi relligiosos,
Paganumque putant caecum, quicunque adiit nos,
Quamvis sint sancti, sanctis maledicere tentant.

An plures hostes memorem? non copia deerit;
Claudere sed iubeor cito rivos; iamque valete
Securi, praeter coenam nullius avari.
Caedite Bombomachos crassos, Gurgustidonasque,
Atque Bovillanos, Turdetanosque volucres,
Sardellosque mari emersos, Gallosque rebelles
Crispatos — illi intereant, intendite tela.

Hermannus Weissenborn, Jenensis.

Dem Vereine der Sprachforscher zu Kassel*),

in der ersten Octoberwoche 1843.

So harmlos seh' ich Euch zur Tafel eilen,
gedenken nicht der mannigfachen Noth,
die von der Feinde scharfgespitzten Pfeilen
ringsum nur allzu nah uns droht?

Verklungen sind noch nicht Lorinser's Worte,
gepriesen von der trägen Schüler Schaar,

*) Nach dem Latein des Hermann Weissenborn verdeutschet von dem jüngeren Balhorn, in dem Beiblatte zur Kasselschen Allgemeinen Zeitung vom 16. October 1843.

Digitized by Google

die, wohlverdient, oft an des Carcers Pforte,
oft stöcklich einst begrüßet worden war:
in jenem Arzte glauben faule Knaben,
den Anwalt ihres Müßiggangs zu haben!

Ein zweiter Gegner unsres schweren Strebens
beruft sich auf der falschen Lehre Schein,
als sei „Erwerb" der wahre Zweck des Lebens,
„handgreiflich müsse, was ihm frommet, sein, —
„des Ackerfeldes und des Vieh's Gedeihen,
„der Geldbetrieb im Borgen und Verleihen,
„des Handels Gang zu Wasser und zu Lande,
„Gewinn erringend selbst vom fernsten Strande,
„nur solches Sinnen lohne noch der Mühe,
„woraus des Reichthums Silberblick erglühe, —
„dieweil mit alter Sprachen Sylbenstechen
„nur gute Narr'n sich noch den Kopf zerbrechen!" —

Noch schlimmer ist die dritte Feindesrotte,
der Frömmler Zunft, von Dünkel aufgebläht.
Sie thun so heilig, sprechen stets von Gotte
und von des Gottgesandten Majestät;
unchristlich aber sieht man den sie hassen,
der nicht von ihnen sich will blenden lassen,
und, statt mit Seufzern und mit trüben Mienen,
mit Menschenliebe seinem Gott will dienen.

Jedoch, mag's auch an Feinden uns nicht fehlen,
was kümmert's uns? — wir grollen ihnen nicht —
und, statt um sie hier länger uns zu quälen,
frischauf, Genossen, zu des Mahles Pflicht!
Greift muthig an das Wildpret und Geflügel,
den Roastbeef und der Makaronen Hügel,
verschmäht auch nicht die würzigen Sardellen,
geweiht Euch von des Mittelmeeres Wellen; —
der Toaste Wettstreit lasset froh erschallen,
dazwischen die Champagnerflaschen knallen,
und krönt die deutschen Gastronomenfahnen
mit Kammesroth von lauter welschen Hahnen,
vermittelnd so, nach Art der Diplomaten,
der Zungen Zwist durch feine Wein' und Braten!

Digitized by Google

Beilage V.

Verzeichniß

deutscher Philologen und Schulmänner,

welche sich zum

Verein in Kassel

vom 1. bis 5. October 1843 versammelt haben.

1. Dr. Karl Friedr. Weber, Gymnasial-Director, Kassel.
2. Dr. Theodor Bergk, Professor, Marburg.
3. Dr. Ernst Henke, Professor, Marburg.
4. Dr. Theodor Benfey, Göttingen.
5. Karl Lorenz Collmann, Inspector der Bürgerschule, Kassel.
6. Dr. K. Fr. Hermann, Professor, Göttingen.
7. Dr. C. L. Grotefend, Hannover.
8. Dr. Friedr. Kritz, Erfurt.
9. Dr. H. A. Müller, Fulda.
10. W. Wiegand, Pfarrer und Gymnasial-Lehrer, Hersfeld.
11. Dr. G. Lobe, Gymnasiallehrer, Rinteln.
12. Ludwig Abel, Präceptor, Stuttgart.
13. Dr. Jos. Hoffa, Privatdocent, Marburg.
14. Dr. Friedr. Röder, Oberlehrer, Nordhausen.
15. Eduard Haage, Conrector, Ilfeld.
16. Franz Jac. Schell, Gymnasial-Lehrer, Fulda.
17. Georg Wilh. Matthias, Pfarrer u. Gymnasial-Lehrer, Kassel.
18. Dr. Heinr. Wiskemann, Gymnasial-Lehrer, Hersfeld.
19. Dr. G. F. Döhner, Kirchen und Schulrath, Zwickau.
20. Dr. Joh. Heinr. Chr. Schubart, Bibliothek-Secretar, Kassel.
21. Dr. P. K. Heß, Professor und Director, Helmstedt.
22. Dr. Börsch, Professor u. Gymnasial-Lehrer, Kassel.
23. Dr. B. Thiersch, Gymnasial-Director, Dortmund.
24. Dr. Julius Cäsar, Professor, Marburg.
25. Dr. Heinr. Rieß, Gymnasial Lehrer, Kassel.
26. Dr. Clemen, Lehrer d. Realschule, Kassel.
27. Dr. Christian Koch, Professor, Marburg.
28. Dr. C. C. Brauns, Gymnasial-Director, Rinteln.

Digitized by Google

29. Dr. K. Hinkel, Gymnasial-Hülfslehrer, Kassel.
30. Dr. J. Rubino, Professor, Marburg.
31. Dr. J. C. Flügel, Gymnasial-Lehrer, Kassel.
32. Dr. Georg Friedr. Eysell, Gymnasial-Lehrer, Rinteln.
33. Dr. Karl Bernhardi, Bibliothekar, Kassel.
34. Dr. Heim. Burhenne, Lehrer an der höheren Gewerbschule, Kassel.
35. Dr. Friedr. Rehm, Professor, Marburg.
36. Dr. Fr. K. Th. Piderit, Archiv-Rath, Kassel.
37. Dr. J. Hehl, Inspector der höheren Gewerbschule, Kassel.
38. Karl Winkelblech, Professor, Kassel.
39. August Schierenbeck, Candidat, Cassel.
40. Emil Dreicher, Lehrer, Kassel.
41. Dr. K. W. Piderit, Gymnasial-Lehrer, Kassel.
42. J. Fr. Lichtenberg, Gymnasial-Lehrer, Hersfeld.
43. Dr. E. Heinr. Kühnert, Lehrer an der höheren Gewerbschule, Kassel.
44. Dr. Friedr. Münscher, Gymnasial-Lehrer, Hanau.
45. Dr. Gust. Volckmar, Gymnasial-Lehrer, Hersfeld.
46. Karl Heräus, Cand. phil., Kassel.
47. L. S. Ruhl, Geh. Hofrath, Kassel.
48. A. W. Kratz, Candidat, Kassel.
49. Fr. Christoph von Rommel, Staatsarchiv-Director, Kassel.
50. Dr. Fr. Aug. Theobald, Gymnasial-Lehrer, Kassel.
51. H. W. Hartwig, Obergerichts-Anwalt, Kassel.
52. Joh. Wiegand, Lehrer, Kassel.
53. G. Wiegand, Realschullehrer, Kassel.
54. D. Defeuzes, Cand. theol., Kassel.
55. Const. Schimmelpfeng, Gymnasial-Lehrer, Kassel.
56. Georg Hütterott, Kassel.
57. W. Klingender, Progymnasial-Lehrer, Eschwege.
58. R. Kutsch, Cand. phil., Barchfeld.
59. A. Kutsch, beauftragter Lehrer am Gymnasium, Kassel.
60. Gottfr. Weber, desgl., Kassel.
61. Dr. W. Müller, Privatdocent, Göttingen.
62. F. Schreiber, Lehrpraktikant, Kassel.
63. H. E. Asbrand, Metropolitan, Kassel.
64. J. Martin, Pfarrer, Kassel.
65. A. B. Krische, Professor, Göttingen.
66. Dr. Ed. Deichmann, Gymnasial-Lehrer, Hersfeld.
67. Meyer, Pfarrer, Kassel.
68. Georg Dissel, Sprachlehrer, Kassel.
69. Chr. Petersen, Professor, Hamburg.
70. M. Biermann, Kassel.
71. Dr. Ignaz Ritz, beauftragter Lehrer am Gymnasium, Fulda.
72. Dr. Schleck, Gymnasial-Director, Hanau.
73. E. Richard, Cand. phil., Osnabrück.
74. Dr. W. Hupfeld, Gymnasial-Lehrer, Rinteln.
75. Dr. C. Weismann, desgl., Rinteln.
76. Dr. R. Kohlrausch, desgl., Rinteln.
77. Blauel, Rektor, Osterode.
78. Siutenis, Professor, Zerbst.
79. Dr. H. L. Ahrens, Ilfeld.
80. A. Emperius, Professor, Braunschweig.
81. Dr. F. Bamberger, Braunschweig.
82. Dr. Geffers, Director, Göttingen.
83. Gravenhorst, Conrector, Göttingen.
84. Meißner, Conrector, Göttingen.
85. Pabst, Candidat, Göttingen.
86. Dr. Schneidewin, Professor, Göttingen.
87. Dr. Theodor Waitz, Gotha.
88. Hand, Geh. Hofrath und Professor, Jena.
89. Hoffmann, Geh. Kirchenrath, Jena.
90. Dr. Wüstemann, Professor, Gotha.
91. Fr. Thiersch, Hofrath und Professor, München.
92. Dr. Rost, Ober-Schulrath und Director, Gotha.
93. Göttling, Geh. Hofrath und Professor, Jena.

Digitized by Google

94. Knappe, Kassel.
95. Gernhard, Consistorialrath und Director, Weimar.
96. Dr. Credner, Professor, Gießen.
97. Dr. Otto Schneider, Gymnasial-Lehrer, Gotha.
98. Dr. Habich, Professor, Gotha.
99. Bormann, Gymnasial-Hülfslehrer, Kassel.
100. J. J. Bohné, Buchhändler, Kassel.
101. Dr. Rein, Professor, Eisenach.
102. Dr. von Wydenbrugk, Eisenach.
103. Dr. von Leutsch, Professor, Göttingen.
104. Kraushaar, Pfarrer, Kassel.
105. Dr. H. F. Brauhardt, Nordheim.
106. Dr. C Volckmar, Ilfeld.
107. Dr. C. E. Varges, Göttingen.
108. Dr. E. Weber, Professor, Weimar.
109. K. Lade, Rector, Eimbeck.
110. W. H. Meurer, Gymnasial-Lehrer, Rinteln.
111. Hartmann, Pfarrer, Arnstadt.
112. Dr. Georg Bippart, Eisenach.
113. Dr. A. Vilmar, Gymnasial-Director, Marburg.
114. Dr. Döderlein, Professor, Erlangen.
115. Kramarczick, Oberlehrer, Heiligenstadt.
116. Dr. Thomas, Lehrer am Kadettenkorps zu München.
117. Dr. E. Most, Gymnasial-Hülfslehrer, Marburg.
118. Forchhammer, Professor, Kiel.
119. Dithmar, Gymnasial-Lehrer, Marburg.
120. Dr. Osann, Professor, Gießen.
121. Dr. Blackert, Gymnasial-Lehrer, Marburg.
122. Dr. H. Thiersch, Professor, Marburg.
123. Dr. Bömel, Gymnasial-Director, Frankfurt a. M.
124. Dr. Münscher, Gymnasial-Director, Hersfeld.
125. Dr. K. H. Scheidler, Professor, Jena.
126. Wolff, Professor, Kassel.
127. Joh. Heinr. Traug. Müller, Director, Gotha.
128. J. A. Röse, Candidat, Kassel.
129. Sippell, Pfarrer und Gymnasial-Lehrer, Kassel.
130. Dr. Ludwig Stacke, Gymnasial-Praktikant, Marburg.
131. Dr. Elvers, Ober-Appellations-Rath, Kassel.
132. G. F. Wüstenfeld, Professor, Göttingen.
133. Georg Landgrebe, Pfarrer, Kassel.
134. Dr. K. Hölting, Realschullehrer, Kassel.
135. Dr. Wilhelm Kröger, Pfarrer, Witzenhausen.
136. Dr. Walz, Professor, Tübingen.
137. Altmüller, Pfarrer, Solz.
138. Dr. Harnier, Geh. Hofrath, Kassel.
139. Dr. Ameis, Subconrector, Mühlhausen.
140. Engelhardt, Oberbaumeister, Kassel.
141. Brennung, Candidat.
142. Dr. Curtze, Conrector, Corbach.
143. Dr. Curtze, Consistorial-Assessor, Mengeringshausen.
144. Dr. A. W. Zumpt, Oberlehrer am Friedriche-Werderschen Gymnasium, Berlin.
145. Jatho, Pfarrer, Kassel.
146. Dr. A. Rein, Director der Realschule, Crefeld.
147. Dr. Wiß, Ober-Consistorialrath, Fulda.
148. Dr. Droncke, Gymnasial-Director, Fulda.
149. Dr. Dryander, Halle.
150. Wieseler, Professor, Göttingen.
151. Schmieder, Gymnasial Lehrer, Dortmund.
152. Jul. Ruhl, Hofbaudirector, Kassel.
153. Wilh. Jäger, Pfarrer, Kassel.
154. Pinhas, Dr. phil., Kassel.
155. Dr. H. Weißenborn, Privatdocent, Jena.
156. Dr. C. P. C. Schönemann, Bibliothekar, Wolfenbüttel.
157. Koch, Geh. Rath, Vorstand des Ministeriums des Innern, Kassel.
158. Dr. A. Reusch, Königsberg in Preußen.
159. Dr. Ch. Röth, Bürgerschul-Inspector, Kassel.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Statuten des Vereins S. 1.
Protokoll der vorbereitenden Sitzung S. 5.
Einleitende Worte des Präsidenten S. 5.
Constituirung des Büreau S. 7.
Comité für den nächsten Versammlungsort S. 7. 14. 63.
Eingegangene Sachen für den Verein S. 8.
Protokoll der ersten öffentlichen Sitzung S. 10.
Eröffnungsrede des Vicepräsidenten S. 10.
Thiersch (Hofrath) Zweck des Vereins S. 12.
Göttling (Geh. Hofrath): Ueber eine Bildsäule der Thusnelda S. 13.
Osann (Professor): Ueber die erste Anpflanzung und Verbreitung des Weinstocks in Attika S. 15.
Bernhardi (Bibliothekar): Einige Wünsche in Beziehung auf die weitere Ausführung der Sprachkarte Deutschlands S. 37.
Schneidewin (Professor): Cäsar Augustus und Britannien S. 40.
Protokoll der zweiten öffentlichen Sitzung S. 48.
Hand (Geh. Hofrath): Adreßbuch der Lehrer an Universitäten und Gymnasien S. 48.
Hermann, K. F., (Professor): Aenderungen in den Statuten des Vereins S. 48.
Thiersch (Hofrath): Ueber den 3. Chorgesang der Antigone des Sophokles S. 52.
Hermann, K. F. (Professor): Das sittliche Motiv der antiken Tragödie S. 61.
Osann (Professor): Dankadresse an Mendelssohn Bartholdy S. 63. 74. 113.
Dresden demnächstiger Zusammenkunftsort S. 63.
von Leutsch (Professor): Ueber ein zu gründendes stipendium Muellerianum S. 64.
Wiß (Ober-Consistorialrath): Beiträge zur Geschichte der Hochstifts- und Landes-Bibliothek in Fulda S. 65.
Döderlein (Professor): Klassification der Präpositionen S. 72.
Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung S. 74.
Waitz (Dr.): Platon und Aristoteles in ihrem Gegensatze parallelisirt mit Schelling und Herbart nebst der Anzeige einer neuen Bearbeitung des Aristotelischen Organon S. 75.
Krische (Professor): Ueber die Bearbeitung des Aristoteles S. 78.
Hermann, K. F., (Professor): Ueber Plato's Idealismus und das Verhältniß des Aristoteles zu demselben S. 79.
Forchhammer (Professor): Ueber das Princip der Ordnung der Aristotelischen Bücher vom Staat S. 81.
Döderlein (Professor): Uebersicht der allgem. Sprachlehre S. 92.
Walz (Professor): Bemerkungen zum Vorigen S. 94.
Ahrens (Dr.): Verschiedene Bedeutungen der Casus S. 95.
Thiersch (Hofrath): Bedeutung der Casus. S. 95.
Münscher (Gymnasial-Director): Ueber die Auswahl der Klassiker für Gymnasien S. 95.
Thiersch (Hofrath): Bemerkungen zum Vorigen und über Lehrbücher der vaterländischen Specialgeschichte S. 105.
Petersen (Professor): Ueber Joh. Sarisberiensis Entheticus de dogmate philosophorum S. 106.
Druck der Verhandlungen S. 109.
Zeitschrift für Alterthumswissenschaft S. 109.
Abschiedsrede des Vicepräsidenten S. 109.
Schlußworte des Präsidenten S. 110.
Ausschmückung des Festsaales S. 112.
Adresse an den Generalmusik-Director Mendelssohn Bartholdy S. 113.
Antwort des Generalmusik-Directors Mendelssohn Bartholdy S. 114.
Weissenborn (Dr.): Lateinisches Gedicht nebst deutscher Uebersetzung von dem jüngern Balhorn S. 114 f.
Verzeichniß der Mitglieder S. 117.

Digitized by Google

Verhandlungen

der

siebenten Versammlung

deutscher Philologen und Schulmänner

in

Dresden

den 1. 2. 3. und 4. October 1844.

Leipzig und Dresden,
Arnoldische Buchhandlung.
1845.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verhandlungen des Vereins

deutscher

Philologen und Schulmänner.

Zweites Lustrum.

Zweite Abtheilung.

1844.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Dresden den 1. October 1844.

Der Präsident Comthur D. Hermann eröffnete die Versammlung mit folgenden Worten:

„Der gnädigen Genehmigung Sr. Majestät des Königs, der geneigten Theilnahme Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers des Cultus und öffentlichen Unterrichts, der zuvorkommenden Bereitwilligkeit der verehrlichen Behörden und der wohlwollenden Freundlichkeit der Bewohner dieser Stadt verdanken wir es, daß wir uns hier versammeln können, wo sich Wissenschaft, Kunst und Natur vereinigen um uns in großer Mannigfaltigkeit zu bieten, was anregen und erfreuen kann. Mir, dem das Glück zu Theil worden ist Sie zu begrüßen, liegt vor allem die Pflicht ob meinen Dank auszusprechen. Die vorjährige Versammlung zu Cassel hat mir die Ehre erzeigt nicht bloß mich zum Präsidenten für dieses Jahr zu ernennen, sondern mir auch die Wahl des Vicepräsidenten anheim zu stellen. Wenn ich in beidem ein höchst werthes Zeichen von Liebe und Vertrauen hochgeschätzter Männer und zum Theil vieljähriger Freunde erkennen mußte, so durfte ich mir doch nicht verbergen, wie wenig ich bei gar keiner Anlage und Neigung, so wie bei gänzlichem Mangel an Uebung in Geschäftsführungen, zu dem mir übertragenen Amte geeignet bin. Dennoch glaubte ich es nicht ablehnen zu dürfen, nicht nur um nicht undankbar gegen so gütige Gesinnung zu erscheinen, sondern auch um den Verdacht zu vermeiden, als wollte ich aus Bequemlichkeit und Gemächlichkeit mich einem Geschäfte entziehen, dessen Verwaltung von mir gefordert werden konnte. Ich sehe mich daher genöthigt Sie zu bitten, durch Nachsicht mir einen neuen Beweis Ihres Wohlwollens zu Theil werden zu lassen.

Da es in der Natur der Sache liegt, daß wenigstens einer der Vorsitzenden an dem Orte der Versammlung einheimisch sein muß, so schätze ich mich glücklich, daß der Herr Director D. Schulz meine Bitte gewährt hat das Amt des Vicepräsidenten zu übernehmen, ein Amt, das in dem gegenwärtigen Falle doppelt geschäftsvoll war, da der Herr Vicepräsident ganz allein das zu besorgen hatte, wovon die Hälfte mir, wenn ich hier wohnhaft wäre, würde zugefallen sein. Allen diesen Bemühungen hat sich Herr D. Schulz mit der größten Bereitwilligkeit unterzogen, alle diese Geschäfte mit solcher Umsicht, mit solcher Sorgfalt, mit so uner-

Digitized by Google

müdeter Thätigkeit ausgeführt, daß ich nicht weiß, in welchen Ausdrücken ich meinen Dank genugsam aussprechen soll.

Nächstdem sehe ich mich aber auch zu einer Rechtfertigung veranlaßt, da ich scheinen kann über meine Befugniß hinausgegangen zu sein, indem ich in der öffentlich erlassenen Einladung auch die deutschen Orientalisten ersucht habe an dem Philologenvereine Antheil zu nehmen. Denn wie sicher ich auch voraussetzen darf, der Begriff der Philologie werde von keinem von uns so eng genommen, daß darunter bloß das griechische und römische Alterthum zu verstehen sei, so könnte mir doch der Vorwurf gemacht werden eigenmächtig und willkürlich eine Neuerung vorgenommen und den Kreis sowohl der zu besprechenden Gegenstände als der Theilnehmer an den Besprechungen erweitert zu haben. Ich bin es daher mir selbst schuldig zu erklären, wie sich die Sache verhält.

Herr Professor Brockhaus fragte bei mir an, ob es gestattet werden würde, daß er einen Vortrag hielte in Betreff der Mittel das Studium der Sanscritlitteratur zu befördern. Natürlich konnte ich dieses Anerbieten nur für willkommen erklären. Eine Einladung an die Herren Orientalisten würde es nicht zur Folge gehabt haben, wenn nicht Herr Professor Fleischer mir in einem Schreiben den Wunsch derselben sich unserer Versammlung anzuschließen bekannt gemacht, und zugleich die Herren bezeichnet hätte, welche den sich anmeldenden nähere Auskunft geben würden. Dieser Antrag mußte ebenfalls, in wiefern die classische Philologie in mannigfacher Beziehung mit dem Orient steht, für erfreulich anerkannt werden, da auch ohne Anfrage nicht nur die orientalische, sondern auch die altdeutsche und romanische Litteratur, als in den Umfang der Philologie gehörig, willkommen sein müssen; in wiefern er aber auf besondere, die orientalische Litteratur ausschließlich angehende Gegenstände zielte, lag es am Tage, daß die Herren Orientalisten vorausgesetzt hatten, unsere Versammlung theile sich, wie andere ähnliche Versammlungen, in verschiedene Sectionen, die gleichzeitig in verschiedenen Localen ihre Besprechungen hielten, weshalb die genannten Herren in der von ihnen ausgegangenen Einladung auch die ausländischen Orientalisten zur Theilnahme veranlaßt haben. Auf ähnliche Weise haben nachher die Herren Theologen, als Exegeten, eine Einladung zum Anschluß an unsere Versammlung ergehen lassen. Diese Erläuterung, hoffe ich, wird hinreichen den Vorwurf von mir abzuhalten, als hätte ich mir eigenmächtige Aenderungen der bisher bestandenen Einrichtung erlaubt.

Indem ich nun mich Ihrem Wohlwollen und Ihrer Nachsicht empfehle, erkläre ich die siebente Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für constituirt. Seien Sie daher willkommen, alle, die sich hier eingefunden haben. Möchten wir doch manchen werthen Freund nicht vermissen, den Alter, Unwohlsein, Amts- und häusliche Verhältnisse abgehalten, oder, wie den ehrenwerthen Emperius, ein frühzeitiger Tod uns entzogen hat. Erfreuen Sie uns mit Ihren belehrenden und anregenden Gaben, damit auch diese Versammlung Früchte trage zu Erweiterung des Wissens, zu Beförderung einträchtigen Strebens, und zu Belebung und Behauptung wahrer Humanität."

In Erwiederung hierauf dankte Professor Fleischer im Namen der Orientalisten dem Vereine und namentlich dem Präsidenten für die Bereitwilligkeit, mit welcher derselbe ihren Wünschen entgegen gekommen sei.

Digitized by Google

Demnächst wurden auf den Vorschlag des Präsidenten zu Secretären der Versammlung erwählt Professor D. Kraner von Meißen, D. Kreußler von Leipzig, D. Schaefer von Dresden.

Nach Vorlesung der Statuten drückte der Vicepräsident die Freude der Behörden und Bürger seiner Vaterstadt Dresden aus, eine so zahlreiche und ansehnliche Versammlung in ihren Mauern begrüßen zu dürfen. Er schloß hieran die Bemerkung, daß es wohl vielen der anwesenden Herren nicht unbekannt geblieben sein würde, wie hier vor der Eröffnung der Versammlung einige Mißverständnisse obgewaltet hätten. Mit besonderer Freude könne er der Versammlung ankündigen, daß diese vollständig beseitigt seien; indem die betreffenden Herren durch Privaterörterungen einiger Vereinsmitglieder die Ueberzeugung gewonnen hätten, daß eine Zurücksetzung des Gymnasiallehrerstandes von der Versammlung zu Cassel nicht beabsichtigt werden konnte. Er hoffte, daß mit dieser kurzen Erklärung jene für das Präsidium betrübende Angelegenheit ihre vollständige Erledigung gefunden haben würde. Er verlas dann die bis dahin angemeldeten Vorträge nach der vorläufig festgesetzten Tagesordnung.

In Bezug auf diese beantragte Professor Fleischer eine Veränderung in der Art, daß auf den Anfang der Sitzungen um neun Uhr die Vorträge verlegt würden, welche für die Orientalisten ein besonderes Interesse gewährten, damit sie diesen unbeschadet ihrer besonderen Zusammenkünfte um zehn Uhr beiwohnen könnten.

Während Professor Weber aus Bremen dagegen äußerte, daß der Verein sich nicht in Sectionen habe theilen wollen, bemerkte Professor Lachmann, daß diese Angelegenheit sich weniger zu einem Beschlusse der Versammlung eigne, als zur Entscheidung des Präsidiums und Privatbesprechung mit den einzelnen Mitgliedern, welche Vorträge angekündigt hätten. Da die Versammlung sich bei dieser Erklärung beruhigte, wurde die Geschäftsordnung der besonderen Sitzungen der Orientalisten verlesen.

Hierauf referirte der Vicepräsident über die für den Verein eingegangenen Schriften. Dem Vereine gewidmet und an die einzelnen Mitglieder vertheilt wurde folgende Schrift:

Philologis Germaniae congressis Dresdae m. Octobri a. MDCCCXLIV C. I. Blochmanni gymnasii Vitzthumiani rectoris et suo nomine salutem dicentes commentarios varii argumenti tres obtulerunt G. Bezzenberger A. Schaefer G. Curtius, antiquarum litterarum in eodem gymnasio magistri. Dresdae. 50 pag. 4. (De verbi latini futuro exacto et perfecti coniunctivo scr. Georgius Curtius. De locis nonnullis Ciceronis Plinii Frontonis scr. Arnoldus Schaefer. Emendationum delectus scr. Georgius Bezzenberger.)

Dem Comthur Professor D. Hermann als Präsidenten der Versammlung ward gewidmet und in einer Anzahl von Exemplaren an die Mitglieder vertheilt:

Friederici Ritschelii atheteseon Plautinarum liber I. IV. u. 46 pag. 4.

Außerdem wurden folgende Schriften von den Herren Verfassern selbst oder in deren Auftrage dem Vereine mitgetheilt und übergeben:

Underviisnings-Commissioners Lov-Udkast. Christiania 1841—1844. 8. (Eingesandt von dem Präses der königl. Commission für das Unterrichtswesen Norwegens C. A. Holmboe). — Ricc. Ceroni, studi di filologia comparata. P. I a. Milano 1844. 96 S. 8. — H. B. von Santen, chem. Analysen antiker Metalle aus heidnischen Gräbern Meklenburgs, mit antiquarischen Einleitungen und Forschungen begleitet von G. L. F. Lisch. Schwerin 1844. 39 S. 8. — Heinr. Wilh. Schulz, K. Fr. von Rumohr, sein Leben u. seine Schriften. Nebst einem Nach-

Digitized by Google

wort über die physische Constitution und Schädelbildung sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von C. G. Carus. Leipzig 1844. 94 S. 8. — Ludw. Döderlein, über die Verbindung der allgemeinen m. d. Fachstudien auf der Universität. Eine Rede im Auftrage des königl. academischen Senates gehalten. Erlangen 1844. 18 S. 4. — Ejusd. lectiones Theocriteae. Erl. 1843. 12 pag. 4. — Car. Fr. Hermann, vindiciae Latinitatis epistolarum Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Ciceronem. Gottingae 1844. 48 pag. 4. — (Ejusd.) Acad. Georgiae Augustae prorector c. senatu, qui in certamine literato d. IV. m. Iunii a. MDCCCXLIV constituta ex regis nostri augustissimi munificentia praemia ordinum acad. judicio reportaverunt, nomina renunciat novasque quaestiones in annum sequentem promulgat. Gottingae. 17 pag. 4. — Ejusd. disputatio de anno Delphico. Gott. 1844. 29 pag. 4. — Guft. Binder, über den Nuzen der Geschichte und ihres Unterrichts, besonders auf Gymnasien. Ulm 1844. 15 S. 4. — Vict. Fr. Leop. Jacobi, de rebus rusticis Germanorum. Part. I. Lips. 1833. 43 pag. 8.

Von Herrn Ferd. Riegel als Verleger empfing der Verein:

I. G. Strack, das altgriech. Theatergebäude nach sämmtl. bekannten Ueberresten dargestellt. Potsd. 1843. 8 S. Text und 9 Kupfertafeln in fol. — Karl Bötticher, die Tektonik der Hellenen. Einleitung und Dorika. Potsdam 1844. XXIII und 205 S. Text u. 104 S. Excurse in 4., hiezu 21 Kupfertafeln in fol.

Ferner wurde im Auftrage der Verleger der Versammlung zur Einsichtsnahme vorgelegt:

Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, hgg. v. Th. Bergk u. Jul. Caesar. 2. Jahrg. 1844 Heft 1—9. Cassel, Verlag v. Th. Fischer, und als Probe der bei den Herren Adler und Dietze in Dresden erscheinenden Programmenrevue deren erster Bogen vertheilt.

Insbesondere empfahl Professor Cäsar die Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft der Theilnahme der Philologen, indem er namentlich an die Directoren der Gymnasien die Bitte richtete, den Absatz derselben zu befördern und der Redaction die Programme zukommen zu lassen.

Hofrath Thiersch erinnerte an den auf der vorjährigen Versammlung zu Cassel gefaßten Beschluß, die Sitzungen einestheils zu Vorträgen zu verwenden, anderntheils zu freien Besprechungen, für welche Anmeldungen von Thesen wünschenswerth seien. Ferner erklärte er den Anschluß der Orientalisten an die Versammlung als eines integrirenden Theiles derselben für eine sehr erfreuliche Erweiterung ihrer Bestrebungen: ihr Zusammentreten in einer besonderen Section erscheine dem ursprünglichen Zwecke des Vereins durchaus angemessen und in dessen Wesen begründet. Nach einer Bemerkung des Professor Weber aus Bremen, daß seine Meinung nur darauf gerichtet gewesen sei, den Geist der Separation von der Versammlung fern zu halten, und daß es ihm wünschenswerth erscheine, daß Vorträge der Orientalisten von allgemeinem Interesse in den öffentlichen Sitzungen gehalten würden, erklärte Professor Fleischer im Namen der Orientalisten deren Bereitwilligkeit, die Verbindung mit dem Vereine der Philologen zu einer möglichst innerlichen zu machen, und insbesondere alle Vorträge, welche die versammelten Philologen anzuhören wünschten, in den öffentlichen Sitzungen zu halten.

Hierauf theilte der Vicepräsident mit, daß zum Gedächtniß an die gegenwärtige Versammlung von dem bekannten Münzgraveur Krüger eine Medaille mit dem Bildniß von Wolfgang Reiz geprägt sei*) und zum Verkauf ausliege, und gedachte der von Heidelberg

*) Vergl. Beilage 1.

Digitized by Google

ergangenen Aufforderung zur Subscription auf eine Medaille zu Ehren Creuzers. Einen dem letzten Gegenstand verwandten Vorschlag zu thun behielt sich Professor Hermann aus Göttingen vor.

Der Vicepräsident bemerkte hierauf der Versammlung Einiges über die für die gemeinschaftlichen Mahlzeiten und Zusammenkünfte außerhalb der Versammlung getroffenen Anstalten, und wie die in Dresden vorhandenen Kunstschätze am passendsten benutzt werden könnten. Zur Gemäldegallerie, der Antikensammlung und dem Mengs'schen Museum, als den für die Anwesenden besonders wichtigen Sammlungen, werde Vor- und Nachmittags gegen Vorzeigung der Karten der Besuch freistehen. In anderen Sammlungen, wo wegen der besonderen Aufstellung und der Verschiedenartigkeit der Kunstgegenstände eine Begleitung der Beamten erforderlich sei, wie im grünen Gewölbe, dem historischen Museum und in der Gefäßsammlung, seien die Vorsteher bereit des Vormittags vor Eröffnung der Versammlungen und des Nachmittags nach Beendigung der gemeinschaftlichen Mahlzeiten eine größere Anzahl der anwesenden Herren herumzuführen. Da der Vicepräsident wegen vielfacher Obliegenheiten während der nächsten Tage verhindert sein werde, den Herren, welche sich besonders für Numismatik interessiren, das königliche Münzkabinet zu zeigen, so wolle der bekannte Numismatiker Freiherr von Römer, der selbst eine bedeutende Sammlung besitze, die Güte haben seine Stelle zu vertreten.

Die Vorsteher des litterarischen Museums hätten ihm mitgetheilt, daß sie sich freuen würden, wenn sich die anwesenden Herren während ihres Aufenthaltes in Dresden bei diesem mit vielen Zeitschriften versehenen Institute als Mitglieder betrachten wollten. Auch habe sich der Herr Bürgermeister Hübler erboten diejenigen Herren, welche das schöne Dampfbohrwerk und die Gasbeleuchtungsanstalt der Stadt zu sehen wünschen, durch den Vorsteher herumführen zu lassen.

Die Direction des königlichen Hoftheaters habe, um den Anwesenden für die Abende einen entsprechenden Kunstgenuß zu bereiten, für die nächsten Tage die Aufführung der Antigone des Sophokles, des Egmont von Goethe und der Armide von Gluck festgesetzt. Zur Vorstellung der Antigone würden die anwesenden Herren von dem Herrn Staatsminister von Wietersheim im Auftrage S. M. des Königs besonders eingeladen, und der Vicepräsident sei beauftragt die Billets zu vertheilen, auch lade S. Excellenz die Versammlung im allerhöchsten Auftrage für den dritten October zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit ein.

Schließlich beantragte der Präsident eine Commission zu wählen, um den Beschluß über den Ort der nächsten Versammlung vorzubereiten. Seinem Vorschlage gemäß nahmen außer dem Präsidium hieran Theil Hofrath Thiersch, Oberschulrath Rost und Professor Gerlach.

Digitized by Google

II.

Protokoll

der

ersten öffentlichen Sitzung.

Dresden den 2. October 1844.

In Gegenwart Ihrer königlichen Hoheiten des Prinzen Johann und Albert eröffnete der Präsident Comthur D. Hermann die Sitzung mit einer Rede.

über Friedrich Wolfgang Reiz.

„Es ist etwas sehr erfreuliches, eine so große Anzahl von Männern vereinigt zu sehen, die ihre Thätigkeit den Studien gewidmet haben, die, obgleich vielfach verkannt, und durch andere Interessen zurückgedrängt, doch eben durch die rege Theilnahme, die sie finden, den Beweis geben, daß sie einen Werth besitzen müssen, der sich durch sich selbst aufrecht erhalten und sein Recht behaupten werde. Und wo könnte eine solche Versammlung wohlgemutheter und freudiger stattfinden, als in der reich mit Schätzen der Wissenschaft und Kunst ausgestatteten Hauptstadt eines Landes, das durch die weisen Stiftungen, durch die thätige, jeden Fortschritt der Cultur befördernde Fürsorge, und durch den stets aufmerksamen, die Wissenschaften nicht bloß beschützenden, sondern aus eigner Vertrautheit mit ihnen begünstigenden Sinn seiner Fürsten, so wie durch die geistige Kraft seiner Bewohner, seit Jahrhunderten ein vorzüglicher Sitz ernster und gründlicher Gelehrsamkeit ist; in einem Lande, in welchem kein in trüber Befangenheit abgestumpfter Geist der Verfinsterung dem natürlichen Verstande, der gesunden Vernunft, und der freien Rede Fesseln anzulegen bestrebt ist, sondern die geistige Thätigkeit sich ungehindert bewegen, und was sie für wahr, für recht, für gut erkennt, ohne Scheu und ängstliche Besorgniß aussprechen darf?

Indem ich mit diesem Gefühle eine Versammlung begrüße, in der ich so viele hochverdiente Männer, so viele theure Freunde, so viele erblicke, die einst meine Zuhörer waren, oder denen ich durch Gleichheit der Studien näher gekommen bin, freue ich mich eine Veranlassung gefunden zu haben, die Gesinnungen, die uns wie überhaupt in unserm Berufe, so auch in den Beschäftigungen dieser Tage leiten sollen, so aussprechen zu können, daß ich zugleich eine Pflicht der Pietät erfülle. Zum Andenken an die gegenwärtige Versammlung ist durch die meisterliche Hand des Herrn Münzgraveur Krüger das ausdrucksvolle Angesicht meines Lehrers Friedrich Wolfgang Reiz in einer Medaille nach einem treuen Miniaturgemälde so ganz, wie ich ihn lebend fast täglich vor Augen gehabt habe, wiedergegeben worden.

Digitized by Google

Was dieser Mann war, von dem eigentlich zuerst rationale Sprachphilologie ausgegangen ist, welche ausgebreitete Kenntnisse er besaß, wie gründlich seine Untersuchungen, wie scharf und folgerecht sein Denken, wie klar und lehrreich sein Unterricht, wie uneigennützig, wie dienstfertig, wie aufopfernd seine Handlungen, wie offen und freundlich und heiter sein Benehmen im Umgange, wie alles gute anerkennend und alles schlechte freimüthig strafend sein Urtheil, wie rein und lauter und fromm sein ganzes Gemüth war, ist in dem ersten Bande von Schlichtegrolls Nekrolog, und in kürzerer Schilderung in dem von D. Bauer seinem Andenken gewidmeten Schreiben an Blümner so wahr und richtig dargestellt, daß die Würdigung des Mannes ihr volles Recht erhalten hat. Nur eins vermisse ich in diesen Schriften, die Angabe einzelner Züge, aus denen ein anschauliches Bild hervorgeht. Denn wer von Menschen sprechen hört, die er nicht persönlich kennt oder gekannt hat, macht sich unwillkürlich eine Vorstellung von ihnen, meistens aber eine solche, die weit von der Wirklichkeit abweicht. Deshalb will ich mir erlauben sowohl seine äußere Erscheinung zu beschreiben, als einige wenn auch unbedeutende Einzelnheiten von ihm zu erwähnen, da man überhaupt nur an kleinen Dingen das charakteristische eines Menschen wahrnimmt, und ohne diese jede Schilderung in allgemeinen Ausdrücken entweder einem vordädalischen Standbilde mit geschlossenen Armen und Beinen, oder einer Nebelgestalt ohne bestimmte Umrisse gleicht.

Reiz war ein Mann mittlerer Größe. Lange Zeit mit bittrer Armuth kämpfend, war er durch vieles Sitzen und besonders durch langes Stehen bei der Arbeit steif im Kreuze geworden; daher trug er sich etwas vorgebeugt. Seine Kleidung bestand, außer wo er von amtswegen schwarz ging, in Rock Weste und Beinkleid von weißem Tuch, schwarzen Strümpfen, und Schuhen mit silbernen Schnallen. Dabei führte er einen Stock von spanischem Rohr mit schwarzer Quaste. Eine Perücke mit Haarbeutel vollendete den Anzug. Im Hause trug er einen dunkelgrauen Oberrock und über seinem dichten schwarzen Haar eine Mütze. Sein nachdenkendes, überlegendes, recht eigentlich den bedächtig prüfenden Kritiker zeigendes Angesicht kann nur die Medaille vergegenwärtigen. Wer ihn sah, mußte sogleich den Stubengelehrten in ihm erkennen. Aber dieses Wort hat eine doppelte Bedeutung. Versteht man darunter, wie gewöhnlich, einen Mann, der für nichts weiter Sinn hat als für sein Geschäft; der alles gering schätzt, was nicht zu seinem kleinen Kreise gehört; der eben darum selbstsüchtig und stolz ist auf die Wichtigkeit seines Treibens; einen starren Leichnam mit offnen Augen, der es nicht merkt, daß er gestorben ist: so war Reiz von diesem allen gerade das Gegentheil. Denkt man sich hingegen unter einen Stubengelehrten den, der in seine Studien vertieft mit der Außenwelt wenig in Berührung kommt, ihren Formen fremd ist, nichts von angelerntem Schein an sich hat, sondern sich giebt wie er ist: so war Reiz in dieser Bedeutung allerdings ein Stubengelehrter. Wiewohl gänzlich seinen Studien hingegeben, legte er ihnen doch keineswegs einen Werth bei, der der Schätzung anderer Wissenschaften Eintrag gethan hätte; vielmehr achtete er alle sehr hoch, und folgte mit warmer Theilnahme jedem Fortschritte des Wissens. Größtentheils einsam und auf sein Zimmer beschränkt, hatte er wenig Veranlassung zum Sprechen. Daher war seine Rede nicht fließend, sondern oft, indem er den rechten Ausdruck suchte, stockend, aber eben dadurch bestimmt und klar. Mehr an das Latein gewöhnt, fiel ihm nicht selten eher das Lateinische als das Deutsche Wort ein. So sagte er in einer seiner Vorlesungen: „die Hand in das latus stemmen," wobei er zugleich auch wirklich die Hand in die Seite stemmte. Denn vielen seiner Reden gab er gleich durch ein sinnliches Zeichen noch eine

Digitized by Google

lebhafte Verstärkung. Oft, wenn er von Richard Bentley sprach, den er als den größten Kritiker verehrte, nahm er die Mütze ab um seinen Respect auszudrücken. Eben so spuckte er aus, wenn er seinen Unwillen über einen schlechten Menschen zu erkennen gab. Diese dramatische Lebhaftigkeit steht scheinbar in Widerspruch mit der bedächtigen Langsamkeit, mit der er überall zu Werke ging: aber beiden liegt dieselbe immer rege Kraft zum Grunde, mit der er alles beachtete, und fest bestimmt haben wollte. Auch seine Handschrift zeigt diesen Charakter, die etwas steifes und gedrängtes hatte, aber keinen einzigen Buchstaben finden läßt, über den man in Zweifel sein könnte; wie er denn auch sich einer so schwarzen und dicken Tinte bediente, daß er gewöhnlich die Feder erst einigemal umbiegen mußte, ehe sie ansprach. Diese Festigkeit und Bestimmtheit war es auch, wodurch seine Sprachbemerkungen so lehrreich wurden, indem er jeden Begriff in seiner vollen Begränzung auffaßte, und mit wenigen Worten klar und sicher angab. So hatte einer seiner Schüler einen Aufsatz, wie jetzt so oft geschieht, specimen primum überschrieben. „Wie viele specimina wollen Sie denn schreiben," sagte er; „specimen ist ja eine Probe." Da er sich sehr gründlich mit Philosophie beschäftigt hatte, verlangte er überall richtigen Zusammenhang der Gedanken, und wenn er Aufsätze beurtheilte, wußte er so klar zu zeigen, wie unlogisch man geschrieben hatte, und wie man würde richtig geschrieben haben, daß durch jede solche Belehrung ein helles Licht aufging, und indem man richtig denken lernte, auch zu richtigem Ausdruck der Gedanken geführt wurde. Immer erinnerte er daran, daß eben durch richtiges Denken die alten Classiker als Muster guter Schreibart daständen. Er selbst war schon als Knabe von seinem Vater, der Prediger in Winsheim war, darauf hingewiesen worden, daß gut schreiben nicht in angehäuften schönen Redensarten, sondern in klaren Begriffen und in verständiger Ordnung der Gedanken bestehe. Nach seiner naiven Weise erzählte er, wie er einen seiner Meinung nach recht schön stilisirten lateinischen Aufsatz seinem Vater gebracht habe: „aber mein Papa selig nahm die Feder und machte einen großen Strich durch von oben bis unten: denn diese Art zu schreiben tauge gar nichts." In der That könnte man es für das Kriterium eines wahren Philologen ansehen, vor der Gefahr solcher Striche gesichert zu sein.

Wie im gewöhnlichen Leben gab Reiz sich auch in seinen Vorlesungen. Im Winter, wo er Abends um fünf Uhr las, erschien er in seinem grauen Oberrocke, auf dem Kopfe eine alte schwarze Stutzperücke, die er, zwar vor einem kleinen Spiegel, aber ohne hineinzusehen, nicht sowohl aufgesetzt, als aufgestülpt hatte, unter der daher auch hier und da ein Zipfel seiner Haare hervorhing. So trat er hinter das Stehpult, das ihm als Katheder diente. Nach der Anrede „optimi et humanissimi commilitones" fuhr er deutsch fort, oft lateinische Phrasen einmischend, indem er genau und sorgfältig sowohl das grammatische als das historische und antiquarische erklärte, zugleich mit lebhafter Theilnahme an dem Sinne des Schriftstellers, über den er las. So lachte er z. B. von ganzem Herzen über das παπαπαξ in den Wolken des Aristophanes. Wenn er, was nicht selten war, auf dem erwähnten Stehpult ein Blatt fand, auf dem einer seiner Zuhörer eine Frage aufgeworfen, einen Zweifel vorgelegt, eine Emendation versucht hatte, sah er sich mit unverkennbarer Freude um, als suchte er den Verfasser zu entdecken, und legte schweigend das Blatt in sein Buch. In der nächsten Vorlesung brachte er es dann mit, und nachdem er mit inniger Herzlichkeit seine Freude über die Mittheilung als einen Beweis des Fleißes und der Aufmerksamkeit bezeigt hatte, gab er sein belehrendes Urtheil darüber ab, und ermunterte zuletzt nochmals den Verfasser; hatte aber der Aufsatz das wahre

Digitized by Google

getroffen, oder wohl gar ihn auf einen Irrthum aufmerksam gemacht, so war seine Freude noch sichtbarer, und das Lob, das er ertheilte, noch größer. Denn nur an der Wahrheit war ihm gelegen, und gänzlich fremd war ihm die Schwachheit derer, die einen Irrthum nicht eingestehen wollen, sondern durch den Schein der Untrüglichkeit ihr Ansehen behaupten zu können glauben, ohne zu bedenken, daß das nicht nur unehrlich und niedrig, sondern auch nicht einmal klug ist, da am Ende doch die Wahrheit siegt und sie zwiefach beschämt: vielmehr bekannte er ganz aufrichtig, wenn er geirrt hatte, und ohne die Ausdrücke zu schonen, wie, was ich bereits bei einer andern Gelegenheit erwähnt habe, als er einmal seine Vorlesung mit den Worten anfing: „optimi et humanissimi commilitones, ich habe gestern einen großen Bock geschossen." Solche Aeußerungen schadeten seiner Achtung nicht, sondern vermehrten sie. Denn das irrige nicht fahren lassen zu wollen ist nur ein Bekenntniß der Armuth. Jeden Widerspruch ließ er sich gefallen, prüfte ihn ruhig, und gab willig seine Meinung auf, wenn er ihn gegründet fand, wohl auch noch dankend, daß ihm das wahre gezeigt worden sei. War dieß eine Emendation, die ihm mitgetheilt wurde, so merkte er sie in seinem Handexemplare des Schriftstellers an, und setzte gewissenhaft den Namen des Urhebers dazu, um nicht etwa einst aus Vergeßlichkeit sich zuzuschreiben, was andern gehörte. „Sehen Sie," sagte er dann, „da habe ich Ihren Namen hinzugeschrieben." Diese gutmüthige Art alles möglichst anschaulich zur Ueberzeugung zu bringen zeigte sich manchmal auch in bildlichen Redensarten. Als er einmal ein Buch suchte, wobei ich ihm leuchtete, waren wir an ein Bücherbret gekommen, das viele Ausgaben des Plautus enthielt. Da blieb er stehen und sprach: „das soll Ihre Braut sein: mit der verlobe ich Sie hiermit förmlich, und der sollen Sie treu bleiben." Er selbst hatte sich bekanntlich viel mit dem Plautus beschäftigt: nur konnte er vermöge seiner bedächtigen Langsamkeit die Rhythmen der scenischen Poesie der Römer nicht nach dem bloßen Gehör beurtheilen: wenn ich daher einen Plautinischen Vers ihm recitirte, mußte ich gewöhnlich hören: „ei ei mein lieber, nicht so geschwind." Dann zählte er die Füße an den Fingern ab. Uebrigens ist die erwähnte Verlobung freilich nicht bis zur Vermählung gediehen, da ich nicht nur ein anderes Versprechen zu lösen habe, sondern auch indessen alt worden bin, und ein anderer noch in der Blüthe der Kraft stehender Freier aufgetreten ist, dem ich meine Verlobte gern und willig überlasse. Sein Recht darauf hat er, da er zu unserm Bedauern nicht persönlich erscheinen konnte, von neuem durch den zu unsrer Begrüßung geschriebenen Atheteseon Plautinarum liber primus dargethan.

Wie in dem genannten Falle, so zeigte sich in allem, was Reiz sprach und that, eine natürliche Wärme und Herzlichkeit, und mit dieser las er auch die Alten, selbst bei der trockensten Arbeit. Als ich ihm einmal ein Blatt mit grammatischen Zweifeln über einige Stellen des Homer übergeben hatte, sagte er, als ich wieder zu ihm kam: „der Homer ist doch gar zu schön: ich habe nicht wieder davon wegkommen können, und mehrere hundert Verse weiter gelesen." Von den Versen des Lucretius am Ende des dritten Buches, in denen die Unsterblichkeit der Seele geleugnet wird, sagte er mir einmal: „das ist freilich gottlos, aber es ist doch göttlich, und Sie müssen die ganze Stelle auswendig lernen." Beides war aus vollem Herzen gesprochen: denn er war wahrhaft fromm, und konnte sich sehr erzürnen, wenn jemand mit Leichtsinn von dem was heilig ist sprach, so wie er auch alles nicht leiden mochte, was ihm in einigen kirchlichen Gebräuchen der damaligen Zeit bei religiösen Handlungen als die Feierlichkeit und Andacht störend erschienen war. Ueberhaupt rügte er streng und ohne Rücksicht auf die Person überall, wo er etwas unrechtes und unsittliches wahrnahm. In allen Dingen gewissenhaft und bereit

Digitized by Google

gutes zu befördern wußte er nichts von Eigennutz, und wie er bei sehr beschränkter Stellung von vielen seiner Zuhörer kein Honorar annahm, und selbst den Gehalt, den er als Bibliothekar der Universitätsbibliothek zu beziehen hatte, ganz auf die Vermehrung dieser Bibliothek verwendete, so widmete er auch Zeit und Mühe jedem, der ihn darum ersuchte. So sind gar manche Dissertationen und Programme anderer von ihm durchgesehen und durchcorrigirt worden, was er, wie alles, nicht flüchtig, sondern mit sorgfältiger Genauigkeit that. Vieles der Art ist unbekannt geblieben, wie z. B. welchen Antheil er an Garvens Uebersetzung des Cicero de officiis habe, der bei der engen Freundschaft zwischen beiden Männern, von der Reizens Vorrede zum Herodot ein rührendes Zeugniß giebt, nicht bezweifelt werden kann. Eben so ist er nicht ohne Einfluß auf Friedrich August Wolf geblieben, der ihn oft in Leipzig besuchte, und manchmal mit ihm in Schkeuditz zusammen kam, wo diese Männer von nicht bloß verschiedener, sondern fast entgegengesetzter Natur sich über wissenschaftliche Gegenstände besprachen. Aber nicht nur die Abhaltungen, die Reiz durch seine große Bereitwilligkeit, sich andern hinzugeben, herbeizog, sondern auch die Art wie er arbeitete überhaupt ist Ursache, daß nur weniges von ihm ins Publicum gekommen ist. Denn indem er alles sehr genau und sorgsam prüfte, gab ihm jeder auch in Nebendingen aufgestoßene Zweifel Veranlassung zu weiterer Nachforschung: wodurch er dann oft von der angefangenen Arbeit abgeführt und in eine neue Untersuchung so verwickelt wurde, daß er erst nach deren Vollendung wieder zu dem Puncte, von dem er ausgegangen war, zurückkehrte. Allerdings sind wir durch dieses Verfahren um einen großen, wo nicht den größten Theil der Früchte gekommen, die seine tiefe Gelehrsamkeit würde getragen haben: aber nichts destoweniger kann er in der Hauptsache uns allen ein Vorbild sein. Kenntnisse und Gelehrsamkeit sind Sache des Fleißes; Talent und Genie Gaben der Natur. Der Werth dieser Dinge besteht in ihrem Gebrauche. Wahrheit zu suchen und zu lehren ist unser Ziel. Wer dieses mit gänzlicher Entfernung aller anderen Interessen fest vor Augen hat, und um es zu erreichen das, was Fleiß ihm erworben und Natur gegeben hat, anwendet, nur der darf mit sich zufrieden sein und kann ohne Beschämung jedem Richter in die Augen sehen. Und wo möchte jemand gefunden werden, der ein reineres Gemüth besessen, bescheidener entgegengesetzten Ansichten widersprochen, freier von jeder Rücksicht auf sich selbst gehandelt, unpartheiischer einzig nach Wahrheit gestrebt hätte, als der Mann, von dem ich gesprochen habe, da selbst das, was mit Grund an ihm getadelt werden kann, die zu große Aufopferung für andere, seiner Quelle nach ihm zum Lobe gereicht. Es ist menschlich und kann verziehen werden, wenn jemand das, was er leistet, anerkannt zu sehen, einen Namen zu erlangen, von der Nachwelt nicht vergessen zu werden wünscht, und ansprechend sind Klopstocks Worte:

reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
in das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
ist ein großer Gedanke,
ist des Schweißes der Edlen werth:

aber weit größer, weit erhabener ist der Sinn dessen, der so von aller Selbstsucht frei ist, daß er, wie Reiz, an Lob und Ruhm gar nicht denkend, bloß nach Wahrheit strebt, an dieser sich erfreut, und in ihr seine Glückseligkeit findet. Leicht entbehren kann glänzenden Ruhm, wer auf einer Stufe stand, die zu erreichen das Streben nach Lob und Ruhm nicht wagen darf.

Möge dieser Sinn uns alle beleben und kräftigen zu dem, was unser Beruf ist, zumal da es manche Mahnung giebt nicht ungewapnet dazustehen. Denn wie sehr auch die Beschäftigung

Digitized by Google

mit untergegangenen Zeiten und deren Denkmälern etwas ganz unschuldiges und gefahrloses zu sein scheint, so können wir doch, weil die meisten von uns zugleich Lehrer der Jugend sind, der Aufmerksamkeit zweier Dämonen nicht entgehen, davon der eine, munteres Angesichts, sich Zeitgeist nennt; der andere, mit ernstem und finsterm Blick, sich unter einem nur zu sehr gemisbrauchten Namen verbirgt. Jener beeifert sich das Wohl der Menschen auf der Erde, dieser im Himmel zu befördern; jener verlacht uns als Thoren, dieser beklagt uns als Heiden; jener hält uns für unnütz, dieser für schädlich. Beide möchten uns daher wo nicht ganz und gar beseitigen, doch wie nur immer möglich beschränken. Indessen hat sich beiden der ehrwürdige Jacobs in der Rede, mit der er vor vier Jahren die Versammlung der Philologen und Schulmänner zu Gotha eröffnete, so nachdrücklich entgegengestellt, daß man nur wünschen kann, es möge diese so gehaltvolle, so klare, so eindringliche Rede, die jetzt durch den letzten Band seiner vermischten Schriften für jedermann zugänglich worden ist, sowohl von den Lehrern an Gymnasien und Universitäten, als ganz besonders von denen beherzigt werden, denen die Oberaufsicht und Ordnung der Lehranstalten anvertraut ist. Ein gemischtes Gefühl von Schmerz und Trauer, von Liebe und Verehrung erfaßt mich, indem ich Jacobs erwähne. Mit zitternder Hand hat er mir am 18. September einen rührenden Brief geschrieben, mit dem er das Geschenk des genannten Bandes der vermischten Schriften begleitet hat. Seine Worte klingen als wären sie die letzten. Ich habe ihm geantwortet, daß ich seiner in unserer Versammlung gedenken würde, und ich kann mit Zuversicht Ihre einstimmige Genehmigung erwarten, wenn ich den Antrag stelle, daß wir diesen Mann, der eine so lange Reihe von Jahren so ausgezeichnet und so vielseitig gewirkt, die Alterthumswissenschaft so kräftig und auf so mannigfaltige Weise gefördert, in seinem ganzen Leben und Handeln für seine Zeitgenossen und für die Nachkommen ein vollendetes Bild wahrer Humanität aufgestellt hat, am Ende seines Lebens noch die letzte Freude machen, ihm in einem lateinischen Diplom an seinem den 6. October bevorstehenden ein und achtzigsten Geburtstage unsern Dank für seine großen Verdienste zu bezeigen. Ich ersuche Sie daher mir über diesen Antrag ihre Meinung zu erkennen zu geben." — Hier erfolgte ein einstimmiges Ja. — „Empfangen Sie den innigsten und herzlichsten Dank. Die Abfassung des Diploms hat auf den Fall Ihrer jetzt so warm eingetretenen Genehmigung Herr Professor Haupt zu übernehmen die Gefälligkeit gehabt, und mit der Mittheilung desselben beschließe ich die Anrede. Es lautet so:

Q. B. F. F. Q. S.
FRIDERICVM JACOBSIVM
PHILOLOGORVM GERMANICORVM VIRVM PRIMARIVM
GRAECAE ROMANAEQVE ANTIQVITATIS INTERPRETEM DOCTISSIMVM SAGACISSIMVM ELEGANTISSIMVM
VETERVM LIBRORVM EMENDATOREM INGENIOSISSIMVM
IVVENTVTIS LIBERALITER ERVDIENDAE ARTIFICEM PERFECTISSIMVM
LITTERARVM ANTIQVARVM OMNISQVE HVMANITATIS CONTRA BARBARIEM TVENDAE ANTESIGNANVM FORTISSIMVM
PRIDIE NONAS OCTOBRES A. MDCCCXLIV ANNVM AETATIS LXXXI INGREDIENTEM
PHILOLOGI DRESDAE CONGREGATI
ABSENTIS CVM DESIDERIO MEMORES
VTQVE SENECTVTIS VIRTVTE MERITIS LAVDE ORNATISSIMAE
PLACIDA FELICITATE DIV FRVATVR
VOTA PIE NVNCVPANTES
HIS LITTERIS CONSALVTANT"

Digitized by Google

Da die Versammlung sich mit dieser Fassung einstimmig einverstanden erklärte, ward der sofortige Druck des Diploms beschlossen und die Ueberreichung desselben den aus Gotha anwesenden Mitgliedern übertragen. Demnächst wandte sich der Vicepräsident Director D. Schulz an die Versammlung mit folgenden Worten

über die Pflege der classischen Studien in Sachsen.

„Mit hoher Freude begrüßt diese Stadt und dieses Land, das seit Jahrhunderten den Ruhm erstrebte eine Heimath zu sein für das Studium der Sprache und der Litteratur des klassischen Alterthums, die Männer aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, welche die Wissenschaft der griechischen und römischen Welt und die Kunde des Morgenlandes in einer reichen, vielbewegten Zeit vertreten, auf seinem Boden. Um dieses Lichtbild der Gegenwart möchte ich herreihen in flüchtigen Schattenrissen die Erinnerungen der Vorzeit dieses Landes und schnell, wie es die Kürze der Zeit erheischt, die Entwickelung des Studiums der klassischen Litteratur unter dem Walten desselben Herrscherhauses vorführen, aus welchem heute ein erhabener selbst von litterarischem Ruhme gekrönter Fürst in unsrer Mitte weilt.

Die Anfänge geistiger Kultur verbreiteten sich von den mit fränkischer Bildung vertrauten Klöstern zu Fulda und Corbey aus über Nieder- und Obersachsen. Unter der Regierung Ottos des Großen erhob der vormalige corbeysche Mönch Otrich die mit dem Magdeburger Domstift gegründete Stiftschule zum geistigen Mittelpunkt für die benachbarten Länder, der belebend auf die gleichzeitig von demselben Kaiser mit den Domstiften zu Meißen, Zeitz und Merseburg errichteten und der Leitung eines Domherrn, Scholasticus genannt, übergebenen Domschulen zurückwirkte. Später entstanden mit der Gründung der in Sachsen im Verhältniß zur Größe des Landes nie besonders zahlreichen Klöster die Klosterschulen, von welchen mehre der ältesten noch jetzt bestehenden gelehrten Schulen, wie das Gymnasium zu Dresden und die Thomasschule zu Leipzig, ihren Ursprung herleiten. Vorzugsweise zeichneten sich unter den Mönchen die Benediktiner zu Peggu und Bosau und die Cisterzienser zu Altenzelle durch wissenschaftliche Thätigkeit aus. Wer nach Beendigung der Klosterstudien eine höhere Ausbildung in der Theologie und Philosophie erstrebte, mußte sich nach der fernen Pariser Universität wenden. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts rief das Emporblühen der sächsischen Städte bei den Bürgern das Bestreben hervor, den mangelhaften Klosterschulen Stadtschulen an die Seite zu setzen, welche zuerst in Zwickau, Freiberg, Chemnitz und Leipzig ins Leben traten. Von nicht geringerer Wichtigkeit für Sachsen war die im Jahre 1347 erfolgte Gründung der Universität zu Prag; denn konnten bis dahin nur wenige ihrem Wissensdrange nach Paris folgen, so wanderten jetzt die Sachsen schaarenweis nach Prag, wo sie nach den Statuten der Universität eine eigene Nation mit Sitz und Stimme bildeten.

Von hier wurde Vincentius Gruner, aus Zwickau gebürtig, im Jahre 1397 als Lehrer zur Klosterschule in Altenzelle gerufen, die er zur ersten höheren Lehranstalt in Sachsen erhob. Er benutzte sein Ansehen bei dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren und seinem Bruder Wilhelm, um sie zur Aufnahme der im Jahre 1409 von Prag ausgewanderten deutschen Lehrer und Studenten und zur Gründung der Leipziger Hochschule, der Pflanzstätte des höheren geistigen Lebens für Sachsen, zu bestimmen, wo er selbst ein akademisches Lehramt antrat.

Digitized by Google

Inzwischen hatten in Italien die Begründer der nationalen Litteratur über den Trümmern einer großen Vorwelt das Studium ihrer schriftlichen Denkmäler angeregt. Der Fall des im veralteten Staatsmechanismus fortlebenden oströmischen Weltreichs führte die letzten Träger der griechischen Gelehrsamkeit auf Italiens frischen Boden, wo der Geist des Alterthums die zu poetischer Gedankenfreiheit und Formenschönheit herangereifte christlich romantische Welt durchdringend, im Leben jugendlicher Freistaaten und am Hofe geistreicher Fürsten durch Männer wie Leonardo Bruni, Lorenzo Valla, Francesco Filelfo, Marsilius Ficinus eine glänzende aber wegen der Verschiedenartigkeit der zusammenwirkenden Elemente schnell vorübergehende geistige Blüthezeit herbeiführte.

Ueber die Alpen stiegen jetzt die Lernbegierigen in Wissenschaft und Kunst, und insbesondere auf den gefeierten Universitäten zu Padua und Bologna suchten Deutschlands Jünglinge ihre Kenntnisse in der alten Litteratur und dem römischen Recht zu erweitern. Hier und in Paris bildeten sich die vorzüglichsten deutschen Gelehrten im fünfzehnten und zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, wie Erasmus, Reuchlin und Rudolph Agricola. Von Italien kam der bekannte Dichter Priamus Capotius aus Marsala als Lehrer auf die Universität zu Leipzig. Nach italienischer Weise mit dem Alterthum vertraut, gewandt im lateinischen Versbau und selbst als Dichter gekrönt, lehrten in Sachsen zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts Konrad Celtes aus Würzburg und Johann Rak, genannt Rhagius Aesticampianus. Er erschloß seinen Zuhörern auf der Leipziger Universität die Schätze des älteren Plinius, während Claricius aus Bologna, der gelehrte Engländer Richard Crocus und Hermann von dem Busche das Studium der griechischen Litteratur nach Leipzig verpflanzten. Peter Schade aus Trier, genannt Mosellanus, lenkte die gelehrte Forschung von der Betrachtung der alten Schriftsteller, von welchen er vorzugsweise den Homer, Aristophanes, Demosthenes, Isocrates, Plutarch, Cicero und Quinctilian erklärte, auf den Grundtext der heiligen Schrift, insbesondere das Evangelium des Johannes und die Paulinischen Briefe. Diesem regen Leben, das wißbegierige Jünglinge aus allen Theilen Deutschlands herbeizog, eröffnete der hochsinnige Wetteifer der Fürsten des sächsischen Hauses durch die Gründung der Universität zu Wittenberg einen neuen Schauplatz.

Da bei dem Herzoge Georg dem Bärtigen der religiöse Eifer seine Liebe zur klassischen Litteratur noch überwog, so mußte der bald zwischen der Geistlichkeit und den Lehrern der alten Sprachen, den Erweckern eines erhöhten geistigen Lebens, entstandene erbitterte Kampf zur Vertreibung der letzteren aus Leipzig und zur Verbannung der Lehrstühle für die hebräische und griechische Sprache führen; während in Wittenberg unter dem Schutze Friedrichs des Weisen Luthers Feuereifer und Melanchthons Gelehrsamkeit jene Umgestaltung des Lebens und der Wissenschaft herbeiführten, die auf die fernsten Länder und die spätesten Jahrhunderte heilbringend zurückwirkte.

Wenige der großen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Sachsen wirkenden Gelehrten gehörten dem Lande durch ihre Geburt an, was besonders in dem mangelhaften Unterrichte der schlecht organisirten Stadtschulen und der noch weniger geordneten Klosterschulen seinen Grund haben mag. Die ersten durchgreifenden Verbesserungen seines Schulwesens verdankt Sachsen vorzugsweise dem Johann Rivius aus Attendorn in Westphalen.

Vor ihm wurde die Leitung der Stadtschulen zu Annaberg, Schneeberg, Marienberg und insbesondere zu Freiberg, wo damals der treffliche Heinrich der Fromme residirte, einzelnen größtentheils ausländischen Gelehrten übertragen, die ihre Gehülfen, Locaten genannt, ohne an eine

Digitized by Google

bestimmte Schulorganisation gebunden zu sein, selbst beriefen und öfters ihren Wohnsitz veränderten. So lehrte Rhagius Aesticampianus abwechselnd auf den Universitäten zu Leipzig, Wittenberg, Köln und der Schule zu Freiberg. Dem Dichter Richard Sbrulius aus Udine begegnen wir in Wittenberg und Freiberg. Neben ihnen erwarb sich Valentin Friedland genannt Trotzendorf, aus der Lausitz, als tüchtiger Schulmann in mehren Städten Sachsens einen begründeten Ruf.

Rivius verdrängte das bisher auf den Schulen gebräuchliche Lesen der Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts durch den Terenz und Sallust, die er selbst für diesen Zweck bearbeitete, und suchte überall wo er thätig auftrat die Verwaltung des Schulwesens umzugestalten und fester zu begründen. Herzog Heinrich vertraute selbst seine Söhne Moritz und August der von Rivius geleiteten Freiberger Schule an und ernannte ihn später zum Begleiter des Prinzen August. So konnte Rivius sowohl auf diesen, der ihn als Churfürst zum Rath und Inspektor der Schule zu Meißen ernannte, als auch auf seinen Vorgänger, den großen Churfürsten Moritz, einen entschiedenen Einfluß ausüben. Unter diesem Fürsten erhob sich die Leipziger Universität zu einem die Grenzen Sachsens weit überstrahlenden Glanze, wozu besonders die Berufung von Joachim Camerarius beitrug, der der Einladung des Churfürsten und Melanchthons von Tübingen folgte. Die Verfassung der Universität wurde erweitert und reicher dotirt, und Männer wie der Schotte Alesius, der thätige Caspar Börner, der gelehrte Kenner der hebräischen Sprache Bernhard Ziegler und Johann Pfeffinger wirkten auf der von Melanchthon betretenen Bahn zur Versöhnung der Theologie und Philologie und ihrer innigen Verbindung.

Ein noch mehr bleibendes Denkmal errichtete sich aber Moritz in der Geschichte seines Volkes durch die Stiftung der drei Landesschulen zu Leipzig, Schulpforte und Merseburg, von welchen die letztere später nach Grimma verlegt wurde. Oft glänzten die Lehrer unter den ersten Namen der deutschen Philologie und mit hochsinnigem Streben erfüllt gingen viele der herrlichsten Geister des deutschen Volkes aus den stillen Mauern der Schulen hervor, die oft wie der große Pförtner der neuen litterarischen Ehre Deutschlands Klopstock mit Liebe und Begeisterung an sie zurückdachten. Von den frühsten Lehrern erwähne ich den durch vielseitige Gelehrsamkeit ausgezeichneten Georg Fabricius, Rektor zu Meißen, und den als lateinischen Dichter berühmten Adam Sieber bei der Landesschule zu Grimma. Fast gleichzeitig mit der Errichtung der Landesschulen erhoben sich die beiden Leipziger Gymnasien, die Thomasschule und die Nikolaischule, zu einer höhern Bedeutung, und im Jahre 1558 wurde Tobias Mostell auf Veranlassung Melanchthons von Wittenberg zur Regeneration der Kreuzschule in Dresden berufen. An der Spitze der Schule zu Erfurt stand zu dieser Zeit der gelehrte zu Sorau in der Niederlausitz gebrene Basilius Faber, der Verfasser des thesaurus eruditionis scholasticae.

Bald nach dem Tode Melanchthons störte der protestantische Sektengeist diese Entfaltung der klassischen Bildung in Sachsen, noch mehr zertrat sie aber der dreißigjährige Krieg, während dessen Verheerungen die Landesschulen mit bewunderungswürdiger Ausdauer kümmerlich fortgeführt wurden.

Zu Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts glänzten an der Universität zu Wittenberg der gelehrte Erklärer des Plautus und Virgilius und lebensfrohe Dichter Friedrich Taubmann und der tüchtige Kenner der griechischen Sprache, Poesie und Geschichte Laurent Rhodomann.

In der Geschichte des europäischen Völkerlebens der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts treten uns zwischen betrübenden Gestaltungen politischer Verhältnisse mehrfach einzelne

Digitized by Google

ihre Zeit weit überstrahlende Geister und Charaktere entgegen. In dem Zeitalter des Newton stellt Leipzig mit Stolz dem Briten seinen Leibnitz an die Seite.

Auf dem Felde der Philologie wetteifert in der Epoche der Polyhistoren, des umfassenden durch Männer wie Joseph Scaliger, Salmasius, die Gronove und die Vosse vertretenen, nicht immer zum organischen Leben durchgebildeten Wissens, ein Sachse in Holland, dem Vaterlande der Gelehrsamkeit, mit den ersten Namen Hollands, Johann Georg Grävе. Von seinen jüngeren sächsischen Zeitgenossen hebe ich den großen Litterarhistoriker Johann Albert Fabricius aus Leipzig, den Erforscher der Geographie des Alterthums Christoph Cellarius, den uns Archäologen noch immer werthen Benjamin Hederich und den in der Blüthe der Jahre hinweggerafften Kritiker Gottlieb Corte hervor.

Unter den späteren Begründern einer neuen wissenschaftlichen Gestaltung der Philologie brauche ich nur eine Reihe sächsischer Gelehrten zu nennen, um Töne anzuschlagen, die in dem Geiste eines jeden von uns lange nachhallen. Ich erinnere an die gefeierten Namen Ernesti, Reiske, Fischer, Heyne, Reiz den trefflichen Lehrer unsers verehrten Präses, des Führers und glänzenden Vorbildes der jüngsten Generationen, über die ich nicht weiter zu sprechen wagen darf.

Noch will ich aber einige Worte über die Bedeutung hinzufügen, die diese Stadt Dresden seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts für die Alterthumskunde in Deutschland gewann.

Der Kunstsinn der Fürsten Deutschlands vom fünfzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert beurkundete sich im Gegensatz zu der höheren künstlerischen Bildung italienischer Herrscher mehr durch eine gewisse Vorliebe für historische Merkwürdigkeiten und künstliche Arbeiten aller Art, als durch großartige Beschäftigung schöpferischer Talente und durch Erwerbung wahrer Kunstwerke des Alterthums und Mittelalters.

Friedrich August der erste, König von Polen und Churfürst von Sachsen, durch ausgedehnte Reisen für die Bedeutung älterer und neuerer Kunstwerke empfänglich gemacht und von dem Gedanken erfüllt Dresden zum Mittelpunkt fürstlicher Pracht in Deutschland zu erheben, verpflanzte zuerst eine größere Anzahl antiker Bildwerke aus Roms Marmorwelt auf den deutschen Boden. Wurde er und insbesondere sein Nachfolger Friedrich August der zweite von einem glücklichen Takt bei der Erwerbung der Gemälde geleitet, so waltete beim Ankauf der Antiken in jener für die Ausartungen eines Corradini und Queirolo begeisterten Zeit mehr der Zufall. Italienische Künstler, Chiaveri, der mit malerischem Sinn die katholische Kirche als eine der vorzüglichsten Zierden der Stadt entwarf, und Matthioli, der Bildner der zu ihrem Schmuck verwendeten Statuen, weckten in Dresden den Sinn für die einfache Schönheit der Antike. Hier in Dresden lebte seit dem Jahre 1739 der von Goethe ehrenvoll erwähnte, als ausübender Künstler in der Manier seiner Zeit befangene, aber durch geistreiche Betrachtungsweise fremder Kunstwerke vielfach anregende Oeser, dem unter andern auch Lippert seine Hinleitung auf die Antike verdankte. Beider Vorliebe für das Alterthum würde aber spurlos vorübergegangen sein, wäre nicht Winckelmann mit der Fülle der Kenntniß der schriftlichen Denkmäler des Alterthums zur Kunstanschauung hinzugetreten, der, was andern in einzelnen Erscheinungen aufgegangen war, zu großartigen Massen ordnete und in hoher Eigenthümlichkeit was er fühlte auszusprechen verstand. Winckelmanns erste Schrift über die Nachahmung der griechischen Werke erscheint durch die Dresdner Antikensammlung bedingt, die bald vor der unerschöpflichen Kunstwelt des ewigen Roms verschwinden sollte. Wenn dort Männer wie Zoega und Ennio Quirino

Digitized by Google

Visconti seine Bahn verfolgten, so wurden in Deutschland durch seine Anregung und Dresdens Kunstschätze viele der ersten Sterne der deutschen Litteratur hierher gezogen. Hier leitete der große Lessing seine Betrachtung auf die bildenden Künste, hier weilte so gern der edle Herder, hier der Held der deutschen Dichtkunst Schiller, hier ihr erhabener Feldherr Goethe. Weniger berührt von Dresdens Antiken wurden Christ, der sich in jener Zeit um das Studium des Alterthums in Leipzig verdient machte, und der treffliche Heyne, der mehrere Jahre in Dresden in wissenschaftlicher Zurückgezogenheit verlebte. Zwei Männer aber kann ich im Angesicht jener Sammlung nicht unerwähnt lassen, von welchen der erste oft nicht genug gewürdigt, der andere durch seine Varronische Gelehrsamkeit weit über die Grenzen Deutschlands bekannt wurde. Wilhelm Gottlieb Becker stellte durch sein Augusteum eins der ersten Kupferwerke in Deutschland auf, worin sowohl bei der äußeren Ausstattung, als auch der Deutung der Denkmäler künstlerischer Takt vorwaltet, und Böttiger führte durch das seltene Talent, überall geistreiche Beziehungen zwischen dem Alterthum und der Jetztzeit aufzufinden, die gewaltigen Schätze seines archäologischen Wissens in das Leben der Gegenwart ein. Jener Antikensammlung, die einst Winckelmanns Lebensrichtung bestimmte, traten andere mit feinerem Takt vereinigte in Deutschland an die Seite, das Bereich der antiken Kunstwelt, das den Begründer der Kunstgeschichte später auf dem Boden des schicksalsreichen Roms umgab, hat sich gewaltig erweitert.

Nach den Ländern, aus denen einst die Feldherrn der weltbeherrschenden Stadt mit den Siegstrophäen die der trauernden Heimath entrissenen Göttergestalten im Triumph entführten, trug der Geist der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts seine siegreichen Fahnen. Sein belebender Ruf durchdrang Aegyptens uralte Helligthümer und löste den Zauber der Jahrtausende. Aus Griechenlands befreitem Boden stiegen Säulen, Statuen und Metopen empor; Griechenlands und Etruriens Nekropolen erschlossen eine neue Welt für die Kunde der Sitten und Religionen des klassischen Alterthums, und deutsche Gelehrten kämpften in den vordersten Reihen bei der Bewältigung des neuen Stoffes.

Wohl sind in unseren Tagen, wo selbst im Sturm der Zeiten unvollendet gebliebene Dome wieder den kommenden Jahrhunderten ihre zackigen Spitzen entgegenstrecken, die Regungen des praktischen Lebens mit vielfach erhöhten Ansprüchen zwischen die geistigen Bestrebungen der letzten Jahrhunderte getreten. Felsen werden durchbrochen, Höhen durch Bauten verbunden, die dem Geiste der Römer colossal erschienen wären, Fernen schwinden und dampfend durchschneidet der Kiel des Oceans sturmerregte Woge. Wenigen ist es in dieser vielfach drängenden und anregenden Zeit vergönnt sich wie früher in friedlicher Abgeschlossenheit in das Studium eines Schriftstellers des klassischen Alterthums zu versenken und dessen einzelne Sprachformen mit jahrelangem Fleiße zu zergliedern; aber selbst der wachsende Wohlstand und die reiche Entwickelung der materiellen Thätigkeit bahnte den Pfad zu bisher nicht erforschten Ländern, zu neuen und umfassenden Gebieten der Alterthumswissenschaft; sie erregte im deutschen Volk jenen Geist der Vereinigung, der Verständigung und des wissenschaftlichen Zusammenwirkens, und erleichterte uns selbst hier zusammen zu treffen. Möge das Vorbild des poetischen Jugendalters der Menschheit, des edlen Hellas, und der männlichen Stärke der Blüthezeit römischer Freiheit stets die Männer der Wissenschaft erfüllen und geleiten: möge die Gedankenklarheit der klassischen Litteratur auf den Bahnen der Gegenwart herrschen und durch die Nebel schwachsinniger Empfindung und Frömmelei hindurchblitzen: möge der Friede und die Schönheit der antiken Kunst das Leben veredeln und verklären!

Digitized by Google

Hierauf entwickelte Hofrath Thiersch seine Ansichten

über die wissenschaftliche Militärerziehung.

Der Redner erklärte von vorn herein, daß es nicht seine Absicht sei über die Masse des Heeres zu sprechen. Dieses werde nach dem neuen durch ganz Deutschland geltenden Gesetz aus allen Classen der Staatsgesellschaft genommen, so daß der junge Mann hoher wissenschaftlicher Bildung in ihr sich neben seinen Landesgenossen, welche die Werkstatt oder der Acker senden, vereinigt finde; das Heer stelle darum die verschiedenen Bildungsstufen der Nation in seinen Individuen dar. Die an diese Erscheinung sich knüpfenden pädagogischen Erwägungen seien einer besondern Behandlung würdig, und nur erinnert solle daran werden, daß man endlich zum Bewußtsein komme, wie vieles noch fehle und was vorzukehren sei, damit die ganze männliche Jugend auch physisch stark erzogen, dazu aber wehrhaft und waffenfähig gemacht werde. Es sei zu wünschen, daß man die beginnende Einsicht weiter begründe und ihr gemäß überall verfahre, damit die männliche Jugend desto leichter auf den Ruf des Gesetzes die Reihen des Heeres bilden oder in Zeiten der Gefahr wie Ein Mann sich zur Vertheidigung des Vaterlandes erheben könne. Auch den untern Dienst der Heeresverwaltung schloß er aus, da dieser hauptsächlich ein praktischer sei und auf Uebung und Erfahrung beruhe, und begriff allein den höhern Militärdienst, in ihm aber die Individuen, welche sich auf eine Lage vorbereiteten, in der ihnen Ordnung, Bildung und Führung eines Heerestheils oder des Ganzen könnte vertraut werden.

Es sei angenommen und unbestritten, daß diese durch wissenschaftliche Bildung auf ihren Beruf müßten vorbereitet werden. Ihre Thätigkeit und die Pflege der wichtigen ihnen vertrauten Interessen ruhe auf Wissenschaft und Verkehr mit den wichtigsten Theilen der Mathematik, der Naturwissenschaft, selbst der Politik und Geschichte. Die Frage aber sei, ob die dieser Laufbahn bestimmten Jünglinge auf jenen wichtigen Beruf ohne volle wissenschaftliche Bildung, und ob sie dem Wesen nach für diese in anderer Weise könnten erzogen werden als die übrigen Glieder der Gesellschaft, welche für andere Zweige des öffentlichen Dienstes, für Verwaltung, Justiz, Schule oder Kirche gebildet würden. Ebenso anerkannt sei, daß die höhern Militärs aus den gebildeten, zum Theil aus den hohen und höchsten Ständen und Lagen der Gesellschaft hervorgingen und ihnen angehörten, und auch hier erhebe sich die Frage, ob sie in einer Zeit, die auf Einsicht mehr als irgend eine frühere gewiesen und gegründet sei, umgeben von Landes- und Standesgenossen, die einer vollen wissenschaftlichen Bildung theilhaftig geworden, einer solchen für die Dauer entbehren könnten, im Fall, was durch ihren Beruf und ihre Lage bedingt sei, sie jene Geltung erlangen oder behaupten sollen, die von jenen Vorzügen gründlicher Bildung nicht am wenigsten bedingt wird.

Die Beantwortung der in dieser doppelten Beziehung hervortretenden Frage sei wohl keinem Zweifel unterworfen, und darum eine volle wissenschaftliche Ausbildung der für den höhern Militärdienst bestimmten und erzogen werdenden in Anspruch zu nehmen. Allerdings gehe daneben eine specielle Befähigung; aber diese sey mehr eine Praxis, eine Anwendung jener allgemeinen, wie sie in ähnlicher Weise bei den andern Ständen, beim Dienst der Kirche, des Richters, des Arztes ꝛc. auch stattfinde, und könne der besondern Vorkehrung der militärischen Behörde bei Anordnung der nachher zu erwähnenden Lehranstalten füglich überlassen bleiben.

Digitized by Google

Uebrigens sei bei dieser Erörterung nicht von den Zeiten des Krieges die Rede. Dieser sei ein harter und schneller Lehrmeister, und stelle oft in kurzer Zeit, und von da wo man's nicht erwartet, den rechten Mann an seinen Platz um ihn mit Verdienst und Ruhm zu krönen. Es handle sich von einer Zeit des Friedens, deren lange Dauer eine noch längere zu verbürgen scheine, und von dem was vorzukehren sei, damit in ruhiger Zeit die Bewältigung der stürmischen vorbereitet und nicht gewartet werde, bis der Hannibal vor das Thor rücke. Wie aber könne dieses besser geschehen, als wenn wir uns bemühten den höhern Militärs durch Erziehung und Unterricht die volle wissenschaftliche Befähigung für ihren Beruf in gleicher Weise wie den übrigen höhern Ständen für den ihrigen zuzuwenden oder zu sichern?

Auch sei diese Aufgabe denjenigen, welche hier zu rathen und zu bestimmen haben, gerade jetzt näher getreten als je zuvor, und man treffe an vielen Orten des gemeinsamen Vaterlandes auf Vorkehrungen, welche die Verbesserung und Hebung der militärischen Erziehung zum Zweck haben. Das Bewußtsein, daß uns fehle, was den Betheiligten ohne Schaden des allgemeinen Wohls nicht länger vorenthalten werden könne, trete stets klarer hervor, und die vielfältigen Verbesserungsversuche seien sicher der beste Beweis, daß eine durchgreifende Verbesserung nöthig geworden. Es könne darum weder für unzeitig noch für ungeeignet gehalten werden, wenn in dieser Versammlung von Männern, welche die Probleme der Erziehung und des Unterrichts jeder Art zum Geschäft ihres Lebens gewählt haben, und unter welchen sich eben jetzt Männer befänden, die der militärischen Erziehung kundig und mit ihren Mängeln vertraut seien, dieser Gegenstand zur Sprache und zur Erörterung gebracht werde, nicht um ihn zu entscheiden, sondern um zu veranlassen, daß er bestimmter ins Auge gefaßt, und daß sein Ziel deutlicher erkannt werde. Dieses und der Weg zu ihm sei vor allem zu bezeichnen, aber den Verhältnissen, den Mitteln und Lagen der einzelnen Staaten anheimzustellen, was und wie viel von den Vorschlägen sich verwirklichen lasse. Schon viel sei gewonnen, wenn man wisse, was anzustreben; man erhalte damit den Maßstab für Mittel und Einrichtungen und entgehe leichter der Gefahr sich von dem Ziel zu entfernen, während man ihm entgegenzustreben gemeint sei. Gehe man aber auf die Realisirung des Grundgedankens ein, daß der höhere Militär ebenso wie der höhere Beamte anderer auf Wissenschaft ruhender Zweige des öffentlichen Dienstes auf seinen Beruf vorzubereiten sei, so wäre zunächst der Weg zu bezeichnen, auf dem man vorschreiten müsse. Da aber gezieme es an eine Erklärung des großen Mathematikers Euklides zu erinnern. Dieser ward aufgefordert dem König Ptolemäus Philadelphus Unterricht in der Mathematik (der Geometrie) zu geben. Der König fand ihn schwer und trocken, und begehrte, der Mathematiker solle ihn auf einem leichteren und kürzeren Weg führen; Euklides aber antwortete, in der Mathematik gäbe es keine königlichen Wege; ebenso gibt es keine militärischen Wege zu den Wissenschaften, und man müsse darum hier im wesentlichen auf den gewöhnlichen, allerdings längeren und schwereren sich einlassen. Zu unterscheiden seien sofort auch bei der wissenschaftlichen Bildung künftiger Militärs die drei Stufen der Bildung: die des Knaben bis durchschnittlich zu seinem fünfzehnten Lebensjahre, die des Jünglings bis zum achtzehnten und des jungen Mannes bis zu seinem ein oder zweiundzwanzigsten; jede derselben müsse besonders ins Auge gefaßt werden.

Als eine Ueberzeugung aber, welche immer weiter sich verbreite, könne betrachtet werden, daß die Erziehung und der Unterricht aller Knaben, welche für das Studium der Wissenschaft und einen auf ihnen ruhenden Beruf bestimmt sind, gleichwie die ihnen bestimmte Kna-

Digitized by Google

benschule, man möge sie Pädagogium, Progymnasium, unteres Gymnasium oder lateinische Schule nennen, eine gemeinsame seyn müsse. Sie umfasse aber die allgemeine Basis aller wissenschaftlichen Erziehung, vor allem das Studium der Sprachen, der beiden classischen, der deutschen und einer neuern mit den Elementen der Mathematik, der Geographie und der Geschichte; versteht sich, ebenso den Unterricht in der Religion. Sie erstrebe Uebung des Geistes durch Sprachstudien und Lesung classischer Werke, sie suche durch diese Mittel und ihre beharrliche Anwendung Schärfung des Urtheils und Gewandtheit der Auffassung und Darstellung. Die übrigen Zweige ihres Unterrichts, als Zeichnen, Tonkunst, Gesang, die gymnastische Pflege seien natürlich eingeschlossen. Von der Richtung aber auf einen bestimmten Beruf könne und dürfe in einem Alter, in dem noch nicht der künftige Richter oder Arzt oder Officier, sondern nur der künftige Jüngling vorbedeutet sei, hier noch nicht die Rede sein. Damit sei aber auch eine Abrichtung von Knaben für den Militärdienst in einem Alter von zehn bis fünfzehn Jahren ausgeschlossen.

Ueber der untern Schule für den Knaben erhebe sich nach alter hergebrachter Weise für die einem gelehrten Beruf bestimmten Jünglinge das Gymnasium mit fester und unerschütterlicher Ordnung, die auf Einführung des Jünglings in die classische und neuere Litteratur, auf Elementarmathematik und Elementargeschichte gegründet sei.

Man habe daneben versucht für den Gewerbtreibenden und die speciellen technischen Fächer besondere dem Gymnasium parallele Anstalten, polytechnische Schulen, Realschulen und dergleichen zu errichten, gegen welche, sofern sie untergeordnete Zwecke für bestimmte bürgerliche Thätigkeiten verfolgten, nicht nur nichts zu sagen, sondern die jedes Schutzes würdig wären. Sofern aber sie auf einen höhern wissenschaftlichen, wenn auch technischen Beruf vorbereiteten, habe man mehr noch als früher die Nothwendigkeit gefühlt sie dem Gymnasium übereinstimmender als bisher zu gestalten; man habe namentlich das Studium des Lateinischen in ihnen wieder aufgenommen, und für sie den Namen der Realgymnasien gewählt, selbst dadurch andeutend, daß man sich der alten Gymnasialordnung möglichst nähern wolle, und es stehe zu erwarten, daß diese Annäherung eine stets größere werde: die Natur der Sache dränge darauf hin, welche mächtiger sei als die wechselnden Ansichten des Tages und die unklaren Bestrebungen der Menge. Solle nun die Militärerziehung diesen Anstalten parallel sich entfalten, so wäre vorzukehren, daß für diejenigen, welche schon als Jünglinge ihren künftigen Beruf für das Heer in das Auge fassen wollten, dem alten und dem Realgymnasium parallel das Militärgymnasium errichtet werde. Das Militärgymnasium würde sofort dieselbe classisch-litterarische Gliederung erhalten, welche das alte Gymnasium bewährt habe, und demjenigen, was aus Mathematik, Naturkenntnissen, Zeichenkunst und von körperlichen Uebungen aufgenommen würde, bereits die bestimmten Richtungen auf den künftigen Beruf nicht als eine durch die Sache gebotene Modification der Gymnasialordnung geben; eigentliche Militärwissenschaften wären aus dem Militärgymnasium ebenso wie theologische, juristische oder medicinische Wissenschaften aus den andern Gymnasien ausgeschlossen, die Vorstudien aber zu ihnen geboten.

Wenn ferner über dem alten Gymnasium sich der Bau der Universität mit allgemeiner Facultät und den für die besondern Berufsarten eingerichteten Facultäten erhebe, und für die höhern Bedürfnisse der Technik eine polytechnische Facultät könne beigegeben werden, so wäre durch die hier vorgeschlagene Ordnung geboten für den höhern Militärsstand die Universität durch eine Militärfacultät zu erweitern.

Digitized by Google

Der künftige Officier träte demnach gleich dem künftigen Gesetzgeber, Administrativbeamten und anderen in den Kreis der Universität ein; diese böte ihm aus dem Gebiete der allgemeinen Wissenschaften, der Philosophie, der Geschichte, der höhern Mathematik, der Physik, der Chemie, was er für seine allgemeine und specielle Bildung von diesen Wissenschaften in Anspruch nähme, und daneben würde sie in der Militärfacultät die eigentlichen militärischen Wissenschaften, als Taktik, Strategie, Befestigungskunst u. s. w. in möglichster Gründlichkeit demselben in einem Alter vortragen das zu ihrer Aufnahme und zu ihrem tiefern Verständnisse gereift, durch eine classische und feste Vorbildung aber dazu vorzüglich vorbereitet sei.

Dieser Cyclus der Militärwissenschaften würde durch eine Kriegsgeschichte der zwei letzten Jahrhunderte von den Kriegen Ludwigs XIV an bis zu den Kriegen Napoleons gekrönt werden, in der die neuere Kriegskunst und Kriegsführung sich entwickelt hat. Die möglichst genaue Erörterung der hier eintretenden Fragen, der Feldzüge, der Schlachten würde zugleich die fruchtbarste Anwendung der Theorie seyn. Es versteht sich, daß daneben sich ordnen würde, was für den Dienst der einzelnen Waffengattung und des Generalstabes wissenschaftliches nöthig ist.

Allerdings stünden der Ausführung viele, theils materielle, theils in Meinung und Verhältnissen liegende Schwierigkeiten entgegen; doch seien die materiellen, aus der Vermehrung des Aufwandes für die Militärerziehung hergenommen, nicht unbesiegbar, und die dem jungen Officier zuständigen Bezüge könnten ebenso dem hoffnungsvollen Studirenden der Militärwissenschaften bewilligt werden. Auch sei der dadurch bedingte spätere Eintritt des Officiers in den Dienst als ein Vortheil anzusehen. Die bedeutungsvolle, die unersetzliche Zeit vom achtzehnten bis zweiundzwanzigsten Lebensjahre werde von ihnen füglicher im Ernste gründlicher Studien als im Casernendienst und den der Jugend natürlichen Zerstreuungen zugebracht. Würde bemerkt, daß der Militärstand besondere Pflichten auferlege und darum eine besondere Erziehung bedürfe, so sei zu erinnern, daß auch die andern Stände, der geistliche wie der des Richters, seine besondern Pflichten, seine Subordination und seinen Gehorsam, seine Verschwiegenheit, seine Treue und seine Ehre habe, und die besondere Form, welche diese Pflichten beim Militär annähmen, würde durch eine wissenschaftliche Erziehung nicht berührt oder gefährdet. Dazu sei, nachdem das Heer aus allen Classen der Gesellschaft jährlich gewählt werde, das Verhältniß der vorstehenden zu ihm gegen frühere Zeit ein anderes geworden. Nicht durch Abgeschlossenheit und äußerliche Formen, sondern durch Achtung und Vertrauen der ihnen untergebenen würden die befehlenden am geschicktesten sein den ihnen und dem Dienst gebührenden Gehorsam thatkräftig zu machen und den Krieger zur That bereit und willig zu finden, sei es daß die gefährdete Ordnung gegen innere Feinde oder gegen äußere mit Muth und Entschlossenheit zu schirmen wäre. Endlich sei die Forderung, daß die im Heer ordnenden und befehlenden der vollen wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit theilhaftig sein sollten, keine neue, sie habe bei allen Tapferkeit mit Einsicht verbindenden und darum groß gewordenen Völkern gegolten.

So wie in Griechenland, namentlich in Athen wissenschaftliche Bildung sich entfaltet, seien die Staatsmänner, welche zugleich die Feldherren waren, am eifrigsten um sie bemüht gewesen, und jene Stadt zeige von Perikles bis Timotheus eine Reihe von Feldherren, die aus den Schulen der Philosophen hervorgegangen. Allerdings ständen diesen die Spartiaten entgegen, welche den Fortschritt in der Bildung des Geistes aus Grundsatz abgelehnt; aber sie wären auch nur für die Schlacht gut gewesen, und in dieser sei ihre Macht bei Leuctra durch Epaminondas gebrochen worden, einen Mann, der als Pythagoräer die höhere Bildung seiner Zeit in sich ge-

Digitized by Google

tragen. In ihr habe er die Mittel gefunden durch Einsicht und Gesinnung Kriegsschaaren zu rüsten, mit welchen er die steif und wandellos gebliebene Kriegsweise der Spartiaten gebrochen. In ähnlichem Geiste hätten Philipp, des Epaminondas Pflegling, und Alexander ihr Heer zum Siege geführt, und als unter den Römern nach der Zeit roher, obwohl gewaltiger Kämpfe die große Periode der Republik eingetreten sei, in welcher man höhere Bildung mit politischer Macht verbunden erklärte, seien die sämmtlichen hervorragenden Feldherren, die Scipionen, die Aemilii, die Pompeji, Luculli, die Catonen und Cäsarn, Männer der strengsten wissenschaftlichen Bildung gewesen. Die Uebungen und Fertigkeiten des Krieges haben sie daneben theils im römischen Campus, theils in Feldlagern gewonnen.

In neuerer Zeit gehe noch entschiedener Wissenschaft und Kriegskunst Hand in Hand, und meist seien die Männer, welche dem Kriege neue Formen gewonnen und großes geleistet oder vorbereitet hätten, Männer höherer wissenschaftlicher Bildung und Befähigung gewesen, wie Friedrich II, Carnot und selbst Napoleon, welcher bei der unermeßlichen Kraft seines Geistes durch spätere Studien die Mangelhaftigkeit seiner Militärerziehung ausgeglichen. Endlich könne man nicht einwenden, eine solche Unterweisung und Erziehung sei wohl nöthig um eigentliche Befehlshaber, nicht aber um andere untere Officiere zu bilden. Wie beim übrigen Staatsdienst, z. B. im Fache der Jurisprudenz und Verwaltung, die Vorkehrung für die Bildung so getroffen wäre, daß daraus der künftige Staatsmann, Gesetzgeber oder oberste Chef einer ganzen Dienstabtheilung hervorgehen könne, obwohl nur wenige zu solcher Würde und Bedeutung gelangten, so sei es auch beim Militär; seine Bildung müsse bei jedem den künftigen Feldherrn und Staatsmann im Auge haben, und oft träte der Fall ein, wo der Krieger das eine wie das andere sein müsse. Gegenüber dieser wichtigen wesenhaften Anforderung erscheine es nun als Befehl der Noth oder Verlegenheit, wenn man in der wissenschaftlichen Schule weniger gepflegten die Weisung gebe später durch eignes Studium nachzuholen, was die gegenwärtige Militärerziehung durch Festhalten an unhaltbar gewordenen Formen versäumt habe. Nicht mit dieser unsichern und unzureichenden Aushülfe solle man sich begnügen, sondern es gelte Obliegenheit, Lage und Verhältniß des Militärs richtig zu würdigen. Es sei nun einmal gegen die Natur der Sache den künftigen Militär in den Jünglingsjahren mit Wissenschaft zu behelligen, für die er noch nicht gereift, um ihn dann in den Jahren reifer Entwicklung dem bloßen Dienst oder dem Müßiggang zu überlassen, und es gelte auch hier den für den Militärdienst bestimmten Jüngling in den dem Gymnasium gewidmeten Jahren durch wahrhaft bildende Studien für die Wissenschaft vorzubereiten, und diese dem jungen Mann in den Jahren seiner beginnenden Reife aus den Schätzen der höchsten und umfassendsten Lehranstalt des Landes zu gewähren. Die Anwendung derselben auf seinen Beruf oder das praktische und specielle würde damit leicht verbunden werden.

Endlich sei es diesem Orte und der Versammlung gemäß zum Schlusse zu bemerken, daß, wie dieses System für Hebung und Gedeihen eines so wichtigen Standes berechnet sei, den es auf bewährten Wegen einer vollen wissenschaftlichen Ausbildung entgegenführe, zu welcher hochbegabte und strebsame Individuen desselben nach der gegenwärtigen Ordnung erst durch späteres Nachholen und eigenes Studium des ohne ihre Schuld an ihnen versäumten und oft auf eine nur unvollkommene Weise gelangten, es auch durch seine Realisirung die Vorbereitung zu allen auf Wissenschaft beruhenden Berufsarten in innern Zusammenhang bringen, und das System höhern Unterrichts zu einem Ganzen erheben würde, das, auf der allen gemeinsamen classischen

Digitized by Google

Vorbildung des Knabenalters in dem untern Gymnasium oder dem Progymnasium als auf einer festen Basis ruhend, über diesem den Jünglingen beim Hervortreten ihrer besondern Neigung und Bestimmung die drei äußerlich gesonderten, aber doch innerlich durch Gemeinsamkeit gründlicher Studien verbundenen Anstalten des alten Gymnasiums, des Realgymnasiums und des Militärgymnasiums erbauen und parallel führen würde, so daß aus jedem der Uebergang auf die Universität in jede Facultät möglich wäre, und der in dem alten Gymnasium gebildete ebenso z. B. zu den Wissenschaften der Militärfacultät übergehen könnte, wenn etwa die aus dem Militärgymnasium kommenden Individuen zugleich befähigt wären für Polytechnik, Jurisprudenz und die andern Fächer ihre weitere Ausbildung zu suchen. Alle wären für das höhere wissenschaftliche Studium im wesentlichen gleich befähigt, und die im Militärgymnasium für die höhern Militärwissenschaften vorbereiteten hätten vor den aus dem alten Gymnasium kommenden nur die specielle Vorbildung voraus, die diesen noch durch besondere Vorkehrungen zu ergänzen obliegen und nicht schwer zu erlangen sein würde.

Als Schluß dieses Ganzen erhübe sich dann über den drei Gymnasien, nur reicher gegliedert, die alte nationale große Corporation der Universität, die Zierde und der Stolz der Deutschen, welche in jener Erweiterung zugleich die Möglichkeit in sich trüge der Gegenwart in ähnlicher Weise zu entsprechen, wie sie in ihrer beschränktern Form früheren Jahrhunderten entsprochen hat, dadurch aber die Trägerin und Vermittlerin der ganzen wissenschaftlichen Cultur zu bleiben, die sich in demselben Maaße spaltet und verwirrt, in welchem sie sich von ihr ablöst, um in einzelnen Gliedern ein Sonderleben zu führen, das oft nur ein Scheinleben sei.

Nach der Beendigung dieses Vortrags benachrichtigte der Vicepräsident die Versammlung, daß die Herren Theologen, welche sich derselben angeschlossen hätten, an den beiden nächsten Tagen von sieben bis neun Uhr Morgens besondere Besprechungen halten würden. Ferner verlas derselbe ein lateinisches Gedicht, welches zur Begrüßung des Präsidenten vom Professor Ph. H. Welcker zu Gotha eingesandt wurde *).

Hieran reihte sich ein Vortrag des Professor Forchhammer

über die Ebene von Troja,

unter Hinweisung auf eine von dem englischen Geniecorps entworfene Karte derselben.

Der Redner ging zunächst in specieller Darstellung auf die Eigenthümlichkeit der Gegend ein, welche von den meisten andern Ebenen griechischer Küsten sich durch größere Ausdehnung unterscheidet und daher manche sonst dem Binnenlande eigene Erscheinung gewährt; ferner der Hügel, welche in einer Erhebung von ein- bis zweihundert Fuß sie begrenzen und auf ihrem Rücken meistens anbaufähige Flächen darbieten; endlich der Flüsse, welche die Ebene durchschneiden.

„Von diesen, fuhr Professor Forchhammer fort, ergießt sich der Mendere auf der westlichen Seite in den Hellespont. Bei seiner Mündung steigert sich die ohnehin schon starke Strömung der Meerenge so bedeutend, daß eine Gegenströmung in die Bucht aufwärts sich bildet.

*) s. Beilage 2.

Digitized by Google

Der Ursprung dieses Flusses ist hoch oben im Idagebirge, in drei Hauptheilen, welche eine Binnenebene einschließen, dann durch eine enge Kluft sich drängen und in die untere Ebene sich ausbreiten. Ferner entspringen westlich vom Flusse Mendere, am Berge von Bunarbaschi, unmittelbar aus dem Felsen und aus dem Sande mehrere Quellen, welche sich vereinigen zu einem Strome von starker Strömung, der bedeutende Sümpfe bildet und dann nach Westen gewendet durch einen künstlich ausgegrabenen und zum Theil in Stein gehauenen Kanal fließt. Dieser führt das Quellwasser südlich von Sigeon Tenedos gegenüber in das Meer. Bei hohem Wasser tritt der Fluß über und ergießt sich dann in mehreren Betten in den Mendere. Ein dritter Fluß, der durch die Ebene geht, ist der Osmak von Kaliphatli. Osmak bezeichnet bei den Türken einen Fluß, der nur im Winter fließt, im Sommer aber nur an den tieferen Stellen stehendes Wasser zurückläßt. Dieser geht durch den Schudan (See von stehendem Wasser) westwärts ohne den Mendere zu berühren und vereinigt sich mit einigen Binnengewässern, die in das Meer abfließen. Dazu kommt noch vom Ida her der Fluß von Dumbrekschoi, welcher bei hohem Wasser noch bei Rhoeteon in den Hellespont fließt.

Diese Flüsse und die Sümpfe und der stehende See von Schudan bilden die Haupteigenthümlichkeiten der Ebene. Hierzu kommen noch die Lagunen an ihrem äußersten Rande, welche von den Binnengewässern Zufluß erhalten, aber auch mit dem Meere in Verbindung stehen, so daß ihr Wasser salzhaltig ist. Vor ihnen lagert sich ein starker Damm von Kieseln und Muschelschalen, hinter welchem unmittelbar das fruchtbare Erdreich anhebt."

Hierauf ging der Redner zu der Anwendung der homerischen Geographie auf dieses Gebiet über. Er wies darauf hin, daß die falschen Nachrichten, welche die Bewohner von Neu-Ilion zu Ehren ihrer Stadt verbreiteten, hie und da auch ihren Weg zu alten Schriftstellern gefunden haben und in Berichte über die trojanische Gegend übergegangen seien. So nähmen auch von den neueren Welcker und Eckenbrecher mit Unrecht nach falscher Analogie an, der Mendere entspreche dem Skamander, während er vielmehr der Mäander sei, d. h. der Fluß, der die Ebene überschwemmt. Dies werde auch durch Stellen der Alten bestätigt. Nach Plinius (N. G. 5, 30) erreichte man von Süden kommend zuerst den Skamander, darauf das Vorgebirge Sigeon, dann den Simois; nach dem Schol. zu Il. 2, 467 wendet sich der Skamander vom Ida herabkommend bei der Ebene links und fließt ins Meer (εἰς θάλασσαν).

„Wenn dagegen angeführt wird, erklärte der Redner weiter, daß der gegrabene Kanal sich mit dieser Annahme nicht vereinigen lasse, so dürfen wir gerade darin eine Bestätigung derselben finden: denn Eustathius (zur Il. 1197, 54) erklärt ausdrücklich den Skamander für ein σκάμμα ἀνθρώπου, und zwar des Herakles. Also war das künstliche Bett schon uralt und gehörte der vorhomerischen Zeit an.

Es findet sich ferner bei diesem Flusse allein verschiedene Temperatur der Quellen. Eine Quelle nämlich drängt sich bei einer Wärme von 63° Fahrenheit durch eine Kiesschicht hervor; von ihr steigen im Winter beständig Dämpfe auf, während, wie zu Homers Zeit, andere Quellen, die aus dem Fels träufeln, beständig kalt sind. Nicht minder erklärt es sich bei dieser Annahme, woher der Skamander auch den Namen Xanthos trägt. Sobald er nämlich überfließt, vereinigt er sich mit dem Simois und nimmt in der Verbindung mit diesem Flusse auch dessen lehmige Farbe an.

Digitized by Google

Sind einmal die Flüsse sicher bestimmt, so kann auch die Lage von Troja nicht mehr zweifelhaft sein. Noch finden sich an der Höhe von Bunarbaschi kenntliche Reste von alten Bauwerken; auf zwei Seiten sind die Mauern, welche aus kleinen Steinen zusammengesetzt waren, längst zusammengefallen; an der dritten Seite fließt der Simois. An der vierten Seite sind zwei Quermauern, deren Alter sich nicht bestimmen läßt, doch schweigt die Geschichte über die Anlage einer späteren Festung an diesem Orte. Ferner finden wir in der Nähe drei Tumuli, gerade so gebildet, wie Homer den des Hektor schildert.

Im Winter verwandelt sich der Zustand der Ebene vollkommen. Sobald in dieser Jahreszeit der bewölkte Himmel sich auf den Ida ergießt, kommt ein Drittel des Regens in die Binnenebene, welche von den Quellen des Mendere eingeschlossen wird. Diese Wassermasse dringt dann durch die enge Schlucht an der Höhe von Troja bis zu vierzig Fuß hoch vorbei, und erfüllt alle Kanäle, so daß zuweilen in fünf Stunden die ganze Ebene unter Wasser steht. Dies wiederholt sich gleichmäßig jeden Winter. Bei solchem Zustande hat hier niemals auch nur ein Jahr lang ein Lager stehen können. Entweder muß man annehmen, daß die Natur sich verändert habe, oder wir müssen anerkennen, daß Achilles nicht jener Held war, den das Epos schildert, sondern identisch mit dieser Naturerscheinung.

Vergleichen wir zu diesem Ende die Genealogie des Achilles, so lassen sich mancherlei verwandte Beziehungen nicht wegleugnen. Des Flusses Asopos Tochter Aegina wurde von Zeus in den Himmel getragen und gebar von dem Gotte den Aeakos. In ihr dürfen wir wohl die Göttin der Dünste des Asopos erkennen, die zum Himmel aufsteigen und von dort sich wieder auf die Erde ergießen. Asopos stieg dem Räuber seiner Tochter nach, der Fluß ward wasserleer: da schleuderte Zeus seinen Blitz, es entstand ein Gewitter, und in diesem kehrte der Fluß Asopos in sein Bette zurück. Der Sohn des Zeus und der Aegina wird ein kleiner Juppiter pluvius gewesen sein. Nun ist allerdings Aeakos mehr durch seine Nachkommen, als durch eigenen Ruhm ausgezeichnet, doch knüpft sich auch an seine Person eine beachtenswerthe Ueberlieferung. Es lastete im Sommer große Dürre auf dem hellenischen Lande: da nannte das Orakel den Aeakos als Helfer, und in der That bewirkte er, daß das ausgetrocknete Land beregnet wurde. So stellt also Aeakos als Gott des Regens die geistige Kraft dar, deren Körper der auf die Erde fallende Regen ist. Der Regen aber geht über die Erde weg und ergießt sich in das Flußbett: dies schilderte die weitere Verzweigung dieses Geschlechts. Aeakos vermählt sich mit der Tochter des am Spercheos wohnenden Cheiron (d. i. Gießfluß, von χέω und χέω), der Endëis, d. i. die in der Erde weilende; mit ihr erzeugt er, indem das Gewässer erdige Theile mit in den Fluß führt, den lehmigen Strom, den Peleus (von πῆλος), der lehmig ins Meer hinabfließt.

Peleus bewirbt sich um die Okeanide Thetis. Diese finden wir an der Mündung des Spercheos und des Simois, wo das Meer besonders starke Strudel bildet (θέτις, von θέω, die Läuferin, Göttin der Meeresströmungen). Thetis will ihn nicht aufnehmen; so geht denn die lehmige Strömung des Spercheos noch im Meere fort. Da räth Cheiron der Gießfluß dem Peleus Gewalt zu gebrauchen, und dieser dringt in die See hinein unter Regen und Sturm (μετ' ὄμβρου καὶ χειμῶνος).

Der Sohn des Peleus und der Thetis ward, als er klein war, Ligyron, der rauschende, genannt; später Achilleus von χεῖλη, der lippenlose, nach alter Erklärung, oder richtiger der mün-

Digitized by Google

dungslose. Indem nämlich bei seiner gewaltsamen Verbindung mit dem Meere der Fluß austritt, wird das Ende des Ufers unter Wasser gesetzt und verschwindet.

Dieser Achill kämpft gegen das trojanische Land. Anfangs hält er sich ruhig; dann geräth er in Wuth und streitet mit dem Skamander, der seine Gewässer im Kampfe gegen ihn mit dem Simois verbindet. Aber der Streit wird gehoben und es erfolgt Aussöhnung. Die Folge davon ist Dürre (*πᾶν δ' ἐληάνθη πεδίον* Il. 21, 345): nach dem Aufhören der Ueberschwemmung stellt das alte Verhältniß sich wieder her."

Das sei, schloß der Redner, die ursprüngliche Bedeutung des Achilles, und Homer sei ihrer sich vollkommen bewußt gewesen. Daher verstoße seine Darstellung nirgends wider diese Erklärung. Sie sei dazu vollkommen analog dem Wesen des Polytheismus überhaupt, der in jeder Erscheinung der Natur Handlung sehe und jeder ihre eigene bewegende Kraft in der Person eines Gottes gebe.

Als hiermit die Reihe der für die erste Hälfte der Sitzung angesetzten Vorträge beendigt war, erklärte Professor Weber aus Bremen, daß er von mehreren Seiten an ihn ergangenen Aufforderungen zufolge bereit sei, über Hor. Sat. 2, 4. zu sprechen, mit einem Excurse über die Krebse bei den Römern. Hierzu fügte er die Bitte diesen seinen Vortrag auf die morgende Tagesordnung zu setzen, da er der letzten Sitzung nicht beiwohnen könne. Da niemand etwas dawider zu erinnern fand, erklärte sich das Präsidium mit dem geäußerten Wunsche einverstanden.

Nach einer Pause folgte der Vortrag des Professor Gerlach:

P. Cornelius Scipio Aemilianus und seine Zeit.

„Wenige Männer, deren Namen in der Geschichte glänzen, sind ihrem innern Wesen nach so wenig anerkannt als P. Cornelius Scipio Aemilianus. Nicht nur daß das Ende seines ruhmwürdigen Lebens in den dichten Schleier des Geheimnisses verhüllt erscheint, der Glanz seiner Heldenthaten hat ihm nicht einmal die Gunst gewähren können, daß sein Charakter vor der Nachwelt in ungetrübtem Lichte erschiene. Ja man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß grade der Schimmer seiner äußern Thaten den Blick von der Erforschung seines Innern abgewendet habe. Mochte er bei den spätern als Gegenstand hoher Verehrung gepriesen werden, bei den Römern, die in staunender Bewunderung seines Wesens sich gehoben fühlten, wie bei den Hellenen, die ihm als Vorbild ächter Geistesgröße huldigten, — seine Zeitgenossen haben keineswegs den großen Mann mit würdiger Anerkennung seines Werthes aufgenommen. Wie er in seiner Jugend von Gliedern seines eignen Hauses ungünstig beurtheilt wurde, so war er wohl überhaupt vielen seiner Zeitgenossen ein Räthsel in seiner eigenthümlichen Großheit und Bedeutsamkeit. In dem schon achtzehnjährigen Jüngling wollte man den Mangel wahrer Thatkraft rügen und nicht jene Kühnheit des Geistes finden *), die als nothwendiges Bedingniß für den Ruhm des Cornelischen Geschlechtes galt. Man wollte in dem stillen, ernsten,

*) Polybii Rell. L. XXXII. c. 9. § 11. *δοκῶ γὰρ εἶναι πᾶσιν ἡσύχιός τις καὶ νωθρός, ὡς ἀκούω, καὶ πολὺ κεχωρισμένος τῆς Ῥωμαϊκῆς αἱρέσεως καὶ πράξεως, ὅτι χρίσεις οὐχ αἱροῦμαι λέγειν. τὴν δὲ οἰκίαν οὐ φασὶ τοιοῦτον ζητεῖν προστάτην, ἐξ ἧς ὁρμῶμαι, τὸ δ' ἐναντίον.* Plut. praecept. ger. reip. p. 277. ed. Par. *Ῥωμαῖοι Σκηπίωνος, οὐδὲν ἄλλο ἔχοντες λέγειν, τον ὕπνον ᾐτιῶντο.*

Digitized by Google

bescheidenen Jüngling nicht den trutzigen Römer anerkennen, für welchen das Forum und das Schlachtfeld der Schauplatz künftigen Ruhmes war. Diese lieblose Art der Beurtheilung fand eine neue Stütze in mehreren Verfügungen, welche der Jüngling hinsichtlich seines väterlichen Erbes getroffen hatte, wodurch er Hunderttausende von Sesterzen zu Gunsten seiner Mutter und seiner Geschwister opferte, eine Handlungsweise, die im grellsten Widerspruche mit altrömischer Sparsamkeit, mehr Staunen als Bewunderung erweckte. Es kam hinzu sein vertrautes Verhältniß zu dem weisen Lälius, den er wie ein Sohn den Vater ehrte, und die ungeheuchelte Verehrung, welche er den Hellenen Polybios und Panaitios gezollt, und die er zu Führern und Vorbildern im Leben sich erwählt. Wie er durch die Lehre und das Beispiel solcher Männer allen den Verirrungen ferne blieb, worinne eine üppige zügellose Jugend den Werth der aus Hellas überkommenen Bildung setzte *), so hat er wohl den Beifall von wenigen würdigen geerntet, den Genossen seines Alters blieb seine Erscheinung nicht minder fremd und räthselhaft.

Scipio Aemilianus hat nicht, wie sein großer Ahnherr, das Leben mit jener Unmittelbarkeit des Geistes und der kecken Sicherheit erfaßt, die bei einfachen Verhältnissen im entscheidenden Augenblicke zum Ziele führt. Ruhige Besonnenheit und Ueberlegung, gegründet auf eine tiefe Kraft der Seele, hatten ihm ein höheres Ziel des Lebens offenbart. So wie im Staate die Außen- und Innenverhältnisse immer verwickelter, die Richtungen der Zeit immer widerstrebender und feindseliger erschienen, so mußte nach seinem innersten Gefühle auch das geistige Leben seines Volkes im tiefern und vollern Strome sich ergießen.

Die Einfachheit des römischen Landmanns und die Unschuld alter Sitte war machtlos gegen die lockenden Reize der Entartung. Die Eigenthümlichkeit der Väter mußte gestählt und gewappnet dem Sturm der Zeit entgegentreten, und sittlicher Adel und Manneskraft sollte in der Pflege der Wissenschaft und Kunst eine tiefere Begründung finden. Hatte früher das heitere Reich der Poesie vom hellenischen Geiste angeweht auf dem italischen Boden frische Blüthen hervorgetrieben, so galt es jetzo durch Aufnahme hellenischer Wissenschaft das sittlich-geistige Leben zu veredeln. Diese Forderung der Zeit hat Scipio erkannt, hat seinem Jahrhundert die Fackel vorgetragen und durch ein würdig Leben die Wahrheit der gewonnenen Erkenntniß dargethan. „O daß ich den Tag erblicken möchte, wo du ganz mir leben wirst," sprach er zu Polybios, indem er seine Hände faßte; „dann dürfte ich hoffen würdig des Cornelischen Hauses und meiner Ahnen mich zu zeigen" **). Es war derselbe Sinn, der ihn den Panaitios zum unzertrennlichen Gefährten des Lebens sich zu wählen lehrte. Und wie ein hohes Streben im verwandten Geiste immer Nacheiferung entzündet, so hatte sich um den Bewunderer hellenischer Wissenschaft eine Anzahl edler Jünglinge versammelt, welche, wie verschieden auch in ihrem Streben, doch die gleiche Liebe ihm verband. Da sah man außer den Meistern Polybios und Panaitios, zu denen Lälius milde Weisheit sich hinzugesellte, den streng rechtlichen Rutilius Rufus, den unfügsamen Aelius Tubero, und den harten Fannius Strabo, deren ganzes Leben das Gepräge der stoischen Lehre trug. Der letztere, gleich Mucius Scävola, dem Rechtsgelehrten, Lälius Schwiegersohn, und Tubero, des Scipio Neffe, waren auch durch die Bande der Verwandt-

*) Polyb. Rell. L. XXXII. c. 11. § 3. 4.
**) Polyb. l. l. c. 10. § 9.

Digitized by Google

schaft an beide Männer angekettet, aber L. Furius Philus, durch Beredtsamkeit nicht minder als durch Kenntniß des gestirnten Himmels ausgezeichnet, desgleichen P. Sempronius Asellio, der Historiker, der als Kriegsoberster in Scipios Heere vor Numanz gedient, und L. Cälius Antipater, der dem Lälius sein umfassendes Geschichtswerk zugeeignet, wurden wohl vorzüglich durch die verwandte Geistesrichtung angezogen. Endlich, damit der Ernst des Lebens durch die Blume der Dichtung erheitert würde, war der feingebildete Terentius, der als Lustspieldichter mit Menander in die Schranken trat, dem Scipio und Lälius so inniglich befreundet, daß beiden mehr als bewundernde Theilnahme an seinen Werken zugeschrieben ward. Aber näher als alle diese stand dem ernsten Manne der geniale Volksdichter C. Lucilius, der Schöpfer der neuen Satura. Er durfte mit dem Freunde scherzen, und dem jugendlichen Uebermuthe des kecken Sängers war gestattet, was kein anderer wagen durfte. Wenn Scipio dem Gewühle der Stadt entfloh und in Cajeta am Meeresstrande Erholung suchte, da kehrte in der reizenden Umgebung in das kindliche Gemüth die alte Jugendlust zurück; und wer hier die Freunde in ihren Scherzen belauschen durfte, der mochte weder den stoischen Weisen noch den römischen Feldherrn wieder finden. So haben Wissenschaft und Kunst einen Blüthenkranz um das Haupt des Scipio gewunden; unter diesem Sterne hat die besonnene Kraft sich ausgebildet, die seines Lebens Schmuck und Zierde war; durch hellenische Lehrer ward er mit dem Geiste edler Menschlichkeit erfüllt, der ihn über seine Zeit erhob; nicht umsonst hat er den Xenophon bewundert, sondern er hat im Leben nach dem weisen Maß gestrebt, das wie ein Schutzgeist über ihm gewaltet. Die stille Ruhe seiner Seele schien über jede Leidenschaft gesiegt zu haben. Nur in der Freundschaft kannte er kein Maß; nie hat einer seine Freunde mehr geachtet und geliebt, keiner ihre Vorzüge freudiger anerkannt. Sonst beurkundete sein ganzes Leben die besonnene Manneskraft, und wenn die Rede der Seele Spiegel ist, so hat sich in dem ruhigen gemessenen Tone, in der edlen Form, dem milden Lächeln, das ironisch um die Lippen spielte, der Lehrling der Hellenen offenbart.

Doch wäre Scipio nur der Bewunderer und Schirmer hellenischer Kunst und Wissenschaft gewesen, er hätte wohlthätig für die Zukunft seines Volkes wirken können, seinem Zeitalter wäre er fremd geblieben. Aber eben darum ist er groß, daß er ein höheres Geistesleben mit edlem Mannessinn und römischer Thatkraft zu vereinen wußte. Den kühnen Heldengeist des sechzehnjährigen Jünglings hatte die Schlacht bei Pydna offenbart, wo die Kampflust ihn so ins Getümmel riß, daß er erst in später Nacht zu dem bestürzten Vater wiederkehrte. Nicht minder hat er seinen freudigen Muth und die Lust am kühnen Abenteuer in seiner leidenschaftlichen Liebe für die Jagd gezeigt, wie er denn von der reichen Kriegsbeute des makedonischen Königs nichts begehrte als einige Bücherrollen und die Gunst in dem königlichen Forst zu jagen. Aber sein Beruf zum Feldherrn ward zuerst im spanischen Kriege kund. Da in diesem mörderischen Kampfe alljährlich die Blüthe der römischen Jugend geopfert wurde und allgemeine Zaghaftigkeit die Bürger gefesselt hielt, da hat Scipio nach dem Vorgang seines großen Ahnherrn dem Vaterlande freiwillig seine Dienste angeboten, hat den Consul als Legat nach Spanien begleitet, hat unter die Feinde Furcht und Schrecken, den seinen das vorige Vertrauen und Sieg gebracht. Wo die Gefahr gebot, kämpfte er zuvorderst in den Reihen; ein Mann von feinem Gliederbau und mäßiger Leibesgröße, hat er den Zweikampf mit einem spanischen Fürsten von ungeheurer Körperkraft mit glänzendem Erfolge bestanden und im Angesichte beider Heere seinen Gegner überwunden. Beim Sturme auf Intercatia war er der erste

Digitized by Google

auf den Zinnen, so daß er die Mauerkrone sich errang. Die ungeschwächte Kraft der Jugend, gestählt durch Mäßigkeit und unablässige Uebung, ein seltenes Vertrauen in die bewußte Kraft und besonnener Muth im heißen Schlachtgewühl, sie wirkten wie ein Zauber auf das Heer, und einen Feldzug, mit düstern Ahnungen und bangem Vorgefühl begonnen, krönte Ruhm und Sieg.

Hatte Scipio in Spanien durch Muth und Tapferkeit den Muth des Heeres entflammt, so hat er vor Karthago nicht minder durch seinen Seherblick hervorgeleuchtet. Der weiseste im Rathe, der erste und letzte in der Schlacht, hat er, nur mit dem Range eines Kriegsobersten bekleidet, die Augen des ganzen Heeres auf sich gerichtet. Wenn andere tollkühn und mit der Hoffnung eines leichten Sieges sich in Gefahren stürzten, da erschien er, wie weiland Fabius Maximus, als ein unverhoffter Retter in der Noth, und Tausende von römischen Bürgern hat seine Einsicht dem Vaterlande erhalten, unzählige, die von allen aufgegeben waren, hat sein Heldenmuth errettet. Wenn in der Ferne seine Banner wehten, wenn er an der Spitze seiner Reiterschaar durchs Blachfeld stürmte, da kehrte die Hoffnung in die Herzen der bedrängten wieder, aus seiner Nähe entfloh Gefahr und Noth. Auch die Feinde ehrten sein edles, ritterliches Wesen, die wunderbare Hoheit seines Blickes, die feste Treue am gegebenen Wort. Den besten Feldherrn im karthagischen Heere, den Phanias, Himilcos Sohn, hat die Bewunderung von Scipios Edelmuth mit den Feinden seines Volkes ausgesöhnt. Im römischen Heere aber ehrten alle an Scipio eine wunderbare Kraft, die das Gedächtniß des Aemilius Paulus und des großen Scipio erneute, und stürmisch wurde vom Senat gefordert, daß Scipio als Consul des Heeres Führer werde. Selbst der alte Cato, zum Tadel mehr als zum Lobe der Cornelier geneigt, erkannte in dem Jünglinge die angestammte Heldenkraft der Väter und sprach:

οἷος πέπνυται, τοὶ δὲ σκιαὶ ἀΐσσουσιν,

„Einsicht wohnet bei ihm, gleich Schatten schwanken die andern."

Wie nun trotz des heftigen Widerspruches im Senat des Heeres Stimme zum Gesetz erhoben ward, wie Scipio mit wunderbarer Einsicht, Klugheit und Beharrlichkeit das Werk der Zerstörung zu Ende führte, und durch eine große Sühne sein Vaterland gerächt, ist eben so bekannt, als daß er zum zweiten Mal dem Rufe der Bürger folgend vor Numanz die Ehre Roms gerettet, durch schonungslose Strenge zuerst den Feind im eignen Lager bekämpft, durch eiserne Festigkeit den Muth der Verzweiflung bei den Belagerten gebrochen; aber das ist weniger anerkannt, daß auch diese Thaten ein redend Zeugniß von der Eigenthümlichkeit des Mannes geben, wie in der Leitung des ganzen Heeres ein höheres Gesetz gewaltet, wie Scipio an strenge Selbstbeherrschung, an geistige Kraft, an den tief durchdachten Plan die Hoffnung des Sieges knüpfte, und auch da sich ächt hellenisch zeigte, wo mehr der Gegensatz hervorzutreten schien. Wie Epaminondas, dem Plutarchos ihn verglich, hat auch er auf dem Schlachtfelde die Macht der Ordnung, des Gesetzes, die Einwirkung der Kunst, die hohe Bedeutung des sittlichen Bewußtseins anerkannt.

Im Staate endlich mußte durch eines solchen Mannes seltene Kraft sein Verhältniß ganz eigenthümlich sich gestalten. Durch seine Abkunft gehörte Scipio den edlen Geschlechtern an, welche mit vereinter Kraft eine bevorrechtete Stellung zu behaupten und alles Gegenstreben darnieder zu halten suchten. Aber schon begannen die Bande sich zu lösen, welche die einzelnen

Digitized by Google

Glieder an das Ganze knüpften, und während Zwiespalt im eignen Lager herrschte, erhob die tribunicische Gewalt immer drohender ihr Haupt. Es traten hinzu die getheilten Strebungen der Zeit überhaupt, strenges Festhalten an den alten Formen und ein diesem entgegengesetzter der Fortentwickelung zugekehrter Sinn; hier entschiedenes Römerthum, dort leichtfertige Ausländerei, welche in allem fremden eine neue Phase des Fortschrittes erkannte. Dieser Kampf zwischen alten und neuen Gedanken, durch Verhältnisse der Personen, der Familien, der Parteien getragen und bestimmt, wie er bei jeder Veranlassung sich erneute, mußte langsam, aber entschieden zur Auflösung und zur Zersetzung der Kraft des Staates wirken. Bei solchem Zustande hätte allein die hervorragende Persönlichkeit eines großen Mannes das Widerstreitende zusammenhalten und die vielfach bewegte und getheilte Zeit einem gemeinsamen Ziele entgegenführen können. Aber gerade diesem widerstrebten alle politischen Leidenschaften, welche Selbstsucht, Neid und Eigennutz entzündet und gesteigert hatten.

Wenn der ältere Scipio dem Hasse seiner Gegner zum Opfer fiel, wie hätte ein halb Jahrhundert später die überlegene Großheit eines einzigen den Parteien gegenüber ihre Macht bekämpfen können? Ohnedem war Scipio Aemilianus durch die wissenschaftliche Höhe, worauf er stand, durch die eigenthümliche Aufgabe, welche er sich gestellt, durch das edle Bewußtsein seines Werthes und seiner Kraft dem Getriebe der Parteien ganz entrückt. Eine solche Persönlichkeit ließ weder einer Faction sich einverleiben, noch konnte sie ihren Zwecken knechtisch dienen. Dem Vaterlande hatte er sich geweiht und wartete auf seinen Ruf. Dieser erfolgte, vorzüglich durch die Gunst des Heeres und des Volks, als er bei seiner Bewerbung um die Aedilität zum Consul erwählt und ihm die Führung des Kriegs gegen Karthago übertragen ward. Daß er dadurch der Sache des Volkes genähert wurde, läßt sich erklären; aber mit Unrecht würde eine wirkliche Abhängigkeit daraus gefolgert werden. Eine gereifte Geisteshöhe wird sich stets dem Volke nahe fühlen, weil sie selber die Blüthe des Geisteslebens im Volke ist, weil bei diesem vorzugsweise freudige Anerkennung der Persönlichkeit gefunden wird, weil dieses allein die Macht besitzt einen großen Gedanken zur Verwirklichung zu bringen, während Standesgenossen mit neidischer Eifersucht die ungewohnten Bahnen jeder großen Kraft verfolgen. Dieses ursprüngliche Verhältniß wahrer Geistesgröße zu dem Volksbewußtsein mochte Polybios nach seiner ächt bürgerlichen Weise in die Klugheitslehre kleiden, nie vom Marktplatz wegzuziehen ohne einen Bürger sich zu verpflichten; und der stolze Adel mochte billig staunen, wie der Erbe eines großen Namens sich der Gunst des ärmern Volkes freute *). Aber Scipio, so wenig er der Faction des Adels dienen mochte, so wenig hat er dem Volke seine Selbstständigkeit geopfert. Nur die Nothwendigkeit hat er anerkannt dem Volke eine freiere Bewegung zu gestatten. Darum hat er die Annahme des Cassischen Gesetzes über geheime Abstimmung unterstützt, welche Maßregel nur die feindselige Aristokratie als demagogisch deuten konnte, denn der Name des Cassius bürgt für die Gerechtigkeit des Vorschlags. Daher bin ich geneigt zu glauben, daß Scipio selbst dem Vorhaben seines Freundes Lälius nicht ganz fremd geblieben sei, als dieser den ersten Versuch zur Erneuerung des agrarischen Gesetzes machte **). Ja sogar die Bestrebungen des Tiberius

*) Plutarch. Reg. et Imp. Apophthegm. p. 242. 2. 9. ed. Paris. Vita Aemil. Pauli c. 38.

**) Plut. V. Tib. Gracchi c. 8. *Ἐπεχείρησε μὲν οὖν τῇ διορθώσει Γάϊος Λαίλιος, ὁ Σκηπίωνος ἑταῖρος· ἀντικρουσάντων δὲ τῶν δυνατῶν, φοβηθεὶς τὸν θόρυβον καὶ παυσάμενος ἐπεκλήθη σοφὸς ἢ φρόνιμος.* Freilich wird durch diese Stelle nicht bewiesen, in welche Zeit dieser Versuch fiel, und ob damals schon Scipio in einem bestimmten Verhältniß zu Lälius gestanden.

Digitized by Google

Gracchus wird er anfangs nicht misbilligt haben, wenigstens hat Carbo und dessen Partei seine Zustimmung vorausgesetzt, sonst würde er nicht so hastig seine Erklärung gefordert haben, und Scipios besonnene Antwort: „Tiberius, wenn er die Absicht gehabt hätte, die höchste Gewalt an sich zu reißen, sei mit Recht erschlagen worden," beweist, daß er das Gesetz an sich nicht für Hochverrath gehalten. Aber die Rechtmäßigkeit einer Forderung anzuerkennen, die Entfernung einer Ungerechtigkeit zu wünschen ist noch durch eine weite Kluft von einer gewaltsamen Ausführung einer politischen Idee geschieden. Tiberius hatte durch die Entsetzung des Octavius die Grundverfassung selbst verletzt, die er wiederherzustellen versprochen hatte. Die Art, wie das Ackergesetz vollzogen wurde, drohte alle bestehenden Verhältnisse zu verwirren und den Bürgerkrieg hervorzurufen, die Partei des Carbo selber erhob immer drohender ihr Haupt, Blut war schon geflossen, und alle gutgesinnten hatten auf Scipio den Blick gerichtet. Da mußten alle Bürger sich um das Banner der Verfassung schaaren um mit vereinter Kraft die Zwietracht, die Gewaltthat, die Tyrannei der Volkstribunen zu bekämpfen. An ihre Spitze hat Scipio sich gestellt. Er allein hat es gewagt seine Gunst, seinen Einfluß, die Liebe des Volks, das ihn erhoben hatte, dem Wohle des Vaterlandes zu opfern, und dem wachsenden Strome des Verderbens entgegen sich zu werfen. Zum Dictator bezeichnete ihn die öffentliche Stimme, welcher seine politischen Gegner, Licinius Crassus Mucianus, früher Rathgeber des Tiberius, der Anhang des stolzen Appius Claudius, Mucius Scävola, der Rechtsgelehrte, endlich des Metellus mächtiges Geschlecht auf alle Weise entgegenwirkten. Es bleibt zweifelhaft, ob Scipio mit der höchsten Gewalt bekleidet den Forderungen der Zeit genügen und den innern Frieden hätte aufs neue befestigen können. Ein Uebel, das Jahrhunderte erzeugt, wird selten eines einzigen Mannes Kraft entfernen können. Aber seine Gesinnung ist darum nicht minder offenbar. Ihm hat der Zauber der Volksgunst nicht den Sinn verwirrt, er hat nicht mit den trügerischen Gedanken der Zeit gebuhlt, er hat die Würde seines Charakters nicht befleckt, er hat den wilden Taumel des Volks mit strafendem Ernst gerügt und ist nicht feige vor der Gefahr zurückgewichen. Wie in der Schlacht der seinen Vorbild, hat er auf dem Forum den mühsamen und undankbaren Streit des Rechts mit Kraft geführt, und hat in diesem Kampfe dem Vaterlande mit dem Leben seine Schuld gezahlt.

So war Scipio Aemilianus ein Mann von hohem Streben, dessen unverdorbene Römerkraft durch seltene Geistestiefe geläutert und veredelt ward. Er hatte die Forderung der Zeit begriffen und sie mit Freiheit zu seinem eignen Lebensziel gemacht; er hat den alten Waffenruhm des Vaterlandes mit neuem Glanz geschmückt und den Erbfeind der Römer überwunden; er hat den größern Kampf mit den wilden Leidenschaften, mit dem Vorurtheil, mit den lockenden Trugbildern der Zeit gewagt. In diesem Kampfe ist er gefallen, ein Opfer des Verrathes, ohne Schuld.

Sein Leben ist rein und fleckenlos geblieben, und den immer grünen Lorbeer hat kein Bürgerblut befleckt. „Geht, sprach der immer hadernde Metellus zu den ahnenstolzen Söhnen, geht und tragt die Bahre Scipios. Ihr werdet fortan keinem größern Manne diesen Dienst erweisen können."

Nach Beendigung dieser Vorträge forderte der Präsident zur Discussion auf. Zuerst nahm Professor Walz das Wort über den Vortrag des Professor Forchhammer. Er verzichte darauf sich über das ganze mythologische System des Redners auszusprechen, so sehr auch die Dampf- und Wassertheorie seiner Anschauung von der antiken Welt widerstrebe; er wolle sich

Digitized by Google

nur an die geologischen Verhältnisse halten. Der Grund nun, dem zufolge Professor Forchhammer die geschichtliche Person des Achilleus aufhebe und ihn zum Wassergotte metamorphosire, sei der, daß die Ebene von Troja der Ueberschwemmung in dem Grade ausgesetzt sei, daß darauf gar kein Lager, auch nicht ein Jahr lang, existiren konnte. Woher aber wisse der Redner, daß diese Ueberschwemmung des Landes im homerischen Zeitalter ebenso war, wie heutzutage? Daß Flüsse ihre Ufer erhöhen und bei ihrem Einflusse in das Meer weite Strecken Landes anschwemmen, bemerke man überall; er wolle nur an den Po erinnern, der so viel Land angeschwemmt hat, daß Städte, die sonst am Meere lagen, wie Spina, Hadria, Ravenna, jetzt weit davon entfernt sind. Daß aber durch solche Erhöhungen des Flußbettes regelmäßige Ueberschwemmungen eintreten, sei sehr wahrscheinlich in einem Lande, das durch die lange Stagnation des byzantinischen Reiches und die Occupation der Türken schon so lange verwahrlost sei. Dasselbe werde überall geschehen, wenn das Flußbett nur ein Jahrhundert lang vernachlässigt werde. Setzen wir aber selbst den unwahrscheinlichen Fall, diese Ueberschwemmungen seien auch in der noch jungen Welt bereits so gewesen, so sei nicht unbekannt, daß die Pelasger ungeheure Kräfte aufboten und bewunderungswürdige Geschicklichkeit entwickelten um stehende Wasser abzuleiten und Gefahr drohenden Flüssen einen künstlichen Abzug zu verschaffen. Wenn sie z. B. in Böotien durch riesenmäßige Abzugskanäle den kopaischen See ableiteten, wie Professor Forchhammer selbst auseinandergesetzt habe, würden sie in der trojanischen Ebene sicher eben so wohl Mittel gefunden haben den Ueberschwemmungen abzuhelfen.

Um noch ein Wort über die ausgesprochene Ansicht der homerischen Dichtung zu sagen, fuhr Professor Walz fort, wolle er nur auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in dem sich Professor Forchhammer zu befinden scheine. Er leugnet die Existenz eines Epos, könne aber doch nicht leugnen, daß die Dampf- und Wasserrevolutionen, die er in den homerischen Gedichten finde, mit Farben geschildert seien, welche von dem Heldenalter der Nation entlehnt wurden. Wenn nun ein Dichter die Farben zu seinen Schilderungen von dem Heldenalter und den Thaten und Schlachten der Männer entlehne, folge daraus, daß ihm ein solches Heldenalter bekannt gewesen sein müsse, daß ein solches Zeitalter bereits vorausgegangen sei.

Professor Forchhammer erwiederte, daß er Professor Walz die richtige Anschauung von der trojanischen Gegend nicht zuerkennen könne. Das aus den heftigen Regengüssen anschwellende Wasser müsse durch die Schlucht und über die offene Ebene strömen. So plötzlich und so reißend sei das Steigen und der Erguß der Gewässer, daß alle Klugheit und Geschicklichkeit der Trojaner nicht ausgereicht hätten um die Ebene vor den Ueberschwemmungen zu schützen, es sei denn, daß eine Eindämmung von vierzig Fuß errichtet worden wäre. Eine Vergleichung mit anderen Gegenden, wie der am See Kopais, sei nicht anwendbar. Dort sei durch die Natur dem zuströmenden Kephissos kein anderer Abfluß geboten, als mit Hülfe eines Kanals; ohne diesen habe sich Böotien in einen Landsee verwandeln müssen.

Nicht minder stellte er in Abrede, daß es ein anderes Epos gebe, als die Darstellung der Natur als Geschichte. In jeder Religion werde zugleich Materie und Geist anerkannt, in dem Sinne, daß wir in unserer Abhängigkeit von der Materie abhängig sind von einem Geiste, der in der Materie ist. Das habe bei den Griechen die polytheistische Religion hervorgebracht, auf welche die naive natürlich-religiöse Darstellung sich gründe. Der Name des Epos schreibe sich daher, daß die Darstellung auf dem Worte beruhe; dagegen bezeichne Mythos das uranfängliche Wort, welches uns erscheine in der materiellen Natur.

Digitized by Google

D. Krehl führte zur Widerlegung der vom Professor Walz über das Epos ausgesprochenen Ansicht die heiligen Urkunden der Hebräer an. Die ältesten Darstellungen aus der patriarchalischen Zeit gehörten mehr den Naturereignissen und der Entwickelung culturgeschichtlicher Ideen, als der eigentlichen Geschichte mit individuellen Beziehungen. Diese mache sich erst geltend, wenn ein Fortschritt in der Cultur geschehen sei, wie denn bei den Israeliten das epische Element in dem Buche der Richter hervortrete.

Professor Walz fand auch nach der wiederholten Behauptung des Professor Forchhammer die Unabwendbarkeit der Ueberschwemmung nicht einleuchtend. Namentlich glaubte er an der Analogie von Böotien festhalten zu müssen; wenn in einem rings von Bergen eingeschlossenen Lande das Wasser habe abgeleitet werden können, müsse dasselbe viel eher und leichter in Troas geschehen sein, das nur auf drei Seiten von Gebirgen eingeschlossen ist und auf der vierten Seite einen leichten Abzug ins Meer darbot. Ferner kam er darauf zurück, daß bevor die Naturscenen mit epischen Farben geschildert werden konnten, eine Zeit des Kampfes vorangegangen sein müsse; daß es Schlachten gegeben habe, ehe sie zur Einkleidung physischer Mythen dienten, schien ihm eine eben so nöthigende Folgerung zu sein, als wenn er behaupte, ein Dichter, welcher die Eisenbahn als Bild der Schnelligkeit gebrauche, müsse bereits die Erfindung der Eisenbahnen gekannt haben.

Hiegegen erinnerte Professor Forchhammer, daß in Troas so wenig als Abdämmung Abgrabung möglich gewesen sei; ferner, daß er durchaus nicht leugne, daß es in der vorhomerischen Zeit Schlachten gegeben habe, die in dem Epos dargestellten aber seien Schlachten der Naturkräfte gewesen.

Noch warf Oberlehrer Dietsch die Frage auf, ob nicht in der Entwaldung des Ida der Grund zu den heftigen Ueberschwemmungen heutiges Tags zu suchen sei, die sich durch die Bemerkung des Professor Forchhammer erledigte, daß der Ida auch jetzt noch bewaldet sei.

Hofrath Thiersch erklärte, er werde in die Sache nicht tiefer eingehen, doch wolle er bemerken, daß nach anderen, auch auf eigener Anschauung der Berichterstatter beruhenden Meldungen die Ebene von Troja nicht so niedrig liege und nicht überall so zerstörenden Ueberschwemmungen ausgesetzt sei, als Professer Forchhammer annehme. Ferner erklärte er das Etymologisiren wegen des nicht hellenischen Ursprungs der meisten angeführten Namen für sehr mißlich und zu einer wissenschaftlichen Basis ganz unbrauchbar. Doch sei er der Meinung „Sat prata biberunt“ und trage daher auf den Schluß der Discussion an.

Da die Versammlung hiermit einverstanden war, bemerkte Regierungsrath D. Brüggemann, an den Vortrag des Hofrath Thiersch anknüpfend, daß das von demselben hervorgehobene Bedürfniß in einem der bedeutendsten Staaten Deutschlands bereits anerkannt worden sei, und in Beziehung auf die allen künftigen Aspiranten des Officierstandes nothwendige allgemeine Bildung Bestimmungen und Anordnungen hervorgerufen habe, die der von dem Hofrath Thiersch entwickelten Idee zum Theil entsprechen. Diesen Bestimmungen zufolge werde die Vorbildung für den militärischen Beruf, eben weil sie nicht als eine besondere betrachtet werde, sondern in der Aneignung der jeder höheren Berufsthätigkeit gleich nothwendigen allgemeinen wissenschaftlichen Bildung bestehe, künftig nicht mehr in besondern Specialschulen, sondern in denjenigen höheren Unterrichtsanstalten erworben, welche jene allgemeine wissenschaftliche Bildung zu gewähren bestimmt seien. Diese Anordnung sei auch insofern eine bedeutungs-

Digitized by Google

volle, als sie die künftigen Führer kleinerer und größerer Abtheilungen des aus dem Gesammtvolke hervorgehenden Heeres während jener Vorbildungsperiode nicht mehr von der übrigen Jugend trenne, sondern in ihr die Idee einer gemeinsamen, auf gleicher Bildung beruhenden Berufsthätigkeit, welche sich in der freien und treuen Widmung aller Kräfte zum Dienste des Vaterlandes bewähren müsse, wecken und beleben werde. Nach dieser neuen Bestimmung, die jedoch erst mit dem Jahre 1846 zur Anwendung komme, müsse jeder, der mit Aussicht auf Beförderung zum Officier in die Armee eintreten wolle, sich die Kenntnisse eines Secundaners auf einem Gymnasium oder anderweitig, und zwar die vollständige Reife für Prima erworben haben. Diese allgemeine Bestimmung werde durch die Angabe des Zieles, welches in den einzelnen Unterrichtsgegenständen erreicht sein müßte, näher erläutert, schließe jedoch sich dadurch nicht so genau an den Lehrplan der Gymnasien an, daß ein mit der Reife für Prima entlassener Secundaner unter allen Umständen diesen Anforderungen zu entsprechen im Stande sei; dies weise eben noch auf eine künftige Ausgleichung hin, die am sichersten vielleicht darin zu finden sei, daß jene Vorbildungsperiode erst mit der Absolvirung der Prima, welche mit der Secunda ein Ganzes ausmache, abgeschlossen werde. Es sei zwar nicht vorgeschrieben worden, daß diese Vorbildung ausschließlich in einem Gymnasium erworben werden müßte, da jedoch das geläufige Verstehen der lateinischen Prosaiker, welche nach dem Lectionsplan in der Secunda eines Gymnasiums gelesen werden, also des Livius, Sallustius, der leichteren Reden und philosophischen Schriften des Cicero gefordert werde, auch das Ziel im allgemeinen nach den Leistungen eines abgehenden Gymnasialsecundaners bestimmt worden sei, so dürfte wohl erwartet werden, daß der größte Theil der Jugend, welche die militärische Laufbahn einschlagen will, die erforderliche allgemeine Vorbildung in den Gymnasien zu erlangen bemüht sein werde. Auf der andern Seite werde der Kenntniß des Griechischen in der speciellen Angabe der zu erwerbenden Vorkenntnisse nicht gedacht, so daß jene Vorbildung auch in den Real- oder höheren Bürgerschulen gewonnen werden kann, wenn diese die Gewährung einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung als ihre Aufgabe erkennend die Aufnahme des Lateinischen in ihren Lehrplan und zwar in einem Umfange, der die Erreichung des angedeuteten Zieles verbürgt, nicht verschmähen. Ob die Absolvirung der Secunda in derselben hinreiche, oder ein förmliches Entlassungszeugniß nach der Instruction vom Jahre 1832 erworben werden müsse, bleibe noch näher zu bestimmen.

Die angedeutete Uebereinstimmung dieser Anordnungen mit den von Hofrath Thiersch entwickelten Ideen über wissenschaftliche Militärerziehung gebe sich darin zu erkennen, daß die Gymnasien in ihren unteren Klassen das sogenannte Pro- oder untere Gymnasium, in der oberen Bildungsstufe aber auch das Militärgymnasium in sich enthalten würden, während die Divisionsschule, welche nach ihrer künftigen Bestimmung nur Militärwissenschaften, als Waffenlehre, Artillerie, Fortification, Elementartaktik, Situationszeichnen u. s. w. lehren werde, als besondere Militärakademie zu betrachten sein würde. In den angedeuteten neuen Bestimmungen werde aber auch der Besuch der Universitäten von Seiten derer, welche die militärische Laufbahn betreten wollen, durch besondere Vergünstigungen gefördert und dadurch, so wie durch die ganze neuere Anordnung der Werth allgemeiner Bildung in ihrem ganzen Umfange auf die erfreulichste Weise anerkannt und ihre Aneignung den Aspiranten des Officierstandes als unerläßliche Bedingung vorgeschrieben.

Professor Fritsche aus Rostock sprach alsdann den Wunsch aus, daß die Versammlung etwas thun möge, um die Philologie mit den dieser Wissenschaft feindlichen Tendenzen der Ge-

Digitized by Google

gemwart auszusöhnen. Der Zeitgeist, äußerte er, sei den Studien des Alterthums abgeneigt und wolle die Philologen höchstens als ein nothwendiges Uebel gelten lassen. Es sei wohl am Orte sich mit der Frage zu beschäftigen, was die Versammlung beitragen könne diese Stimmung zu gerechter Anerkennung der Philologie zu verändern.

Hofrath Thiersch erbat sich hierauf das Wort. Zuerst dankte er dem Regierungsrath Brüggemann für die eben gemachten Mittheilungen. Dann zu der von Professor Fritsche angeregten Frage übergehend, erklärte er, daß aus der Zeit, wenn man sie richtig auffasse, auch ein guter Geist spreche, der gerade die höhergestellten, einsichtsvollsten und besten erfülle. Dieser erkenne in der Philologie die Trägerin gründlicher auf Ueberlieferung ruhender Wissenschaften, in den classischen Studien aber ein vorzügliches, ja das vorzüglichste Mittel geistiger Stärkung und höherer Bildung. Dieser edle Geist werde leicht über den Aftergeist der Zeit den Sieg davon tragen; er sei es, dem man dienen müsse, das Geschrei des Markts habe man nicht zu achten. Wohl habe die Stimme der weniger verständigen auch ihre Berechtigung; sie sei in den unmittelbaren Bedürfnissen des Lebens gewurzelt und trachte nach Vortheil und Erwerb. Gegen ihre Vertreter gelte nur Eine Rücksicht — durch die That zu zeigen, daß man besser für sie und ihre Kinder zu sorgen wisse als sie selbst. Dagegen zu streiten sei vergeblich, wie wenn man vom Ufer herab dem brausenden Meere Ruhe gebieten wolle; die Wogen würden sich auch ohne Widerstreit legen.

Die Versammlung stimmte unter lauter Beifallsbezeugung dieser Meinung bei.

Mit Vorlesung der Geschäftsordnung für die nächste Sitzung wurden die Verhandlungen dieses Tags geschlossen.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Dresden den 3. October 1844.

Der Präsident eröffnete die Sitzung, welcher wiederum Se. königl. Hoheit der Prinz Johann längere Zeit beizuwohnen geruhte, indem er an den Oberschulrath Rost die Bitte richtete das Resultat der vorläufigen Berathung über die Wahl des nächsten Versammlungsortes im Namen der zu diesem Ende niedergesetzten Commission der Versammlung vorzulegen.

Oberschulrath Rost wies darauf hin, wie das Wandersystem, welches der Verein begonnen und auch fernerhin beibehalten habe, die Erreichung der Zwecke desselben ungemein erleichtere. Es sei nun dabei der Plan gewesen von der Mitte Deutschlands auswandernd nach Westen bis an die äußerste Grenze vorzudringen, dem Süden nicht bis zur äußersten Grenze sich zu nähern,

Digitized by Google

und vom Norden und Osten in einiger Entfernung zu bleiben. Demgemäß komme nach der Versammlung in Dresden der Westen und Süden in Frage.

In dieser Richtung, fuhr der Berichterstatter fort, seien von zwei Städten Einladungen ergangen. Bereits in Gotha habe die Stadt Augsburg durch ihren Oberbürgermeister Herrn Düval den Verein zu sich geladen. Damals sei es nicht thunlich erschienen auf diesen Vorschlag einzugehen, und auch jetzt machten zwei Umstände es nicht rathsam dorthin die nächste Versammlung zu verlegen, erstens daß in einer anderen Stadt des Königreichs Bayern, in Nürnberg, um dieselbe Zeit der Verein deutscher Naturforscher und Aerzte zusammenkomme, zweitens, daß Hofrath Thiersch, in dem der Verein einen seiner Stifter und thätigsten Förderer ehre, im nächsten Jahre abwesend sei, den in ihrer Mitte zu sehen die Versammlung in Bayern ganz besonders wünschen werde. Ferner sei im Westen die Stadt Basel in Frage gekommen, welche die Versammlung jährlich mit einem ihrer Koryphäen beschicke. Auch hier sei volle Bereitwilligkeit zur Aufnahme vorhanden, aber bei dem Bau des Universitätsgebäudes fehle es an geeigneten Räumen, so daß es wünschenswerth erscheine den Besuch dieser Stadt ebenfalls vor der Hand noch aufzuschieben.

Am geeignetsten sei der Commission Darmstadt erschienen. Zwar sei keine Erkundigung eingezogen worden über die Bereitwilligkeit und Geneigtheit zur Aufnahme der Versammlung daselbst, doch dürften die vereinten Philologen und Schulmänner wohl hoffen nicht als unwillkommene Gäste in dieser Stadt angesehen zu werden.

Nach diesen Worten stellte Oberschulrath Rost zufolge der ihm von dem Präsidium übertragenen Vollmacht an die Versammlung die Frage, ob sie mit dem Vorschlage der Commission, unter Voraussetzung der bei der Großherzoglich-Hessischen Regierung nachzusuchenden Genehmigung, Darmstadt zum nächsten Versammlungsort zu erwählen einverstanden sei.

Bei der Abstimmung ergab sich für diesen Vorschlag absolute Stimmenmehrheit. Hierauf stellte im Namen der Commission Oberschulrath Rost den weiteren Antrag zum Präsidenten der achten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Herrn Oberschulrath Dilthey und zum Vicepräsidenten Herrn Professor Wagner in Darmstadt zu erwählen. Beiden Anträgen trat die Versammlung bei.

Nach dem Schlusse dieser Verhandlung hielt D. Fuchs einen Vortrag

über das Verhältniß der romanischen Sprachen zum Lateinischen.

„Es liegt im Wesen der Sprache, daß sie als der unmittelbare Ausdruck des Geistes einer beständigen Fortbildung und Entwickelung fähig ist, so lange der Geist, dem sie dient, Leben und Bewegung hat. Diese Fortbildung aber kann nur eine vernünftige, also gesetz- und regelmäßige sein. Der Bau einer Sprache bleibt daher im ganzen und großen immer derselbe und die Veränderungen, welche diese Sprache erleiden, gehen aus dem Streben nach möglichst vollkommener Anpassung der äußern Sprachform an den Gedanken hervor. Im Laufe der Zeit können jedoch diese Veränderungen so mannigfaltig und bedeutend werden, daß die Sprachen ein ganz neues Wesen anzunehmen scheinen, und dann pflegt man zu sagen, daß sich aus alten Sprachen neue entwickeln, und daß diese die Töchter jener seien. Streng genommen ist aber dieser Ausdruck nicht richtig, denn wir haben auch in diesem Falle immer nur eine und dieselbe Sprache vor uns und die Verschiedenheit beruhet nur auf den verschiedenen Lebensaltern derselben. Die mit-

Digitized by Google

teldeutsche Sprache ist nicht die Tochter und die neudeutsche Sprache nicht die Enkelin der altdeutschen — man müßte denn die Sprache jedes Jahrhunderts die Tochter der Sprache des vorigen Jahrhunderts nennen, wie jedes Jahrhundert selbst das Kind des vorhergehenden, — sondern die altdeutsche Sprache ist die deutsche Sprache in ihrer Kindheit, die mitteldeutsche Sprache ist dieselbe in ihrer Jugend, und die neudeutsche ist wiederum dieselbe in ihrem männlichen Alter. Denselben Entwickelungsgang sind alle Sprachen gegangen, nur daß wir ihn nicht in allen Sprachen geschichtlich nachweisen können.

So sind auch die romanischen Sprachen nicht als Töchter aus dem Lateinischen hervorgegangen, sondern sie sind vielmehr ganz naturgemäße Fortsetzungen und Fortbildungen der lateinischen Sprache, sie sind die erwachsene lateinische Sprache. Aber nicht sowohl aus der lateinischen Schriftsprache, wie sie uns in den Werken der sogenannten classischen Schriftsteller der Römer erhalten ist, wie vielmehr aus der römischen Volkssprache sind sie erwachsen. Es ist daher für die Erforschung der romanischen Sprachen ein sehr bedauernswerther Verlust, daß uns von der römischen Volksmundart nur so wenig gelegentlich erhalten ist, was freilich ganz natürlich war, da in einem so einheitlichen Staate, wie der römische war, die Hauptstadt der Welt nicht leicht Volksmundarten zu schriftstellerischer Ausbildung gelangen lassen konnte. Einiges können wir annähernd aus den volksthümlichen Schriftwerken der Römer, namentlich aus Plautus und Terentius Lustspielen, schließen, so wie aus den Schriften der spätern Zeit, wo offenbar Annäherung an die Volkssprache stattfand. Namentlich gehören hierher auch die Werke der Sprachlehrer und die schlechten Inschriften der späteren Zeit. Wichtig wäre uns auch die Kenntniß der ältesten lateinischen Sprache, in welcher Volks- und Schriftsprache noch zusammenfallen, denn die Volkssprache bewahrt immer viel alterthümliches, allein leider fließen auch hier unsere Quellen äußerst spärlich.

Unsere Ansicht, daß die romanischen Sprachen streng genommen keine neuen Sprachen, sondern nur Fortsetzungen des Lateinischen sind, wird nicht umgestoßen durch den Einwurf, daß es ja mehrere romanische Sprachen giebt, während wir nur eine lateinische Sprache kennen. Denn einerseits war ganz natürlich von Anfang an die römische Volksmundart in allen Theilen des römischen Reiches verschieden, andererseits stimmen aber auch die romanischen Sprachen ungeachtet aller Verschiedenheiten im einzelnen, doch im ganzen und großen so genau mit einander überein, daß sie wirklich nur eine Person zu sein scheinen, die nur in andern Gegenden sich anders kleidet und unter andern Umständen sich anders benimmt. Und wenn wir im folgenden die Eigenthümlichkeiten, durch welche sich die romanischen Sprachen von der lateinischen Schriftsprache wesentlich zu unterscheiden scheinen, zusammenstellen, so werden wir sehen, daß sich alle diese Eigenthümlichkeiten, nur unentwickelt und noch im Keime, schon im Lateinischen finden. Unrecht aber scheint W. v. Humboldt zu thun, wenn er die romanischen Sprachen als Zertrümmerungen des Lateinischen betrachtet, indem er (Kawi-Sprache S. CCCIV) sagt: „Diesen doppelten Verfall steigerten endlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein bloßes Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Mißverstehen derselben, immer aber zugleich ein Unterschieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft," und (das. S. CCCIX): „Die Umänderung, welche die römische Sprache erlitt, war, ohne allen Vergleich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher als die, welche die griechische erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrüm-

Digitized by Google

merung, da die der griechischen sich mehr in den Schranken bloß einzelner Verstümmelungen und Formauflösungen erhielt." Obgleich auch Humboldt zugeben muß, daß die Grundlage des Baues der romanischen Sprache im wesentlichen dieselbe geblieben ist, wie im Lateinischen.

Je klarer und unbestreitbarer aber die Thatsache ist, daß die romanischen Sprachen aus der römischen Volkssprache hervorgegangen sind, desto unbegreiflicher ist es, wie dieß dennoch so oft hat verkannt werden können. Die gewöhnlichen Ansichten von der Entstehung der romanischen Sprache sind nämlich die: 1) daß sie aus der römischen Schriftsprache durch allmähliche Verderbung, 2) daß sie aus Vermischung des Lateinischen und Deutschen, 3) daß sie aus der provenzischen oder vorzugsweise romanisch genannten Sprache als Mittelgliede zwischen ihnen und dem Lateinischen, endlich 4) daß sie aus den alten keltischen Sprachen hervorgegangen seien. Die erste Ansicht (auch die Ansicht W. v. Humboldt's) ist die fast allgemein verbreitete; der zweiten schon früher von Muratori ausgesprochenen neigt sich A. W. v. Schlegel zu; die dritte ist von Raynouard aufgestellt und die vierte besonders von Bruce und Whyte verfochten worden. Wir können uns hier um so weniger auf eine Widerlegung dieser verschiedenen Meinungen einlassen, als wir dieß bereits anderwärts gethan haben, und glauben, daß das folgende hinlänglich darthun wird, daß die romanischen Sprachen nur aus der römischen Volkssprache hervorgegangen sein können. Leonardo Bruni, Celso Cittadini und andere hatten so Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß die italische Sprache gleichzeitig neben der lateinischen in Rom bestanden habe, nur muß man dieß richtig verstehen.

Nehmen wir also an, daß die romanischen Sprachen allmähliche Fortbildungen des Lateinischen sind, so ist damit zugleich ausgesprochen, daß sie Vervollkommnungen desselben sind. Daß es so sein muß, leuchtet schon von selbst ein. Denn wenn die Geschichte der Menschheit im allgemeinen, wie keinem Zweifel unterliegen kann, in beständigem Fortschreiten begriffen ist, so muß mit dem Ganzen natürlich auch jeder einzelne Theil der Geschichte fortschreiten; einer der wichtigsten Theile der Geschichte der geistigen Entwickelung eines Volkes ist aber ohne Zweifel die Geschichte seiner Sprache. „Die Sprache ist (Humboldt Kawi-Spr. S. XXI) tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen; sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- und Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar." Diese Entwickelung aber kann nur ein ununterbrochenes, wenn auch ganz allmähliches Fortschreiten und Annähern an Sprachvollkommenheit sein, und wenn eine Sprache einzelne Vorzüge im Laufe der Zeit aufgiebt, so geschieht es nur um neue, größere Vorzüge zu erlangen.

Schon im allgemeinen ist das Hervorgehen der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen kein Rückschritt, sondern ein wesentlicher Fortschritt. Denn so lange die lateinische Schriftsprache, die als lebendige Sprache nur die Sprache einer Stadt war, allein herrschte, konnten die Völker in den verschiedenen Landschaften sie immer nur als die ihnen aufgedrungene Sprache der Sieger, also als etwas fremdes, an ihre Unterdrückung sie erinnerndes betrachten; erst als die Sprache sich in verschiedene Zweige auflöste, erhielt jedes Volk ein Eigenthum in seiner Sprache. Ueberdieß besteht ein großer Vortheil darin, daß sich aus der einen lateinischen Sprache (denn die Volksmundarten erfreuten sich keiner schriftstellerischen Ausbildung) sechs oder wenn man will sieben selbständige Sprachen mit größtentheils vortrefflichen Schriftenthümern entwickelt haben, ganz zu geschweigen der großen Menge von schriftstellerisch ausgebildeten romanischen Volksmundarten. Ja, die Auflösung der lateinischen Sprache in die romanische war etwas durchaus nothwendiges; denn die lateinische Schriftsprache hatte sich überlebt und war keiner

Digitized by Google

andern Entwickelung fähig, als der, daß sie sich der Volksmundart anschmiegte und dieser endlich den Platz räumte. Im Anfange der lateinischen Sprachbildung war Schrift- und Volkssprache eins, bald aber gingen beide Arten der Sprache (sermo urbanus und sermo vulgaris oder rusticus) aus einander, und besonders als das Schriftenthum sich zu bilden anfing und die Bildung des Geistes und der Sprache von der Gesammtheit des Volkes auf einzelne vorzugsweise begabte Männer überging, stellte sich die zwiefache Gestalt der Sprache, die Volks- und die Gelehrtensprache, immer entschiedener einander gegenüber. So lange dieser Gegensatz sein richtiges Verhältniß behält, entspringen aus demselben zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung; Kraft und Reichthum gewährt die Volkssprache, Läuterung bringen ihr die Gelehrten. In Rom aber suchten die meisten Schriftsteller gerade des sogenannten goldenen Zeitalters nicht in der Volkssprache, die sie gering achteten, Kraft und Reichthum, sondern in der fremden hellenischen Sprache, und die Kluft zwischen beiden Arten der Sprache wurde dadurch unübersteiglich. Die Schriftsprache hatte den Vortheil, daß sie durchaus nothwendig war, denn in jedem gebildeten Lande, welches eine staatliche Einheit bildet, ist eine allgemeine Schriftsprache, eine Gesammtsprache unentbehrlich, da sie dazu dient, alle Glieder eines Volkes geistig zu umfassen, und da eben in ihr die Bewohner der entferntesten Gegenden als Glieder eines Körpers sich erkennen. Ferner galt die Schriftsprache in den obersten und gebildetsten Ständen *), war Hof-, Gerichts- und Bücherſprache und hatte in Rom ihren Sitz, wodurch ihr die Herrschaft gesichert war, so lange Rom herrschte. Die Volkssprache dagegen hatte den Vorzug, daß sie eben Sprache des eigentlichen Volkes war, die eigentlich lebendige Sprache, in der es fühlte und dachte, während die Schriftsprache dem Leben ferner stand und mehr oder weniger gelernt werden mußte. Diese konnte nur von den Gelehrten mit Berechnung fortgebildet werden und ihr Schicksal war daher in die Hand einzelner gegeben; jene bildete sich im Volke und durch das Volk ganz von selbst fort. Die Bildner der Schriftsprache aber schlugen einen Weg ein, der die lateinische Sprache aller Volksthümlichkeit zu berauben drohte, indem sie dieselbe nach dem Griechischen zu formen sich bemühten; darüber erstarrte ihnen die lateinische Schriftsprache unter den Händen, denn sie rissen dieselbe völlig aus dem Leben heraus und verachteten die Volksmundart zu sehr, um diese zur Bereicherung und Fortbildung jener zu benutzen. Nur mit Widerstreben nahmen sie im höchsten Nothfalle Wörter aus ihr auf, wie z. B. Quintilianus (III, 8) possibilis und dergleichen. Die spätern Schriftsteller entfernten sich theils durch die verschrobenste und gezierteste Schreibart noch mehr von der Volksmundart, theils, und dieß gilt besonders von den christlichen Kirchenschriftstellern, schlossen sie sich mehr an diese an und förderten die lateinische Sprache wirklich, aber ihr Wirken wird gewöhnlich verkannt. Als mit der Auflösung des weströmischen Reiches das staatliche Band, welches sich um die römischen Länder

*) Obgleich auch in Rom, wie überall, viele gebildete in der Volksmundart redeten, Cic. de orat. III, 12: „Est autem vitium, quod nonnulli de industria consectantur: rustica vox et agrestis quosdam delectat.“ Besonders die römischen Frauen bedienten sich der gemeinen Mundart (das.); auch der Kaiser Augustus pflegte sich derselben zu bedienen (Suet. Aug. 36.). Aus dem Einflusse der Volksmundart auf die Schriftsprache erklärt sich auch die Unsicherheit der Römer im Gebrauche mehrerer Wörter, z. B. der Zweifel, ob senatus nach der zweiten oder nach der vierten Umendung gehe; ersteres war gewiß volksmäßig. Quintil. I, 6, 27: „Quid de aliis dicam, cum senatus, senatui, an senatus, senati, senato faciat incertum sit? Quare mihi non invenuste dici videtur, aliud esse latine, aliud grammatice loqui.“ In der Regel sind die ältern Formen die volksmäßigen.

Digitized by Google

geschlungen hatte, zerriß, hörte zugleich auch die Nothwendigkeit des geistigen Bandes, welches diese zusammengehalten hatte, auf, und so wie nun jedes einzelne Land selbständige staatliche Geltung erhielt, so kam zugleich auch die Volksmundart jedes einzelnen Landes zu höherer Geltung. Allerdings wurden die romanischen Sprachen, wie wir nun die römischen Volksmundarten nennen, nicht sogleich mündig; sie hatten noch eine solche ehrfurchtsvolle Scheu vor der römischen Schriftsprache, welche der Welt zu gebieten gewohnt war und jetzt an Kirche und Recht mächtige Stützen fand, und noch so wenig Selbstvertrauen, daß sie jener freiwillig noch eine Zeit lang die Herrschaft gestatteten, bis sie sich endlich ermannten und mit jugendlicher Kraft auftretend sich Geltung verschafften.

Nachdem wir nun den Fortschritt der romanischen Sprachen vor dem Lateinischen im allgemeinen angedeutet haben, haben wir denselben auch im einzelnen nachzuweisen.

I. Wortvorrath und Wortbildung.

Wenn man den romanischen Völkern, wie häufig geschieht, vorwirft, daß sie ihre Sprachen nicht begreifen, weil ihr Wortvorrath aus einer ihnen fremden Sprache geflossen sei und weil sie eine große Menge Sproßformen haben, deren Wurzeln ihnen fehlen, so ist dieß ein Vorwurf, der alle Völker, die Deutschen eben so wohl trifft, denn von welchem Volke könnte man sagen, daß es seine Sprache begreife? Das Begreifen ihrer Muttersprache ist überhaupt das Streben der gelehrtesten Männer, die oft ihr ganzes Leben daran setzen und doch nie vollkommen zum Ziele gelangen!

Die Romanen haben viele lateinische Wurzel- und Stammwörter aufgegeben, weil diese wegen ihrer kurzen Form und ihres geringen Lautgehaltes meistens nicht in das Lautgebäude der romanischen Sprachen hineinpaßten und weil die Volksmundarten überhaupt abgeleiteten Formen geneigter sind. So hat z. B. schon Plautus das volksthümliche minaciae statt minae, woraus italisch minaccia, französisch menace. Derselbe (Cas. 3, 3, 17. Truc. 2, 5, 25.) und Terentius (Eun. 1, 2, 70. Ph. Prol. 34, das. 1, 2, 49 u. s. w.) gebrauchen häufig adjutare statt adjuvare (italisch ajutare, spanisch ayudar, französisch aider); Theodor Priscianus und andere haben aeramen statt aes (italisch rame, französisch airain), Ammianus Marcellinus molina statt mola (spanisch molino, französisch moulin); ganz gewöhnlich waren geworden spectare statt specere, quiescere statt quiere, noscere statt noere, nasci statt nai, quassare statt quatere und dergleichen; cantare häufig statt canere; bei Plautus, in Novius Atellanen und auf Inschriften frunisci statt frui; bei Firmicus Maternus augmentare statt augere, (französisch augmenter); bei Vegetius mensurare statt metiri (französisch mesurer, spanisch mensurar neben medir), bei Festus, Ammianus u. s. w. regimentum statt regimen (französisch régiment neben régime), bei Gregorius von Tours campania neben campus (italisch campagna neben campo), bei Venantius Fortunatus viaticum statt via (französisch voyage neben voie) u. s. w. Man sieht an den zuletzt angeführten Beispielen, daß die romanischen Sprachen bisweilen beide Formen, die einfache und die abgeleitete, neben einander behalten haben.

Haben nun aber die romanischen Sprachen viele einfache Wörter aufgegeben, so haben sie einen desto größeren Reichthum an abgeleiteten Wörtern. Manche lateinische Ableitungssilben sind allerdings erstarrt, wie dieß in allen Sprachen einzutreten pflegt, wenn die Bedeutung derselben nicht mehr gefühlt wird, z. B. idus und imen. Aber die meisten und wichtigsten Ableitungssilben sind in voller Kraft geblieben und bilden eine große Menge von Sproßformen.

Digitized by Google

Und diese Ableitungssilben vervielfältigen die romanischen Sprachen noch außerordentlich dadurch, daß sie eine lateinische Ableitungssilbe häufig in zwei und noch mehrere mit verschiedenen Bedeutungen zerspalteten; aus itia wurde z. B. französisch ice und esse: justice und justesse, aus aceus und icius wurden im Italischen fünf Ableitungssilben mit unterschiedener, der Bedeutsamkeit der Selbstlaute entsprechender Bedeutung: accio, eccio, iccio, occio, uccio; aus iscus gewannen die Spanier die vier Formen asco, esco, isco, usco u. s. w.

Auch scheinbare Stammwörter haben sich die romanischen Sprachen in Menge gebildet, indem sie Zeitwortsstämmen eine bloße Geschlechtsendung gaben, den deutschen durch Ablaut gebildeten Stämmen ganz ähnlich, z. B. aus blasphemare, tornare, aestimare, dubitare französisch blâmer, tour, estime, doute und dergleichen. Auf diese einfache Weise bildeten die romanischen Sprachen eine Fülle von neuen Wörtern, namentlich für außersinnliche Begriffe, an denen die lateinische Sprache einen sehr fühlbaren Mangel hatte (wiederholt klagen römische Schriftsteller, Lucretius I, 140. 831 f., III, 261., Seneca Epist. 58, Plinius Ep. IV, 18, über die „patrii sermonis egestas", selbst Cicero, der den Griechen gern den Vorzug ihrer Sprache streitig machte, muß öfters die Dürftigkeit der römischen Sprache eingestehen). Auch für manche andere Begriffe, für welche den Römern einfache, durch Ableitung gebildete Bezeichnungen fehlten, haben die romanischen Sprachen besondere Formen, z. B. um die Wirkung eines Werkzeuges auszudrücken die Endung italisch ata, spanisch ada, französisch ade; z. B. italisch stoccata Degenstoß, spanisch cornada Hörnerstoß, französisch canonade Geschützfeuer; im Spanischen auch azo: fusilazo Flintenschuß u. s. w.

Außerordentlichen Reichthum haben die romanischen Sprachen an Endungen für Verkleinerung und Vergrößerung der Begriffe, durch welche sie neben wirklicher Kleinheit zugleich Niedlichkeit, Jugendlichkeit, Unbedeutendheit, Verachtung, und neben wirklicher Größe zugleich Kraft, Tüchtigkeit, Stattlichkeit, Plumpheit, Häßlichkeit, Dicke und dergleichen aufs bestimmteste ausdrücken. Die lateinische Sprache ist an verkleinerten Wörtern weit ärmer als die romanischen Sprachen und an vergrößerten Wörtern kann sie gar keinen Vergleich mit ihnen aushalten, da sie hier nur die eine Endung o hat (naso, capito). Woher nun dieser große Vorzug der romanischen Sprachen vor der lateinischen? Jedenfalls hatte ihn schon die römische Volkssprache vor der Schriftsprache voraus, denn die Volkssprache pflegt mit liebkosenden wie mit tadelnden Ausdrücken sehr freigebig zu sein. Wir finden dieß auch schon in den der Volkssprache näher stehenden lateinischen Schriftwerken, z. B. in tändelnden Gedichten von Catullus. So sagt auch Reisig (Vorlesungen über die lateinische Sprachwissenschaft S. 155) ganz richtig: „Die Römer haben mehr Deminutiva gehabt, als in unsern Lexicis stehen. . . Ohne Zweifel waren viele in der Umgangssprache gangbar, die gar nicht schriftlich verzeichnet sind." In der spätern Zeit wurde der Gebrauch verkleinerter Wörter so häufig, daß die Verkleinerungssilben nicht selten ihre Bedeutung fast ganz verloren. (Beispiele bei Funccius de inerti ac decrepita latinae linguae senectute S. 687 f.). Und gewiß wendete die Volksmundart auch die Vergrößerungssilbe o, an welche sich die meisten romanischen Vergrößerungssilben anlehnen, häufig an.

Die romanischen Sprachen sind auch weit reicher an Ableitungen zur Bezeichnung von Verstandesbegriffen, da ihnen bei der gewaltig fortschreitenden Geistesbildung die lateinischen sinnlichen Ausdrücke nicht mehr genügen konnten. Beispiele von solchen Wörtern, welche die späteren Schriftsteller entweder selbst bilden oder, wenn sie in der Volkssprache schon vorhanden waren, aus dieser nehmen mußten, siehe bei Funccius a. a. O. S. 684 ff.

Digitized by Google

Zeitwörter vermögen die romanischen Sprachen von jedem beliebigen Hauptworte zu bilden, z. B. lateinisch ausgedrückt, invidiare, viaticare, mirabiliare, medicinare, occasionare, consuetudinare, suspicionare, originare, caritiare u. s. w., ein Reichthum, den selbst die deutsche Sprache in diesem Umfange nicht hat.

An Zusammensetzungsfähigkeit steht die lateinische Sprache ihrer griechischen Schwester bedeutend nach, wie überhaupt kunstliebende und dichterische Völker, wie die Griechen, Zusammensetzungen mehr lieben und ihrer mehr bedürfen, als Sprachen, welche, wie die lateinische, mehr auf das nützliche und verständige gerichtet sind, denn Zusammensetzungen beschäftigen vorzugsweise die Einbildungskraft, während der Verstand mehr sondert und zerlegt. Die romanischen Sprachen haben zwar nicht die Zusammensetzungsfähigkeit der griechischen und deutschen Sprachen, aber doch eine größere als die lateinische Schriftsprache. Während sie nämlich an eigentlichen Zusammensetzungen von Haupt- und Eigenschaftswörtern mit einander ziemlich arm sind, haben sie dagegen einen ziemlich großen Reichthum an Zusammensetzungen von Hauptwörtern mit Zeitwörtern, nach Art der deutschen Störenfried, Habedank, Zeitvertreib u. dergl.

Wenn nun so die romanischen Sprachen schon aus ihren eigenen Mitteln eine solche Menge neuer Wörter gebildet haben, daß sie daran die lateinische Sprache bei weitem übertreffen, so haben sie ihren Wortvorrath noch bedeutend durch aus andern Sprachen entlehnte Wörter vermehrt. Und sie bedurften deren nothwendig, da sie nach und nach eine unendliche Menge neuer Gedanken errangen, neue Dinge, Erfindungen und Einrichtungen kennen lernten, von denen die Römer keine Ahnung gehabt hatten. Diese Lehnwörter erhielten aber ein völlig romanisches Gepräge, so daß sie in jenen Sprachen keinen gesonderten, fremdartigen Bestandtheil bilden, wie die Fremdwörter im Deutschen. Die reichste Quelle, aus welcher die romanischen Sprachen neue Wörter schöpften, war die deutsche, nächst ihr die arabische, dann die griechische und, vermittelst des Handels und Verkehrs, verschiedene morgenländische Sprachen.

II. Betonung und Silbenmessung.

Ursprünglich muß der Ton natürlich aus dem Einflusse der Bedeutsamkeit der Silbe hervorgegangen sein. Je mehr aber der Sinn eines Volkes auch auf Schönklang gerichtet ist, desto mehr Einfluß wird dieß auf die Betonung haben. So trifft namentlich im Griechischen der Ton sehr oft Silben, welche keineswegs die bedeutsamsten sind; in der nüchternen lateinischen Sprache ist dieß zwar viel seltener, aber doch immer noch ziemlich häufig der Fall, besonders da die Römer, wie die Griechen, den Ton nie anders als auf eine der drei letzten Silben legten (Cic. Or. c. 18.). Die romanischen Sprachen haben im allgemeinen die lateinische Betonung beibehalten; wegen der Abschleifung der lateinischen Endungen aber fällt der Ton in ihnen häufig auf die Endsilben, was im Lateinischen nie der Fall ist, z. B. italisch **maestà** aus **majestát-is**, **i**, **em**, **e**, französisch **aimér** aus **amáre**. An diese Art der Betonung gewöhnt, dulden sogar die französische und provenzische Sprache den Ton gar nicht anders als auf einer der beiden letzten Silben.

Einige Veränderungen der lateinischen Betonung sind sehr bedeutungsvoll, namentlich die Betonung einiger im Lateinischen unbetonter Ableitungssilben, wodurch diese vor Erstarrung geschützt und eine reichliche Quelle zu neuen Ableitungen wurden, z. B. italisch **figliuólo** aus **filiolus**, **cristallino** aus **cristallinus**, **allegría** aus gleichs. **alácria**; — und die Betonung der

Digitized by Google

ersten Person der Mehrheit in der Gegenwart und Vergangenheit bei den Zeitwörtern nach der dritten lateinischen (starken) Abwandelung, z. B. lateinisch **mórimur, quaérimus**, spanisch **morimos, querémos** u. s. w. (s. meine Beitr. z. Erforsch. d. Rom. Spr. S. 19)

Im Vortheile gegen das Lateinische, aber im Nachtheile gegen das Deutsche sind die romanischen Sprachen hinsichtlich der Silbenmessung. Im Lateinischen können auch außer der betonten Silbe lange Silben in einem Worte sein; umgekehrt konnte der Ton auch eine kurze Silbe treffen. Ueberall hatte aber in der alten und volksthümlichen lateinischen Sprache der Ton den Vorzug vor der Länge, wie man dieß deutlich in den sogenannten saturnischen Versen und in den Versen der alten Schauspieldichter sieht; ja in der Volkssprache fiel gewiß schon in der frühesten Zeit Ton und Länge zusammen, und es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Verfahren, wenn es auch dem Wohlklange nicht sehr günstig ist, doch dem Verstande viel angemessener ist. Damit stimmt auch G. Hermann in seinem Handbuche der Metrik (Leipzig 1799. §. 104) überein. Die lateinische Sprache konnte sich aber nicht ungestört auf diesem Wege weiter entwickeln, da die griechelnden Dichter sie auch hinsichtlich der Silbenmessung ganz der griechischen Sprache nachbilden wollten und daher ihre Verse so bildeten, daß die Silbenmessung, welche sie sich selbst erst künstlich bilden mußten, den Vorzug vor der Betonung behielt, obgleich neben den silbenmessenden Gedichten die betonenden (**versus inconditi, carmina incondita, agrestia**) immer fortbestanden. Erst später, als die lateinische Sprache wieder volksthümlicher wurde, gewann auch wieder die Betonung in der Dichtkunst das Uebergewicht über die Silbenmessung, besonders in der christlichen Kirchendichtung, welche alles gekünstelte und gelehrte verschmähend in einfacher, allverständlicher Weise erklang, bis nun in den romanischen Sprachen Silbenmessung und Betonung wieder gänzlich zusammenfallen, so daß also in denselben gewissermaßen erreicht und vollendet dasteht, worauf schon die älteste römische Sprache hinstrebte.

Im Deutschen unterscheiden sich die Längen in der Aussprache viel bedeutender von den Kürzen, und die betonten von den nicht betonten Silben, als in den romanischen Sprachen. Diese verwenden nämlich wegen der größern Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, welche südlichen Völkern überhaupt eigen zu sein pflegt, nicht so viel Zeit auf die Aussprache der Wörter, wie die ernstern und bedächtigern Deutschen und Römer; sie sprachen schneller und flüchtiger und heben daher die langen Silben nicht bedeutend vor den kurzen hervor, so daß bei ihnen zwischen Längen und Kürzen nicht mehr dasselbe Verhältniß besteht, wie in den alten Sprachen, wo man im allgemeinen zwei Kürzen auf eine Länge zu rechnen pflegt. Eben so unterscheiden sie auch den Ton der Silben bei weitem nicht so scharf wie die Deutschen, so daß sogar manche allen Wortton im Französischen wegleugnen.

Durch diese veränderte Geltung der Silben mußte nothwendig der ganze Versbau der lateinischen Schriftsprache, welcher sich auf den regelmäßigen Wechsel von langen und kurzen Silben gründete, verändert werden. In den romanischen Sprachen wechseln nun betonte und tonlose Silben (Hebungen und Senkungen) nicht nach bestimmten Gesetzen, sondern nach dem Gefühle des Dichters, obwohl im allgemeinen das steigende (iambische) und fallende (trochäische) Versmaß vorherrscht. Da aber die Willkür des Dichters nicht durch bestimmte Gesetze der Silbenmessung beschränkt ist, so wird ihr durch die Silbenzählung ein Ziel gesteckt, welche zugleich einige, freilich geringe Mannigfaltigkeit der Versmaße zuläßt.

Als Ersatz für die geschlossenen alten Versmaße haben die romanischen Sprachen den Reim, die spanische überdieß den halben Reim oder Anklang (**asonante**). Beides war schon

Digitized by Google

den Alten bekannt unter dem Namen ὁμοιοτέλευτον und similiter cadens und wurden selbst zur Zierde der prosischen Rede angewendet; doch tadeln Griechen sowohl wie Römer die zu häufige Wiederholung des Reims einstimmig, vergl. Mutzl, die accentuirende Rhythmik der neuern Sprachen S. 32 und Thiersch über die neugriechische Poesie S. 15. Es ist daher sehr unrecht den Reim in den romanischen Sprachen, wie öfters geschehen ist, aus der Bekanntschaft mit der arabischen Dichtung herzuleiten; er ist vielmehr ganz naturgemäß aus der römischen Volksdichtung hervorgegangen.

III. Lautverhältnisse.

Die Selbstlaute haben sich in den romanischen Sprachen vielfach verändert. Neue einfache Selbstlaute sind im allgemeinen nicht hinzugekommen. Aus den einfachen Selbstlauten a, o und u haben sich im Deutschen durch Einwirkung von i neue Laute (Umlaute) ä, ö und ü gebildet. Im Lateinischen finden sich schon die Umlaute ae und oe, die aber nicht häufig vorkommen und leicht mit einander und mit langem e verwechselt werden. Namentlich sagte die Volkssprache e statt ae und oe, wie Varro (de lingua lat. IV, 19) ausdrücklich angiebt: in Latio rure hedus quod in urbe ut in multeis a addito haedus. Die romanischen Sprachen haben sie daher aufgegeben; nur die französische Sprache hat nicht nur die Umlaute ä (ai) und ö (eu) behalten, sondern auch noch den dritten Umlaut ü entwickelt, so daß sie an einfachen Lauten größeren Reichthum hat, als die andern romanischen Sprachen. Doch war der lateinischen Sprache der Laut ü (y) oder ein ihm ganz ähnlicher keineswegs fremd, z. B. in optumus, lubet und dergleichen, für welchen auch der Kaiser Claudius einen eigenen Buchstaben erfand.

Einen weit größern Reichthum als die lateinische Sprache haben alle romanischen Sprachen an Doppellauten, welche für diese besonders in Bezug auf die starke Abwandelung von großer Wichtigkeit sind (besonders ai, ie und italisch uo, spanisch ue, französisch eu als Steigerung von a, e, o). Aber gerade der wichtigste lateinische Doppellaut au hat in ihnen einen viel beschränktern Umfang, indem meistens o dafür steht. Der Grund davon ist leicht zu erkennen: au war schon im Lateinischen die schriftmäßige, o die volksthümliche Form, wie dieß Festus (u. d. W. orata) ausdrücklich angiebt.

In der Behandlung der lateinischen Mitlaute zeigt sich in den romanischen Sprachen durchgängig ein Streben nach Weichheit und Wohlklang. Wir finden daher überall Erweichung der harten lateinischen Mitlaute und Auflösung der weichen in Selbstlaute; so wird p zu b, v, endlich u, z. B capitalis spanisch alt captal, capdal, dann cabdal, caudal; aperire, spanisch abrir, französisch ouvrir; capra spanisch cabra, französisch chèvre; schon im Lateinischen erweichte sich allmählich p in b, vergl. Poplicola, später Publicola u. dergl., und b in u, z. B. abfero, abfugio: aufero, aufugio u. s. w.; mit v wechselte b im Lateinischen ungemein häufig. Ferner wird c (k) zu g und löst sich, durch j durchgehend, in i auf oder fällt auch ganz und gar aus, z. B. focus italisch fuoco, spanisch fuego, französisch foyer; clamare spanisch llamar (d. i. ljamar); tractare französisch traiter (aus trajter), spanisch tratar; regnum französisch règne, spanisch reino u. s. w. Schon im Lateinischen erweichte sich c zu g, z. B. Cnaeus Gnaeus, vicesimus vigesimus und dergleichen. Ferner wird t zu d erweicht; Auflösung in einen Selbstlaut konnte bei diesem Mitlaute nicht stattfinden, da er keinen entsprechenden Zungenselbstlaut hat, er pflegt daher statt noch größerer Erweichung ganz ausgestoßen zu werden, z. B. salutare

Digitized by Google

spanisch saludar, französisch saluer; so findet sich in einer Inschrift bei Gruter quodannis statt quotannis, in einer andern aus Pompeji bei Orelli iradam statt iratam u. dergl.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Lauten der romanischen Sprachen und denen der lateinischen besteht in dem Reichthume an Zischlauten in den erstern und dem gänzlichen Mangel derselben in der letztern. Die romanischen Sprachen besitzen nämlich die Zischlaute sch, tsch, sh (gelindes sch), dsh, welche sich aus den Kehllauten c, g und j gebildet haben. Dieß ist eine in der Entwicklungsgeschichte der Sprachen häufig vorkommende Erscheinung (Diez, roman. Gramm. I, 199 f.). Außerdem ist aus dem K- und aus dem T-Laute in gewissen Fällen der Laut z in verschiedenen Färbungen hervorgegangen.

Außer diesen Erwerbungen, welche die ganze Familie der romanischen Sprachen an neuen, dem Lateinischen fremden Lauten gemacht hat, haben einzelne Sprachen noch andere Laute erworben, wie die französische und portugiesische die Nasenlaute, welche aus lateinischem m und n hervorgegangen sind, aber freilich nicht eben zum Wohlklange der genannten Sprachen beitragen, und die spanische Sprache den kräftigen Kehllaut y, welchen sie dem arabischen ż verdankt. Dagegen haben sie fast durchaus den Hauchlaut h verloren, über dessen Anwendung schon die Römer selbst sehr zweifelhaft waren.

Der größern Mannigfaltigkeit an Lauten wissen die romanischen Sprachen sich auch zur Erreichung größern Wohlklanges wohl zu bedienen. An und für sich ist kein Laut übelklingend, aber jeder kann es werden durch die Verbindung, in welcher er steht. Im Lateinischen wird der Wohlklang häufig durch das Zusammentreffen vieler ähnlicher stark hervortretender Laute gestört; namentlich verursacht das scharfe s oft Uebelklang in den so häufigen Endungen as, es, is, os, us, ibus u. s. w., wie überhaupt die Endungen im Lateinischen oft ein bedeutendes Uebergewicht über den Stamm haben; in den romanischen Sprachen dagegen werden die Endungen entweder ganz aufgegeben oder so umgestaltet, daß sie, in richtigem Verhältnisse zum Stamme, aus weniger stark hervortretenden Lauten bestehen, als der Stamm *). Der wesentlichste Unterschied zwischen dem Klange der lateinischen Sprache und dem der romanischen besteht, wie gesagt, in größerer Weichheit der letztern. Diese Weichheit erstreben sie nicht bloß durch die schon berührte häufige Erweichung harter Mitlaute, sondern auch durch Vereinfachung der lateinischen Mitlautverbindungen vermittelst der Verwandlung, der Versetzung, der Ausscheidung eines Mitlautes oder der Zwischenschiebung eines Selbstlautes. Dieß alles fand sich bestimmt schon in der römischen Volkssprache; so bezeugt z. B. Val. Longus S. 2237, daß Cicero gern foresia, hortesia u. s. w. statt forensia, hortensia sagt, so steht auf Inschriften: meses (ganz spanisch) statt menses, castresis statt castrensis; so sagte man rusum statt rursum, dossum statt dorsum, salmentum statt salsamentum (Charis. S. 237) u. s. w. Die französische Sprache ist von allen romanischen die am wenigsten wohlklingende, was besonders in der von starker Verstümmelung der Endungen herrührenden Menge einsilbiger Wörter, im Vorherrschen des e und in dem häufigen Gebrauche der unreinen Nasenlaute seinen Grund hat.

*) Bekannt genug ist, wie schon die römische Volkssprache das s der Endung wegließ.

Digitized by Google

IV. Formenlehre.

Hier finden wir so bedeutende Abweichungen der romanischen Sprachen von der lateinischen, daß man jenen öfters ein ganz anderes Wesen als dieser zugeschrieben und jene Abweichungen aus dem Einflusse anderer Sprachen zu erklären versucht hat. Aber alle jene Veränderungen haben ihren Grund nur im Streben nach größerer Deutlichkeit und Verständlichkeit und fanden sich ohne Ausnahme im Keime schon im Lateinischen, und gewiß auch schon ausgebildeter in der römischen Volksmundart. Die romanischen Sprachen haben denselben Entwickelungsgang gehabt, den alle Sprachen haben: sie sind, wie alle neueren Sprachen, auflösende (analytische) geworden, während das Lateinische, wie alle alten Sprachen, zusammensetzend (synthetisch) war, und dieß ist der Grundzug, der sich durch die ganze Formenlehre hindurchzieht. Zuerst stoßen wir hier auf die Erwerbung eines besondern Redetheils, der sehr viel zur Bestimmtheit und Deutlichkeit der Sprache beiträgt. Es ist dieß:

1. Der Einzler (Artikel).

So habe ich diesen Redetheil in meiner spanischen Sprachlehre genannt, und ich behalte diese Benennung bei, denn die Grundbedeutung desselben ist Absonderung und Vereinzelung eines Gegenstandes aus andern Gegenständen derselben Gattung. Der Einzler ist keine Erfindung der romanischen Sprachen, sondern gewiß fanden sich beide Arten desselben, der bestimmende und der nicht bestimmende (ille und unus) schon in der römischen Volkssprache vollständig ausgebildet. Von unus wenigstens können wir dieß mit Bestimmtheit annehmen, da sich besonders in den der Umgangssprache sich annähernden lateinischen Schriften eine Menge Stellen finden, in denen unus offenbar der nicht bestimmende Einzler ist; z. B. Plaut. Truc. II, 1, 39: est huic unus servus violentissumus; id. 2. argum. Merc. 2. unius ancillam hospitis; id. Pseud. IV, 1, 38 ibidem una aderit mulier lepida; Ter. Andr. I, 1, 90 sq. interea inter mulieres, quae ibi aderant, forte unam adspicio adolescentulam u. s. w. Von ille können wir nicht mit gleicher Bestimmtheit nachweisen, daß es die römische Volkssprache als bestimmenden Einzler gebraucht habe (obwohl in einigen Stellen bei Quintil. X, 7, 2. 8. 10. 32. ille der Bedeutung nach dem bestimmenden Einzler sehr nahe kommt), aber wir können dieß mit ziemlicher Gewißheit aus der Geschichte anderer Sprachen vermuthen. Ueberall liebt die Volkssprache derbe und deutliche Bezeichnung der gemeinten Dinge, und darum entwickelt sich in den meisten Sprachen bald der Einzler; so im Griechischen und Deutschen. Welchen Vortheil der Einzler den romanischen Sprachen gewährt, ist klar; panis kann im Lateinischen bedeuten: 1) Brot im Gegensatze zu andern Gegenständen; 2) das (bestimmte) Brot im Gegensatze zu andern Broten; 3) ein (unbestimmtes) Brot im Gegensatze zu andern Broten; die romanischen Sprachen haben für jede dieser Bedeutungen eine besondere Bezeichnung, spanisch pan, el pan; un pan, dazu noch französisch du pain.

2. Aufgebung der Umendung.

Diese hat ihren Grund zunächst in der jeder Volkssprache eigenthümlichen Nachlässigkeit, für welche die Aussprache mannigfaltiger und zum Theile wenig unterschiedener Endungen unbequem ist, und sodann in dem Streben nach Deutlichkeit; denn da die Bedeutung der Endungen nicht mehr gefühlt wurde, so zog man Hülfswörter vor, welche dieselben Beziehungen, aber deutlicher, bezeichneten, die Verhältnißwörter, welche bei weiterer Entwickelung der Sprachen in demselben

Digitized by Google

Maße mannigfaltiger und ausgebildeter werden, in welchem die Endungen zurücktreten. Daher findet sich schon im Lateinischen Verwechselung und Vereinfachung der Fallendungen; z. B. Ruricius (480) schreibt: in amicum nil displicet, Desiderius (620) pro conditiones ecclesiasticas, de conditiunculas, pro illa supereminentia bona, pro necessitates u. s. w. Eine Menge solcher Beispiele in den Inschriften bei Gruter und Orelli. Die Verhältnißwörter dagegen werden, weil sie deutlicher und bezeichnender sind, in den Volksmundarten viel mehr beachtet, und in allen Sprachen werden nach und nach selbst die einfachsten Fälle durch Verhältnißwörter ausgedrückt, so auch in den romanischen Sprachen der Besitzfall durch de und der Zweckfall durch ad. Dieser Gebrauch ist schon sehr alt und selbst in der lateinischen Schriftsprache nicht selten, z. B. de: Cic. Mil. 24 ab uno de illis; id. Verr. II, 1, 12. partem de istius impudentia; Ter. Heaut. IV, 1, 39 expers partis de nostris bonis u. s. w.; auf Inschriften: curator de sacra via, oppida de Samnitibus, natus de Tusdro u. s. w.; — ad: Liv. II, 13, 9 ad parentes restituit; id. XXIV, 47, 5 restituti ad Romanos; id XXVII, 15, 1: ad Q. Fulvium dediderunt sese; Plaut. Truc. IV, 1, 4. ad me magna nuntiavit; id. Capt. V, 4, 22 hunc ad carnificem dabo; Varr. R. R. I, 40. apparet ad agricolas u. s. w.

Durch das Aufgeben der Umendung haben die romanischen Sprachen ohne Zweifel an Verständlichkeit gewonnen. Denn in einem umgeendeten Hauptworte finden wir etwas doppeltes: die Bezeichnung seines Begriffs und die Andeutung seiner Beziehung; diese kann aber immer nur eine ungefähre sein; durch Verhältnißwörter wird die Beziehung, das Verhältniß des Begriffes nicht bloß angedeutet, es wird wirklich bezeichnet. Beibehalten mußte man natürlich eine besondere Form zur Unterscheidung der Mehrheit von der Einheit und hierbei zeigt sich in der napolischen und rhätoromanischen Mundart die merkwürdige, dem Lateinischen unbekannte Erscheinung, daß in mehrern Wörtern der Doppellaut der Einheit in der Mehrheit zum einfachen Selbstlaute wird, z. B. chierp corps, iess ossa und dergleichen (s. m. Beiträge z. Erforsch. d. Rom. Spr. I, 356), was jedenfalls von tiefer Bedeutung ist, denn innere Veränderung ist stets bedeutsamer als äußerer Zuwachs.

In der Art, wie die romanischen Sprachen die Umendung aufgaben, zeigt sich recht deutlich das Fortwalten des Sprachgeistes, der sie richtig dahin führte, daß sie nicht den Nennfall übertrugen, sondern vielmehr den Stamm der Hauptwörter, wenn dieser nicht schon im Nennfalle enthalten war, z. B. französisch raison, mort u. s. w. aus ratio, mors, Stamm ration, mort *).

3. Aufgebung des sächlichen Geschlechts.

Auch dadurch haben die romanischen Sprachen nichts eingebüßt. Seiner ursprünglichen Bestimmung, den Mangel des natürlichen Geschlechts bei Sachen, d. i. leblosen Gegenständen, zu bezeichnen, ist nämlich das sächliche Geschlecht in keiner Sprache vollkommen treu geblieben; denn einerseits wurde auch leblosen Dingen häufig eines der natürlichen Geschlechter beigelegt, je nachdem man an ihnen Eigenschaften wahrnahm, welche etwas männliches, großes, kräftiges, rasches, thätiges, zeugendes, oder weibliches, kleines, schwaches, stilles, leidendes,

*) Die gewöhnliche Ansicht, nach welcher die romanischen Formen der Hauptwörter aus den lateinischen Formen des Zielfalls (Accusativ) oder auch des Ablativs entstanden sind, glaube ich in der Anzeige des zweiten Bandes von Diez's Grammatik der romanischen Sprachen (Berliner Jahrbb. März 1839 Nr. 55) hinlänglich widerlegt zu haben.

Digitized by Google

gebärendes zu haben schienen, z. B. der Baum, der Sturm, der Muth, der Hochmuth; die Blume, die Luft, die Sanftmuth, die Demuth u. dergl. Andrerseits legte man aber auch öfters lebenden Wesen das sächliche Geschlecht bei, theils weil man nur die Gattung, aber nicht das natürliche Geschlecht bezeichnen wollte, z. B. das Kind, das Pferd, das Thier, das Rind u. s. w., theils sollte dadurch das noch unentwickelte ausgedrückt werden, daher z. B. im Deutschen die verkleinerten Wörter: das Knäblein, das Mädchen u. s. w. Daher ist auch das sächliche Geschlecht in der Sprache durch die Form meistens nicht so ausgezeichnet, wie das weibliche Geschlecht, sondern es ist fast überall dem männlichen Geschlechte sehr ähnlich, von dem es sich im Lateinischen, Griechischen und Deutschen fast nur im Nennfalle und im Zielfalle unterscheidet. So besaßen die romanischen Sprachen bei ihrem Streben die Endungen abzuschleifen kaum ein Mittel, das sächliche Geschlecht vom männlichen zu scheiden, und diese Scheidung war eben auch überflüssig geworden; sie wählten daher das männliche Geschlecht statt des sächlichen, während in den semitischen Sprachen das sächliche Geschlecht der Form nach mit dem weiblichen zusammenfällt. Eine sprachliche Unterscheidung von lebendem und leblosem (wie z. B. in den slawischen Sprachen) findet sich in den romanischen Sprachen nicht; für sie ist alles belebt. Der Anfang zur Aufgebung des sächlichen Geschlechts findet sich aber schon in der römischen Volksmundart, denn diese gebrauchte viele sächliche Hauptwörter männlich (Hieronym. z. Ezech. 40): „illud autem semel monuisse sufficiat, nosse me cubitum et cubita neutrali appellari genere, sed pro simplicitate et facilitate intelligentiae, vulgique consuetudine ponere masculino," während sich umgekehrt bei Augustinus hoc flos, hoc ros u. dergl. findet.

4. Die Steigerung der Eigenschaftswörter

ist aus demselben Grunde aufgegeben, wie die Umendung. Die romanischen Sprachen besaßen wohl die Fähigkeit die Steigerung nach lateinischer Art zu vollziehen, was außer den erhaltenen unregelmäßigen Formen melior, minor u. s. w. alte Formen, namentlich im Französischen (z. B. ancienor, bellezour, graindre, hautor u. s. w.) zeigen, und wie die Endung der Auszeichnungsstufe issimus in den meisten Sprachen zur Bezeichnung eines sehr hohen Grades noch erhalten ist. Die französische Sprache hat dieselbe sogar in gewissen Fällen genauer angewendet, als die lateinische Sprache selbst, nämlich bei den Ordnungszahlwörtern, deren Endungen im Lateinischen zum Theile mehr verstümmelt sind; z. B. deuxième neben second secundus, troisième tertius (statt tertimus oder tersimus), quatrième quartus (statt quatuorissimus) u. s. w. In der Regel aber wird die Erhöhungsstufe in den romanischen Sprachen auf eine dem Lateinischen nicht fremde Art durch plus oder magis gebildet, die Auszeichnungsstufe, wenn der höchste Grad dadurch ausgedrückt werden soll, durch Vorsetzung des bestimmenden Einzlers (im Walachischen des derbern hinzeigenden cel) vor die Erhöhungsstufe. Schon in der lateinischen Schriftsprache wurde magis und maxime öfters um des Wohlklangs willen statt der gewöhnlichen Endungen gebraucht (magis pius, maxime pius) und von den Dichtern um des Versmaßes willen; in der Volkssprache war dieß gewiß noch viel allgemeiner üblich: Plaut. Amph. II, 1, 54. neque lac lacti magis est simile; Ter. Eun. II, 1, 21. nemo fuit magis severus nec magis continens; Andr. IV, 2, 15 magis verum; daſ. 5, 30. magis aperte u. s. w. Die Bedeutung von plus und magis war in der römischen Volkssprache nicht genau geschieden, so findet sich z. B. bei Nemesian. Ecl. IV, 72. plus formosus und bei Ovid Her. 17, 102. magis oris = plus impudentiae. Die romanischen Sprachen haben nun den Vortheil, daß sie die zwei

Digitized by Google

verschiedenen Beziehungen der Auszeichnungsstufe, für welche die lateinische Sprache nur eine Bezeichnung hatte, auf doppelte Weise ausdrücken kann: lateinisch altissimus, italisch altissimo sehr hoch, il più alto der höchste.

5. Persönliche Fürwörter.

Hier haben die romanischen Sprachen viel mehr von der Umendung beibehalten als bei den Haupt- und Eigenschaftswörtern; größtentheils giebt es für alle Fälle besondere Formen, die zum Theile vom Lateinischen abweichend und ganz eigenthümlich gebildet sind, wie denn überhaupt die Fürwörter in den romanischen Sprachen ausgebildeter sind als im Lateinischen, denn sie verhalten sich zur Abwandelung der Zeitwörter ungefähr wie die Verhältnißwörter zur Umendung der Hauptwörter. Die romanischen Sprachen haben für die persönlichen Fürwörter meistens doppelte Formen, die umgeendeten, kurzen, unselbständigen, ganz eng an das Zeitwort anschließenden, z. B. französisch me, te, le und die durch Verhältnißwörter gebildeten längern, sich selbständigen, z. B. französisch à moi, à toi, à lui u. dergl., und diese Doppelformigkeit gewährt manche Vortheile für die Betonung, den Wohlklang und die Fügung der Sätze. Auch diese Erscheinung findet sich in andern Sprachen, wenn auch in keiner so ausgebildet wie in den romanischen: griechisch ἐμοί und μοι, ἐμέ und με, deutsch es und 's, in Mundarten mer und mir, der und dir u. dergl., lateinisch mihi und mi.

6. Abwandelung der Zeitwörter.

Die romanischen Sprachen haben zunächst einen größern Reichthum an Zeiten für die Thatform, welchen sie der Anwendung der Hülfszeitwörter habere und esse verdanken. Schon die Römer fühlten, als der Sinn der Form für die vollendete Gegenwart (Praeteritum perfectum, schlechthin Vergangenheit) audivi d. i. audi-fui ihnen nicht mehr klar war, das Bedürfniß, neben der einfachen Vergangenheit, welche als erzählende Zeit gebraucht wurde (dixi, audivi, perspexi, cognovi), noch eine zusammengesetzte (dictum habeo, auditum habeo, Cic. ad Brut. I, 1. „Clodii animum perspectum habeo, cognitum, judicatum") zu bilden, welche eine in der Gegenwart vollendete und völlig abgeschlossene Handlung auszudrücken bestimmt war. So häufig auch diese Form von römischen Schriftstellern gebraucht wurde, so gelangte sie doch nicht dahin, als ein wesentlicher Bestandtheil der Abwandelung angesehen zu werden. Dieß wurde sie erst in den romanischen Sprachen, in denen sie neben der einfachen Form in die Abwandelung aufgenommen wurde (italisch conobbi und ho conosciato). Und wie die Gegenwart habeo auditum, so nahmen die Romanen nun auch die Vergangenheiten habebam auditum und habui auditum auf.

Vermittelst des Hülfszeitwortes habere bildeten die romanischen Sprachen auch die Zukunft: italisch amar-ho, spanisch amar-he, französisch aimer-ai u. s. w. von amare habeo ich habe zu lieben, d. i. ich soll, werde lieben. Die einfachen Formen amabo, monebo, legam, audiam waren die romanischen Sprachen gezwungen aufzugeben, weil sie kaum ein Mittel hatten, die beiden ersten Formen von der unvollendeten Vergangenheit amabam, monebam, die beiden letzten von der gleichlautenden Bedingweise der Gegenwart zu unterscheiden, und sie mußten daher die Zukunft auf eine selbständige Weise ausdrücken. Die neugriechische und die englische Sprache griffen zu dem Zeitworte wollen (θέλω δώσει, I will give), die englische auch zu sollen (I shall give); die deutsche Sprache drückt die Zukunft aus durch das Hülfszeitwort werden,

Digitized by Google

d. i. entstehen, hervorkommen, hervorgehen, also: ich werde thun = ich gehe hervor zum Thun, ich gehe an das Thun; eben so die romanische Mundart der rhätoromanischen Sprache veng a vegnir, ich komme zum Kommen, d. i. ich komme zukünftig. Auch die andern romanischen Sprachen bilden ihre Zukunft häufig ganz sinnlich durch das Zeitwort gehen, kommen, z. B. spanisch voi à decirte, d. i. vado ad dicendum (dicere) tibi, französisch je vais faire cela, d. i. vado facere illud. In der Regel aber bilden sie es auf die angegebene Weise durch habere, nach Art von Cic. pro Rosc. Am. 35. habeo etiam dicere, ad Famil. 1, 5. habeo polliceri u. dergl.

Außer der währenden und vollendeten Zukunft bilden die romanischen Sprachen auf dieselbe Weise noch zwei ihnen eigenthümliche Zeiten, die währende und die vollendete Bedingzeit (Conditionalis): spanisch amaria und hábria amado (altspanisch hia = habia, d. i. habebam), französisch j'aimer-ais und j'aur-ais aimé, eigentlich: ich hatte zu lieben und ich hatte geliebt zu haben. Schon diese Formen zeigen deutlich genug die eigene Schöpferkraft der romanischen Sprachen; aber auch einzelne Formen der Vergangenheit im Spanischen und Südfranzösischen (spanisch tuve, anduve, auvergn. rampligai, jéouaitout u. a., Formen, die ich in meinen Beiträgen zur Erforschung der Romanischen Sprachen Bd. 1, S. 33 f., 283 u. f. w. erläutert habe), sind Zeugen für die Fähigkeit der romanischen Sprachen, selbst neue Formen zu schaffen.

Besondere Formen für die Zeiten der Leideform dagegen haben die romanischen Sprachen eben so wenig wie die deutsche Sprache. Das Sanskrit, Griechische und Lateinische bildet die Leideform vermittelst der rückbezüglichen Fürwörter, z. B. griechisch τύπτομαι aus τύπτω με, lateinisch amor aus amo se (se für alle drei Personen wie im Russischen), also eigentlich: ich schlage mich, ich liebe mich; die Person wird zugleich als thätig und als die Thätigkeit erleidend dargestellt: ich bin in einem Zustande (Thätigkeit), in welchem mir Schläge, Liebe zu Theil werden (Leiden). Im Deutschen bilden wir die Leideform, wie die Zukunft der Thatform, durch werden. Hieß: ich werde schlagen, so viel wie: ich komme, gehe ans schlagen (ich werde schlafen = ich gehe schlafen), so heißt: ich werde geschlagen, so viel wie: ich komme, gehe einher als ein Geschlagener. Das Hülfszeitwort gehen dient auch schon im Sanskrit und öfters im Lateinischen zur Bildung der Leideform: amatum iri, perdere d. i. per-dare preisgeben, dagegen perire d. i. per-ire untergehen, vergehen, preisgegeben werden; vendere d. i. venum dare feil geben, dagegen venire d. i. venum ire feil gehen, d. i. verkauft (feil gegeben) werden. Eben so bilden die romanischen Sprachen öfters ihre Leideform durch ein Zeitwort gehen, z. B. spanisch va dicho d. i. vadit dictum, gewöhnlich durch das Zeitwort sein, welches schon im Lateinischen zur Bildung mehrerer Zeiten der Leideform diente, französisch je suis aimé ich bin geliebt d. h. ich befinde mich in dem Zustande eines geliebten. Häufig werden die Zeiten der Leideform auch durch die Thatform mit dem rückbeziehlichen Fürworte ausgedrückt, also ganz dem Lateinischen entsprechend und nur eine genaue Auflösung der lateinischen Form, z. B. italisch si dice, spanisch se dice = lateinisch dicitur d. i. dicit-se. Findet sich diese Auflösung in den andern romanischen Sprachen meistens nur in der dritten Person, so kommt sie dagegen im Dakoromanischen in allen Personen vor: io me laud ich werde gelobt, tu te lauzi, el se laudă.

Ein wichtiges Zeichen für die Lebenskraft der romanischen Sprachen zeigt sich darin, daß sie die starke Abwandelung weiter ausgebildet haben, als die lateinische Sprache. Alle indischgermanischen Sprachen unterscheiden nämlich mehr oder weniger genau eine starke und eine schwache Abwandlung; jene ist die älteste und daher bei den ursprünglichsten Zeitwörter üblich

Digitized by Google

und besteht darin, daß zur Bezeichnung der Hauptzeiten kein fremdes Wort zu Hülfe genommen, sondern nur der Stammselbstlaut vermittelst des Ablautes verändert wird; z. B. ich spreche, sprach, gesprochen; diese, die schwache Abwandelung, ist jüngern Ursprungs und bedarf besonderer, aus Hülfszeitwörtern hergenommener Endungen zur Bildung der Zeiten, z. B. lateinisch amavi aus ama-fui, dixi aus dic-si (von esse), amabam aus sanskritisch bhu (φυ-), deutsch redete aus rede-te (d. i. that). Die starke Abwandelung findet sich auch im Lateinischen, aber nur wenig ausgebildet und in verhältnißmäßig weniger Wörtern, z. B. vĕnio vēni, ausgebildeter in ăgo ēgi, cado cecidi u. dergl. Hierauf fußend haben die romanischen Sprachen ein vollständiges Gebäude der starken Abwandelung aufgeführt, worüber ich auf die öfter angeführten Beiträge verweise, in denen ich dieß ausführlich entwickelt habe.

7. Umstandswörter.

Ich erwähne diese noch besonders, weil A. W. von Schlegel (Observations S. 34) Einfluß des Deutschen in der Art findet, wie die romanischen Sprachen die Verneinungen ausdrücken, indem sie nämlich zur Verstärkung und größern Versinnlichung derselben ein Hauptwort hinzufügen, welches etwas kleines, geringfügiges bedeutet, wie z. B. französisch ne point nicht einen Stich, ne pas nicht einen Schritt, altdeutsch n-eo-wiht d. i. nicht irgend ein Ding, nichts, englisch no-thing, no-body u. dergl. Aber auch diese Sitte der romanischen Sprachen hat ihren Grund im Lateinischen: nihil ist ne-hilum nicht das mindeste, nemo ist ne-homo, alt hemo, nicht ein Mensch (n-ie-man-d, ne-personne, no-body). Aehnliche Redensarten, z. B. non flocci pendere, non pili facere u. dergl. finden sich in der Schriftsprache nicht selten, und sind in jeder Volksmundart sehr häufig.

V. Wort- und Satzfügung.

So wie wir in jedem Abschnitte der Formenbildung finden, daß die Gestaltung der romanischen Sprachen aus dem Streben nach Einfachheit und Verständlichkeit hervorgegangen ist, so zeichnet sich auch die Wort- und Satzfügung durch außerordentliche Klarheit und Uebersichtlichkeit und zugleich durch Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Die Wortfolge ist die ganz natürliche, ungekünstelte, der Gedankenfolge entsprechende. Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß die überkünstliche Wort- und Satzfügung der römischen Schriftsteller der Volkssprache fremd war, ja daß das Volk wohl kaum den vielfach verschlungenen Satzbau seiner Schriftsteller verstand, besonders da das Zeitwort, grade der wichtigste Theil der Rede, so häufig am Ende des Satzes stand. In den romanischen Sprachen dagegen bildet dieses den eigentlichen Mittelpunkt des Satzes, um welchen sich alles andere ansetzt. Ist nun der Bau eines einzelnen Satzes in den romanischen Sprachen klar und durchsichtig, so ist die Verbindung der Sätze unter einander eben so einfach und gewandt, besonders wegen ihres größern Reichthums an Bindewörtern. Sie sind daher viel bequemer zu leichter und gewandter Unterhaltung, als die steifere und gemessenere lateinische Schriftsprache. Aber auch Kürze und Gedrängtheit geht ihnen nicht ab, da sie, wie die lateinische Sprache, die Mittelwörter und die Grundformen der Zeitwörter zur Abkürzung der Rede trefflich zu gebrauchen wissen. Doch würde es zu weit führen, dieß alles im einzelnen nachzuweisen, und ich erlaube mir nur noch der langen Rede kurzen Sinn in wenige Worte zusammenzufassen.

Digitized by Google

Nach meiner Ansicht sind die romanischen Sprachen naturgemäße Entwickelungen und Fortbildungen der römischen Volkssprache, die zwar nicht ihrem Stoffe, wohl aber ihrer Form und ihrem Geiste nach auch ohne die fremden Einwanderungen, wenn auch vielleicht langsamer, eben so sich gebildet haben würden. Wer aber die lateinische Sprache in ihrem ganzen Wesen und in ihrem ganzen Lebenslaufe begreifen will, kann der Kenntniß der romanischen Sprachen, welche oft genug zur Erläuterung der lateinischen Sprache dienen, indem sie gleichsam eine Brücke bilden, die uns aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückführt, so wenig entbehren, wie der Erforscher der griechischen Sprache die neugriechische unbeachtet lassen darf. So wie man das Leben eines Menschen nur dann völlig verstehen kann, wenn man denselben von seiner Geburt an durch alle Verhältnisse des Lebens bis zu seinem Ausgange begleitet, so muß, wer eine Sprache ganz zu begreifen strebt — wer aber kann sich rühmen, dieß erreicht zu haben? — ihrer Entwickelung nachforschen von den frühesten erreichbaren Zeiten bis in die Gegenwart, ich sage nicht bis zum Tode der Sprache, denn ich möchte von keiner Sprache behaupten, daß sie wirklich gestorben sei. Dieß auf die lateinische Sprache angewendet, ergiebt sich, daß wir ihren Ursprüngen in Asien nachspüren und ihre weitere Entwickelung durch die romanischen Sprachen hindurch verfolgen müssen. Einen wie großen Aufschwung, ja eine wie völlige Umgestaltung die lateinische und griechische Sprachforschung durch die vergleichende Sprachkunde, welche ihrerseits durch die wissenschaftliche Erforschung des Sanskrit zur Wissenschaft erhoben worden ist, wirklich schon gewonnen hat, darüber habe ich grade heute vor zwei Jahren die Ehre gehabt in Straßburg bei Gelegenheit des Congrès scientifique de France einen Vortrag zu halten. Wie mit der lateinischen, so ist es mit jeder Sprache: jede bedarf, um begriffen zu werden, der Erläuterung durch viele andere Sprachen und keine Klasse von Sprachforschern kann der andern Klassen entbehren. Die dießjährige Versammlung der Philologen, bei der zuerst abendländische und morgenländische Sprachen besprochen werden, giebt uns die Bürgschaft, daß dieß allgemeiner als bisher anerkannt worden ist, daß in Zukunft die Scheidung zwischen „Philologen" und „Linguisten" immer mehr aufhören, und daß ein immer innigerer Verein der deutschen in verschiedenen Richtungen Einem Ziele zustrebenden Sprachforscher sich bilden werde." *)

Zunächst begründete Professor Hermann aus Göttingen seinen Antrag, eine Adresse an den Herrn Geheimenrath Creuzer zu erlassen als Zeichen der Theilnahme an dem im April gefeierten Gedenkfest seiner Wirksamkeit an der Universität zu Heidelberg. Er legte zugleich den Entwurf einer Zuschrift vor, welcher von der Versammlung genehmigt wurde **).

Es begann hierauf Professor Weber aus Bremen eine humoristische Vorlesung über Hor. Sat. 2, 4. mit besonderer Rücksicht auf die römische Kochkunst und einem Excurs über die Krebse bei den Römern. Dieser Vortrag ward aber nach vorgängiger Besprechung des Präsidenten mit dem Redner nicht zu Ende geführt.

Ehe zu einem anderen Gegenstande übergegangen wurde, erbat sich Hofrath Thiersch das Wort und äußerte sich über einige Beziehungen des letzten Vortrags auf einen Stand und ein Volk, welche zu Mißverständnissen führen könnten. Er sei der Ueberzeugung, daß der Redner sicher niemandem habe zu nahe treten wollen, fühle sich aber zu der Erklärung gedrungen, daß

*) Vergl. hierzu die Blätter f. d. lit. Unterh. 1844. 25.—28. Sept. Nr. 269—272.
**) S. Beilage 4.

Digitized by Google

überhaupt nichts verletzendes in diesem Kreise geduldet werden dürfe. Dieser Grundsatz sei im Interesse des Vereins nothwendiger Weise festzuhalten, damit nicht etwa ein unversehens hingeworfener Funke sich in einen Brand der Trennung verwandle.

Die Versammlung gab in großer Mehrzahl durch Acclamation ihren Beitritt zu dieser Meinungsäußerung zu erkennen.

Der Präsident erklärte hiermit die Discussion über diesen Gegenstand für geschlossen.

Der Tagesordnung zufolge sollten „Andeutungen und Wünsche über Polybius", von D. Zimmer, folgen; da jedoch derselbe bereits zuvor bei dem Präsidium darauf verzichtet hatte diesen Vortrag zu halten, sprach zunächst Professor Walz

über die alt-italische Religion.

„Wenn ich mich unterfange, vor diesem Kreise einige Worte über die alt-italische Religion zu sprechen, so geschieht dies nicht um zu belehren, sondern um mir Belehrung zu erbitten.

Es ist außer Zweifel, daß bei der großen Thätigkeit, mit welcher in unsern Tagen an der Erforschung des römischen Alterthums gearbeitet wird, die nationale Religion, wie sie vor dem Eindringen der griechischen Götterwelt gewesen ist, noch am mindesten bedacht ist. Die Gründe dieser Erscheinung sind nahe gelegen: die Römer waren ein zusammengelaufenes, aus verschiedenen Elementen gemischtes Volk, und waren schon dadurch fremden Einflüssen leicht zugänglich: als aber die Tarquinische Dynastie dem etruscischen Element das Uebergewicht verschafft, und die griechische Religion zur Staats-Religion erhoben hätte, so strömte das Volk, welches nach dem Zeugniß des Varro (bei August. de C. D. IV, 31) die Götter 170 Jahre lang ohne Bilder verehrt hat, dem für die Sinne bestechenden Cultus mit derselben Begeisterung zu, welche der Bilderdienst nach dem Zeugniß der Geschichte über rohe Völker zu verbreiten pflegt. Der alte Götterdienst verschwand beinahe ganz aus dem Leben des Volkes, und lebte zu der Zeit, in welcher die Litteratur sich gebildet hat, aus der daher unsre Nachrichten herstammen, nur noch in dem Munde des Volkes und der Ammen. Grade derjenige Schriftsteller, welcher für die Kenntniß der alt-römischen Sprache unsere wichtigste Quelle ist, hat zu der Zerstörung des alten Volksglaubens am meisten beigetragen. Ennius war es, der durch seine lateinische Uebersetzung des Euhemerus in Rom den glatten Rationalismus verbreitete, der anfangs als Aufklärung bei den edelsten Männern reißenden Eingang fand, bald aber die Wirkung äußerte, daß nicht nur der alte Volksglaube, sondern auch die neu eingeführte griechische Religion von allen gebildeten verachtet, in beliebige Philosopheme eingesetzt; und nur noch als ein Mittel der Politik betrachtet wurde. Unter diesen Umständen wäre die Kenntniß der alt-römischen Religion nicht nur für uns, sondern auch für die Römer selbst gänzlich untergegangen, wäre nicht der patriotisch gesinnte M. Terentius Varro ins Mittel getreten. Mit tiefer Wehmuth blickt er auf diese Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen gegen die Vorzeit ihrer Nation, und er faßte den Entschluß in seinen Antiquitates rerum divinarum atque humanarum der Vergessenheit zu entziehen, so viel ihm zu retten möglich war. Dieses Unternehmen hielt er für nützlicher, als wenn Metellus die Heiligthümer der Vesta aus dem Brande ihres Tempels, oder wenn Aeneas die Penaten aus dem Brande von Troja rettete (Aug. C. D. VI, 2); denn, meinte er, (Aug. IV, 22) es sei von großer Wichtigkeit zu wissen, was jeder Gott zu leisten vermöge, um ihn im vorkommenden Falle anrufen zu können. Am besten ist die Wichtig-

Digitized by Google

keit dieses Werkes von Cicero in den Academica charakterisirt, wenn er dort zu Varro sagt: nos in nostra urbe peregrinantes errantesque tanquam hospites tui libri quasi domum reduxerunt, ut possemus aliquando qui et ubi essemus agnoscere — Worte, die wir unter ganz gleichen Umständen auf uns selbst und auf den Verfasser der deutschen Mythologie und deutschen Rechtsalterthümer anwenden können! Leider aber ist dieses Werk für uns bis auf wenige Fragmente verloren, deren Erhaltung wir vorzüglich dem Augustin in seiner Schrift de Civitate Dei verdanken, und somit sind wir an diesen und einige andere Kirchenväter als Hauptquelle für diese Forschungen verwiesen. Hierin nun liegt ein Hauptgrund, warum die Philologen diesen Forschungen so lange fremd geblieben sind. Man wirft den Kirchenvätern im besten Falle Mangel an Kritik, häufig aber auch absichtliche Entstellung und Uebertreibung vor. Es mag an allem etwas wahres sein, ich kann darüber nicht entscheiden; allein das reicht noch nicht hin um darum ihr Zeugniß zu verwerfen. Man sehe doch nach, woher Jacob Grimm den Stoff zu seiner deutschen Mythologie zum großen Theile geschöpft hat: aus der noch im Munde des Volkes lebenden Tradition, aus Mährchen, aus den Acta Sanctorum, namentlich aus den Berichten über die ersten Verkündiger des Christenthums unter den Deutschen, welche den alten Aberglauben zu bekämpfen hatten. In der gleichen Lage waren auch die Kirchenväter. Aller Aberglaube erhält sich am längsten und treusten unter dem gemeinen Volke, daher wurden auch diese alten Götter Dii plebeji genannt (Aug. C. D. VII, 2. 15. IV, 11.) und auch unter dieser Classe wurzelt er am festesten da, wo die Einflüsse der Residenzen und anderer Cultur-Puncte am schwächsten sind. Die Kirchenväter also waren es vorzüglich, welche mit diesem Aberglauben in Berührung kamen und desselben, um ihn zu bekämpfen, erwähnen mußten. Dabei konnten sie nun wohl die Sache ins schwarze malen und die auffallendsten Entartungen des Heidenthums hervorheben, aber unwahres zu sagen wäre ihrem eigenen Interesse entgegen gewesen.

Werfen wir nun einen Blick auf den Charakter der alt-römischen Religion, so besteht ihr wesentlichstes Merkmal darin, daß in den 170 ersten Jahren Roms der Bilderdienst unbekannt war, wie Varro bei Aug. C. D. IV. 31, und nach ihm Plutarch Num. 8. berichten Entsprechend dem vulkanischen Boden des Landes übten die alt-italischen Völker, namentlich die Sabiner den Feuer- und Gestirndienst. Die tuscische Lehre kannte neue blitzschleudernde Götter (Plin. H. N. II, 13) und die Lehre von der Fulguration machte einen wesentlichen Bestandtheil dieser Religion aus. Die alten Römer verehrten den Summanus, dessen Name aber so sehr in Vergessenheit gerieth, daß Augustin C. D. IV, 23 sagt, man finde kaum jemand, der diesen Namen, den man nicht mehr höre, wenigstens nur gelesen hätte; wahrscheinlich wurde er in der griechisch-römischen Religion Jupiter Elicius genannt (Liv. I, 20.). Der Sabiner-König Titus Tatius soll den Dienst des Saturnus, der Ops, der Sonne, des Mondes und des Lichtes bei den Römern eingeführt haben, Aug. IV, 23. Varro L. L. V, 74. Der Sabiner Numa führte den Dienst des Feuers ein, welches ohne Bild und ohne blutige Opfer verehrt, und nach dem Eindringen der griechischen Religion mit der griechischen Hestia identificirt wurde. In diesen Götterkreis gehört nun obenan Janus und Jana: sie sind Sonnen- und Mondgötter. Umsonst hat es der gelehrte, von allen mythologischen Phantasterien gewiß freie Scaliger vor mehr als zweihundert Jahren in seinem Werke de emendatione temporum II, p. 174 gesagt, daß Janus der Sonnengott sei, umsonst hat der sonst so vielfach ausgeschriebene Niebuhr (R. G. 1, 94.) diese Behauptung als eine unwidersprechliche, freilich nur im Vorbeigehen bezeichnet, noch immer

Digitized by Google

wird von neuem geschrieben und gedruckt, Janus sei der Gott des Anfanges oder der Vorsteher der Thüren. Als ob der älteste der Götter, wie ihn Juvenal Sat. VI, 393 anruft, der Gott der Götter, (Deorum Deus) wie er in dem Carmen Saliare heißt (Macrob. Sat. I, 9. in dem Cult eines roh sinnlichen Volkes ein abstracter Begriff sein könnte, als ob man einen Vorsteher der Thüren verehrt hätte, ehe man Häuser hatte. Daß Jana den Mond bedeute, erhellt unwidersprechlich aus Varro R. R. I, 37, wo er von der jana crescens und senescens spricht, und von den daran sich knüpfenden Verrichtungen des Landmanns. Aus Dea Jana oder Diva Jana entstand der Name Diana, welcher der herrschende blieb. Ist aber Jana der Mond, so ist Janus die Sonne, wie auch Nigidius bei Macrobius Sat. I, 9. geradezu sagt: Apollinem Janum esse, Dianamque Janam. Ist nun Janus, der auch im carmen Saliare als Deivos Janos angerufen wird, die Sonne, so begreifen wir, wie er als ältester Gott verehrt werden konnte, wie er mit zwei oder vier Köpfen abgebildet, wie der nach ihm benannte Monat an die Spitze des Jahres gestellt, und sofort aller Anfang unter seine Obhut gebracht wurde.

Neben diesen beiden Himmelsgöttern standen die Erdgötter Saturnus und Ops, welche als Schöpfer und Geber alles irdischen Segens verehrt wurden. Ihre Verehrung war aufs engste verbunden, sie hatten einen gemeinschaftlichen Tempel, und beider Feste, die Saturnalia und Opalia wurden im December gefeiert, ursprünglich an einem und demselben Tage. Einer nähern Begründung dieser Behauptung kann ich mich um so eher entheben, da die bekannten italischen Mythen von dem Reich des Saturnus auf einen ländlichen Gott hinweisen.

Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man glauben wollte, diese älteste italische Religion sei darum, weil sie keinen Bilderdienst hatte, eine unsinnliche, von den Auswüchsen des Polytheismus reine gewesen. Denn eben dieser Mangel des Bilderdienstes, dieses Fernehalten von Theogonieen, Liebschaften und Kämpfen, welche die griechische Mythologie charakterisiren, hat es erleichtert, durch eine dem prosaischen Charakter der Römer nahe liegende Abstraction die Zahl der Götter ins unendliche zu vervielfältigen. Wenn es überhaupt das Wesen des Polytheismus ist, daß er das Eine göttliche Wesen nach seinen verschiedenen Aeußerungen in verschiedene Personen zerspaltet, so ist dieß von den alten Römern auf ganz eigenthümliche Weise geschehen. Sie begnügten sich nicht damit, die Herrschaft der Welt an eine Anzahl von Hauptgöttern zu vertheilen: jede einzelne Aeußerung dieser Götter, jedes Verhältniß des Lebens, jede Empfindung und Stimmung des Gemüthes wurde unter den Schutz einer eigenen Gottheit gestellt, und so wird es begreiflich, wie Varro in seinem Werke sechstausend Götter aufzählen konnte. Ueber die Art, wie diese Götter creirt wurden, giebt uns die Geschichte einige Winke. Der lanzenkundige Romulus weihte eine Göttin Praestana, weil er einst im Steinwerfen von allen der beste gewesen war (Arnob. IV, 3). Der gewissenhafte Numa stiftete der Fides einen Cult (Liv. I, 21) und ordnete dem Mars und der Robigo Spiele an, um den Gott des Kriegs zu beschwichtigen, und die Robigo von den Feldern, denen er besondere Vorsorge schenkte, abzuwenden. Der kriegerische Tullus Hostilius gelobte im hitzigen Gefechte mit den Albanern dem Pallor und Pavor einen Tempel, und auf gleiche Weise entschied auch bei den übrigen ein Zufall des Augenblicks über ihre Weihung. So erzählt Varro nach Aug. VI, 7. sämmtliche Götter auf, welche in Beziehung zu den Menschen von seinem Empfängnisse an bis zum Tode in hohem Alter stehen, und fieng die Reihe mit Janus an und schloß mit Nänia. Die Namen aller dieser Götter und die Art ihrer Verehrung war in den Pontificalbüchern, welche Indigitamenta heißen, verzeichnet, und man begreift leicht, in welcher Abhängigkeit das abergläubische Volk von den dieser

Digitized by Google

Bücher kundigen Priestern stand, wenn sie bei jedem Abschnitt des Lebens, bei jedem Schritte und Tritte zu befürchten hatten die einem dieser Götter schuldige Verehrung zu verletzen. Diese Creation neuer Götter war aber nicht abgeschlossen, nachdem die griechische Religion eingedrungen war. Wir sehen aus mehreren Beispielen, daß sie auch noch später fortgesetzt wurde. Der Aesculanus z. B. konnte erst dann verehrt werden, als die Römer den Gebrauch des Erzgeldes kennen gelernt hatten, was unter Servius Tullius geschah, den Deus argentinus aber erst nach Erfindung des Silbergeldes, was ins J. d. St. 485 fällt. Ebenso wurde dem Ajus Locutius ein Tempel geweiht wegen einer Stimme, welche die Römer von der Ankunft der Gallier benachrichtigt haben sollte.

Mit diesen wenigen Bemerkungen breche ich ab, und mache dabei keinen andern Anspruch als darauf hingewiesen zu haben, wie mangelhaft unsre Kenntnisse von dem ächt-nationalen Volksglauben der Römer sind, und wie wichtig es für eine genaue Kenntniß des römischen Lebens ist nicht nur diesen ältesten Glauben, sondern auch die Art und Weise seines Fortbestehens neben dem griechischen Götterdienst näher zu erforschen. Ich wünsche nur, von dieser verehrten Versammlung Winke für weitere Forschung auf diesem Wege zu erhalten, und würde mich sehr befriedigt fühlen, wenn es mir gelingen sollte, den einen oder andern zu ähnlichen Forschungen veranlaßt zu haben."

Nach der Pause hielt Oberlehrer D. Rinne einen Vortrag

über die Geschichte und die praktische Bedeutung des Begriffs der sprachlichen Figur.

„Indem ich beabsichtige über die Geschichte und die Bedeutung des Begriffs der sprachlichen Figur zu verhandeln, so scheint es zuvörderst einer Entschuldigung zu bedürfen, daß ich einen Gegenstand in die Mitte einer so hochansehnlichen Versammlung bringe, der der bisherigen Behandlungsweise nach nicht mit Unrecht im Rufe der schulmäßigen Trivialität steht, und dem man sich seiner Unfruchtbarkeit wegen am liebsten ab- oder höchstens nur in so weit zuwendet, als man es gerade nicht vermeiden kann. Von einer solchen Ansicht des Gegenstandes aus stünde denn freilich nichts zu erwarten als entweder eine in bloßen Einzelnheiten sich bewegende antiquarisch-philologische oder eine praktisch-schulmäßige Behandlung derselben, und es hieße wohl, hochverehrteste Herrn, in übermäßiger Weise an Ihre Duldung appelliren, wenn ich Ihre geneigte Aufmerksamkeit für das eine oder das andre in Anspruch nehmen wollte.

Wenn ich dagegen den Begriff von sprachlicher Figur sogleich in den betreffenden griechischen Ausdruck von σχῆμα umsetzend zunächst daran erinnere, wie derselbe mit seiner Familie von σχηματισμός, σχηματίζειν ꝛc. die rhetorischen Werke der Alten von Aristoteles an immer mehr durchwurzelt; wie Aristoteles selbst, indem er die Rhetorik als eine angewandte Dialektik aufzeigt, doch auch hauptsächlich die Gedanken auf einen gewissen topischen Schematismus zurückzuführen bemüht ist; wie wir zahlreiche Abhandlungen, z. B. von Dionysius, Rufus, Apsines ꝛc. über die Figur in einem gewissen andern als dem gebräuchlichen Sinne; noch viel mehrere aber (wie sie größtentheils im achten Bande der Rhetores graeci des Herrn Prof. Walz zusammengestellt sind) über die Figur in dem geläufigen Sinne des Worts finden, sodaß wir ihn durchaus als den Hauptbegriff auffassen müssen, auf dem die ganze alte Rhetorik hauptsächlich beruht;

Digitized by Google

wenn ich daran erinnre, wie von dieser im ganzen Mittelalter fast nichts übrig blieb als eine Figurenlehre, und wie die Auffindung der Figuren und Tropen in der Bibel und in den wenigen gelesenen classischen Schriftstellern fast die einzige praktische Uebung war, die beim rhetorischen Unterrichte gepflogen wurde; daran erinnere, wie auch die neueren rhetorischen Schriftsteller dieser Lehre einen unverhältnißmäßigen Raum gönnen — wie z. B. Gerh. Joh. Voß in seinem über 1000 Quartf. starken Werke der institutt. oratoriarum ihr über ein Drittel, Joh. Christ. Adelung, dessen Andenken wir hier an diesem Sitze seiner unermüdlichen Thätigkeit mit dankbarer Gesinnung aufrufen, ihr in seinem gleichfalls an 1000 Octavf. starken Werke über den Stil beinahe 300 Seiten widmet: so muß sich schon aus dieser ganz äußerlichen Betrachtung auf eine dem Wesen des Gegenstandes inwohnende, aber unserer Erkenntniß oder Praxis verloren gegangene Bedeutsamkeit desselben rückschließen lassen.

Wenn wir aber ferner aus der Erfahrung hinzunehmen, wie die griechischen, und in ihren mittleren und späteren Zeiten auch die römischen Redner nachweisbar nur durch eine künstliche rhetorische Bildung, die sich, wie wir sehen, vorzugsweise in dem Begriffe des topischen Schematismus concentrirt und auf der Anwendung einer Figurenlehre beruht, zu der Vollendung der Form gekommen sind, die wir mit Staunen bewundern; wie dagegen unsre rhetorischen Anweisungen überhaupt und unsre Figurenlehre insbesondre eben so nachweisbar gar keinen fördernden Einfluß auf die vollkommnere Production und Darstellung der Rede gehabt hat, so bestätigt sich nicht nur unsre Vermuthung, daß in dem Begriffe der sprachlichen Figur durchaus etwas andres und mehr liegen müsse, als man wohl gewöhnlich darunter versteht, sondern auch, daß wir es mit einem sehr wichtigen, aber in einer gewissen Dilogie hin- und herschwebenden Begriffe zu thun haben, und es dürfte daher wohl der Mühe werth sein aus der Geschichte desselben dieses sein Auseinandertreten sowohl als auch dennoch seinen innern Zusammenhang nachzuweisen und zu erklären, hierdurch das scheinbare Räthsel zu lösen und ihn in seiner Bedeutung dem Gedanken und hierdurch dem Leben wieder zuzuführen.

Indem ich dieß zu thun gedenke, von dem unermeßlichen historischen Stoff aber nur so viel vorführen werde, als davon der Gang der Entwickelung dieses Begriffs und seine Wichtigkeit für die Kritik und Hermeneutik sowohl als für sprachliche Production und Darstellung überhaupt sich erkennen läßt, glaube ich einigen Anspruch auf ihre gütige Aufmerksamkeit, hochverehrte Herrn, machen zu dürfen, wenngleich mein Vortrag sich nur auf den Versuch beschränkt Ihnen meine Ansicht im allgemeinen mitzutheilen, um hierdurch vielleicht zu weiterer Besprechung anzuregen.

Die Griechen sind es fast allein, welche diesen Gegenstand vielfach und auf originale Weise behandelt haben; denn alles, was die Römer, noch mehr die modernen Völker darüber schrieben, ist nicht viel mehr als Wiederholung oder bloße Reflexion bis auf den heutigen Tag.

Während aber die Griechen das ihrige gethan haben, daß sie diesen Stoff überhaupt empirisch erzeugten und ausbildeten, — wobei sie die dazu gehörenden Begriffe freilich auch nur empirisch bestimmten —, liegt es uns ob ihn vom Bewußtsein aus nach der Idee der Sprache und der sprachlichen Darstellung zu gestalten und eine theoretische Betrachtung an der Hand der Geschichte ebenfalls von diesem geistigen Gesichtspuncte aus anzustellen, so daß der Gegenstand durch die Darlegung seiner Geschichte seine Natur und Vergangenheit selbst erklärt und seine Idee und Zukunft selbst bestimmt.

Digitized by Google

Um dieß aber zu vermögen ist es nöthig, daß Sie mit mir einen Augenblick an das Wiegenbett der Sprache und des einzelnen Wortes hintreten, und da werden wir denn, — wenn wir das einzige festhalten, wie ein Wort ursprünglich dadurch entsteht, daß durch den Eindruck auf ein empfindendes Subject eine innere Spannung entsteht, die sich, nachdem der Eindruck von dem Subjecte als ein besonderer unterschieden und als Einheit gefaßt ist, in der Stimme durch den Laut entledigt, der eben das Moment der Bestimmtheit an sich hat, — nicht ohne einige Verwunderung erblicken, daß jedes Wort gleich ursprünglich eine Figur und eine Trope zu gleicher Zeit ist.

Denn wenn eine Figur das genannt werden muß, wodurch sich eine Materie eine bestimmte oder besonderte Form der Einheit giebt; die Stimme in dem Worte aber durch das bestimmte Verhältniß des Vocals nach Höhe und Tiefe und durch die bestimmte Einwirkung der Sprachwerkzeuge auf den Hauch in dem Consonantismus sich eine solche feste Umgrenzung unter einer bestimmten Einheit giebt, die ich mir linienhaft denken kann, so folgt auch, daß ein Wort in seiner Lautgestalt eine Figur im wörtlichen, nicht etwa bloß metaphorischen Sinne bilde, wie dieß ja auch die Chladnischen Klangfiguren schon in Hinsicht auf den noch allgemeineren Begriff des Klanges nachgewiesen haben.

So nahmen es auch schon die Griechen, ohne Chladnische Versuche, und Aristoteles nennt daher im 20. Kap. der Poetik die Consonanten, auf denen die figürliche Gestaltung des Worts hauptsächlich beruht, geradezu σχήματα στόματος; ebenso belegt Dionys im 11. Kapit. s. Buches de compos. verb. die Besonderheit der consonantischen Gestaltung mit dem Namen von σχηματισμὸς und Plotin sagt geradezu, daß, wenn jemand spreche, er durch die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge ein Bild oder ein σχῆμα in der Luft hervorbringe, welches der hörende wahrnehme.

Wesentlich ist hierbei dieß festzuhalten, daß der Eindruck und durch ihn der Gegenstand nach irgend einer besonderen und einzelnen Seite seiner Natur sich einen unmittelbaren, aber lautlich bestimmten Ausdruck im Worte gegeben hat. Was dieß heiße, erklärt sich noch deutlicher, wenn wir sehen, in wiefern jedes Wort zugleich Tropus ist. Denn wenn wir Tropus diejenige sprachliche Erscheinung nennen müssen, nach der sich eine Anschauung in ihrer Totalität dadurch einen Ausdruck im Worte sucht, daß sie sich in einem an irgend einer besondern Seite ihr verwandten spiegelt; ein Wort aber in seiner Besonderheit zugleich eine ganze Anschauung oder einen Gegenstand bezeichnen soll, während es doch eigentlich nur einer Besonderheit desselben unmittelbar entspricht, so folgt, daß jedes Wort gleich ursprünglich auch ein Tropus ist. Wenn ich z. B. Löwe, Leu sage, so liegt darin nichts anders, als daß sich der Eindruck, den die Stimme dieses Thieres auf den Menschen machte, sich in dem Worte eine durch den Sprachlaut gebildete unmittelbare Bestimmtheit gegeben, d. h. daß sich eine Sprachfigur gebildet hat, der zu ihrem Inhalte nichts als der Stimmeindruck des Thieres auf die menschliche Empfindung zukommt.

Gleichwohl soll ich mir auch die Mähne, den Schwanz, den Kopf, die Farbe, kurz den ganzen Eindruck und das ganze Thier mit allen seinen Eigenthümlichkeiten mit vergegenwärtigen, — was eben nur so geschieht, daß sich die Totalität des Eindrucks an einer Besonderheit tropisch spiegelt, und so ist jedes Wort gleich ursprünglich Figur und Trope.

Auf diese Weise aber schafft sich der Geist in dem Worte ein Mittel, vermöge dessen er den Inhalt der Welt durch seine eigne Thätigkeit in immer individuellerer Weise vor sein Bewußtsein bringt, während er zugleich diesen Inhalt benutzt, um darin seine Anschauungen in totaler Weise abzuspiegeln.

Digitized by Google

Es versteht sich nun von selbst, daß alles, was von einer Sache in der einfachen Zusammenfaltung seiner Momente gilt, ebensowohl auch von ihr gelten muß, wenn sich diese entfalten und äußerlich herausetzen. Wenn daher das Wort in seiner Einfachheit nach seiner Lautgestalt und Bedeutung Figur und Trope ist, so muß beides ihm auch bleiben, wenn es sich zur Vielheit der Wörter im Satze, in der Satzverbindung und in der ganzen Rede explicirt. Und daher vermannigfaltigt und erweitert sich der Begriff der Figur und individualisirt sich in dem Verhältnisse des Wortes zum Satze, des Satzes zur Satzverbindung ꝛc. nach allen den in dem Worte liegenden Momenten, — mögen diese sich nun auf die Lautlichkeit des Worts an sich oder auf das darin liegende zeitliche und intensive des Lauts, oder auf das Verhältniß der Sache der Vorstellung gegenüber beziehen, oder mögen sie die Beziehung des Worts und Satzes als Einzelheit zur Einheit des Ganzen selbst zum Inhalt haben: genug aber, daß sich hieraus vier Quellen von Figuren erzeugen, die eigentlichen Laut- und Wortfiguren, die rhythmisch-metrischen, die wir der Kürze halber weiterhin ganz von unsrer Betrachtung ausschließen können, die sogenannten Sach- oder Figuren der Bedeutung und endlich diejenigen, die wir die logischen nennen müssen: so daß uns also zur Hauptbetrachtung nur drei Arten übrig bleiben.

Ich übergehe die schon in den rhetorischen Schriften der Alten liegenden Bestätigungen dafür, daß es keineswegs ungewöhnlich sei diese Verhältnisse mit dem Namen der figürlichen zu bezeichnen, wie daß z. B. die Metra *σχήματα* heißen, wie Aristoteles und Hermogenes von *ἐσχηματισμένοις ῥυθμοῖς* spricht; wie man die logischen Schlüsse als bestimmte Verhältnisse der Begriffe und Gedanken zu einander *σχήματα* nennt, und wie Leibnitz einmal sogar die Zahl eine metaphysische Figur nennt ꝛc. und füge nur hinzu, daß ihnen allen diese Benennung der vorhin gegebenen Erklärung gemäß nothwendig zukommt.

In diesem Sinne ist denn freilich alles was in Wort und Rede hervortritt eine Figur zu nennen, und das war denn auch dem alten Rhetoriker nicht ganz entgangen. *„Ἡμεῖς δέ φαμεν,* — sagt Dion. v. Halik. rhet. X, 1. — *ὅτι τοσοῦτον ἀπέχει ὀρθῶς λέγειν ὁ λέγων μὴ εἶναι ἐσχηματισμένους λόγους, ὥστε τοὐναντίον οὐδεὶς λόγος ἀσχημάτιστος, οὐδὲ ἁπλοῦς λόγος οὐδείς.* Dasselbe spricht Cäcilius in einer bei Photius bewahrten Stelle seines verloren gegangenen Buches von den Figuren, dasselbe Alexander in seinem Buche von den Figuren geradezu aus. Nur wußten diese Rhetoriker nicht weiter auf dieser Erfahrung fortzubauen und die neueren haben sie ganz liegen lassen.

Dieselbe Mannigfaltigkeit und Erweiterung aber, die der Figurenbegriff auf diese Weise erhält, geht auch auf den Begriff der Trope insofern über, als die Totalanschauungen immer inhaltvoller und umfassender werden oder als sie sich an immer vielfacheren Gliederungen und Besonderheiten spiegeln (was freilich der empirischen Betrachtungsweise der Griechen entging).

Daß dieß freilich nur der weitere und uneigentliche Begriff von Figur und Trope sei, ist klar; eben so wenig dunkel ist es aber auch, wie sich der eigentliche und engere Begriff von beiden aus jenem weiteren hervorbewegt.

Je mehr nämlich der Gebrauch, namentlich der schriftliche Gebrauch und die Ausbildung einer Sprache innerhalb eines Volkes einerseits überhaupt zunahm, andrerseits aber, je mehr in einigen vorzugsweise ein lebendiges und geistiges Bewußtsein hervortrat und sich hierdurch eine poetische Sprache im Unterschiede gegen die vulgäre bildete, wenn dieser Unterschied anfangs auch nicht sehr groß war; je mehr hatte dieß die Folge, daß das figürliche und tropische, das anfangs noch durchaus fühlbar war, immer weniger empfunden wurde, und die so entsinnlichte Sprache immer mehr in das Verhältniß eines bloß äußerlichen Zeichens für die Sache trat.

Digitized by Google

Eben so hatte es auch die Folge, daß bei dem erhöhteren geistigen Leben der Geist auch mit mehr Freiheit über den Sprachstoff schaltete, und daß er in dem Bedürfniß eines entsprechenden Ausdrucks für die lebendigere und höhere Anschauung gewisse Veränderungen der vulgären Sprache und Ausdrucksweise gegenüber vornahm, die, weil sie unter einer Einheit gefaßte sprachliche Bestimmtheiten vorzugsweise sind, durch welche der Sinn festgehalten werden soll, auch Figuren im engern oder prägnantern Sinne, oder **lumina verborum et sententiarum** sind, wie Cicero so schön sie nennt.

Eine solche prägnante Figur tritt also in Gegensatz gegen die Figur in ihrem ersten oder natürlichen Sinne; es sind, wie Alexander sagt, *σχήματα κατὰ μίμησιν καὶ κατὰ τὴν τέχνην* im Gegensatze gegen die *σχήματα κατὰ φύσιν καὶ κατὰ συνήθειαν*, und damit stimmt auch seine Erklärung als einer *ἐξάλλαξις λόγου ἐπὶ τὸ κρεῖττον κατὰ λέξιν ἢ κατὰ διάνοιαν ἄνευ τρόπου*, oder die Erklärung des Ael. Herodianus als einer *οἰκονομία μετ' εὐκοσμίας ἐκπεφευγυῖα τὴν ἰδιωτικὴν ἁπλότητα τῆς ἀπαγγελίας*.

Daher kommt es ferner, daß, insofern dieß figürliche nur die Lautgestalt des Worts betrifft, es auch ganz mit dem Solöcismus zusammenstößt, nur daß dieser aus Mangel an Sprachgefühl in Bezug auf eine gewisse Veränderung und Abweichung, die Figur dagegen aus einem erhöhten Gefühle dafür hervorgeht. Indem aber die griechischen Rhetoriker diesen Unterschied nicht wohl herausfanden, fiel es ihnen auch schwer, die beiden Erscheinungen gehörig zu trennen. Ein ungenannter Rhetor (in der Walz'schen Samml. tom. VIII.) nennt die Figur daher geradezu ein *ἁμάρτημα λόγου*, Gregor von Korinth definirt sie sogar als ein *σολοικισμὸς ἀπολογίαν ἔχων* und Ael. Herodianus sagt, daß die Figur auf eben so viele Weisen entstünde, als der Solöcismus auch entsteht.

Eben so wie die Figur tritt aber auch die Trope in ihren prägnanten Sinn. Denn es ist der geistigeren Erhebung und Anschauung vollkommen entsprechend, daß erstlich die geistigen Begriffe und Anschauungen überhaupt jetzt entstehen; noch mehr aber, daß sie deshalb nicht neue Wortbildungen veranlassen, weil ihnen eben nichts sinnliches zu Grunde liegt, das die Empfindung energisch genug spannen könnte, und daß sie also als bloße Metaphern ihren Sitz in schon fertigen Begriffen und Wörtern nehmen und durch diese in ihrer Totalität nur hindurchscheinen. Zu demselben Mittel greift aber auch die Sprache, um andre Gegenstände, wie z. B. Werkzeuge und alle solche, durch deren Anschauung die Empfindung nicht energisch genug gespannt wird, wörtlich zu bezeichnen, und wie z. B. auf diese Weise das Hebewerkzeug Krahn Metapher von Kranich wird, eben so wie im Griechischen das entsprechende *γέρανος* für Hebewerkzeug Metapher von *γέρανος* der Kranich ist. Zu demselben Mittel greift sie endlich zur Bezeichnung von poetischen Anschauungen, weil diese in ihrer Totalität wieder empfunden werden sollen. In allen diesen Fällen ist der Begriff von Tropus nicht in seinem ersten natürlichen Sinne, sondern weil hier eine Anschauung eine ihr sonst durchaus fremde zum Mittel ihres Ausdrucks gewählt hat um an ihr hindurch zu scheinen, im prägnanten Sinne des Worts.

Sehen wir aber auf die Art, wie sich diese beiderseitige Prägnanz nun ausdrückt, so ist es interessant zu beobachten, wie sie, ganz dem Gange der Entwickelung der Figur in ihrem natürlichen Sinne folgend, sich zuerst an das äußerlichste und einfachste Verhältniß des Vocals zum Consonanten in der Lautgestalt des Worts heran- und dieses zu alteriren wagt, — was die Wortfigur im engern Sinne abgiebt, die man insgemein auch die grammatische Figur

Digitized by Google

nennt, und durch die der entsprechende Begriff nur überhaupt durch seine ungewöhnliche Form für die Sinnlichkeit mehr hervorgehoben werden soll.

Dann schreitet die Prägnanz weiter vor, und bringt schon den Sinn des betreffenden Wortes dadurch mit ins Spiel, daß sie es oder nur Theile desselben wiederholt, und dadurch das freie Spiel des Geistes über die lautliche Form noch mehr bekundet, als durch die Figuren der ersten Art, — was uns die Wortfigur im weitern Sinne giebt.

Weiterhin bezieht sich dieses Spiel des Geistes lediglich auf das Verhältniß der Sache zur Vorstellung, und der Fortschritt der freiern Bewegung liegt darin, daß das figürliche nicht mehr am Worte als Lautgestalt haftet, sondern daß alles das vergegenwärtigt wird, was in und an und um den Begriff liegt, wenn ich mir denselben in seiner concreten Wirklichkeit denke, — was die Gedankenfigur im engeren Sinne abgiebt. Denn indem sich die sinnliche Vorstellung allmählich von dem Worte entfernt hat, so daß dieses nur als eine willkürliche Notion für die Sache erscheint, so wird durch die Kunst der figürlichen Darstellung nun die Sache wieder mit der ihr zugehörenden Sinnlichkeit umgeben.

Noch weiter endlich geht die Prägnanz, wenn das figürliche an sinnlichen Vorstellungen haftet, die dem Inhalte nicht eigenthümlich zukommen, sondern die nur zu dessen Versinnlichung anderweit hinzugenommen werden, — so jedoch, daß diese anderweiten Vorstellungen nicht für den unterliegenden Begriff selbst eintreten, sondern sich nur um denselben gleichsam herumlagern, was wir die Gedankenfigur im weiteren Sinne nennen.

An diesen beiden Bestimmungen der Gedankenfigur im weitern Sinne sieht man schon auf das deutlichste die Annäherung an die Trope. Diese selbst tritt aber erst ein, wenn das eine geradezu für das andere gesetzt wird, damit sich das letztere in dem ersteren spiegeln könne. Aber auch die Trope hat ihre Stufen, zunächst in der Synekdoche, in der der Theil für das Ganze und umgekehrt eintritt; dann erhebt sie sich zur Metonymie, in der das, was in, an oder um den Gegenstand ist, für diesen selbst steht, und nun erst wird sie Metapher oder Tropus im eigentlichen Sinne, in der ein selbständiges Ganze für das andere eintritt, durch den das gemeinte in seiner Totalität durch die bloße Zusammenstellung der Begriffe hindurchscheint.

So ergiebt sich eine vollständige Stufenleiter der Figuren von dem einfachsten und gebundensten Verhältnisse hinauf bis zu dem freiesten in der Trope als Spitze, zu der sie sich hinbewegen.

Ich werde Sie aber, hochverehrte Herrn, nicht weiter damit behelligen, wie durch noch weitere eingelegte Subdivisionen, wie z. B. ob das figürliche auf sich oder durch Unterlegung eines seiner Sphäre andern entsteht, ob es positiv oder negativ ist ꝛc., in der That ein vollständiges Aufsteigen von einer Figur zur andern bis zur Trope hinauf nachgewiesen werden kann, und ich darf mich wohl dabei auf einen andern Ort berufen, wo ich eine solche Nachweisung durchgeführt zu haben glaube.

Eben so wenig werde ich Sie mit einer weiteren Beweisführung behelligen, wie es durch eine solche Ansicht des Gegenstandes allein gelingen kann, den Figuren eine Eintheilung unterzulegen, durch die uns ihre Erkenntniß wirklich näher gebracht wird; wie es hierdurch allein gelingen kann, die Wortfigur von der Gedankenfigur und diese wieder von der Trope zu scheiden und doch auch ihren Zusammenhang nachzuweisen; wie es sich hierdurch allein erklärt, warum eine Figur der höheren Sphäre die der niederen in sich einschließen kann u. dergl., und noch weniger damit behelligen Ihnen zu zeigen, wie die über alle diese Punkte gegebenen Erklärungen

Digitized by Google

von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten nicht Stich halten, und auch warum sie dieß nicht können, und wie man darüber so vielfach geirrt hat.

Ich begnüge mich vielmehr hinzuzufügen, wie alle diese Figuren sich zunächst ganz unbewußt bilden, und wie der Gebrauch der Tropen und Figuren in einem Zeitalter, in welchem eine objective Anschauungsweise, wie etwa im homerischen Zeitalter, herrscht, sich hauptsächlich auf solche erstrecken wird, die keine zu große Freiheit der subjectiven Vorstellung herausetzen, wie dieß bei den Figuren und Tropen der höchsten Stufen nothwendig wird. Daher werden wir z. B. im Homer selbst vorzugsweise die Wortfiguren im weiteren Sinne, die auf Wiederholung oder auf Correspondenz des Wortlauts mit dem Sinne beruhen, und die Gedankenfiguren im engeren Sinne finden, die nur das versinnlichen, was in und an dem Begriffe selbst ist, wenn man sich ihn in seiner Wirklichkeit vergegenwärtigt, wie dieß Epitheton, die Individualisation, Erergesie, Schilderung, Steigerung, Hyperbel ꝛc. und von den Tropen hauptsächlich nur die Synekdoche und die Metonymie, — wogegen die Gedankenfigur im engeren Sinne und die Metapher seltener ist.

Wir hatten aber vorhin drei Hauptquellen der Figuren erkannt, hier dagegen tritt nur die Wort- und Gedankenfigur in ihrer Prägnanz hervor, und woher dieß komme und wie sich diese Lücke erfülle, betrachten wir jetzt ganz kurz.

Eben so nämlich wie das figürliche des Verhältnisses oder die logische Figur im einfachen oder natürlichen Sinne sich erst bildete, nachdem sich das Wort zum Satze und der Satz zur Satzverbindung erweitert und exponirt hatte: eben so kann sich auch die logische Figur im prägnanten Sinne nicht eher bilden, als bis man die Elemente der Sprache in einer viel mannigfaltigeren und verschiedenen Art der Bestimmtheit auf eine Einheit bezieht, und daher ist unter der Prägnanz der logischen Figur hauptsächlich das verschiedenartige periodologische Verhältniß zur Einheit des ganzen zu verstehen. Je mannigfaltiger und bestimmter nun diese Verhältnisse zur Einheit ausgedrückt sind, je deutlicher tritt diese Einheit des ganzen begreiflicherweise auch durch das einzelne hervor, — was wiederum nichts anderes heißt, als, je vollkommener die Prägnanz der logischen Figur ist, ein um desto vollkommneres Mittel wird sie auch als Spiegelung oder Tropus der Totalität der Innerlichkeit des schreibenden.

Das Entstehen der logischen Figur in diesem prägnanten Sinne setzt aber offenbar eine Zeit voraus, in welcher man eine größere Mannigfaltigkeit von Dingen nicht nur überhaupt in individuellerer Weise unterscheidet, sondern wo man auch schon ihren causalen Zusammenhang oder ihre inneren Bezüge zu begreifen weiß; eine Zeit, in der die subjectivere Anschauungsweise, d. h. eine solche beginnt, in der der eine nicht mehr ganz wie der andere seiner Volksgenossen denkt, fühlt und handelt, und wo also die ersten Zeichen erscheinen, daß sich das bisherige nationale, sittliche und religiöse Bewußtsein aufzulösen beginnt; eine Zeit endlich, in der mithin die lyrische Poesie (die zugleich die Gedankenfiguren und Tropen der höchsten Sphären gebraucht) so wie die dramatische Poesie erschienen, respective vorausgegangen sein muß: sie setzt mit einem Worte die Entstehung und Ausbildung der Prosa, namentlich aber die der rhetorischen voraus, als in welcher ein concreter, individueller Fall nach aller Mannigfaltigkeit seiner Einzelheiten oder so bestimmt als möglich in der Einheit einer über ihm schwebenden Allgemeinheit aufgezeigt wird. Und suchen wir nach einem concreten Beispiele für eine solche geschilderte Epoche, so können wir kein treffenderes ergreifen als die griechische Geschichte in der Zeit des peloponnesischen Krieges und die Zeit der großen attischen Redner.

Digitized by Google

Blicken wir in Hinsicht auf eine solche Zeit noch einmal auf das Verhältniß von Figuren zur Trope, so ist es in der That das vollkommene und dasselbe wie im ursprünglichen Worte: die Totalität ist aber statt der vorherigen Anschauung eines einzelnen Gegenstandes nun eine explicirte sittliche geworden, wie sie das ganze Volk hat, und das figürliche, das erst am einzelnen Worte haftete, ist nun eine mannigfaltige vielgegliederte Bestimmtheit geworden, die nun fähig ist jenen erweiterten und erhöhten Begriff der Totalität hinlänglich sinnlich und körperlich an sich auszudrücken und hindurchscheinen zu lassen, und doch ist der Begriff jenes allgemeinen sowohl als dieses besonderen geistiger geworden: mit einem Worte, die Figur ist durch die Thätigkeit des Geistes und durch das Bewußtsein vollkommen adäquates Mittel für die Allgemeinheit geworden, wie man sie für eine solche Zeit zu fassen fähig ist, und daher stellen die entsprechenden Geisteswerke auch die höchste relative Vollendung oder die Einheit von Form und Inhalt dar und tragen so das Gepräge der Schönheit an sich.

Gleichwohl kann man sich nicht verhehlen, daß eine solche Zeit auf einem höchst gefahrvollen Gipfel steht.

Denn je mehr die subjectivere Betrachtungsweise eindringt und der einzelne sich also immer mehr von den andern im Unterschiede erkennt; der objectiv-sittliche Halt, in welchem sich der eine im Verhältniß zu seinen Volksgenossen fühlte, mithin schwindet, während er doch noch keine andere höhere Allgemeinheit hat fassen und sich ihr unterordnen lernen: je mehr steht der Mensch in Gefahr, nach und nach alle Dinge nur in Beziehung auf sich als einzelnes und besonderes, mithin auch nur sinnliches Wesen aufzufassen und so der Genuß- und Eigensucht und also der Unsittlichkeit zu verfallen und somit dem Wesen des Geistes immer mehr den Rücken zu kehren, das eben in nichts anderem besteht als in einer zur Einheit gefaßten unterordnenden Beziehung des besonderen unter das allgemeine und einem dem gemäßen energischen oder praktischen Verhalten.

Und während nun leider die meisten der Erfahrung gemäß einem solchen Zuge der sittlichen Verderbtheit folgen, so hat dieß, in sofern es sich durch Sprache kund giebt, den Einfluß auf sie, daß, insofern wir den vorhergehenden Zustand als gesetzt annehmen, das dort wahrnehmbare harmonische Verhältniß von Figur und Trope, wie wir es zuletzt fanden, sich nicht nur auflöst, sondern daß das figürliche, als Moment des besondern überhaupt gefaßt, das tropische, als Moment des allgemeinen gefaßt, nach langem Kampfe allmählich ganz besiegt und unterdrückt und nun in seiner Einseitigkeit herrscht.

Indem nämlich der Mensch immer mehr auf sich bezieht und darnach auch spricht und handelt, und indem er mit der dem selbstsüchtigen Streben eigenthümlichen scharfen Klugheit gar wohl bemerkt, daß durch die Rede, namentlich aber durch die figürliche Gestaltung derselbe am leichtesten auf die andern zu seinen Zwecken gewirkt werden kann, so wendet sich die ganze Energie seines Strebens auf den Gebrauch der Rede und der figürlichen Gestaltung insbesondere, und daher wird eine solche Zeit in ihren geistigen Erzeugnissen nicht nur durchweg rhetorisch werden, — wie denn in der That bei den kunstvollen Griechen der Begriff der τέχνη ganz in den Begriff der bloß rhetorischen Kunst aufgeht, sondern die Figurenlehre wird auch den hauptsächlichsten Punct darin ausmachen, — wie denn die Figurenlehren in diesen Zeiten auch am reichlichsten bei den Griechen hervorquellen, so daß die Rhetorik in diesen Lehren ganz aufzugehen den Anschein hat.

Digitized by Google

Weil aber in den eigensüchtigen Zwecken die Rede immer mehr ihren allgemeinen sittlichen Zwecken entzogen wird, so geht sie auch immer mehr in die Kunst der bloß subjectiven oder schlechten Ueberredung über, und es half daher nichts, daß Aristoteles (Rhet. I, 1.) sich ausdrücklich dagegen in den Worten verwahrt hatte: — *οὐ τὸ πεῖσαι ἔργον τῆν ῥητορικῆς, ἀλλὰ τὸ ἰδεῖν τὰ ὑπάρχοντα πιθανὰ περὶ ἕκαστον*: denn es gab immer in seinem *τὸ τοιοῦσδε* noch ein Hinterpförtchen zum Entschlüpfen; es half nichts, daß schon Plato und nach ihm Sextus Empiricus die sittliche Haltlosigkeit der sophistischen Rhetorik aufgedeckt hatten: die Zeit folgte ihrem Zuge, und die Redekunst galt weiterhin nur als das *τὸ καλῶς καὶ πειστικῶς διαθέσθαι λόγον*, wie es Rufus ausdrückt.

Und weil das figürliche nicht mehr das allgemeine trug und Mittel zu dessen Ausdruck war, sondern weil es vielmehr zum Mittel der einseitigen subjectiven Zwecke vom speculirenden Verstande gemacht wurde; hierdurch aber der Inhalt seine sittliche Kraft verlor, dennoch aber die Mittel der Versinnlichung desselben um so übermäßiger angewandt wurden, so entstand der unangemessene Gebrauch des figürlichen oder der Bombast, der sich schon im Gorgias und dem *Γοργιάζειν* angekündigt hatte, und der Begriff des figürlichen ging ganz in den der bloßen Versinnlichung einzelner Begriffe und Gedanken zurück, in welchem Sinne er uns leider auch nur geläufig ist. Hierdurch wurde also die Figur immer weniger Ausdruck eines allgemeinen oder Tropus im höheren Sinne, und wenn daher auch der einzelne Tropus gebraucht wurde, so erschien er vielmehr im Dienste der Versinnlichung des besonderen, — wogegen der wahre Begriff des Tropus verloren ging.

Somit nahm die Rhetorik jenen sophistischen Charakter an, in dem sie dem deutschen Sinne so zuwider ist, und wenn es daher auch gelingen mag, die Begriffe von Rhetor und Sophist durch die verschiedenen Zeiträume der griechischen Geschichte aus einander zu halten, so wird es doch nicht gelingen, einen Unterschied in den beiderseitig von ihnen ausgehenden Reden zu bringen. Rede und Rhetorik erreichen hierdurch ihren niedrigsten Standpunct.

Ich muß es mir hier versagen, gegen die Geschichte der griechischen Beredsamkeit und Rhetorik die der römischen parallelisirend zu stellen. Es würde sich aber zeigen, wie die Stellung des einzelnen Römers zum Ganzen nicht nur den rhetorischen Charakter der römischen Sprache überhaupt, sondern auch das Ueberwiegen des tropischen Moments im allgemeineren Sinne des Wortes gegen das figürliche zur Folge hatte und wie der Charakter des großen in den römischen Charakter überhaupt und die Grandiloquenz in den der Sprache nothwendig hercin kam. Es würde sich aber auch zeigen, wie, nachdem der sittliche Halt in den Bürgerkriegen verloren ging, die römische Redekunst trotz jener Eigenthümlichkeiten doch denselben Weg der Verderbniß ging; es würde sich insbesondere zeigen, wie Cicero in seiner vermittelnden Stellung zwischen der alten und der neuen mit den griechischen Elementen noch nicht versetzten römischen Beredtsamkeit, ja zwischen der antiken und modernen Welt überhaupt ein für alle Folgezeit so bedeutungsvoller Redner werden konnte, indem auch bei ihm jene subjective Freiheit und jener objective sittliche Halt, oder mit andern Worten das figürliche und tropische Moment noch in vollkommener Harmonie, aber auch nur bei ihm so verhanden war.

Auf dieser Einseitigkeit des Realismus, selbst wenn er, wie dieß bei den Römern der Fall ist, den Charakter der Universalität oder der endlichen Größe angenommen hat, kann aber der Mensch nicht verharren, weil er als ein der Sittlichkeit fähiges Wesen nur im Zusammenwirken mit andern bestehen und nur dann glücklich sein kann, wenn er in dem Bewußtsein der

Digitized by Google

andern mit enthalten ist. Daher zeigt sich, nachdem einmal in den drei geistigsten Völkern des Alterthums die Beschränkung der Nationalität durchbrochen und durch die Römer die Idee der Universalität in die Welt gekommen war, ein in den geistigeren Naturen immer lebendigeres Streben nach einer sittlichen und religiösen Verbindung des Menschen mit dem Menschen im Geiste oder in dem, was für alle gleiches Interesse hat, d. h. in Gott, und so tritt in der Vereinigung der griechischen, römischen und jüdischen religiösen Anschauung, indem die erstern die Idee der concreten Verbindung des Geistes mit der Natur, die andern die der Universalität und die dritte die der Uebersinnlichkeit herzubringt, die christliche Idee in die Welt, die sich in Christus zuerst persönlich verkörpert und daher von ihm aus auch zuerst in ihrer Entschiedenheit ausgesprochen wird.

Sie hat deshalb die Realisirung einer durch die sittliche Freiheit oder durch die freie Unterordnung des einzelnen unter das ganze selbst zu vollbringende Verbindung der Welt mit Gott oder die Versöhnung in ihrem Kerne, und die Nothwendigkeit, das in die Wirklichkeit einzusetzen, was sie ihrer Idee nach in sich enthält, liegt in dieser selbst. Das Eintreten der christlichen Idee in den Geist ist der Schluß der alten Welt, die Einsetzung derselben in die Wirklichkeit die Aufgabe der neuen.

Indem hierzu aber nöthig war, daß die namentlich den Griechen und Römern eigenthümliche Unterschiedslosigkeit der Idee und Wirklichkeit im Bewußtsein des einzelnen aufgehoben und die Idee oder der Geist als das Princip erkannt werde, nach dessen Gesetz die Wirklichkeit durch die Thätigkeit des einzelnen zu gestalten sei, ist es, gelind ausgedrückt, wenigstens zu entschuldigen, wenn man in der Erhebung von der Beschränkung des einzelnen realen allmählich in eine immer größere Abstraction von demselben und somit in die andre Seite der Einseitigkeit verfällt, indem man glaubt, durch möglichste Wegwendung von der Realität das göttliche unmittelbar bethätigen und ausdrücken zu können. Und dieß die Ursache, Berechtigung, aber auch Einseitigkeit der Asketik.

Je mehr aber der Geist in eine solche Verfassung kommt, und je undeutlicher und gleichgiltiger mithin ihm die einzelnen Wirklichkeiten und die realen Verhältnisse derselben zu einander werden, je weniger können sie sich mithin auch in der sprachlichen Darstellung ausdrücken. Eben so wie daher bei jenen gemeineren und selbstsüchtigeren Naturen das logisch-figürliche Moment deshalb allmählich unterging, weil das bestimmte Verhältniß der einzelnen Gedanken zu dem Redeganzen nur wiederum eine Besonderheit, — nämlich das einseitige Interesse des einzelnen giebt, während es doch das bestimmte Verhältniß der einzelnen Realitäten zur Allgemeinheit ausdrücken soll, eben so geht es bei den höheren und geistigeren Naturen allmählich deshalb verloren, weil in ihnen nur das Bewußtsein der Allgemeinheit als Inhalt lebendig und gegenwärtig ist. Und so wie dieser Mangel der logischen prägnanten Figürlichkeit bei jenen durch eine bunte und glänzende Versinnlichung der einzelnen Begriffe und Gedanken versetzt zu werden gesucht wurde; die stärksten Mittel hierzu aber die Tropen, namentlich aber Metaphern sind; diese einzelnen Versinnlichungen aber, weil sie nicht von einer allgemeinen Idee getragen wurden, hohl blieben und den Bombast erzeugten: eben so suchte sich bei diesen, da das Totalbewußtsein der Allgemeinheit sich doch nicht für sich ausdrücken kann, der Mangel der Bestimmtheit des einzelnen oder das figürliche Moment durch Ergreifung gewisser Besonderheiten zu ersetzen, in denen sich jenes spiegeln sollte, und so kam man auch von dieser Seite zu dem Tropus der einzelnen Begriffe und Gedanken zurück, und der Unterschied ist nur der, daß dort keine verstan-

Digitized by Google

desmäßige Bestimmtheit des einzelnen oder keine logische Figürlichkeit vorhanden war, weil das ganze selbst eine Einzelheit ausmachte; hier aber, weil das ganze nur als ganzes dem Geiste gegenwärtig war. Daher wurde aus diesen doppelten Ursachen die Sprache bilderreich und dunkel.

Dieser Erscheinung ganz und gar entsprechend ist es, daß der Begriff des logisch figürlichen ganz verloren geht, und daß nur die Versinnlichung einzelner Begriffe darunter verstanden wird, und daher sind die bemerkenswerthesten Arbeiten auf dem Gebiete der Rhetorik in diesen Zeiten die Abhandlungen über die Tropen, περὶ τρόπων, wobei aber zu bemerken, daß man darunter die Figur in dem letzteren Sinne auch darunter versteht und beide Begriffe überhaupt identificirt.

So wie sich daher erst das figürliche Moment in seiner Einseitigkeit geltend gemacht und das tropische verdrängt hatte, so verdrängte jetzt das tropische Moment das figürliche, was sich in der Form-, in der Körperlosigkeit und in dem Mangel der Schönheit der Werke in den betreffenden Zeiten deutlich genug belegt, — wogegen die besseren wenigstens unter ihnen einen überwiegend idealen Inhalt haben.

Was nun zu sagen übrig bleibt, läßt sich kurz fassen: denn so wie es in dem Wesen und der Idee des Christenthums als der Religion des Geistes und der Versöhnung liegt, daß das besondere durch die freie Thätigkeit des einzelnen eine solche Gestalt erhalte und eine solche Beziehung an ihm ausdrücke, wie sie der Idee der universellen Allgemeinheit entspricht, und daß es dadurch immer bestimmterer Ausdruck dieser letzteren werde; dies aber nur durch Vermittelung von beschränkteren Allgemeinheiten zu geschehen vermag, zu denen es in das bestimmteste untergeordnete Verhältniß tritt; eben so soll auch der Gedanke als das Element der sprachlichen Darstellung in dem bestimmtesten Verhältnisse zu der Einheit stehen, die es zunächst ausdrücken soll; diese Einheit soll aber wiederum selbst ein bestimmtes richtiges Verhältniß zu der universellen Einheit ausdrücken. Das heißt aber nichts anders, als daß jedes sprachliche ganze eine solche Gedankenfigur bilde, daß sich darin die Einheit desselben auf das bestimmteste versinnliche und daß es durch die Einzelheiten hindurchscheine: das ganze selbst aber muß auch wieder sein bestimmtes richtiges Verhältniß zur universellen Allgemeinheit ausdrücken oder eine Figur derselben sein. Somit wird aber jede Einzelheit Tropus für seine Gesammtheit, und während daher der Begriff des figürlichen und tropischen, insofern er nur als Versinnlichung einzelner Begriffe genommen wird, zurücktritt, nimmt er einen höheren und allgemeineren Sinn an, und das figürliche wird die vom Geiste bestimmte Besonderheit, insofern sie entsprechendes Mittel des Ausdrucks für die Totalität wird. Tropus dagegen wird eins mit dem Begriffe der Totalität, insofern sie sich in der Figur ein bestimmtes Mittel des Ausdrucks geschaffen hat. In diesem Sinne sagt schon Goethe treffend: alles vergängliche ist nur ein Gleichniß. Und noch deutlicher in Hinsicht auf unsern Gegenstand: „es giebt eine Poesie ohne Tropen, die selbst ein einziger Tropus ist.

Wenn wir nun bedenken, wie der idealen Gestaltung des wirklichen erst die ideale Gestaltung des Gedankens vorausgegangen sein muß, so erhellet schon im allgemeinen, von welcher Bedeutung die richtige Auffassung des figürlichen und tropischen ist.

Und wenn wir ferner bedenken, wie der deutsche Geist in seiner Entwickelung bis zur Reformation ungefähr auf denselben Standpunct angekommen war, als die alte Welt bei der Erscheinung des Christenthums, nur mit dem Unterschiede, daß diese Entwickelung auf der Basis

Digitized by Google

des letzteren vor sich gegangen war, so daß der Sinn der Reformation auch in nichts anderem liegt als in der Idee von der freien Vermittelung des allgemeinen durch das besondere; diese Idee der Freiheit aber zunächst auch nur in einer Losreißung des einzelnen von seinen historischen und natürlichen Bedingungen gefaßt wurde; die ganze Folgezeit bis zur Gegenwart dagegen eine fortschreitende Bewegung des allmählichen Zusammenfindens alles besonderen zu der durch verschiedene Sphären und Stufen vermittelten Allgemeinheit ist (— wie denn dieß hauptsächlich der Sinn der Gegenwart ist, den auch unsre Versammlung deutlich genug ausdrückt): die Aufgabe der Gegenwart also auch nur in der vollständigeren Zustandebringung dieser Vereinigung durch ein bewußtes Streben liegen kann, und dieser wieder die Zustandebringung eines richtigen Verhältnisses des besonderen zum allgemeinen oder des figürlichen zum tropischen in der Rede vorausgegangen sein muß, so erhellet auch im besonderen, wie das, was wir alle suchen und wünschen, nur dadurch schneller herbeigeführt werden kann, wenn wir den Gedanken so bilden, daß er wieder Figur und Trope zugleich im geistigen Sinne wird, wie er es anfangs im natürlichen war.

Welche Folgerungen aber hierin für eine objective, ja absolute Gestaltung der Kritik und Hermeneutik sowohl als für eine solche der Lehre für die Composition gegeben sind, liegt auf der Hand, und ich enthalte mich jeder weiteren Nachweisung derselben.

Aus diesen Gesichtspuncten habe ich es neulich unternommen, die Geschichte unsrer National-Litteratur darzustellen; aus diesen Gesichtspuncten dargestellt bin ich im Begriff die Lehre vom Stile der öffentlichen Beurtheilung zu übergeben."

Nach Beendigung der Vorträge forderte der Präsident zur Discussion und zu sonstigen Mittheilungen auf.

Zunächst ging D. Merkel auf den Vortrag des Professor Walz ein. Er dankte demselben, daß er die Aufmerksamkeit der Versammlung auf den von ihm behandelten Gegenstand gelenkt habe, obgleich er bezweifle, daß eine solche Untersuchung ein bedeutendes Ergebniß liefern werde. Vor allem komme es darauf an sich darüber zu vereinigen, auf welchem Wege man zu den sichersten Resultaten gelangen könne. Seiner Ansicht nach werde man wohl thun von dem entgegengesetzten Punkte in festbestimmten Stationen auf das Ziel loszugehen. Man habe sich dabei zu vergegenwärtigen, 1) was die augusteische Zeit an der alten Religion umgewandelt habe; 2) in wie weit Varro und seine Zeitgenossen, welche das grammatische Element in einer höchst bedeutenden Einwirkung auf die Volksbildung darstellen, den alten Glauben umgestalteten; 3) was auf dem rein politischen Wege vermittelst der sibyllinischen Bücher von Sulla bis zurück auf Tarquinius Superbus abgeändert worden sei. Was darüber hinausliege, sei schwerlich aufzuhellen, und namentlich hoffe er wenig von der Benutzung der Etymologie.

Nach einer Erläuterung des Professor Walz über den letzten Punkt machte D. Freund eine Mittheilung über die Einrichtung eines von ihm selbst angelegten thesaurus Tullianus. Als die Hauptprincipien, nach denen ein solches Werk gearbeitet werden müsse, führte er auf, daß es absolut vollständig und mit Kritik gearbeitet sein müsse, ferner, daß es die verschiedenen Stilgattungen gehörig von einander gesondert halte. Zum Schluß wies er auf die reiche Ausbeute hin, welche eine solche Arbeit für die verschiedenartigsten Untersuchungen gewähre.

Der Vicepräsident Director D. Schulz knüpfte noch einige Bemerkungen an den Vortrag des D. Fuchs über das Verhältniß der romanischen Sprachen zur lateinischen. Ihm erschien

Digitized by Google

das Wesen und die Verbreitung der lateinischen Volkssprache in der Blüthezeit der römischen Welt nicht genug bekannt und erforscht um eine den Einfluß der geläuterten lateinischen Schriftsprache überbietende Verbreitung der lingua rustica bei den der römischen Macht unterworfenen Völkerschaften, welchen die Sprache der Herrscher früher vorzugsweise durch Gesetzgebung und Verwaltung, später aber mit den Schriften der christlichen Kirche überliefert wurde, anzunehmen. In Mittelitalien möchten die Etrusker, wie sie mit dem Wesen der in der römischen Kaiserstadt herrschenden Kunst noch in später Zeit das Gepräge früherer Eigenthümlichkeiten und besondere Anschauungen verbanden, nach den Inschriften auf Graburnen in Chiusi (Clusium), Perugia (Perusia) und Volterra mit Bildwerken der späten sinkenden Kunst, die oft in denselben Grabhallen mit andern durch lateinische Inschriften bezeichneten Urnen zusammengestellt erscheinen, lange ihre noch immer räthselhafte Sprache bewahrt haben. Ebenso sei der Herrschaft der lateinischen Volkssprache in Unteritalien das Oskische und das Griechische entgegengetreten. Erscheine der früher mit dem Wetteifer der dorischen und chalkidischen Städte Unteritaliens und Siciliens bestehende Kampf der Dialekte in den spätern Inschriften durch die Herrschaft der allgemeinen griechischen Schreibweise (κοινὴ γλῶσσα) mehr ausgeglichen, so habe diese weder in Sicilien und Griechenland, noch selbst in der von den Lustgärten mächtiger Römer umringten Neapolis der lateinischen Sprache das Feld geräumt.

Die Verschmelzung verschiedenartiger Sprachelemente mit der alten lingua rustica Latiums zu einer den größten Theil Italiens beherrschenden Volkssprache, könne somit Hand in Hand gehend mit dem zunehmenden Verfall der in der Weltstadt herrschenden lateinischen Sprache gedacht werden, wo bald auch das germanische Element der nach Italien niedersteigenden Söhne des Nordens hinzutrat. Bei jeder Betrachtung sowohl der politischen und sittlichen als auch der sprachlichen Verhältnisse des italienischen Mittelalters erschwere aber die verschiedenartige Entwickelung in den einzelnen Theilen des Landes jede Feststellung allgemeiner Ansichten, und eine vollständige Geschichte der Hervorbildung des neueren Italienischen könne nur von einer umfassenden auf neue kritische Sichtung der ältesten Provinzialschriftquellen gestützten Erforschung der verschiedenen Mundarten ausgehen. In Oberitalien erscheine das germanische Element trotz der kurzen Dauer der Langobardenherrschaft von nachhaltiger Wirkung auf Sitten und Sprache, und darum hätten Gelehrte aus Norditalien dem Deutschen einen bedeutenden Einfluß bei der Ausbildung des Italienischen eingeräumt.

In Unteritalien sei dagegen der Einfluß der deutschen Sprache der langobardischen Landbesitzer trotz der längern Dauer der langobardischen Fürstenthümer früher gleichzeitig durch das Griechische und Lateinische beschränkt gewesen und scheine durch das Obsiegen der romanisch sprechenden Normannen noch mehr verbannt worden zu sein*). Der Herrschaft der lateinischen Schriftsprache, die nicht bloß in den Schriften der Kirche und der Klöster, sondern selbst bei allen bürgerlichen Verträgen fortbestand, wie aus Tausenden von Urkunden aus allen Jahrhunderten in den Klosterarchiven von La Cava, Montecasino und Montevergine hervorgeht, sei hier

*) Das langobardische Wörterbuch im berühmten Codex legum Langobardorum im Klosterarchive zu La Cava, welchen Rozan (Lettera dell' Abate de Rozan su de' libri e Msc. preziosi conservati nella bibliotheca della ssma Trinita di Cava. Napoli 1822) mit Wahrscheinlichkeit um das Jahr 1004 oder 1005 geschrieben annimmt, enthält noch sehr viele langobardische Worte, die aus Urkunden der darauf folgenden normännischen Zeit gänzlich verschwinden.

Digitized by Google

vorzugsweise das Griechische entgegengetreten. Von den byzantinischen Kaisern hätten die langobardischen Fürsten Titel, Hoffitte und äußere Bildung entlehnt. Das Griechische habe in Sicilien vor und während der sarazenischen Herrschaft fortgelebt, eben so sei das Griechische in der jetzt Calabrien benannten alten Heimath der Bruttier, in dem Calabrien des Alterthums, jetzt terra d'Otranto, und in einem Theile Apuliens verbreitet gewesen. In Urkunden des neapolitanischen Herzogthums erscheine es abwechselnd mit dem Lateinischen, und beide Sprachen träten uns oft in Urkunden des zehnten und elften Jahrhundert in bunter Mischung entgegen. Beider Sprachen hätten sich die normännischen Fürsten in Unterschriften und Siegeln und oft so bedient, daß lateinische Worte mit griechischen Buchstaben und griechische Worte mit lateinischer Schrift erschienen. Die griechische Sprache sei mit der lateinischen und arabischen in öffentlichen Inschriften und Münzen bis in das dreizehnte Jahrhundert in Verbindung gebracht worden. Obwohl seit dem zwölften Jahrhundert der lebendige Verkehr der verschiedenen romanischen Völkerschaften und das Uebergewicht des Abendlandes über den griechischen Orient den Gebrauch der griechischen Sprache in Unteritalien mehr und mehr verbannt und am Hofe normännischer Fürsten die italienische Volkssprache Siciliens zuerst zur Schriftsprache erhoben habe, so fände sich selbst vom Jahre 1355 eine öffentliche griechische Aufschrift in Galatina *), begegne man in den Archiven von Neapel und La Cava griechischen Urkunden bis in das fünfzehnte Jahrhundert und hätten sich noch jetzt in Sicilien und Calabrien wie in den Sitten so in den Sprachen und in den Ortsbenennungen viele Elemente des Griechischen erhalten.

Nach Beendigung dieser Verhandlungen lenkte Oberlehrer D. Dietsch die Theilnahme der Versammlung auf die Unglücksfälle in Plauen und Klausthal. Er bemerkte, daß namentlich bei dem Brande in letzterer Stadt mehrere Gymnasiallehrer ihre ganze Bibliothek eingebüßt hätten, daß die Gymnasialbibliothek verbrannt sei, und daß es bei der dringenden Noth des Augenblicks an Mitteln fehle um diesem wissenschaftlichen Bedürfniß abzuhelfen. Für dieses mit zu sorgen war seine Bitte an die Versammlung. Er ersuchte die Gymnasialdirectoren Sammlungen zu veranstalten, überhaupt die Schulmänner und Philologen um Einsendung von Doubletten ihrer Bibliothek und von Exemplaren ihrer Schriften zur Bildung einer neuen Gymnasialbibliothek, und erklärte sich selbst zur Entgegennahme von Beiträgen dazu bereit.

Nachdem hierzu bemerkt worden war, es erscheine nothwendig, daß eine Behörde sich der Leitung dieser Angelegenheit unterziehe, sprach sich Hofrath Thiersch dahin aus, daß dem D. Dietsch, welcher die Theilnahme der Versammlung für die Hülfsbedürftigen erweckt habe, gewiß allgemeines Vertrauen entgegenkomme; demzufolge trage er darauf an, daß ihm die Annahme und Beförderung der eingehenden Gaben anheimgestellt werden möge.

Die Versammlung trat diesem Antrage bei. Später wurde noch die Anzeige gemacht, daß die B. G. Teubnersche Buchhandlung in Leipzig und Dresden zur Empfangnahme von Beiträgen bereit sei.

Mit der Mittheilung des Präsidiums, daß die Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig den Druck der Protokolle übernommen habe, wurde die Sitzung geschlossen.

*) Papadia memorie storiche della citta di Galatina. Napoli 1792. S. 67.

Digitized by Google

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Dresden den 4. October 1844.

Es ward an diesem Tage der Versammlung die hohe Auszeichnung zu Theil, daß Se. Majestät der König und Ihre Majestät die Königin, Ihre kaiserliche Hoheit die verwittwete Großherzogin von Toscana, Ihre königliche Hoheiten Prinz Johann nebst seiner durchlauchtigsten Gemahlin, die Prinzessinnen Auguste und Amalie, und Prinz Albert ihren Verhandlungen beizuwohnen geruhten.

Zu Anfang der Sitzung hielt D. Freund einen Vortrag

über die Idee einer allgemeinen sprachvergleichenden Lexikographie.

Die Wissenschaft der Sprachvergleichung hat sich bei ihrer Behandlung des indogermanischen und semitischen Sprachencompleres bisher fast ausschließlich auf dem Gebiete der Etymologie und der grammatischen Formenlehre bewegt, und den eigentlichen Inhalt der Wörter d. i. ihre Bedeutung nur soweit berücksichtigt, als die etymologische und formalgrammatische Untersuchung dies nöthig machte. Diese besonnene Mäßigung und Beschränkung des Forschens auf einen möglichst kleinen Raum ist für die Entwickelung und das Gedeihen jenes neuen Zweiges der Sprachwissenschaft von segensreichem Erfolge gewesen. Allein es dürfte nunmehr wohl an der Zeit sein, daß der forschende Blick des Sprachvergleichers sich auch der Bedeutung der Wörter zuwende, und dem Walten des menschlichen Geistes in diesem eigentlich und vorzugsweise geistigen Elemente der Sprachen nachspüre. Wir haben eine Reihe von Untersuchungen solcher Art mit den Bezeichnungen der allerconcretesten Begriffe, mit denen der einzelnen Körpertheile, in zwanzig und einigen orientalischen, klassischen und neueuropäischen Sprachen angestellt und beginnen unsere Veröffentlichung derselben wohl am passendsten mit demjenigen Körpertheile, der das Medium der Sprachäußerung ist, indem wir die Bedeutungen des Wortes Zunge in einer Reihe von Sprachen durchgehen, und dann in einem Gesammtüberblick die Entwickelungen, welche der Begriff Zunge innerhalb des von uns gezogenen Kreises erfahren hat, darstellen.

1. Sogleich im Chinesischen (um mit dem fernsten Osten anzufangen) dient sche, Zunge, zuweilen auch zur Bezeichnung des durch die Zunge gesprochenen, in der Bedeutung Wort, Gerede; und in einigen mit sche zusammengesetzten Wörtern hat Zunge nur diesen übertragenen Sinn. So heißt tsche-jin (d. i. Zungenmann) der Dolmetsch; tschang-sche

Digitized by Google

(d. i. langzüngig) heißt geschwätzig; sche-kiĕn mit der Zunge d. i. mit der Rede verletzen; sche-tschén mit der Zunge kämpfen d. i. zanken.

2. Andererseits hat die Mandschu Sprache in Zunge (illengga) die Function des Sprechens gar nicht berücksichtigt; wohl aber zwei andere Metonymien daran geknüpft. Einmal nämlich hat die Function der Zunge als Geschmacksorgan dem von illengga abgeleiteten Verbum ileme die Bedeutung lecken gegeben, und zweitens hat illengga von der Gestalt der Zunge auch die Bedeutung Pflock, Zapfen und Vogelschlinge erhalten.

3. Das Tibetanische giebt dem Worte ltsche oder tsche, Zunge, auch die Bedeutung Donnerkeil und Flamme, ohne Zweifel wegen der zungenartigen, züngelnden Bewegung derselben. Dagegen liegt der Begriff der Sprache dem Compositum tsche-ñis-pa, doppelzüngig, zum Grunde.

4. Im Mongolischen ist wie im Chinesischen nur die Rücksicht auf die Sprechfunction geltend geworden, daher von kelen (Zunge) das Verbum kelekü, sprechen, sagen, und die Composita kelen-chortsa (eigentlich zungenscharf) d. i. geschwätzig, und kelen-scherükün (eigentlich zungenrauh) d. i. hart und beleidigend im Reden gebildet werden. In Betreff des Grundwortes kelen selbst aber ist das Mongolische einen Schritt weiter gegangen als das Chinesische, indem auch der Inbegriff sämmtlicher Wörter eines Volks oder die Sprache mongolisch durch kelen bezeichnet wird, was bei dem chinesischen sche niemals der Fall ist.

Diese vier Arten von Metonymien des ursprünglichen Begriffs Zunge, indem entweder der Sprach- oder der Geschmackssinn, oder die Form oder endlich die Bewegung dieses Körpertheils berücksichtigt wird, bilden den Grundtypus aller Bedeutungsentfaltungen des Wortes Zunge in allen uns bekannten Sprachen.

5. Das Sanskrit hat dem Worte Zunge (dschihwan) selbst keine andere Bedeutung angesetzt, und nur in den Compositis und Derivatis wird dem Genius dieser Sprache gemäß die Bedeutung verändert, indem entweder die Geschmacksfunction oder die natürliche Beschaffenheit der Zunge Bestimmungsgrund der neuen Bedeutung wird.

6. Im Persischen dagegen heißt seban (Zunge) sowohl Sprache als auch Zunge an der Wage, und auch Flamme, für welche beiden letzteren Bedeutungen auch ein Derivatum sebâne gebildet ist. Auf den Sprachsinn bezieht sich das Compositum seban-dirâs (eigentlich langzüngig), welches sowohl allgemein, wie im Chinesischen, redselig, geschwätzig, als auch in fortschreitender Sprachentwicklung mit gehässigem Nebenbegriffe klatschhaft, verläumderisch heißt. Und ebenso zeigt sich eine weitere Entfaltung des Begriffs der Rede mit der speciellen Bedeutung Nachricht in dem persischen Ausdruck sebân giriften (Zunge nehmen) d. i. Nachricht einziehen, sich erkundigen, eine Redensart, die wir auch im Türkischen, Romanischen und Slawischen wiederfinden.

7. Im Türkischen heißt Zunge (dil) auch Sprache, und auf den Sprachsinn beziehen sich die Wortgebilde und Wortverbindungen dilli (zungenbegabt) d. i. der viel spricht; tatly dilli (eigentlich süßzungig) d. i. leutselig, affable; dilek nach Etwas verlangen, und im üblen Sinne dillemek (züngeln) böses nachreden; dilile sokmak (mit der Zunge stechen) d. i. mit Worten verletzen; usun dil (lange Zunge) d. i. unbescheiden. Eine neue und eigenthümliche Weiterführung der Begriffsentwicklung zeigt sich darin, daß dil auch einen Menschen bezeichnet, welcher eine Nachricht bringt, und zwar speciell den Kriegsgefangenen, welcher Kundschaft geben kann über den Stand der Dinge beim Feinde. Daher auch dil almak (eigentlich Zunge neh-

Digitized by Google

men) für: Jemanden fangen, um von ihm Nachricht zu erhalten. — Von der Zungenform und Zungenbewegung ist die Bedeutung des türkischen dil: Zunge an der Wage, Klöppel der Glocke, Riegel am Schlosse entlehnt, und eben so heißt das Deminutivum dildschin (Zünglein) Zäpfchen u. dergl.

8—10. Bei dem vielfachen metonymischen Gebrauche, den die hebräische Sprache von den Namen aller edleren Körpertheile macht, konnte es nicht fehlen, daß auch der Benennung der Zunge (laschôn) zahlreiche Metonymien zufielen. Am häufigsten erscheint laschôn als Organ der Rede, und daher auch für die Rede selbst, wobei beachtenswerth ist, daß nach der Anschauungsweise des Hebräers die Rede nicht bloß auf, sondern auch gleich einer flüssigen Substanz unter der Zunge sich befindet. So in den Psalmen (66, 17): „Zu ihm rief ich mit meinem Munde und Lobpreis war — thachath l'schôni, unter meiner Zunge." Und ebendaselbst (10, 7): „Von Meineid ist sein Mund voll und von Trug und Bedrückung, unter seiner Zunge ist verderbliches und Unheil", mit welchen Stellen zu vergleichen ist Hiob 20, 12 ff.: „Wenn süß seinem Munde das böse schmeckt, er verbirgt es (thachath l'schônô) unter seiner Zunge, und das schöne Bild, hohes Lied 4, 11: Honigseim träufeln deine Lippen, o Braut, Honig und Milch unter deiner Zunge, und deiner Gewänder Duft wie Duft des Libanon. — Auch mag zur Vergleichung dienen der arabische Spruch; Der Mann ist verborgen tachta lissânihi, unter seiner Zunge, d. h. der Mann wird erkannt durch seine Rede. — Specialisirt ist das hebräische laschôn als Rede auch für üble Rede, Verleumdung; daher isch-laschôn und baal laschôn, eigentlich ein Mann der Zunge, für: ein Mann des Leumundes, ein Verleumder; und das Verbum hilschon für verleumden; im Chaldäischen malschinutha Verleumdung. — Auch die Sprache als Inbegriff aller Wörter einer Nation heißt laschôn: „Der Herr wird herbeiführen ein Volk aus der Ferne, dessen Zunge du nicht verstehst (5 Mos. 28, 49); „und sie zu lehren Schrift und Zunge der Kasdim" (Dan. 1, 4). — Dem aramäischen Dialekt eigenthümlich ist ein Ausdruck, dessen Ursprung räthselhaft scheinen könnte. Es wird nämlich im Aramäischen sehr häufig für böse Zunge im Sinne von Leumund, Verleumdung der Ausdruck lischân th'lithâi, zu deutsch wörtlich dritte Zunge gebraucht, und selbst der griechische Uebersetzer des Buches Sirach giebt diesen Ausdruck (Sir. 38, 15) wörtlich wieder mit γλῶσσα τρίτη. Spätere Rabbiner haben für diesen Ausdruck eine seltsame moralisirende Erklärung erdacht. Sie sagen: die Verleumdung heißt dritte Zunge, weil drei Personen bei der Verleumdung zu Schaden kommen: der, welcher verleumdet, der welcher verleumdet wird, und der, welcher die Verleumdung aufnimmt. Die allein richtige Erklärung des Ausdrucks dritte Zunge scheint die bereits von Raschi gegebene zu sein, wonach dritte Zunge soviel ist als die Zunge des dritten, der zwischen zweien, wie wir sagen, Posten trägt, der Zwischenträger, also eigentlich Zwischenträgerei, Postenträgerei, Klatscherei, und hiervon erst ist die Bedeutung Verleumdung eine weitere, genetische Entwickelung. — Im spätern rabbinischen Hebraismus ist laschôn auch grammatischer Terminus technicus und bezeichnet sowohl jede grammatische Function (wie Genus, Numerus, Tempus) als Bedeutung eines lexikalisch-erklärten Wortes; z. B. Zunge (d. i. Sprachweise) des Mannes, Weibes für Masculinum, Femininum, Zunge der Einheit, der Mehrheit für Singularis, Pluralis; Zunge der Gegenwart, der Zukunft für Praesens, Futurum; „das Wort ethômôs ist Zunge (d. i. Sprachweise) der Vorbereitung und Anordnung" d. h. bedeutet Vorbereitung, Anordnung. — Auf die Zunge als Geschmackssinn bezieht sich hebräisch: Wer mit seiner Zunge von dem Wasser leckt, wie der Hund leckt (jalôk bilschônô

Digitized by Google

min hamajim, Richt. 7, 5) und: „Auf daß dein Fuß im Blute wate, die Zunge deiner Hunde an Feinden habe ihren Theil“ (Pf. 68, 24); auch im Arabischen: Deine Zunge verlangt von dir, an das du sie gewöhnt hast (d. i. Leckerbissen). — Metonymien von der Gestalt und der Bewegung der Zunge haben die semitischen Sprachen mehrere. So l'schon-jâm, Meereszunge, l'schon sahab Goldzunge für Goldbarren, Stück Goldes, wie auch im nachbiblischen Hebräisch Zunge von Purpur, von Scharlach für Stücke von Purpur, von Scharlach. Im Arabischen die Pflanzen Ochsenzunge und Schafzunge. — Von der züngelnden Bewegung: hebr. l'schon esch, Feuerzunge, Flamme. Im Arabischen auch Zunge der Wage. — Soviel von den semitischen Sprachen.

11. Die griechische Sprache bietet in einer fast unübersehbaren Menge von Wortgebilden und Ausdrucksweisen Belege für die Uebertragung des Wortes Zunge als Bezeichnung des Sprachorgans, in denen zugleich manches charakteristische der griechischen Anschauungsweise hervortritt. Wir erwähnen Beispiels halber nur des Wortes ἄγλωσσος, welches ursprünglich zungenlos, von Sophokles und andern, auch für Nichtgrieche, fremder, gleichsam eine unartikulirte Sprache redend (was ja auch βάρβαρος ursprünglich heißt) gebraucht wird. Auch die eigenthümliche Redeweise: ein großes Goldstück liegt an der Zunge (βοὸς ἐπὶ γλώσσῃ μέγας βέβηκεν Aesch. Agam. 36), wofür wir sagen würden: ein goldnes Schloß verschließt den Mund, verdient besondere Erwähnung. — Specialisirte Bedeutungen von γλῶσσα in der Uebertragung Rede und Sprache sind erstens: die Abzweigung einer Gesammtsprache, die Mundart, der Dialekt, und zweitens: das seltene, ungewöhnliche, fremdartige, überhaupt einer Erklärung bedürftige Wort. Aus letzterer Bedeutung ist in weiterer Abstufung des spätern Gräcismus die Bedeutung: Erläuterung eines fremdartigen, ungewöhnlichen Wortes, Glosse, entstanden, in welcher Bedeutung schon die ältere Latinität das Lehnwort glossa besitzt. Varro berichtet im Buche von der lateinischen Sprache, daß das lateinische Wort tesca „von denen, welche Glossen geschrieben haben“ (qui glossas scripserunt) mit sancta erklärt werde. In dieser spätern Bedeutung, die auch das Derivatum γλώσσημα mit ihm theilt, ist glossa Lehnwort der neueuropäischen Sprachen geworden, und dient endlich im Deutschen gegenwärtig noch zur technischen Bezeichnung einer bekannten Dichtungsart, in welcher vier Verse einer bekannten älteren Strophe durch einzelne neue Strophen glossirt d. i. commentirt wurden.

Von der Form der Zunge entlehnt sind im Griechischen die Bedeutungen Mundstück der Flöte (wofür auch die Nebenform γλωσσίς) und zungenförmiger Schuhriemen.

12. Die lateinische Sprache theilt mit der griechischen den sehr häufigen Gebrauch des Wortes Zunge (lingua) für Rede, Sprache und Dialekt, und kann mit lingua poetisch auch der Gesang der Vögel und das Bellen des Hundes bezeichnen. Daher in letzterer Beziehung „die Raserei der Zunge (rabies linguae) von der in einen Hund verwandelten Hekuba gebraucht wird. In der Latinität des Mittelalters hat sich von dem Begriffe Sprache der der Nation, des Volkes entfaltet, und ein Derivatum linguagium hat die Bedeutung Sprache, Idee und Volk erhalten. — In größerer Mannigfaltigkeit als das Griechische hat das Lateinische von der Form und Bewegung der Zunge Metonymien entlehnt: lingua heißt 1) wie im Griechischen Mundstück der Flöte; 2) Erdzunge; 3) das kurze Ende des Hebels; 4) der Löffel als medicinisches Maß; 5) die auch lingulaca genannte Pflanze Hahnenfuß; 6) lingua bubula die Pflanze Ochsenzunge; 7) lingua canina oder lingua canis die Pflanze Hundszunge; 8) Zunge der Wage; 9) Klöppel der Glocke; 10) Zipfel der Fahne; 11) Zipfel eines Priester-

Digitized by Google

kleides. Dagegen ist die Function der Zunge als Geschmacksorgan nur in sehr wenigen Ausdrücken und Wortbildungen berücksichtigt. In robus amatoriis bezeichnet ein Mensch malae linguae den fellator; und das mittelalterige Derivatum linguare heißt lecken.

Die romanischen Sprachen sind im Gebrauche des Wortes Zunge nur zum Theil ihrer lateinischen Mutter gefolgt, haben aber von ihr neben dem eigentlichen Namen für Zunge auch das von demselben abgeleitete, spätlateinische linguagium (wofür Diez auch eine Nebenform linguaticum annimmt) zur Bezeichnung der Rede angenommen.

13. Im Italienischen ist lingua als Rede, wie im Persischen (s. oben S. 70), specialisirt für Nachricht in den Ausdrücken pigliar lingua Nachricht nehmen, Kundschaft einholen, aver lingua Nachricht haben, und dar lingua Nachricht geben. Ebenfalls specialisirt im üblen Sinne ist la lingua lunga, die lange Zunge, wie im Persischen, die verläumderische Zunge, Lästerzunge; daher das Derivativum linguaccia, concret von einem Menschen Lästerzunge, Lästermaul. Als Sprichwort ist wegen der Gleichheit mit einem bekannten deutschen bemerkenswerth: la lingua non ha osso e si fa rompere il dosso. — Als Sprache ist lingua verschieden von linguaggia, welches die Ausdrucksweise, Redeweise bezeichnet. — Nach der Form der Zunge heißt das italienische lingua 1) Erdzunge; 2) lingua bovina oder lingua buina die Pflanze Ochsenzunge; 3) lingua di cane die Pflanze Hundszunge; 4) im Derivatum linguella oder linguetta ein Tuchläppchen. Dem Italienischen eigenthümlich ist die Bedeutung von lingua 5) eine Art Schwamm, der am Fuße der Bäume wächst. — Von der Bewegung entlehnt ist die Bedeutung Flammenspitze, Flamme, welche auch das Deminutivum linguella und linguetta theilt.

14. Im Französischen heißt wie im Italienischen Zunge (langue) auch Rede, Nachricht (in dem Ausdruck prendre langue) und Sprache; in letzterer Hinsicht verschieden von language, der Ausdrucks-, Redeweise. Die Länge der Zunge ist auch hier Bezeichnung theils der Redefertigkeit, theils der Geschwätzigkeit: il a la langue bien longue; il a la langue bien pendue. Das Wort hat der Franzose wie der Italiener nicht bloß auf der Zunge überhaupt, sondern auch auf der Spitze der Zunge: l'ho in sulla punta della lingua; je l'ai sur le bout de la langue; womit zu vergleichen wäre, daß der Hebräer denjenigen, der das Gerede der Menschen wird, über die Lippe (d. i. den Rand) der Zunge hinaufsteigen läßt (alâh al s'phath laschôn, Ezech. 36, 3). — Die Zahl der französischen Sprichwörter, welche sich auf die Zunge als Sprachorgan beziehen, ist sehr groß; eigenthümlich und interessant ist: qui langue a, à Rome va, etwa wie wir sagen: auf der Zungenstraße gehn. Auch jeter sa langue aux chiens, für sich gefangen geben, ist bemerkenswerth. — In concreter Uebertragung von Personen une mauvaise langue, une mechante langue, une langue de serpent, une langue de vipère. Auch von einem Schwätzer: quelle langue! Von den Lautäußerungen der Thiere ist language im Gebrauch; eben so bildlich von dem Ausdruck der Augen, der Blumen u. dergl.: language des bêtes, des oiseaux, des yeux, des fleurs etc. Dem Gebrauch der Zunge zur bloßen Lautäußerung, zum Schnalzen, verdankt der Jägerausdruck donner de la langue, mit der Zunge ein Zeichen geben, den Ursprung. Von der übertragenen Bedeutung Sprache ist specialisirt die Bedeutung Mundart Dialekt, und hiernach wiederum wird langue von den einzelnen Nationen des Malteserordens gebraucht. — Die Function der Zunge als Geschmacksorgan tritt hervor in dem sprichwörtlichen Ausdruck: avaler sa langue, verschmachten, vergehen, und vom Herausstrecken der Zunge beim heftigen Durst ist entlehnt das Sprüchwort: je lui verrais tirer la langue d'un pied de long,

Digitized by Google

que je ne lui donnerais pas un verre d'eau, für: ich habe kein Mitleid mit ihm. Von der Form und Bewegung der Zunge hat langue selbst nur wenige Bedeutungen behalten, die meisten, namentlich für kleinere Gegenstände, sind dem Deminutivum languette zugefallen. Langue heißt Erdzunge, und in Verbindung mit chien, cerf und serpent die Pflanzen: Hunds-, Hirsch-, Schlangenzunge; languette bedeutet Zunge der Flöte, Zünglein der Wage, Spalt in der Luftröhre, Randleiste des Tischlers, Scheidewand im Kamin, Zacken eines Kleides.

15. Die spanische Sprache bietet in ihrer Uebertragung des Wortes lengua auf die Rede ebenfalls manches beachtenswerthe. In ihr ist lengua nicht bloß Nachricht: tomar lengua, Erkundigung einziehen, sondern wird auch wie im Türkischen für Kundschafter, Spion, Dolmetscher gebraucht. — Eine dicke Zunge ist dem Spanier nicht bloß, wie dem Franzosen (la langue grasse) im allgemeinen eine schwer redende Zunge, sondern bezeichnet ihm auch den betrunkenen: tener la lengua gorda, betrunken sein. Die Länge der Zunge ist dem Spanier Ausdruck des heftigen Verlangens; con la lengua de un palmo oder auch con un palmo de lengua heißt mit außerordentlicher Begierde und Lust. — Wie im Französischen bezeichnet lengua die Nation des Malteserordens. Nach der Form und Bewegung der Zunge heißt lengua der Klöppel der Glocke, die Zunge der Wage, die Pflanzen: Ochsenzunge, Hirschzunge, lengua del agua, Uferrand, den das Wasser bespült; eigenthümlich ist lengua für Außenwerk der Festung.

16. Im Portugiesischen hat lingoa oder lingua meist die Bedeutungen des spanischen lengua; auch hier heißt tomar lingua Erkundigungen einziehen, und lingua allein auch Dolmetscher. má lingua, eine böse Zunge, auch von einem böses redenden Menschen gebraucht. — Nach der Form der Zunge heißt lingoa Erdzunge, die Pflanzen Hunds-, Ochsen- und Schlangenzunge; außerdem auch Spitze eines Schuhes.

17. und 18. Im Polnischen und Russischen ist Zunge (polnisch jezyk, russisch jazyk) auch Rede, Ausdruck, Ausdrucksweise, Gerede, Geplauder, speciell Nachricht, Kundschaft; auch concret der gefangene, durch den man Kundschaft erhält, z. B. „zum Hetman wurde eine Zunge (jezyk) d. i. ein gefangener gebracht;" und so selbst im Plural: „er bemächtigte sich auf dem Vorposten vierer Fahnen und fünf lebender Zungen (jezyków zywych piec), von denen man Nachricht über den Feind eingezogen." — Concret bedeutet jezyk und jazyk auch Lästerzunge, Verleumder, Zungendrescher, und einige Derivata beziehen sich auf diese üble Bedeutung des Worts. Ferner heißt jezyk und jazyk Sprache als Inbegriff aller Wörter einer Nation, so wie auch speciell Mundart, Dialekt und übertragen Volk, Nation oder Land, z. B. russisch: „in der serbischen Zunge (jazyku) ist ein Gebiet, das Chrowatien heißt," für: im serbischen Lande. Auch von den Nationen des Malteserordens ist jezyk und jazyk im Gebrauch. — Von der Form und Bewegung der Zunge sind sehr viele Gegenstände mit jezyk und dessen Deminutivum jezyczek bezeichnet. So Erdzunge, Zäpfchen am Gaumen, Zünglein der Wage, Zunge der Schnalle, Zeiger der Sonnenuhr, Klöppel der Glocke, Zunge an einem Kopfschmuck, die clitoris, andere technische Ausdrücke in der Zoologie, Botanik, Mineralogie, im Bergbau, in der Buchdruckerkunst u. dergl.

19. und 20. Im Finnischen und Esthnischen bedeutet Zunge (keel, kieli) auch Aussprache und Sprache, und im üblen Sinne keelt kandma (eigentlich auf der Zunge tragen) d. i. verleumden; dasselbe auch keelt peksma (eigentlich: mit der Zunge schlagen). Das Derivatum keelma oder kieldää heißt versagen, verbieten. — Von der Form der Zunge sind auch hier mehrere technische Gegenstände mit Zunge benannt.

Digitized by Google

21. Im Magyarischen heißt Zunge (nyelv) auch Sprache. — Und von der Function der Zunge als Geschmackssinn hat das Derivatum nyelni die Bedeutung schlingen, schlucken entlehnt.

22. Wir kommen nunmehr zu unserer eigenen Muttersprache. Der deutsche Sprachgenius scheint der Zunge als Sprachorgan nicht die weite Entfaltung zu vergönnen, deren wir sie nach dem bisherigen fähig, und in den meisten gebildeten Sprachen auch theilhaft gefunden haben. Während sich in diesen Sprachen der Kreis der Bedeutungen des Wortes Zunge mit der fortschreitenden Sprachentwickelung immer mehr erweitert, tritt dasselbe im Deutschen umgekehrt allmählich mehr und mehr hinter seine Synonyma Mund, Lippe, Rede, Sprache zurück, und ist in den entfernteren Bedeutungen, die sich auf Rede beziehen, fast nur Eigenthum der Dichtersprache, während in guter Prosa nur einzelne Sprichwörter und stehende Ausdrucksweisen auf die Zunge als Sprachsinn hinweisen. „O süße Stimme, vielwillkommener Ton der Muttersprach' in einem fremden Lande," ruft Pylades bei Goethe aus; und in derselben Scene heißt es: „O sage, wenn dir ein Verhängniß nicht die Lippe schließt," und später daselbst: „die heilge Lippe tönt ein wildes Lied;" eben so in Hermann und Dorothea: „Dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war." An allen diesen Stellen wäre in anderen Sprachen Zunge das übliche Wort. So beginnt Uhlands bekanntes Gedicht „die deutsche Sprachgesellschaft"

„Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen," u. s. w.

und wiederholt das Wort Sprache fast in jeder Strophe, ohne auch nur einmal von Zunge Gebrauch zu machen. Bemerkenswerth ist auch, wie selbst Johann Heinrich Voß, der streng nachahmende Uebersetzer der Alten, bei γλῶσσα und lingua von seinem Princip abweichen zu müssen glaubt. Das homerische ἄλλη δ' ἄλλων γλῶσσα πολυσπερέων ἀνθρώπων übersetzt Voß: „andre von anderer Sprache der weitzerstreueten Menschen." Das horazische **Rupit Iarbitam Timagenis aemula lingua** heißt bei Voß: „Barst des Jarbas Sohn mit Timagenes Kehle sich messend," was an Goethes „das Lied, was aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet," erinnert. **Dive, quem proles Niobea magnae Vindicem linguae Tityosque raptor Sensit** heißt bei Voß: „Gott, dem furchtbar Niobes Stamm ein hohes Wort gebüßt." **Lingua potentium vatum** übersetzt Voß: „und ihr gewaltiger Ausspruch." **Patruae verbera linguae** heißt bei Voß: „Strafred' und Ermahnung." **At sermo linguâ concinnus utrâque** „aber die Rede aus beiderlei Sprache gefügt." Daß daher bei der Uebersetzung von **favete linguis** das deutsche Zunge keine Stelle finden werde, war zu erwarten. Voß übersetzt: „seid still in Andacht." Ebenso wechselt in Böckhs kunstvoll treuer Uebersetzung der Antigone Zunge und Rede für γλῶσσα: „denn Zeus haßt schwer großsprechender Zung' hochmüthig Geprahl (μεγάλης γλώσσας κόμπους ὑπερεχθαίρει). Dagegen: „denn wer nur selber und allein sich weise dünkt mit Rede, wie kein anderer, oder Geist begabt" (ἢ γλῶσσαν, ἣν οὐκ ἄλλος, ἢ ψυχὴν ἔχειν).

Im Althochdeutschen heißt **zunga** auch Rede und Sprache; **zwizunki, zweizungig, zungal** und **gazungal** gesprächig; **gazungali** Gesprächigkeit. — Dem Mittelhochdeutschen ist **Zunge** als Rede und Sprache sehr geläufig: eine zu lange Zunge ist eine freche sündhafte Zunge, daher: die Zunge kürzen, die freche Rede hemmen (s. Grimm zu Freidanks Bescheid. 165, 19 und 20.) So im üblen Sinne auch **züngelære**, Jemand, der mit seinem Geschwätz Zwist stiftet. — Für

Digitized by Google

die von Zunge als Sprache übertragene Bedeutung Volk, Land dienen die Beispiele: Hartmann von Aue: nû seht wie si mich ûz miner zungen ziuhet über mer. Walther von der Vogelweide: sô wê dir, tiuschiu zunge (für Deutschland); so Neithart: sô wol dir, tiutschiu zunge. Ein Autor vom Jahre 1470: „nu bin ich von meiner natürlichen zungen, aus ingeborner geerbter wohnung in fremde zung (nach Böhmen) gewichen." — Im Neuhochdeutschen sind als auf die Rede bezüglich bekannt die Verbindungen schwere Zunge, böse Zunge, giftige Zunge; die sprichwörtliche Redensart: Jemand die Zunge lösen, welche auch der Poesie sehr geläufig ist: Goethe Hermann und Dorothea 5, 109.

„Wie ist, o Sohn, dir die Zunge gelöst, die schon dir im Munde
Lange Jahre gestockt, und nur sich dürftig bewegte."

daselbst 6, 39:

„Da war jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles,"

womit zu vergleichen ist Goethe Iphigenia 1, 3, 82.

„Vom alten Bande löset ungern sich
Die Zunge los, ein lang verschwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken."

Andere sprichwörtliche Redensarten: die Zunge im Zaume halten, das Herz auf der Zunge haben, das Wort schwebt mir auf der Zunge. Die Composita: doppelzüngig, zweizüngig, Zungenheld, Zungendrescher, auch Zungenfreund (dessen Freundschaft nur in Worten besteht); das dichterische Feuerzunge für feurige, lebhafte Rede, Goethe Iphigenia 3, 1, 105.

„Electren giebt Orest sich zu erkennen:
Sie bläst der Rache Feuer in ihm auf . . .
Mit ihrer Feuerzunge schildert
Sie jeden Umstand der verruchten That."

Im Doppelsinne braucht Herwegh (Ged. Band 2, S. 33) Feuerzunge von Hamburgs Brand:

„Ich jauchzte, als die Feuerzungen
Jüngst so beredt durchs Land geklungen."

Für Sprache als Gesammtheit aller Wörter eines Volkes bei Arndt:

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt."

Bei August Schlegel:

„Fremde Sitten, fremde Zungen
Lernt ich üben her und hin."

Hierher gehört auch das bairisch-mundartliche: der vilzungel, der mehrere Sprachen spricht. — Zunge für Mundart gebraucht Jacob Grimm: „In allen deutschen Zungen von jeher ist das höchste Wesen einstimmig mit dem allgemeinen Namen Gott benannt worden" (Mythol. Kap. 2, S. 12). — Concrete Bedeutung hat Lästerzunge von einem lästernden, schmähenden Menschen.

Von der Gestalt der Zunge entlehnt sind die Pflanzennamen ochsenzunga und rindiszunga, hundiszunga, hirziszunga, spehteszunga; neuhochdeutsch: Zungenblatt, eine Pflanze, Zunge oder Zungenfisch, Pleuronectes linguatula Linn.; mundartlich der Züngel, ein Donaufisch; Erdzunge, Landzunge; Zunge, die Zwischenwand zwischen zwei Feuermauern, die in einen Rauchfang gehen.

Von der Bewegung der Zunge entlehnt sind: Zunge und Zünglein an der Wage („Auf des Glückes großer Wage Steht die Zunge selten ein", Goethe); das Zünglein in einer Schnalle; Zunge, der kürzere Theil des Hebels, an welchem die Last angebracht wird (der längere Theil

Digitized by Google

heißt der Kopf). Dahin gehört auch das Derivatum züngeln, die Zunge hin und her bewegen: das Feuer züngelt, d. i. brennt in spitzen Flammen. Im tropischen Sinne mundartlich in der Schweiz: er züngelt nach etwas, d. i. er gelüstet darnach; er hat es angezüngelt, gleichsam die Zunge darnach ausgestreckt. Wahrscheinlich gehört auch in diese Bedeutungssphäre das althochdeutsche himilzunga, altsächsisch himiltungel und altnordisch himintungl für stella, sidus, gleichsam Himmelsflämmchen.

23. Im geraden Gegensatze zur deutschen Sprache hat die englische nicht bloß an dem Worte Zunge (tongue) selbst die Bedeutungen Rede und Sprache entfaltet und erhalten, sondern sich auch noch noch aus dem Französischen das Wort language angeeignet, so daß tongue und language in den einzelnen Nüancirungen der Bedeutungen Rede und Sprache einander wechselsweise ergänzen: mother tongue, Muttersprache, neben English language, englische Sprache. — Uebertragungen von der Form und Bewegung der Zunge hat die englische Sprache mit anderen Sprachen gemein. Erdzunge, die Pflanzennamen Hundszunge, Schlangenzunge, die Zunge der der Wage u. s. w.; eigenthümlich ist ihr die häufige Anwendung des tongue als Kunstausdruck der Seesprache. So heißt tongue die mittlere Spitze einer Flagge mit zwei Ausschnitten; ein kurzes Tau an den Pardunen; der Fuß eines Reepschlägerrades; die unter dem Wasser hervorragende Spitze eines Eisberges u. m. a. Auch die Spitze der Degenklinge, an welcher diese im Handgriffe befestigt ist, heißt tongue.

So haben wir denn von China bis zum atlantischen Ocean die Hauptsprachen unserer Hemisphäre nach der genetischen Entwickelung eines ihnen allen gemeinsamen concreten Begriffes durchgemustert und stellen nun die überaus mannigfachen einzelnen Erscheinungen in ein möglichst übersichtliches Tableau zusammen.

Die am meisten hervortretende Eigenschaft der Zunge, daß sie ein fühl- und sichtbar thätiges Organ der Sprachäußerung ist, mußte frühzeitig den Namen dieses Körpertheils in den die Rede betreffenden Gedankenäußerungen vielfach zur Anwendung bringen. Hier machte sich nun sogleich, wie in ähnlichen Sprachverhältnissen, eine doppelte Anschauungsweise geltend: der Mensch spricht mit der Zunge, oder die Zunge spricht. Nach der ersteren Anschauungsweise ist die Zunge bloß sachliches Werkzeug oder Mittel, nach der letztern selbstthätiges, daher selbständig gedachtes, personificirtes Wesen. Nach dieser verschiedenen Anschauungsweise gestalten sich auch die Bilder, unter welchen die Zunge gedacht wird, völlig verschieden. Ein bloßes Redewerkzeug ist Zunge z. B. in Sätzen, wie: „da redete ich mit meiner Zunge" (Ps. 39, 4.), „sie reden mit mir mit der Zunge der Lüge (Ps. 109, 2.), „nicht verleumdet er mit seiner Zunge,

„Hätt' ich Menschen-, hätt' ich Engelzungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen." (Herder.)

Ein Mittel zur Erreichung irgend eines Zweckes: „mit unserer Zunge bringen wir es hoch" (Ps. 12, 5.). Eine Geißel: „fürchtend die Schläge der Zunge des Oheims (Hor. Od. 3, 12, 3). Eine Waffe: „ob du als Anwalt schärfest die Zunge" (seu linguam causis acuis, Hor. Ep. 1, 3, 23); vergl. Goethe im Faust:

„Von Norden bringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herein mit pfeilgespitzten Zungen."

Insbesondere als tödtliche Waffe erscheint die Zunge in: „kommt und laßt uns ihn erschlagen mit der Zunge" (Jerem. 18, 18.); womit zu vergleichen ist die deutsche sprichwörtliche Redensart: Jemand über die Zunge springen lassen, d. i. böses von ihm sagen. Zuweilen ist die Zunge eine

Digitized by Google

Stätte, wo die Rede sich befindet: „kein Wort ist auf meiner Zunge“ (Ps. 139, 4), „es schwebt mir auf der Zunge,“ „Lobpreis war unter meiner Zunge“ (Ps. 66, 17), „dem von der Zung' ein Laut wie des Honigs Süße daherfloß“ (Hom. Il. 1, 249) u. dergl.

In der Personificirung der Zunge als selbstredendes Wesen entfaltet der Sprachgenius einen großen Bilderreichthum. Die Zunge spricht nicht bloß und antwortet, sondern sie singt auch den Spruch Gottes, sie jubelt der Gerechtigkeit Gottes; sie schwört („Gott beugt sich jedes Knie, schwört jede Zunge“; womit zu vergleichen ist der bekannte euripideische Vers: „die Zunge schwur den Eid, nicht das Herz“). Eben so hat die Zunge Sinn und Leidenschaft: sie sinnt Unheil, die Zunge der Lüge haßt den gebeugten, sie zettelt Betrug an u. dergl. Gleich einem Menschen steht oder wanket die Zunge, sie hinket vom Weine; sie erlahmt (Walther von der Vogelweide). Auch schlägt die Zunge, daher im Mittelhochdeutschen der Zunge slac, die Klinge der Zunge. Als Priester weiht die Zunge jemand für die Inseln der Seligen (bei Horaz). Als Thier wird die Zunge im Zaume gehalten; auch mit der Angelschnur wird sie gefangen (bei Hiob) u. v. a.

Wie nun der Sprachgenius die Zunge nach der einen Seite hin statt des Menschen als thätig betrachtet, so läßt er sie nach der anderen Seite hin für das einstehen, was sie thut; sie übernimmt, wie dort die Rolle des sprechenden, so hier die Rolle des gesprochenen: die Zunge wird zum Worte, zur Rede. Als Rede aber theilt sie sich durch Specialisirung und Uebertragung in sechs Theile: sie wird entweder eine besondere bestimmte Mittheilung, eine Nachricht oder eine böse Rede, eine Verleumdung, oder grammatisch ein besonders bemerkenswerthes Wort, eine Glosse, oder das Getön der Thiere, oder die Bedeutung der Rede, oder endlich ein Compler von Wörtern, eine Sprache. Wie nun im weiteren Verlauf durch Metonymie die Zunge eine ganze Reihe von Verwandlungen erfährt, wie die Mittheilung zum Dolmetscher, die Glosse zum Glossarium, die Sprache zur Mundart und zur Nation wird, ist im obigen einzeln nachgewiesen worden. Ebenso wiederholen wir nicht, wie Zunge als Geschmacksorgan, wie die Form und Bewegung der Zunge zu neuen Entfaltungen geführt hat. Es läßt sich nach allem gesagten eine weitverzweigte Genealogie des Wortes Zunge herstellen, beginnend von der Bezeichnung des allerconcretesten Begriffes, und schließend mit den jüngsten Schöpfungen des in allen Sprachen lebenden und waltenden Geistes *).

Statt der Aufstellung theoretischer Sätze für den Begriff der allgemeinen sprachvergleichenden Lexikographie habe ich ein concretes Beispiel vorgeführt um praktisch an ihm darzuthun, welch eine reiche Fundgrube hier für die Philologie im höhern Sinne, wie sie von den Gliedern dieses Vereins verstanden und angebaut wird, sich eröffnet. So lange die Forschung an der Form allein haftet, gehen semitische, indogermanische, romanische Philologie ohne innere Verschmelzung neben einander, und ein Versuch sie zu verbinden führt weit mehr zur Vereinigung und Befreundung der Personen, als zur harmonischen Durchdringung und Vereinbarung der Sachen. Richten wir aber unsere Thätigkeit auch auf den eigentlichen Inhalt, auf die Seele des Wortes, und bauen ein jeder nach Maßgabe seiner Neigung und seiner Kräfte diese Metaphysik der Sprache an, dann schwinden die Schranken, welche Forschung von Forschung trennt; wir sind dann unseres Berufes nicht Orientalisten, nicht klassische Philologen, nicht Slavisten und Romanisten, sondern wir sind Sprachforscher in ächter Weise, empfänglich für die Offen-

*) Wir geben eine solche genealogische Uebersicht in beiliegender Tafel.

Digitized by Google

Zu

ſiſchen und neueuropäi

s bekannten Gliedes im thieriſch
, mandſchuiſch illengu, mongoliſch kelen,
hôn, chaldäiſch lischân, arabiſch lisâ
ch langue, ſpaniſch lengua, portugieſiſch
der kieli, magyariſch nyelv, deutſch zu

n Uebertragung.

II.

von der Zunge als Geſchmacksorgan.

che.	Derivata:	1.
	lecken (mandſchuiſch, mit-	2.
	tellateiniſch),	3.
	ſchlingen (magyariſch).	4.
D		5.
n:		6.
		7.
		8.
		9.
		10.
n=,		11.
n=		12.
he.		13.
		14.
		15.
		16.
		17.
		18.
		19.
		20.
		21.
		22.
		23.
		24.
		25. a)
		b)
		c)
		d)
		e)
		f)
		g)
		h)
		i)
		26.

Digitized by Google

Digitized by Google

barungen des Geistes, der in allen Sprachen sich kund thut. In dieser Weise lasset uns unsere Aufgabe stellen und lösen, in diesem Geiste mögen wir unsere Zusammenkünfte halten. Nicht nach Indien, Palästina, Hellas und Roma wollen wir genannt sein, sondern nach dem λόγος, dem ewig göttlichen Geiste, von dessen Herrlichkeit die ganze Erde erfüllt ist, und der sich auch in der Sprache geoffenbart hat. Unter dem Schutze dieses Geistes mögen wir uns wiedersehn!"

Hierauf sprach Hofrath Thiersch

über die Aufführung von dramatischen Werken der Griechen und Römer auf dem neueren Theater.

Was noch vor kurzem als unzulässig und unausführbar geachtet worden, davon seien wir in diesen neuesten Zeiten Zeugen gewesen. Die altgriechische Tragödie in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, der Geist des Sophokles sei in voller Größe über die deutsche Bühne gegangen und in seiner hohen Bedeutsamkeit und Würde erkannt und empfunden worden. Auch dadurch bewähre sich das Wort von Johannes Müller, wenn er sagt: „es können Zeiten kommen, wo das große und edle verkannt wird; was aber unsterblich ist, findet darum doch seine Zeit."

Hierauf wurde der frühern Versuche Komödien des Terentius in Weimar auf die Bühne zu bringen gedacht, und die vereinten Bemühungen des Grafen Einsiedel, Goethe's und Böttiger's dabei erwähnt. Ebenso habe man dort den Jon des Euripides in treuer Nachbildung gegeben *). Glänzend sei der Erfolg, den die sophokleische Tragödie unter den Auspicien eines kunstliebenden deutschen Königs gefeiert. Nicht nur auf den deutschen Theatern sei die Antigone mit entschiedener Gunst begrüßt worden, auch auf dem Pariser sei sie bei gleich sorgfältiger Anschließung an die Antike mit demselben Glück gegeben worden. Auch verdiene selbst hier Erwähnung, daß in Berlin, nachdem dort durch studirende Jünglinge bei der Universität zwei plautinische Stücke im Original und mit einer auch von Meistern anerkannten Trefflichkeit und Lebendigkeit in einer Weise seien aufgeführt worden, welche den alten Komiker wie neu belebt und mit frischer Jugend erfüllt habe, im letzten Monat Schüler der obern Classe des Friedrich Wilhelm'schen Gymnasiums derselben Stadt unter dem Director Ranke es unternommen hätten in der Aula ihres Gymnasiums vor einem des Griechischen kundigen zahlreichen Verein ausgezeichneter Männer in antiker Costümirung und mit der Mendelsohn'schen Musik die Antigone griechisch aufzuführen. Der Versuch, bemerkte der Redner, sei über Erwartung und überraschend gut gelungen. Es sei leicht zu erkennen gewesen, daß jene Jünglinge den griechischen Dichter nicht nur in das Gedächtniß, sondern in Geist und Herz aufgenommen hatten, von seiner Stärke und Erhabenheit erfüllt waren und diese mit der der Jugend eignen gefühlvollen Lebendigkeit, zugleich aber auch

*) Es wird gut sein an die griechischen Epigramme zu erinnern, in welchen der ehrwürdige Veteran unserer Helleniſten, Friedrich Jacobs, jenes Ereigniß, der griechischen Anthologie würdig, gefeiert hat. Gedruckt sind sie in den **Actis Philologorum Monacensium T. I. p. 421.** Das zweite lautet:

Καινὴν ἀγγελίην, Εὐριπίδη, ἐν νεκύεσσι
Δέξο μάκαρ. Κεῖνται Κεκροπίης χάριτες,
Μελπομένης δ' ἱερὸν σιγᾷ στόμα, τῷ πότ' ἐτέρφθη
Βάκχος, καὶ κισσοῦ πᾶν ἀπόλωλεν ἔαρ.
Μὴ λυποῦ δὲ μάτην· ἔτι σὸν κλέος ἄφθιτον ἀνθεῖ
Θειάσθη δὲ τεοῖς ἄσμασιν Οἰνηΐη.

Digitized by Google

mit dem sichersten Takt für das in Vortrag und Ausdruck ziemende wiedergaben. Mit Recht sei von einem der dabei gegenwärtigen hochgestellten Staatsmänner bemerkt worden, daß junge Männer, die solch ein Werk in sich aufgenommen und empfunden, schon dadurch über das gemeine und geringfügige erhoben und in Besitz eines höhern Maßstabes für Werke des Geistes alter und neuer Zeit gekommen seien.

Indeß erhebe sich die Frage, ob es überhaupt zweckmäßig, ob unserer Bildung entsprechend und unsern Theatern es förderlich sei oder das Gegentheil, wenn auf solche Weise Werke der alten Bühne so viel als möglich in ihrer vollen Eigenthümlichkeit auf die unsrige gebracht werden, denn unwidersprochen sei der Nutzen dieser Aufführungen nicht geblieben. Die Bühne, sagen die Gegner derselben, solle zugleich original und national, darum der ideale Abdruck ihres Volkes und ihrer Zeit, der Spiegel ihrer Sitten und Gesinnungen sein, dem aber widerstrebe Einführung oder Einmischung von Werken, die einer fremden Zeit, einer untergegangenen socialen Ordnung und einer von uns abgewendeten Anschauungsweise des Lebens, der Religion und der Kunst angehören. Die Bühne solle ferner, zufolge jenes ihres Berufs, auf uns weckend, belebend, reinigend wirken, solle zu diesem Behuf vorzüglich Gegenstände behandeln, die aus unserer eignen Art, unserm öffentlichen Leben, unsern Gefühlen genommen sind, einheimische Gesinnung und Thatkraft verherrlichen, und die Gefühle für die Heimath, ihren Geist, ihre Bildung und Bestrebungen wecken, sie solle in Deutschland vor allem deutsch sein in Wesenheit und in Form, und von dem allem sei oder leiste die antike Tragödie das Gegentheil. Wolle man aber die Stoffe der Bühne nicht in die engen Schranken des nationalen einschließen, so gezieme sich wenigstens vor allem solche Gegenstände aufzunehmen, die uns weniger fremd, vielmehr durch Betheiligung am germanischen Element, durch Gesinnung des Ritterthums, des Christenthums, des gemeinsamen europäischen Lebens uns näher stünden — mit einem Wort, man solle Stoffe romantischer Natur wählen, nicht aber Werke auferwecken, die für uns ganz abgestorben und und von dem Schutt der Zeiten bedeckt wären. Den Hohn zum Spott fügend habe man bei Aufführung der Antigone und Medea vom Aufgraben fossiler Tragödien gesprochen, die man in Berlin zur Schau stelle, und das von einer Seite, welche sich vor andern original, national, deutsch an Fleisch und Blut achte. Zum Grunde dieser Betrachtungsweise lägen die angenommenen Unterschiede zwischen classischer und romantischer Poesie, welche von der romantischen Schule theils ganz willkürlich eingesetzt, theils größer gemacht wären, als sie sind, und ein tiefes Mißverständniß dessen was original und national, was dem einen und dem andern förderlich sei.

Gegen die darüber verbreiteten irrthümlichen und übertriebenen Lehren und Behauptungen sei zunächst zu erinnern, daß das nationale nicht als das erste und höchste könne betrachtet werden, und daß über dem reinnationalen das reinmenschliche stehe. „Homo sum, humani nihil a me alienum puto“ gelte auch auf dem Gebiet der Kunst und speciell der Poesie. Dieses sei das allgemeine, das wesentliche, das nationale, als das besondere einer bestimmten Abschattung oder Ermäßigung des allgemein menschlichen, und nur insofern mit dem höchsten verkehrend, als es durch seine Besonderheit dasselbe wahrnehmen und nur in eigenthümlicher Weise empfinden lasse. Das den Zeiten und Völkern gehörige sei das Kleid, welches der menschliche Geist für seine Werke nach Zeit und Ort wechsle, er selbst aber, wie göttlich und unsterblich, so in seinen Erzeugnissen, trotz aller Verschiedenheit in den Erzeugnissen des höheren Genius, wesentlich sich selber gleich, und wohne eben darum auch den fähigern bei seiner Offenbarung inne. Er spreche gleich vernehmlich in den verschiedensten Zungen, und wisse darum in jeder zu

Digitized by Google

bewegen und zu erheben, wo er überhaupt ein menschliches Herz treffe. Wie aber könne man von Tod und Absterben da sprechen, wo ewiges und unvergängliches Leben blühe, von innerer Entfremdung da, wo die wahre Schönheit in reinster Form offenbar sei?

Unvergänglich und von ewiger Jugend funkelnd ständen daher die Gesänge des Homer, wie die Bildsäulen des Phidias da, und kein Jahrhundert noch habe ihnen und den ihnen ebenbürtigen Werken der Dichtung und Sculptur jene Frische abgestreift, welche sie aus der Frühlingszeit des menschlichen Geistes zu uns herübergebracht. Was aber von den Werken der genannten Meister, was auf dem Gebiet der Philosophie von der platonischen, der Beredsamkeit von der demosthenischen gelte, welche von den congenialsten Geistern des ihnen am nächsten stehenden modernen Volkes am meisten bewundert werde, wie sollte das nicht von den Werken des Sophokles gelten, den das Alterthum als den besten seiner Tragöden pries, und den auch unser Schiller, der begabteste Richter des Verdienstes in seiner Kunst, in der Einleitung zur Braut von Messina, als den größten Meister der Tragödie gefeiert hat?

Weit entfernt die nationale Bestimmung und Bedeutung der Bühne in Abrede zu stellen, sollen wir uns dadurch doch nicht bestimmen lassen das wahrhaft schöne, wo es in anderer als deutscher Form uns entgegentritt, von uns zu weisen, sondern wohl erwägen, daß es in einem weit höhern Sinne national und der höhern Bildung grade unsers Volkes würdig ist neben dem einheimischen das schöne anzuerkennen und von ihm ergriffen zu werden, auch wenn es in einer uns fremd gewordenen Form und Bekleidung, aber darum nicht weniger in voller Würde und Bedeutsamkeit uns geboten wird. Das sei wahrhaft deutsch, der Zeit, des Volks, dem wir angehören, und ihrer höhern Bildung allein würdig, das andere undeutsch. Es sei ein eitles Bestreben ekler Geister von der Schaubühne das beste und erlesenste abzuhalten, und über die Maßen thöricht auf dem Gebiet des idealen Binnenzölle und Mauthlinien mit unübersteiglichen Schranken einzusetzen, um der innern Fabrication durch Entfernthaltung des fremden zu Hülfe zu kommen. Daneben gezieme sichs zu erwägen, daß was wir national und auf dem Gebiet höherer Bildung als unser reinstes Eigenthum in Anspruch nehmen, daß diese Bildung nicht, wie sie es bei den Griechen war, aus einem einfachen Stoff, sondern aus Vereinbarung germanischer, christlicher und classischer Stoffe hervorgegangen sei. Diese Mischung zeige sich im Wesen wie in Form, und man brauche nur an Werke wie Klopstocks oder Platens Oden, wie Hermann und Dorothea, oder Iphigenia von Goethe, wie Schillers Braut von Messina und selbst seinen Wallenstein zu erinnern, um zu begreifen was hier gemeint und von welchem Belang es sei. Gleichwohl seien jene Werke, obwohl in ihnen die classischen oder christlichen Elemente oder beide im Wesen und in der Form durchscheinen, zugleich original und national, sie seien beides dadurch, daß der eigene Genius der Dichter das fremde in sich aufgenommen, es mit seinem innern Leben verwebt, und darum sein Werk nur um so reicher und edler gestaltet habe. Wie aber in andern Künsten und Ordnungen ein Werk nur nach denselben Grundsätzen könne gerahmt und fortgeführt werden, nach denen es sei gegründet und entfaltet worden, so sei dieses auch mit unserer Poesie der Fall, und weit entfernt, daß das nationale durch unmittelbare Berührung mit dem fremden, zumal mit dem schönen in reinster Form, dem hellenischen, gefährdet würde, werde dasselbe durch diesen erfrischenden und stärkenden Umgang nur um so mehr an Kraft und Wohlgestalt gewinnen. „Nenne mir deine Freunde, und ich werde dir sagen, wer du bist.“ Die Sache stelle sich nicht anders dar, wenn man Geschick und Gedeihen unserer dramatischen Poesie selbst und die Bestimmung unsers Theaters ins Auge fasse.

Digitized by Google

Die besten und größten Meister der deutschen Bühne, wie Goethe und Schiller, hätten die Nothwendigkeit gefühlt das wildwuchernde Gewächs der Poesie, welches sich sehr reichlich auf dem schwierigsten Feld der Dichtkunst, dem dramatischen, ausbreitet, dadurch zu zähmen, daß sie die Jünger der dramatischen Kunst und selbst das Publicum an die tiefer verstandenen, kunstreicher geformten und energischer durchgeführten Werke fremder Bühnen gewiesen. Goethe habe sich darum an die französische gewandt, die allerdings bei großen Schwächen Werke einer tiefen Berechnung und überlegenen Kunst hervorgebracht, aber als er den Mohammed von Voltaire aufgeführt, habe Schiller ihm zugerufen:

„Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuse, die wir nicht mehr ehren,"

und seinen großen Freund an den Genius des Griechen und des Britten erinnert, der die deutsche Muse gepflegt und uns auch in Zukunft bildend zur Seite stehen müsse. Schon im Wallenstein sei Schiller auf der Spur dieses griechischen Genius gegangen, noch mehr in der Braut von Messina, und bekannt sei, wie seine Muse, namentlich in dem letzten Stücke, dadurch an Erhabenheit, tragischer Haltung und Würde gewonnen habe.

Eben so klar erscheine, daß das Bestreben das deutsche Drama durch das griechische oder an ihm edler zu gestalten um so mehr gelingen werde, je reiner das griechische aufgefaßt und je vollständiger es begriffen werde. „Als der Wallenstein von Schiller erschien, übertrug der Hellenist, den wir das Glück haben an unserer Spitze zu sehen, einzelne Scenen desselben in das Griechische, in einer Weise, daß die innere Uebereinstimmung der griechischen und deutschen Muse jedem kundigen offenbar wurde. Sie sind in den Actis Monacensibus T. III. S. 139 ff. (G. Hermanni opuscula. T. V. P. 355 ff.) gedruckt, dabei aber, als er sie mir zum Druck übersandte, schrieb er in einem dort mitgetheilten Brief über die Auffassung der griechischen Tragödie durch Schiller Bemerkungen, welche für unsern Zweck hier anzuführen sind. Bei der Erscheinung des Wallenstein, sagt Gottfried Hermann, sei eine große Bewegung unter unsern Landsleuten eingetreten. Er selbst erinnere sich oft gesagt zu haben, Schiller habe gefühlt, worin die griechische Tragödie gelegen sei, aber weil er es nicht zum vollen Bewußtsein gebracht (non perspexisset) habe er die Fehler der neueren nicht genugsam gemieden. Er habe weder verstanden die Einleitung (exordium) gehörig zu machen, noch die Fabel recht zu wenden. Durch Einführung einer übergroßen Zahl von Personen habe er jener Einfachheit geschadet, in welcher der größte Vorzug der Tragödie erblickt werde. Auch in den einzelnen Theilen habe er vieles sich gestattet was von der Würde der Tragödie ganz fern liege. Uebrigens zeige sich das meiste von der Art, daß, wenn es griechisch geschrieben wäre, es eines griechischen Tragikers vollkommen würdig könnte geachtet werden."

Was hier von Wallenstein gesagt werde, gelte, wenn auch in geringerm Maße, von der Braut von Messina, besonders sei in ihr das Mißverständniß des griechischen Chors eine Quelle bedeutender Irrthümer gewesen; aber doch könne man einen starken Fortschritt wahrnehmen, den der große Dichter während der Zeit zwischen beiden Tragödien in der Kunde und tiefern Ergründung der griechischen Bühne gemacht habe, und in Folge von dem die Braut von Messina als Tragödie weit tiefer gefaßt und reiner durchgeführt sei. Stelle sich nun dieses als die Sachlage heraus, daß die Veredelung deutscher dramatischer Poesie von dem Maße bedingt werde, in welchem die griechische erkannt und gewürdigt sei, so diene doch offenbar diesem Zwecke mehr als irgend etwas anderes die mit den Mitteln scenischer Ausstattung gerüstete Aufführung

Digitized by Google

hervorragender Werke des griechischen Theaters: weil dadurch, mehr als durch bloße Lesung und Erwägung und mehr als durch Lehre, am besten gezeigt und empfunden werde was tiefe Auffassung, was kunstreiche Führung, was tragische Würde und Haltung bedeuten, wie und wodurch ein solches Werk die Gemüther ergreife und seine praktische Bestimmung erfülle, welche nach Aristoteles in Reinigung der Leidenschaften bestehe. Insofern könne die würdige Ausstattung und die gelungene Aufführung solcher Werke als die beste dramaturgische Schule unserer Dichter betrachtet werden. In gleicher Weise hebend und veredelnd wirke sie auf die dramatischen Künstler und auf das Publicum. Jene würden durch die Erhabenheit des Gegenstandes selbst zur Würde und zum Bewußtsein ihres Berufes gehoben, und dieses für Auffassung und Würdigung des einfachen, des keuschen und großartigen der Kunst in einer Weise vorbereitet, daß die dadurch gewonnene Stimmung, Neigung und Urtheilsfähigkeit auch den dramatischen Stoffen anderer Sphären und Nationalitäten bei entsprechender Behandlung zu gute kämen. Uebrigens solle damit nicht eine Beherrschung der deutschen Bühne durch die griechische, nicht ein Uebergewicht derselben über die nationale begehrt, sondern jene nur als eine Lehrerin und als ein Muster für diese in den wesentlichen Dingen geltend gemacht, und den großen griechischen Dichtern in unsern Theatern ein Ehrenplatz neben den einheimischen und neben den Meistern neuerer Völker gesichert werden.

Der Redner ging dann auf die Aufführung der Antigone selbst über. Hierbei schied er, was ursprünglich in Berlin angeordnet, und was in Dresden mit Beibehaltung desselben geleistet worden sei. Nicht weniges sei in der ursprünglichen Anordnung der Bühne unstatthaft, die Orchestra gegen die Scene zu tief gelegen, das Hinabsteigen der ersten Personen und des Königs durch eine Art von Fallthüre der Orchestra, das Heraufschaffen des Leichnams des Hämon durch dieselbe und anderes der Art sei unzweckmäßig und der antiken Ueberlieferung widerstrebend. Abgesehen von diesem habe die Aufführung in Dresden viele Vorzüge entfaltet. Die architektonische Anordnung der Bühne habe reinen Geschmack mit geziemender Pracht verbunden, die beiden Einzüge in dieselbe aus der Stadt seien der Bewegung der Handlung entsprechend gewesen, dazu Wahl, Anordnung und Glanz des Costüms in bestem Geschmack, und der Vortrag des Stückes von einer Bewegung und einer Begeisterung der dramatischen Künstler geschehen, die ihrem Talent und ihrem Eifer alle Ehre gemacht und den wohlverdienten lautesten Beifall der sachkundigen Versammlung gefunden habe.

Unstatthaft und der Würde der Handlung widerstrebend sei ferner das in Berlin vorgekehrte und in Dresden beibehaltene Verweilen der Antigone, nachdem ihre Reden geendet, in dem Orchester. Offenbar müsse die Jungfrau mit den letzten Worten, die sie zu sagen hat, abgehen, und zwar nicht durch die Orchestra, sondern nach der Stadt, und es richte die ganze heroische Erscheinung der Jungfrau fast zu Grunde, wenn sie während des ganzen letzten Chorgesanges, der nach ihrem Abgang vorzutragen sei, sich an dem Altar festhalte, von den Führern mimisch gemahnt oder handgreiflich gefaßt werde, und sich gegen die sie abführenden sträube, dann der Reihe nach von allen Choreuten Abschied nehme — das alles sei ein der antiken Tragödie unwürdiges Uebermaß moderner Sentimentalität und Effectmacherei. Dazu rücke nach dieser Anordnung ihr Abgang mit dem Eintreten des Tiresias unmittelbar zusammen, während doch die Oekonomie des ganzen begehre, daß zwischen ihrem Abgang und der Erscheinung des Sehers ein nicht unbedeutender Zeitraum verstreiche, der durch den Vortrag des Gesanges nach ihrem Abgang ausgefüllt werde. Daß in dem Chorgesang sie als „o Tochter" angeredet werde, mache

Digitized by Google

ihr Verbleiben keineswegs zu einer Nothwendigkeit, und diese Anrede könne eben so der abgegangenen nachgesendet als an die gegenwärtige gerichtet werden. Die letzte Scene werde übrigens an Bedeutsamkeit gewinnen und alle Gefühle befriedigen, wenn zu dem Leichnam des Hämon, der übrigens nach antiker Weise nicht wirklich, sondern in einem verhüllten Bilde darzustellen sei, auch der der Antigone auf die Bühne gebracht, ihm gegenüber gelegt würde, und wenn in dem Augenblick wo die Eröffnung des Palastes den Leichnam der Königin, der Mutter des Hämon, zum Vorschein bringe, Ismene vor diesem niedergebeugt erscheine und sich erhebe, um sich mit ihrem Schmerz zu dem der Schwester zu wenden. Zwar erwähne davon der Dichter nichts, aber solche Dinge, zur Ergänzung der Anordnung gehörig, würden, wie vieles ähnliche im Text auch anderwärts nicht angedeutet, sondern der scenischen Anordnung überlassen.

Der Tonsatz der Chöre ward auch hier als vortrefflich und des großen Tonkünstlers würdig bezeichnet. Mit Recht habe diesem dafür die sechste Philologenversammlung in Kassel eine Dankadresse beschlossen, aber für die Auffassung der Chöre sei diese harmonische Darstellung ihres Inhaltes zu reich, zu selbständig, und in ihr das Maß, welches der Tonkunst als Begleiterin der Poesie in der alten Tragödie angewiesen war, um vieles überschritten. Den letzten Chorgesang habe der Tonkünstler als Lobgesang auf den Bacchus, als Dithyrambus gefaßt. Als solcher trage er ein gewisses Ungestüm des harmonischen Satzes in sich, und dieser Auffassung gemäß geschehe es, daß der Chor sich bekränze, die Thyrsusstäbe ergreife und durch schwunghaftere Bewegung den stürmischen Charakter ausdrücke; aber der Chorgesang sei kein Dithyrambus, sei überhaupt nicht auf das Lob des Gottes berechnet, dieses Lob werde nur als Motiv gebraucht seine Ankunft zu beschleunigen. Es enthalte den die Gottheit ehrenden und preisenden Anruf, und als Grundgedanke stelle sich heraus, daß der Gott, wo auch jetzt sein Fuß weilen möge, rasch erscheinen, und da Theben von neuem durch Ungemach erschüttert werde, helfen solle in einem Augenblick wo menschliche Hülfe unmöglich. Bei dieser Auffassung des letzten Gesanges stelle sich zugleich der innere Zusammenhang und die Beziehung der drei Hauptgesänge auf die Handlung deutlich hervor. Im ersten, der Parodos, preise der Chor die Befreiung der Stadt. Er bereite sich Siegesfeste zu feiern, deren nächtliche Chorreigen Bacchus anführen solle, während in dem vorangehenden, dem Chor unbekannten Gespräche der Schwestern schon ein neues und schweres Unheil aufsteigend und herandrohend erblickt werde.

Dieses breche durch die That der Antigone und die Verhärtung des Kreon herein, und der dritte Chorgesang, oder das zweite Stasimon, die Mitte des Ganzen einnehmend:

„Glückselig denen das Loos nie Leid gekostet,"

enthülle die innern Gründe und die dunkeln Mächte des Gemüths, durch welche geschehe, daß der Mensch in hohem Glück zu Frevel fortgeführt und dadurch der göttlichen Rache überliefert werde. Diese bedrängt sofort den Kreon, nachdem er gegen Rath und Warnung der nachdrücklichsten Art sich verhärtet hatte, und nun erst wendet sich der Chor im letzten Gesang an den die Stadt beschirmenden Gott in erhabener Feierlichkeit seine rettende Ankunft begehrend. Die Siegesfeier, deren Feste Bacchus führen soll, und die neue Bedrängniß, aus der er allein noch retten kann, bilden die beiden äußersten lyrischen Punkte, zwischen denen sich die übrigen vermittelnd und den Gang der Handlung erläuternd entfalten.

Der Redner wandte sich hierauf zur Erläuterung der Katastrophe. Obwohl die in sie aufgenommenen Momente vollkommen klar und energisch behandelt seien, wäre doch nöthig, um

Digitized by Google

die Verbindung der einzelnen zu gewinnen, aus dem Zusammenhang oder aus der Natur der Sache andere beizuziehen, das Gemälde gleichsam zu ergänzen um es zu verstehen.

„Das Grab, welches dem Dichter bei der Erzählung vom Tode der Antigone und des Hämon vorschwebte, war kein gewöhnliches, es war auch keine „vermauerte Höhle", sondern ein vollständig geordnetes Todtengemach. Der Bote bezeichnet es als ein Brautgemach des Hades (V. 1218) und nennt es mit Steinen belegt (λιθόστρωτον νυμφεῖον Ἄιδου), also einen Boden mit Steinen gepflastert, was auf kunstreichen Bau hindeutet. Nach vorn hat es eine Vorhalle (παστάς), in der gewöhnlich die Todtenopfer (πέρα) gebracht wurden, die aber in diesem Fall ohne dieselben (ἀκτέριστος) blieb. Es war also ein Familien- oder Erbbegräbniß, welches für den gegenwärtigen Fall, wo es galt die Jungfrau mit wenig Speise und Trank einzuschließen und von den lebenden zu trennen, dem König zur Verfügung stand. Doch darf es nicht als ein Mausoleum auf freier Fläche stehend gedacht werden. Es ist zwar ein gewölbtes, mit dem man sie rings umschließen soll (κατηφεῖ τύμβῳ περιπτύξαντες, V. 898), aber zugleich ein ausgegrabenes (κατασκαφὴς οἴκησις, V. 903). Wir werden dadurch auf jene halbunterirdischen, in ovaler Form nach oben sich zusammenziehenden Gewölbe geführt, welche sich noch an verschiedenen Orten von Griechenland finden: in Orchomenos am Kopaissee, in der Gegend von Amyklä oder an dem westlichen Hochufer des Eurotas, und vorzüglich unter den Ruinen von Mykene; dort hat sich neben einer beträchtlichen Zahl beschädigter Denkmäler der Art in der Vorstadt ein ganzes erhalten. Es ist unter dem Namen des Grabmals des Agamemnon oder des Schatzhauses des Atreus bekannt, und war wohl Grab und Schatzhaus zugleich, eben so wie die andern zum Bergen der Todten und der Schätze eingerichtet, als deren sicherster Wächter Aides geachtet wurde. In jenem Grab des Agamemnon ist neben dem eigentlichen Gewölbe rechts eine kleine Kammer, welche, wie es scheint, für Aufbewahrung von Aschenkrügen bestimmt war und die gegen das innere Gemach offen ist. Das ovale Gewölbe selbst ist im Berg, aber dem Abhang desselben nahe, so daß es mit seinem Eingang aus diesem hervortritt und nach außen geöffnet ist. Zu dem Eingang führt ein geebneter Weg zwischen zwei Mauern, welche den dort abfallenden Berg einfassen und mit der Pforte des Eingangs architektonisch verbunden sind. Das Licht empfängt dieser unterirdische Thalamos durch eine triangulare Oeffnung über der Thür und eine runde Oeffnung im Gipfel des ovalen Gewölbes. Dieses Todtengebäude entspricht vollkommen allem was der Dichter von dem seinigen uns bezeichnet hat. Antigone wird in diese „steinerne Ausgrabung" (V. 785) hineingeführt und unter festem Verschluß gehalten. Hämon hatte zuvor den Vater in Zorn und unter Drohung verlassen. Dieser solle nicht hoffen je sein Antlitz wieder zu sehen. Was lag näher als daß der Jüngling, unterrichtet, wie der Spruch gegen seine Braut vollzogen werde, bemüht war zu dieser hineinzubrechen und sie mit sich aus der Gewalt des grausamen Vaters durch Flucht zu retten? Der wohlverschlossene Eingang des Todtengemachs widersteht seinen Angriffen, darum bricht er neben ihm Steine aus der Mauer um durch die Oeffnung zu der Jungfrau einzudringen. Das ist die Fuge (ἁρμός), der Spalt, der durch Ausziehen von Steinen (λιθοσπαδής) entstanden ist, welche Kreon (V. 1230) bezeichnet. Aber wie er durch die Oeffnung in das innere des Thalamos dringt, findet er die Braut nicht mehr am Leben. Sie hat durch die Schnur ihr Leben geendet, und ist am Hals aufgehängt (κρεμαστὴν ἀὐχένος). Daß er die Schnur gelöst, den theuern Leichnam am Boden hingebreitet, ist ebenfalls nicht erwähnt, und niemand war Zeuge gewesen; aber es folgt aus dem was erzählt wird. Denn man findet den Jüngling liegend und sie mitten am Leibe umfassend: κατείδομεν ἀμφὶ μέσῃ

Digitized by Google

περιπετῆ προκείμενον V. 1235). Das also war der Ankunft des Kreon vorangegangen, und von dieser allein und was ihr nachfolgte konnte der Bote Meldung thun. Was nun davon berichtet wird, versteht sich sofort leicht, aber nur unter der Voraussetzung, von der wir ausgegangen und deren Gründe wir nachgewiesen.

Wie Kreon mit Gefolge dem Grabe naht, um die Jungfrau selbst zu lösen, d. i. das Grab zu öffnen, da er sie selbst dort eingeschlossen, hört einer, der als den übrigen vorausgeeilt zu denken ist, von fern in der Vorhalle, also an dem äußersten Theil der Halle, laut tönende Klage, und kommt zurück dem König davon Meldung zu thun. Dieser ahnet schlimmes und näher tretend glaubt er Klagelaut, die Stimme seines Sohnes zu erkennen. Sofort sendet er einen der Gefährten, dort wo die Steine ausgebrochen sind, durch den Spalt in das innere zu blicken, und ihm zu berichten ob er sich täusche oder nicht. Die Diener gewahren hierauf an der bezeichneten Stelle, also an der Oeffnung selbst und ohne einzudringen, im Grunde des Todtengemachs (ἐν λοισθίῳ τυμβεύματι) das klägliche Schauspiel, dessen wir eben gedachten. Indeß ist Kreon selbst herbeigekommen; das Thor ist geöffnet worden. Auch dieses ist aus dem Zusammenhang zu entnehmen. Der Dichter zeigt ihn, nachdem er die Verwünschungen des Hämon über den Leichnam der Braut erwähnt, sogleich im innern, wie er den Sohn erblickt und unter Wehklagen auffordert das Grab zu verlassen. Dann folgt die Scene zwischen Vater und Sohn, der Versuch des Vatermordes, die Flucht des Kreon, der Selbstmord des Hämon, welcher den Hauch blutiger Tropfen über die weißen Wangen der Jungfrau ausströmt und seine Seele in ihren Armen verathmet. Das alles ist sofort deutlich, es ist mit hellenischer Klarheit erzählt; und so daß die plastische Ruhe und Beschaulichkeit der Darstellung der Tiefe des Gefühls nicht Abbruch thut.

Ueber den Grundgedanken dieses wundervollen Werkes noch einiges beizufügen fühlte sich der Sprecher durch die zum Theil irrthümliche Auffassung selbst einiger der neusten und besten Bearbeiter veranlaßt. Er bezeichnete ihn als den Streit bürgerlicher und religiöser Pflichten, welcher durch den Widerspruch göttlichen und menschlichen Gebotes herbeigeführt wird. „Kreon als König, mit dem Beruf die tief erschütterte Stadt durch strenge Ordnung, durch Lohn der guten und Strafe der Frevler neu zu befestigen, steht mit allem was er sagt bis auf einen Punkt in seinem Recht, und die Ansichten, nach denen er verfahren will, die Grundsätze, die er ausspricht, sind die eines weisen Staatsmannes und eines guten Bürgers. Auch wenn er sein Gebot und sein Verfahren gegen Antigone und gegen Hämon schirmt, ist er auf seinem Standpunkt tadellos, und Hämon selbst gesteht es zu: wie soll er Gehorsam bei den Bürgern finden, wenn er in seinem Hause den Ungehorsam duldet; wie über Männer herrschen, wenn er von einem Weibe besiegt wird? Auch ist der Chor weit entfernt ihm diese Befugniß streitig zu machen, im Gegentheil legt er ihm unbedingte Machtvollkommenheit bei über lebende und todte (V. 220), ohne der Antigone in ihrem Verfahren Recht zu geben. Er sagt: „Zur höchsten Kühnheit, o Kind, bist du emporgestiegen und hast an dem hohen Thron des Rechtes angestoßen" (V. 866), und obgleich Erfüllung frommer Pflicht in gewisser Weise Frömmigkeit sei (σέβειν μὲν εὐσέβειά τις, V. 883), so gezieme sich doch in keiner Weise Macht und Befehl dessen dem die Macht vertraut ist zu überschreiten. Ihre Gesinnung und ihr selbständiger Entschluß habe sie in das Verderben gestürzt (σὲ δ' αὐτόγνωτος ὤλεσ' ὀργή, V. 887). Indeß schon als König überschreitet Kreon die Grenzmarken ächter Herrschaft. Er begehrt Gehorsam, auch wenn er ungerechtes geböte, und verfährt als einer der diejenigen, welche sein Joch nicht tragen wollten, unter dasselbe zu beugen

Digitized by Google

entschlossen ist. Er läßt also annehmen, daß sein Verfahren, obwohl löblich im Zweck, weder vor Unrecht zurückweiche noch Bedrückung ausschließe; und in dieser gewaltthätigen Gesinnung überschreitet er die Grenze, welche menschlicher Macht und königlichem Gesetz durch die Götter gestellt ist. Auf diese nämlich, auf ihr Recht und ewige Satzung stützt sich was die todten betrifft und ihnen gebührt. Durch unfürdenkliche menschliche Satzung ist verboten dem gestorbenen Begräbniß zu verweigern. Ein solcher gehört den Untergöttern, also unter die Erde, und wird ihnen nicht ohne Frevel vorenthalten. Dieselben ewigen Gesetze gebieten zunächst den Verwandten ihren Todten durch Bestattung den Eintritt in das Reich der Untergötter möglich zu machen und wer dieser Pflicht sich entzieht, verfällt eben so der Sünde und der Schuld wie derjenige welcher die Erfüllung derselben hemmt. Dem Chor selbst ist das nicht unbekannt. Er deutet es an durch die Vermuthung, daß ein Gott den Leichnam des Polyneikes könne bestattet haben, und als am Schlusse der König, zur Besinnung gekommen, sich der Thorheit anklagt, tritt er mit seiner Ansicht hervor:

Weh mir! wie spät erst scheinest du das Recht zu sehn.

Aber er achtet es für Pflicht dem Gebote des Königs sich zu fügen, nachdem dieser auch die leiseste Einsprache dagegen mit Entschiedenheit abgelehnt hat, aber in entschiedenem Verhältnisse gegenüber dem König steht Antigone. Die Ueberzeugung, welcher jener verbirgt, hervortreten zu lassen, erscheint ihr als heiliger Beruf, als Pflicht in Erfüllung desselben selbst das Leben zu wagen. Indeß erfordert der Entschluß dieser Gesinnung entsprechend zu handeln eine Stärke des Gemüthes, die an Heroismus gränzt, und mit einer solchen, die bis zur Leidenschaft und bis zur Härte gegen die weichere und liebende Schwester geht, hat der Dichter sie ausgestattet.

Antigone erkennt in Kreon nicht den König, sie nennt ihn nur den Waffenhäuptling (στρατηγόν) der Stadt. Hemmt sein Gebot ihre Pflicht gegen den Leichnam des Bruders, so ist ihre Vollziehung derselben nicht weniger eine heilige That, und wird ihr Verfahren für Frevel erklärt, so ist sie „eine heilige Frevlerin" (ὅσια πανουργήσασα), wie sie sich nicht ohne Ironie gegen die sanfte Schwester nennt. Auch sie demnach handelt in vollem Bewußtsein ihrer Lage, ihrer Pflicht und der Folgen ihrer Handlung, und in der Entschiedenheit, mit welcher beide feste und harte Charaktere an einander stoßen, liegt zumeist die Energie des Stückes.

Die Schuld des Kreon also beruht darin, daß, indem er unbedingte Gewalt in Anspruch nimmt, und keinen Widerspruch gegen sein Gebot, keinen Bruch seines Gesetzes zuläßt, und ebenso gegen Bitten, wie gegen Rath und Warnungen taub ist, er allein die Verantwortlichkeit für sein Verfahren gegen die Götter übernimmt und ihnen mit seinem ganzen Loos und Glück verpfändet ist, wenn er göttliche Ordnung hemmt und unheiliges begehrt. Die Unvollkommenheit menschlicher Zustände, wie sie in dem Widerspruche unbedingter Macht und unbedingten Gehorsams zum Vorschein kommt, ist dadurch aus menschlicher Sphäre in die göttliche erhoben, und der dem Arm der Menschen unerreichbare, welchem die Bürger in keinem Fall Gehorsam verweigern sollen, verfällt eben darum dem Arm der Götter in dem Augenblick wo er die Schranken verkennt, welche die bürgerliche Befugniß von dem Gebot des Gewissens trennt. Auch der Chor weiß das, obwohl er gegenüber dem König zu schweigen sich bestimmt fühlt. Er legt seine Ueberzeugung sogar im Laufe des Stücks und vor der Katastrophe in dem dritten Chorgesang nieder, der den vollen ethischen und religiösen Kern der Handlung umfaßt, wenn er sagt: „Deine Macht, o Zeus, wer der Männer könnte durch Ueberschreitung sie hemmen, welche weder der Schlaf

Digitized by Google

überwältigt, der allermattende, noch die unermüdlichen Monate der Götter. Nicht alternd in der Zeit, waltest du als Herrscher in des Olympos hellleuchtendem Glanz!"

Uebrigens trifft ihn die Strafe der Gottheit nicht blind und ohne Warnung. Er wird gewarnt durch die Ahnung des Chors, daß irgend ein Gott den Todten beerdigt, durch die Stimme des verwandten und des eigenen Blutes in Antigone und Hämon, endlich durch die Stimme des Propheten, der ihm die ganze Argheit seines Verfahrens und dessen Folgen enthüllt, und erst nachdem er auch gegen ihn sich verhärtet hat, bricht unaufhaltsam die Rache der Gottheit gegen ihn hervor. In seinen innigsten Neigungen getroffen sinkt er in das tiefste Ungemach, weil er göttliches Recht durch bürgerliches Gebot verletzt und heilige That als Frevel bestraft hatte."

Indem der Redner diese Bemerkungen auf den Hauptinhalt seines Vortrages zurückführte, gab er zu erwägen, wie auch aus ihnen hervorgehe, daß das alte, zumal das Sophokleische Drama die höchsten und tiefsten Probleme des Staates, der Sittlichkeit und der Religion durch die Entfaltung menschlicher Gesinnungen und Handlungen hervorwende und zur Lösung bringe, und auch dadurch als ein allgemeines Gut, als ein der höhern Menschheit aller Zeiten und Völker erworbener Besitz würdig sei immer von neuem beachtet und zu genauer Erwägung in voller Klarheit und ganzer Eigenthümlichkeit vorgeführt zu werden. Zugleich pries er die Zeit glücklich, in welcher dieses erkannt werde, die Wirkung solcher Werke eine so weitverbreitete, selbst die Massen der Zuhörer durchdringende und ergreifende sei, und wo den Männern unserer Studien sich Gelegenheit biete auch öffentlich, in größern Kreisen, Gegenstände derselben unter Theilnahme der ersten und besten zu verhandeln. Unvergeßlich in den Annalen unsers Vereins werde der Tag sein, wo er das Glück gehabt bei solcher Verhandlung das weise und edle königliche Haus von Sachsen in seiner Mitte zu begrüßen.

Hieran schloß sich ein Vortrag des Vicepräsidenten Director D. Schulz

über die altgriechische Pallas und die dreiseitige Kandelaberbasis in der Dresdner Antikensammlung und die Beibehaltung und Modification des hieratischen Kunststils in den späteren Epochen der alten Kunst.

Zur Veranschaulichung und Unterstützung der in diesem Vortrag aufgestellten Erklärungen und Behauptungen wurden Abbildungen der besprochenen Kunstdenkmäler, so wie griechische Münzen, Thongefäße, Thonbildungen und andere Alterthümer aus der Privatsammlung des Redners vorgezeigt.

„Aus der großartigen Welt des hellenischen Trauerspiels, wie es in Griechenlands glücklichster Zeit als die poetische Blüthe einer hochgebildeten Nation lebendig in die politischen Ereignisse eingriff und das Volk mit Gottesfurcht und Rührung erfüllte, möchte ich Sie zurückführen zu den strengen starren Formen uralter Tempelbilder, von der geistreichen Schilderung der Vorzüge eines Kunstwerks, das uns alle noch in diesen Tagen erschütterte, auf ein Gebiet der Kunstgeschichte, das vorzugsweise nur den Forscher fesselt, dem aus der Steifheit früherer Bildwerke die spätere herrliche Entfaltung künstlerischer Freiheit entgegenleuchtet.

Digitized by Google

Die meisten der anwesenden werden in der Dresdner Antikensammlung den alten des Hauptes und der Arme beraubten, sonst aber trefflich erhaltenen Sturz der Pallas Athene gesehen haben. Wie bei den alten uns auf Münzen und panathenäischen Preisamphoren erhaltenen Palladien mag die streitbare Lichtgöttin in der erhobenen rechten den Wurfspeer geschwungen haben, während sie sich durch den Schild am vorgestreckten linken Arme schützte. Ueber den ionischen bis zu den Füßen hinabreichenden Chiton ist der Peplos von dünnem schleierartigem Stoffe scharf angezogen um die Beine gelegt, zwischen denselben aber zu einer Fülle treppenartig gelegter Falten vereinigt, deren Mittelpunkt ein breiter, mit Figuren verzierter senkrecht herabhängender Streifen einnimmt. Dieses Obergewand reicht bis über die Brust hinauf und fällt unter der Aegis umgeschlagen in zierlichen Falten bis an die Mitte des Leibes und an den Seiten noch tiefer herab. Mit schlangenumgebenem Gorgonenhaupt in der Mitte schirmt die Aegis panzerartig den Busen und umschließt, über dem Peplos durch den schlangenförmigen Gürtel zusammengehalten, Hüften und Rücken. Frisch und lebendig contrastirt mit der überlieferten Strenge der Gestalt, die, obwohl nicht mit der uns aus andern Bilderwerken bekannten Athene Polias übereinstimmend, an die alten Holzbilder (ξόανα) mit angelegten Gewändern erinnert, die freie Bewegung der am Streifen des Peplos hervortretenden Figuren. Wie am Gewand, welches für die Athene Polias vom Fest der Chalkeia an von den Ergastinen gewebt und gestickt und am Tage der Panathenäen im feierlichen Festzuge dargebracht wurde, ist hier die Gigantenschlacht dargestellt, der man später auf dem Peplos zu Athen andere Erinnerungen aus der heroischen Mythengeschichte des Landes und Bildnisse berühmter um den Staat verdienter Männer (ἄγαλμα τοῦ πέπλου) anreihte. In dem obersten durch die herabhängenden Falten halbverdeckten Quadratfeld scheint Zeus wie auf dem Onyx des Athenion im bourbonischen Museum von seinem Wagen herab den Typhoeus mit dem Blitz niederzuschmettern. Schwierig ist es die auf den übrigen zehn Feldern im Zweikampf mit den Giganten dargestellten sechs Götter und vier Göttinnen mit Bestimmtheit aufzuführen, nachdem mit den Farben, da hier ursprünglich gewiß Malerei bei der Bekleidung und den Waffen der bildnerischen Ausführung zu Hülfe kam, ein vorzügliches Mittel der Deutung verschwand. Noch schwieriger ist es aber die einzelnen den Göttern gegenüberstehenden Giganten, auf die zahlreichen von Inschriften begleiteten Abbildungen der Gigantenschlacht auf Thongefäßen wie auf der Kylix des Aristophanes im Berliner Museum gestützt, zu benennen, da bald dieser bald jener der Riesen den verschiedenen Gottheiten kämpfend entgegentritt. Auf dem zweiten Felde möchte ich den seine Keule schwingenden Herakles erkennen, der so oft auf Vasengemälden mit der Pallas gegen die Giganten losstürmt. Im dritten Feld scheint der Erderschütterer Poseidon einen Sohn der Gaia, die oft flehend hinter dem niederstürzenden Polybates oder Enkelados erscheint, mit dem Dreizack zu bekämpfen. Im vierten Feld schwang wohl Hephaistos gegen seinen Gegner den Hammer. Im fünften Feld streitet Athene selbst siegreich gegen den ihr gegenüberstehenden Giganten, der bisweilen auf Vasengemälden als Enkelados bezeichnet ist. Die Göttin des nächsten Feldes könnte Demeter sein, die vielleicht früher in der erhobenen Rechten die durch Farben angedeutete Fackel in ähnlicher Weise schwang, wie auf dem vormals im Pallast Matthäi, jetzt aber im Vatikan befindlichen Basrelief der Gigantenschlacht (Monum. Mathaeorum III. tav. 19.). Im siebenten Feld könnte der Ferntreffer Apollon, und im achten Here mit Porphyrion streiten. Auf der Kylix des Aristophanes schwingt die Göttin im Kampf den Scepter und verschieden ist der obwohl nicht vollständig leserliche Name

Digitized by Google

des Giganten. Auf den folgenden drei Feldern aber möchte ich den bärtigen Dionysos, die Artemis und den Ares im siegreichen Zweikampf gegen die Giganten erblicken.

Wie es im allgemeinen nicht bezweifelt werden kann, daß zu allen Zeiten des Alterthums hervortretende Eigenthümlichkeiten der ältesten griechischen Kunst bei einzelnen für den Tempeldienst bestimmten Werken in mannigfaltig modificirter Weise beibehalten wurden, so wird auch bei einer genauen Vergleichung des Pallassturzes mit andern der frühesten Zeit wirklich angehörigen Denkmälern die künstliche Nachahmung im Gegensatz zu der ursprünglichen Einfachheit unverkennbar hervortreten. Stellen wir das Dresdner Fragment mit jener nach Schöll *) unter der Akropolis am Ausgange der Aglaurosgrotte gefundenen thronenden Pallas, mit der dreizehn Centimetres hohen, übrigens in der Anlage unserem Sturz sehr ähnlichen Pallas Promachos im Besitz von Pasquale Jello in Lentini und mit der Statue der Göttin zusammen, die im westlichen Giebelfelde des Zeustempel zu Aegina den Mittelpunkt einnahm, so erscheint schon die ganze Haltung und Stellung der Figur bei unserm Sturz leichter, schlanker und gewandter, so wie sich auch in der Behandlung aller Einzelheiten eine größere Zierlichkeit und Freiheit offenbart. Das bei Figuren des höhern Alterthums bald wie bei der Pallas zu Lentini in runden Locken um die Stirn gelegte, bald in Zöpfen herabfallende, oder auch, wo es wie beim Dresdner Pallassturz in reicher Fülle auf den Rücken hängt, scharf abgeschnittene oder zackenartig auslaufende Haar, ist weicher und fließender in der Weise der spätern Kunst behandelt. Auch ist hier die bei der athenischen Pallasstatue und den Bildern der Göttin auf panathenäischen Preisgefäßen weiter herabhängende Aegis kürzer und sorgfältig ausgezackt und in ähnlicher aber mehr künstlicher Weise, wie bei der Pallas der Villa Albani, mit zierlich gewundenen Schlangen umgeben.

Bei der Pallas zu Athen war das Gorgonenhaupt von einem andern Material und vielleicht von glänzendem Metall in die runde auf der Brust sichtbare Vertiefung eingesetzt. Sie sehen hier auf den vorliegenden Münzen von Athen, Neapolis in Macedonien und Kamerina und dem interessanten, aus einem nolanischen Grabe herrührenden Thonbasrelief, das an jenem Orte häufig mit dem andern Amulet von gleicher Größe, den Kopf des Stierbacchus darstellend, gefunden wird, jenes alterthümliche Schreckbild, wie es bei der attischen Pallas eingesetzt und auf der Aegis der äginetischen Statue durch Malerei angedeutet sein mochte. In reicher Mannigfaltigkeit gestaltete sich dieses Bild in den verschiedenen Epochen der griechischen Kunstgeschichte fort, wovon neben andern Denkmälern die vorliegenden Thonbildungen meiner Sammlung einen Begriff geben können, bis das graufige Gorgonenhaupt seiner Wildheit entkleidet in der schönen spätgriechischen Maske der Münchner Glyptothek von sanfter Schwermuth umweht und in der colossalen Maske zu Köln aus römischer Zeit von bacchischem Ernst umdüstert erscheint. Bei zwei Thonbildungen aber sind vorzugsweise die bei den alten Medusenmasken in runder Fülle hervortretenden Wangen in jene wunderbare Sanftheit der Linien aufgelöst, an die schon der pindarische Beiname der Medusa σιπάραος (Pyth. 12, 28) erinnert. Eins dieser Thonbasreliefs kann ich selbst vorzeigen, das andere sah ich in der Sammlung des Baron Judica in Palazzolo. Dagegen erscheint das Medusenhaupt auf der Aegis

*) Archäologische Mittheilungen aus Griechenland nach C. O. Müllers hinterlassenen Papieren herausgegeben von A. Schöll. 1. Heft S. 23 u. 24. Taf. I. 1.

Digitized by Google

der Dresdner Pallas von später conventioneller Bildung, die einigermaßen an die Gorgonenköpfe auf den Münzen der gens Plautia denken läßt und eine Maske von getriebener Metallarbeit zum Vorbild haben konnte. Der Peplos, der bei wirklich alten, den Schnitzwerken nachgebildeten Statuen auf den hervortretenden Schenkeln fast in ägyptischer Weise streng angezogen die Formen des Beines hindurchschimmern läßt und schon bei der äginetischen Figur mehr durch seine Falten bezeichnet erscheint als bei der noch ältern Pallas zu Athen, ist zwar auch bei der Dresdner Pallas an diesen Stellen ziemlich flach gehalten, aber die Falten treten schon viel bestimmter und in größerer Zahl hervor und waren vielleicht noch schärfer, ehe moderne Politur, die leider auch von dieser Figur nicht ganz fern blieb, sie abstumpfte. Die Falten am herabhängenden oberhalb umgeschlagenen Peplos so wie die, welche sich zu den Seiten des breiten Streifens vorn und hinten anlegen, sind obwohl sie in der Anordnung mit den bei ältern Werken übereinstimmen, weniger breit und in schärfern Absätzen gearbeitet, und zeigen schon Spuren jenes erhobenen Faltenrandes, der bei der in der Nähe von Torre dell' Annunziata gefundenen Artemisstatue des Bourbonischen Museums, wo der hieratische Styl zur größten Zierlichkeit fortgebildet ist, noch weiter hervortretend die einfach herabfallenden Linien des archaischen Gewandstils zerstört. Die Füße, welche zwar früher von der Statue getrennt waren, aber ihr ursprünglich angehören, sind eben so weit entfernt von jener ältern Fußbildung, wo die Zehen im Verhältniß zu der gedrungenen Form des Fußes langgestreckt erscheinen, als von der nervigen Rundung und Bestimmtheit an den spätesten Selinuntiner Metopen und den Bildwerken des Parthenons, und zeichnen sich durch eine zierliche und geschmeidige Behandlung aus, die zwar nicht der bei der genannten Artemis gleicht, aber doch an eine spätere Zeit nach Praxiteles erinnert.

Endlich würde die Darstellungsweise der Gigantenschlacht, in welcher nichts an den Kunststil vor Phidias erinnert, jeden Gedanken an ein sehr hohes Alter der Statue entschieden zurückweisen. Die Giganten, die in den Metopen von Selinus so wie in den zahlreichen ältern Darstellungen der Gigantenschlacht auf Vasengemälden stets als bärtige oder unbärtige Krieger in voller Waffenrüstung erscheinen, welche erst auf spätern Vasengemälden, wie dem Ruveser Krater des bourbonischen Museums, hier und da wegfällt, sind gänzlich unbekleidet, wie die Pallantiden am Theseustempel, die der Gigantenerscheinung auf Bildwerken der Schule des Phidias entsprechen dürften, und wie zwei Giganten auf dem bereits erwähnten Relief des vatikanischen Museums. Eben so fremd sind ihnen aber auch die den Giganten insbesondere von spätern Dichtern zugetheilten Schlangenfüße, mit welchen sie z. B. auf einem Sarkophag des Vatikans, dem Onyx des Athenion und einer Ruveser Feldflasche im Besitz des Hauptmann Freudenreich in Neapel vorkommen. In den Gruppen ist nichts von der Steifheit, der eigenthümlichen Körperbildung und den häufig wiederkehrenden Stellungen der frühern Kunstperioden zu bemerken, sie erinnern bisweilen an die gemessene fast feierliche Haltung des Kampfes auf einigen Metopen des Parthenons, auch ist hier und da insbesondere bei den Giganten eine der spätern griechischen Kunst entsprechende Muskelbezeichnung, die der an den Reliefs des choregischen Denkmals des Lysikrates ähnlich ist, zu erkennen.

Wenn somit kein Zweifel obwalten dürfte, daß uns in der Dresdner Pallas der Typus eines alten Tempelbildes in einer spätern zierlichen und schmuckreichen Nachbildung erhalten sei, so wird die Ergänzung, die ein mit Recht hochgefeierter deutscher Bildhauer vorzugsweise nach der äginetischen Pallas herstellte, den erhaltenen Theilen wegen der etwas schweren Hal-

Digitized by Google

tung der Arme und der alterthümlichen einfachen Behandlung des Helmes nicht ganz entsprechen. Gewiß war der Helm im Verhältniß zu dem Schmuck der übrigen Theile durch Figuren ausgezeichnet und wahrscheinlich thronte in der Mitte desselben wie bei der Pallas des Phidias im Parthenon und der kleinen in älterer Weise gebildeten Pallas auf dem vatikanischen Candelaber eine Sphinx mit Pegasen oder Greifen zu den Seiten, oder letztere traten wie bei der ebenfalls in späterer Zeit nach alterthümlicher Art gefertigten Pallas von Herkulanum neben dem Helmbusch hervor. Endlich werden wir uns die Statue, wie ich schon früher bemerkte, nicht ohne malerische Zuthat zu denken haben. Wie bei der Pallas von Herkulanum war wohl der Helm vergoldet und dienten Farben zur bestimmtern Bezeichnung von Augen, Haaren und Mund. Wahrscheinlich umgab aue der Aegis farbiger Schmuck mit der Andeutung von Schuppen das Gorgonenhaupt und in verwandter Weise wie bei der Artemis des bourbonischen Museums mögen Farben die herabfallenden Spitzen des Peplos so wie die Einfassung und das Detail des Streifens geschmückt haben.

Werfen wir nun einen Blick von dieser Statue auf jene ganze Classe von Denkmälern, die in einer zu größerer Freiheit vorgeschrittenen Kunstepoche den Stil einer frühern Entwickelungsstufe festhalten, so bietet sich uns die aus dem gewöhnlichen Leben südlicher Völker geschöpfte Bemerkung dar, daß die in alterthümlicher Strenge erscheinenden Gestalten der größern Masse der Menschen mit tieferer Bedeutung entgegentreten als jene, worin die zu geistiger Mündigkeit und freier selbständiger Beherrschung aller Mittel herangereifte Kunst die edelsten Formen mit seelenvoller Durchbildung und milder Schönheit zu beleben strebte. Nicht zu Rafaels verklärten Madonnenbildern betet noch jetzt das Volk in Italien, sondern zu uralten starren byzantinischen Erscheinungen, deren ernste Umrisse die Phantasie der flehenden zu mächtiger Großheit erweitert, oder in sanften Schmelz auflöst. Selten nur konnte die hohe Meisterschaft eines großen Künstlers mit dem Gefühle eines zu plastischer Schönheit herangebildeten Volkes in einem erhabenen Ideale, wie im olympischen Zeus des Phidias, zusammentreffen. Wenn bei den Aegyptiern die freiere Ausbildung der Götterideale durch die auf dem Volke allgewaltig lastenden Eindrücke der sie umgebenden belebten und unbelebten Natur zurückgehalten ward, aus welchen der Mensch sich eben so wenig losringen konnte, wie das Götterbild nicht aus dem architektonisch-symbolischen Zusammenhang des Tempels zu lösen ist, so scheint dagegen bei den Griechen mehr die überlieferte Verehrung für alterthümliche, durch Wundererzählungen und Sagen aller Art zu religiöser Bedeutung erhobene Formen deren Fortgestaltung in den früheren Jahrhunderten gehemmt zu haben. Langsam nur rang sich die Kunst von den einfachen, symbolischen Bezeichnungen los. Lange Zeit blieb die Hermengestalt das Hauptwerk der Steinsculptur, die fortschreitende Kenntniß veredlte und bildete das Götterhaupt aus ohne mit dem es tragenden Quadratpfeiler die Erinnerung an das älteste Pfeilerzeichen der Gottheit aufzugeben. Ueberall hören wir von einfachen durch uralten Cultus geheiligten Palladien, die uns oft in ihrer alterthümlichen Steifheit, von dem freien Leben anderer Figuren umgeben, auf Vasengemälden entgegentreten. Colonien bemühten sich die Idole der Mutterstadt nachzuahmen. Jene Idole waren dem Volke, das mit ihnen durch das Anlegen von Gewändern und allerlei Dienstverrichtungen in ähnlicher Weise in einer fortwährenden Beziehung blieb wie das italienische Landvolk mit den Bildern seiner Heiligen, besonders werth, und gewiß begnügte sich die fortschreitende Kunstentwickelung lange Zeit mit einer immer sorgfältigern bildnerischen und malerischen Ausschmückung jener Schnitzwerke, ehe sie zu einer freieren Gestaltung

Digitized by Google

der Hauptformen fortschritt. In gleicher Weise können wir bei den alten sitzenden Idolen männlicher und weiblicher Gottheiten, von welchen Sie in der vorliegenden aus Nola herstammenden Thonfigur ein Exemplar der ältesten Gattung mit zurücktretender Stirn, spitzer Nase, eingezogenem Mund, flachen langgezogenen hervortretenden Augen und streng in ägyptischer Weise an den in geschlossener Haltung thronenden Körper angelegten Armen sehen, dieses in den verschiedenen Fundorten Griechenlands und Italiens auf mannigfaltige Art dargelegte Bestreben, das Detail zierlicher auszubilden und die vieldeutige Gestalt durch symbolische Beigaben näher zu bestimmen, erkennen, während erst sehr spät Veränderungen in der ganzen Anordnung der Figur eintreten. Auch das alte steife Bild unbekleideter männlicher Gottheiten, von welchen uns die auf der Insel Thera gefundene Apollostatue ein interessantes Beispiel der frühesten ächtgriechischen Bildung giebt, erhält sich in alterthümlicher Strenge mit der breiten Brust, der mächtigen Bezeichnung der tragenden Körpertheile und der starken Durchbildung der Muskeln noch in den uns wahrscheinlich auf Gemmen und Münzen überlieferten Statuen des Delischen Apollon von Tektäos und Angelion und des Apollon Philesios von Kanachos, wie auch die auf kleineren Denkmälern, insbesondere den Incusen von Tarent, Kaulonia und Poseidonia und einzelnen vorzüglichen Skarabäen, deren verfeinertsten Kunststil der vorliegende meiner Sammlung darlegen kann, in verschiedenen Abstufungen bis zur größten Zierlichkeit durchgebildeten archaischen Götterfiguren entschieden auf ein absichtliches Festhalten dieser durch den Cultus geheiligten Formen bei größerer Kenntniß hindeuten. Diese Strenge der Götterbilder mußte ebenfalls in größeren Darstellungen, wo wie bei Metopen, Giebelfeldern und Friesen der Gedanke der Gottheit aus der epischen Fülle der Gestalten hervortritt, die freiere Bewegung eine Zeit lang zurückhalten. Früher entwickelte sich, auch nach den über die Bildwerke von Xanthos neuerlich erhaltenen Nachrichten, zugleich mit der rhythmischen Weichheit der ionischen Baukunst eine größere Leichtigkeit und anmuthige Lebendigkeit in den Bildwerken asiatischer Künstler, während der strenge dorische Baustil feierlichen Ernst und steife Symmetrie bedingt.

Neben verständiger Durchbildung des Details herrschen bei den ältesten der Metopen von Selinus schwerfällige gedrungene Hauptformen, die erst bei den spätern Metopen der gleichen Stadt in Verhältniß zu der frühern Entwickelung des erstern treten. Selbst bei den äginetischen Figuren, deren Gestalten eine durch die Sonne des hellenischen Lebens und die Bildung zahlreicher Athletenstatuen geförderte Naturkenntniß darlegen, ruht noch die alte Strenge dorischer Symmetrie auf den übereinstimmenden unentwickelten Gesichtern, und steifer erscheint die Gottheit selbst zwischen den freier bewegten Kämpfern.

Als im Zeitalter des olympischen Perikles Phidias und seine Zeitgenossen die letzte Fessel der zur freiesten Beherrschung aller Mittel und zur reichsten lebendigsten Formenkenntniß herangereiften Kunst lösten, und sich das Hochgefühl des von seiner Herrlichkeit erfüllten siegsberauschten Hellas in den idealen Gestalten seiner Götter wie in klarer Meeresfläche abspiegelte, bewahrten jene Meister für die Kunst des Cultus trotz der reichsten Ausschmückung der Nebenwerke gewiß viel von der alterthümlichen Haltung der Gestalt, aber an die Stelle des hieratischen Gesetzes trat jene durch innigste Einheit von Form und Gedanken wirkende geistige Hoheit, und jene wenn in der ganzen Kunst des Alterthums, doch vorzüglich in dieser Epoche bewundrungswürdige Erkenntniß der innern Bedingungen jedes Kunstwerks, der zarten Grenzlinien der verschiedenartigen Kunstgattungen, so wie ihres nothwen-

Digitized by Google

digen harmonischen Verhältnisses. Wo früher feingeglättete Falten senkrecht herabfielen, gab jetzt eine reiche tiefgefurchte und mannigfaltige Beleuchtung darbietende herniederwallende Gewandmasse der Statue neben den zarten Wellenlinien der weniger stützenden Theile eine architektonische Haltung, und gewiß mehr als die vorzugsweise durch ihre Größe imponirende Pallas von Velletri, mag an die Bildungen des Phidias jene colossale strengere Pallasstatue erinnern, die vor wenigen Jahren aus der frühern Villa Medicis in Rom in den Louvre überging. Zeigen uns die Kanephoren des Pandrosions die im architektonischen Bilde wirkende, aber sich als freies Glied in ihm bewegende Gestalt in höchster Vollendung, so waltet in den Giebelfeldern des Parthenons reich bewegtes Leben in den mannigfaltigsten Linienschwingungen zu einem Ganzen zusammen, frische Kraft durchdringt die Kämpfe der Metopen, feierlicher Ernst den die Cellenmauer umschließenden Fries. Da Phidias, Polykleitos und ihre Zeitgenossen die Ideale der größern Gottheiten in unerreichbarer Hoheit festgestellt hatte, so warf sich der schöpferische Genius eines Myron in die frische Ringerwelt, verkörperte Prariteles die lieblichsten Blüthen der griechischen Mythologie, wie sie aus dem leicht bewegten Meerschaum blühender Küsten emporzutauchen scheinen, und führte sie hinweg von den dunklen Räumen der Tempelcellen als fröhliche Zeugen sinnlicher Vergnügungen in die Gärten, Festsäle und Prunkgemächer der Reichen. Dagegen wies die hohe Bedeutung des Zeus und der Here und die keusche Strenge jungfräulicher Göttinnen, wie der Pallas und Artemis, jede freiere Erfassung ihres Bildes mit Ernst von sich. Spätere Künstler ahmten die Ideale des perikleischen Zeitalters in schwächeren Copien oder mannigfaltigen Modificationen nach, oder sie suchten einzelne Begriffe dieser Gottheiten in einem dem in jener Epoche festgestellten Gesammtbilde entsprechenden Geiste zu verkörpern. Viele erfaßten auch, an der Hoffnung verzweifelnd das neuere zu erreichen oder zu überbieten, eine frühere Tempelstatue der Gottheit und suchten sie, oft wohl hierin dem Wunsche des Volkes selbst entgegenkommend, in einer vollendeteren, zierlicheren und reicher geschmückten Nachbildung herzustellen. So wurden einzelne alterthümliche Götterdarstellungen mit verschiedenartiger Beimischung späterer Kunstelemente den folgenden Jahrhunderten überliefert, wobei in dieser Verschmelzung verschiedener Stilarten bald die ältere bald wieder die spätere Durchbildung in den einzelnen Wiederholungen vorwaltet. Bei der Aphrodite wurde die älteste Erscheinung der Göttin für die von ihrem künstlerischen und mythologischen Gesammtbegriff losgetrennte Bildung der Elpis selbst in den spätesten Darstellungen der Spes auf römischen Kaisermünzen beibehalten, während sich eine andere Aphroditengestalt aus dem Zeitalter der hohen und strengen Kunst in den Statuen der Nemesis erhielt und zwei Darstellungsweisen der Aphrodite aus der Epoche der zarteren Kunstbildungen, die der bekleideten Urania und der halb oder ganz entblößten schaumgeborenen Göttin in dem folgenden Jahrhunderte vorherrschen. Bei dem strengen Ferntreffer Apollon bemächtigte sich die spätere für Anmuth und Sinnenreiz besonders empfängliche Kunst des jugendlichen Alters für liebliche Jünglingsgestalten, aber die Tempelstatuen bewahrten noch lange die ernste feierliche Haltung. Mit noch größerer Strenge als bei den bedeutenden, für öffentlichen Cultus bestimmten Werken mußte der Begriff der Gottheit bei den kleineren Idolen der Hausaltäre festgehalten werden, wo die geringe Größe und oft auch das unedle Material jede sinnliche Wirkung ausschloß. Kleinere Bronzestatuen zeigen deshalb häufig den archaischen Styl in der zierlichsten Durchbildung, während die Idole von gebrannter Erde selbst an den Fundorten, wo wie in Centorbi der größere Theil der Thonfiguren ein sichtbares Bestreben darlegt jede Fessel plastischer

Digitized by Google

Gesetze abzustreifen, in einfachster Weise nur das alte Götterſymbol aussprechen. Eben so bewahren die häufig in Gräbern aufgestellten Bilder der Erd- und Todesgöttin Persephone die alterthümlichste einfachste Darstellungsweise bis in die späteren Jahrhunderte der Kaiserzeit. In unsern Tagen, wo man nicht immer mit hinreichender Schärfe die verschiedenen Bedingungen beachtete, die dem Künstler in der besten Zeit der griechischen Kunst theils durch das Material, theils auch durch die Bestimmung der Statue erwuchsen, hat man mehrfach die eigenthümliche Technik insbesondere in der Behandlung der Gewänder und Haare bei Figuren, die in späterer Zeit älteren Bronzestatuen genau nachgebildet wurden, und selbst, durch die lebhaftere Auffassung einzelner aus dramatischer Gruppirung gerissener Götterstatuen verwöhnt, die einfache architektonisch strenge Anordnung der für die Tempelcellen bestimmten Werke mit den wirklichen Zeichen eines hoch alterthümlichen Stils verwechselt. So ist z. B. bei der Vesta des Pallastes Giustiniani einerseits die Nachbildung dieses Werkes nach einer Bronzestatue nicht zu verkennen, bei welchen in ähnlicher Weise geordnete Gewänder auch sonst in späterer Zeit vorkommen, so wie andrerseits der Charakter der Göttin und die Bestimmung der Statue das Festhalten eines strengeren Stils erheischten. Wenn schon in Griechenland selbst die größere oder geringere Entfernung von dem Centrum der kunsthistorischen Entwickelung so wie der verschiedene Charakter der einzelnen Stämme das frühere oder spätere Aufgeben des älteren Stils bedingen mußte, so zeichnet doch vorzugsweise die Etrusker im entschiedenen Gegensatz zu den Joniern, die das anmuthige Bewegungsprinzip in der griechischen Kunstgeschichte darstellen, eine besondere Vorliebe für die alterthümliche Manier der Griechen aus, welche theils durch den düstern und schweren Sinn jenes Volkes, theils auch durch ein Gefallen an überladenem kleinlichem Schmuck bedingt wurde, welcher letztere weit leichter mit der frühern Strenge als mit dem freien Leben späterer Kunstwerke in Verbindung gebracht werden konnte. Bei einem Volke, das sich zwar mit einer besondern technischen Geschicklichkeit fremde Kunstübung aneignete, nie aber sich zu selbständiger schöpferischer Thätigkeit erhob, mußte aber auch das Material, das bei den Griechen nur eine verschiedene Behandlung des Kunstwerks für die äußere Wirkung veranlaßte, einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung der Formen überhaupt ausüben. So wendete sich die Zeichnung bei den in Metall eingegrabenen Figuren früh einer freieren Behandlungsweise zu, die erst sehr spät bei den erhaben oder völlig rund in demselben ausgearbeiteten Gestalten Eingang fand. Früher befreiten sich die Thonbildungen und besonders auch die Bildwerke von Alabaster von den ältern Manieren, zu deren Beibehaltung gleichzeitig ebensowohl der harte Peperin wie der weiche Tuf aufforderte. Besonders alterthümliche Formen bedingte die Bearbeitung des Bernsteins bei den Etruskern und Lukanern, wo es darauf ankam dem Material eine bedeutungsvolle Form zu geben ohne dessen Umfang wesentlich zu verringern. Je länger bei den Etruskern der ältere Stil mit spätern Kunstrichtungen um die Herrschaft stritt, in desto mannigfaltigerer Weise mußten sich diese verschiedenen Elemente in den Kunstwerken durchdringen. Häufig werden an demselben Thongefäße mehrere Darstellungen in der Auffassungsweise verschiedener Zeitalter und in verschiedenen Zeichnungsmanieren neben einander gestellt. Oft erscheinen auch Gruppen, die in der Erfindung mit Darstellungen der vollendeten Kunst auf ächtgriechischen Vasengemälden übereinstimmen, in einer übelverstandenen archaischen Zeichnungsweise ausgeführt.

In Griechenland selbst möchte das Festhalten des ältern Stils auch bei andern Kunstwerken, als den Idolen, seltner durch eine bloße Modeliebhaberei veranlaßt worden sein, obwohl

Digitized by Google

die hohe Geltung alterthümlicher Werke, die aus vielen Zeugnissen der alten Schriftsteller hervorgeht, zu einer künstlichen Wiederholung derselben auffordern konnte.

Handelsrücksichten bestimmten gewiß ebenso die Athener während ihrer künstlerischen Blüthezeit zur Beibehaltung des archaischen Pallaskopfes und der alterthümlichen Bildung der Eule auf ihren verschiedenen Drachmenstücken, wie die Metapontiner zur Bewahrung ihrer Incusen mit der Kornähre, während sich gleichzeitig die Münzen der Colonien und Nachbarstädte durch eine vollendete Technik auszeichnen. Dagegen ist die Zusammenstellung einzelner Figuren im ältern Stil mit andern der freieren Kunstentwickelung angehörigen in der Regel durch die Beziehung auf ein altes Tempelbild oder auch ein überliefertes Symbol motivirt.

Da der ältere Stil bei nackten männlichen Gestalten mit der strengen graden Haltung eine besonders kräftige Ausbildung der Brust und der tragenden Körpertheile und eine mehr massenhafte Behandlung der Muskeln verband, so wurde er zunächst aus architektonischen Gründen für die Telamonen, deren herrlichstes Vorbild wir in den Ueberresten des Zeustempel zu Agrigent erblicken, bis in die spätern Zeiten beibehalten, während die weiblichen Gestalten der Karyatiden und Kanephoren ihre Bildung größtentheils aus dem Zeitalter des Phidias herleiten, dessen großartige Gewandmassen später jedoch oft, wie z. B. bei den Kanephoren der Villa Albani und des Dresdner Museums, in einer kleinlich zierlichen Weise ausgebildet werden.

Wie bei den Etruskern eine besondere Vasengattung aus schwarzem ungebranntem Thon in einer eigenthümlichen, den künstlerischen Einfluß Griechenlands ausschließenden Weise zu allen Zeiten für den Grabesschmuck fortgebildet wurde, so scheinen auch die Gräber bei den Griechen längere Zeit sowohl bei den häufig wiederkehrenden Reliefdarstellungen auf Stelen als auch für die ins Grab niedergelegten Thongefäße und Thonbildungen eine modificirte Beibehaltung älterer Formen veranlaßt zu haben. So lange man bei den Thongefäßen und insbesondere bei den vorzugsweise für die Gräber bestimmten ληκύθους die künstlerische Bestimmung der Vasenmalerei festhielt, die durch einfache monochrome Schattenrisse die Form des Gefäßes hervorheben und ihm eine Bedeutung verleihen sollte, ohne den Anforderungen der freieren Malerei nachzustreben, wurde auch die Zeichnung gewissermaßen durch ein architektonisches und symmetrisches Gesetz zu den alterthümlich einfachen Stellungen und den senkrecht herabfallenden Gewandmassen hingewiesen. Insbesondere wurde auch diese Bewahrung der ältern Zeichnungsweise sowohl auf den Gefäßen mit schwarzen Figuren auf rothem Grund, als auch bei der spätern Vasengattung mit rothen Figuren auf schwarzem Grund, die bei ächtgriechischer Abkunft oft im Gegensatz zu den frühesten Vasengemälden mit kurzen durch große Köpfe und Füße und faltenlose Bekleidung bezeichneten Figuren schlanke großartige Gestalten und feingegliederte Gewänder mit dem alterthümlichen hieratischen Stil verbindet, theils durch die herkömmliche festliche Bestimmung einzelner Gefäßgattungen, theils auch durch die hohe religiöse Bedeutung der Darstellungen bedingt. So deutet die sichere freie Zeichnung der Kämpfer auf panathenäischen Preisvasen auf ein absichtliches Festhalten der alterthümlichen Körperformen, die uns nicht nur bei andern Preisgefäßen mit athletischen Darstellungen, sondern selbst bei den Athletenfiguren auf dem in Aegina entdeckten Diskus von Bronze *) und der Athletenstatue des

*) Annali dell' Inst. 1832. tav. d'agg. E. p. 75.

Digitized by Google

bourbonischen Museums in Verbindung mit einer spätern kenntnißreichen Ausbildung des einzelnen entgegentreten *). Nothwendig verbunden mit einer alterthümlichen feierlichen Haltung der Gestalten sind z. B. auf Vasengemälden die Darstellungen der Geburt der Athene und die verschiedenen feierlichen Züge mehrer Gottheiten, wie der Einzug der Aphrodite in den Olymp und der festliche Gang der drei Göttinnen, die dem die Leier spielenden Paris folgen.

In ähnlicher Weise bedingte die Beziehung zu dem Cultus eine längere Beibehaltung des alterthümlichen Stils bei vielen Basreliefs von Marmor oder gebranntem Thon, die entweder Mündungen von Tempelbrunnen, Aren und Candelaberbasen oder auch Platten verzieren, die als Weihgeschenke für errungene musische Siege im Tempel gestiftet wurden, oder sich endlich auf beiden Seiten von runden Marmorscheiben befinden, die wahrscheinlich früher in den Tempeln, später aber auch, wie Avellino **) lehrt, zwischen den Säulen der Peristyle in Wohnhäusern aufgehangen wurden. Wenige dieser Denkmäler, die man oft aus Mangel an Gelegenheit zur Vergleichung derselben mit wirklich hochalterthümlichen Werken dieser Gattung bis in die frühesten Zeiten hinaufgerückt hat, möchten ihnen wirklich, wie das durch einfache Behandlung ausgezeichnete Relief an der Armlehne des richterlichen Sitzes von Samothrace, das sogenannte Relief der Leucothea in der Villa Albani, die neuentdeckten Bildwerke Lykiens und das bei den Propyläen zu Athen gefundene Relief einer wagenlenkenden Göttin angehören, von welchen insbesondere die letztern eine geistreiche Naivität mit feingefühlter Eleganz in der Behandlung aller Einzelheiten verbinden. Schon die von Millingen ***) bekannt gemachten Reliefs von Melos mit den Darstellungen des Perseus und Bellerophon zeigen Kunstelemente des Zeitalters des Phidias, an dessen geniale Bildung der Pferdenatur die Rosse trotz der alterthümlichen langgestreckten Gestalt erinnern. Später dürfte ebensowohl das nicht mit gleicher Feinheit durchgebildete Thonrelief des Aktäon im Museum Santangelo, wie das von Welcker †) herausgegebene der Hekate in der Sammlung des Duca di Sperlinga in Neapel sein, welches bereits eine absichtlich alterthümliche, besonders zierliche Behandlung verräth. Den Uebergang vom alterthümlichen zum hohen Stil bezeichnet die Darstellung des festlichen Einzugs der Aphrodite in den Olymp auf dem berühmten korinthischen Puteal ††). Beide Stile sind auf der dreiseitigen borghesischen Ara in einer Weise verschmolzen, daß die Nachahmung in späterer und vielleicht selbst römischer Zeit nicht verkannt werden kann.

Bei andern Reliefs sind die gedrungenen Figuren der ältern Kunst im Geiste einer spätern Epoche zur größten Schlankheit der Gestalt mit zierlich aber conventionell gefalteten Gewändern durchgebildet, wobei öfters das Bestreben eine besonders feierliche Haltung auszudrücken, wie am capitolinischen Relief des Kallimachos, gesuchte Stellungen und gezierte Bewegungen der Hände hervorrief. Eine in ähnlicher Weise affektirte Nachbildung alterthümlicher Gesichts- und Körperformen findet sich bisweilen bei den Anathemen für musische Siege, wo

*) Mus. Borb. Vol. VIII. tav. 8.

**) Descrizione di una casa disotterrata in Pompei negli anni 1832, 1833 e 1834. Napoli 1840. p. 50 sqq.

***) Anc. uned. mon. ser. II. pl. 2 et 3.

†) Mon. dell' Inst. archeol. I. t. 18.

††) Nach Gerhard's Erklärung. Ant. Bildw. Taf. 14, 15, 16. Text 194 ff.

Digitized by Google

mehrfach Apollon in Begleitung von Leto und Artemis nach dem Siege libirend und Nike ihm Wein einschenkend erscheint. Hier und da erinnert selbst die glatte Behandlung, wie bei dem entsprechenden Relief der Villa Albani, an die geschmeidige Nachahmung des 'hadrianischen Zeitalters. Mehr naiv und schüchtern, aber in den einzelnen Figuren ungleich, ist die Nachbildung des ältern Stils bei den zwölf Göttergestalten der capitolinischen Brunnenmündung, deren fleißige liebevolle Ausführung die Hand eines spätgriechischen Künstlers von geringerer Sicherheit der Zeichnung verräth. Bei weitem der größte Theil der spätern Reliefs im hieratisch archaischen Stile zeigt aber entweder eine rein formelle Nachbildung älterer Göttergestalten, wie z. B. auf mehrern der bereits erwähnten runden Votivschilder, oder der Künstler beschränkte sich auf das Erfassen der alterthümlichen Anordnung des Bartes und der Haare und einzelner Gewandeigenthümlichkeiten, oder er entlehnte endlich einzelne in der ältern Darstellungsweise typisch gewordene Figuren, wie z. B. die Gestalt der Nike, für seine sich im übrigen einer spätern Kunstrichtung anschließenden Reliefs. In ähnlicher Weise entspricht die Figur des Hermes in dem feierlich bewegten, übrigens frei behandelten bakchischen Zuge der Vase des Sosibios im Louvre der archaischen Darstellungsweise, so wie auch alterthümliche Faltenlagen in den Gewändern von ein Paar Götterfiguren der zwei großen dem hadrianischen Zeitalter angehörigen Candelaber im vatikanischen Museum zu bemerken sind. Oft hat man auch mit Unrecht bei Darstellungen, wo jene den archaisch-hieratischen Reliefs eigenthümliche Feierlichkeit ohne Beimischung früherer Stilelemente wiederkehrt, wie bisweilen bei den Figuren der Hierodulen und Korybanten, eine Nachahmung des archaischen Stils vermuthet.

Unter den verschiedenen mit Reliefs geschmückten Denkmälern im archaisch-hieratischen Stile wurde die dreiseitige Candelaberbasis des Dresdner Museums von jeher sowohl wegen der hohen Bedeutung der Darstellungen, als auch der technischen Behandlung und der wunderbaren Vollkommenheit der Erhaltung als eins der vorzüglichsten betrachtet. Der Annahme von C. O. Müller, daß dieselbe den Untersatz eines Dreifußes gebildet habe, der in einem ἀγὼν λαμπαδοῦχος als Preis gewonnen wurde, steht insbesondere die weit leichtere säulenartige Bildung ähnlicher Stützen für Dreifüße auf vielen alten Denkmälern und auf einem Felde der Basis selbst entgegen, welche sich der Form und den verzierenden Darstellungen nach entschieden an eine Reihe anderer Candelaberuntersätze anschließt. Keine besondere Schwierigkeit bietet die mit andern Reliefs im wesentlichen übereinstimmende Darstellung des Kampfes des unbärtigen Herakles mit Apollon um den delphischen Dreifuß dar, über welche, seitdem C. O. Müller *) und Passow **) sich ausführlich mit dieser Basis beschäftigten, durch viele neuentdeckte Vasengemälde und insbesondere auch durch die Erklärungen von Panofka ***) ein neues Licht verbreitet ward.

Eine doppelte Bedeutung scheint diesen zahlreichen Darstellungen des Kampfes des dorischen Stammgottes mit dem großen dorischen Heros zu Grunde zu liegen; einerseits wird wohl durch ihn der mehr lokale Streit des apollinischen und herakleischen Cultus um die Herrschaft im delphischen Orakelheiligthume angedeutet, andererseits ist aber wohl der kosmische Kampf der verschiedenen durch beide Gottheiten dargestellten solaren Kräfte in dem Streit um

*) De tripode Delphico. Gott. 1820.

**) Herakles der Dreifußräuber ꝛc., in Böttigers Archaiologie und Kunst Bd. 1. H. 1. S. 125—164.

***) Annali dell' Inst. Vol. II. p. 194—209. Vol. VII. p. 244.

Digitized by Google

das auf dem Dreifuß entzündete Feuer in ähnlicher Weise ausgesprochen, wie in dem um die Hindin mit den goldnen Füßen. Wie Athene dem Herakles und Artemis dem Apollon sowohl in der alten von Phocensern im Heiligthume zu Delphi gewolhten Statuengruppe als auch auf Vasengemälden beistehen, so bezeichnet der Feuergott Hephaistos auf dem berühmten agrigentiner Gefäß der Münchner Glyptothek*) den Gegenstand des Streites. Die ihn schlichtenden Gottheiten können aber nur Zeus und Dionysos sein. Ersterer trennte als oberster Lichtgott und höchster Ordner des Universums den Streit der beiden von ihm erzeugten solaren Mächte durch den Blitzstrahl aus lichter Aetherhöhe und erscheint deshalb auch als dritte Figur auf dem in den salustischen Gärten entdeckten vatikanischen Candelaber**), wo der Streit auf die verschiedenen drei Feldern der Basis vertheilt ist. Dionysos aber, der mit Apollon das kosmische und Culturſymbol der Lyra gemeinschaftlich hat und mit ihm im Heiligthum von Delphi herrscht, wo ihm, wie dem Apollon, der Dreifuß heilig ist, vermittelt ebensowohl den delphischen Streit des Apollocultus gegen den des mit Dionysos vielfach verbundenen Herakles, wie er selbst bei dem großen kosmischen Kampf als berauschende, üppige Blüthen treibende Naturkraft die niedern und obern Lichtregionen im Frühlingserwachen belebend, befruchtend und vermittelnd durchdringt. Darum war die Statue des Dionysos neben dem Streit des Apollon und Herakles auf dem Markte von Gythion aufgestellt. (Paus. III, 21. 7.). Ihn erblicken wir auch auf dem zweiten Felde unserer Basis in großartiger, den ältern griechischen Darstellungen entsprechender Gestalt, das bärtige Haupt mit Epheu bekränzt, statt des Thyrsos aber das zugleich Frieden und Fruchtbarkeit bezeichnende Symbol des Palmbaums in der Hand, der Pythia zuschauend, die den wieder auf die Säule erhobenen Dreifuß mit feierlicher Bewegung durch festliche Binden ziert. In der Darstellung des dritten Feldes endlich werden wir den Zeus selbst erkennen müssen, der in der Erscheinung mit der auf andern archaischen Denkmälern, wie z. B. auf der capitolischen Brunnenmündung übereinstimmend, in Gemeinschaft mit der Pythia die durch den Blitzstrahl angedeutete reine Flamme des himmlischen Lichts im Gegensatz zu dem niedern Feuer des Hephaistos mit der entzündeten Tempelfackel auf der Säule errichtet und mit ihr zugleich als Urquelle aller Weissagung (παντομφαῖος) und Stifter und Beschützer aller geheiligten Institutionen das Symbol der Weisheit und der harmonischen Ordnung einsetzt. Daß wir nicht mit den frühern Erklärern statt des Dionysos und Zeus Priester vermuthen, verbietet sowohl die verschiedene Erscheinung dieser Figuren als auch ihre Uebereinstimmung mit andern Darstellungen der genannten Gottheiten. Auch sind Priester bei Darstellungen des delphischen Heiligthums, wo die begeisterte Pythia wohl mit den Göttern in nähere Beziehung gebracht werden konnte, nicht gewöhnlich. Ein Priester erscheint hinter der Pythia auf einem von mir beschriebenen pompejanischen Wandgemälde im Hause des Lupanars zu Pompeji***), aber in gänzlich verschiedener Bekleidung mit der Mütze auf dem Kopfe. Dem Dionysos gehört der unterste Theil der Basis, wo das üppige Naturleben durch die an den Ecken vorspringenden Flügelgestalten des Brunnengottes Silenos und die auf den Zwischenfeldern von Blumenwindungen umgebenen Satyrn mit Krateren dargestellt ist. Wie hier Silenos die Weissagung bakchischer Begeisterung repräsentirt, so ruhen Sphinxe

*) Monumenti dell' Inst. I. t. 20.
**) Mus. Pio-Clem. Vol. VII. tav. 37.
***) Annali dell' Inst. Vol. X. p. 187.

Digitized by Google

an den drei Ecken des oberen Aufsatzes als Symbole der Sonne und solarer Weissagung, die Flamme des Zeus wird aber auf der Spitze des durch verschiedene Aufsätze zum Candelaber erhöhten Altars in ähnlicher Weise zwischen den ihm heiligen Eichenlaubwindungen aufgestiegen sein, wie an dem bereits erwähnten Candelaber des vatikanischen Museums.

Fassen wir nun schließlich die technische Behandlung der Candelaberbasis näher ins Auge, so wird gewiß jeder, der Gelegenheit fand griechische Basreliefs der frühesten Zeit genauer zu betrachten, mit mir anstehen sie den Bildwerken vor Phidias anzureihen. Wohl ist die Darstellung des Dreifußraubes selbst in streng alterthümlicher Weise angelegt und zum Theil bis ins einzelne durchgeführt, aber wir besitzen hier wohl nur eine treffliche Nachbildung desselben altgriechischen Originals, das vielen minder gut ausgeführten Wiederholungen mit einer mehr gedrungenen Gestaltenbildung zu Grunde lag. Die Erscheinung des Dionysos erinnert dagegen an jene großartige Gestalt des Weingottes auf Vasengemälden des hohen strengen Stils und die feierliche Haltung bakchischer Gestalten, die uns auf der Vase des Salpion entgegentritt. Zierlich und allzuschlank ist die Figur des Zeus gehalten, aber auch bei ihr ist die Bildung der Formen und insbesondere auch die Behandlung des Gesichts, des Haars und des Bartes gleich weit entfernt von der ältern griechischen Kunst als von der spätern conventionellen Nachahmung derselben in römischer Zeit. Wenn im Geiste der letztern die Bildung der Arme und Finger beim Zeus und der Pythia so wie die Gestalt der Füße im allgemeinen geziert und conventionell scheinen könnte, so spricht dagegen aus den übrigen Theilen der Pythia eine freie anmuthige und naive Behandlung. In gleicher Weise zeigt sich in dem Silenos und Satyrgestalten und in der fast ans individuelle streifende Bildung der Sphinxköpfe ein frei entwickeltes Leben der spätern Kunst, so wie auch die Nebenwerke der Windungen und Blumen, die sich fast in gleicher Weise an einer spätern Candelaberbasis in Venedig wiederfinden, durch besondere der spätern Kunst eigenthümliche Blätteransätze ihr jüngeres Zeitalter verrathen. Ich möchte somit an diesem Werke so wie bei dem Dresdner Pallassturz die Hand späterer griechischer Künstler aus dem Zeitalter nach Alexander dem großen erkennen, wo der ältere Stil mit den schlanken in dieser Zeit herrschenden Proportionen in Verbindung gebracht, für den Tempeldienst in Anwendung kommen konnte, so wie wir auch bisweilen auf Münzen aus jener Zeit einzelne alterthümlicher aber dabei schlank und zierlich gebildete Göttergestalten wiederfinden."

Während der Pause, welche hierauf eintrat, verließen die hohen Anwesenden unter einem dreimaligen Hoch von Seiten der Versammlung den Saal, mit Ausnahme Ihrer königlichen Hoheit des Prinzen Johann und des Prinzen Albert, welche der Sitzung bis zum Schlusse beiwohnten.

Die Verhandlungen wurden wieder begonnen mit der Verlesung einer von dem Literatenvereine zu Leipzig an die Versammlung gerichteten Adresse*). Hierauf gab der Vicepräsident die Nachricht, daß in nächster Zeit ein junger Gelehrter nach Italien reisen werde, der bereit sei die Vergleichung von Handschriften zu übernehmen. Nähere Auskunft hierüber wolle Professor Schneidewin ertheilen. Ferner machte derselbe auf das von dem geschickten Lithographen Weinhold angefertigte wohlgelungene Portrait des Präsidenten aufmerksam.

*) S. Beilage 5.

Digitized by Google

Nach diesen Mittheilungen gab Professor Sauppe

Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit.

Er schilderte in kurzen Zügen die Entwickelung der Redekunst von ihren Anfängen bis zu ihrem Verfalle, indem er unter scharfer Charakteristik der bedeutendsten Redner nachwies, daß ihre verschiedenen Epochen durchaus mit den Perioden der Geschichte des atheniſchen Staats im Zusammenhang stehen *).

Hierauf sprach Consistorialrath Peter

über die Methode des Geschichtsunterrichts.

Er erklärte durch eine zehnjährige Erfahrung sich überzeugt zu haben, daß die Methodik des Geschichtsunterrichts, so viel auch darüber geschrieben werde, noch keineswegs es dahin gebracht habe, daß die Schüler in der Regel mit guten Kenntnissen von der Schule entlassen würden. Bis jetzt fehle es an der Grundlage dieses Unterrichts, welche bei den Sprachen die Grammatik gewähre, der eigentlichen Schule: es gelte noch dem elementaren im geschichtlichen Unterrichte seine gebührende Stellung anzuweisen. Dafür erscheine es erforderlich, daß ein geschichtliches Elementarwerk verfaßt werde, welches sich auf das nothwendigste beschränke, durchaus objectiv gehalten sei und allgemeine Verbreitung gewinne. Zur Beschäftigung damit müßten besondere Stunden angesetzt werden, und zwar durch alle Classen hindurch, so daß von unten bis oben das elementarische stets von neuem wieder eingeübt werde.

Ferner sah sich Hofrath Thiersch durch ein geäußertes Bedenken zu der Bemerkung veranlaßt, daß er den historischen Theil seines Vortrages unterdrückt habe, um sich nicht zu weit auszudehnen. Doch wolle er noch erwähnen, daß das wesentliche der dramatischen Poesie sich bei den neueren Dichtern in ganz ähnlicher Weise wie in dem alten Drama wiederfinde, daß die moderne Tragödie nur als eine Tochter der antiken anzusehen sei, wie denn ja unsere größten Dramatiker sich zu ihren Hauptwerken an den Alten gebildet hätten.

Der Präsident brachte noch in Anregung auf späteren Versammlungen die eigentlichen Verhandlungen um zwölf Uhr zu schließen, damit die Zeit von zwölf bis ein Uhr zu freien Besprechungen bleibe.

Dagegen erinnerte Professor Forchhammer, daß es wohl am besten jeder einzelnen Versammlung überlassen bleibe über die Art ihrer Verhandlungen Bestimmungen zu treffen, indem leicht eine spätere Versammlung frühere Beschlüsse dieser Art nicht beachte.

Der Präsident erklärte sich mit dieser Ansicht einverstanden und nahm seinen Antrag zurück. Ferner theilte er aus einem Schreiben des Professor Weber dessen Erklärung mit, daß er durch seinen Vortrag am gestrigen Tage niemanden habe beleidigen wollen. Hierauf schloß er die Versammlung mit folgenden Worten:

---

*) Die von dem geehrten Redner gegebene Zusage seinen Vortrag zu den Protokollen geben zu wollen ist Veranlassung gewesen den Inhalt desselben nicht näher zu verzeichnen. Wir glaubten der Erfüllung dieses Versprechens nicht länger entgegensehen zu dürfen, um nicht die Herausgabe der Protokolle ins ungewisse hinauszuschieben, und sehen uns daher zu unserm lebhaften Bedauern genöthigt auf die Mittheilung dieses anziehenden und belehrenden Vortrags zu verzichten.

Digitized by Google

„Da die Zeit, die dieser Sitzung bestimmt war, verflossen ist, und unsere Geschäfte ihre Beendigung fordern, so müssen wir zu unserem großen Bedauern von einigen Vorträgen, die noch angemeldet waren, absehen*). Den hochgeachteten Männern aber, die in dieser Versammlung gesprochen haben, sage ich in meinem und der Gesammtheit Namen den aufrichtigsten und verbindlichsten Dank für die interessanten, lehrreichen und anregenden Vorträge, mit denen wir von ihnen erfreut worden sind, und erkläre zugleich die siebente Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen.

Wenn diese so zahlreiche und durch den Anschluß verwandter Interessen erweiterte Versammlung schon an sich durch viele hochgeachtete und berühmte Namen denkwürdig war, so haben wir es noch als eine ganz besondere Auszeichnung mit dem ehrfurchtsvollen Danke zu erkennen, daß selbst Ihre königliche Majestäten und kaiserliche und königliche Hoheiten unsern Verein mit Ihrer hohen Gegenwart zu beehren geruht, und durch huldvolle Anhörung mehrerer Vorträge gezeigt haben, wie Sie auch unsere Studien Ihrer geneigten Beachtung würdigen. Wie uns dieses ehrenvolle Zeichen der höchsten Huld unvergeßlich sein wird, so fühlen wir noch insonderheit uns dadurch in hohem Grade beglückt, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Johann, der mit der alten wie mit der neueren Litteratur vertraut an jedem geistigen Wirken und Fortschreiten den lebhaftesten Antheil nimmt, die Gnade gehabt hat unsern Sitzungen beizuwohnen, und den hier gehaltenen Vorträgen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Je mehr wir unsere Studien und uns selbst durch diese hohe Gnade geehrt sehen, desto größer und inniger ist der Dank, den wir Seiner Königlichen Hoheit mit den Gefühlen der wahrhaftesten Verehrung darbringen.

Mit dem Wunsche, daß auch diese siebente Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Anregung zu weiterer Verfolgung der besprochenen Gegenstände gegeben, gegenseitige Mittheilungen gefördert, und freundliche Annäherung und Verbindung bewirkt haben möge, und in der freudigen Hoffnung, daß auch ferner unsere Versammlungen zur Erreichung dieser Zwecke ihre wohlthätige Kraft beweisen werden, entledige ich mich nur noch der Pflicht allen hier vereinigten, unter denen ich so viele hochverdiente Männer, so viele theure Freunde, so viele meiner ehemaligen Zuhörer sehe, den aufrichtigsten und innigsten Dank sowohl für die gütige Nachsicht, die sie mir bewiesen haben, als für die neuen und großen Zeichen ihrer Liebe abzustatten, die mir auch hier zu Theil worden sind. Ich bin mir so sehr bewußt, wie gering das ist, was von freundlichem Wohlwollen, das den guten Willen für die That nimmt, unverdient so gütige und nachsichtsvolle Anerkennung erfahren hat, daß ich nicht weiß, wie ich das Gefühl der Dankbarkeit aussprechen soll, mit dem ich Ihnen ein herzliches Lebewohl sage."

In Erwiederung hierauf sprach Hofrath Thiersch dem Präsidenten den Dank der Versammlung aus.

---

*) Die Kürze der Zeit gestattete in der letzten Sitzung theils nicht mehr zur Besprechung mehrerer angeregter Fragen aufzufordern, theils mußten folgende Vorträge, welche noch auf der Tagesordnung waren, unterbleiben: über sächsische Agrarverfassungen, insofern dieselben mit Tacit. Germ. Cap. 26 übereinstimmen, von D. Jacobi; Aphorismen über die zweckmäßigste Methode des Unterrichts in den Sprachen überhaupt, namentlich aber in den Sprachen des Alterthums, von Professor Lindner. Schließlich beabsichtigte D. Milhauser eine Besprechung über eine von ihm herausgegebene Abhandlung: „einzelne Andeutungen zur Verbesserung des Gymnasialunterrichts" zu veranlassen. Außerdem hatte Professor Weißenborn für den Fall, daß noch Zeit übrig bleibe, sich zu einem Vortrage über die griechische Bühne bereit erklärt.

Digitized by Google

Die erste Versammlung deutscher Orientalisten*).

Bei einem Zusammentreffen in Leipzig, im Herbste 1843, vereinigten sich die Professoren Rödiger und Pott aus Halle, Brockhaus, Fleischer, Seyffarth und Tuch aus Leipzig, Olshausen aus Kiel, und der Geheime Regierungsrath von der Gabelentz aus Altenburg zu einem provisorischen Comité, um die Orientalisten des In- und Auslandes zu einer sich jährlich wiederholenden Versammlung einzuladen. Später kam man dahin überein sich dem bereits bestehenden Vereine deutscher Philologen und Schulmänner anzuschließen. Eine darauf gerichtete Anfrage fand bei dem für die nächste Versammlung in Dresden erwählten Präsidenten, Herrn Comthur D. Hermann, die freundlichste Aufnahme und bereitwilligste Zustimmung, das königlich sächsische Cultusministerium genehmigte seinerseits ebenfalls diese Erweiterung der Dresdner Versammlung, und demzufolge erließ das provisorische Comité eine gedruckte Einladung an die orientalischen Gesellschaften und die Orientalisten des In- und Auslandes. Von den darauf eingehenden Schreiben brachten viele zusagende Antwort, andere belobten wenigstens die Idee des Vereins und verhießen ihr eine glückliche und fruchtbare Entwickelung.

Da die Sonderinteressen der Orientalisten auch eine besondere Besprechung erforderten und für ihre Vorträge im allgemeinen weder die Aufmerksamkeit des ganzen Philologenvereins, noch eine Verlängerung seiner Sitzungszeit in Anspruch genommen werden konnte, so bat Professor Fleischer kurz vor Eröffnung der Versammlung das hohe Ministerium des Innern um Einräumung eines Locals für die Specialsitzungen der Orientalisten. Dieß wurde hochgeneigtest gewährt und zu diesem Zwecke eine Reihe von Zimmern im Ständehause angewiesen.

Hier versammelten sich nun die bis dahin eingetroffenen Orientalisten zu einer

vorbereitenden Sitzung, den 30. September 1844.

Nach der eigenhändigen Namensaufzeichnung und der Anmeldung der zu haltenden Vorträge wählte die Versammlung durch Acclamation den Professor Fleischer zum Präses. Zum Vicepräses wurde darauf Professor Rödiger, und zu Secretären die Professoren Tuch und Brockhaus

*) Dem gefaßten Beschlusse gemäß geben wir hier nur eine vom Präsidium der Orientalisten mitgetheilte Skizze. Das ausführlichere bleibt den besonders zu veröffentlichen den Verhandlungen derselben vorbehalten.

Digitized by Google

gewählt, nachdem D. Böttcher die auf ihn gefallene Wahl zu einer der beiden Secretärstellen abgelehnt hatte.

Es wurde sodann beschlossen, daß die ganze Versammlung an der vorbereitenden Sitzung der Philologen Antheil nehmen und der Präses die Begrüßung der Orientalisten in der Eröffnungsrede des Herrn Comthur Hermann beantworten solle, was den Tag darauf wirklich geschah.

Endlich wurde, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen, die Vertheilung und Reihenfolge der bisher angekündigten Vorträge bestimmt und der Anfang der ersten ordentlichen Sitzung auf den 2. October Vormittags neun Uhr festgesetzt.

Erste ordentliche Sitzung, den 2. October 1844.

Nachdem die unterdessen um das doppelte vermehrten Orientalisten an der Eröffnung der ersten öffentlichen Sitzung der Philologen Antheil genommen und sich darauf in ihr besonderes Local begeben hatten, ergriff hier zuerst der Präses das Wort und bezeichnete in einer kurzen Ansprache als den Hauptzweck dieser Versammlungen die Förderung eines humanen Gemeingeistes und wissenschaftlichen Zusammenwirkens unter den Fachgenossen.

Zum Belege der lebhaften Theilnahme, welche das Unternehmen auch in weiterer Entfernung gefunden hatte, berichteten hierauf der Vicepräses, der Präses und die beiden Secretäre mit bezüglicher Anführung der Hauptstellen, über die eingegangenen Antwortsschreiben, namentlich über die der Herren Hohlenberg, Westergaard und Hermannsen in Kopenhagen, des Herrn Juynboll in Gröningen, des Herrn Mohl in Paris, zugleich im Namen der dortigen asiatischen Gesellschaft, des Freiherrn von Hammer-Purgstall auf Hainsfeld, der Herren Staatsräthe von Frähn und von Dorn in St. Petersburg, des Herrn Bibliothekar Weil in Heidelberg, des Herrn Professor Kosegarten in Greifswald, des Herrn Professor von Schlegel in Bonn, des Herrn Wilson in London, zugleich im Namen der dortigen asiatischen Gesellschaft, des Herrn Professor Bürnouf und des Herrn Gorresio in Paris, der Herrn Professor Böhtlingk in St. Petersburg, des Herrn Consistorialrath Middeldorpf in Breslau und des Herrn Geh. Kirchenraths Umbreit in Heidelberg. Freiherr von Hammer-Purgstall bethätigte seine Theilnahme noch besonders dadurch, daß er dem Vereine durch Herrn Professor Flügel sein neustes Werk: „Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch, arabisch und deutsch. Wien 1844" als Grundstein zu einer Vereinsbibliothek überreichen ließ.

Eine Anfrage des Herrn Vicepräsidenten und Oberhofpredigers D. von Ammon über das Verhältniß, in welchem die orientalische Abtheilung zu dem allgemeinen Philologenvereine stehen solle, beantwortete der Präses dahin, daß eine Trennung nach glücklich bewerkstelligter Vereinigung nicht wünschenswerth, daneben aber die vollständige Selbstständigkeit der orientalischen Abtheilung unbedingt nothwendig scheine. Diese Ansicht fand allgemeine Zustimmung, es wurde aber zugleich beschlossen, das glückliche Zusammentreffen so vieler Fachgenossen zur Begründung einer deutschen asiatischen Gesellschaft nach dem Muster der englischen und französischen zu benutzen. Zur Entwerfung der Gesellschaftsstatuten wurde sofort ein Ausschuß niedergesetzt, bestehend aus dem Präses, dem Vicepräses, den beiden Secretären, dem Herrn Oberhofprediger von Ammon, dem Herrn Geheimen Kirchenrath Hoffmann, und den Herren Professoren von Ewald und Neumann.

Digitized by Google

Hieran schlossen sich folgende Vorträge:

1) Herr Rabbiner D. Geiger: über die Sprache der Mischnah, als Ankündigung und Probe seines „Lehrbuchs zur Sprache der Mischnah, Breslau 1845," von welchem er die beiden ersten Bogen vorlegte.
2) Herr Oberrabbiner D. Frankel: über das Alter der frühesten Uebersetzer des alten Testaments.
3) Herr D. Fuchs: über den Einfluß des Arabischen auf die romanischen Sprachen.

Zweite ordentliche Sitzung, den 3. October 1844.

Sie wurde eröffnet durch zwei Vorträge:

1) Herr Professor Wüstenfeld: über die doppelte Recension des von ihm herauszugebenden Wörterbuchs der arabischen geographischen Homonymen (Moschtarek) von Jakut.
2) Herr Diaconus Lic. Thenius: über die Längen- und Hohlmaße der Hebräer.

Der Präses unterbrach hier die Reihe der Vorträge durch die Mittheilung der in den Morgenstunden desselben Tages gefaßten vorläufigen Beschlüsse des in der vorigen Sitzung niedergesetzten Ausschusses. Es waren folgende vier Punkte:

1) Die zu gründende Gesellschaft erhält den Namen: Deutsche Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes.
2) Der Gesellschaftsvorstand wird aus einem Vorsitzenden, einem Stellvertreter desselben, einem Secretariat und einem Ausschusse zusammengesetzt.
3) Bedingung des Eintritts in die Gesellschaft nach ihrer ersten Constituirung ist die Vorstellung durch zwei ordentliche Mitglieder und die Uebernahme der Verpflichtung zu einem jährlich zu zahlenden Geldbeitrage.
4) Zum Organe der Gesellschaft dient eine von ihr herauszugebende Zeitschrift.

Diese Grundzüge erlangten allgemeine Zustimmung. Hinsichtlich des vierten Punktes wurde dem Präsidium aufgegeben, mit Herrn Professor Lassen, dem Herausgeber der schon bestehenden Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, in Vernehmen zu treten.

Da ein vollständiger Statutenentwurf der dießjährigen Versammlung wegen der Kürze der Zeit nicht vorgelegt werden konnte, so wurde der Ausschuß beauftragt einen solchen in der Folge auszuarbeiten und bei der nächsten Jahresversammlung in Darmstadt zur Berathung und Annahme zu bringen.

Zu Mitgliedern des Ausschusses wurden noch hinzugewählt: unter den Anwesenden die Herren von der Gabelentz, Olshausen, Pott und Seyffarth, unter den Abwesenden die Herren von Hammer-Purgstall, von Schlegel, Bopp und Lassen.

Fernere Beschlüsse:

Etwaige Auslagen an Porto u. s. w. sollen von den Mitgliedern des Ausschusses notirt und bei der nächsten Jahresversammlung berechnet werden.

Die hier gehaltenen Vorträge sollen von den Verfassern kurz niedergeschrieben, an das Präsidium nach Leipzig eingesendet und von diesem in zweckmäßiger Form zum Druck gebracht werden.

Digitized by Google

Für die nächste Jahresversammlung soll Herr Geheimerath Schleiermacher in Darmstadt ersucht werden, die nöthigen Einleitungen und Vorbereitungen gefälligst zu übernehmen.

Hieran reihten sich folgende weitere Vorträge:

3) Herr D. Stern: über das sinesische Zahlwort.

4) Herr Professor Neumann theilte einen Brief des Herrn Karl Gützlaff aus Hong-Kong vom 19. Juni 1844 mit, welcher eine Uebersicht über die ausgebreitete litterarische Thätigkeit desselben gab. Zugleich legte Herr Professor Neumann vor: ein Exemplar der Uebersetzung des neuen Testamentes in das Chinesische und einen Abriß der Geographie in chinesischer Sprache, beide von Herrn Gützlaff verfaßt. Hieran schloß derselbe eine kurze Notiz über die von ihm ebenfalls vorgelegte armenische Zeitschrift der Mechitaristen auf S. Lazaro („Miscellaneen, eine Zeitschrift naturhistorischen, ökonomischen und litterarischen Inhalts." Venedig, 1843 ff. in monatlichen Heften).

5) Herr Professor Haßler: über das vollständige, nach der Ulmer Urhandschrift von ihm herausgegebene Evagatorium des Felix Fabri.

Dritte ordentliche Sitzung, den 4. October 1844.

Eine von dem Präses und dem Vicepräses eingeleitete Debatte über die Form, in welcher der Beschluß über die Gründung einer deutschen Gesellschaft für die Kunde des Morgenlandes zur Kenntniß des Philologenvereins zu bringen sei, führte zu der Entscheidung, daß dieß nicht durch eine besondere Sendung, sondern durch die allgemeinen Mittheilungen über die diesjährige Versammlung geschehen solle.

Zur Berathung in der nächsten Jahresversammlung empfahl der Vicepräses vorläufig besonders den Plan zu einer neuen Ausgabe von Herbelots orientalischer Bibliothek und die Feststellung der Umschreibung orientalischer Alphabete in unsere gewöhnliche Schrift. Ueberhaupt wies er darauf hin, daß diese Versammlungen eine willkommene Gelegenheit darbieten, vielumfassende und bedeutende Gegenstände der Erwägung eines jeden Fachgenossen anheimzugeben und im nächsten Jahre durch wohlvorbereitete allseitige Besprechung zur Erledigung zu bringen.

Der Präses wurde sodann beauftragt den Herren Staatsministern von Wietersheim und von Falkenstein den ergebensten Dank der Gesellschaft für die vielen Beweise hohen Wohlwollens mündlich darzubringen.

Hierauf folgten die letzten Vorträge:

1) Herr Professor Olshausen: über seine neusten Entdeckungen auf dem Gebiete der orientalischen Münzkunde, besonders über die von ihm in der orientalischen Münzsammlung des Herrn D. Pietroschewski aufgefundene älteste der bisher bekannten arabischen Münzen mit Pehlewi-Legenden.

2) Herr Professor Stickel: über einige arabische Münzen in dem Kabinet des Herrn von Römer in Dresden.

3) Herr D. Pietroschewski: über seine Auffindung alter Mameluken-Münzen in Askalon, in französischer Sprache, von Herrn Professor Neumann mit einigen in derselben Sprache vorgetragenen Bemerkungen begleitet.

Digitized by Google

4) Herr Professor Haßler: über den Fortsetzer der Jahrbücher des Eutychius Ben-Batrik.

5) Herr D. Böttcher: über Conjecturalkritik im alten Testamente, woraus sich hinsichtlich einiger der scharfsinnigen eigenen Proben, welche der Redner davon vorlegte, eine belebte Discussion zwischen ihm und mehreren Mitgliedern der Versammlung entspann.

6) Herr Professor Seyffarth: über die neue Hieroglyphencninschrift mit griechischer Uebersetzung, den Obelisk an der porta del popolo in Rom, und Hermapions Auslegung bei Ammianus Marcellinus (XVII, 4), in Bezug auf die Abhandlung im Repertorium der deutschen und ausländischen Litteratur. 2. Jahrg. 32. Heft vom 9. Aug. 1844.

7) Herr Rabb.-Cand. Steinschneider: über fremde Sprachelemente in der neuhebräischen Litteratur und ihre Bedeutung für die Philologie überhaupt *).

Nach Beendigung dieses Vortrags schloß der Präses die erste Versammlung deutscher Orientalisten mit einem Danke an die Versammlung und den besten Wünschen für das fernere Gedeihen des Begonnenen, worauf Herr Professor von Ewald im Namen der Versammelten mit einem Danke an das Präsidium antwortete.

Außer der oben erwähnten „Zeitwarte des Gebetes" vom Freiherrn von Hammer-Purgstall und den beiden ersten Bogen von Herrn D. Geigers „Lehrbuch zur Sprache der Mischnah" wurde der Versammlung von Herrn Buchhändler Vogel in Leipzig als Verleger ein Prachtexemplar der ersten Lieferung von Fleischers Ausgabe des Korancommentars von Beidhawi, Leipzig 1844, von Herrn D. Böttcher als Verfasser ein Exemplar der Collectanea hebraica ad grammatici studii repetitionem moderationemque, Dresden 1844, und von Herrn Rabb.-Cand. Steinschneider als Mitarbeiter eine Anzahl Exemplare des Plans der Real-Encyclopädie des Judenthums. Krotoschin 1844, überreicht. Außerdem waren aufgelegt: mehrere ausgesuchte orientalische Handschriften der königlichen Bibliothek und die beiden seltenen und kostbaren Werke:

Trattato delle sepolcrali iscrizioni in cufico, tamurea e nischia lettera da' Maomettani operate, composto dal Cav. Michelangelo Lanci. Lucca 1840. c. f.

Descrizione di Palermo antico ricavata sugli autari sincroni e i monumenti de' tempi da Salvadore Morso. ed. II. Palermo 1827. c. f.

Die erstere hatte Herr Oberbibliothekar Hofrath Falkenstein, die letztere Herr Director D. Schulz, Vicepräses der Philologenversammlung, zur Ansicht gütigst mitgetheilt.

---

*) Seitdem erschienen unter dem Titel: Die fremdsprachlichen Elemente im Hebräischen und ihre Benutzung für die Linguistik, von M. Steinschneider. Prag 1845. gr. 8.

Digitized by Google

Auf eine in den Zeitungen erfolgte Einladung des D. Wahl und D. Käuffer an die Freunde der rein grammatisch-historischen Exegese des neuen Testaments kamen mehrere Theologen des In- und Auslandes, unter den letztern insbesondere D. David Schulz aus Breslau, die Fritzschii, der Vater aus Halle, der älteste Sohn aus Gießen, der jüngste aus Zürich, D. Niemeyer aus Halle, die DD. Schwarz und Hase aus Jena u. a., am zweiten Tage der Philologenversammlung in einem Zimmer des Landhauses in Dresden zusammen. D. Käuffer trug Einleitung und Anfang einer Abhandlung über den biblischen Begriff von βασιλεια τοῦ θεοῦ vor, worauf eine kurze Besprechung erfolgte. Am folgenden Tage theilte David Schulz mehreres, was er über Eigenthümlichkeiten des Lucas niedergeschrieben hatte, über das πνεῦμα ἅγιον in der Apostelgeschichte u. a. mit. Tages darauf sprach D. Fritzsche aus Gießen über die im dritten Jahrgange der biblischen Studien von Geistlichen des Königreichs Sachsen befindlichen Abhandlungen von D. Käuffer und M. Zschucke und gab insbesondere seine Ansicht über die berühmte Stelle Gal. 3, 20, worauf Mittheilungen des D. Fritzsche aus Zürich und Besprechungen folgten, an denen insbesondere D. Bornemann aus Kirchberg u. a. Theil nahmen. Man trennte sich in dem innigsten Wunsche sich bei der nächsten Philologenzusammenkunft in Darmstadt wiederzusehn.

Digitized by Google

Beilagen.

1. Zu Seite 4.

Die von dem Münzgraveur Krüger zur Erinnerung an die siebente Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner angefertigte Medaille, welche in Silber und in Bronce geprägt iſt, zeigt auf der einen Seite das Bruſtbild von Reiz mit der Umſchrift: FRIDERICVS VOLGANGVS REIZIVS NAT. VINSEMII D. II. SEPT. A. CIↃIↃCCXXXIII MORT. LIPS. D. II. FEBR. A. CIↃIↃCCXC. Der Revers enthält die Inſchrift: CVI PVDOR ET IVSTITIAE SOROR INCORRVPTA FIDES NVDAQUE VERITAS QVANDO VLLVM INVENIET PAREM, mit der Umſchrift: PHILOLOGIS GERMANIAE CONGRESSIS DRESDAE M. OCT. A. CIↃIↃCCCXLIV MONVMENTVM.

2. Zu Seite 22.

AD

VIRVM AMPLISSIMVM CLARISSIMVMQVE,

GODOFREDVM HERMANNVM,

PHILOLOGORVM, QVI DRESDAE CONVENERVNT,
PRAESIDEM.

DIE I. OCTOBR. MDCCCXLIV.

Arminius quondam, Germanae gloria terrae,
Adversus Romam fortiter arma tulit.
Alter at Arminius nobis dux est: Godofredus
Arminius, civis, Lipsia clara, tuus.
Pro Roma pugnans proque Hellade fert in honorem
Teutoniae docta magna tropaea manu.
Sit bene Lipsiaco Arminio, qui solus in altis
Musarum est castris magna potensque cohors!

Ph. H. Welcker.

Digitized by Google

3. Nach dem Schlusse der Versammlung ging folgende Adresse an den Präsidenten ein:

Q. B. F. F. Q. S.

VIRO CLARISSIMO

GODOFREDO HERMANNO,

PHILOLOGORUM DRESDAE HOC ANNO CONGREGATORUM PRAESIDI ILLUSTRISSIMO

quem, Ilgenii Portensis discipulum non tempore solum, verum etiam ingenio, laude, virtutê primum, Frid. Volg. Reizii auditorem omnium excellentissimum, Lipsia docta iure suo nuncupat suum decus, Saxonia grata materno amplexu tenet, Germania litterarum altrix philologorum facile principem veneratur, exterae nationes quotquot Musis favent ut lucidum sidus admirantur:

qui litterarum antiquarum et peritissimus ac sagacissimus investigator et elegantissimus professor uno ore ab omnibus humanitatis cultoribus praedicatur:

qui primus ad naturam legesque linguae Graecae accuratius cognoscendas tum docendo iuvenesque exercendo tum editis praeclaris libris viam munivit, quaeque partes illius linguae explicatu difficillimae essent, expedivit, explanavit, illustravit, et qua porro esset incedendum, remotis errorum caussis et illecebris demonstravit: cuius rei ergo societatem Graecam, celeberrimum iuvenum philologorum seminarium, in academia Lipsiensi condidit, legibus sapienter firmavit, per quinquaginta plus annos moderatus est atque adhuc moderatur, ita ut inde iuvenes, severa sua ipsius disciplina formatos suisque praeceptis et exemplo excultos, in academias aliasque ingenii iuvenilis palaestras quasi in colonias emittat;

qui idem iam inde a puero dulcibus lyrae Aeolicae ductus sonis, egregia aurium exercitatione miraque ingenii sagacitate excellens, antiquorum metrorum naturam, antea fere incognitam, Bentleii aemulus longe superior, primus penitus cognovit, plane descripsit, in doctrinae formam redegit, auditores suos ad haec studia, suspecta multis et neglecta, viva voce felicissime excitavit, scriptisque editis doctissimis metrorum scientiam, cum ceteris humanitatis studiis prudenter coniunctam, eruditissimos suae aetatis viros docuit;

qui deinde metris recte constitutis in emendandis veterum poetarum carminibus tanta usus est felicitate, ut Homerus, Pindarus, Aeschylus, qui emendatus ab Hermanno suo ut in publicum prodeat, et ipse iamdudum desiderat et a nobis vehementer desideratur, Sophocles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terentius, Horatius eum ut sospitatorem suum amicissime amplectantur;

denique qui ingenio et labore formatus eques idemque regiis condecoratus insignibus, quibuscunque virum et civem excellere oportet conspicuus virtutibus, idem semper in asperis rebus et secundis permansit, veri rectique amantissimus, fortis nebularum propulsor, morum simplicitate placens, amicus certus, comis studiorum suasor, per aspera et devia philologiae dux fidissimus, omnibus qui coram eum norunt carissimus, nemini nisi veritatis tuendae caussa adversarius:

TALI VIRO

EGREGIAE NOBILITATIS, SUMMAE DOCTRINAE, RARAE VIRTUTIS

HANC TABULAM

SINCERAE PIETATIS AC REVERENTIAE TESTEM

QUUM IN AMPLISSIMO PHILOLOGORUM CONVENTU DRESDENSI CORAM NON POSSENT ADESSE

D. D. D.

PRAECEPTORES RHENANI ET GUESTPHALI

PRAESIDE GUIL. HENR. GRAUERTO, PROF. ACAD. MONAST.

DUISBURGI KAL. OCTOB. A. MDCCCXLIV.

CONGREGATI.

Digitized by Google

4. Zu Seite 51.

Die Zuschrift an den Herrn Geheimenrath Creuzer in Heidelberg lautet folgendermaßen:

Hochverehrter Herr Geheimerath!

Die siebente Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hat mit lebhafter Theilnahme vernommen, daß Ihnen im April dieses Jahres das seltene Glück geworden ist, das Fest Ihrer vierzigjährigen Thätigkeit an der Hochschule, deren erneuerten Glanz zu begründen Sie vor Allen mitgewirkt haben, im Kreise dankbarer Schüler und Verehrer zu begehen. Doch ein Fest wie das Ihrige, der Sie Ihre anregenden und belehrenden Einflüsse weit über die Gränze eines einzelnen Ortes erstreckt und in einer Reihe von Jahren zahlreiche Bewunderer in allen Gauen des deutschen Vaterlandes gefunden, ja wesentlich dazu beigetragen haben, die Anerkennung deutscher Gelehrsamkeit und Wissenschaft bis in die entlegensten Theile des Auslandes zu verbreiten, kann sich nicht bloß auf diejenigen beschränken, welche sich Ihrer persönlichen Nähe erfreuen; und je wenigere von uns sich in diesem Falle befunden haben, desto angelegentlicher eilen wir, unsere dießjährige Zusammenkunft wenigstens in der Weise an Ihrer schönen Feier zu betheiligen, daß wir Ihnen unsern gemeinschaftlichen Glückwunsch aus der Ferne zurufen. Noch ist es manchem von uns erinnerlich, welches elektrische Feuer Ihr beredter Mund vor sechs Jahren über die erste dieser Versammlungen ergossen hat, zu welcher sich eine größere Anzahl von Theilnehmern aus allen Gegenden des Vaterlandes eingefunden hatte; mit welcher Schärfe und Tiefe Sie damals unsere große Aufgabe bezeichneten, welches Ideal Ihre großartige Anschauung des Alterthums dem jüngeren Geschlechte vorgesteckt hat, steht in den Jahrbüchern unserer Zusammenkünfte mit unauslöschlichen Zügen eingetragen, und die Güte, mit welcher Sie dort die Huldigung der begeisterten Anwesenden empfingen, läßt hoffen, daß Sie auch jetzt uns geistig nahe sein und dem Ausdrucke der Empfindungen, die uns der Gedanke an Sie einflößt, eine freundliche Aufnahme nicht versagen werden. Möge der Himmel, der Ihren Geist mit so reichen Blüthen gesegnet hat, Ihnen auch körperliche Frische und Gesundheit erhalten, um die Früchte Ihrer Wirksamkeit bis ins späte Alter mit Heiterkeit und Befriedigung genießen zu können; möge der Schatz von Entdeckungen und Erfahrungen, welchen Ihre unermüdete Thätigkeit gesammelt hat, nicht aufhören eine Quelle mannigfacher Belehrung für alle Freunde unserer Wissenschaft zu werden; möge die Begeisterung, mit welcher Sie Ihr hohes Ziel unter allen Kämpfen und Stürmen unerschütterlich verfolgt haben, noch der späten Nachwelt als ein Beispiel ächter und treuer Liebe zur Wahrheit vorleuchten, — in diesen einfachen aber aufrichtigen Wünschen fließen unser aller Empfindungen in diesem Augenblicke zusammen, und so bitten wir Sie dieselben als ein Zeichen unserer ungeheuchelten Verehrung und Theilnahme mit dem ganzen Wohlwollen entgegen zu nehmen, das Sie mitstrebenden Geistes- und Berufsgenossen nie versagt haben.

Dresden den 2. October 1844.

Die siebente Versammlung ꝛc.

Digitized by Google

5. Zu Seite 100. Die Adresse des Literatenvereins zu Leipzig.

An die Versammlung deutscher Philologen in Dresden.

Hochgeehrteste Versammlung!

Schon längst haben die ausgezeichnetsten Männer aller civilisirten Staaten und namentlich Deutschlands die moralische Nichtswürdigkeit des Nachdrucks und den nachtheiligen Einfluß desselben auf Literatur und Kunst dargethan. Allein erst in den neuesten Zeiten, und zwar durch den Bundesbeschluß vom 9. November 1837, ist in ganz Deutschland der Nachdruck als Verbrechen anerkannt worden.

Es ist nicht zu leugnen, daß durch den genannten Bundesbeschluß viel gewonnen ist, aber es ist auch eben so wenig zu leugnen, daß noch vieles zu thun übrig bleibt. Der Schutz, den der Bundesbeschluß gewährt, ist in der That ein dürftiger. Werke mit Aufwand einer großen Gelehrsamkeit, eines unendlichen Fleißes geschrieben, die Erzeugnisse eines langen an Mühsalen und Bedrängnissen reichen Lebens, werden dem Bundesbeschlusse zufolge nach zehn Jahren, von ihrem Erscheinen an gerechnet, Gemeingut, so daß jedem der Nachdruck derselben gestattet ist. In der Regel aber haben gerade die Werke, welche der deutschen Gelehrsamkeit zur Ehre gereichen, zwar einen sichern, jedoch langsamen Absatz. Daher wird sich ein Buchhändler nur selten mit dem Verlag eines solchen Werkes befassen; denn er muß befürchten, daß es Gemeingut werde, ehe er wegen seiner Kosten gedeckt ist; und wenn er auch den Verlag übernimmt, so kann er doch aus dem eben angeführten Grunde nur einen kargen Ehrensold zahlen. Leider sind aber die meisten Gelehrten Deutschlands in einer solchen Lage, daß sie auf pecuniären Gewinn Rücksicht nehmen müssen.

Allein auch dieser dürftige Schutz wird dem Schriftsteller oft verkümmert. Die Erfahrung lehrt uns, daß des Bundesbeschlusses ungeachtet der Nachdrucker Mittel und Wege findet, dem deutschen Gelehrten den karg zugemessenen materiellen Gewinn, oft der Lohn vieler durchwachter Nächte, zu schmälern.

Die Werke der Philologen leiden nicht weniger unter der Geißel des Nachdrucks, als die Werke jedes andern Zweiges der Literatur; so druckt — um nur ein Beispiel zu erwähnen — der Edle von Schmid seit 1800 sämmtliche in Deutschland erscheinende hebräischen Werke nach und scheut sich nicht, sein verächtliches Gewerbe jetzt noch fortzusetzen.

Dazu kommt, daß eine Menge einschlagende Fragen durch die Bundesgesetzgebung noch keineswegs entschieden sind. Noch ist nicht festgestellt, in wie weit gestattet ist Uebersetzungen eines fremden Werkes herauszugeben; noch sind die Rechte des Herausgebers eines fremden Werkes an der von ihm bearbeiteten Ausgabe nicht festgestellt, wie z. B. der Proceß des Herrn Professors Lachmann als Herausgebers der Werke Lessings gegen die Vossische Buchhandlung in Berlin beweist; noch ist der Nachdruck der in Deutschland erschienenen Werke im Auslande gestattet, und umgekehrt darf der Deutsche die im Auslande erschienenen Werke nachdrucken, und daß von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht wird, davon bringt jeder Tag den Beweis. So wurde z. B. das Werk Meyers: „**Oratorum Romanorum fragmenta ab Appio inde Caeco et M. Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum**“ in Paris, und Forcellinis Lexicon in Schneeberg nachgedruckt.

Digitized by Google

Die Lösung der Fragen: welche Mittel sind zu ergreifen, um dem Autorrechte eine vollkommene Anerkennung und Schutz im Auslande zu verschaffen? welche Rechte stehen dem Herausgeber eines fremden Werkes an der von ihm bearbeiteten Ausgabe zu? in wie weit ist es gestattet Uebersetzungen eines fremden Werkes herauszugeben? ist, wir gestehen es, eine schwierige Aufgabe. Der Literatenverein zu Leipzig hat die Nachdrucksfrage schon seit längerer Zeit in den Kreis seiner Erörterung gezogen und ist in Petitionen und sonst auf dem Wege der Presse in dieser Beziehung thätig gewesen. Zu gleichem Zwecke wenden sich die unterzeichneten Mitglieder dieses Vereins an die jetzt in Dresden versammelten deutschen Philologen. Es ist jene Aufgabe würdig eines Vereines, der so reich begabte Männer zu seinen Mitgliedern zählt. Deshalb erlauben sich die Unterzeichneten, durchdrungen von der Heiligkeit des Autorrechtes, die ergebenste Bitte:

„die hochgeehrte Versammlung deutscher Philologen möge die aufgeworfenen Fragen in das Bereich ihrer Besprechungen ziehen."

Leipzig am 30. September 1844.

(Folgen die Unterschriften.)

Später gelangte noch an das Präsidium eine „Note sur un ouvrage intitulé: Statistique vocale et orthographique du langage français, par M. Mialle, professeur de Sténographie, à Paris, et Contrôleur à la Caisse d'Amortissement", welche der achten Versammlung zu Darmstadt mitgetheilt werden wird, endlich ein lateinisches Schreiben des Herrn G. Beaumont zu Twickenham in Middlesex.

---

6. Das Festmahl.

Für die gemeinschaftlichen Mahlzeiten war das erste Stockwerk der besonders schön gelegenen Restauration des Belvedere auf der brühlschen Terrasse in der Art hergerichtet worden, daß neben der zahlreichen Versammlung viele Damen und angesehene Männer der Stadt im Saale und in den daranstoßenden Räumen einen passenden Platz fanden.

Bei dem zweiten Festmahle nach der ersten öffentlichen Sitzung, wo wie am vorigen Tage auf eine belebende und erhebende Weise Toaste mit Gesängen wechselten, die von vierstimmigen Männerchören vorgetragen wurden, überreichte Hofrath Thiersch mit geistreichem Zuspruch dem Präsidenten im Namen seiner anwesenden, verschiedenen Generationen angehörigen Schüler einen silbernen im Innern vergoldeten Becher mit der Darstellung der Apotheose des Homer, den der Goldarbeiter Kranert in Dresden nach dem berühmten Herkulaneser Gefäß des bourbonischen Museums, wovon der Vicepräsident eine Nachbildung in Erz und einen Gipsabguß besaß, mit vorzüglicher Sorgfalt ciselirt hatte. In der Mitte des Bechers wird Homer, wie aus den Abbildungen bei Tischbein (Homer nach Antiken 3. Heft) und Millingen (anc. uned. mon. ser. II. pl. 13.) bekannt ist, auf dem Adler des Zeus emporgetragen. Mit ruhiger Haltung senkt der Dichter das zum Zeichen der Vergötterung halbverschleierte Haupt gegen die rechte Hand, während die linke mit der Rolle der unsterblichen Gesänge auf dem Fittig des Aars ruht. Herab von dem Blättergehänge, welches den obern Rand des Bechers umkränzt,

Digitized by Google

flattert ein Schwan, der Vogel des Apollon und der Musen, um der neuen Gottheit zu folgen. Zur Rechten des Dichters sitzt zwischen zierlichen Blätter- und Blumenwindungen die ältere der göttlichen Töchter seines Genius, die Ilias, als behelmte Jungfrau mit Lanze, Schild und Schwert, während die Odyssea, als die jüngere Tochter, zur Linken durch eine andere weibliche Gestalt in nachsinnender Stellung mit der halbeiförmigen Schiffermütze des Odysseus, dem Ruder und dem kurzen Schwert bezeichnet ist.

Bei dem Festmahle, welche S. Maj. der König durch des Herrn Cultusministers Excellenz in dem Saale der Harmoniegesellschaft der Versammlung hatte bereiten lassen, wobei auch die übrigen Herren Staatsminister und andere höhere Staatsbeamte gegenwärtig waren, forderte zuerst der Präsident die Gesellschaft zu einem dreimaligen Lebehoch für Ihre königliche Majestäten den König und die Königin auf. Mit eben so herzlichem Zuruf wurde der zweite vom Hofrath Thiersch ausgebrachte Toast auf Seine königliche Hoheit den Prinzen Johann begrüßt. Dann erhob sich Seine Excellenz der Cultusminister, um das Wohl deutscher Philologen und Schulmänner auszubringen. Er gedachte der Zeit, wo nach dem Untergange des morgenländischen Kaiserreichs das Studium der Sprachen und der Litteratur des klassischen Alterthums in dem zu höherem geistigem Leben erwachten Italien die Grundlage ward für die gesammte Bildung Europas in den folgenden Jahrhunderten. In Deutschland vorzugsweise sei dann jenes Studium weiter geführt und tiefer begründet worden und habe besonders auch in Sachsen eine Heimath, und durch Männer, die das Land mit Stolz unter seine Söhne zähle, ein vorzügliche Pflege gefunden. Zuletzt habe der alles belebende Schwung, der Deutschland seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf allen Bahnen geistiger Thätigkeit rasch vorwärts führte, eine vielseitige, wissenschaftliche Betrachtungsweise des gesammten Lebens der klassischen Vorwelt hervorgerufen. Mit Freude sähen Deutschlands Regierungen die Erziehung der Jugend Männern anvertraut, die der Wissenschaft des Alterthumes, der vorzüglichsten Grundlage aller tiefern Bildung, eben so kundig, wie in der schweren Kunst der Erziehung wohl erfahren seien und mit Begeisterung spreche er deshalb den Wunsch aus: daß dieser durch Mittheilungen aus den verschiedenen Bereichen des Wissens so anregende und die fortdauernde Humanität in der Gelehrtenwelt und in der durch sie gebildeten Jugend verbürgende Verein sich einer langen Dauer und seine Wirksamkeit eines reichen Segens erfreuen möge.

Oberschulrath und Director Rost dankte im Namen der Versammlung für die ihm zu Theil gewordene gastliche Aufnahme in der Hauptstadt Sachsens und forderte die Gesellschaft auf, dem edlen Staatsmanne ein Lebehoch auszubringen, in dem die erhabenen Gesinnungen seines Monarchen einen so würdigen Vertreter gefunden haben. Zwischen andern Toasten auf das Wohl der übrigen zum Empfang der Versammlung vereinten Staatsmänner, die Fürsten und Völker Deutschlands, den Präsidenten der Versammlung u. s. w. wurde folgendes vom Professor Nobbe gedichtetes Lied gesungen:

Gaudeamus hodie,
Quotquot estis, cari!
Dresda pandit omnia
Artis almae munia:
Heic placet morari.

Digitized by Google

Floreat Germaniae
Classicum Museum
Musarum vagantium,
Phoebum consectantium;
Floreat Museum!

Vivant nostri Principes,
Maecenates vivant,
Auscultantes omnibus
Litteris et artibus,
Maecenates vivant!

Wenn sich die Heiterkeit und Traulichkeit der zahlreichen Theilnehmer des Vereins mit jedem Tage steigerte, so wird doch gewiß die ungebundene Herzlichkeit, die beim gemeinschaftlichen Zusammensein am letzten Abend vorwaltete, allen unvergeßlich bleiben.

Digitized by Google

Verzeichniss der Mitglieder

der

siebenten Versammlung

deutscher Philologen und Schulmänner

in

Dresden

vom 1. bis 4. October 1844.

(Die Mitglieder der ersten Versammlung deutscher Orientalisten sind durch ein beigefügtes * bezeichnet.)

1. D. Hermann, Comthur, Professor in Leipzig.
2. D. Schulz, Director der Antiken- und Münzsammlung in Dresden.
* 3. D. Fleischer, Professor in Leipzig.
* 4. Schier aus Dresden.
5. D. Burkhard, Gymnasialprofessor, aus Augsburg.
6. D. Forchhammer, Professor in Kiel.
* 7. Steinschneider, Rabbinats-Candidat aus Prag.
8. D. Curtius, Lehrer am Blochmannschen Institut in Dresden.
9. Albani, Gymnasiallehrer in Dresden.
10. D. Chalybäus, Inspector beim Mengsischen Museum in Dresden.
11. Vollmar, Collaborator in Blankenburg.
12. D. Stieglitz, Appellationsrath in Dresden.
13. D. Gröbel, Ritter ꝛc., Rector der Kreuzschule in Dresden.
14. D. Schumann, Großkreuzritter, Präsident des Oberappellationsgerichts in Dresden.
* 15. D. Gräße, Bibliothekar S. M. des Königs und Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden.
* 16. D. Haßler, Professor in Ulm.
17. D. Kuhn aus Dresden.
* 18. D. Landau aus Dresden.
19. Hauschild, Oberkriegsgerichts-Secretär in Dresden.
20. Hand, Geheimer Hofrath und Professor an der Universität zu Jena.
* 21. Anger, Professor in Leipzig.
22. Zetzsche, Professor in Altenburg.
* 23. Lic. D. Thenius, Diaconus in Dresden.
* 24. D. Beer aus Dresden.
25. Becher, Pastor in Lommatzsch.

Digitized by Google

26. D. Milhauser aus Dresden.
27. Hochstetter, Professor der Architectur in Carlsruhe.
28. Seebeck, Director der technischen Bildungsanstalt zu Dresden.
29. D. Herrmann aus Dresden.
30. D. Klemm, k. Bibliothekar u. Director der Porcellan- und Gefäßsammlung in Dresden.
31. Loßnitzer, Bibliothekser. in Dresden.
32. Manitius, Bibliothekser. in Dresden.
33. D. Falkenstein, Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden.
34. von Wietersheim, Staatsminister und Minister des Cultus, Excellenz.
35. von Falkenstein, Staatsminister und Minister des Innern, Excellenz.
36. D. Hübel, Geh. Kirchenrath in Dresden.
37. D. Hübler, Bürgermeister in Dresden.
38. von Globig, Geh. Rath und Kammerherr in Dresden.
39. Marquart aus Dresden.
* 40. D. Frankel, Oberrabbiner in Dresden.
41. D. Götz, Oberlehrer an der Kreuzschule in Dresden.
42. Diethe, Collaborator an der Kreuzschule in Dresden.
43. D. Weiße, Professor in Leipzig.
44. D. Löwe, Professor an der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden.
45. D. Bezzenberger, Gymnasiallehrer in Dresden.
46. Sperling, Hofrath, aus Dresden.
* 47. D. Sörensen aus Altona.
48. Kremsier, Conrector emer., Dresden.
49. Lindemann, Lehrer an der Kreuzschule in Dresden.
50. D. K. Th. Wagner, Professor a. d. königl. Militärbildungsanstalt in Dresden.
51. Calinich, Vice-Seminardirector in Dresden.
52. D. Herz aus Dresden.
53. M. Leonhardi, Diaconus an der Kreuzkirche in Dresden.
54. F. W. Wagner, Lehrer in Dresden.
55. Schulze, D. med. in Dresden.
56. D. Beger, Rector an der höhern Bürgerschule in der Neustadt-Dresden.
57. Beger, D. med. in Dresden.
58. Krause, Schuldirector in Dresden.
59. Dav. Schulz, Consistorialrath u. Prof. der Theologie in Breslau.
60. von Weyrauch, Sprachforscher in Dresden.
61. Kraukling, Director des historischen Museums in Dresden.
62. Hrabieta, Director des katholischen Progymnasiums in Dresden.
63. Pfretzschner, Prorector am Gymnasium in Plauen.
64. Förtsch, Oberlehrer an der protestantischen Studienanstalt zu Augsburg.
65. Pönitz, Hauptmann und Lehrer an der Militärbildungsanstalt in Dresden.
66. Gebauer, Lehrer an der Bürgerschule in Dresden.
67. D. Elster, Conrector am Gymnasium zu Helmstädt.
68. M. Tauscher, emer. Gymnasiallehrer, aus Dresden.
69. D. Eckstein, Rector der lateinischen Hauptschule in Halle.
70. Herrmann, Candidat des Predigtamts in Dresden.
* 71. Fuchs, Lehrer in Dessau.
72. Freese, Gymnasialdirector in Stargard.
73. D. Trompheller aus Gotha.
74. Wieland, Lehrer in Dresden.
75. Lessing, Candidat aus Potsdam.
76. D. Haase, Professor in Breslau.
77. Heger, Lehrer in Dresden.
78. Berthelt, Schuldirector in Dresden.
79. E. Wagner, Schuldirector in Dresden.

Digitized by Google

80. Meinicke, Professor in Prenzlau.
81. D. Wuttke, Privatdocent in Leipzig.
82. Kokemüller, Lehrer aus Hannover.
83. Hübner, Lehrer am Blochmann-Vitzthumschen Gymnasium in Dresden.
84. Graf von Baudissin aus Dresden.
85. Hirschel, D. med. in Dresden.
86. D. Hermann, Professor in Göttingen.
87. D. Becker, Professor in Leipzig.
88. M. Prölß, Oberlehrer in Freiberg.
89. D. Rüdiger aus Dresden.
90. D. Schmiedt, Oberlehrer im Kloster Rosleben.
91. Selckmann, Professor in Berlin.
92. Behn-Eschenburg, Cand. phil., aus Dresden.
93. D. Ruthard aus Breslau.
* 94. Stenzler, Professor in Breslau.
95. D. Blochmann, Professor und Gymnasial-Director in Dresden.
* 96. D. th. Böttcher, Gymnasiallehrer in Dresden.
* 97. D. Olshausen, Professor aus Kiel.
98. Petermann, Schuldirector in Dresden.
99. D. Rost, Oberschulrath und Gymnasial-Director in Gotha.
100. D. Gerlach, Professor und Bibliothekar zu Basel.
101. D. Kraft, Schuldirector in Hamburg.
102. D. Krüger, Director des Obergymnasiums zu Braunschweig.
103. D. Schirlitz, Gymnasialdirector in Braunschweig.
104. D. Dohrn, Rector in Meldorf.
105. D. Schädel aus Hannover.
106. Oppermann, Lehrer an der höhern Bürgerschule in Hannover.
107. Seyffert, Advocat in Dresden.
108. D. Hille, Medicinalrath und Hofmedicus in Dresden.
109. D. v. Seckendorff, Bezirksarzt in Dresden.
110. Schulze, Commissionsrath in Dresden.
111. Schaarschmidt, stud. phil., a. Berlin.
112. D. Lobe, Gymnasiallehrer in Rinteln.
113. D. Lindner, Professor in Leipzig.
* 114. D. Haarbrücker aus Halle.
* 115. D. Pietraschewski aus Berlin.
116. D. Wiese, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin.
117. D. Spilleke, Lehrer an der Realschule in Berlin.
118. D. Franke, Adjunct und ordentlicher Lehrer am Joachimthalschen Gymnasium in Berlin.
119. Döring, Conrector am königlichen Gymnasium in Freiberg.
120. D. Walz, Professor in Tübingen.
121. D. Teuffel, Privatdoc. in Tübingen.
122. D. Jaspis, Stadtprediger in Dresden.
123. Ritter, Gymnasialdirector in Zerbst.
* 124. D. Rödiger, Professor in Halle.
* 125. D. Neumann, Professor in München.
* 126. D. Brockhaus, Professor in Leipzig.
127. D. Käuffer, Consistorialrath und Hofprediger in Dresden.
128. D. Tittmann, Geheim. Archivar in Dresden.
129. D. Kritz, Professor in Erfurt.
130. Eggers, stud. phil., aus Rostock.
131. Cäsar, Professor in Marburg.
132. Zumpt, Professor in Berlin.
133. D. Lindau aus Dresden.
134. Lindau, Literat, aus Dresden.
135. Wiedasch, Director in Ilfeld.
136. Wiedasch, Cand. phil., aus Ilfeld.
* 137. Seyffarth, Professor der Archäologie in Leipzig.
138. D. Klitzsch, Gymnasiallehrer in Zwickau.
139. D. Hopf, Gymnasiallehrer in Nürnberg.
140. Kohl, Subrector in Schwabach.
141. Bondi, Rechtscandidat in Dresden.
142. Schulze, D. med. in Dresden.
143. Beger, D. med. in Dresden.

Digitized by Google

144. Franke, Professor an der technischen Bildungsanstalt in Dresden.
145. D. Runde aus Dresden.
146. Hedenus, D. med., aus Dresden.
147. Helbig, Oberlehrer in Dresden.
148. Haacke, Cand. theol. in Dresden.
149. D. Horckel aus Berlin.
150. D. Sauppe, Professor in Zürich.
151. Lehrs, Professor in Königsberg.
152. D. Wunder aus Dresden.
* 153. D. Freund aus Berlin.
154. Levinson, Cand. phil., aus Leipzig.
155. Pretzsch, Schuldirector in Dresden.
156. M. Rüdiger, Pfarrer in Schmerkau.
157. D. Scheibe, Gymnasiallehrer in Neustrelitz.
158. Meineke, Director des Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin.
159. D. Zimmer, Gymnasiallehrer in Freiberg.
160. v. Gerzimsky, Collegienassessor in Mitau.
161. D. Georgi, Director der königl. Blindenanstalt in Dresden.
162. D. Höfer, Schuldirector in Dresden.
163. Loeschke, emer. Gymnasiallehrer, aus Bautzen.
164. Wittig, Cand. theol. in Dresden.
* 165. v. d. Gabelentz, Geh. Regierungsrath in Altenburg.
* 166. D. Tuch, Professor in Leipzig.
* 167. D. Höfer, Professor in Greifswald.
168. D. Manitius aus Dresden.
169. D. Rothmaler, Oberlehrer in Nordhausen.
* 170. Schlurick, Professor in Meißen.
171. D. th. Petri, Hofrath, Director am Collegio Carolino in Braunschweig.
172. Petri, bisher Professor zu Poitiers, aus Braunschweig.
173. Wolf, Professor in Pforta.
174. D. Schulze, Geh. Kirchenrath in Dresden.
175. D. von Zobel, Geh. Kirchenrath in Dresden.
176. D. Lechner, Gymnasialrector in Hof.
177. D. Röder, Oberlehrer in Nordhausen.
178. D. Stüve, Gymnasialdirector in Münster.
179. Leßmüller, Candidat des Predigtamts in Dresden.
180. Schulz, Candidat des Predigtamts in Dresden.
181. D. Snell, Professor in Jena.
182. Manitius, Director am Freimaurer-Institut in Dresden.
183. D. Seifert, Lehrer am Freimaurer-Institut in Dresden.
184. D. Sauße, Conrector und Oberlehrer in Guben.
185. Naumann, Rechtscand. in Dresden.
186. D. Wunder, Rector und erster Professor an der Landesschule zu Grimma.
187. Thacher, A. M., Lehrer in Yale-College New-Haven, Nordamerika.
188. Bondi, Mitglied des israelitischen Religionsvorstandes in Dresden.
189. Rev. Says, A. M., Massachusets.
190. Welk, A. M., Director in Hartfort, Verein. Staaten.
191. D. Dietrich, Gymnasiallehrer in Freiberg.
192. D. Benseler, Gymnasiallehrer in Freiberg.
* 193. D. Wüstenfeld, Professor in Göttingen.
194. Hörnig aus Dresden.
195. Steglich, Seminardirector in Dresden.
196. D. Osann, Professor in Gießen.
197. D. Henze aus Dresden.
198. Wahoda, Lehrer in Dresden.
* 199. Bertheau, Professor in Göttingen.
200. Schneidewin, Prof. in Göttingen.
201. Zimmermann aus Dresden.
202. D. Dietsch, Oberlehrer in Grimma.
203. D. Wüstemann, Professor in Gotha.

Digitized by Google

204. Millenet, Professor in Gotha.
205. D. Rinne, Oberlehrer in Zeitz.
206. D. Held, Rector in Bayreuth.
207. D. Heerwagen aus Bayreuth.
208. D. Weber, Director der Gelehrtenschule in Bremen.
* 209. D. Wolff, Stadtpfarrer in Rottweil.
210. M. Herzog, Schulrath und Director des Gymnasiums in Gera.
211. Bürk aus Dresden.
212. Keil, Collaborator in Neubrandenburg.
213. D. Keil aus Berlin.
214. Stallbaum, Professor und Rector der Thomasschule in Leipzig.
215. D. Hasse aus Magdeburg.
216. D. Niemeyer aus Halle.
217. D. Schwarz aus Jena.
218. Göttling, Geh. Hofr. u. Prof. in Jena.
219. D. Hase, Professor und Geh. Kirchenrath in Jena.
220. Preßler, Professor in Tharand.
221. D. Prabucki, Gymnasialdirector in Posen.
222. D. Prusinowski aus Posen.
223. D. Klee, Gymnasiallehrer und Privatdocent in Leipzig.
224. Sintenis, Professor in Zerbst.
225. D. Voigt aus Halle.
226. D. Geier aus Halle.
* 227. D. Arnold aus Halle.
* 228. Pott, Professor in Halle.
229. D. Böhme aus Halle.
230. Werder, Professor in Berlin.
231. Böcking, Professor in Bonn.
232. Haupt, Professor in Leipzig.
233. Lachmann, Professor in Berlin.
234. D. Sauppe, Rector und Professor in Torgau.
235. Rothmann, Subrector in Torgau.
236. D. Arndt, Conrector in Torgau.
237. D. Francke aus Torgau.
238. D. Reinhardt, Oberlehrer in Frankfurt a. d. Oder.
239. D. Poppo, Director in Frankfurt a. d. Oder.
240. Heyder, Oberlehrer ebendaselbst.
241. D. Kuniß, Gymnasiallehrer in Dresden.
242. Klotz, Professor in Leipzig.
243. Westermann, Professor in Leipzig.
244. D. Kreyssig, Professor in Meißen.
* 245. D. Flügel, Professor in Meißen.
246. D. Palm, Professor in Grimma.
247. D. Kraner, Professor in Meißen.
248. Franz, Domprediger in Meißen.
249. D. Haltaus aus Leipzig.
250. D. Ladewig, Professor in Neustrelitz.
251. Schröder, Rector in Neustrelitz.
252. D. Parreidt aus Magdeburg.
253. M. Kreußler, Gymnasiallehrer in Leipzig.
254. D. Siebelis aus Hildburghausen.
* 255. D. Stickel aus Jena.
256. M. Lorenz, Professor in Grimma.
257. D. Sillig, Oberlehrer an der Kreuzschule in Dresden.
258. M. Unger aus Grünstädtel.
259. Lauhn, Advocat in Dresden.
260. D. Mayer, Professor in Gera.
261. Saupe, Subconrector in Gera.
262. Grotefend, Director in Hannover.
263. D. C. L. Grotefend aus Hannover.
264. Jenke, Director am Taubstummen-Institut in Dresden.
265. v. Eisfeld aus Gansebach.
266. Dittrich-Fabricius, Privatgelehrter in Dresden.
267. D. Meyer, Gymnasiallehrer i. Dresden.
268. D. Schaefer, Gymnasiallehrer in Dresden.
269. D. Peter, Consistorialrath in Hildburghausen.
* 270. D. Hofmann, Geheimer Kirchenrath in Jena.
271. D. Hupfeld, Gymnasiallehrer in Rinteln.

Digitized by Google

272. D. Heiland, Gymnasiallehrer in Halberstadt.
273. D. Schmidt, Director in Halberstadt.
274. D. Weber, Gymnasialdirector in Cassel.
275. D. Theobald, Gymnasial-Lehrer in Cassel.
276. Nöldeke, Collaborator in Emden.
* 277. Petermann, Prof. extraord. in Berlin.
278. D. Döderlein, Professor in Erlangen.
279. Weissenborn, Professor in Jena.
280. D. Hertz aus Berlin.
281. D. Merkel aus Magdeburg.
282. Hoffmann, Rector in Bautzen.
283. Gürsching, Inspector in Augsburg.
284. D. Weber, Professor in Weimar.
* 285. D. Meier, Privatdocent in Tübingen.
286. D. Petri, Kirchen- und Schulrath in Bautzen.
287. D. Kortüm, Geh. Ober-Regierungsrath in Berlin.
288. D. Brüggemann, Geh. Regierungsrath in Berlin.
289. D. Fr. W. Fritzsche, Prof. in Rostock.
290. D. C. F. A. Fritzsche, Prof. in Gießen.
291. D. Ch. F. Fritzsche, Prof. in Halle.
292. D. O. Fr. Fritzsche, Prof. in Zürich.
293. D. Lhardy, Oberlehrer in Berlin.
294. D. Mullach, Oberlehrer in Berlin.
295. D. Krehl, Professor der Theologie in Leipzig.
296. D. Thiersch, k. b. Hofrath u. Professor in München.
* 297. Wolfart, Lic. theol. und Oberlehrer aus Magdeburg.
298. D. v. Jan, Professor in Schweinfurt.
299. D. Cramer, Professor in Stralsund.
300. D. Tittmann, Cand. phil. in Leipzig.
* 301. D. Geiger, Rabbiner in Breslau.
302. Graf, Oberlehrer in Meißen.
* 303. D. Stern aus Berlin.
304. D. Georges, Gymnasiallehrer in Gotha.
305. D. Dryander aus Halle.
306. Lic. Ziemßen, Gymnasiallehrer in Dresden.
307. D. Herbst, Professor und Gymnasialdirector in Bernburg.
308. D. Zeiß, Professor in Weimar.
309. D. Günther, Gymnasial-Oberlehrer in Bernburg.
310. Baltzer, Cand. Rev. Min. aus Dresden.
* 311. D. Fürst, Docent in Leipzig.
* 312. D. Ewald aus Tübingen.
313. Natusch, Gymnasiallehrer in Dresden.
314. D. Hertel, Stadtrath in Dresden.
315. Schönborn, Gymnasial-Director in Breslau.
316. Low, aus den Verein. Staaten von N.A.
317. D. Gast aus Wittenberg.
318. Herrmann, Professor, in Dresden.
319. Coolidge aus New-York.
320. Schäl, Lehrer in Dresden.
321. Otto, Seminardirector in Dresden.
322. Kaden, Schuldirector in Dresden.
323. Täuber, Gymnasiallehrer in Berlin.
324. Naumann, Lehrer in Dresden.
325. Schneider, Professor in Breslau.
226. D. Zestermann, Coll. V. Schol. Thom. in Leipzig.
327. D. Jahn, Lehrer der Mathematik in Leipzig.
328. Bäumlein, Professor in Maulbronn.
329. Nobbe, Professor und Rector der Nicolaischule in Leipzig.
330. D. Naumann, prakt. Arzt in Dresden.
* 331. D. Zenker, Privatdocent in Rostock.
332. Schönborn, Professor in Posen.
333. D. Jahn, Conrector an der Thomasschule in Leipzig.
334. Steinhart, Professor in Pforta.
335. D. Jacob, Professor in Pforta.
* 336. D. Wetzstein aus Leipzig.
337. Beyer, Schloßprediger und Adjunct in Dobrilugk.

Digitized by Google

338. Müller, Lehrer an der Bürgerschule in Dresden.
339. Weißenborn, Oberpfarrer in Pulsnitz.
340. Gebhardt, Schuldirector in Dresden.
341. D. Gerhard, Professor in Berlin.
342. Galle, Lehrer in Dresden.
343. Burkhardt, Cand. rev. min. und Lehrer in Dresden.
344. Zechel, Lehrer in Dresden.
345. M. Fischer, Diaconus an der Kreuzkirche in Dresden.
346. Runge, Gerichtsassessor in Hoyerswerda.
347. Müller, Consistorialpräses in Dresden.
* 348. Hirsch, Rabbinatscandidat in Prag.
349. Mieth, Lehrer in Dresden.
350. Winckler, Lehrer in Dresden.
351. D. Baltzer, Gymnasiallehrer in Dresden.
352. Humann, Pastor in Seifersdorf.
353. D. Breitenbach, Subrector in Wittenberg.
354. Welschke, Lehrer aus Liebenwerda.
355. Ackermann, Appellationsrath in Dresden.
356. Ackermann, Rechtscand. in Dresden.
357. D. Schilling, Domherr und Professor in Leipzig.
358. D. Schneider, Appellationsrath in Dresden.
359. D. Art, Stadtrath in Dresden.
360. D. Kritz, Oberappellationsrath in Dresden.
361. Klemm, Candidat des Predigtamts in Dresden.
362. Neumann, Candidat des Predigtamts in Dresden.
363. Weber, Cand. theol. in Dresden.
364. König, Schuldirector in Dresden.
365. Treubmann, Cand. th. in Dresden.
366. Hiecke, Professor in Merseburg.
367. D. Richter, soc. exeg. V. et N. T. Lips. sod. hon. in Dresden.
368. Hesse, Cand. theol. in Dresden.
369. v. Römer auf Neumark, Dresden.
* 370. D. Spiegel aus München.
371. Stanley aus Oxford.
372. Jonett aus Oxford.
373. D. Heymann, Landes-Consistorialrath und Superintendent in Dresden.
374. Klien, Pastor in Kittlitz.
375. M. Freitag, Archidiaconus in Meißen.
376. D. Berkholz, Oberpastor u. Gymnasialoberlehrer in Riga.
377. D. Foß, Director in Altenburg.
378. D. Wahl, Consistorial-, Kirchen- und Schulrath in Dresden.
379. Wahl, Pfarrer in Unkersdorf.
380. Schiefer, Pfarrer in Gottleube.
381. Heusinger, Gymnasiallehrer in Dresden.
382. D. Meier, Professor in Halle.
383. Franke, Diaconus in Glaucha.
384. Flor, Pastor in Windheim.
385. Schmidt, Pastor in Meißen.
386. Teichgräber, Pastor in Schönbach.
387. D. Schäfer, Secretär des Vereins für sächs. Gesch. u. Alterthümer, Dresden.
388. Frankenberg, Vorsteher des Kindergartens in Dresden.
389. Gelpke, Cand. th., aus Hubertusburg.
390. Pfautzsch, Stud. phil., aus Halle.
391. Marix, Professor in Hamburg.
392. D. Bornemann, Oberpfarrer in Kirchberg.
393. D. Minckwitz aus Leipzig.
394. D. Minckwitz, Advocat in Pulsnitz.
395. Richter, Director in Dresden.
396. Reinicke, Seminarlehrer in Dresden.
397. D. Hauschild aus Leipzig.
398. D. Kummer aus Dresden.
399. Dzondi, Director einer Knabenanstalt in Dresden.
400. D. Oertel, Professor in Meißen.
401. Panofka, Professor an der Universität zu Berlin.

Digitized by Google

402. D. Rienäcker, Lehrer an der lateinischen Schule d. Waisenhauses in Halle.
403. D. Rinnich, Pastor in Bornstedt bei Eisleben.
404. D. Kretzschmar aus Dresden.
405. Döhner, Stadtkrankenhausprediger in Dresden.
406. Hunnius, Pastor aus Narva bei St. Petersburg.
407. Richter, Bürgerschuldir. in Dresden.
408. Müller, Professor und Director des Kloster-Gymnasiums zu Magdeburg.
409. D. Singer aus Leipzig.
* 410. D. Löbe aus Altenburg.
411. D. K. Hermann aus Leipzig.
412. D. Ph. Wagner, Conrector an der Kreuzschule in Dresden.
* 413. D. von Ammon, Vicepräsident des Landesconsistoriums und Oberhofprediger in Dresden.
* 414. Schwarzauer aus Dresden.
415. D. Holtze aus Naumburg.
416. Yrem, Gymnasialprofessor in Berlin.
417. Schaub, Regierungs- und Schulrath in Magdeburg.
418. D. Lobeck jun., Docent an der Universität und Custos der königl. Bibliothek in Königsberg.
419. M. Zschucke, Diaconus in Oschatz.
420. Wigard, Professor der Stenographie in Dresden.
421. D. Hefftter, Geh. Ober-Revisionsrath und Professor in Berlin.
422. Engelmann, Collaborator in Kamenz.
423. D. Sintenis, L. Regierungs- und Consistorialrath in Dessau.
424. Grunler, Geh. Legationsrath in Dresden.
425. M. Ziller, Archidiaconus in Dresden.
426. Böttcher, Diaconus in Dresden.
427. Böttcher, Pastor an der Annenkirche in Dresden.
428. M. Adam, Prediger am Ehrlichschen Gestift in Dresden.
429. D. Jacobi, Privatdocent in Leipzig.
430. Müller, Stud. phil., aus Leipzig.
431. Raetzsch, Cand. jur., aus Dresden.
432. Schad, Stud. phil., aus Leipzig.
433. D. Wolf, Gymnasiallehrer in Berlin.
* 434. D. Dietrich, Privatdocent aus Magdeburg.
435. D. Tillberg, Professor in Greifswald.
436. D. Cantzler, Professor am Gymnasium in Greifswald.

Digitized by Google

Nachtrag zu Seite 101.

Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit

von

Professor Sauppe*).

Nach jahrelanger Abwesenheit freu' ich mich die Heimat wiederzusehn und im Glück dieses Wiedersehens hoff' ich Muth und Kraft zu neuen Anstrengungen zu gewinnen. Altes und neues bewegt meine Seele zu sehr, als daß ich daran gedacht hätte in dieser ansehnlichen Versammlung zu sprechen. Aber verehrte und befreundete Männer wünschten und verlangten gestern, daß ich heute sprechen möchte. Ihrem Wunsche füg' ich mich; möge denn ihr Ansehen es entschuldigen, wenn ich Ihnen jetzt die Geschichte der attischen Beredtsamkeit in flüchtigen Andeutungen zu entwickeln versuche, so gut es eben die Gunst des Augenblickes gestatten wird: denn weder Bücher noch Zeit standen mir für sorgfältige Vorbereitung zu Gebote.

Das Leben bringt aus sich die Künste hervor, und in unmittelbarer Uebung pflegt sich nothwendiges zum schönen umzugestalten, lange bevor das Bewußtsein sich der Regeln bemächtigt und sie zum ganzen gestaltet. So bildete sich in den Kämpfen des attischen Staatslebens die Redekunst, da die Rede allein die Wogen der Volksversammlung aufzuthürmen und zu glätten vermochte. Mit der Größe des Kampfes steigt die Größe der Kraftentwickelung. Je ernster und entscheidender also der Kampf der Geschlechter gegen die Gemeinde wurde, zu je mehr Kühnheit sich das Volksbewußtsein erhob, mit desto größerer Gewalt entfaltete sich die Beredtsamkeit. So dürfen wir wohl glauben, daß bei Solon, Kleisthenes, Themistokles, Aristeides, Perikles die Kunst der Rede ihrer staatsmännischen Größe und der Gewalt ihres Geistes entsprach, so wenig wir von einer Theorie wissen, nach der sie diese Kunst lernten und übten. Die Beredtsamkeit war eine naturwüchsige bis gegen das Jahr 425.

Aber der Geist der Zeit war ein anderer geworden: die Verfassung gab jedem einzelnen die Möglichkeit und der siegreiche Kampf mit den Persern das Vertrauen sich und seine Ansicht geltend zu machen. Die Macht des Glaubens und der unbewußten Sitte brach mehr und mehr zusammen, ohne daß die Erkenntniß des wahren gleichzeitig an die Stelle trat. Die Individualität machte einseitig ihre Rechte geltend und unedlere Naturen folgten nur den Forderungen des Egoismus. Alle Aeußerungen des geistigen Lebens ergriff diese Richtung. Aus der ionischen und eleatischen Philosophie hatte die Sophistik jenem Egoismus Rüstzeug geschmiedet. Die Plastik hatte sich von dem typischen losgemacht und folgte der eigenen Beobachtung. In der Musik war Mischung der Harmonien und üppige Zierlichkeit eingerissen. Euri-

*) Der Entschluß ist mir schwer geworden das, was bei augenblicklichen Anhören allenfalls entschuldigt werden mochte, genauerer Prüfung zugänglich zu machen. Ich habe mich aber streng an die wenigen Notizen gehalten, die ich mir für den mündlichen Vortrag gemacht hätte. In diesen fehlte Deinarchos nicht, den ich beim Sprechen vergessen habe. S. — Der Vortrag ist uns unmittelbar vor dem Schluß des Druckes zugekommen, so daß er nur hier noch eine Stelle finden konnte. Die Redaction.

Digitized by Google

pides hatte in die Tragödie die bunte Mannigfaltigkeit und Zufälligkeit menschlicher Charaktere eingeführt. Zugleich aber hatte jene Sophistik auch die Sprache in das Bereich der Untersuchung gezogen und Prodikos über Synonymik, Protagoras über die Kategorien der Grammatik und das Verhältniß der Wörter zu den Gegenständen gesprochen. Protagoras hatte auch schon zum Gebrauch für die Gerichte allgemeine Fälle beispielsweise behandelt. Da gelangten die Lehren des Korax und Tisias über Anwendung der Rede und Beweisführung, eine Sammlung einzelner Regeln, aus Sicilien nach Athen. Da berauschte Gorgias, der Gesandte der Leontiner, die Volksversammlung durch den Prunk seiner Sprache. Dürfen wir uns da wundern, wenn die beweglichen Geister der Athener, die sich schon jenen sophistischen Untersuchungen über sprachliche Gegenstände mit Eifer zugewendet hatten, die neuen Lehren mit Ungestüm in sich aufzunehmen trachteten? Mit Perikles Tode war die letzte Fessel gesprengt, welche die Menge im Zaume hielt. Jeder sah, daß der Weg zu Genuß und Macht ihm offen stehe, wenn er die Volksversammlung zu lenken vermöge. Da mußte eine Kunst, die dem Verstande zu lernen gab, was bisher die unberechenbare Gewalt des Augenblicks aus der Tiefe des schöpferischen Geistes erzeugt hatte, als das höchste erscheinen. Was bisher Werk des Genius war, schien zum berechneten Kunststück des Verstandes zu werden.

So entstand die Kunst der Beredtsamkeit, die im Laufe eines Jahrhunderts sich entwickelte, blühte und hinwelkte. In diesem Jahrhundert lassen sich vier Perioden unterscheiden, denen jedesmal die Erfindung neuer Kunstmittel vorangeht, deren Seele aber ein politischer Kampf ist.

Die erste Periode geht vom Jahre 425 etwa bis zum Jahre 403. Ihre Mittel sind die durch Korax und Tisias einerseits und durch Gorgias andererseits aufgestellten Regeln. Der Kampf, der die streitenden Kräfte in der Volksversammlung beschäftigt, ist Krieg mit Sparta, aber überall bricht mehr oder minder deutlich der Zwiespalt zwischen Volk und Geschlechtern als der eigentliche Sitz des Kampfes durch. Außer der Volksversammlung bemächtigt sich die Beredtsamkeit auch der Gerichte; denn je mehr eine gewisse Fertigkeit zu reden sich verbreitet, desto weniger reicht die natürliche Sprache der betheiligten hin. Wer nicht selbst der Kunst mächtig ist, muß sich zu den Männern des Fachs flüchten und sich die Rede, mit der er angreifen oder häufiger mit der er den Angriff abwehren will, von ihnen machen lassen. So entstehn die Logographen. Nur von Antiphon ist uns aus diesem Zeitraume etwas erhalten, aber keine Staatsreden, sondern außer einigen Vorübungen, aus denen wir uns einen Begriff über die Art des Unterrichts bilden können, zwei gerichtliche, die sich auf Blutsachen beziehen, und für andere geschrieben sind. Die Darstellung ist klar, aber streng und schroff, der vorliegende Stoff ist nicht bewältigt, so daß die Rede aus sich selbst zu erzeugen schiene, sondern fertige Gedankenreihen der Schule werden äußerlich angepaßt, und wiederholen sich daher in beiden Reden. Sie stimmen zu der schroffen, aristokratischen Denkweise, mit der Antiphon sich und den Staat lieber den Erbfeinden Athens in die Hände geben, als den Sieg der Demokraten sehn wollte. Staatsreden finden wir aus dieser Zeit zwar bei Thukydides, und die Regeln der Schule zeigen sich in Anordnung und Behandlung. Aber sie haben nicht die Frische und Natürlichkeit der Volksversammlung, sondern die Menge allgemeiner Betrachtungen und die oft peinliche Kürze erinnern uns, wie der Verfasser die Gedanken, die er in strenger und langer Zurückgezogenheit sich langsam zurechtgelegt und mehr und mehr zusammengedrängt hatte,

Digitized by Google

nur in ihren wichtigsten Momenten an einander reiht. Noch gehört Andokides in diesen Zeitraum. Nicht sowohl durch seine Individualität ist er von Bedeutung, als weil er sich, eine Art attischer Roué, als ein Bild der gewöhnlichen vornehmen Gesellschaft darstellt und zeigt, in wie weit künstlerische Bestrebungen und Fertigkeiten schon gleichsam in die Luft übergegangen waren, die alle einathmeten. Seine Rede ist gewandt und leicht, aber die Darstellung ist breit und verschwimmt in weitschweifigen Perioden.

Unterdessen aber hatte die Theorie bedeutende Fortschritte gemacht. Thrasymachos stellte nicht nur Regeln über die Erregung der Gefühle und Leidenschaften bei den Zuhörern auf, sondern begründete auch die Lehre vom Rhythmus und der Periodologie. Theodoros und Euenos erweiterten die Anweisungen über Beweisführung. Polos und Likymnios schlossen sich Gorgias an und bildeten seine Lehren über die äußere Ausschmückung der Rede durch Bilder und Sentenzen aus.

Es begann eine zweite Periode der Beredtsamkeit, die von 403 bis 360 geht. Der Kampf des Demos und der Geschlechter ist erloschen; mit der Vertreibung der Dreißig hörte die politische Bedeutung der Geschlechter auf, obgleich sie privatrechtlich fortbestanden. Der Kampf, der die Seele der Beredtsamkeit in dieser Periode bildet, gilt erst der Gestaltung der neuen Verfassung, dann bewegt er sich um die Frage, ob sich Athen an Sparta oder Theben anzuschließen habe, und wird also von einer spartanischen und böotischen Partei geführt. In der Form der Reden machen sich besonders die Lehren des Thrasymachos und Theodoros geltend. Bei den Verfassungskämpfen tritt Archinos hervor, bei den spätern glänzen unter den Freunden Thebens Aristophon und Kephalos, unter denen Spartas Kallistratos, nach den Zeugnissen der Zeitgenossen und dem Eindruck, den er auf Demosthenes machte, der größte Redner dieser Periode. Von dem kecken und soldatisch derben Iphikrates werden nur Gerichtsreden erwähnt.

Leider besitzen wir ebensowenig aus dieser Periode, wie aus der ersten nur eine Staatsrede. Gerichtsreden aber sind erstens in bedeutender Anzahl von Lysias vorhanden, der zwar nicht attischer Bürger war, aber alles in seiner Sprache vereint, was man attische Einfachheit und Feinheit nennt. Vor allem sind seine Erzählungen von bezaubernder Klarheit und Anschaulichkeit: so gleich in der ersten Rede über die Tödtung des Eratosthenes. Auch die Beweisführung ist in kleineren und einfacheren Sachen bündig und trägt in ihrer Natürlichkeit eine Gewalt zu überzeugen, der die Richter schwerlich sich zu entziehen vermochten. Weniger beherrscht er verwickelte Rechtshändel, und seine Kraft reicht nicht aus, wo Leidenschaften zu erregen und das Gefühl der Zuhörer fortzureißen ist. So verwirrt er sich zuweilen in der zwölften Rede über die Ermordung seines Bruders und verfehlt in dem Bestreben den Zorn der Richter gegen Eratosthenes zu schärfen durch weithergeholte künstliche Gedanken sein Ziel. Außer Lysias haben wir eilf Reden von Isäos. Sie beziehen sich alle auf Erbschaftsstreitigkeiten und liefern so den Beweis, daß die sämmtlichen Reden dieser Logographen ihrem Inhalte nach, wahrscheinlich von den Alexandrinern, geordnet worden waren, indem uns gerade die Abtheilung der Erbschaftsreden erhalten wurde. Seine Rede ist klar aber dürr, allerdings dem Gegenstande angemessen; er beherrscht stets die Sache vollkommen, alles ist darauf angelegt den Kreis des Beweises so um die Seele des Zuhörers zu schlingen, daß er nicht entrinnen könne. Aber es kommt einem das Gefühl, daß nur die Kunst des Redners die Sache so drehe und wende; man vermuthet Entstellung, und dieser Verdacht hindert die Zustimmung.

Digitized by Google

Vermissen wir bei beiden genannten Rednern die Kunst des Periodenbaus, so tritt uns als Meister hierin Isokrates entgegen. Streng genommen verdient er weniger den Namen eines Redners, als den eines Publicisten. Angeborne Schüchternheit hielt ihn von der Volksversammlung fern, und so suchte er in Pamphleten seine Mahnung, die Einfachheit alter Sitten zurückzuführen, die Zwistigkeiten unter den Griechen durch einen gemeinschaftlichen Zug gegen Persien zu lösen, seinen Mitbürgern oder Philippos ans Herz zu legen. Diese Gedanken gehören ihm nicht eigen, aber der ebenso beschränkte als wohlmeinende Mann kann sie nicht oft genug wiederholen. Häufig nimmt er den Schein philosophischer Bestrebungen in Anspruch, aber Philosophie ist ihm nur die Kunst sich im Leben zurecht zu finden. Sein Stil ist leicht, rund, sorgfältig. Dieser mit gleichem, breitem Wellenschlag fortgleitende Strom ermüdet, aber jede einzelne Periode für sich ergötzt durch die Symmetrie der künstlich verschlungenen Glieder und den glatten Fluß der gewählten und reinen Sprache. Es lag so viel wahrer Fortschritt und so viel wirkliches Verdienst in seinen Regeln über die Form der Rede, daß kein Rhetor mehr Schüler zählte und selbst all das engherzige und beängstigende, was in vielen seiner Vorschriften lag, mit erhalten wurde. Es bildete sich eine bestimmte Schule von Isokrateern, in der sich diese Ansichten Jahrhunderte lang getreu fortpflanzten.

Wir sind zur dritten Periode gelangt, der höchsten Blüthe, die von 360 bis 338 geht; denn diese Grenzen schließen den Kampf auf Leben und Tod in sich, den Athen an der Spitze der Griechen, in denen das Gefühl der Volksehre noch lebte, gegen Philippos von Makedonien führte. Die Lehren des Isokrates hatten die Form der Sprache zu einer Vollkommenheit gebracht, daß sie als williges Material sich den kühnsten Gestaltungen der Geister anschmiegte.

Bald nach Philippos Auftreten erkannte Demosthenes, daß das Leben Athens und Griechenlands auf dem letzten Wurfe stehe. Da erschloß sich in den Gluthen der Vaterlandsliebe und des sittlichen Zornes die tiefe Rose des schüchternen Geistes. Er sah, daß er nicht nur mit der gewaltigen Macht eines thatenlustigen und rastlosen Einzigen zu kämpfen habe, sondern auch mit der Schlaffheit und Kurzsichtigkeit der eigenen Bürger. Aber das Vaterland stand so verklärt vor seinen Augen, so großes hatte Athen vollbracht, daß mit ihm alles hohe und schöne stehen oder fallen zu müssen schien. Athen und Griechenland war für Demosthenes gleich mit Tugend und Wahrheit. In Philippos mit seinen Ränken und Hinterlisten bekämpfte er das Laster und die Lüge. So war er der Held, den allein Philippos fürchtete, so weht noch jetzt aus diesen mit Schwerterglanz flammenden Worten jedes edle Gemüth frischer Morgenhauch an, so weckt seine Gluth über Jahrhunderte hin neue Begeisterung. Wohl ist dieser Stil nicht glatt und geschmeidig, man sieht ihm an, daß nur im harten Ringen die fluthenden Gedanken sich der Form der äußeren Erscheinung fügen, man erkennt zuweilen die Spuren der mühevollen Arbeit. Aber, um das Bild eines Alten zu gebrauchen, in seiner Rede ist der harte Ernst des Schlachtengetümmels, während anderer zierliche Perioden dem Spiele der Fechtschule gleichen. Mir stehn hier vorzüglich die Staatsreden, die drei olynthischen, die erste und dritte philippische, die über die Angelegenheiten der Chersonnesos vor der Seele. Sie gehören zu dem gewaltigsten und besten, was jemals gesprochen und geschrieben wurde. Weniger kann ich die Bewunderung theilen, die der Rede vom Kranze gezollt wird. Groß und schön ist auch hier, was er über seine Politik und den Kampf mit Makedonien sagt, fast voller brausen einigemal die Wogen seiner Beredtsamkeit daher, als in den Staatsreden, aber die Darstellung der Sache

Digitized by Google

selbst und die Anordnung ist nicht einfach und klar genug, die Beweisführung zum Theil gewunden. Sei es nun persönliche Leidenschaft, sei es die Schwierigkeit jene alten Händel mit allen kleinen Wendungen und Zufälligkeiten lebendig wiederzugestalten, sei es der Aerger bei der ersten Gesandtschaft an Philippos weniger kräftig aufgetreten sein, was seiner Redekunst im Wege stand. In den kleinern gerichtlichen Reden hält er sich streng an die Sache; der ganze Ton ist trocken, aber die Erzählung klar und anschaulich, die Beweisführung bündig.

Neben ihm sprachen gegen Philippos vorzüglich Hypereides und Lykurgos. Es ist schwer über Hypereides ein wenigstens einigermaßen deutliches Urtheil zu gewinnen. Aber die Andeutungen alter Kunstrichter und die zwar zahlreichen, jedoch an Umfang nicht bedeutenden Bruchstücke führen dahin uns ihn als gewandten, einer leichten und klaren Darstellung vollkommen mächtigen, aber weder durch Tiefe der Gedanken, noch durch Kraft des Willens bedeutenden Redner zu denken. Das Bruchstück aus seiner Leichenrede ist mir immer ziemlich matt vorgekommen. Von Lykurgos ist die bekannte Rede gegen Leokrates enthalten. Bewundernswerth zwar und in einer Zeit des gebildeten Weltbürgerthums und Egoismus fast mährchenhaft erscheint uns in ihr eine Vaterlandsliebe, die den, welcher in bedrängter Zeit seine Person aus dem drohenden Schiffbruch des Vaterlandes zu retten sucht, als Hochverräther anklagt. Aber den Erfolg, daß Leokrates nur durch das Gleichstehn der Stimmen gerettet wurde, erlangte wohl mehr das persönliche Ansehen, welches Lykurgos durch große öffentliche Verdienste und lang bewährte reine Bürgertugend erworben hatte, als die Kunst der Rede. Die Perioden sind lose gefügt, der Klang und Rhythmus der Worte oft rauh, die Gedanken sind zum Theil sehr gesucht und wiederholen sich, die Beispiele aus der mythischen und historischen Zeit Athens erscheinen in ihrer Menge und Ausdehnung unpassend. Doch vielleicht ist es unrecht den Ehrenmann gerade nach dieser einzigen Rede zu beurtheilen.

Reichbegabte Geister standen zum Theil auch auf der andern Seite und sprachen für Philippos und Makedonien. Aber nicht weil sie, über das Griechenthum im Geiste hinausgewachsen, in Philippos den Beginn einer neuen Zeit erkannten, sondern entweder aus kleinmüthiger Kurzsichtigkeit, wie Isokrates; oder aus finsterer Strenge des Urtheils, die aus Haß gegen die unmittelbare, als schlecht erscheinende Gegenwart alles, was nur dieser sich feindlich zeigt, unterstützt, wie Phokion; die meisten aus Eigennutz. Zu diesen gehörten Eubulos und Aeschines. Nichts ist, wenn man die Reden des letztern liest, deutlicher, als daß hier ein klarer Verstand seinem reichen Talent freien Lauf giebt und ohne Anstrengung und besondern Kunstaufwand die Rede in vollen, wenn auch lose gegliederten Perioden, mit natürlicher Leichtigkeit dahinströmen läßt. Aber so wie er höhere Töne anschlägt, zeigt sich das gemachte und unwahre; die offenbaren Uebertreibungen, die er sich Demosthenes gegenüber zu Schulden kommen läßt, beweisen, daß er mit Bewußtsein falsches spricht, und lassen selbst da, wo er schlicht und einfach zu sein scheint, absichtliche Täuschung vermuthen.

Nach den reichen Erfahrungen, wie diese Periode sie bot, leistete auch die Theorie außerordentliches. Anaximenes entwickelte und vervollständigte die alte, seit Korax und Tisias allmählich angewachsene Sammlung praktischer Regeln über Beweisführung und Anordnung der Rede, indem er für die Behandlung des für und wider in den wichtigsten Rücksichten, die zur Sprache kommen können, zum Theil sehr feine, zum Theil nur auf den Schein berechnete Vorschriften aufstellt. Als die köstliche Frucht aber jener Blüthe der Beredtsamkeit stellt sich Aristoteles Rhetorik dar.

Digitized by Google

Für einen kurzen Nachhall der großen Zeit können wir noch eine vierte Periode ansehn, die von 338 bis 307 reicht, wo Demetrios von Phaleros aus Athen vertrieben wurde. Demosthenes und die gleich gesinnten streben umsonst nochmals den Kampf gegen Makedonien zu entflammen. Neben den alten Gegnern gewinnt Demades Bedeutung, eine gemeine Natur, die mit kühlem Verstand nur ihren Vortheil verfolgt und so vor allen Täuschungen der Mitgefühle und der Begeisterung sicher ist. Aber kühner Witz und immer fertiges Urtheil, wie wir sie bei solchen Naturen nicht selten zu allen Zeiten finden, gaben seiner Rede Kraft und Ansehn. Von Demochares, dem Neffen des Demosthenes, wissen wir nur, daß er die Gesinnung seines großen Oheims getreu bewahrte und kühn und unerschrocken für das Recht sprach; mit welcher Kunst und welchem Erfolge er es that, läßt sich aus den wenigen Bruchstücken nicht ermitteln.

Durch zahlreiche Gerichtsreden zeichnete sich Deinarchos aus, von denen noch drei auf den harpalischen Prozeß bezügliche vorhanden sind. In diesen ist die Rede ohne stilistische Verdienste, die Anstrengungen die er macht den Zorn der Richter gegen Demosthenes aufzuregen erscheinen als spitzfindige Verdächtigung und lassen kalt. Seine Reden mochten aber für den Hausbedarf der Gerichte gut genug sein, und sein Verdienst bestand in seinem Fleiß und seiner Fruchtbarkeit. So bleibt nur noch Demetrios von Phaleros zu erwähnen, dessen Lieblichkeit und leichte Zierlichkeit von den alten Kunstrichtern gerühmt wird.

Aber alles dies war nur ein Schatten wahres Lebens, dieses selbst war erloschen. Mit dem Kampfe des öffentlichen Lebens, von dem sie allein die Kraft zu sein empfängt, war auch die Beredtsamkeit verstummt. Ihr blieb hinfort nur ein Scheinleben, indem sie in den Schulen Reden dichtete, wie sie der oder jener alte in einem bestimmten Falle gehalten haben könnte, oder allgemeine Fälle spitzfindig oder kleinlich behandelte. Erhielt diese Gewohnheit der Rednerschulen eine gewisse Reinheit des Geschmacks in der Sprache, so gab sie durch jene erdichteten Reden vielfachen Anlaß nicht nur diese den alten Rednern als ächte unterzuschieben, sondern auch die ächten Reden durch Flitterwerk zu verunstalten, was die Rhetoren den Stellen, die sie aus alten Rednern entlehnten, anhängten, und welches dann spätere Grammatiker auch in die ächten Reden übertragen zu müssen glaubten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Protokoll der vorbereitenden Sitzung	1
Einleitende Worte des Präsidenten	—
Wahl der Secretäre	3
Für den Verein eingesandte Schriften	—
Commission für die Bestimmung des nächsten Versammlungsortes	5. 34
Protokoll der ersten öffentlichen Sitzung	6
Hermann (Comthur), über H. W. Reiz	—
Adresse an Friedrich Jacobs	11
Schulz (Director), über die Pflege der classischen Studien in Sachsen	12
Thiersch (Hofrath), über die wissenschaftliche Militärerziehung	17
Zusammenkünfte der Theologen	22. 108
Gedicht von Professor Welcker zu Gotha	22. 109
Forchhammer (Professor), über die Ebene von Troja	22
Gerlach (Professor), P. Cornelius Scipio Aemilianus und seine Zeit	25
Discussion über den Vortrag des Prof. Forchhammer (Prof. Walz, D. Krehl, Oberlehrer Dietsch)	30. 31.
Brüggemann (Geh. Regierungsrath), die wissenschaftliche Militärbildung im Königreiche Preußen	32
Fritzsche (Prof. F. V.), das Verhältniß der Philologie zum Zeitgeiste	33
Protokoll der zweiten öffentlichen Sitzung	34
Darmstadt nächster Versammlungsort	—
Fuchs (Lehrer), über das Verhältniß der romanischen Sprachen zum Lateinischen	35
Hermann (Prof. K. H.), Adresse an F. Creuzer	51. 111
Weber (Prof. W. E.), über Hor. Sat. 2, 4.	25. 51. 101
Walz (Professor), über die alt-italische Religion	52
Rinne (Oberlehrer) über die Geschichte u. d. prakt. Bedeutung des Begriffs der sprachlichen Figur	55
Discussion über den Vortrag des Prof. Walz (D. Merkel)	66
D. Freund, über die Einrichtung eines thesaurus Tullianus	—
Discussion über den Vortrag des D. Fuchs (Director Schulz)	—
Dietsch (Oberlehrer), Herstellung der Gymnasialbibliothek in Klausthal	68
Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung	69
D. Freund, über die Idee einer allgemeinen sprachvergleichenden Lexikographie	—
Thiersch (Hofrath), über die Aufführung von dramatischen Werken der Griechen u. Römer auf dem neueren Theater	79. 101
Schulz (Director), über die altgriechische Pallas und die dreiseitige Kandelaberbasis in der Dresdner Antikensammlung	88
Adresse des Litteratenvereins in Leipzig	100. 112
Sauppe (Professor), Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit	101. 124
Schlußworte des Präsidenten	101
Die erste Versammlung deutscher Orientalisten	103
Versammlungen zur Besprechung über grammatisch-historische Exegese des neuen Testaments	108
Beilagen.	
1. Die Medaille	109
2. Lateinisches Gedicht an den Präsidenten von Prof. Ph. H. Welcker	—
3. Adresse des rheinisch-westphälischen Vereins von Schulmännern an den Präsidenten	110
4. Zuschrift an den Geh. Rath Creuzer	111
5. Adresse des Litteratenvereins zu Leipzig an die Versammlung	112
6. Das Festmahl	113
Lateinisches Gedicht von Prof. Nobbe	114
Verzeichniß der Mitglieder	115
Nachtrag: Sauppe (Prof.), Andeutungen zur Geschichte der attischen Beredtsamkeit	124

Druck von Ernst Blochmann und Sohn in Dresden.

Digitized by Google

Verhandlungen

der

achten Versammlung

deutscher Philologen und Schulmänner

in

Darmstadt

den 1. 2. 3. und 4. October 1845.

Darmstadt,
Verlag von Gustav Georg Lange.
1846.

Digitized by Google

Buchdruckerei: Chr. Fr. Will in Darmstadt.

Digitized by Google

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Darmstadt, den 1. October 1845.

Da der zu Dresden ernannte Präsident der diesjährigen Versammlung, Oberstudienrath Director Dr. Dilthey, durch schwere Krankheit abgehalten wurde, die Geschäftsführung des Vereins in eigner Person zu übernehmen, so eröffnete der Vicepräsident, Gymnasiallehrer Dr. Wagner, die Sitzung mit folgender Rede:

„Hochzuverehrende Herren! Ihre Augen, Ihre Herzen werden vor Allem mit mir den Mann vermissen, den Ihr Vertrauen zunächst zu der Stelle berufen, die ich jetzt betreten habe. Ein beklagenswerthes Geschick entzieht Ihnen in Ihrem ersten Präsidenten einen Mann, der durch Geist und Gelehrsamkeit, durch Umsicht und Beredsamkeit eine Zierde ihrer Versammlung und in hohem Grade geeignet gewesen wäre, Ihre Verhandlungen mit Würde und Geschick zu leiten. Noch gestern hoffte er in Ihrer Mitte erscheinen, Sie feierlichst begrüßen zu können, heute zwingt ihn die Krankheit seinem lange genährten Wunsche zu entsagen. Ich kann nicht umhin, Ihnen das rührende Schreiben mitzutheilen, durch das er mich hiervon in Kenntniß gesetzt hat *). Mögen dem unserer ganzen Theilnahme so würdigen Manne die Stunden bitterer Entbehrung wenigstens frei von körperlichem Schmerze dahinfließen und der Dank, den Sie ihm gewiß,

*) Es lautet: Darmstadt, 1. October 1845. Hochgeehrtester Herr College! Seit mehreren Monaten werde ich, wie Ihnen bekannt ist, von einer mit den heftigsten asthmatischen Zufällen verbundenen Brustkrankheit heimgesucht. Die an einzelnen besseren Tagen auftauchende Hoffnung endlicher Genesung war mir ganz besonders um deßwillen schätzbar, weil sie mir die Möglichkeit zeigte, unserer verehrten Philologenversammlung auch persönlich und mündlich meine Dienste zu bezeigen. Leider hat sie mich getäuscht. Seit 14 Tagen befinde ich mich in einem Zustande, der es mir, wie Sie wissen, unmöglich macht, mein Krankenzimmer zu verlassen. So sehe ich mich denn genöthigt, auch diesen mir so ehrenvollen und erfreulichen Theil meines Lebens und Wirkens auf schmerzvolle Resignation zu stellen. Indem ich Ihnen meine Funktionen mit der Beruhigung übertrage, daß Ihr einsichts- und verdienstvoller Eifer meine Abwesenheit von der verehrten Versammlung nicht wird vermissen lassen, bitte ich, mich bei derselben bestens zu entschuldigen. Was ich bei Eröffnung der heutigen Sitzung mündlich vortragen wollte, habe ich in den letzten peinvollen Tagen nur mit großer Mühe einigermaßen zu Papier bringen können. Wenn Sie es der Mühe werth finden, es vorlesen zu lassen, so stelle ich dazu das Manuscript hiermit zu Ihrer Disposition. Mit bekannter Hochachtung und Verehrung Ihr ganz ergebenster C. Dilthey.

Digitized by Google

Buchdruckerei: Chr. Fr. Will in Darmstadt.

Digitized by Google

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Darmstadt, den 1. October 1845.

Da der zu Dresden ernannte Präsident der diesjährigen Versammlung, Oberstudienrath Director Dr. Dilthey, durch schwere Krankheit abgehalten wurde, die Geschäftsführung des Vereins in eigner Person zu übernehmen, so eröffnete der Vicepräsident, Gymnasiallehrer Dr. Wagner, die Sitzung mit folgender Rede:

„Hochzuverehrende Herren! Ihre Augen, Ihre Herzen werden vor Allem mit mir den Mann vermissen, den Ihr Vertrauen zunächst zu der Stelle berufen, die ich jetzt betreten habe. Ein beklagenswerthes Geschick entzieht Ihnen in Ihrem ersten Präsidenten einen Mann, der durch Geist und Gelehrsamkeit, durch Umsicht und Beredsamkeit eine Zierde ihrer Versammlung und in hohem Grade geeignet gewesen wäre, Ihre Verhandlungen mit Würde und Geschick zu leiten. Noch gestern hoffte er in Ihrer Mitte erscheinen, Sie feierlichst begrüßen zu können, heute zwingt ihn die Krankheit seinem lange genährten Wunsche zu entsagen. Ich kann nicht umhin, Ihnen das rührende Schreiben mitzutheilen, durch das er mich hiervon in Kenntniß gesetzt hat *). Mögen dem unserer ganzen Theilnahme so würdigen Manne die Stunden bitterer Entbehrung wenigstens frei von körperlichem Schmerze dahinfließen und der Dank, den Sie ihm gewiß,

*) Es lautet: Darmstadt, 1. October 1845. Hochgeehrtester Herr College! Seit mehreren Monaten werde ich, wie Ihnen bekannt ist, von einer mit den heftigsten asthmatischen Zufällen verbundenen Brustkrankheit heimgesucht. Die an einzelnen besseren Tagen auftauchende Hoffnung endlicher Genesung war mir ganz besonders um deßwillen schätzbar, weil sie mir die Möglichkeit zeigte, unserer verehrten Philologenversammlung auch persönlich und mündlich meine Dienste zu bezeigen. Leider hat sie mich getäuscht. Seit 14 Tagen befinde ich mich in einem Zustande, der es mir, wie Sie wissen, unmöglich macht, mein Krankenzimmer zu verlassen. So sehe ich mich denn genöthigt, auch diesen mir so ehrenvollen und erfreulichen Theil meines Lebens und Wirkens auf schmerzvolle Resignation zu stellen. Indem ich Ihnen meine Funktionen mit der Beruhigung übertrage, daß Ihr einsichts- und verdienstvoller Eifer meine Abwesenheit von der verehrten Versammlung nicht wird vermissen lassen, bitte ich, mich bei derselben bestens zu entschuldigen. Was ich bei Eröffnung der heutigen Sitzung mündlich vortragen wollte, habe ich in den letzten peinvollen Tagen nur mit großer Mühe einigermaßen zu Papier bringen können. Wenn Sie es der Mühe werth finden, es vorlesen zu lassen, so stelle ich dazu das Manuscript hiermit zu Ihrer Disposition. Mit bekannter Hochachtung und Verehrung Ihr ganz ergebenster C. Dilthey.

Digitized by Google

m. H., im Stillen für die Ihnen eingehändigten Früchte seines Fleißes zollen werden, als ein erheiternder Genius seinem Geiste vorschweben. Wie Viel Ihnen, m. H., durch seine Abwesenheit entgeht, wird Ihnen besonders fühlbar werden, wenn Sie meine, des Stellvertretenden, geringen Kräften mit den seinigen vergleichen. Niemand kann mehr, als ich selbst, empfinden, wie sehr mir die zu der jetzt zu bekleidenden Würde wünschenswerthen Gaben fehlen. Dennoch glaubte ich, im Hinblick auf Ihre mir schon vielfach bezeugte Gewogenheit und Nachsicht, dem mir vertrauensvoll überwiesenen Posten nicht kleinmüthig mich entziehen zu dürfen. Ich denke vielmehr darin wie die alten Athener, die vor der Schlacht bei Platää sprachen: „Wir mögen stehen, wo wir wollen, wir werden suchen, unsre Schuldigkeit zu thun!" Und so erfülle ich denn die erste angenehme Pflicht meines Berufes, indem ich Sie, hochansehnliche Versammlung, aus Herzensgrunde freundlichst begrüße und in Darmstadts Mauern willkommen heiße. Ich thue dies im Geist und Namen Sr. K. H. unsers allverehrten Großherzogs und seines erleuchteten Staatsministeriums, welche die Genehmigung zu unserer Versammlung mit Freudigkeit ertheilt haben, ich heiße Sie willkommen im Namen des ehrenwerthen Stadtvorstandes, der aus eignem Antrieb und einstimmig, allen Wünschen des Präsidiums zuvorkommend, die zur Vorbereitung der Versammlung nöthigen Mittel zu unsrer Verfügung gestellt hat, willkommen im Namen aller hiesigen Gebildeten, welche sich beeifert haben, ihre Theilnahme zu bethätigen und ein Festcomité zu bilden, das mit der rühmenswerthesten Thätigkeit bemüht war, Ihnen den Aufenthalt in Darmstadt möglichst angenehm und interessant zu machen.

Ich folge nun zunächst dem Drange meines Herzens, um für meine Person den im vorigen Jahr in Dresden versammelten Herren meinen tiefgefühlten Dank für die Ehre auszusprechen, die Sie mir durch Ernennung zum 2ten Präsidenten Ihrer Versammlung erwiesen haben. Je unerwarteter, je unverdienter mir diese Auszeichnung kam, desto mehr mußte sie meinen Eifer beleben, Ihrem Vertrauen einigermaßen zu entsprechen. Und wie sehr ich auch in vielem Andern Vielen nachstehe, in Einem räume ich Keinem den Vorrang ein, das ist in dem guten Willen für die Zwecke unseres Vereins zu wirken, der außer seiner wissenschaftlichen Anregung im gemüthlichen Zusammenleben die Herzen der Männer vereinigen will, die durch gleichen Beruf zur Bildung des Sittlichen und Geistigen im Menschen verbündet und verbrüdert sein sollen. Dies Bewußtsein hat mich zur rüstigen Uebernahme meiner Obliegenheiten ermuthigt, bei deren fernerer Ausübung ich um Ihre große Nachsicht und Unterstützung bitten muß, damit die Gesammtheit ersetze, was mir dem Einzelen abgeht.

Es ist noch ein anderes Gefühl, dem ich einigen Ausdruck durch Worte geben möchte, das Gefühl der Freude, daß Darmstadt zum Sitz Ihrer diesjährigen Versammlung erkoren wurde. Ich kann befangen sein in der Liebe zu meiner theuren Vaterstadt über ihre Vorzüge; aber davon hoffe ich Sie alle, m. H., während Ihres hiesigen Aufenthaltes zu überzeugen, daß Darmstadt Ihrer Wahl würdig war, würdig um ihrer biederen gastfreundlichen Gesinnung und ihres für Kunst und Wissenschaft empfänglichen und darin geübten Geistes willen.

Es wird Ihnen wol nicht unlieb sein, wenn ich Sie mit diesem für das Schöne und Geistvolle lebhaft angeregten Sinne unserer Stadtbewohner etwas näher bekannt mache. Kennt man doch gern die Glieder einer fremden Familie, bei der man einkehrt, Luft und Boden einer Gegend, in der man verweilt, wie nicht auch die geistige Physiognomie und Richtung einer Stadt, in die man um des geistigen Genusses willen zusammen gekommen ist?

Digitized by Google

Die sogenannte classische Philologie hat zwar hier keine ausgedehnte Pflege und Pflanzschule finden können. Das liegt in den Verhältnissen unserer Stadt. Es werden außer dem jetzigen Gymnasialdirektor und einigen seiner Vorgänger kaum einige Namen hiesiger Bewohner in den Annalen der Philologie eine bleibende Stelle finden. Aber höhere Bildung im Allgemeinen, ein feiner Sinn und Geschmack, wie er aus dem Umgang mit den Musen entspringt, und geistige Kraft, die durch wissenschaftliche Thätigkeit gesteigert wird, die sind hier heimisch und haben von Geschlecht zu Geschlecht Männer hervorragenden Geistes erzeugt. Darmstadt hat zu der Ehrenlegion, die dem Licht und der Wahrheit, dem Guten und Schönen den Sieg zu erringen strebt, jederzeit sein vollzähliges Contingent gestellt. Ich erinnere an Helfr. Peter Sturz, den Meister deutscher Prosa, von dem Ihnen in einem der nächsten Tageblätter eine geschickte Hand eine Skizze liefern wird, an Johann Heinrich Merck, den vielfach verkannten und verunglimpften scharfsinnigen Geist, der selbst für Herder, Göthe und Wieland ein Leitstern war, an den Orientalisten Schulz, der auf seiner wissenschaftlichen Reise im Lande der Kurden einen jammervollen Tod fand, an Prof. Balser, den ausgezeichneten Pathologen, an den gelehrten Oberbibliothekar Christ. Felix Bähr in Heidelberg, der zu unserer Freude am Ehrentag seiner Vaterstadt nicht fern bleiben wollte, an Liebig, Gervinus, Kriegk in Frankf. Die Namen Schleiermacher und Zimmermann, Väter und Söhne, werden im In- und Ausland mit Ruhm und Verehrung genannt, Söhne von Darmstadt haben jetzt 5 Lehrstühle auf der Landesuniversität, 3 in Heidelberg, einen in Bonn mit Ehren ein, und ebenso ist die Würde eines Generalsuperintendenten in Königsberg und eine Professur an der Akademie in Frankf. gebornen Darmstädtern vertraut. — Für diesen meiner Vaterstadt zugeschriebenen biederen und nach Bildung strebenden Sinn sprechen auch die zahlreich hier bestehenden mildthätigen, gemeinnützigen, wissenschaftlichen und Kunstvereine. Zu ihnen gehört der historische Verein, zu dessen nächster Sitzung am 6. October alle Mitglieder des Phil.-Vereins, sei es als Zuhörer, oder Redner, ergebenst einzuladen, ich durch den jetzigen Präsidenten Herrn Geh. Staatsrath Dr. Knapp ermächtigt bin. Der jüngst gegründete Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften unter dem Vorsitz des Herrn Hofrath Dr. Lauteschläger hat unser Eingangszimmer mit mancher interessanten Ausstellung versehen, und der Ihnen eingehändigte Plan von Rom ist von dem Secretär dieses Vereins componirt worden. Dem Musikverein für Dilettanten unter der Leitung des Herrn K. Mangold werden wir morgen einen Genuß zu danken haben; der Kunstverein hat auf des Herrn Prof. Felsing Verwendung seine diesjährige Ausstellung ausdrücklich in die Zeit Ihres Hierseins verlegt. Doch ich muß fürchten, Ihre Geduld zu ermüden, wenn ich alle rühmenswerthen hiesigen Vereine erwähnen wollte, kurz, es gibt Nichts Schönes und Großes, was hier nicht seinen Anklang und seine Vertreter fände. Und wer hat solchen geistigen Sinn geweckt und genährt? Nächst Gott und Mutter Natur, gute Lehranstalten und eine Reihe erleuchteter Fürsten, welche im Hessenlande den Musen eine freundliche Stätte bereiteten. Wandeln Sie durch den fürstlichen Garten zunächst am Theater, so finden Sie den Grabhügel der Landgräfin Karoline, welcher Friedrich der Große auf den Aschenkrug die Worte setzen ließ: Femina sexu, ingenio vir. Sie war es, welche die erste Ausgabe Klopstockischer Oden veranstaltete und an ihrem Hof einen Kreis geistvoller Menschen um sich zog, in welchem Schiller Scenen aus seinem Carlos vorlas und ausgezeichnete Männer wie Merck und der Rector Wenck hochgeschätzt wurden. Sie bildet mit ihrem Sohne, dem höchstseligen Großherzog Ludewig I., eine ähnlich erhebende Erscheinung, wie Herzogin Amalia mit ihrem Sohne Karl August, und

Digitized by Google

dem Musenhof in Weimar, den uns Wachsmuth so treffend geschildert, könnte man den Musenhof in Darmstadt als ein passendes Gegenbild an die Seite setzen. Dort waren es bekanntlich vorzugsweise Poesie und Literatur, hier Musik, die zeichnenden Künste, Natur- und Kriegswissenschaft, welche durch fürstl. Huld gepflegt wurden. Solcher Befreundung mit den ernsten Wissenschaften und heiteren Künsten verdankt man hier die unschätzbaren Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, bei deren Auswahl und Anschaffung kein Fach begünstigt wurde, sondern eine rein wissenschaftliche, auch für die Zukunft sorgende Idee leitete und namentlich die trefflichsten Hilfsmittel zu wissenschaftlichen Vorlesungen und zur Bildung von Kunstschulen nicht fehlen durften. Diese benutzend hatte der im vorigen Jahr verstorbene große Physiker Ludwig Schleiermacher eine lange Reihe von Wintern hindurch Vorlesungen über Physik vor einer großen Zahl von Zuhörern aus den gebildetsten Ständen gehalten. Aehnlichen Anklang fanden die Vorträge im Verein für Literatur und Kunst, die Vorlesungen des Herrn Dr. Zimmermann über deutsche Literatur, des Herrn Gymnasiallehrers Haas über französische Literatur, des Herrn Ober.-Appel.-Ger.-Rath Weiß über französisches Recht und des Herrn Geh. Staats-Rath Jaup Encyklopädie der gesammten Jurisprudenz. Die trefflichsten Modelle und Abgüsse von antiken Ornamenten und Statuen, welche der höchstselige Großherzog im Jahr 1812 in Paris, wohin bekanntlich alles Trefflichste der Art aus Europa zusammen gebracht worden war, zu erwerben nicht versäumte, Gegenstände, wie sie in solcher Vollkommenheit selbst München nicht besitzt, haben unsern verdienstvollen Gallerieinspektor Seeger in den Stand gesetzt, eine Kunstschule zu eröffnen, die nach ihren Anfängen zu urtheilen für die Zukunft etwas Bedeutendes verheißt.

Daß bei solchem angeerbten Geist und Streben, welcher unser durchlauchtiges Fürstenhaus und unsere erleuchtete Staatsregierung zu erhalten und zu fördern weiß, die Kunde aus Dresden von der auf Darmstadt gefallenen Wahl nur die größte Freude erregen konnte, darf ich Sie nicht erst versichern und wird sich dies durch das freundliche Entgegenkommen aller Stände am besten bewähren".

Hierauf wurden auf Vorschlag desselben zu Secretären der Versammlung ernannt: Prof. Dr. Weißenborn aus Jena, Gymnasiallehrer Dr. Boßler und Dr. Hüffell von hier. Als diese ihre Sitze eingenommen hatten, und die Vereinsstatuten sowie ein Verzeichniß der neu angekommenen Mitglieder verlesen war, erklärte der Vicepräsident die achte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für gesetzlich constituirt.

Nun las zuerst der 3. Secretär, vom Vicepräsidenten aufgefordert, die nachfolgende von dem abwesenden Präsidenten eingesandte Empfangs- und Bewillkommnungsrede der Versammlung vor:

„Meine Herren! Ein herzliches Willkommen in Darmstadt, welches ich Ihnen für mich und meine Mitbürger zurufe, sei der erste Festklang, welcher Ihnen bei Eröffnung dieser hochachtbaren Versammlung ertönt. Er möge Ihnen die Bürgschaft der Gesinnungen gewähren, von denen wir uns durchdrungen fühlen, und die wir für die Dauer Ihrer Anwesenheit Ihnen zu bethätigen uns bemühen werden. So ehrenvoll der von Ihnen in Dresden gefaßte Beschluß uns erschien, Ihre achte Versammlung in Darmstadt zu halten, so mußte doch im Hinblick auf die bedeutenden Schwierigkeiten, die sich seiner Ausführung Anfangs entgegen zu stellen schienen, auch die Besorgniß auftauchen, daß wir Ihrer Absicht entweder gar nicht, oder doch nicht in genügender Weise zu entsprechen vermöchten. Um so erfreulicher ist es uns, eine Erfahrung gemacht zu haben, die erheiternd und befruchtend auf unser Leben zurück zu wirken geeignet ist.

Digitized by Google

Wir könnten nicht genug die freundliche Beiferung rühmen, mit welcher man uns von allen Seiten entgegengekommen ist, und deren Folgen Sie schon in den verflossenen Tagen erfahren haben. Die Pflicht der Dankbarkeit erheischt, daß ich Sie, meine Herren, mit dem Hauptsächsächsten bekannt mache.

Vor Allem haben S. Königl. Hoheit unser Großherzog, dessen Person und Familie Sie in unserm Lande im Palast wie in der Hütte mit gleicher Begeisterung verehrt finden werden, allerhöchst ihre huldvolle Theilnahme an dem Zweck unserer Versammlung durch Gestattung des freien Eintritts in das hiesige Hoftheater bethätigt. Unser hohes Staatsministerium, präsidirt von Sr. Excellenz dem Herrn Freiherrn von du Thil, hat nicht bloß bereitwillig die Erlaubniß zur Haltung unserer Versammlung ertheilt, sondern auch zu deren Förderung mir privatim höchst dankenswerthe Anerbietungen machen lassen, welche in ihrem ganzen Umfange anzunehmen, nur die Gunst anderweitiger Einwirkungen verhindert hat. Wie unsere städtische Behörde unseren Wünschen zuvorgekommen ist und unsere Erwartungen weit übertroffen hat, darüber ist Ihnen schon Bericht erstattet worden *). Unseren besonderen Dank erheischt noch der Ausschuß der vereinigten Gesellschaft hierselbst, welcher unter dem Präsidium des Herrn geh. Staatsraths Schenck uns das derselben angehörige Lokal, in welchem wir uns befinden, zur Benutzung überlassen hat. Dazu kommen die Bemühungen derjenigen Herren, welche für Empfang, Einweisung, Logirung, Vergnügung und Bewirthung der fremden Gäste, für Einrichtung der Lokale und Führung der Rechnungen in besonderen Commissionen zusammengetreten sind; es sind dies die Herren Gymnasiallehrer Bausch, Bender, Rechnungsrath Bopp, Dr. Boßler, Geh. Hofrath und Oberbibliothekar Dr. Feder, Reallehrer Dr. Fischer, Professor Felsing, Dr. Hüffell, Reallehrer Hofmann, Geh. Staatsrath Dr. Jaup, Hofbuchhändler Jonghaus, Beigeordneter Kahlert, Gymnasiallehrer Kayser, Gewerblehrer Dr. Künzel, Buchhändler Lange, Musiklehrer Mangold, Gymnasiallehrer Nodnagel, Dr. Palmer, Garteninspektor Schnittspahn, Reallehrer Dr. Strecker, Gymnasiallehrer Wagner II., Bibliothekssecretär Dr. Walther, Oberforstrath Freiherr von Wedekind. Endlich hat Herr Hofbuchhändler Jonghaus den Druck einer eignen Bewillkommnungsschrift, Herr Hofbuchhändler Lange den Druck der Tageblätter, jeder auf seine Kosten, übernommen, und Herr Prof. Felsing die Gefälligkeit gehabt, zu veranstalten, daß die Ausstellung des rheinischen Kunstvereins hierselbst gleichzeitig mit der Philologenversammlung statt findet. Daran reiht sich die Eröffnung aller wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, so wie sonstiger Sehenswürdigkeiten, namentlich auch die Kunst- und Antiquitäten-Sammlung des Rittersaales zu Erbach, zu dessen Besuche wir Sie einzuladen durch gütige Gewährung Sr. Erlaucht des regierenden Grafen von Erbach-Erbach ermächtigt worden sind.

*) In der Vorrede zu der Bewillkommnungsschrift die Ludewigssäule als architekton. Kunstwerk: „Der Verfasser, außer dem Bereiche dessen stehend, was auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaft unter der erfolgreichen Pflege unserer städtischen Behörde segensvolle Früchte bringt, glaubte eben deßhalb Anstand nehmen zu müssen, dieselbe nach den großartigen dem Schulwesen der Stadt und des Landes neuerdings gebrachten Opfern mit einer Zumuthung für eine außerhalb der städtischen Verwaltung liegende Angelegenheit zu behelligen. Um so mehr wurde er dadurch überrascht, daß auf den Antrag des über seine amtliche Sphäre hinaus um Gemeinwohl hochverdienten Herrn Oberbauraths Dr. Lerch der hiesige Stadtvorstand, unserm Gesuche zuvorkommend, den einstimmigen Beschluß gefaßt hatte, zum Empfang und zur Unterhaltung der von uns erwarteten verehrlichen Gäste so viel wie möglich beizutragen und die dazu nöthigen Einrichtungen und Vorkehrungen zu treffen."

Digitized by Google

Durch alle diese Bemühungen, denen wir hiermit öffentlich den gebührenden Dank erstatten, unterstützt, konnten wir es wagen, Sie, meine Herren zu der achten Versammlung nach Darmstadt einzuladen, und wie sehr auch hierin unsere Erwartungen durch den Erfolg übertroffen worden sind, dies beweist Ihre heutige Anwesenheit in dieser Versammlung, zu welcher nicht bloß aus allen Gegenden von Deutschland, sondern auch aus dem Ausland so viele verdienstvolle und berühmte Vertreter der Wissenschaft und Cultur sich eingefunden haben. Es ist ein erhebender Anblick, einen so zahlreichen Verein von achtbaren Männern zu sehen, die sich versammelt haben, um durch die in unseren Zeiten so viel Großes schaffenden Kräfte des Zusammenwirkens sich zu betheiligen an dem edlen Werke der Wissenschaft und Humanität; es ist nicht minder erhebend, dieses Werk gefördert zu wissen durch göttlichen Segen unter den Auspicien eines der edelsten und erhabensten Fürsten, unter einer der intelligentesten und verdienstvollsten Staatsregierungen von Deutschland. Eine richtige Fassung unserer Aufgabe wird auch eine richtige Lösung herbeiführen. Möge es mir darum verstattet sein, meine unmaßgebliche Ansicht derselben Ihrem geneigten Urtheil zu unterwerfen.

Der Name der Philologie, welcher gewissermaßen die Einheit dessen bezeichnet, wofür wir zu wirken uns hier vereinigt haben, ist zu allen Zeiten in weiterer und engerer Bedeutung gebraucht worden, und es kann insofern zweifelhaft erscheinen, in welchem Grade alle anwesende Mitglieder der Versammlung die Benennung Philologen für sich ansprechen möchten. Eine schulmäßige Deduction dieses Begriffes und eine geschichtliche Entwickelung desselben in allen seinen Phasen von Eratosthenes und Aristarchos herab bis auf die philologischen Notabilitäten unserer Zeit würde wenig geeignet sein, diese Zweifel zu beseitigen. Wie aber oft das einfachste Mittel am sichersten zur Erreichung des Zieles führt, so darf ich auch hier eine für unsern Zweck genügende Ausgleichung jener Differenz erwarten, wenn ich Sie, meine Herren, sammt und sonders als Philologen in dem einfachsten Sinne des Wortes als Freunde des λόγος begrüße, und zwar jenes λόγος des Pythagoras, Platon und Johannes, welcher zu allen Zeiten der Dolmetscher Gottes und der Lehrer der Menschheit gewesen ist, jenes λόγος, welcher die vereinte Potenz der ratio und oratio, die Bildungskraft des menschlichen Geistes und deren Walten im Worte, die höchste Weisheit und Wissenschaft bezeichnet. Eine Huldigung, diesem λόγος dargebracht, ist eine Förderung für das Gesetz der göttlichen Weltordnung, und in diesem Sinne sind die Philologen, oder die Verehrer des λόγος die antesignani jener heiligen Phalanx, zu deren Fahne alle Männer von Geist schwören, deren Sprache ihnen zum genialen Ausdruck dieser Ideen dient. Die Jungfrau Philologia zwar nur eine Erdgeborne und von niederem Stande, aber als Tochter der Phronesis und Braut des Hermes wurde einst göttlicher Ehren gewürdigt; in dem olympischen Götterrathe der Consentes und Penates, unter dem Geleite der Concordia und Fides, mit Ausschluß der Discordia und Seditio erhielt sie den stärkenden Trank aus den Händen der Apotheosis und Athanasia. Wohl ist sie seit dieser von Marcianus Capella ihr bereiteten Hochzeitsfeier eine alte Matrone geworden, die denen, welche von außen schauen, nur noch ein abgeblaßtes Schattenleben zu führen scheint; sie muß sich gefallen lassen, daß es Manchem als Verdienst und Empfehlung gilt, ihre Reize gering zu schätzen oder in ihren Lehren unwissend zu sein. Aber die Philologie, die den λόγος zu ihrem Leitstern gewählt hat, ist eine andere geworden, eine schrankenlose Unendlichkeit des Schönen, vom Sonnenlichte der Genialität erleuchtet und durchwärmt, vom Zauberstabe des Genius beherrscht, der aus Ideen neue Welten entstehen läßt, ein

Digitized by Google

Gefäß, erfüllt mit Allem, was der Menschheit werth ist und in ihrer jetzigen Gestaltung noch einen unerschöpften und unendlichen Reichthum für geistige Entwickelung bergend.

Zweihundert Jahre lang war Deutschland der Schauplatz eines traurigen Glaubenszwistes gewesen und war darüber einem Nationalverderben anheimgefallen, das in dem 17ten Jahrhundert, dem finstersten Jahrhundert der Weltgeschichte seine völlige Ausprägung erhielt. Nicht bloß die materiellen Güter des Lebens, Industrie und Gewerbe, Handel und Weltverkehr waren den zu politischer Macht gelangten und durch Losreißungen vom deutschen Gebiete verstärkten Nachbarvölkern anheimgefallen, sondern auch die Mittel und Wege des geistigen Betriebes waren in eine unheilbare Verstockung gerathen, welche zunehmender Weltsinn zuletzt nur in der Uebertragung von dem glänzenden siècle de Louis XIV. wieder flüssig zu machen verhoffte. Die Philologen jener Zeit sind es vorzugsweise, welche dieser Verderbniß sich entgegenstemmend die Tiefe des deutschen Geistes in Ehren erhalten und durch ihre stille Arbeit dessen Umschwung erneuert haben. Aber freilich zerfallen mit einer unbefriedigenden Gegenwart, abgestoßen von dem dogmatisch-kirchlichen Zwiste der Vergangenheit, ohne die Grundlage einer nationalen Entwickelung, vermochten sie auch das Paradies, in welches sie ihr geistiges Leben versetzten, die classische Welt der Griechen und Römer nicht in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu erfassen, und mußten der allgemeinen Befangenheit jener Zeit ihren Tribut zahlen, indem sie in bloßer Erörterung von Einzelnheiten verkümmerten, ohne deren organischen Zusammenhang und principiellen Werth für das Menschengeschlecht zu begreifen, und schon der ausschließliche Gebrauch der lateinischen Sprache, zu dem sie durch die damalige Verschrobenheit des deutschen Idioms genöthigt wurden, machte es ihnen unmöglich, die Philologie zu einem einflußreichen Momente der nationalen Bildung zu erheben. Seit den Zeiten von Gesner und Heyne hat sich dieses Verhältniß wesentlich geändert und ist endlich selbst zu einem in alle Farben der Nationalcultur schillernden Gegensatz gelangt durch Winkelmann, Lessing, Wieland, Herder, Voß, Becker, Hirt, Heeren, Böttiger, Schleiermacher, v. Humboldt, Niebuhr, K. O. Müller und Andere, denen wir, um der Lebenden nicht zu gedenken, auch den noch vor vier Jahren zu Bonn in unserer Mitte gefeierten August Wilhelm von Schlegel seit wenigen Monaten beizuzählen haben. Leider hat sich in unsern Tagen das alte Uebel des Glaubenszwistes in Deutschland erneuert, und das christliche Princip, was die heilige Allianz verkündigte, wird mehr und mehr in Auferweckung alter confessioneller Antipathien versenkt, welche durch die Divergenzen doctrineller Auffassung gesteigert einen zweiten für Nationalität und Bildung gefahrdrohenden Krieg Aller gegen Alle befürchten lassen. Inmitten dieser Zerwürfniß vermag unter den das öffentliche Leben gestaltenden Potenzen auch die Philologie eine würdige Mission zu erfüllen, wenn sie im Schwanken und Ringen der Ideen festhaltend an dem Grunde, den ein höher gebildetes Alterthum unserer Cultur gelegt hat, an ihm jene höhere Intelligenz entwickelt, die über fanatisches Secten- und Partheigewühl erhaben, allein das Alte mit dem Neuen in der Einheit und Folge einer höheren, unsere Bestimmung regelnden Idee zu vermitteln vermag, und es wird um so eher ein Gelingen dieser Bemühung sich hoffen lassen, je mehr die Philologie auf einen umfassenderen Standpunkt, als den früher gewöhnlichen sich stellt, je mehr sie umfassende Beziehungen zu der Gegenwart an die Stelle dessen setzt, was von außen geschaut als beschränkte Einseitigkeit erschien. Es kann in dieser Hinsicht nur ein erfreuliches Zeichen der Zeit genannt werden, wenn, wie jetzt noch unsere gelehrten Schulen, so unser Verein ein von allen Seiten zugängliches Feld behauptet, bis zu welchem die das sonstige Leben der Gegenwart zerrüttende Parteischeidung dogmatischer und confessioneller Tendenzen nicht

Digitized by Google

durchzudringen vermag, sondern Alle in dem Bekenntniß einer auf Wissenschaft gegründeten und durch reines Christenthum verklärten Humanität einem gemeinsamen höheren Interesse sich zuwenden, welches durch den λόγος als den Geist und Gehalt des Gedankens alle niederen Interessen und Bestrebungen der Zeit sich unterthan machen soll. In diesem Sinn und Geiste mögen denn unsere Arbeiten so ausfallen, daß, wie auch wechselnd das philologische Teleskop und Mikroskop angewendet werde, — beide haben neue Welten entdeckt und dürfen nicht mit einander um den Vorrang streiten — doch auch die umgebende Mitwelt einigen Lebensathem der Erquickung daraus zu ziehen vermöge.

Indem ich umfassendere Beziehungen erwähnte, welche die Philologie in der Gegenwart zu begründen habe, kann ich nur als höchst erfreulich betrachten, daß die Orientalisten Deutschlands unserem Vereine beigetreten sind und dadurch auch äußerlich die so vielfältige innere Verwandtschaft der beiderseitigen Studien bethätigt haben. Längst hatten ägyptische und phönicische Einwirkungen auf die älteste Entwickelung des hellenischen Wesens auf der einen, und die gesammte biblische Exegese und Literatur auf der andern Seite verbindende Mittelglieder gebildet. Erst in unsern Tagen ist ein drittes für die gesammte Sprachforschung höchst wichtges Element der Verwandtschaft hinzugetreten. Der Wahlspruch Vorwärts! hat auch die traditionellen Massen der Sprachforschung in neue Bewegung gesetzt, welche gleich dem Blicke des frommen Beters nach Osten gewendet, das todte Meer verwes'ter Vorurtheile überschritt, den babylonischen Thurmbau des alten Sprachsystems hinter sich ließ und den Fußtapfen Alexanders folgend, eine Eroberung an die andere anreihend, über den Indus setzte und zu einem neuen Ziel in dem paradiesischen Thale von Kaschmir an dem Fuße des Himalaja zu Brahma's Winterpalaste gelangte, von dessen Schwelle die Pfade der Kultur einst ausgingen nach allen Richtungen und zur Rechten hinabführten bis zu dem indischen Sunium und der Insel Lanka. Die Entdeckung und das Studium des Sanskrit ist ein bedeutendes Moment für unsere gesammte Sprachforschung geworden, welche die Ausbreitung Japhets zur Wahrheit gemacht hat von der heiligen Strömung der Ganga bis zu der ultima Hesperia der gentlemen und der Yankee's, und erst dadurch haben die griechische und lateinische Sprache eine centrale welthistorische Stellung inmitten eines Sprachgebietes erhalten, welches von Brahma und Buddha bis zu dem rococo und discours der modernen Salonsweisheit sich erstreckt. Den Orientalisten gebührt das Verdienst, daß wir auf diesem Gebiete uns zu orientiren beginnen; die Verbindung des Orientalismus mit der Philologie ist eine gemischte Ehe die vielleicht dem herkömmlichen Dogma nicht überall zusagt, aber vor dem Richterstuhle des λόγος nimmer verwerflich erscheinen wird, und die aus ihr erzeugten Kinder haben ihre wissenschaftliche Ebenbürtigkeit bereits genugsam bewährt.

Wenn ich neben den Orientalisten auch noch Historiker verschiedentlich erwähnt habe, so ist doch meine Absicht dabei keineswegs gewesen, das geheiligte Pomörium unseres Vereins zu abermaliger Erweiterung zu exauguriren, sondern eine bloße Aeußerlichkeit hat die Veranlassung dazu gegeben. Der hier bestehende historische Verein hat nämlich die Gefälligkeit gehabt, seine diesjährige Hauptversammlung unter dem Präsidium des Herrn Geh. Staatsraths Dr. Knapp in unmittelbarem Anschluß an unsere Versammlung auf den nächstfolgenden Montag zu verlegen und zu derselben die hier anwesenden Gelehrten einzuladen, und es sind dadurch manche Freunde der geschichtlichen und Alterthumsforschung veranlaßt worden, auch uns mit ihrer Anwesenheit zu beehren. Gewiß aber werden wir hierin ein dankenswerthes Moment nicht bloß sozialer Zuvorkommenheit, sondern auch wissenschaftlichen Gewinnes erkennen, und es bedarf nicht der

Digitized by Google

Erörterung, wie die heutige Sprachforschung auf alle Partien der Weltgeschichte tief eingreifend gewirkt und namentlich das ethnographische Element derselben gänzlich umgestaltet hat, während andererseits alle Sprachforschung von geschichtlichen Momenten bedingt wird, und die classische Alterthumskunde durch die Forschungen unserer historischen Vereine die schätzbarsten Erweiterungen fortwährend erhält. Freuen wir uns deshalb dieses günstigen Zusammentreffens als eines glücklichen Zufalls und als einer nicht unverdienten Wiedervergeltung dafür, daß unsere Versammlung in Bonn die Veranlassung zur Stiftung des dortigen Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande gegeben und zu demselben aus ihrer Mitte den ersten Grund gelegt hat.

Nicht so durchaus glücklich sind wir in Beziehung auf unsere Collegen, die Schulmänner, gewesen, sofern eine namhafte Anzahl von Directoren und Lehrern von Real- und höheren Bürgerschulen oder ihnen ähnlichen Anstalten es vorgezogen hat, eine selbstständige mit der unsrigen collidirende Versammlung nach Meißen auszuschreiben. Ich erwähne dieses Umstandes nur in der Absicht, um Sie, meine Herren, davon zu überzeugen, daß unsrerseits keine Höflichkeit versäumt worden ist, um die genannten Herren zu uns einzuladen, und als Geschäftsführer sind wir uns bewußt und dürfen uns das Zeugniß geben, keiner Art von exclusiven Tendenzen Vorschub geleistet, nichts, was im Bereiche des Ganzen liegt, am wenigsten das pädagogisch-didaktische Element absichtlich hintangesetzt zu haben. Diejenigen Herren der bezeichneten Kategorie, welche sich bei uns eingefunden haben, sind uns werthe Gäste, deren Wünsche und Vorhaben zu fördern wir gern bemüht sein werden, indem wir von der Ueberzeugung ausgehen, daß Gegensätze hier wie überall zwar zur Entwickelung nothwendig sind, die höhere Weisheit jedoch in ihrer Vermittelung und Ausgleichung besteht. Sollten sie wünschen in einer besondern Section für Real- und Gewerbschulwesen zusammenzutreten, so ist für diesen Fall das Erbieten gemacht worden, die dazu erforderlichen Localitäten und Einrichtungen in dem hiesigen Real- und Gewerbschulgebäude zu gewähren. Uebrigens machen äußere Verhältnisse allerdings nothwendig, und es entspricht zugleich einem vielseitig geäußerten Wunsche, alle Discussionen über das Verhältniß von Humanismus und Realismus und der dem einen oder dem andern System huldigenden Anstalten von unseren allgemeinen Sitzungen auszuschließen und in etwaige specielle Sitzungen zu verweisen, weshalb ich mir die Bitte erlauben darf, Gegenstände der Art hier nicht weiter zur Sprache zu bringen.

Was die Tagesordnung und die mit ihr verwandten Einrichtungen betrifft, so haben wir vor Allem die Vorschrift der Statuten und die Beschlüsse früherer Versammlungen festgehalten, jedoch so viel thunlich auch den Wünschen und Vorschlägen zu entsprechen gesucht, welche uns in dieser Beziehung gemacht worden sind. Das Wichtigste ist die vielfältig beantragte Einrichtung von Sectionen für die Behandlung einzelner im Bereiche des Ganzen liegender Gegenstände, wovon man eine auf Abwechselung, Mannichfaltigkeit, Gründlichkeit und engeres Aneinanderschließen der nächsten Sachkenner beruhende Erfrischung und Erhebung des Gesammtvereins zu erwarten geneigt ist, welcher mit solcher Beihülfe Manches erledigen würde, dessen Nichtbeachtung dermalen hin und wieder Mißstimmung zu erzeugen pflegt. Die Versammlung in Dresden hat zwar nach einem von ihr gefaßten Beschlusse ein Zerfallen des Vereins aus seinem bisherigen Bestande in einzelne Sectionen principiell abgelehnt, zugleich aber auch den Zutritt der Orientalisten zu den Philologen und Schulmännern als besondere Section sanctionirt, aus welcher wiederum eine kleinere Gesellschaft für biblische Exegese sich ausgeschieden hat. Ohne Zweifel ist man dabei von der Ansicht ausgegangen, daß die frühere Ordnung der Dinge zwar

Digitized by Google

unverändert fortbestehen solle, daß jedoch unbeschadet derselben gar wohl die Verfolgung specieller Zwecke in kleineren Kreisen stattfinden könne, und in der That liegt darin so wenig ein innerer Widerspruch, wie in der Regel, das Eine zu thun und das Andere nicht zu unterlassen. Nur Ort, Zeit und Umstände können dabei Schwierigkeiten machen, welche jedoch im Wesentlichen sich beseitigen ließen, wenn eine Einrichtung beliebt werden sollte, der zufolge die Morgenstunden den allgemeinen, nach einer größeren Pause die Mittagsstunden den speciellen Sitzungen gewidmet, das Mittagessen aber erst um vier Uhr gehalten würde. Man glaubt, daß diese Lebensweise nicht bloß für jede höhere, den vollen Tag auskaufende, Geschäftsführung als zweckmäßig anerkannt, sondern auch der verehrten Gesellschaft durch das Musterbeispiel der Griechen und Römer als classisch sich empfehlen würde. Der Gesellschaft wird es zustehen, die ihr beliebigen Beschlüsse hierüber zu fassen.

So bleibt mir denn schließlich nur noch übrig, mit wenigen Worten von mir selbst zu reden, sofern Sie, meine Herren, mir die Ehre erzeigt haben, mich zum ersten Präsidenten der diesjährigen Versammlung zu erwählen. Nicht gewohnt, aus der stillen Bescheidenheit meines Standes und Berufes auf das Forum öffentlicher Verhandlungen herauszutreten, und weit entfernt, mir alle die Gelehrsamkeit, Einsicht und Fertigkeit zuzutrauen, welche erfordert werden können, um mit Ehren an der Spitze einer solchen Versammlung, einer wahrhaften legio Minervia zu stehen, außerdem durch längere, auch heute noch nicht überwältigte Krankheit an jeder Art der Thätigkeit behindert, würde ich, Ihre Wahl anzunehmen, gerechtes Bedenken getragen haben, wenn ich genöthigt gewesen wäre, mein Verdienst dabei nach dem Grade allseitiger Befriedigung abzumessen, die ich zu gewähren vermöchte. Was mich bewogen hat, Ihre Wahl anzunehmen, war zunächst der Wunsch, Ihre Hoffnungen hinsichtlich des Zustandekommens der Versammlung in Darmstadt keinen schwankenden Weiterungen auszusetzen und jeden desfallsigen Vorwurf zu vermeiden, sodann die Ueberzeugung, die sich auch so vollständig verwirklicht hat, daß ich in der bewährten Einsicht und Thätigkeit meines verehrten Herrn Collegen Wagner die allseitigste Mitwirkung und sicherste Unterstützung finden würde. So werde ich denn die Schuld abzutragen suchen, die mir Ihr ehrendes Vertrauen auferlegt hat, und in welcher ich die Pflicht der Dankbarkeit oben an stelle. Aber wie Pflicht und Recht überall in Wechselbeziehung stehen, so haben Sie mir mit dieser Pflicht auch das Recht verliehen, Ihre Nachsicht mit meinen Kräften und mit dem, was ich unter den gegebenen Umständen zu leisten vermochte, in Anspruch zu nehmen, und ich darf diese Nachsicht in ihrem ganzen Umfange mir um so mehr erbitten, da ich nicht nach eignem Begehren und Bewerben, sondern um Ihnen gefällig zu sein, diese Geschäftsführung übernomen habe.

Von Allem, was Sie demnach von mir erwarten möchten, kann ich nur Eins mit Bestimmtheit verheißen, nämlich jene Wärme der Gesinnung, welche das Geben und Empfangen, das Lehren und Lernen in wechselseitigem Verhältniß zur Erreichung wissenschaftlicher Zwecke gern befördert und in den Schranken der Eintracht und Liebe zu regeln sich bemüht, damit in gemeinsamer Besprechung freundlicher Austausch von Erfahrungen und Erinnerungen, von Ansichten, Kenntnissen und Gesinnungen sich entfalte, und unter Ausschließung aller Ideen von finster drohendem Zwiste ein friedlicher Fortschritt bewerkstelligt werde. Vielleicht wird es uns nicht gelingen, viele streitige Specialitäten der Wissenschaft zu absoluter Gewißheit zu bringen, doch werden wir unsern Zweck nicht minder erreicht haben, wenn auch die lebendigen Pulse eines gemüthlichen socialen Verkehrs alle Fesseln scholastischer Theorien und Systeme sprengen

Digitized by Google

sollten. Darum darf ich Ihre ungetheilte beifällige Zustimmung hoffen, wenn ich ein oberstes Gesetz für unsere Versammlung promulgire, welches ich nicht mit äußerer Nöthigung Ihnen auferlege, sondern als das werthvolle Geschenk Ihrer eigenen Herzen und Gesinnungen zurückgebe, das Gesetz, welches die alte Rechtsregel in den Worten ausspricht: Liberaliter atque amanter!"

Auf Antrag des Vicepräsidenten beschließt die Versammlung dem abwesenden Präsidenten die Gefühle des Danks und herzliche Wünsche für seine baldige Wiedergenesung in einer Adresse auszudrücken, deren Abfassung Herr Professor Zumpt zu übernehmen die Güte hatte. — Ferner referirte der Vicepräsident über die eingegangenen Schriften, welche theils zur Vertheilung unter die einzelnen Mitglieder, theils als einmaliges Geschenk für den Verein entweder von den anwesenden Herren Verfassern selbst übergeben, oder von abwesenden dem Präsidium zugesandt worden waren; nämlich 1) Die Ludewigssäule als architektonisches Kunstwerk, womit im Namen und Auftrag des grossh. Bürgermeisters und Gemeinderaths von Darmstadt die vom 29. Sept. bis 6. Oct. 1845 daselbst versammelten Philologen, Orientalisten, Historiker und Schulmänner bewillkommnet Dr. Karl Dilthey. Nebst einem Stahlstich von Rauch, die Napoleons- Alexanders- und Ludewigssäule darstellend. 4° — 2) Etymologisches Parallelwörterbuch der lateinischen Sprache und der alten Eigennamen, als Grundlage für das sprachlich-historische Studium bearbeitet, in einigen Proben den in Darmstadt versammelten Philologen, Orientalisten, Historikern und Schulmännern mitgetheilt von Dr. Karl Dilthey. Darmstadt, 1845. 8. — 3) Urbs Roma antiqua; formam composuit L. Ewald, excudit Bauerkeller, sumptus fecerunt Jonghaus et Venator; viris doctissimis Darmstadii congressis hoc artificii sui specimen d. d. d. Bauerkeller, Jonghaus, Venator. — 4) Aufruf zur Beförderung einer Stiftung zu Pestalozzi's Gedächtniß u. s. w. — 4a) An Deutschlands Lehrer von A. Diesterweg in Berlin, in Beziehung auf vorstehenden Aufruf. — 5) Heinrich Pestalozzi, über ihn und seine unsterblichen Verdienste, zu dem ersten Secularfeste seiner Geburt von A. Diesterweg. Dritte Aufl. Berlin, 1845. 8. — 6) Die Feier des 100sten Geburtstages Heinrich Pestalozzi's in Berlin am 12. Jan. 1845, von Diesterweg, Kalisch und Maßmann. Berlin, 1845. 8. — 7) Nachricht und wiederholte Aufforderung und Bitte an alle Menschenfreunde und Christen aller Bekenntnisse zur Bildung des Hülfsvereins für die Christen im Orient, vom Geh. Reg.-Rath Beck in Darmstadt. — 8) Programm des grossherzogl. Lyceums zu Karlsruhe, nebst einer von Dr. Lamey verfassten Abhandlung über das Turnen. Karlsr. 1845. 8. — 9) Theokrit's elftes Idyll, als Probe einer Verdeutschung seiner sämmtlichen Idyllen, nebst Behandlung zweier Stellen des 15. Idylls; der Philologen-Versammlung in Darmstadt hochachtungsvoll gewidmet von E. Kärcher. Karlsruhe, 1845. 8. — 10) Die Stiftung von Hofwyl, von Rud. Stadelmann. Darmstadt, 1844. 8. — 11) Ueber das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller. Eine Skizze von Oberlehrer Dr. H. Köchly. Dresden und Leipzig, 1845. 8. — 12) Theoretisch-practische italienische Sprachlehre, nach einem ganz neuen Systeme bearbeitet von Alois Auer. Linz, 1845. 8. — 13) Theoretisch-practische französische Sprachlehre, nach einem ganz neuen Systeme bearbeitet von demselben. Linz, 1839. 8. — 14) Französische Sprachkunst oder Anleitung zum Französischschreiben von Dr. E. Otto. Heidelberg, 1843. 8. — 15) Französisches Lesebuch für untere Klassen von demselben. Heidelberg, 1842. 8. — 16) Fr. Creuzer's deutsche Schriften, neue und verbesserte. Dritte Abtheilung. Leipzig und Darmstadt, 1845. 8. — 17) M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sestio, superiorum interpretum commentariis suisque adnotatt. explanavit Car. Halm. Lips. 1845. 8. —

Digitized by Google

18) Der Objectscasus oder Accusativus der lateinischen, besonders poetischen Sprache, von Chr. Theoph. Schuch. Carlsr. 1844. 8. — 19) Politische und Kirchen-Geschichte von Ladenburg u. der Neckarpfalz, aus den Quellen bearbeitet von demselben. Heidelberg, 1843. 8. — 20) G. B. Jäsche, Kathedervortrag gegenüber dem Sarge des Verewigten gehalten von Dr. Karl Morgenstern. Dorpat. 1843. 8 — 21) Auch ein Vortrag, an der Festtafel eines 50jährigen Doctorjubiläums, von demselben. Dorpat, 1844. 8. — 22) Joh. Wolfg. Göthe, Vortrag von demselben. St. Petersburg, 1833. 8. — 23) Erläuterungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas-Gemme, von demselben. Dorpat und Leipzig, 1843. 4. — 24) De legibus judiciisque repetundarum in republica Romana commentationes duae lectae in consessibus Academiae litt. reg. Berolinensis a Car. Timoth. Zumptio. Berolini, 1845. 4. — 25) Ueber Venusidole, von Eduard Gerhard; mit 6 Kupfertafeln. Berlin, 1845. 4. — 26) Christianus Walz de religione Romanorum antiquissima. Part. I. Tubingae, 1845. 4. — 27) C. Fr. Hermanni vindiciarum Brutinarum epimetrum. Gottingae, 1845. 4. — 28) Disputationis de tempore Convivii Xenophontei pars prior, quae est de Eupolidis Autolyco. Gottingae, 1844. 4. — 29) Ejusdem disputationis pars posterior. Gottingae, 1845. 4. — 30) Epicrisis quaestionis de Demosthenis anno natali. Gottingae, 1845. 4. — 31) Jahresbericht von der Königl. Studienanstalt zu Erlangen in Mittelfranken. Vorausgeschickt ist: die Geschichte des Gymnasiums zu Erlangen von Dr. F. W. Rücker. Erlangen, 1845. 4. — 32) Sacra saecularia Gymnasii Erlangensis d. XIV. m. Julii a. MDCCCXLV. pie celebranda indicunt Gymnasii rector et collegae, praefante Dr. C. G. J. Cron, praeceptore. Inest commentatio de loco Poeticae Aristoteleae, quo Euripides poetarum maxime tragicus dicitur. Erlangae 1845. 4. — 33) Ludovici Doederlein emendationes Taciti. Erlangae, 1845. 4. — 34) Ejusdem lectiones Theocriteae. Erlangae, 1843. 4. — 35) Desselben Festrede bei dem 100jährigen Stiftungsfest der Königl. Studienanstalt zu Erlangen. Erlangen, 1845. 8. — 36) Ge. H. Moseri Symbolarum criticarum ad Ciceronem specimen VI. Ulmae, 1845. 4. — 37) Dr. C. A. B. Kruse, der Sprachunterricht auf Realschulen in seiner organischen Einheit dargestellt. Leipzig, 1845. 8. — 38) Urlichs, römische Topographie in Leipzig. II Antwort an Herrn Becker. Bonn, 1844. 8. 39) Ruthardt et Zastra: Loci memoriales cum accessione locorum auxiliarium. Vratislav. 1845. 8.

Den Diesterweg'schen Brochuren (4—7) war überdies ein Schreiben des Verfassers an die Versammlung beigefügt, welches zur Beförderung einer würdigen und nachhaltigen Feier des Pestalozzi-Festes sowie zur Gründung eines Denkmals in Deutschland auffordert. Die Versammlung ernennt eine Commission, bestehend aus den Herren Prof. Wüstemann aus Gotha, Director Curtmann von Friedberg und Director Schaumann von Offenbach, um eine entsprechende Antwort an den Verfasser des mitgetheilten Schreibens auszufertigen.

Hierauf bestieg Geh. R. Creuzer die Tribüne und dankte für die von der vorjährigen Versammlung auf Professor K. Fr. Hermann's Antrag an ihn erlassene Zuschrift in folgenden Worten:

„Ich stehe dieser hochverehrten Versammlung als Schuldner gegenüber; denn da es mir nicht möglich war, der vorjährigen in Dresden beizuwohnen, und Viele der hier Anwesenden auch dort vereinigt waren, so fühle ich mich heute gedrungen, aus vollem Herzen meinen Dank für die Adresse auszusprechen, die zwar einmüthig mir allorten zuerkannt meinerseits jedoch, nach gehöriger Selbstprüfung, hauptsächlich als eine Stimme der Freundschaft aufgenommen werden mußte.

Digitized by Google

Wie sich dies verhält, werden Sie sofort einsehen, wenn Sie mir erlauben wollen, über den damaligen Präsidenten und über den Antragsteller sowohl überhaupt als besonders im Verhältniß zu mir einige Erläuterungen zu geben.

Als ich im Frühjahr 1798 mich nach Leipzig begab, hatte ich hauptsächlich den Mann vor Augen, von dem ein niederländischer aber in Sachsen geborner Literator *) am Schlusse seines Werkes sagt: „Tandem hoc claudat Saeculum profecto non ingenii censu et aestimatione ultimus, sed aetatis serie et gradu novissimus Godofredus **Hermannus**, Lipsiensis, Frid. Wolfgang Reizii, Lipsiensis, discipulus, foecundi et politi ingenii Philologus et Criticus, inprimis metricarum legum intelligentissimus. Hinc est, cur apud Graecos non pauca versuum loca ad veri sanitatem reduxisse videatur. Operae igitur pretium fecit cum de Metris Poetarum Graecorum et Romanorum, Lipsiae 1796. 8. praestantissimos Libros III eleganter perscriberet". — Es werden darauf dessen Observationes criticae über Aeschylus und Euripides, seine Ausgabe von der Hekuba des Letztern, ingleichen des Plautinischen Trinummus, seine metrischen Beiträge zum Heyne'scher Pindar — was er alles bis zum Jahre 1800 herausgegeben, angeführt und sein Geburtsjahr 1772 bemerkt. —

Was dieser Mann nun seit dem Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, wo ihm der gedachte Literarhistoriker seine Stelle angewiesen, im gegenwärtigen neunzehnten erst geworden, und was er seitdem gewirkt und zu wirken unablässig fortfährt, und wie er in seinen zahlreichen Schülern, deren manche treffliche hier anwesend sind, wie in seinen Schriften fortleben wird — das wissen wir alle wie das ganze gelehrte Europa.

Mit diesen seltenen Eigenschaften des Geistes und des Wissens verbinden sich nicht minder ausgezeichnete des Charakters. Ohne Falsch und ohne Neid, ohne Stolz und Eigendünkel zeigt er uns in allen Erscheinungen seines genialen Lebens den ganzen Mann, dem Wahrheit und Wissenschaft über Alles geht, und der, wo es gilt, zu wehren und zu kämpfen weiß; und so milde, so billig und so freundlich er sonst ist, so ernst und strenge zeigt er sich, wo er in unsere Disciplinen der dünkelhaften Seichtigkeit begegnet, und nicht umsonst hat er Helm und Schwert zu seinem Siegel gewählt.

Urtheilen Sie nun selbst, welch ein großes Glück es für mich war, die persönliche Bekanntschaft eines solchen Mannes zu machen, seines Umgangs gewürdigt, zu seinen Lehrstunden zugelassen, und als nach allzu kurzer Zeit mich gebietende Verhältnisse in's Vaterland zurückriefen, mit Briefen und Geschenken seiner Schriften von ihm beehrt zu werden; und ob ich nicht seine willfährige Aufnahme und Empfehlung der ihm vorgeschlagenen Adresse an mich als eine der nun einmal zur Gewohnheit gewordenen, mannigfaltigen Erweisungen seiner Güte und Freundlichkeit gegen mich zu betrachten habe.

Der die Adresse vorgeschlagen Karl Friedrich Hermann, sein und mein Schüler und Freund, ehret nicht bloß die Namensverwandtschaft mit dem belobten Meister, sondern scheint ihn auch in allen Stücken sich zum Vorbilde genommen zu haben. Die Bescheidenheit des Anwesenden verbietet mir Alles zu sagen, was ich von ihm zu rühmen weiß. Er weiß hinwieder, daß ich ihn sehr ungern vor mehrere Jahren aus meiner Nähe und Amtsgenossenschaft scheiden gesehen, und nur durch den Gedanken beruhigt wurde, daß er zunächst meiner vaterländischen

*) Christoph Sarius im Onomasticum Literarium Part. VIII. pag. 442.

Digitized by Google

Universität Marburg seine Talente und Kenntnisse widmen werde; von wo nach kurzem Verweilen abgerufen er nunmehr in einem weitern Wirkungskreise seine gereifte Wissenschaft bethätigen und der gesammten Alterthumswissenschaft fruchtbar machen kann.

Dieser mein theurer Freund hat auch in der Pietät gegen seine Lehrer sich seinen Namensverwandten, welcher in der Dresdner Versammlung aus unerlöschlicher Dankbarkeit seinem Lehrer Friedrich Wolfgang Reiz ein so schönes Denkmal gesetzt, zum Muster genommen, und seinen Lehrer Nikolaus Gottfried Eichhoff, den berühmten August Böckh und andere durch Widmung seiner Bücher geehrt. In derselben Gesinnung hat er dann auch meine vorjährige Amtsfeier durch Antrag und Abfassung einer Adresse an mich zu ehren sich bemüht. Daß dieselbe aber von der ganzen Versammlung genehmigt worden, habe ich zweifelsohne theils dem verdienten großen Ansehen des damaligen Präsidenten, theils der Güte und Nachsicht so vieler gelehrter Männer, worunter ich mehrere Freunde zähle, zu verdanken. Wäre ich nun jünger, so würde ich zur bekannten Formel: „Ich werde die mir gewordene große Ehre zu verdienen trachten" meine Zuflucht nehmen können. Nun ich aber am Ende meiner Laufbahn stehe, zu keinen besondern Leistungen mir annoch Hoffnung machen darf, vielmehr auf mich selbst anwenden muß was unser ehrwürdiger Veteran Friedrich Jacobs in einer Zuschrift an mich über eine Stelle in Platon's Phädon von sich als einem sene exitum e vita parante spricht *) — so muß ich, wie gesagt, hochverehrte Herrn und Freunde, Ihr Schuldner bleiben, und wiederholt auf immer Ihre uneigennützige Güte in Anspruch nehmen."

Hierauf leitete der Vicepräsident noch eine Discussion ein über die bereits am Schlusse der Dresdner Versammlung in Vorschlag gebrachte, aber damals nicht weiter erörterte Bildung und Einrichtung von Sectionen. Ueber die Zulässigkeit derselben könne — nach seiner Meinung — bei dem Vorgange der Orientalisten, welche sich schon als besondre Section dem Vereine angeschlossen hätten, kein Bedenken erhoben werden. Auch hätten sich bereits einige Pädagogen (darunter die Directoren Klumpp von Stuttgart, Curtmann von Friedberg, Eckstein von Halle, Consist. R. Peter von Meiningen) verabredet, um vor den öffentlichen Sitzungen in den Vormittagstunden von 8 — 9 Uhr zusammen zu kommen und pädagogische Gegenstände zu besprechen. Es frage sich also, ob auch andre Kreise in solcher Art zusammentreten und Morgens von 8 — 9, Nachmittags aber, je nach der Entscheidung über die gemeinsamen Mittagsmahle, von 1 — 3 oder 4 — 6 Uhr sich versammeln wollten?

Professor Forchhammer wünscht aus seiner auf den früheren Philologenversammlungen gemachten Erfahrung Etwas beibringen zu dürfen: Eigentlich ließen sich niemals feste Bestimmungen treffen, welche auch für die folgende Versammlung als bindend angesehen werden könnten. Da die Orte der Versammlung, die Präsidenten, die Secretariate jedesmal wechselten, so bleibe eigentlich Keiner übrig, der die Erfahrungen der vorhergehenden Versammlung gehörig benutze. Daher die oft gehörte Bemerkung „das heitere Beisammensein und die persönlichen Bekanntschaften seien das Angenehmste bei diesen Versammlungen, die Vorträge könne man auch zu Haus lesen". Diesem Uebelstande zu begegnen habe die sechste Versammlung in einem Zusatze zu den Statuten beschlossen, daß die zweite Hälfte jeder öffentlichen Sitzung zur freien Dis-

*) In der Epistola ad Frid. Creuzer Gotha 1844 und jetzt in dessen vermischten Schriften Leipzig 1844 p. 246 — 248. Wyttenbachs Ausgabe desselben Dialogen mit dessen eigenhändiger Zuschrift verwahre ich noch als ein ξεῖνον bei meinem Abschied aus Holland.

Digitized by Google

cussion theils über die in der ersten gehörten Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben bestimmt sein solle. Dazu sei es aber in Dresden nicht gekommen; die Discussion sei zum Theil abgebrochen, zum Theil vielleicht vom Präsidium nicht begünstigt worden, oder es sei wegen der vielen und langen Vorträge keine Zeit dazu geblieben. Darum gehe sein Vorschlag dahin, die Zeit für die Vorträge wirklich einmal zu beschränken, der Discussion dagegen mehr Zeit zu gestatten; alsdann werde sich das Bedürfniß einer Abtheilung in Sectionen, als in welchen allein das für die Einzelnen Interessante besprochen werden könne — weniger fühlbar zeigen.

Dr. Köchly kann zwar die Sache nicht aus mehrjähriger Erfahrung beurtheilen, weil er noch keiner Philologenversammlung beigewohnt; glaubt aber eben deshalb auch weniger befangen von einer angenehmen Erinnerung an früheres Zusammensein sich über diesen Gegenstand äußern zu können. Sein Vorschlag gehe aber dahin, daß nicht ein für allemal bestimmte Sectionen angeordnet würden, daß solche vielmehr nach dem jedesmaligen Befinden und Bedürfnisse der Versammlung, insbesondere auch nach den Fächern, welchen die angekündigten Vorträge angehörten, sich frei und selbstständig bilden sollten, um die ihnen besonders nahe liegenden Gegenstände ausführlicher zu besprechen. Hier könne auch die für die Einzelnen anregende und befruchtende Debatte Platz finden.

Professor K. Fr Hermann gestattet unbedenklich freie Privatbesprechungen in kleineren Kreisen, ist aber um des Principes willen gegen den Namen Sectionen. Bei der großen Ausdehnung der heutigen Philologie sei von einer consequenten Durchführung jenes Grundsatzes der Zertheilung früher oder später eine größere Spaltung im Vereine zu fürchten. Der Wunsch, daß Sectionen gebildet würden, rühre u. A. daher, daß der Sprachforscher nicht selten die Alterthumskunde nur als Hülfswissenschaft betrachte, aus welcher er einzelne Notizen zur Erklärung der Classiker entnehme, wie auch aus der Geographie, Naturgeschichte u. s. w.; der Alterthumsforscher sehe sich gern als Historiker an und beachte die Sprache nicht als Ganzes. Er (der Sprecher) sei dagegen von dem engen Zusammenhange aller Theile der Philologie so überzeugt, daß er wünschen müßte, sich in mehrere Individuen spalten zu können, um den gleichzeitigen Verhandlungen mehrerer Sectionen beizuwohnen.

Director Klumpp: Wenn bemerkt wurde, daß gerade in den Sectionen die befruchtende und anregende Debatte mehr statt finde, als in den allgemeinen Sitzungen, so wäre zu bedauern, wenn man dieses bessere Element aufgeben wollte.

Dr. Köchly: So lange die Sectionen nur den Charakter zufälliger Privatbesprechungen haben, bedürfe es dazu keiner besonderen Genehmigung von Seiten des Vereins; es handle sich hier nur darum, ob sie zu integrirenden Theilen der Versammlung erklärt werden, ob die Resultate ihrer Berathungen in die gedruckten Verhandlungen derselben aufgenommen werden sollten. Dies könne nur durch einen förmlichen Beschluß der Versammlung geschehen. Davon müßten insbesondere auch die Präsidenten der nächsten Versammlung Kenntniß erhalten, damit sie für die zu den Sectionssitzungen nöthigen Locale im Voraus sorgen könnten. — Schließlich erwähne er noch: das Ausscheiden so vieler Schulmänner und deren besonderes Zusammentreten in Meißen würde gewiß nicht Statt gefunden haben, wenn man nur jenen Männern die Aussicht eröffnet hätte, daß sie die ihnen besonders am Herzen liegenden Fragen auch im Verbande unsrer Versammlung mit Gleichgesinnten besprechen könnten. — Das aber sei zu beachten, daß die Berathungen der Sectionen nicht in dieselbe Zeit mit den allgemeinen Sitzungen verlegt würden.

Digitized by Google

Professor K. Fr. Hermann verwahrt sich ernstlich dagegen, daß pädagogische Erörterungen dem Philologen langweilig erscheinen und deshalb in eine Sectionssitzung verwiesen werden müßten.

Der Vicepräsident schlug nun folgende Fassung der zu stellenden Fragen vor: 1) Soll zur Bildung von Sectionen eine Aendrung in den Statuten gemacht werden? 2) Sollen die allgemeinen Sitzungen erst um 10 Uhr beginnen, um den Sectionen mehr Zeit einzuräumen? 3) Sollen die Verhandlungen der Sectionen zugleich mit denen der allgemeinen Sitzungen veröffentlicht werden? 4) Sollen die Mitglieder der Sectionen berechtigt sein, ein besonderes Local von dem jedesmaligen Präsidium zu verlangen?

Professor Urlichs macht zur Erledigung der 3. Frage den Vorschlag, daß einer der Herren, welcher den Sectionsberathungen beigewohnt habe, am folgenden Morgen in der allgemeinen Sitzung einen Bericht darüber abstatte, welcher dann ohnedies in die Protokolle des Vereins mit aufgenommen werde. Auch sei — was die 4. Frage anlange — ein Zimmer für diejenigen, welche zusammentreten wollten, leicht zu beschaffen, während dem Präsidium zu viel zugemuthet würde, wenn es für alle Sectionen, die sich möglicher Weise bilden könnten, und deren Zahl sich gar nicht vorher bestimmen lasse, Locale in Bereitschaft setzen sollte. Es könnten sich ja nach dem Grundsatze, welchen ein Sprecher vor ihm aufgestellt, nicht bloß für die einzelnen philologischen Disciplinen und ihre Unterabtheilungen, sondern auch für einzelne Schriftsteller Sectionen bilden wollen.

Dem Vicepräsidenten scheint genugsam Berathung gepflogen zu sein; er stellt noch einmal die obigen Fragen.

Consistorialrath Peter trägt darauf an, über die 1. Frage vor der Hand nicht abzustimmen, sondern die übrigen erst zu erledigen.

Der Vicepräsident stellt also die Frage: Soll die Bildung von Sectionen auf die Befugniß beschränkt werden, sich vor und nach den allgemeinen Sitzungen zu besonderen Berathungen zu versammeln?

Professor Osann: Es frage sich vor Allem, ob Sectionen sein sollen?

Director Klumpp: die Frage war: Sollen Sectionen gebildet werden können? Es handle sich zunächst darum, ob die Versammlung den Sectionen einen Theil ihrer Zeit abtreten wolle oder nicht?

Dr. Münscher: Es hat noch Niemand den Antrag gestellt, daß Sectionen Statt finden sollten.

Professor Osann: Unter Sectionen können nur solche Ausscheidungen verstanden werden, die dennoch als organische Theile der Versammlung betrachtet werden sollen.

Professor Weißenborn: die Frage, ob Sectionen sein können, sei in sofern nicht gleichgültig, als die Versammlung durch Bejahung derselben die Sectionenbildung für keine Verletzung der Statuten erkläre.

Der Vicepräsident stellt noch einmal die Frage: **Ob Sectionen gebildet werden sollen?** — welche von der Majorität **bejaht** wird. — Die Abstimmung über die anderen Fragen mußte auf den folgenden Tag verschoben werden. — Schließlich wurden die anwesenden Präsidenten früherer Versammlungen zur Vorberathung über die Wahl eines Versammlungsortes für das Jahr 1846 von dem Vicepräsidenten eingeladen.

Digitized by Google

II.

Protokoll

der

ersten öffentlichen Sitzung.

Darmstadt, den 2. October 1845.

Tagesordnung.

Professor Dr. Walz aus Tübingen: Ueber die neuesten Entdeckungen in den Ruinen von Niniveh.

Professor Dr. Zumpt aus Berlin: Ueber die persönliche Freiheit des römischen Bürgers und die gesetzlichen Garantieen derselben.

Staatsrath von Morgenstern aus Dorpat: Vorlesung ungedruckter Briefe, a) von Göthe an Klinger; b) von Klinger an Göthe; c) von F. A. Wolf an Morgenstern.

Der Vicepräsident eröffnet die Sitzungen mit einem kurzen Gebete; darauf richtet er folgende Worte an die hochansehnliche Versammlung:

„Ich habe Ihnen eine erfreuliche Mittheilung zu machen: Böckh ist hier. Er wird heute und morgen an unseren Sitzungen Antheil nehmen. Auch wer von uns nicht in Berlin zu seinen Füßen gesessen, wird gerne bekennen, daß er sein Schüler und Schuldner ist. Unser Verein hat in Mannheim begonnen, gleichsam eine Walhalla seinen lebenden Heroen zu errichten. Vier wackere Bannerträger, Fr. Jacobs, A. W. Schlegel, Fr. Creuzer und Gottfr. Hermann, nehmen bereits eine Ehrenstelle darin ein. Wollen wir nicht eine fünfte Ehrentafel der Huldigung Böckh's weihen? — Wollen wir nicht den Herrn Prof. Hermann von Göttingen ersuchen und ermächtigen, eine solche Adresse abzufassen, damit dieselbe morgen dem Gefeierten in öffentlicher Sitzung überreicht werden könne?"

Dieser Antrag wurde von der Versammlung mit Acclamation angenommen, und Prof. K. F. Hermann theilte darauf einen Entwurf zu der beschlossenen Adresse mit, indem er sich noch vorbehielt, bei der Redaction derselben die Herren Prof. Zumpt und Oberschulrath Friedemann zuziehen zu dürfen. Der Entwurf wurde von der Versammlung durch Aufstehen genehmigt.

Digitized by Google

Hierauf ging man zur Tagesordnung über. Nach einer Aufforderung des Vicepräsidenten bestieg zuerst Prof. **Walz** die Tribüne und sprach

über die neuesten Entdeckungen in den Ruinen von Ninive.

„Hochansehnliche Versammlung! Während im 17. und 18. Jahrhundert die Geschichte derjenigen Völker, welche mit dem israelitischen Volke in Berührung standen, mit vorzüglichem Eifer behandelt worden ist, hat sich das Studium der Philologie, seitdem es von der Theologie emancipirt ist, fast ausschließend den griechischen und italischen Zuständen zugewendet. Mit einem Male aber haben die Entdeckungen, welche der französische Consul in Mosul, Botta, der Sohn des berühmten Historikers, in Chorsabad gemacht hat, unsere Blicke nach Niniveh gewendet. Von dieser ungeheuren Stadt, welche (nach Diodor II, 3) einen Umfang von 10 deutschen Meilen und Mauern von 100 Fuß Höhe in solcher Breite hatte, daß 3 Wagen darauf fahren konnten, mit 1,500 Thürmen die 200 Fuß hoch waren, war bis auf die neueste Zeit auch nicht eine Spur übrig geblieben. Niebuhr (Reisen Bd. II. S. 353) erkannte in dem Namen des auf der linken Seite des Tigris, Mosul gegenüber gelegenen Fleckens Nunia einen Nachklang des alten Ninos, aber zu näheren Untersuchungen der alten Localität sah er sich nicht veranlaßt. Erst im Jahr 1820 stellte der Resident der ostindischen Compagnie in Bagdad James Rich genaue Vermessungen an Ort und Stelle an, wodurch die Lage der alten Stadt ermittelt wurde. In dem auf einen künstlichen Berg erbauten Flecken Nebby Yunus, der von dem Grabe des Propheten Jonas, welches in einer Moschée eingeschlossen ist, seinen Namen hat und ungefähr 300 Häuser zählt, fand er verschiedene, theils zerbrochene, theils ganze Backsteine und Stücke von Gyps, welche mit keilförmigen Inschriften bedeckt sind. Einer dieser Backsteine, welcher 1 Fuß 4 Zoll in der Dicke hat, befindet sich gegenwärtig im brittischen Museum. Mehrere solcher Fragmente fand Rich in den Grund der Häuser eingebaut; namentlich sah er in der Küche einer solchen Hütte ein Stück Gyps mit Keilschrift, das zu den Mauern eines schmalen Ganges zu gehören schien, von dem man sagte er führe in den Berg hinein. Allein die Versuche weiter zu graben, mußten eingestellt werden, weil sie die Häuser zu unterminiren drohten. Ganz parallel mit diesem Gange fand er in einem andern Hause eine wohl erhaltene Inschrift, welche bei der Erbauung des Hauses entdeckt und an ihrem ursprünglichen Ort unverrückt gelassen worden war. Somit war Rich auf einer ganz sichern Fährte, noch viele andere Alterthümer zu entdecken, allein bei der dicht aufeinander gedrängten Häusermasse konnte man nur dann, wenn eines derselben einstürzte, oder reparirt wurde, dazu gelangen.

Diese Notizen, welche erst im Jahr 1836 durch das von Rich's Wittwe herausgegebene Tagbuch *) veröffentlicht wurden, zeigten dem französischen Consul in Mosul, Botta, den Weg, den man einschlagen müsse, um bedeutendere Resultate zu erhalten. Dieser überzeugte sich nach langem Graben an dieser Stelle, wobei er nichts als einige Marmorstücke und Ziegel mit Inschriften fand, daß sich nichts Erhebliches erwarten lasse wenn man die Häuser ankaufe und einreiße, was ihm bei der Ungewißheit des Erfolges doch bedenklich schien. Er wandte sich daher nach dem von dieser Stelle weiter entlegenen Dorfe Chorsabad, wo er nach kurzem Graben auf die

*) Narrative of a Residence in Koordistan and in the site of ancient Niniveh, by Claudius James Rich. 2 voll. London 1836.

Digitized by Google

Basis von 2 parallel laufenden Mauern stieß, durch deren Verfolgung er zu der Aufdeckung eines großartigen Pallastes gelangte. Die Wände dieses Pallastes sind mit großen dünnen Platten von marmorartigem Gyps belegt, die mit Reliefs und Keilschriften bedeckt sind. Die Reliefs stellen Kampfscenen dar, auf denen Krieger zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen kämpfen, eine Festung die mit Leitern erstiegen wird, die Belagerung einer auf einer Insel gelegenen Stadt; das Meer ist mit Schiffen bedeckt, deren Vordertheile einen Pferdskopf bilden. Seethiere aller Art, Fische, Meerkrebse und geflügelte Seepferde schwimmen umher; Gefangene mit Fesseln an Händen und Füßen ꝛc. Die Figuren sind gut gezeichnet und haben natürliche Bewegung, an Haaren und Gewändern sieht man hie und da Spuren von Farbe. Die Höhe ist etwa 3 Fuß, mitunter finden sich aber auch colossale Gestalten von beiderlei Geschlecht, welche man für königl. Personen, theils Sieger theils Gefangene halten kann, die nach orientalischen Begriffen größer sind, als alles Volk. Ueber den Reliefs befindet sich gewöhnlich Keilschrift, welche wahrscheinlich die Erklärung des Factums enthält, und über dieser Schrift sind wieder Reliefs angebracht. Die Form des Gebäudes war ein ungeheures Viereck, das in der Mitte jeder Façade einen monumentalen Eingang hatte, dessen beide Seiten aus colossalen 15 Fuß hohen Stieren mit Menschenköpfen und mit Inschriften zwischen den vorderen Beinen bestanden. Sechs dieser Stiere sind vollständig erhalten und 2 davon sollen nach Paris geschickt werden.

Fragen wir nun nach den Erweiterungen, welche der Wissenschaft durch diese Entdeckungen erwachsen sind, so müssen wir bekennen, daß die historischen Aufklärungen erst von der Erklärung der Inschriften zu erwarten sind; und wenn es je eines Beweises bedürfen sollte, wie erfreulich der Anschluß der Orientalisten an die Philologen ist, so haben wir hier einen eclatanten Fall, indem die classische Philologie ohne den Beistand der Orientalisten völlig unmächtig ist. Da aber über die Lösung dieser Inschriften bis jetzt noch nichts bekannt gemacht worden ist, so müssen wir uns für jetzt mit dem Gewinn begnügen, daß ein bisher unbeschriebenes Blatt in der Geschichte der Kunst ausgefüllt wird.

Ein Zusammenhang dieser assyrischen Kunst mit Aegypten oder Indien läßt sich nicht nachweisen. Zwar erinnert die Scene, wo ein Mann dem Sieger 6 Menschenköpfe zu Füßen legt, an die auf den ägyptischen Monumenten häufig vorkommenden Scenen, wo vor dem Sieger abgeschnittene Hände oder Ohren ausgebreitet werden, allein dieß ist eine Sitte, welche orientalische Herrscher nicht erst von andern zu lernen brauchten, und welche die Kunst an beiden Orten aus dem Leben griff. Wir müssen uns daher auf einen engern Kreis beschränken. Die mythologischen Figuren, die wir auf diesen Monumenten finden, stimmen aufs genaueste mit der babylonischen Kunst und Religion überein. Halten wir uns zunächst an die Ochsen mit Menschenköpfen, welche an den Portalen des Pallastes aufgestellt sind, so erwähnt Berosus unter den wunderbaren Geschöpfen, welche nach den heiligen Tempelsagen der Babylonier aus der Finsterniß und dem Wasser erzeugt wurden, auch Ochsen mit Menschenköpfen und auf einem Cylinder bei Tassie (Pl. IX, 2. Münter's Religion der Babylonier, Tafel II, 15) sehen wir solche Stiere wie sie von Menschen bezähmt werden; vor dem Pallast von Chorsabad stehen sie im Dienste der Herrscher als Wächter ihres Pallastes.

Eine andere Analogie mit den Vorstellungen auf den babylonischen Cylindern findet sich in der Figur eines Mannes, der einen mit den Füßen auf seine Schultern aufstehenden Löwen erstickt oder erdrückt. Dieses Bild findet sich sowohl in colossalem Maaßstab am Eingang des Pallastes zu Chorsabad, wo 2 Männerfiguren, welche Löwen in ihren Armen ersticken, stehen;

Digitized by Google

als auch auf kleinen Kugeln aus Thon, welche sich häufig finden, und wie man aus dem Eindruck der Finger ersieht, mit der Hand geknetet worden sind. Da diese Kugeln mit einem Loch durchbohrt sind, in dessen Höhlung man auch die Spuren einer verbrannten Schnur findet, so vermuthe ich, daß es Amulette waren, welche angehängt wurden, und daraus wird es wahrscheinlich, daß der darauf dargestellte Gegenstand kein profaner sei, etwa der König als Jäger, sondern ein religiöser, der König als Besieger des bösen Princips.

Eben diese Darstellung, welche sich auch an den Wänden des Pallastes in Persepolis und auf den babylonischen Cylindern findet, bahnt uns den Weg zu einer weiteren Aufklärung der Kunst-Geschichte. Bis jetzt steht die persische Kunst ohne allen Anknüpfungs-Punkt an eine der sonst bekannten Richtungen der Kunst da. Ihr Charakter hat etwas so Eigenthümliches, daß man sie weder auf die indische noch auf die ägyptische zurückführen kann; die Bildwerke von Niniveh aber bieten nicht nur in Beziehung auf Styl, sondern auch auf Gegenstände der Darstellung eine so überraschende Aehnlichkeit dar, daß wir keinen Anstand nehmen die assyrische Kunst als die Mutter der persischen zu betrachten.

Ueber das Alter dieser Bildwerke eine Vermuthung auszusprechen, halte ich in diesem Augenblick, wo noch keine der Inschriften, nicht einmal, die sonst am frühesten entzifferten Namen, gelesen ist, für allzukühn. Doch kann ich nicht unterlassen auf einen bemerkenswerthen Umstand aufmerksam zu machen. Die mit Reliefs und Keilschriften bedeckten Platten haben auch auf ihrer der Wand zugekehrten Rückseite Keilschrift und zwar nicht assyrische, sondern babylonische. Da man nun nicht absieht, wozu auf einer den Blicken entzogenen Fläche Schrift angebracht sein sollte, so liegt die Vermuthung nahe, daß diese Platten zuerst in einem babylonischen Pallast gebraucht und von da als Sieges-Trophäen nach Niniveh entführt und in einem dortigen Herrschersitz verwendet worden seien. Ich fühle übrigens selbst wie wenig wir auch mit dieser Hypothese gewinnen und glaube daher, daß wir die Lösung dieser Frage von den Aufklärungen der Orientalisten abhängig machen müssen."

Etatsrath Olshausen bemerkt hierzu: Was die Erklärung des Herrn Professor Walz über den Charakter der Inschriften von Chorsabad betreffe, so glaube er sagen zu dürfen, daß wirklich die babylonische Sprache auf der Rückseite der Ziegel so gut zu erkennen sei, als die assyrische auf der Vorderseite. — Sodann macht Professor Stähelin noch auf einen besonderen Umstand aufmerksam, nämlich auf die Verschiedenheit der Bärte an der besiegten und siegenden Nation. Die letztere habe nämlich viereckige Bärte, wie dieselben weder auf den ägyptischen Monumenten, noch auf denen von Persepolis dargestellt seien; wohl aber würden Figuren mit solchen Bärten auf phönicischen Monumenten gefunden, wo sie bisher auf einen Pharaonen oder persischen Monarchen gedeutet worden seien; eher möchten sie wohl darum einen assyrischen Eroberer bezeichnen, etwa Salmanassar. — Eine weitere Discussion erfolgte nicht über diesen Vortrag, nach dessen Abhaltung sich die Orientalisten in ihr besonderes Sitzungslocal verfügten.

Hierauf wurde der von Professor Zumpt verfaßte Entwurf des beschlossenen Schreibens der Versammlung an den abwesenden Präsidenten, Oberstudienrath und Director Dr. Dilthey durch den 3. Secretär vorgelesen und von der Versammlung durch Aufstehen genehmigt.

Der Vicepräsident wünscht nun die gestern abgebrochene Abstimmung über die Sectionenbildung zu Ende zu bringen und liest deshalb die von ihm entworfenen Fragen vor. Ehe

Digitized by Google

es jedoch zur Abstimmung kommt, erklärt Prof. K. H. Hermann: er habe der vorläufigen Berathung derjenigen Herren beigewohnt, von welchen eigentlich der erste Anstoß zur Sectionenbildung ausgegangen sei; diese würden sich Nachmittags um 4 Uhr wieder versammeln, um sich über die Art und Form ihrer ferneren Zusammenkünfte zu entscheiden. Da sich außerhalb des Kreises der Pädagogen kein ähnliches Bedürfniß gezeigt habe, so sei er der Ansicht, jede Beschlußnahme von Seiten der Versammlung zu suspendiren, bis die Pädagogen ihre Berathungen geschlossen und das Ergebniß derselben der Versammlung vorgelegt hätten. — Als hierauf noch andre Redner aufzutreten wünschten, erklärte der Vicepräsident eine fernere Discussion nicht gestatten zu können, da jetzt nothwendig eine Schlußentscheidung erfolgen müsse durch Abstimmung der Versammlung über die fünf folgenden Fragen:

1) Soll um der Bildung von Sectionen willen die bisherige Zeitdauer der allgemeinen Sitzungen beschränkt werden?

2) Soll das Präsidium auf Ansuchen der zu Sectionen zusammengetretenen Vereinsglieder nach Thunlichkeit für Lokale zu Sectionssitzungen sorgen?

3) Soll das Präsidium die von den Sectionen vor oder nach den allgemeinen Sitzungen zu ihren speciellen Sitzungen gewählten Stunden öffentlich bekannt machen?

4) Sollen die Verhandlungen der Sectionssitzungen in ihrem ganzen Umfange mit den Verhandlungen der Versammlung veröffentlicht werden?

5) Soll ein Resumé der Sectionsverhandlungen in die gedruckten Verhandlungen der Versammlung aufgenommen werden, wenn in der letzten allgemeinen Sitzung ein solches vorgetragen wird?

Von diesen Fragen wurden die **1.** und **4.** mit **Nein**, die **2. 3.** und **5.** mit **Ja** beantwortet.

Hierauf folgte Prof. **Jumpt's** Vortrag

über die persönliche Freiheit des römischen Bürgers und die gesetzlichen Garantieen derselben.

„Wir lesen in der Apostelgeschichte Cap. 22 Vers 25 fgg. „Als sie ihn in Riemen spannten, sagte Paulus zu dem dabei stehenden Hauptmann: Dürft ihr denn einem Römer vor der Verurtheilung Leides anthun? Als der Hauptmann dies gehört, ging er zum Obersten und meldete es ihm: indem er sprach: Was willst du thun? dieser Mensch ist ja Römer. Der Oberst ging herzu und sagte ihm: Sag mir, bist du ein Römer? Er aber sagte ja. Und der Oberst antwortete: Ich habe dies Bürgerthum für eine große Summe erworben. Paulus sagte: Ich bin es von Geburt. Nun standen sie sogleich ab, die ihn foltern wollten. Und der Oberst fürchtete sich, da er erfahren hatte, daß er ein Römer war, und daß er ihn gebunden hatte."

Niemand lies't die Stelle ohne betroffen zu werden von der Würde und dem Gefühl persönlicher Sicherheit, die dem römischen Bürger beiwohnten. Die Erklärung Civis Romanus sum sicherte im ganzen Umfange des Reichs vor Ungerechtigkeit und Mishandlung.

Es verlohnt sich der Mühe diese Rechte des römischen Bürgers und die gesetzlichen Institute, durch welche sie ihm gesichert wurden, in Betrachtung zu ziehen. Sie sind nicht alle ursprünglich vorhanden, manche wurden erst durch harte Kämpfe erworben und mußten von Zeit

Digitized by Google

zu Zeit durch Gesetze erneuert und durch Strafen gegen Uebertretungen sicher gestellt werden. Doch erhielten sie sich viele Menschenalter hindurch, bis sie, nach dem Verlust der politischen Freiheit, von den Kaisern allmälig dem römischen Volke wieder verkümmert oder ganz entzogen wurden.

Meine Abhandlung ist eine philologisch-antiquarische. Es ist leicht, ansprechende Folgerungen aus demjenigen, was geschichtlich festgestellt ist, zu ziehen. Aber diese Feststellung ist nicht so leicht, und ich würde deshalb die Geduld meiner Leser anrufen, wenn ich nicht bedächte, daß wer genauere Einsicht verlangt einige Mühe nicht scheuen wird.

Eine Staatsverwaltung ist unmöglich, wenn der Obrigkeit nicht Folge geleistet wird. Darüber besteht kein bürgerliches Gesetz, denn es ist ein natürliches. Es ist genug, wenn der Staat seinen Obrigkeiten die Mittel giebt Gehorsam zu erzwingen; und so war es auch in Rom. Alle Staatsbeamten hatten ihre Zwangsdiener, Consuln und Prätoren ihre Lictoren, die Aedilen außer ihren Viatores eine große Zahl servi publici zur Ausübung der Polizei, die Volkstribunen besaßen bei eigner Unverletzlichkeit ein anerkanntes Recht sich jeder Person zu bemächtigen, sie zu greifen (prendere) und in Gewahrsam zu bringen, wenn ihnen auch von strengen Rechtskundigen *) die Befugniß abgesprochen wurde, durch ihre Viatores jemand vor sich zu fordern.

Außerdem hatten alle Staatsbeamte für den Kreis ihrer Geschäfte das Recht den Ungehorsamen eine Geldstrafe aufzuerlegen (multam dicere) und zu diesem Behuf ein Pfand vorweg zu nehmen (pignus capere). So verfuhren in ältester Zeit die Decemvirn (bei Livius 3,38) gegen Senatoren, die sich weigerten in den Senat zu kommen, und so bedrohte noch Antonius den Cicero mit gewaltsamer Pfändung, wenn er nicht im Senat erschiene (bei Cicero Phil. 1, 5). Selbst ein Senator, der die Redefreiheit gegen den Consul zu weit trieb, wurde mit Wegnahme eines Pfandes bestraft (wie L. Crassus vom Consul Philippus bei Cicero de Orat. 3, 1). Noch unter dem Kaiser Claudius ward bestimmt (bei Tacitus Ann. 13, 28) wie viel Geldbuße die beiden Classen der Aedilen auferlegen, oder wie hohe Pfänder sie nehmen dürften. Insbesondere bedienten sich priesterliche Würdenträger dieses Rechtes, um sich Gehorsam zu verschaffen wie der oberste Pontifex (bei Livius 37, 51). Das weggenommene Pfand mußte durch Erlegung der Geldbuße eingelöst werden, sonst wurde es verkauft oder vernichtet **). Ueber das Maaß dieser Strafe, in so fern sie von einem Magistratus auferlegt wurde, bestand eine alte gesetzliche Bestimmung aus dem Jahre 454 vor Chr. (der Zeit der zwölf Tafeln), daß sie 2 Schaafe und 30 Ochsen nicht überschreiten dürfe, und als Taxe dafür ward bald nachher für das Schaaf 10 As, für den Ochsen 100 As bestimmt, so daß die höchste Geldbuße, welche ein Magistratus auferlegen konnte, 3020 As, oder 302 Denare, etwas mehr als 12 Goldstücke betrug, eine in der spätesten Zeit nicht eben erhebliche, in älterer Zeit aber allerdings beträchtliche Geldsumme ***).

---

*) M. Varro und Antistius Labeo bei Gellius 13, 12.

**) Vom Verkauf kenne ich kein directes Zeugniß, aber da die Multa ins Aerarium bezahlt wurde, und die Sache ein Unterpfand heißt, so läßt sich voraussetzen, daß auch diese in der Regel zu Gelde gemacht wurde. Daß aber pignus concidere bei Cic. de orat. 3, 1 nichts weiter als eine Redensart für vendere, distrahere sei, kann ich nicht glauben.

***) Es ist zweifelhaft, ob sich die Magistratus der späteren republikanischen Zeit an die Bestimmung der alten Lex Aternia banden. Man muß es jedoch annehmen, so lange man keinen Beweis vom Gegentheil hat. Ueber das Maaß der Multae s. Brisson. Select. ex iure civili antiqq. II, 3.

Digitized by Google

Zu dieser Gewalt der Staatsbeamten kam nun noch die Bestimmung hinzu, daß ein Magistratus während seiner Amtszeit nicht verklagt werden konnte. Zwar könnte dieser Umstand in Zweifel gezogen werden, da es nach Varro's Ansicht (bei Gellius 13, 13) gestattet war, solche Magistratus, die das Recht zu greifen und das Volk zu berufen nicht besaßen (also Aedilen und Quästoren) vor ein Privatgericht zu ziehen, und da es sich (bei Valerius Maximus 6, 5, 4) findet, daß selbst ein Volkstribun, der doch das Recht zu greifen besaß, schuldenhalber verklagt wurde. Auch giebt es aus älterer Zeit mehrere Beispiele, daß selbst höhere Staatsbeamte während ihrer Amtszeit criminaliter vor dem Volksgerichte belangt wurden. So berichtet Livius (43, 16) zum Jahre 169 vor Chr., daß die beiden Censoren von einem Volkstribun verklagt wurden, weil sie seine geheiligte Autorität nicht geachtet hätten, und Valerius Maximus (6, 1, 7) erzählt, daß ein Aedilis curulis, M. Marcellus, einen Volkstribun Scatinius vor das Volksgericht zog, weil er den Sohn des Klägers zur Unzucht hatte verführen wollen, und daß der Tribun wirklich verurtheilt wurde. Jedoch diese Fälle sind Ausnahmen von der Regel und aus alter Zeit, die angeführten Criminalgerichte sind Volksgerichte, und was dem gesammten Volke erlaubt war, stand einer richterlichen Behörde nicht zu, obgleich sie auch im Namen des Volkes handelte.

Es verhält sich allerdings so wie oben gesagt. In späterer Zeit und nach der Einrichtung stehender Criminalgerichte nahm der Prätor keine Klage gegen einen Magistratus an, nicht einmal eine Civilklage, wie sich aus der Beschwerde des Varro in der oben angeführten Stelle ergiebt, obgleich er dazu allenfalls befugt war, am wenigsten aber eine Klage in Betreff der amtlichen Verrichtungen desselben. In der bisher so genannten Lex Servilia, besser Acilia repetundarum wird ausdrücklich verordnet: „Ueber Folgende soll, so lange sie ihr Amt oder Commando haben, nicht Gericht gehalten werden, Dictator, Consul, Prätor, Magister equitum" — Die Inschrift bricht hier ab, aber man ergänzt aus dem Nachfolgenden und aus einer andern Inschrift: „Censor, Aedilis, Tribunus Plebis, Quästor, Triumvir capitalis, Triumvir agris dandis assignandis, Tribunus militum der vier ersten Legionen" (d. h. derjenigen, die in Rom als Landwehr stationirt und des Aufgebots gewärtig waren). Dann folgt in der Lex Acilia wieder: „Wenn diese aber von ihrem Amte oder Commando abgetreten sind, so ist kein Hinderniß sie zu verklagen". Das heißt also: Alle Beamte, die in ihrem Amtskreise selbständig sind und Macht zu schaden haben, sind von gerichtlicher Anklage während ihrer Amtszeit ausgenommen. Und was in diesem einzelnen Gesetze verordnet war, ward durch andere Gesetze auf alle Criminalgerichte, in so fern sie sich auf Magistratus erstreckten, ausgedehnt. Man hielt in der römischen Verfassung diese gesicherte Autorität der Staatsbeamten für unumgänglich nothwendig, wenn überhaupt eine Verwaltung bestehen sollte. Demnach war also der römische Bürger obrigkeitlicher Willkür sehr ausgesetzt, und es fragt sich nun: welche Schutzmittel hatte er gegen den Mißbrauch der obrigkeitlichen Gewalt? Er hatte viele, mehr als uns in irgend einem andern Staate bekannt sind.

Erstens ist es Grundsatz des römischen Staatsrechtes, daß *par maiorque potestas plus valet*. Die Entscheidung eines Aedils oder Prätors konnte von seinem Amtsgenossen, und die jedes niederen Magistratus von dem höheren aufgehoben werden. Den Grundsatz spricht Cicero de legibus 3, 3 sq. mehr als einmal aus, und daß er häufig angewandt wurde wird hinlänglich bezeugt. Die Decemviral-Regierung, sagt Livius 3, 24, gefiel anfänglich dem Volke, weil die Zehn unter einander Appellation gestatteten (*cedentibus invicem appellationi decemviris*).

Digitized by Google

Cicero gegen Verres 1, 46 sagt: „Verres ungeschickte und habsüchtige Amtsverwaltung als städtischer Prätor würde noch viel mehr Unzufriedenheit in Rom erregt haben, wenn die Betheiligten nicht sogleich Hülfe bei Verres Collegen Piso gefunden hätten". Ein anderes Beispiel entlehnen wir aus Cäsar de bello civili 3, 20: der Prätor M. Cälius Rufus ließ absichtlich seinen Sessel neben den des städtischen Prätors C. Trebonius aufstellen und erklärte, er werde allen beistehen, die in Betreff gewisser Schuldklagen von der Entscheidung des Prätors Trebonius an ihn appelliren wollten. Ein Beispiel von dem Dekret eines Consuls gegen die Verfügung eines Prätors findet sich bei Valerius Maximus 7, 7, 6. Ein Freigelassener hatte testamentarisch sein Vermögen einem entmannten Bettelpriester der Cybele vermacht, und der städtische Prätor diesem Testamentserben den Besitz der Erbschaft eingeräumt. Dagegen appellirte der beeinträchtigte Patron des Freigelassenen, dem die Erbschaft ohne Testament zugefallen wäre, an den Consul, und dieser, Man. Aemilius Lepidus, cassirte die Verfügung des Prätors mit der Erklärung, ein Mensch, der weder Mann noch Weib sei, dürfe der gesetzlichen Succession nicht hinderlich sein. Valerius Maximus preis't die Entscheidung des Consuls. Damit man aber aus solchem Eingreifen nichts Nachtheiliges für die römische Rechtsordnung folgere, so ist zu bemerken, daß weder der Consul noch der Prätor im Stande waren Eigenthum zu geben, indem es sich überall hierbei nur um den einstweiligen Besitz bis zur definitiven richterlichen Entscheidung handelt.

Jedenfalls war in dieser Controle der Staatsbeamten unter einander dem einzelnen Bürger ein Schutzmittel gegen obrigkeitliche Willkür gegeben.

Ein zweites Hülfsmittel gegen Unterdrückung war das Recht der Provocation an das Volk.

Dies Recht und die Gesetze, welche es feststellen, ziehen sich durch die ganze ältere römische Geschichte hindurch. Die Republik, nach Vertreibung der tyrannischen Könige aus dem Hause Tarquinius, wurde damit gegründet; ja Cicero behauptet im zweiten Buche de republica wiederholentlich, auch von den Königen habe Provocation statt gefunden. P. Valerius Publicola gab das erste Gesetz über Provocation in den neuen Centuriatcomitien, die Consuln L. Valerius und M. Horatius das zweite, nach dem Sturz der Decemviralregierung, ein dritter Valerius, M. Corvus, faßte ein drittes Gesetz in noch bestimmtere Worte; alles Männer einer und derselben Familie, wie Livius bemerkt (10, 4), aber zugleich auch ein Beweis, daß die Macht Einzelner bis dahin immer noch gewaltiger gewesen, als die Freiheit des Volkes. Der Sinn des Gesetzes war, wie Dionysius 5, 19 bei dem ersten Valerischen Gesetze angiebt, daß, wenn ein Magistratus einen Bürger zu einer Geldbuße, oder zur Geißelung, oder zum Tode verurtheilte, und der Betheiligte an das Volk provocirte, die Vollziehung der Strafe ausgesetzt bleiben sollte, bis das Volk darüber entschieden hätte.

Dies uralte Recht der Provocation erhielt seine factische Anerkennung durch die Einsetzung der Volkstribunen, die ursprünglich gar nichts Anderes als die Vermittler der Provocation waren, und dies wesentlich auch späterhin geblieben sind.

Zu einer Zeit, wo die höheren Magistratus allein aus den Patriziern erwählt wurden, und der einzelne Plebejer auf Schutz gegen Willkür nicht rechnen durfte, wo alle Vortheile der Regierung bei dem patrizischen Stande waren, alle Unbill der Unterdrückung auf den Plebejern lastete, waren die Volkstribunen die einzigen Vertreter des beeinträchtigten Plebejers. Ihr Beruf war zunächst, Hülfe zu leisten gegen Willkür der patrizischen Staatsbeamten. Darauf sind

Digitized by Google

die älteſten Beſtimmungen dieſes Amtes berechnet, daß fünf (nachher zehn) Tribunen je einer aus den fünf verſchiedenen Vermögensklaſſen der Plebs gewählt wurden *), daß ihr Haus Tag und Nacht offen ſtehen mußte, daß ſie keine Nacht (Macrobius Saturn. 1, 3 ſagt, keinen ganzen Tag) außerhalb der Stadt verweilen ſollten. Provocation fand nur Statt innerhalb der Stadtmauern und eine Millie im Umkreiſe; im Heere bei den Soldaten, die dem Befehlshaber unbedingten Gehorſam geſchworen hatten, galt ſie nicht.

Dies ſtellt Cicero de legibus 3, 3 als Geſetz auf **), und die Geſchichte beſtätigt es, in ſo fern ſich bei den ſtrengen Beſtrafungen im Römiſchen Heere, Hinrichtungen und Decimirung, niemals die Erwähnung der Provocation findet. Auch unter den Kaiſern haben die Befehlshaber der Heere das Recht über Leben und Tod der Soldaten, aber nur der gemeinen: über den Tod der Centurionen und Ritter beim Heere zu beſtimmen, behielt der Kaiſer ſich ſelber vor, ſiehe Dio Caſſius 52, 33.

Nur einmal ließ das Volk ſich bethören, die Volkstribunen, ſeine Vertreter, d. h. das Recht der Provocation aufzugeben, als die Decemvirn behufs der Geſetzgebung mit unumſchränkter Gewalt bekleidet wurden. Die Volkstribunen ſollten durch Theilung der höchſten Gewalt zwiſchen fünf patriziſche und fünf plebejiſche Decemvirn erſetzt werden. Aber man hatte dieſe Nachgiebigkeit gegen die oligarchiſche Faction bald zu bereuen: gegen das ungerechte Decret des Appius in der Sache der Virginia würde gerade die Hülfe eines Volkstribunen wirkſam geweſen ſein. Bei der Wiederherſtellung der Verfaſſung wurde daher durch ein doppeltes Geſetz verordnet, daß niemals Volkstribunen im Staate fehlen ſollten. Ein conſulariſches Geſetz (Lex Valeria Horatia) verordnete, es ſolle niemals ein Magiſtratus ohne Provocation erwählt werden: wer eine ſolche Wahl anſtelle, ſolle geächtet ſein; und zu gleicher Zeit beſtimmte ein plebejiſcher Beſchluß (Plebiscitum Duilium) wer die Plebs ohne Tribunen laſſe, oder wer einen Magiſtratus ohne Provocation einſetze, ſolle an Haupt und Rücken geſtraft werden (Liv. 3, 55).

Seitdem beſtanden alſo die Volkstribunen zur Aufrechthaltung der Provocation auch unter Dictatoren, wann die ſelbſtändige Wirkſamkeit aller andern Magiſtratus aufhörte. Dies bezeugt Polybius in Verbindung mit dem Grammatiker Feſtus †), und wir ſind nicht berechtigt ††), aus zwei Stellen des Livius auf das Gegentheil zu ſchließen. Livius führt nämlich, zehn Jahre nach der Wiederherſtellung der Tribunen (4, 13), bei der Ernennung des L. Quinctius Cincinnatus, als Grund dieſer Maßregel an, man habe einen Dictator für nöthig gehalten, weil er von den Feſſeln der Provocation befreit ſei. Will man nicht annehmen,

*) Liv. 2, 33 und Asconius Comment. ad Cic. orat. p. Cornelio I. — So konnten und ſollten alſo auch ärmere Bürger Volkstribunen ſein. Dieſe Beſtimmung muß nicht mehr gültig geweſen ſein, als die Volkstribunen Senatoren wurden. Wahrſcheinlich hatten ſich keine Bewerber aus den unteren Vermögensklaſſen gefunden.

**) Militiae ab eo qui imperabit provocatio ne esto, quodque is qui bellum gerat imperassit, ius ratumque esto.

†) Polyb. 3, 87 οὗτος δὲ (ὁ Δικτάτωρ) ἐστὶν αὐτοκράτωρ στρατηγὸς οὗ κατασταθέντος παραχρῆμα διαλύεσθαι συμβαίνει πάσας τὰς ἀρχὰς ἐν τῇ Ῥώμῃ, πλὴν τῶν δημάρχων. Wenn die Volkstribunen beſtehen, ſo beſteht auch Provocation. Feſtus pag. 198 Muell.: Optima lex (cum dicebatur) in Magistro populi faciendo, qui vulgo Dictator appellatur, quam plenissimum posset ius eius esse significabatur, ut fuit Mani Valerii M. f. Volusi nepotis, qui primus Magister populi creatus est. Posteaquam vero provocatio ab eo magistratu ad populum data est, quae ante non erat, desitum est adiici „ut optima lege“, utpote imminuto iure priorum Magistrorum.

††) Ich ſpreche gegen Geib Geſchichte des römiſchen Criminalproceſſes Seite 164 fg.

Digitized by Google

daß Livius vergeßlich gewesen, so muß man die Stelle so auffassen, als habe er hiermit die Meinung und Absicht einer politischen Partei, den leidenschaftlichen Wunsch der Patrizier ausgedrückt. Ein zweites Beispiel wird aus Livius 8, 33 zum Beweise angeführt, daß die tribunicische Intercession gegen einen Dictator ungültig war. Aber Livius' Erzählung, wenn sie hierher gehört, beweist vielmehr das Gegentheil. Der Dictator L. Papirius wollte den Magister equitum Q. Fabius, der gegen sein ausdrückliches Verbot eine Schlacht geliefert hatte, im Lager bestrafen. Fabius entfloh nach Rom, der Dictator verfolgte ihn bis in die Stadt, die Volkstribunen wurden angerufen und Provocation eingelegt. Eigentlich waltete hier allein das militärische Recht, denn Fabius befand sich gesetzwidrig in Rom. Jedoch erkannte der Dictator, nach Livius' Erzählung, das Recht der Volkstribunen an, gab ihnen aber zu bedenken, wie schädlich die Ausübung desselben im vorliegenden Falle sei, weil das Recht des militärischen Commando's dadurch geschmälert werde, und der Ungehorsam im Heere Vorschub erhalte. Die Tribunen waren im Begriff ihre Intercession aus moralischen Gründen zurückzunehmen, als der Dictator freiwillig erklärte, den beweglichen Bitten des Volkes nachzugeben und von der Bestrafung des Fabius abstand. Der Vorgang bestätigt also vielmehr das Recht der Provocation vom Dictator an das Volk durch die Vermittelung der Tribunen, als daß er bezeugen sollte, dieses Recht habe unter einem Dictator nicht existirt.

Auch als Sulla bei Veränderung der Constitution *) die tribunicische Macht bedeutend schmälerte, ließ er den Bürgern den Schutz, welchen ihnen die Hülfsleistung der Tribunen gewährte. Bei Cicero de legibus 3, 9 spricht Q. Cicero, der sich im Dialog als der entschiedene Gegner der tribunicischen Gewalt zeigt: In ista quidem re vehementer Sullam probo, qui tribunis plebis sua lege iniuriae ferendae potestatem ademerit, *auxilii ferendi reliquerit*. Und gegen eine so entschiedene Aeußerung hat der sogenannte Asconius in der Erklärung von Cicero act. 1 in Verr. 13 kein Gewicht, wenn er von Aufhebung der Provocation durch Sulla spricht. Uebrigens ist es bekannt, daß die Beschränkung des Tribunats durch Sulla nur vorübergehend war.

Die Hülfsleistung, wodurch die Tribunen das Recht der Provocation bethätigten, bestand darin, daß sie die Ausführung des Befehls eines Magistratus verboten (vetabant), hinderten (impediebant) und aufhielten (moram faciebant), alles unter der Voraussetzung, daß demnächst das Volk oder die richterliche Behörde über die Gültigkeit der Provocation oder über die Sache entschiede. Soll jemand ins Gefängniß geführt werden und provocirt, so sichern ihm die Volkstribunen, wenn sie die Appellation für begründet halten, gegen Bürgschaft den Genuß der Freiheit bis zu ausgemachter Sache. Es kommt vor, daß ein Volkstribun einen Verhafteten sogar aus dem Gefängniß, wohin er schon abgeliefert war, befreite. Damit übernahm er aber zugleich die Verpflichtung ihn vor Gericht zu stellen, und wenn jener entwich, blieb ihm, um der Bestrafung zu entgehen, nichts anderes übrig, als sich ebenfalls zu exiliren. S. Valer. Max. 4, 7, 3. Die Hülfsleistung der Tribunen sollte keineswegs ein Eingriff in den Gang der Gerechtigkeit sein. Es war unerhört, wie Cicero in Vatinium 14 sagt, daß jemand die Hülfe der Tribunen anrief, um *nicht* vor Gericht zu erscheinen; vielmehr war die Provocation das laute Verlangen, vor den gesetzlich verordneten Richter gestellt zu werden. Mochte auch zuweilen ein unnützer

*) Dem Sulla selbst war behufs der neuen Constituirung des Staats eine schrankenlose Dictatur übertragen worden. In dem Gesetze, welches der Interrex Valerius Flaccus beantragt hatte, war bestimmt ut omnia quaecunque fecisset essent rata, (Cic. 3 or. de leg. agrar. 2), wodurch er ohne Gericht und Appellation tödten konnte, wen er wollte, wie Cicero de legg. 1, 15 sagt.

Digitized by Google

Mensch Mißbrauch mit dem Rechte der Provocation treiben: es kommt sehr häufig vor, daß die Volkstribunen nach gepflogener Berathung erklären, sie wollten die angesprochene Hülfe, z. B. die persönliche Freiheit während der Untersuchung, nicht gewähren. So bei Valerius Maximus 6, 1, 10, bei Livius 9, 26 und an andern Stellen. Zwar findet sich auch, daß ein Volkstribun sich dem Rechtsgang widersetzte, doch lobt die Geschichte mitunter auch solche Eingriffe als pflichtmäßige Handlungen. So bei Livius am Ende des 38sten Buches, wo die unwürdigen, obgleich formell gerechtfertigten, Angriffe auf die Scipionen erzählt werden. L. Scipio war angeklagt worden, er habe sich vom König Antiochus bestechen lassen, um ihm einen gelinden Frieden zu verschaffen. Er wurde von der Untersuchungs-Commission für schuldig befunden und zu einer Zahlung von quadragiens HS (4 Millionen Sesterzen, 200000 Thaler Gold) an das Aerarium verurtheilt. Scipio weigerte sich zu bezahlen, indem er betheuerte keine öffentlichen Gelder an sich behalten zu haben, und der Prätor erklärte, er sehe sich genöthigt ihn ins Gefängniß setzen zu lassen. Darauf rief P. Nasica, Vetter des L. Scipio, die Hülfe der Tribunen an. Diese gingen zu Rathe, und Fannius ergab im Namen der übrigen den Bescheid, man würde den Prätor nicht hindern zu thun was seines Amtes wäre. Der einzige Tib. Gracchus erklärte für sich, er hindere zwar den Prätor nicht die Ersatzsumme aus dem Vermögen des L. Scipio beizutreiben, aber ins Gefängniß werde er einen solchen Mann nicht führen lassen. Nach dem Princip galt seine Entscheidung, wie sie in der That auch die angemessenste war.

Darauf ward auch P. Scipio, Bruder und Legat des Lucius im Kriege gegen Antiochus, von zwei Volkstribunen vor Gericht geladen. Scipio begab sich weg von Rom und ließ sich am Tage des Gerichts krank melden. Die Ankläger wollten diese Entschuldigung nicht gelten lassen. Das Collegium der Tribunen wurde von Seiten des Beklagten angerufen, und entschied, wenn Krankheit als Grund angegeben werde, so müsse diese Entschuldigung angenommen und ein weiterer Termin angesetzt werden. Tiberius Gracchus allein ging noch weiter, und erklärte, er werde nicht zugeben, daß P. Scipio, so lange er überhaupt von Rom abwesend sei, angeklagt werde, aber auch wenn er in Rom sei, werde er ihm gegen eine Anklage tribunicische Hülfe leisten, im Fall er sie begehre. Dies war allerdings ein Eingriff in das öffentliche Recht; aber die bessere Partei im Staate billigte Gracchus' Erklärung, weil die Ankläger Scipio's nur auf die persönliche Demüthigung des stolzen Mannes ausgingen, ohne sachlich haltbare Beschuldigungen zu haben. Die Ankläger konnten ja das Volk berufen und es darüber abstimmen lassen, ob P. Scipio vor Gericht gezogen werden solle, oder nicht; aber sie zogen es vor, die Sache unentschieden zu lassen.

Das Ergebniß aus dem bisher Vorgetragenen ist also: Gegen alle Decrete eines Magistratus und gegen alle Strafen, die er vermöge seiner Amtsgewalt auflegte, fand in Rom Provocation an das Volk Statt. Es blieb aber den Tribunen überlassen, über die Gültigkeit der Provocation zu entscheiden. Gegen richterliche Erkenntnisse wurde nicht provocirt, denn in Criminalsachen war das Volk selbst der Richter. Findet es sich bei den Autoren, daß ein Volkstribun in einem Civilprozesse angerufen wird, so bezieht sich die Beschwerde nur auf das, was der Prätor in iure, zur Instruirung des Prozesses, thut (wie bei Cicero p. Quinctio 20), nicht auf die Entscheidung der Richter.

Ich komme zu einer dritten Gewähr, welche der römische Bürger gegen Unterdrückung hatte. Das Recht der Provocation ist nämlich wesentlich verbunden mit einem andern Rechte der römischen Bürger, nach welchem über Criminalvergehen eines Bürgers nur das ganze

Digitized by Google

Volk, als richterliche Behörde, aburtheilen konnte. Es bestand in dieser Beziehung die Einrichtung, daß das Volk, nach Stand, Vermögen und Alter geordnet, d. h. in Versammlungen nach Centurien, entschied, wenn der Strafantrag auf Leib und Leben (oder auf das Caput) eines Bürgers lautete, wogegen es ohne Unterschied in den Tribus nach Köpfen abstimmte, wenn der Antrag auf eine Geldbuße (multa) gemacht war. Jene Bestimmung, daß über das Caput eines Bürgers nur in Centuriatcomitien entschieden werden dürfe, war schon in den zwölf Tafeln enthalten (s. Cicero de legibus 3, 19), und findet sich durch historische Vorgänge genugsam bethätigt. Bei allen Volksgerichten mußte ein Magistratus den Antrag stellen oder die Klage führen.

Waren es Centuriatcomitien, so erbat er sich vom Consul oder (in Abwesenheit desselben) vom Prätor, der dem Senat vorstand, die Berufung des Volkes; waren es Tribuscomitien, von einem der Volkstribunen *), falls der anklagende Magistratus nicht selbst entweder vorsitzender Consul oder Volkstribun war.

Ein belehrendes Beispiel findet sich bei Livius 26, 3 aus der Zeit des zweiten Punischen Krieges. Der Prätor Gn. Fulvius hatte sich in Unteritalien von Hannibal schlagen lassen und ein schimpfliches Beispiel von Unbesonnenheit und Feigheit gegeben. Nachdem er vom Commando abgetreten war, klagte ihn der Volkstribun Gajus Sempronius Bläsus vor comitiis tributis an und beantragte, ihm eine Geldstrafe aufzulegen. Bei dem Zeugenverhör stellte sich die Schlechtigkeit und Feigheit des gewesenen Prätors so heraus, daß die Versammlung dem Kläger zurief, eine Geldstrafe sei nicht genug, der Antrag müsse auf Verlust des Caput gestellt werden. Deshalb erklärte der anklagende Volkstribun, er wolle Gn. Fulvius des Capitalverbrechens der perduellio belangen, und erbat sich von dem Prätor urbanus, G. Calpurnius, einen Termin zu den Comitien. So viel sagt Livius. Man hat hier aber einen Termin der Comitia centuriata zu verstehen, und muß wissen, daß beide Consuln abwesend waren, weshalb der Prätor urbanus ihre Stelle einnahm. Fulvius entwich und wurde abwesend verurtheilt. Ein gleicher durch Veränderung des Strafantrages herbeigeführter Uebergang von Comitien der Tribus zu Centuriatcomitien findet sich bei Livius 25, 4.

Ein umgekehrter Fall wird aus der Zeit des ersten Punischen Krieges berichtet **). P. Claudius Pulcher hatte als Consul die römische Flotte bei Drepana durch Uebermuth und Ungeschick verloren, und wurde deshalb später von zwei Volkstribunen *perduellionis* angeklagt. Die Centurien wurden schon zur Abstimmung in die Schranken (septa) hineingeführt, als ein Platzregen die Handlung unterbrach. Die Ankläger wollten in einem zweiten Termin die Verhandlung wiederholen, aber die übrigen Volkstribunen thaten Einspruch gegen die Wiederholung derselben Capitalanklage durch dieselben Personen. Es blieb also den Anklägern nur übrig den Strafantrag zu ändern; sie trugen auf eine Geldbuße von 120000 As an, und diese wurde vom Volke genehmigt, ohne Zweifel aber in comitiis tributis.

*) Oder hatten auch die Aedilen das Recht Comitien der Tribus zu berufen? Ich finde hierüber keine Angabe trotz der häufigen Erwähnung von Anklagen, die von den Aedilen beider Klassen, den curulischen oder den plebis aediles, angestellt wurden. Da sie aber ursprünglich den Volkstribunen untergeordnet waren (s. Dionys. Halic. 6, 90), so scheint es nicht, daß sie das Recht Comitien anzusagen besaßen, wie sie denn auch von Cicero de legibus 3, 4 unter denen nicht genannt werden, die das Recht haben mit dem populus oder mit der plebs selbständig zu verhandeln. Die Richtigkeit der Worte des Annalisten Gn. Piso bei Gellius 6, 9, wo es heißt *at aedilis, qui comitia habebat*, wird deshalb mit Recht bezweifelt, und es ist aller Wahrscheinlichkeit nach *at ille qui comitia habebat*, nämlich der Consul, zu lesen. S. Wunder prolegg. ad Cic. Plancianam LXXXVII.

**) S. Schol. Bobiensia zur Rede Cicero's in Clodium et Curionem p. 337 Orell.

Digitized by Google

Sehr häufig berichtet Livius, daß die Aedilen ohne Unterschied, sowohl curulische als plebejische, Verletzungen der öffentlichen Sittlichkeit und polizeiwidrige Beeinträchtigungen beim Volksgerichte mit Geldstrafen verfolgten; man sehe Livius 10, 23. 31. 33, 42. 35, 41. Ueberall sind comitia tributa zu verstehen, eben weil nichts von der Berufung der Centurien gemeldet wird, die immer mit Weitläufigkeiten verbunden war. Wenn die Strafe des Exils bei solchen Anklagen erwähnt wird, wie bei Livius 25, 2, so ist diese nicht eine Folge des Antrags auf Verlust des Caput, sondern sie wurde verhängt, weil die Beklagten sich nicht zum Gerichte gestellt, vielmehr vorher Rom und den römischen Staat verlassen hatten.

Mit Ausnahme des gemeinen Diebstahls und der sogenannten iniuriae *) (die nach der Ansicht des römischen Rechts dem Privatgericht angehörten) richtete also das römische Volk selbst über alle criminellen Anklagen gegen Bürger. Daß dies eine große Garantie gegen Unterdrückung war, braucht wohl nicht ausgeführt zu werden. Zwar wissen wir, daß auch das gesammte Volk von Leidenschaften bewegt werden konnte, doch dem einzelnen Bürger gegenüber war es sich seiner Uebermacht zu sehr bewußt, als daß es sich zu einer ungerechten Verfolgung hätte hinreißen lassen sollen. In zwei verschiedenen Perioden war das römische Volk von großen Parteikämpfen erschüttert, einmal in den Zeiten der Zwietracht zwischen den Patriziern und Plebejern, und nachher während des Kampfes der Optimaten und Populären. Die erstern Streitigkeiten wurden durchaus bürgerlich geführt: es fielen einige Opfer von beiden Seiten, aber das Volksgericht befleckte die Stadt nicht mit dem Blute seiner politischen Widersacher, kaum einmal mit dem der schuldbedeckten Decemvirn **).

M. Manlius Capitolinus ist der einzige, an dem die Todesstrafe in Folge eines Volksgerichtes vollstreckt wurde, und es ist deshalb schwer zu glauben, daß er bloß ein Opfer des Parteihasses war ***). Des Spurius Mälius Tod war eine Gewaltthat, aber sie wurde nicht vom Volke ausgeübt, sondern von den patrizischen Machthabern. Wer sonst in jener Zeit vom Volke verurtheilt wurde (mit Ausnahme gemeiner Verbrecher, von denen die Geschichte schweigt) dessen Blut wurde nicht verlangt: man stieß ihn aus dem Staate oder bestätigte seinen Austritt durch das Verbot der Rückkehr. Blutig ist dagegen allerdings die Zeit des Kampfes zwischen den Optimaten und Populären, welche dem Untergange der Freiheit voran ging. Aber in dieser Zeit war es noch weniger das Volk, welches unter der Form des Gerichts nach Blut verlangte. Die wechselnden Inhaber der Regierungsgewalt waren diejenigen, die mit bewaffneter Faust das Blut ihrer Gegner in Strömen vergossen, die Feinde der Gracchen, und Marius und Sulla. Sobald Gerichte stattfanden, hörten die Hinrichtungen auf.

Es trat nämlich schon früh der bemerkenswerthe Gebrauch ein, daß es den auf den Tod Angeklagten, über welche in Volksgerichten entschieden werden konnte, frei stand, so lange auch nur eine einzige Abtheilung des Volkes noch nicht gestimmt hatte, sich von Rom zu entfernen

*) Es kommen noch hinzu vi bona rapta und damnum iniuria datum, welche Fälle aber hier, wo es in dieser Beziehung nicht auf juridische Genauigkeit ankommt, zu den Iniuriae gerechnet werden mögen.

**) Appius Claudius und Oppius nahmen sich, da sie an ihrer Verurtheilung nicht zweifelten, im Gefängniß das Leben. Den übrigen gestattete man das Exil. Liv. 3, 58.

***) Bei Livius 6, 20 ist ein doppelter Bericht, wonach er entweder in comitiis centuriatis verurtheilt, oder von erwählten Commissarien, duumviris perduellionis, gerichtet worden ist. Aber im letzteren Falle stand ihm Provocation zu, s. Liv. 1, 26. Wurde sie von den Tribunen nicht unterstützt, so ist dies doch ein Zeichen, daß sie ihn als schuldig erkannten.

Digitized by Google

und sich ein freiwilliges Exil aufzulegen. So drückt sich Polybius 6, 14 wörtlich aus, mit Bewunderung dieses römischen Verfahrens, indem ihm nur zu wohl bekannt war, wie in den griechischen Republiken durch nachfolgende Gerichte in der Regel noch mehr Blut vergossen wurde, als bei revolutionären Aufständen *).

Polybius spricht ohne Unterschied von allen auf den Tod Angeklagten. Dies mag für diejenigen Fälle richtig sein, in welchen die vor Gericht Gestellten sich noch auf freiem Fuß befanden. Aber gemeine Verbrecher, deren That offenbar war und nicht geläugnet werden konnte, wurden doch, wie es scheint, ohne Weiteres von den Sicherheitsbeamten, Aedilen und Tresviri capitales, ins Gefängniß geworfen, und ohne Volksgericht mit dem Tode bestraft. Denn von Gefängniß und Hinrichtung solcher Personen finden sich einige Angaben aus der Zeit des Polybius. Plinius (Naturgesch. 7, 36) und Valerius Maximus (3, 4, 6) erzählen die unter dem Namen der pietas Romana bezeichnete Geschichte. Eine Mutter wurde, um hingerichtet zu werden, im Gefängniß gehalten. Der Henker gedachte sie durch Vorenthaltung aller Nahrung zu tödten, aber ihre Tochter erhielt sie durch ihre Muttermilch am Leben, die Entdeckung der Sache erweckte solches Mitgefühl für die Verurtheilte, daß ihr das Leben geschenkt wurde; ja, nach Plinius, war in Anerkennung der kindlichen Liebe an demselben Orte ein Tempel der Pietas errichtet, im Consulat des Quinctius und M.' Acilius, d. h. im Jahre 150 vor Chr. Zwar berichtet Livius (40, 34) ganz anders, daß der Duumvir M.' Acilius im Jahre 181 es war, der einen Tempel der Pietas einweihte, welchen sein Vater Acilius Glabrio zehn Jahre vorher in der Schlacht an den Thermopylen gelobt hatte; und deswegen, so wie wegen der zweifelhaften Art wie Festus (de verborum signif. s. v. pietati) von dem sagenhaften Grunde der Erbauung des Tempels spricht, kann der historische Gehalt der Erzählung in Abrede gestellt werden. Jedoch für unsern Zweck genügt es aus der Erzählung, mag sie wahr oder erdichtet sein, schließen zu können, daß die Hinrichtung einer Römerin oder (wie Festus angiebt) eines Römers im Gefängniß kundigen Autoren nichts Befremdliches zu enthalten schien. Ein zweiter Fall findet sich bei Valerius Maximus 6, 1, 10. Ein ausgedienter Centurio ward wegen Entehrung eines freigebornen Jünglings vom Triumvir capitalis ins Gefängniß geworfen, und die Volkstribunen nahmen seine Appellation nicht an, weil er die Missethat nicht läugnete, sondern nur damit entschuldigte, daß der Jüngling Geld genommen habe. Er mußte im Gefängniß umkommen, sagt Valerius am Schlusse seiner Erzählung, indem er seinen Tod eine Hinrichtung nennt. Man kann in beiden Fällen nicht mit Sicherheit sagen, wer die Menschen verurtheilt hatte. Valerius Maximus nennt im ersten Falle den Prätor mit seinem richterlichen Beirath zu einer Zeit, wo doch, nach Polybius, nur das Volksgericht competent war. Es ist mir daher wahrscheinlich, daß auf der That ertappte und eingeständige Verbrecher, wenn sie römische Bürger waren, vom Prätor urbanus gerichtet wurden. Ueber Fremde hatte der Prätor peregrinus das Erkenntniß, während Sklaven den niederen Magistratus mit Hinzuziehung der Herren überlassen wurden. Die Dazwischenkunft der Volkstribunen war nothwendig, wenn Zweifel über das Bürgerrecht

*) Die ganze Stelle lautet so: *Κρίνει μὲν οὖν ὁ δῆμος καὶ διαφόρου πολλάκις, ὅταν ἀξιόχρεων ᾖ τὸ τίμημα τῆς ἀδικίας, καὶ μάλιστα τοὺς τὰς ἐπιφανεῖς ἰσχηκότας ἀρχάς, θανάτου δὲ πρίνει μόνος. Καὶ γίγνεταί τι περὶ ταύτην τὴν χρείαν παρ' αὐτοῖς ἄξιον ἐπαίνου καὶ μνήμης. Τοῖς γὰρ θανάτου κριθεῖσι, ἐπὰν καταδικάζωνται, δίδωσι τὴν ἐξουσίαν τὸ παρ' αὐτοῖς ἔθος ἀπαλλάττεσθαι φανερῶς, κἂν ἔτι μία λείπηται φυλὴ τῶν ἐπικυρουσῶν τὴν κρίσιν ἀψηφόρητος, ἑκούσιον ἑαυτοῦ καταγνόντα φυγαδείαν. Ἔστι δὲ ἀσφάλεια τοῖς φεύγουσιν ἔν τε τῇ Νεαπολιτῶν καὶ Πραινεστινῶν, ἔτι δὲ Τιβουρίνων πόλει, καὶ ταῖς ἄλλαις, πρὸς ἃς ἔχουσιν ὅρκια.*

Digitized by Google

der Personen entstanden, oder wenn römische Bürger vor das Volksgericht gestellt zu werden verlangten. Hierdurch bildete sich allmälig ein ordentlicher Gerichtshof der Volkstribunen in der Basilica Porcia, von dem wir eben nur dies wissen, daß er über den Stand der Menschen und die ihnen danach zukommenden Rechte entschied. Jedenfalls ergiebt sich aus dem oben Angeführten, daß den Capitalverbrechern nicht immer die Freiheit der Entfernung aus dem Staatsgebiet vergönnt war, und daß auch wirkliche Hinrichtungen (nach dem Gebrauche der Griechen und Römer im Gefängniß) statt fanden. Ob wir dies richtig dadurch erklären, daß in solchen Fällen die Volkstribunen sich nicht ins Mittel schlugen, bleibt dahingestellt.

Eine andere Ausnahme von der gelinden Volksjustiz fand Statt, wenn in besorglichen Zeitläuften außerordentliche Untersuchungen (quaestiones) angeordnet wurden, mit deren Leitung eigens dazu ernannte Commissarien (quaesitores) beauftragt waren. Diese Quaesitores hatten Recht über Leben und Tod, und scheinen nach einem sehr summarischen Standrechte verfahren zu sein. Ich schließe dies aus dem sehr ausführlichen Bericht über die Unterdrückung der Baechanalien bei Livius im 37sten Buche Cap. 8 u. fgg. Der Senat hatte die Consuln mit der Quästio beauftragt. Ueber 7000 Menschen, Männer und Weiber, wird erzählt, hätten jene geheime Verbrüderung gebildet, darunter viele, vielleicht die meisten, römische Bürger und Bürgerinnen. Nun heißt es bei Livius weiter (Cap. 18): „die Consuln brachten diejenigen, welche bloß eingeweiht waren und sonst nichts besonders Sträfliches begangen hatten, zur Haft. Aber die, welche unnatürliche Ausschweifungen, Mord und andere Uebelthaten verübt hatten, wurden am Leben bestraft, und der Hingerichteten waren mehr als der gefangen Gehaltenen!" Diese Strenge mag für die öffentliche Moralität heilsam gewesen sein, aber es war doch ein starker Eingriff in die Rechte der gemeinen Bürgerschaft, daß der Senat allein eine solche Suspension der ordentlichen Rechtspflege verordnen konnte. Es geschah im Jahre 186 vor Chr. zu einer Zeit, wo die ehrenfeste Aristokratie alles vermochte. Nach dem gemeinen Rechte hätte nur das Volk eine solche Ausnahme machen dürfen; das Volk war der anerkannte Souverain, seine ordentlich berufene Versammlung der höchste Gerichtshof, das Volk konnte sein Recht einem Ausschuß übertragen, und so geschah es auch in vielen andern Fällen, wo die Sache zu weitläuftig war, als daß das Volksgericht in die verwickelten Einzelheiten eingehen konnte. Auch konnte das Volk alsdann die Ernennung der Quästoren dem Senat überlassen, wovon sich ebenfalls Beispiele finden, siehe Liv. 38, 54. Cic. Brut. 24. Cic. de finibus 2, 16. Ich will andere außerordentliche Quästionen über gemeine Verbrechen, z. B. über Giftmischung, nicht erwähnen, die zuweilen vom Senat angeordnet wurden (s. Liv. 39, 18. 41. 40, 37): aber gewiß war es eine bedeutende Ausnahme jenes von Polybius aufgestellten Grundsatzes, daß nach der Unterdrückung der ersten populären Bewegung unter Tiberius Gracchus die Consuln des Jahres 132 vor Chr. Publius Popillius Länas und Publius Rupilius bloß im Auftrage des Senats außerordentliche Quästionen über die Urheber der Gracchischen Unruhen hielten. Sie hatten zwar ihre Beisitzer (s. Plutarch Leben des Tib. Gracchus 20 und Cicero Lael. 11); aber die unparteiische Geschichte *) bezeichnet ihr Verfahren als Grausamkeit und Unterdrückung, weil es ohne ein ordentliches Gericht geschah. Verbannungen und Hinrichtungen selbst römischer Bürger fanden Statt **). Hier hätten die Volkstribunen einschreiten müssen, indem sie dem Senatsbeschluß

*) Velleius 2, 7 wenn Plutarch für parteiisch gehalten werden sollte.

**) Plutarch. Tib. Gracch. 20: *καὶ τοῦτο πέρας οὐκ ἦν, ἀλλὰ καὶ τῶν φίλων αὐτοῦ τοὺς μὲν ἐκπέμπτον ἀπέ-*

Digitized by Google

ihre Sanction verweigerten. Es scheint aber, als ob die Anordnung außerordentlicher Gerichte durch den Senat ein altes Herkommen war, dem die Volkstribunen sich nicht zu widersetzen wagten. Dies Vorrecht hängt zusammen mit einer Befugniß, welche der Senat ebenfalls herkömmlich ausübte, die aber vielmehr ein Gewaltstreich als eine Berechtigung war, nämlich damit, daß der Senat nach eignem Ermessen in unruhiger Zeit die Consuln und alle oberen Staatsbeamten zur Anwendung der Kriegsgewalt in der Stadt bevollmächtigte durch die Formel Videant consules ne quid respublica detrimenti capiat. Es war eine äußerst gefährliche Sache, wenn sich eine Behörde, mochte sie so angesehen sein als sie wollte, ohne ausdrückliche Berechtigung des Souverains herausnehmen konnte den Staat dem Kriegsrechte zu unterwerfen. Dem Senat konnte eine Erklärung nicht verboten werden, welche die Consuln und Magistratus zur Wachsamkeit aufforderte: nur den Beamten des Staats konnte vorgeschrieben werden, daß sie sich dadurch nicht berechtigt glauben möchten verfassungswidrige Gewalt auszuüben.

Daher handelte Gajus Gracchus ganz recht, daß er auf diesem Wege durch ein Gesetz einen alten Mißbrauch der Gewalt verbot. Das Sempronische Gesetz vom Jahre 123 vor Chr. verpönte es hart, wenn über das Caput eines römischen Bürgers anders als auf Befehl des Volks gerichtet würde *). Er hob hiermit die Ausnahme der vom Senat einseitig befohlenen Quästionen auf, und sanctionirte die alte Bestimmung, daß über das Caput nur die Centuriatcomitien des Volkes oder vom Volke eingesetzte Richter entscheiden dürfen. Dergestalt wurde die gerichtliche Freiheit des römischen Bürgers gegen Ausnahmegesetze sicher gestellt.

Polybius schrieb seine Geschichte vor diesem Gracchischen Gesetze. Er hätte also bei seiner Behauptung: „über das Leben eines römischen Bürgers richtet nur das Volk, und es verstattet vor der Entscheidung freiwillige Entfernung", die Ausnahme hinzufügen sollen: „wenn nicht der Senat eine außerordentliche Untersuchung befiehlt." Auch hätte er wohl gemeine Verbrecher bei unläugbarer That ausnehmen müssen, denen keine Hülfe von Seiten der Tribunen hinsichtlich der Bewahrung ihrer Freiheit während der Untersuchung, und keine Schonung in Betreff der leiblichen Hinrichtung zu Theil wurde **).

Viertens ist zu sprechen von der gesetzlichen Milderung der Leibesstrafen und namentlich von der Abschaffung der Todesstrafe bei römischen Bürgern. In diesem Behuf muß ich aber etwas weiter ausholen. Nämlich die Form der römischen Criminaljustiz wurde seit dem Jahre 149 vor Chr. sehr verändert. Das Volk übertrug seine Gerichtsbarkeit über eine bedeutende Anzahl von Verbrechen ein- für allemal den jährigen Richtern, die in verschiedene Commissionen vertheilt, unter dem Vorsitz eines Prätors, im Namen des Volks untersuchen und die gesetzliche Strafe verhängen sollten. Dies sind die *Quaestiones perpetuae*, stehende Criminalgerichts-De-

---

τους, τοὺς δὲ συλλαμβάνοντες ἀπεπτίννυσαν, ἐν οἷς καὶ Διοφάνης ὁ ξήτωρ ἀπώλετο. Τῶν δέ τινα Βίλλιον εἰς ἀγγεῖον καθείρξαντες καὶ συνεμβαλόντες ἐχίδνας καὶ δράκοντας οὕτω διέφθειρον.

*) Cic. p. Rabir. 4: C. Gracchus legem tulit, ne de capite civium Rom. iniussu vestro (populi Rom.) iudicaretur. Wortgetreuer noch Schol. Gronov. zu Cic. Catil. 4, 5: Lege Sempronia iniussu populi non licebat quaeri de capite civis Romani.

**) Bei der Aufregung des Volks nach Cäsars Ermordung geschahen viele Excesse, Bürgerhäuser wurden geplündert und in Brand gesteckt. Die Consuln Antonius und Dolabella stellten die Ruhe wieder her, indem sie eine Menge Uebelthäter aufgreifen ließen. Die Sklaven wurden gekreuzigt, die Freien vom Tarpejischen Felsen gestürzt, s. Appian. bell. civ. 3, 3. Dio Cass. 44, 50. Es wird freilich nicht gesagt, ob es freie Bürger waren. Doch ist dies wahrscheinlich.

Digitized by Google

putationen, in so fern stehend, als ein Prätor mit seinem Bureau das ganze Jahr hindurch für eine und dieselbe Art von Verbrechen bestellt blieb, während für jede einzelne Sache die Richter von der großen Liste der für jedes Jahr erlesenen Richter (dem album iudicum) genommen wurden, und nur für die Dauer dieses einzelnen Prozesses zu Gericht saßen. Der Grund dieser Einrichtung, wodurch das Volk sich selbst eines wichtigen Rechtes entäußerte, leuchtet ein. Bei der Ausdehnung der römischen Bürgerschaft war es vollkommen unmöglich, daß das Volk selber die steigende Zahl von Verbrechen und Verbrechern aburtheilte. Bei Privatprozessen richtete von Anfang an ein einzelner Iudex (oder arbiter genannt) oder mehrere Recuperatoren, über welche die Parteien sich vereinigen mußten. Beinahe eben so ursprünglich als diese Bestellung Eines privaten Richters war das Institut der Centumvirn, die einen Ausschuß des Volks für diejenigen Civilprozesse bildeten, welche nicht nach statutarischem Recht entschieden werden konnten *). Ein ähnlicher Ausweg mußte für die Criminaljustiz getroffen werden, wenn nicht die meisten Verbrechen unbestraft bleiben sollten: ein Theil des Volkes mußte mit dem Richteramte bei Criminalklagen beauftragt werden. Die Veränderungen und die Streitigkeiten, welche bei der Bestimmung, was für ein Theil des Volkes dies sein sollte, statt fanden, gehören nicht hieher. Genug, seit dem Jahre 149 vor Chr., als die erste Quaestio perpetua (stehende Criminaldeputation) über Gelderpressungen der Beamten (de pecuniis repetundis) eingerichtet und zweckmäßig befunden war, wurden allmälig für mehrere andere **), und zuletzt für alle Arten von Verbrechen richterliche Commissionen statt der richtenden Volksversammlung eingeführt. Am längsten behielt das Volk sich die Anklage der *perduellio* (wenn jemand beschuldigt wurde, wie ein erklärter Staatsfeind gegen das römische Volk und seine Mitbürger gehandelt zu haben) zur eignen Entscheidung vor ***). Aber die Durchführung eines Volksgerichts wurde immer schwieriger, die Anklage vor demselben stand nur einem Magistratus zu: ein privater Ankläger fand einen kürzeren und bequemeren Weg, wenn er die Anklage anders formirte und ein Verbrechen angab, für dessen Verfolgung eine Quästio eingerichtet war, z. B. de vi, inter sicarios, maiestatis. Die bisherigen Volksgerichte hörten also auf, und statt der Iudicia populi gab es seitdem nur *Iudicia publica*.

Es muß nun scheinen, als habe hiermit der römische Bürger das stolze Bewußtsein seines Werthes und seiner Sicherheit eingebüßt. Ueber sein höchstes physisches Gut, über sein Leben, konnte vorher nur das gesammte Volk richten, (entweder unmittelbar, oder mittelbar wenn es durch einen besonderen Volksschluß für den einzelnen Fall eine Untersuchungs-Commission verordnet hatte;) nunmehr war er aber, mehr oder weniger, einer eignen Richterklasse Preis gegeben und einem ständigen Quästor unterworfen; zur Anklage ward jedermann zugelassen, ja aufgefordert; von der Sentenz der Richter gab es keine Provocation, weil sie, vom Volke ein-

*) Dies ist im Wesentlichen das Resultat meiner akademischen Abhandlung über Ursprung, Form und Bedeutung des Centumviralgerichts in Rom, Berlin 1838.

**) Im Jahre 142 vor Chr. bestand schon die Quaestio perpetua inter sicarios (über Mordthaten) s. Cic. de finibus 2, 16. Die größte Vermehrung geschah durch Sulla. Bis auf die von Sulla unternommene Umgestaltung des Gerichtswesens war das Volksgericht noch ziemlich häufig; Cassius gab ihm durch seine lex tabellaria eine größere Unabhängigkeit, s. Cic. Brut. 25.

***) Cicero droht mit derselben noch im Jahre 70 vor Chr. dem Verres, wenn dieser in den Quästionen repetundarum, peculatus, maiestatis durchkommen sollte, in Verr. I, 5. Zwölf Jahre später hätte er selbst der perduellio angeklagt werden müssen, wenn sein Widersacher Clodius nicht seiner Anklage die Form eines erneuerten Sempronischen Gesetzes gegeben hätte.

Digitized by Google

gesetzt, im Namen des Volks entschieden. In der That hatte die Einrichtung der Quaestiones perpetuae ihren Grund in dem Unwillen über die überhandnehmenden Verbrechen und in dem Wunsche schnellerer und strengerer Justiz.

So wie aber auf der einen Seite die Anklagen begünstigt waren, so wurden auf der andern Seite Maaßregeln getroffen um die Lage der Verklagten und Verurtheilten zu erleichtern. Ich übergehe hier die Bestimmungen, die darauf abzielten unparteiische Richterconsilia zu erhalten. Der Kläger und der Angeklagte hatten das Recht eine Anzahl Richter zu verwerfen. Die einzelnen Gesetze, nach denen jede Quaestio perpetua vollzogen wurde, weichen in dieser Hinsicht, so wie in Betreff der Zahl der Richter von einander ab, aber der Grundsatz der Verwerfung verdächtiger Richter wurde immer festgehalten. Ebenfalls war es ein allgemeiner Grundsatz des römischen Rechts, daß die peinliche Frage, die quaestio per tormenta, bei freien Personen, namentlich bei römischen Bürgern, nicht angewandt wurde. Der Grundsatz stand so fest, daß es nicht einmal eines Gesetzes bedurfte, worin dies ausgesprochen wurde. Nur gegen Sklaven fand Tortur Statt, um Aussagen zu erpressen oder zu bestätigen, und auch bei diesen war entweder durch das begründete Vorkommen oder durch einen alten Senatsschluß die peinliche Frage in caput domini untersagt *). Dies vorausgesetzt, habe ich hier zunächst von der Milderung der Leibesstrafe und von der Abschaffung der Todesstrafe zu sprechen.

Die gesetzliche Milderung der Leibesstrafe ging aus von der Lex *Porcia*, quae virgas ab omnium civium Romanorum corpore amovit, sagt Cicero p. C. Rabirio perduell. reo 4.

Es ist schwer über den Urheber und den Sinn dieses Gesetzes in's Klare zu kommen. Nachdem Cicero de rep. 2, 31 von dem Rechte der Provocation als einem Grundpfeiler der römischen Freiheit gesprochen, und zwei Valerische Gesetze darüber angeführt hat, von denen das erste die Provocation im Allgemeinen festsetzte, das andere die Wahl eines Magistratus ohne Provocation verbot, setzt er hinzu: „die Porcischen Gesetze aber, deren es drei von drei Porciern giebt, wie ihr wißt, enthielten nichts Neues, außer der Sanction (d. h. außer der am Schlusse hinzugefügten Strafbestimmung gegen den Uebertreter des Gesetzes.)" Daß die Sicherung der Provocation ein Familienruhm der Gens Porcia war, beweist ohne Zweifel auch der Denar des P. Läca, auf dessen Rückseite ein kleiner Mensch in der Toga bittend vor einem größeren Manne im Kriegsanzuge steht. Dieser legt ihm die rechte Hand auf den Kopf, wie zum Schutz gegen einen dabeistehenden Lictor, der einen Stock aufgehoben hält. Unter der Gruppe im Abschnitt steht PROVOCO. Ein anderer Denar eines M. Porcius Läca, auf welchem sich die Darstellung befindet, wie eine weibliche Figur auf einer Quadrige mit dem Freiheitshut in der ausgestreckten Hand von einer entgegenfliegenden Victoria bekränzt wird, bezieht sich auf dieselbe Familienehre gesicherter Bürgerfreiheit **). Dabei kann es gleichgültig sein, wer diese beiden Läca gewesen sind, die als Tresviri monetales die Prägung der Münze besorgten. Es ist aber zu bemerken, daß andere Autoren und Cicero selbst mehrmals in den Reden nur von Einer Lex Porcia sprechen, und zwar in einem Zusammenhange, wo es sich nicht um das Provocationsrecht, sondern von dem Verbot der Geißelung handelt, die in keinem Falle stattfinden dürfe. Diesen Wider-

*) Eine Ausnahme von dieser Bestimmung wurde gemacht in causa incesti, Cic. p. Mil. 22, auch de coniuratione, Cic. orator. partit. 34, aber, wie es scheint, nicht in Folge eines Gesetzes, sondern nur nach der Ansicht der Rechtskundigen. Dagegen fand in Athen und Rhodus Tortur gegen Freie und Bürger statt, nach der zuletzt angeführten Stelle.

**) S. Thesaur. Morellian. Abbildung und Erklärung p. 351 sq. Eckhel Doctr. num. Vol. V. p. 286.

Digitized by Google

spruch hat auch Livius beachtet, ja er scheint ausdrücklich Rücksicht auf Cicero's Angabe in der oben angeführten Stelle de rep. zu nehmen. Nämlich im 10ten Buch seiner Geschichte Cap. 9, wo er bei der Besprechung des dritten Valerischen Gesetzes auch der beiden früheren Erwähnung thut, schließt er an die Bemerkung, weshalb das Provocationsrecht so oft habe eingeschärft werden müssen, den Satz an: Porcia tamen lex sola pro tergo civium lata videtur, quod gravi poena, si quis verberasset necassetve civem Romanum, sanxit. Valeria lex, cum eum qui provocasset virgis caedi securique necari vetuisset, si quis adversus ea fecisset, nihil ultra, quam improbe factum, adiecit. Mit diesen Worten berücksichtigt Livius erstlich die Bemerkung Cicero's, daß die Porcischen Gesetze die Sanction als etwas Neues hinzubrachten; zweitens wagt er es, schüchtern und unsicher, wie derjenige pflegt, der ohne genaue Kenntniß einer bedeutenden Autorität widerspricht, gegen Cicero's Meinung, daß die Porcischen Gesetze ebenfalls nur von der Provocation handelten, die Bemerkung aufzustellen, es scheine nur die Lex Porcia (nicht aber die Valerischen Gesetze) von dem Rücken der Bürger zu handeln. Er führt den Inhalt derselben an, „es solle bei schwerer Strafe niemand einen römischen Bürger schlagen oder tödten." Dies ist alles; nicht wie bei den Provocationsgesetzen der Zusatz: „wenn er provocire." Hierin liegt ein bedeutender Unterschied *). Livius hat Recht, und ich wiederhole, was sich sogleich noch weiter ergeben wird: diejenige Lex Porcia, welche die Autoren als eine neue Gewähr der römischen Freiheit so oft anführen, enthielt nichts von der Provocation. Doch glaube ich auch, daß Cicero in so fern Recht hat, als zwei Porcische Gesetze bloß die alten Provocationsbestimmungen mit neuen Sanctionen wiederholten. Er sagt drei, von drei verschiedenen Porciern gegebene, und irrte darin, daß er auch das dritte Porcische Gesetz in augenblicklicher Vergessenheit für ein Provocationsgesetz hielt. Hierin berichtigt ihn Livius, der aber seinerseits wieder jener beiden Porcischen Gesetze nicht gedachte, und zwar mit mehr Recht nicht gedachte, da sie wirklich, wie Cicero sagt, nichts Neues enthielten. Es ist also nur von Einer Lex Porcia als einer solchen, die eine neue Bestimmung enthielt, zu sprechen. Sigonius **) glaubt, daß der Urheber dieses Gesetzes der berühmte M. Porcius Cato ist, der in einer Stelle bei Festus unter dem Artikel *pro scapulis* von sich sagt, er habe pro republica, pro scapulis atque aerario dem römischen Volke viel genützt, welchen Ausdruck (wörtlich: für die Schultern) Festus erklärt pro iniuria verberum. Es ist jedoch auch möglich, daß Cato den von einem andern Porcius aufgestellten Gesetzesvorschlag nur unterstützt hat, und dies wird sogar wahrscheinlich deshalb, weil Cato niemals Volkstribun gewesen ist, weil er als Prätor zu Sardinien abwesend war, und weil seine Handlungen als Consul von seinen Biographen zu sorgfältig aufgezeichnet sind, als daß man glauben könnte, sie hätten ein so merkwürdiges Gesetz, wenn es unmittelbar von ihm herrührte, mit Stillschweigen übergangen. Jedenfalls aber wird das Jahr des Gesetzes in die Zeit der Wirksamkeit Cato's fallen, doch wahrscheinlich erst nach dem Jahre 168 vor Chr., wo Livius' ausführliche Geschichte uns verläßt.

*) Bach hist. iurispr. Rom. lib. II cap. 2 § 35 hat ihn so wenig beachtet, daß er vielmehr bei der Anführung des Gesetzes das Wort provocantem eigenmächtig einschiebt.

**) Sigon. de antiq. iure civ. Rom. I, 6 p. 58. Meine Note zu Cic. in Verr. V, 63. Pighius Annal. Tom. 2 p. 255 schreibt es wegen der oben erwähnten Münzen dem P. Porcius Läca zu, dessen Tribunat er in das Jahr 197 setzt, weil er im Jahre 195 v. Chr. Prätor war. Aber Livius spricht in der ausführlichen Geschichte dieser Jahre nicht von dem Gesetze, und ich habe schon bemerkt, daß das Provocationsgesetz nicht das Ruthengesetz ist.

Digitized by Google

Aber die Hauptfrage ist: Was enthielt die Lex Porcia eigentlich? Nach dem oberflächlichen Sinn der Worte des Livius, si quis verberasset necassetve civem Romanum, möchte man sagen: das Verbot einen römischen Bürger zu schlagen. Denn das Verbot, ihn zu tödten, brauchte nicht wiederholt zu werden, da niemand diese Befugniß hatte außer dem Volke und wem sie das Volk gegeben, d. h. insbesondere dem Inhaber eines Imperiums. Oder sollte zugleich die Todesstrafe verboten worden sein? Dies ist nicht der Fall: die Todesstrafe ist niemals durch ein Gesetz verboten worden, und gewiß nicht durch die Lex Porcia. Gajus Cäsar in seiner Rede bei Sallust. Catil. 51 trennt die Lex Porcia, welche verbera verbot, entschieden von „andern Gesetzen", durch welche es, wenigstens nach seiner Darstellung, verboten war, verurtheilten Bürgern das Leben zu nehmen. Aber auch körperliche Züchtigung im Allgemeinen wurde durch die Lex Porcia nicht verboten. Denn sie bestand im Heere nach wie vor, und Cicero sagt doch, daß durch die Lex Porcia Ruthen von dem Körper aller Bürger entfernt wurden. Auch in Rom waren Stockprügel bei gemeinen Leuten ganz gewöhnlich. Wir können dies zwar nur von den Kaiserzeiten aus den Digesten beweisen, wo die fustium admonitio bei Polizeivergehen häufig erwähnt und z. B. dem praefectus vigilum überlassen wird; indeß würde ein solches Verfahren nicht im Widerspruch mit einem alten Gesetze angewandt sein, wenn körperliche Züchtigung je so allgemein verboten worden wäre. Ich sage: die Lex Porcia verordnete nichts mehr und nichts weniger, als daß römische Bürger nicht mit Ruthen auf bloßem Leibe geschlagen werden sollten. Es wird noch zum Ueberfluß hinzugesetzt: oder getödtet, weil diese Art der Strafe meistens zum Tode führte, oder dem gewaltsamen Lebensende voranging. Durch das Gesetz wurde überhaupt die Ruthengeißelung auf nacktem Leibe, und insbesondere die alte Art der Hinrichtung, nach welcher der Unglückliche entkleidet und an den Pfahl gebunden, mit Ruthen gehauen und mit dem Beile enthauptet wurde, bei römischen Bürgern für immer abgeschafft. Wenn späterhin Hinrichtungen stattfanden, so wurden sie entweder im Gefängniß durch Erdrosselung oder, wenn öffentlich, durch Enthauptung mit dem Schwerte ohne vorhergegangene Geißelung vollzogen. Aber Züchtigung mit Stockschlägen blieb im Heere bestehen, und wurde auch in der Stadt bei gemeinen Uebelthätern angewandt.

Daß dies sich so verhielt, beweisen genügende Stellen der Autoren. Als Cicero fünf offenkundige und geständige Theilnehmer der Catilinarischen Verschwörung, zwei Senatoren, zwei römische Ritter und einen Municipalbürger verhaftet hatte, befragte er den Senat, was mit ihnen geschehen solle. Silanus rieth Hinrichtung (supplicium) an, Cäsar widersprach der Hinrichtung und fragte den Silanus (bei Sallust Cap. 51): Quam ob rem in sententiam non addidisti, uti prius verberibus in eos animadverteretur? An quia lex Porcia vetat? Die Lex Porcia verbot also nicht Hinrichtung, sondern Geißelung vor derselben. Marcus Cato sprach nach Cäsar: er drang darauf, daß man gegen offenkundige Feinde der Nation keine Schonung zeigen, sondern sie als geständige Capitalverbrecher nach alter Art (more maiorum) hinrichten lassen müsse. Er verlangte also Geißelung und Beil. Der Senat entschied für diese Strenge. Cicero jedoch ging nicht so weit, sondern befahl die Verbrecher im Kerker zu erdrosseln. Auf die der Hinrichtung vorangehende Geißelung bezieht sich auch die Anrufung der Lex Porcia bei Cicero gegen Verres V, 63, wo auf eine ergreifende Weise die Grausamkeit geschildert wird, mit der ein Mensch, der ein römischer Bürger zu sein behauptete, auf dem Forum zu Messana an den Pfahl gebunden und auf entblößtem Leibe mit Ruthen bis zum Tode gegeißelt wurde. So ist Sallust's Bericht im Jugurthinischen Kriege Cap. 69 zu erklären. Turpilius Silanus war Präfect im Heere des

Digitized by Google

Metellus und gerieth in den Verdacht, die Stadt Vaga dem Jugurtha verrathen zu haben *). Ein Kriegsgericht wurde über ihn gehalten, und er ward zum Tode verurtheilt, verberatusque capite poenas luit, sagt Sallust, und fügt hinzu: nam is civis ex Latio erat. Das heißt: er war nicht vollständiger Bürger, sondern Latine, hatte aber durch Verwaltung eines Amtes in der lateinischen Stadt (nach damaligem Rechte) das römische Bürgerrecht erlangt. Wegen dieser Halbbürgerschaft erlitt er jene schmählichere Art der Hinrichtung mit vorhergehender Geißelung.

Die Kaiserregierung bei aller ihrer Härte unternahm es nicht eine ausdrücklich durch ein Gesetz abgeschaffte Todesart wieder herzustellen. Noch Ulpian (l. 8 Dig. de poenis) schreibt vor, bei Hinrichtungen dürfe nicht das Beil angewandt, auch niemand verurtheilt werden ut verberibus necetur aut virgis interimatur. Wenn aber zuweilen dennoch ein römischer Bürger, aus ganz besonderen Gründen der Härte, nicht auf die für einfach geltende, sondern auf jene schmerzhafte und nunmehr auch entehrende Art hingerichtet wurde, so hieß es, er sei *more maiorum* mit dem Tode bestraft worden. Nero wurde von dem Senat für einen hostis erklärt und sollte more maiorum hingerichtet werden. Die Ausschweifungen hatten dem Unglücklichen, wie es scheint, auch das Gedächtniß benommen. Er fragte, was das bedeute, und man antwortete ihm: Geißelung bis zum Tode. S. Sueton Nero 49. Dieselbe Strafe wird unter demselben Ausdruck bei Sueton im Leben des Domitian verstanden, wo berichtet wird, daß dieser Tyrann mit dem Schein altväterlicher Religion auch die strenge Strafbestimmung bei Verletzung des Dienstes der Vesta wiederherstellte. Was Livius 22, 57 von einer Bestrafung im Jahre 216 vor Chr. erzählt, das wurde also im Jahre 89 nach Chr. *more veteri* wiederholt **). Im Heere trat an die Stelle der früherhin so häufig erwähnten Hinrichtung mit Geißelung und Beil †) nach der Lex Porcia als äußerste Todesstrafe das Fustuarium. Polybius kennt nur diese, nicht Ruthen und Beil, und historische Beispiele ihrer Anwendung finden sich bei Cäsar (bell. Hispan. 27) und Tacitus (Annal. 3, 21), bis diese Art der Todesstrafe, die im Grunde nur eine schlechte Umgehung der Lex Porcia war, späterhin abkam.

Das Hauen mit Ruthen auf dem bloßen Leibe, auch wenn es nicht bis zur Hinrichtung fortgesetzt wurde, war seit der Lex Porcia das entehrende Zeichen, daß jemand nicht römischer Bürger sei. So wurde im Jahre 138 vor Chr. ein Mensch, der sich feige dem Kriegsdienste entzogen hatte, zum abschreckenden Beispiel mit Ruthen geschlagen und als Sklav verkauft, nach Livius Epit. l. 55. Der Consul M. Marcellus ließ im Jahre 51 vor Chr. einen Mann aus Novum Comum, der sich für einen römischen Bürger hielt, weil seine Stadt von Cäsar Latinisches Recht erhalten und er in derselben ein obrigkeitliches Amt bekleidet hatte, in Rom zum Hohne Cäsars mit Ruthen schlagen, s. Appian Bell. Civ. 2, 26. Und über den Cornelius Balbus, dessen römisches Bürgerrecht vor Gericht in Zweifel gezogen wurde, drückt sich Plinius (Naturgesch. 7, 43) so aus: de iure virgarum in eum iudicum in consilium missus est, Richter mußten über ihn entscheiden, ob er den Ruthen unterworfen sei oder nicht ††).

*) Plutarch im Leben des Marius c. 8 erklärt den Zusammenhang der Sache, der durch Sallusts Angabe der bloßen Thatsachen nicht ganz klar wird.

**) S. Sueton. Domit. 8 und Plinius Epist. 4, 11.

†) Liv. 8, 7: I, lictor, deliga ad palum, virgas expedi, securi animadverte.

††) Die Worte des Autors kommen nicht recht heraus, auch nicht wie sie Salmasius ad Solin. p. 272 emendirt (in eo iudicio). Der Angeklagte selbst wird nicht zur Berathung geschickt, sondern die Iudices oder das Iudicium. Ich glaube, es muß gelesen werden: iudicium in consilium missum est (iudicium für iudices).

Digitized by Google

Die Abschaffung jener widerwärtigen Art der Hinrichtung war ein Uebergang zur Abschaffung der Todesstrafe überhaupt. Auch dies ist ein Punkt, der gewöhnlich nicht ganz richtig verstanden wird. Cäsar in seiner Senatsrede bei Sallust (Catil. 51), indem er die überwiesenen Verschwörer mit lebenslänglicher Haft, nicht mit dem Tode zu bestrafen räth, sagt, nachdem er von der Lex Porcia und dem Verbot der Geißelung gesprochen: *Aliae leges item condemnatis civibus non animam eripi, sed exilium permitti iubent*, und weiterhin: tum lex Porcia *aliaeque* paratae, quibus legibus exilium damnatis permissum. Fragt man, welche Gesetze die Hinrichtung verboten, wie Cäsar sich ausdrückte, so kann man keine solche nachweisen. Die Todesstrafe ist niemals durch ein Gesetz aufgehoben worden, blieb daher auch im Kriegswesen bestehen, und fand von Zeit zu Zeit Anwendung gegen Verbrecher im Friedensstande. Cäsar drückte sich absichtlich schwankend oder vielmehr unrichtig aus, indem er was nicht befohlen war, als verboten darstellt. Auf dieselbe Art widersetzt sich Thrasea bei Tacitus (Annal. 14, 48) der leiblichen Todesstrafe, die im Senat gegen den Verfasser eines Pasquills auf den Kaiser Nero beantragt war: er sagte carnificem et laqueum pridem abolita, et esse posnas legibus constitutas, quibus sine iudicum saevitia et temporum infamia supplicia decernerentur. Beide, Cäsar und Pätus Thrasea, erklären deshalb die Hinrichtung für abgeschafft, weil in allen speziellen Gesetzen neuerer Zeit nicht der leibliche Tod, sondern eine andere Strafe bestimmt war.

Cäsar nennt diese Strafe Exil. Auch dies ist, streng genommen, nicht richtig: er gebraucht den gelinderen Ausdruck Exil für den eigentlichen *Interdictio aquae et ignis*. Diese Strafbezeichnung trat allerdings in allen neueren Gesetzen, nach welchen die Quaestiones perpetuae vollzogen wurden, an die Stelle der alten Todesstrafe. Sie war aber in der That mehr, als das Verbot sich im römischen Staate aufzuhalten. Nämlich einer, dem Wasser und Feuer untersagt war, verlor seine Güter, und niemand, der dem römischen Recht unterworfen war, durfte ihn aufnehmen und beherbergen, bei harter Strafe, die in Folge der Lex Iulia de vi privata bei ansehnlichen Leuten in Relegation mit dem Verlust des dritten Theils ihrer Güter, bei gemeinen Leuten in lebenslänglicher Strafarbeit bestand *). Da nun noch hinzu kommt, daß er vollkommen rechtlos war, jeder ihn berauben, mißhandeln oder tödten konnte, wenn es ihm beliebte, so war ein so Geächteter dem Elende und dem Untergange Preis gegeben.

Indeß in der That war es so arg nicht, und wir müssen anerkennen, daß die Gelindigkeit des römischen Rechts gegen Bürger in dieser letzten Zeit der Republik den allerhöchsten Grad erreichte. Nämlich was schon Polybius (6, 14) von den römischen Volksgerichten rühmt, daß es dem Angeklagten frei stehe, sich, so lange auch nur eine einzige Tribus noch nicht gestimmt habe, von Rom und aus dem römischen Rechtsgebiet zu entfernen, indem ihn niemand halte: dasselbe fand auch bei den sogenannten öffentlichen Gerichten statt. Der Angeschuldigte blieb persönlich frei, wenn er läugnete und Bürgen stellen konnte, daß er vor Gericht erscheinen würde, und diese Bürgen verpflichteten sich für den Angeklagten nicht mit ihrer Person,

*) Paul. recept. sentent. V, 26, 3. Ich glaube nicht, daß dies die Strafe des Cäsarischen Gesetzes de vi, sondern des erneuerten Augustischen ist. Jedoch eine Strafe war in jedem Gesetze auf die Unterstützung der Proscribirten gesetzt und so auch in dem Plebiscitum Clodium, wonach Cicero verbannt war. S. Cic. ad Att. 3, 4: ne Sica, apud quem eram, periret. Id. Epist. XIV, 4: Nos Brundisii apud M. Laenium Flaccum fuimus — qui periculum fortunarum et capitis sui prae mea salute neglexit. Einer, cui aqua et igni interdictum est, ist ein proscriptus, griechisch ἀπηγορευμένος. Bei den im engeren Sinne sogenannten Proscribirten kommt nur noch das Versprechen einer Belohnung für den Ergreifer hinzu.

Digitized by Google

sondern mit einer bestimmten Geldsumme. Den Anfang dieser Bürgschaften bei öffentlichen Processen (causis publicis) setzt die traditionelle römische Geschichte in die Zeit der tribunicischen Kämpfe gegen die Patrizier; Käso Quinctius sei der erste gewesen, der im Jahre 461 vor Chr. vades publicos gestellt habe und deshalb bei einer Criminalanklage auf freiem Fuß geblieben sei. Das heißt: der Anfang dieses Gerichtsgebrauchs wird in die älteste Zeit der Republik versetzt *). Der Bürgschaft war genügt, wie es scheint, wenn der Angeklagte sich zum ersten Gerichtstage gestellt hatte, weil in alten Zeiten, wo dies gerichtliche Herkommen Kraft erhielt, eine öffentliche Sache in Einem Tage abgemacht wurde **). So blieb der Angeklagte also späterhin auch ohne Bürgschaft während der Dauer des Gerichts auf freiem Fuße. Sah er seine Verurtheilung herannahen, so stand es ihm, so lange der Prätor die Entscheidung des Gerichts (videtur fecisse oder non videtur fecisse) nicht ausgesprochen hatte, noch immer frei zu entweichen und sich in die Fremde zu begeben: niemand hielt ihn. Zwar war das Ausland im letzten Jahrhundert vor Christus (seit der Lex Iulia, die den Latinern und italischen Bundesgenossen das Bürgerrecht ertheilte) viel weiter von Rom entfernt als zur Zeit des Polybius. Damals nahmen Tibur und Präneste, Latinische Ortschaften, und Neapolis, die nächste sogenannte civitas foederata, die römischen Ausgetretenen auf ***): nach der großen Ausdehnung des Bürgerrechts über Italien mußte der Schuldige wenigstens bis über den Po oder den sicilischen Sund reisen, wenn er außer dem Bereich des römischen Reichs sein wollte. Aber da er der Verkündigung des Urtheils zuvorkam, so konnte er bei einiger Eil sein Ziel erreichen, ohne daß er unterwegs im römischen Gebiet die Rechtslosigkeit eines Gebannten erfuhr. Darauf stand er unter dem Schutze der Gesetze eines andern Staats, und wenn er sich desselben noch mehr versichern wollte, so erwarb er sich das Bürgerrecht dieses Staats. Er ließ zwar sein Vermögen hinter sich, aber doch nur das römische; was er im Auslande angelegt hatte, oder was er noch mit sich nahm, blieb ihm unbenommen. Entäußerungen nach der Versetzung in den Anklagestand hatten zwar keine Gültigkeit; aber bewegliches Vermögen der säumigen Justiz zu entziehen war gar nicht schwer. Das Bürgerrecht ging durch den Austritt verloren. Denn es ist bloße Sophisterei wenn Cicero an mehreren Stellen behauptet, das Bürgerrecht könne auf keine Weise einem Römer ohne seinen eignen Willen entzogen werden. Seine Behauptung hat den einzigen Grund, daß in keinem Gesetz Verlust des Bürgerrechts als für sich bestehende Strafe ausgesprochen ist, aber sie ist in der Interdictio so gut wie in der Todesstrafe enthalten, und kann nicht getrennt werden von dem Verkauf in die Knechtschaft, welche Strafe die zwölf Tafeln für denjenigen anordneten, der sich seiner militärischen Dienstpflicht entzog. Jedoch war es im Staatsrecht der Republik nicht verboten, daß ein seines römischen Bürgerrechts gesetzlich Beraubter, falls er nur nicht für einen Hostis populi Romani erklärt war, von andern freien Städten im römischen Imperium, wie Massilia, Athen, Cyzicus, Smyrna, in ihr Bürgerthum aufgenommen wurde. Und so trösteten sich viele gebannte Römer im Auslande mit dem Rest ihres Vermögens, indem sie sich entweder in ein anderes Bürgerrecht aufnehmen ließen, oder sich als Fremde dem Schutz fremder Gesetze anvertrauten. Titus Milo sagte seinen Gegnern schmerzlichen Dank, daß er in Massilia köstliche

*) S. Livius 3, 13, und vergl. den Vorgang Liv. 25, 4.

**) S. Dionysius von Halikarn. 9, 41.

***) Auf dieses Sachverhältniß bezieht sich die irrige Ansicht Niebuhrs über die Isopolitie jener Städte, Röm. Gesch. Th. 2 S. 73 der zweiten Ausgabe.

Digitized by Google

Seefische essen könne, und P. Rutilius tröstete sich als Bürger von Smyrna um so mehr, da er durch ein ungerechtes Urtheil aus Rom verbannt war, und wollte, als ihm Sulla Aufhebung desselben versprach, in das undankbare Vaterland nicht wieder zurückkehren *). Besonders hielten sich viele gebannte Römer in den freien Städten Alt-Griechenlands auf, s. Cic. ad Att. 3, 8, 3 ff.

Die Interdictio aquae et ignis trat also vollkommen an die Stelle der Todesstrafe, und der Sprachgebrauch erkennt dies dergestalt an, daß *capitis* accusare, damnare, causa *capitalis*, crimen, iudicium *capitale*, *capitis* poena, kurz alle Ausdrücke, die ursprünglich von dem leiblichen Tode gebraucht werden, sich nunmehr in der Regel nur auf den bürgerlichen Tod beziehen **). Mit einem gelinderen Worte heißt dieser Zustand *exilium*, und man bedient sich dieses Ausdrucks gern, weil er es unbestimmt läßt, ob der, welcher aus dem römischen Staate ausgetreten ist, ein Capitalverbrechen begangen, oder bloß eine Geld- und Ehrenstrafe verwirkt hat, die er anwesend nicht ertragen wollte.

Man kann nicht mit Sicherheit sagen, was geschehen sein würde, wenn einer, dem Wasser und Feuer nach der Strafformel verboten ward, in Rom anwesend den Spruch erwartet hätte; denn wir haben kein Beispiel einer solchen Verstocktheit, die das dargebotene Mittel, sich ungekränkt zu entfernen, verschmähte. Aber es konnte nicht anders sein als daß der Quästor sein ganzes Vermögen mit Beschlag belegt und zum Verkauf ausgeboten hätte. Er, der frühere Besitzer, durfte nicht in Rom bleiben: denn wir lesen bei Cicero (gegen Verres Buch 2 Cap. 41), daß ein Edict der Volkstribunen überhaupt allen, die eines Capitalvergehens schuldig erklärt waren, den Aufenthalt in Rom verbot. Man würde ihn also gewaltsam aus dem Stadtbezirk entfernt haben; und da ihn niemand aufnehmen durfte, so war er genöthigt seinem Leben ein Ende zu machen, wenn er sich nicht unter den Schutz anderer Gesetze begeben konnte. Hinrichtung würde nicht statt gefunden haben, wenn die Anklage nach einem einzelnen Gesetze, in Kraft dessen eine bestimmte Quaestio perpetua bestand, geführt worden wäre, denn, wie schon bemerkt, in keinem dieser Gesetze aus republikanischer Zeit seit dem Jahre 149 war die leibliche Todesstrafe angeordnet. Es wird oft wiederholt, daß nach gemeinem Recht auf Parricidium die fürchterliche Strafe des Einsackens und Versenkens in das Meer stand, und wirklich war diese Strafe noch im Jahre 101 vor Chr. vollzogen worden †). Hätte also Sextus Roscius, wenn er verurtheilt worden wäre und die Bekanntmachung der Sentenz abgewartet hätte, sie zu erleiden gehabt? (Gewiß nicht: erstens weil er das Verbrechen nicht eingestanden hatte, und das Gericht sich nicht die Mühe gab, ihn durch künstliche Veranstaltungen bei langer Haft zum Eingeständniß zu bringen; (man lese im Gegentheil bei Sueton August c. 33, wie Augustus als Vorsitzer im Gericht einem solchen Eingeständniß vorbeugte;) zweitens weil er nach der Lex Cornelia de sicariis angeklagt war, und in diesem Gesetze nur die aquae et ignis interdictio als Strafe der schuldig Befundenen angegeben war ††). Wie ganz anders würde Cicero im Epilog seiner Rede

*) Ueber Milo s. Dio Cass. 40, 54. Von Rutilius Cic. p. Balbo 11, Quintilian Instit. XI, 1.

**) Paulus l. 103 Dig. de verborum signif. Capitalia iudicia sunt, ex quibus poena mors aut exilium est, hoc est aquae et ignis interdictio. Per has enim poenas eximitur caput de civitate. Der letzte Satz giebt eine Erklärung, deren wir nicht bedürfen.

†) S. Liv. epitom. libri 68. Oros. 5, 17. Auct. ad Herenn. 1, 13.

††) Leg. 3 § 5 Dig. ad leg. Corn. de sicar. Legis Corneliae de sicariis et veneficis poena insulae deportatio est et omnium bonorum ademtio, vergl. mit leg. 2 Dig. de poenis: Deportatio in locum aquae et ignis interdictionis successit.

Digitized by Google

für Sext. Roscius gesprochen haben, wenn seinem Clienten jene fürchterliche Strafe bevorgestanden hätte? So spricht er zwar von caput und vita, aber nur in demselben Sinn, wie er diese Ausdrücke sonst von einer ehrenhaften bürgerlichen Existenz gebraucht. Später wurde eine neue Lex Pompeia de parricidiis gegeben, in welcher der Begriff parricidium auf andere Verwandtschafts- und Respectsgrade ausgedehnt wurde. Aber auch in diesem Gesetze war die Strafe keine andere als die der Lex Cornelia de sicariis *). Erst in der Kaiserzeit ward die Strafe more maiorum zur Abschreckung wieder hervorgesucht.

Allein diese Nachsicht bei der Untersuchung und diese Gelindigkeit bei der Bestrafung bezog sich nur auf diejenigen Bürger, die von Privaten angeklagt wurden. Offenbare Verbrecher, die nicht läugnen konnten oder auf der Stelle überführt wurden, sind ohne Zweifel nach wie vor von den Beamten, denen die Sorge für die öffentliche Sicherheit oblag, ohne Unterschied, ob sie Bürger oder Nicht-Bürger waren, in's Gefängniß geliefert worden, und blieben in demselben bis zur Hinrichtung, die bei Bürgern meist durch Erdrosselung vollzogen wurde. So konnte sich auch Cicero als Consul für berechtigt halten, die fünf Catilinarischen Verschwörer, welche der Senat einstimmig für überwiesene Uebelthäter erklärt hatte, nach dem Gutachten der Majorität des Senats im Gefängniß hinrichten zu lassen, da sie keinen Beistand von Seiten der Volkstribunen fanden. Die übrigen Catilinarischen Verschwörer, so viele deren nicht in der gelieferten Feldschlacht geblieben waren, wurden später vor Gericht gestellt und verurtheilt. Bei ihnen hört man nichts von Hinrichtung, nur von Verbannung.

Es ist aber auch keinem Zweifel unterworfen, daß Cicero das Sempronische Gesetz übertreten hatte, welches verbot über das Caput eines Bürgers ohne Befehl vom Volke zu richten. Er konnte sich damit entschuldigen, daß der Senat die Verschwörer für überwiesen erklärt, verurtheilt und hinzurichten beschlossen hatte, und es ist merkwürdig, wie auch Cäsar in seiner Rede bei Sallust, obgleich er die Hinrichtung widerräth, den juridischen Grund der Gesetzwidrigkeit, daß der Senat keine vom Volke beauftragte richterliche Behörde sei, nicht vorbringt. Bei der Unbestimmtheit des römischen Staatsrechts in Betreff der Gewalten, wagte er es nicht im Senat diesen Grund geltend zu machen. Aber Cicero als Consul mußte es allerdings beachten, daß der Senat nur eine rathgebende, weder gesetzgebende noch richterliche Behörde war, und daß der Magistratus bei der Ausführung eines Senatsbeschlusses auf eigene Verantwortlichkeit handelte. Ich glaube, daß Cicero patriotisch verfuhr, als er sich in gefährlicher Zeit über die formelle Gesetzmäßigkeit erhob, aber er mußte dann auch bereit sein die Folgen seines Gewaltschrittes zu ertragen, wenn die Senatspartei nicht mehr im Stande war den gegebenen Rath zu vertreten. Clodius' Gesetzesantrag, daß einer, der römische Bürger ohne Urtheil und Recht zu Tode gebracht, gebannt sein sollte, war nur eine Wiederholung der Lex Sempronia. Darauf bezieht sich auch Cicero's Beschwerde nicht, es sei ihm ein doppeltes Unrecht geschehen, einmal daß ein Gesetz, welches sich auf einen Einzelnen namentlich bezog (ein privilegium) gegen ihn gegeben,

*) Leg. 1 Dig. de lege Pomp. de parricidiis: Lege Pompeia de parricidiis cavetur, si quis patrem, matrem cet. occiderit, ut poena ea teneatur, quae est legis Corneliae de sicariis. Was Heineccius Antiqq. IV tit. 18 §. 60 dagegen sagt, beweist nichts, weil es davon ausgeht, daß in der Lex Cornelia ebenfalls die alte Strafe des Einsackens für parricidae beibehalten sei, was nicht bewiesen ist. Denn daß Cicero in der Rede p. Roscio von jener alten Strafe spricht (c. 25) ist nicht genug, da er es nicht in unmittelbarer Beziehung auf seinen Clienten thut.

Digitized by Google

und daß ein Antrag gegen sein Caput in Tribuscomitien gestellt sei. Das erste Clodische Gesetz, welches nur eine Erneuerung der Lex Sempronia war, ist vollkommen untadelig, weil Cicero darin nicht genannt wurde. Nur gegen das, was nun folgte, beschwert sich Cicero, jedoch nicht ganz mit Recht. Denn wäre er in Rom geblieben, hätte er nicht schon als die Annahme der ersten Rogation unzweifelhaft schien, die Stadt verlassen, so wäre Clodius in der That in Verlegenheit gekommen. Vor Gericht durfte er Cicero nicht verklagen, weil die Richter ihn unzweifelhaft freigesprochen hätten: er mußte also seine Verurtheilung durch ein Volksgericht betreiben. Aber die Berufung von Centuriatcomitien war schwierig, und die Abstimmung wäre vielleicht dem Cicero günstig gewesen: in Tribuscomitien konnte nur auf eine Geldstrafe angetragen werden, die freilich so hoch angesetzt werden konnte, daß ein gewöhnlicher Bürger sie nicht zu erschwingen vermochte. Aber dies würde dennoch wohl geschehen sein. Cicero's Flucht erleichterte Clodius' Verfahren. Ein zweites Gesetz als Nachtrag zu dem früheren verordnete, wenn Cicero nicht erschiene, so solle das Exil, welches er sich selbst auferlegt hätte, gesetzmäßig sein u. s. f. Dies Gesetz klagt Cicero der Ungesetzlichkeit an, weil es in Tribuscomitien gegeben sei. Aber die Sache ist wenigstens zweifelhaft, und wir haben denselben Vorgang aus den besten Zeiten bei Livius 25, 4.

Es ist nicht zu läugnen, daß bei den Vorrechten des römischen Bürgerthums die criminelle Rechtspflege im letzten Jahrhundert der römischen Republik an großen Mängeln litt. Einerseits waren die Anklagen so begünstigt, daß sie ein gewöhnliches Mittel der Verfolgung oder der Chikane waren *); andererseits war die Nachsicht bei der Untersuchung und die Gelindigkeit der äußersten Strafe für schlechte Menschen ein Reizmittel viel zu wagen. Besonders nachtheilig wirkte der Umstand, daß es den Richtern nicht freistand Grade der Schuld und Strafe zu unterscheiden. Wer einer Handlung schuldig befunden ward, welche unter die Kategorie der im Gesetz verpönten Handlungen gehörte, erlitt eine und dieselbe Strafe des Gesetzes, wenn dieses auch sehr verschiedene Verschuldungen begriff, wie z. B. die Lex Cornelia de sicariis die Absicht des Mordes gleich dem Morde selbst bestrafte, und die Leges repetundarum jede Gelderpressung der Beamten über eine gewisse geringfügige Summe hinaus gleichmäßig verpönten. Was jede Ungerechtigkeit unterdrücken sollte, bewirkte das Gegentheil. Denn die Folge war, daß die Richter, wenn ihnen die Strafe zu hart dünkte für das Vergehen, lieber ihr Gewissen beschwerten und das Factum für nicht bewiesen erklärten. Oeffentliche Vergehen, Unterschleif von Staatsgeldern, Mißbrauch der Amtsgewalt besonders gegen Bürger, Wahlumtriebe, dergleichen, fanden viel eher aufmerksame Ankläger, als Verbrechen im Privatleben, Vergiftung, Fälschung, und solche Heimlichkeiten, zu deren Enthüllung eine wachsamere Polizeibehörde nöthig war, als sie in Rom bestand. Sallust's Schilderung von dem Treiben der Rotte Catilina's vor dem Ausbruch der Verschwörung (Catil. c. 14 — 16) läßt einen heillosen Zustand der Gesellschaft durchblicken.

Als sich das römische Bürgerrecht unter der Kaiserregierung allmälig über den ganzen Erdkreis verbreitete, wurden auch die Vorrechte desselben beschränkt, und die Gelindigkeit der Strafen hörte auf. Haft während der Untersuchung, verschieden nach Maaßgabe der Beschuldigung, wurde

*) Gegen dieses Uebel war zwar die alte Lex Remmia gerichtet, aber sie kam außer Gebrauch. Die in andern Gesetzen verordnete Bestrafung ungerechter Ankläger war unbedeutend, gar nicht zu vergleichen mit den gesetzlichen Belohnungen der Ankläger, wenn sie die Verurtheilung herbeigeführt hatten. S. meine akademische Abhandlung über die Leges et iudicia repetundarum § 14 Ende und § 24 und 25.

Digitized by Google

gewöhnlich. Doch die Tortur freier Leute fand nicht Statt *), außer bei Majestätsverbrechen. An die Stelle der aquae et ignis interdictio trat unter Auguſt die Deportation auf eine Inſel (ſ. Dio Cass. 56, 27) mit verſchiedenen Abſtufungen, je nachdem die freundlicheren Inſeln Kos, Rhodus, Lesbos, Kythera, oder die unfruchtbaren Eilande und Klippen Gyaros, Amorgos, Seriphos, Pandataria, Planaſia, Cercina u. a. dazu beſtimmt wurden **), und der Aufenthalt mit oder ohne Bewachung war. Verluſt des Bürgerrechts und des Vermögens war mit der Deportation verbunden. Jedoch erlaubte Auguſtus einen Theil des Vermögens (500000 Seſterzen) zur Benutzung, ſogar eine anſehnliche Dienerſchaft. Daneben wurde auch die wirkliche Hinrichtung wieder häufiger, doch nur bei gemeinen Leuten, und die Todesſtrafe, welche bei Bürgern nur mit dem Schwerte vollzogen werden ſollte, wurde erfinderiſch vervielfacht. Der zweite Grad der Strafe war für gemeine Leute die Verurtheilung zu den Bergwerken oder zur Bergwerksarbeit (in metallum, oder in opus metalli), welche beiden lebenslänglichen Strafen ſich nur durch ſchwerere oder leichtere Feſſeln unterſchieden. Bei Vornehmeren ſteht ihr gegenüber die lebenslängliche Relegation, d. h. die Anweiſung an einem beſtimmten Orte des Feſtlandes oder der größeren Inſeln zu leben. Der dritte Grad war bei gemeinen Leuten öffentliche Arbeit auf beſtimmte Zeit (opus publicum), welche die Stelle des Gefängniſſes vertritt. Denn Gefängniß ſollte ein für allemal nicht Strafe ſein, ſondern nur zur Aufbewahrung während der Unterſuchung und bis zur Vollziehung der Sentenz dienen, wie die Kaiſer in Uebereinſtimmung mit der alten Praxis verordneten †). Dieſer Strafe entſprach bei Vornehmeren die relegatio ad tempus.

Der Unterſchied zwiſchen Vornehmeren und Geringeren (honestiores und humiliores) iſt den Kaiſerzeiten eigenthümlich. Darin löſen ſich die ehemaligen Vorzüge der römiſchen Bürger auf. Decurionen der Städte, ihre Aeltern und Kinder, ſollten nicht die Todesſtrafe erleiden, außer wenn ſie des Parricidii ſchuldig erkannt ſeien, verordnete Hadrianus l. 15 Dig. de poenis. Auch ſollten ſie nicht zu Bergwerken und zur Bergwerksarbeit verurtheilt werden, l. 9 § 11 sqq. cod. Honestiores ſind auch nicht den Stockſchlägen (fustis) unterworfen, obgleich dieſe Art der Züchtigung freien Leuten geringeren Standes als ein Vorzug vor Unfreien zukam (l. 28 cod.) Zur Deportation auf eine Inſel gehörte die Beſtätigung des Kaiſers, jedoch konnte auch der Praefectus urbi dazu verurtheilen (l. 2 cod.)."

Nach einer Pauſe beſtieg Staatsrath **von Morgenſtern** die Tribüne und las zwei der angekündigten Briefe vor, welche er mit einigen kurzen eingeſtreuten Bemerkungen begleitete, und zwar zuerſt den nachfolgenden

Brief Göthe's an Klinger.

„Ihr letzter lieber Brief iſt mir geworden, ſowie derjenige, womit ich die ſehr ſchätzbaren Schriftzüge jener großen Männer erhielt, deren Mittheilung ich dankbarlichſt erkenne ††). Allein

*) Das Gegentheil ſagt die ſchätzenswerthe Geſchichte des römiſchen Rechts von Ferd. Walter S. 876: „Unter den Kaiſern konnten auch Freie torquirt werden." Aber die zu dieſem Satz citirten l. 1 § 9. 10. l. 15 pr. Dig. de quaestionibus beweiſen dies nicht, und der ganze Titel handelt nur von Sklaven. Aber Paulus Recept. sentent. V, tit. 29 ſagt von Majeſtätsverbrechen am Schluß: Et ideo cum de eo quaeritur, nulla dignitas a tormentis excipitur.

**) Kythera im Gegenſatz gegen Gyaros Tacit. Ann. 3, 69.

†) S. Ulpian. in leg. 8 § 9 Dig. de poenis.

††) Göthe dankt für die überſandten Beiträge zu ſeiner Autographenſammlung.

Digitized by Google

derjenige, worin Sie mir die Ankunft meines zweiten Bandes berichten, ist mir nicht zugekommen, und ich ward daher besorgt, Sie möchten das Paquet nicht erhalten haben, und wollte Ihnen denselben gegenwärtig mit dem dritten Bande zusenden. Nun aber kommt dieser allein, und ich wünsche, daß Sie Sich mit (?) demselben freundschaftlich abgespiegelt, mit einiger Zufriedenheit erblicken möchten. Da aber erst in der Folge unser Zusammenleben und Wirken eigentlich recht angeht, so wünschte ich, daß Sie selbst hierzu mir einige Beiträge gönnten, wie schon mehrere Freunde auf mein Ansuchen gethan. Denn da es mir an Documenten aus jener Zeit gar sehr fehlt, und das Gedächtniß zu den Thatsachen wohl allenfalls hinreicht, aber nicht immer uns die Eindrücke, die wir damals empfingen, wieder hervorrufen kann, wir vielmehr öfters spätere Reflexionen unterschieben, so ist es uns höchst interessant zu erfahren, wie ältere Freunde sich und uns angesehen, und was sie sich noch von jenen Epochen bewußt sind. Vielleicht ließe sich hierzu der beste Faden auffinden, wenn es Ihnen nicht zuwider wäre, mir die Reihe Ihrer Hauptwerke aufzuzählen, mir von ihrer Entstehung Bedeutendes zu vertrauen, wie ich denn, was die ersten betrifft, schon wohl unterrichtet bin. Möchten Sie mich zugleich aufmerksam auf diejenigen Schriften machen, welche ich wieder zu lesen hätte, um mich in stätiger Folge mit dem bekannt zu machen, was Ihren Wachsthum und Ihre Ausbildung am nächsten bezeichnet, so würde ich mich freuen, Ihnen nach meiner Weise ein weiteres freundschaftliches Denkmal zu erbauen. Sieht es vielleicht wunderlich aus, daß ich hierzu mir Ihre Mitwirkung erbitte, so diene mir die rauschende Zeit und der Drang des Lebens zur Entschuldigung. Es ist nicht mehr möglich durch eigenes Studium allem demjenigen genug zu thun, was man sich vorgesetzt hat; und ich erfahre noch täglich, wie förderſam die Wirkungen von Freunden sind, mit denen man sich, von frühester Jugend an, hat verstehen lernen.

Die harte Prüfung, die Ihnen das Geschick zugedacht, habe ich mit der innigsten Theilnahme erfahren *). Es ist schon schwer genug, die allgemeine Weltlast mit zu tragen, und wo soll die Kraft dazu herkommen, wenn wir in unserm Innersten und Eigensten verletzt werden, wohin wir denn doch immer, in jedem äußersten Falle, wieder zurückgewiesen sind.

So wie ich bisher gethan, denke ich auch zunächst, mich und was von mir übrig ist, zusammen zu halten, und was ich mitzutheilen habe, unter der Form meines biographischen Versuches zu überliefern. Sie sehen aus dem Bisherigen, daß ich in selbigem Sinn und Ton fortfahren kann, und daß mich im Verlauf mehr persönliche Verhältnisse als die allgemeinen hindern könnten, weniger freymüthig zu sein. Doch denke ich auch hier, was entgegensteht, dergestalt zu überwinden, daß mein Büchlein mit der zu hoffenden, nicht allein freymüthigen, sondern auch wahrhaft tüchtigen und gründlichen Epoche gleichen Schritt halte. Auch naht die Zeit heran, wo ich meine gesammelten Arbeiten aufs neue wieder herauszugeben habe. Ich werde diese Gelegenheit benutzen, manches Aeltere, was bisher zurückgeblieben, wäre es auch nur um eines historischen Interesse willen, darzubringen.

Möge sich Deutschland bald beruhigen, und auf eine Weise gestalten, daß wir, nach Erfüllung so schöner Hoffnungen, uns noch endlich einmal wiedersehen mögen.

Mich Ihrem freundschaftlichen Andenken aufs Dringendste empfehlend

Weimar, den 8. Mai. Göthe."

*) Die Stelle bezieht sich auf den Tod von Klingers einzigem Sohne, Adjutanten des Fürsten Barclay, in der Schlacht von Borodino.

Digitized by Google

Sodann folgte das

Antwortschreiben Klinger's an Göthe.

Pawlofsky *), den 26. Mai 1814.

Noch in St. Petersburg geruhte J. K. M. Marie mir ein, mit dem vorletzten Courier überbrachtes, Exemplar Ihres dritten Theils Abends spät zum Lesen zu überschicken, und mir dabei gnädigst zu schreiben, Sie wüßten, welches Vergnügen Sie mir damit machten. Heute bei meinem Eintritt in das Schloß, war das erste, was mich hier empfing, der von ihnen mir freundschaftlich bestimmte dritte Theil, mit einem Ihrer mir so werthen Schreiben begleitet, von dem letzten Courier überbracht. Demnach will ich Ihnen auch gleich hier, bei meinem Aufenthalt auf einige Tage, meine Erkenntlichkeit für das bezeigen, was Sie aus freundlichem Gemüthe, auf Ihre so schöne, und Ihnen nur eigene Art, in Ihrem trefflichen Buche von mir sagen. Ich kann es wohl nicht besser thun, als durch Bezeichnung der Empfindung, die es mir erweckt hat. Wie angenehm mußte es mir sein, mich von Ihnen im 18. Jahre so erkannt und in meinem Innern erforscht zu sehen, wie ich mich nun erst, nach bestandener Prüfung in Thätigkeit, auf einem großen Welttheater, erkennen darf. Und was es mir nun zu einem reinen Genuß machen muß, ist daß Sie, nach mehr als 40 Jahren, nichts verhindern konnte, das von dem vollendeten Manne zu bekräftigen, was Sie in dem Jüngling gefunden und geahndet hatten. Von allem dem schönen, trefflichen, neuen, tief empfundenen und gedachten zu reden, welches dieser neue Theil mit den vorigen enthält, dazu würde ein Brief nicht hinreichen. Genug; Ihnen ward die klarste Ansicht der Natur und des von ihr Geschaffenen zu Theil, mit der auszeichnendsten Gabe, sie und ihre Werke in der schönsten Wahrheit, mit dem feinsten und reinsten Zauber der hohen Poesie darzustellen. Möchten Sie doch dieses einzige Werk seiner Art, welches das Streben und den Geist unserer verlebten Zeit so darstellt, daß unsere späten Nachkommen beim Lesen allein, sie mit uns als Zeitgenossen leben werden, bald und rasch vollenden können. Von den überraschenden Bemerkungen über Menschen im Einzelnen und im Ganzen, kann ich gleichwohl nicht unterlassen, Lavaters, Basedows und Mahomets zu gedenken, und besonders in Bezug auf den großen Letzteren; denn das, was Sie in einigen Zeilen aus dem Wirken dieser Männer folgern, wirft ein so helles Licht über sie, ihr Beginnen, das Beginnen ihres Gleichen der alten und neuen Welt, und über das ganze Menschengeschlecht in Beziehung auf dieses Beginnen, daß man davon erfreut, mit Ihnen den schnellsten und klarsten Blick über die Welt und die Menschen, in einer so wichtigen Sache wirft und es Ihnen herzlich dankt, eine so trübe als verwickelte Sache durch eine einzige Bemerkung erhellt und aufgelöst zu haben. Ach ja! Der Mensch verbirgt sich hier hinter dem heiligen Eifer der Bekehrungssucht, wirkt durch alle Mittel für das künftige Leben — und hält sie wegen des Zwecks, zu dem er sich endlich selbst macht, so irrdisch sie auch seyn mögen, alle für heilig. Darum kann es wohl nur dem noch gelingen, rein zu verbleiben, der sich fest entschlossen hat, einen edlen moralischen Zweck, ohne Rücksicht auf sich, Glück, Glanz und Bekehrung, zum Besten Anderer, durch's Leben durchzuführen, wenn diese ihm nur gestatten, seines Sinnes dabei verbleiben zu können und nur Mittel, seines Zwecks würdig, zu gebrauchen.

*) Klinger brachte dort jedes Jahr einige Wochen am Hofe der Kaiserin Marie zu.

Digitized by Google

Viel Gutes kann ihm sowohl wirklich gelingen, wenn er andere durch einen so gehaltenen Charakter überzeugt hat, er habe nicht sich zum Zweck, sondern die gute Sache, die er betreibt, und halte sich für mehr als belohnt durch die Ausführung in seinem Sinne. Ihre Folgerung, in den wenigen Zeilen, so klar und glücklich ausgedrückt, wäre noch überdies ein herrliches Motto für jede Kirchengeschichte; denn sie, deren Inhalt nur das göttliche und wahrhaft wirkliche der Religion seyn sollte (demnach sehr kurz seyn würde) ist, leider dadurch, daß sie in Büchern ohne Zahl, nur die irrdischen, erbärmlichen Händel der Theologie oder der Theologen zu erzählen hat, eine ganz andere Prostitution für das Menschengeschlecht, als die sogenannte Profangeschichte, deren trauriges Anhängsel sie geworden ist, seitdem die Priester Cultus zur Religion gemacht haben, also seit 1700 Jahren. Für Mahomets Portrait danke ich Ihnen, nur bedaure ich, daß der tiefe und schöne Plan, den Sie uns mittheilen, nicht ausgeführt worden ist.

Wenn ich Ihnen nun einiges über meine Schriften, zur Aufrichtung eines ferneren Denkmals, zu meiner Erinnerung, wie Sie mir freundschaftlich zu sagen belieben, hinzufüge, so geschieht es, so weit es mir gegönnet, um Ihren gütigen Wunsch zu erfüllen. Ich muß aber gleich damit anfangen, Ihnen anzuzeigen, daß ich alle die älteren, das Trauerspiel die Zwillinge von 1774 und die falschen Spieler Lustspiel von 1780 ausgenommen, gänzlich verworfen habe, und daß in der Sammlung meiner Werke nichts erscheinen wird, als das, was ich im Laufe dieses Schreibens nennen werde. Alles dieses ist von 1781 bis 1805 in Rußland geschrieben worden. Die dramatischen, außer beyden, sind nun: Elfride, T. 82. Der Schwur gegen die Ehe, L. 83. Conradin, T. 84. Der Günstling, T. 85. Medea in Korinth, T. 86. Aristodemus, T. 85. Damokles, T. 88. Medea auf dem Kaukasos, T. 90. Die mir am meisten genügen, sind unterstrichen. Damokles ist zugleich, von der damaligen politischen Berührung der Weltbegebenheiten, von außen merkwürdig; sie waren damals in ihrer Entwicklung, und die Täuschung schon so ziemlich verschwunden.

Jetzt aber trat für mich ein wichtigerer Periode als Schriftsteller ein, den ich Ihnen, der so früh und so tief in mein Innerstes geblickt hat, nicht wohl nöthig habe, weitläuftig zu beschreiben. Schon sehr früh machten die meinem innern Sinne widersprechenden Erscheinungen der um mich wirkenden moralischen und politischen Welt einen düsteren Eindruck auf mich. Auch war ich darauf gar nicht gestimmt, mir einen Theil von dem, was die Welt den Unternehmenden gewährt, zu erstreben, und es dann, ruhig und unbekümmert, um mich her ergehen zu lassen, wie es möge. So ward ich von der innern Unruhe gewaltsam darauf gestoßen, die Ursachen dieser Uebel, mit welchen die Menschen, von den oberen und niederen Gewalten, nothwendig und willkührlich, geistig und physisch geplagt werden, nachzuforschen, und zu diesen mußte sich bald das Forschen nach denjenigen gesellen, welche die Noth, der Druck, der Wahn, und ihre eigenste Natur erzeugen. Dieses Alles gährte lange bei mir in stillem Busen; aber nun wirkten die Erscheinungen einer großen gewaltigen Welt ganz anderer Art, als die von mir bisher beobachtete auf mich. Nun trat die große Welterschütterung mit allen ihren Greueln später ein. Was die Menschen seit dem gesellschaftlichen Zusammentreten, unter den verschiedenen äußeren Formen und Verhältnissen, getrieben und verbrochen, was die Weisen und Edeln aller Zeiten zu ihrem Besten gethan oder versucht, was die größten Denker alter und neuer Zeit, zur Enthüllung dieses düstern Geheimnisses, gedacht, geträumt und gefaselt hatten, das Alles war mir sehr wohl bekannt geworden, und ich forschte wahrlich bei ihnen nach dem, was mir Licht geben sollte, mit Anstrengung und Redlichkeit. Aber bald sagte mir mein innerer kräftiger Sinn, daß

Digitized by Google

ich erst ganz mit mir selbst in Harmonie zu treten, und vor allem die moralische Abrechnung mit mir, abzuschließen hätte, ehe ich mich über das Weltganze und seinen Gang zu richten erkühnte, kurz, daß erst meine eigne, innere Welt fester in sich selbst geordnet sein müßte, ehe ich die Unordnungen der äußern zu mustern wagte. So sah ich nun zwar, nach langem Kampfe, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, meinen Sieg als gewiß voraus, aber um zu völliger Ruhe des Geistes zu kommen, mußte ich alles von mir Empfundene und Gedachte, Erfahrene und Erprobte, aus mir heraus, durch Charaktere, im Kampfe, wie ich es selbsten war, mit der Welt und den Menschen mir darstellen. Und so entstanden die 10 Werke, deren Plan ich, im Ganzen und im Einzelnen 1790 in Beziehung auf das Ganze, entwarf. Ich fing gleich mit Faust an, und stellte in demselben das Thema so auf, wie es mich in den düsterſten Stunden der Vergangenheit, geplagt hatte. Und so geht es natürlich wild, leidenschaftlich, gewaltsam darin her, wie es auf einem Kampfplatz hergehen mußte, worauf sich ein kraftvoller Geist, durch das ihn empörende aufgeregt, aus innerm Grimm schlägt. Ungestüm fordert der Vermeßne den immer Schweigenden auf, ihm das sein Herz und seinen Geist quälende Räthsel zu lösen, in der Gluth der Leidenschaft unter den peinigenden Zweifeln ganz vergessend, daß der ihm Schweigende die Antwort auf seine kühne Fragen in seinen Busen gelegt hat, daß er die Antwort auf seine Fragen nur bei wirklicher und redlicher eigenen Anwendung seiner moralischen Kraft vernehmen kann. Da er nun bloß auf das Aeußere horcht, und dadurch alles immer dunkler, qualvoller um ihn her werden muß, überläßt er sich endlich in Verzweiflung der Sinnlichkeit allein, spottet der höchsten Gewalten wie der Nohwendigkeit — seiner inneren Freiheit sich nicht mehr bewußt — im Gefühle seiner mißbrauchten, aber unzerstörbaren Kraft sich von allem Menschlichen losreißend, um durch seinen Fall, die Kämpfe der ihm folgenden und mir näher verwandten Heroen, als Raphael da Aquillas, Giafars, Abdallahs, Ernst von Falkenburgs, des Dichters, in ein glänzenderes Licht zu stellen. In diesen wird nun vorzüglich die Anwendung unserer geistigen und moralischen Kräfte, mit der Darstellung des Mißbrauchs dieser Kräfte, in denen den Kämpfenden Umgebenden zur Bestreitung der peinvollen Wirkung der Welterscheinungen, dargestellt. Diese Werke folgen so auf einander: Fausts Leben 1790. Raphael da Aquillas 92. Giafar der Barmecide 91 — 93. Reisen vor der Sündfluth 94. Der Faust der Morgenländer 95. Geschichte eines Teutschen der neusten Zeit 97. Der Weltmann und der Dichter 97. Sahir, ꝛc. 97. Das allzufrühe Erwachen des Genius der Menschheit, Bruchstück 97. Dieses Werk, welches zugleich den ganzen Perioden von 90 an, in historischen Gemälden enthielt (welchen Theil ich aber aus begreiflichen Ursachen vertilgte) verweist nun den Forscher auf das, worauf der Höchste den Menschen constituirt hat, und welches die edleren Geister in sich fest begründen können. Für die bloß fünfsinnigen Menschen mußte nun freilich durch Gewalt, List, Ränke und Noth, ganz anders gesorgt werden (wenigstens gab man es vor und wird es ewig vorgeben) — und da es nun menschliche Künstler zu ihrem Urtheil übernehmen und übernahmen, so verräth das Werk natürlich den Urheber. Und so hatte ich mir wenigstens meine magna charta durch That und Schrift erworben. Das letzte Werk aber, welches aus meinem Innersten entwickeln sollte, wie ich nach und nach durch die Wirkung der Welterscheinungen, auf mich, zu diesen Ansichten gekommen sei, kann ich, da ich von so vielen bedeutenden Rolle spielenden, reden müßte, nun nicht unternehmen zu schreiben. Da hier auch die Wahrheit, noch so gerecht und schonend behandelt, immer als Undank gegen das Theater, worauf für mich die Hauptrollen gespielt wurden, er-

Digitized by Google

scheinen würde. Auch ist es durch die Betrachtungen ꝛc. in zwey Theilen der Sammlung meiner Werke, von 1801 bis 1805 geschrieben, überflüssig geworden, da ich hier in meinem eignen Namen spreche, und meine ganze Individualität, wie ich sie ausgebildet, rein und aufrichtig darstelle. Die Resultate, die das unterlassene Werk geben sollte, werden demnach, dem etwanigen Aufmerksamen, hier leicht sich darbieten. Ich lege Ihnen hier die Vorrede zu den Romanen bei, wie sie vor dem dritten Theil der Werke in der nächsten Messe, wie ich hoffe, erscheinen wird *). Sie enthält in der Einleitung zu diesen Werken, wie ich glaubte, daß ich sie um so mehr geben könnte, indem es mir, wenigstens in der Entfernung schien, man habe auf das Besondere derselben nicht geachtet. Und dieses ist mir sehr begreiflich: denn, wenn meine Jugendschriften dazu dienten, dem gährenden Drang nach Thätigkeit, wenigstens für Augenblicke, eine Richtung zu geben, so war mir bei den letzten der Autor, sich gerade zu, selbst Zweck; und wenn dieses seinen Werken einen eignen Charakter gab, so war es denn auch natürlich, daß sie vermöge der Individualität, dem großen Publikum das nicht wurden, was sie nur Geistesverwandten werden konnten. So habe ich nun versucht, Ihrem mir angenehmen Verlangen Genüge zu leisten, und überlasse Ihnen voll Vertrauens, die Bestimmung **) meines literarischen Strebens, und erlaube mir nur hinzuzusetzen, wie sehr ich die Erfüllung dessen wünsche, was Sie mich dadurch hoffen lassen.

Das Letztemal, da ich Sie sah, war in Weimar, während des ersten Sommers Ihres dortigen Aufenthalts; zu jener Zeit als ich hoffte, durch Vermittlung der unvergeßlichen Herzogin Amalie, in Amerika meine militairische Laufbahn anzutreten. Ich schrieb damals im Drange nach Thätigkeit ein neues Schauspiel, dem der von Lavater (er ruhe sanft) zur Bekehrung der Welt abgesandte Gesandte oder Apostel †), mit Gewalt, den Titel: Sturm und Drang aufdrang, an dem später mancher Halbkopf sich ergötzte. Indessen versuchte dieser neue Simson, da er weder den Bart mit dem Messer schor, noch Gegohrenes trank, auch an mir vorgeblich ††) sein Apostelamt. Er rächte sich dafür. Hätte ich mich bei meiner Abreise, mehr als durch Blicke des Herzens, gegen Sie erklärt, ich wäre Ihnen gewiß werther, als je geworden, aber ich sollte es nicht, vermöge dessen, was Sie in mir erkannt hatten. Als ich 1779 in Zürich bei Lavater war, erzählte er mir in seinem gewaltigen Grimme solche Schurkenstreiche und solche unsaubere Dinge von seinem ehemaligen Apostel, daß man einen Profanen damit erfreuen könnte.

Ich habe Ihnen einen sehr langen Brief geschrieben und möchte Ihnen gern das Original von meiner Hand überschicken; aber ich habe so flüchtig und unleserlich geschrieben, daß Ihnen das Lesen desselben beschwerlich sein würde.

Jetzt lebe ich in dem Gedanken, Sie künftiges Jahr zu sehen — Sie in Weimar zu sehen — und so empfehle ich mich Ihrem freundlichen Empfang voraus, an dem ich nicht zweifele, denn ich kehre Ihnen zurück, wie ich Sie verlassen habe — und so dem ganzen Vaterlande, dem ich immer angehörte.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen abermals die Einlage an Herrn von Thümmel empfehle."

---

*) Er theilte sie auch mir besonders mit wie so manches Andere vor dem Drucke.

**) Darüber steht das Wort „Werth". Kl. wollte wahrscheinlich schreiben; die Werthbestimmung.

†) Der mehr berüchtigte als berühmte Kauffmann, von welchem mir Klinger manches, nicht Vielbekannte erzählte.

††) Man könnte vermuthen, Kl. habe schreiben wollen: vergeblich sein vorgebliches.

Digitized by Google

Der dritte der angekündigten Briefe konnte wegen Kürze der Zeit nicht mehr öffentlich vorgelesen werden, kam aber, wie die beiden so eben mitgetheilten, nach einer von Hrn. Staatsrath v. Morgenstern revidirten Abschrift zu den Acten *).

Da weder auf den mitgetheilten Briefwechsel, noch auf den Zumpt'schen Vortrag weitere Bemerkungen oder Debatten erfolgten, so verkündigte der Vicepräsident die auf den folgenden Tag angesetzten Vorträge und schloß damit die erste öffentliche Sitzung.

III.

Protokoll

der

zweiten öffentlichen Sitzung.

Darmstadt, den 3. October 1845.

Tagesordnung.

Professor Dr. K. F. Hermann aus Göttingen: Ueber die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe.

Professor Dr. Gerlach aus Basel: Ueber die richtige Auffassung der römisch-deutschen Geschichte in den ersten vier Jahrhunderten.

Oberlehrer Dr. Köchly aus Dresden: Ueber das zweite Buch der Ilias.

Nach eröffneter Sitzung bemerkte Prof. Forchhammer: er habe so eben in der pädagogischen Section einer sehr interessanten Verhandlung über die Einführung freier Redeübungen auf gelehrten Schulen beigewohnt und bedauere, daß nicht mehr Mitglieder des Vereins dabei zugegen gewesen, oder daß der Vortrag, welcher die Discussion veranlaßte, nicht in der allgemeinen Versammlung gehalten worden sei. — Hierauf dankte Geh. Regierungsrath Böckh im Namen der Versammlung für den ihr von der Großherzogl. Hofkapelle und dem Gesangvereine der Dilettanten am vorigen Abend bereiteten Kunstgenuß. Auf seinen Antrag wurde das Präsidium ersucht, den beiden genannten Corporationen diesen Dank im Namen der Versammlung noch besonders auszusprechen.

---

*) Wir geben diesen Brief unter den Beilagen zu den Protokollen.

Digitized by Google

Die Reihe der Vorträge eröffnete Professor **Hermann** durch die Mittheilung und Begründung seiner Ansicht

über die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe.

„Die Wahl des Gegenstandes, für welchen ich die durch Ihr gütiges Vertrauen mir zugesicherte Geduld in Anspruch nehme, ist hoffentlich von der Art, daß sie durch die eigene Anziehungskraft der Sache den Schmuck der Rede, womit ich denselben zu umkleiden keine Zeit gehabt habe, entbehrlich macht, und dann eben doch die belehrende Discussion hervorruft, die meinen Wünschen zufolge jederzeit der hauptsächlichste Zweck und Maaßstab unserer Vorträge sein sollte. Zwar könnte es für den ersten Blick ziemlich gleichgültig scheinen, welchem Zeitpunkte ein Werk seine Entstehung verdanke, dessen ewige Herrlichkeit und unmittelbare Größe von keiner Zeit abhängig ist; die Wissenschaft aber kann auch die erhabenste Erscheinung nicht unabhängig von dem Ganzen betrachten, von welchem sie immer nur ein Theil ist: und selbst wenn es zum tieferen Verständniß unserer Gruppe als solcher keiner Kenntniß der äußeren Umstände und Beziehungen bedürfte, die auf ihre Entstehung eingewirkt haben, so würde doch eine Gewißheit über diese ihre geschichtliche Stellung gerade je bedeutender sie ist, desto maaßgebender für die ganze übrige Ansicht von der Entwickelung der Kunst und des Geschmacks im Alterthume sein. Auch hat diese Frage schon seit der Entstehung einer wissenschaftlichen Kunstgeschichte die Meister und Jünger vielfach beschäftigt; gleichwie uns jedoch hier sofort der mächtige Gegensatz begegnet, daß Winckelmann kein Bedenken trägt, die Künstler des Laokoon bis in die Zeiten Alexanders des Großen hinaufzurücken, während Lessing die berühmte Virgilische Schilderung als sein Vorbild erkennt, so gehen auch noch bis auf den heutigen Tag die Ansätze seiner Entstehungszeit um Jahrhunderte aus einander, und obgleich die Mehrzahl der heutigen Archäologen mit unserm unvergeßlichen Otfried Müller sich für die Macedonische Periode entschieden hat, so hält doch wenigstens ein Mann, den ich mit großem Leidwesen in unserer dießjährigen Versammlung vermisse, Friedrich Thiersch, an der römischen Kaiserzeit fest, wo uns jedenfalls in der Naturgeschichte des älteren Plinius das erste und einzige Zeugniß von der Existenz unserer Gruppe begegnet. Bei solcher Verschiedenheit der Meinungen und solchem Gleichgewichte der Auctoritäten auf beiden Seiten muß begreiflicherweise für jeden, den Beruf oder Liebe zur Kunstgeschichte führt, die erhöhete Nothwendigkeit entstehen, sich durch eigenes Nachdenken ein Urtheil über diese Frage zu bilden, eben so sehr aber für den, der sich ein solches zu bilden gesucht hat, die Gründe für oder wider dasselbe mit Gleichstrebenden zu erörtern; und so ergreife ich denn mit Vergnügen die gegenwärtige Gelegenheit, nicht sowohl Sie als mich selbst zu belehren und wo möglich zu überzeugen, indem ich allerdings im Widerspruche mit der herrschenden Mehrheit als Ergebniß meiner bisherigen Forschungen die These aufstelle: die Gruppe des Laokoon ist um die Mitte des ersten Jahrhunderts der Kaiserzeit von den bekannten griechischen Künstlern in und für Rom verfertigt worden.

Die Gründe, welche mich zu dieser Annahme bestimmen, sind hauptsächlich von dreierlei Art:

1) das Wortverständniß und der Zusammenhang der betreffenden plinianischen Stelle selbst;

2) das Verhältniß unserer Gruppe zu der dichterischen Behandlung derselben Sage;

3) die ganze Ansicht, die ich mir von dem Entwickelungsgange der alten Kunst gebildet habe;

ich bitte jeden derselben in möglichster Kürze weiter erörtern zu dürfen.

Digitized by Google

Was zuerst das Zeugniß des Plinius betrifft (Hist. N. XXXVI, 4, §. 11) so ist es unverkennbar, daß in den vorhergehenden Paragraphen von Künstlern die Rede ist, deren Werke aus Griechenland nach Rom eingeführt worden waren, wenn auch manche derselben auf directe Bestellung, während die folgenden Paragraphen sich mit solchen beschäftigen, die in Rom selbst für diese Stadt und deren Große gearbeitet hatten; die Frage ist also ganz einfach: zu welcher von beiden Kategorien rechnet der Schriftsteller den Laokoon, dessen Erwähnung gerade auf dem Uebergangspunkte aus der einen in die andere steht? Hier haben nun manche schon aus dem Worte similiter, womit das nächst folgende Beispiel der Künstler, welche das palatinische Haus der Cäsaren mit Bildnissen geschmückt hatten, angeknüpft wird, den Schluß gezogen, daß auf ähnliche Art, wie Cratinus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, et singularis Aphrodisius Trallianus offenbar in der Zeit der ersten Kaiser lebten und arbeiteten, auch die Verfertiger des Laokoon, die Rhodier Agesander, Polydorus und Athenodorus unter Titus selbst gelebt haben müssen, in dessen Pallaste jenes Werk sowohl zu Plinius Zeiten stand als auch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wieder entdeckt worden ist; andere dagegen wollen die Aehnlichkeit beider Künstlergruppen, die in jenem Worte liegt, nur auf die Gemeinschaftlichkeit der Arbeit beziehen, auf welche allerdings Plinius auch bei dem Laokoon durch den Zusatz de consilii sententia fecere besonderes Gewicht legt; und wenn die ganze Entscheidung nur von diesem similiter abhinge, so stimme ich allerdings mit unserm verehrten Herrn Zumpt überein, daß in sprachlicher Hinsicht die eine Erklärung eben so zulässig wie die andere sein würde. Aber bei näherer Betrachtung ergeben sich selbst aus Plinius Worten noch andere Gründe, welche das entschiedene Uebergewicht auf die Seite der ersteren Erklärung fallen lassen. Einmal würde doch die Vergleichung, wenn sie sich nur auf die Gemeinschaftlichkeit der Arbeit beziehen sollte, in so fern hinken, als unter den mit den Verfertigern des Laokoon verglichenen Künstlern neben den drei ähnlichen Paaren doch noch ein Einzelner, Aphrodisius von Tralles vorkommt, für welchen das similiter in diesem Sinne gar keine Bedeutung hätte; sodann aber zwingt uns auch das ganze Verhältniß des Ideengangs in unsern Worten zu den vorhergehenden Paragraphen, mit dem Laokoon bereits eine neue Kategorie zu beginnen, welche mit den vorhergegangenen Beispielen einen eben so entschiedenen Gegensatz bildet, als sie dadurch von selbst mit den folgenden in Aehnlichkeit tritt. Nachdem nämlich Plinius eine bedeutende Anzahl von Künstlern aufgezählt hat, deren Werke Rom schmückten, so fährt er fort: nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam nec plures pariter nuncupari possunt, d. h. ich sollte eigentlich noch viele andere nennen — weil nämlich noch zahlreiche sonstige Werke vorhanden sind — aber die Meister derselben sind unbekannt, weil oft mehre gemeinschaftlich an einem Werke gearbeitet haben; und wenn er nun doch nicht nur des Laokoon, sondern auch seiner Verfertiger namentlich und mit persönlichem Lobe gedenkt, so kann das doch unmöglich den Sinn haben, daß auch dieser nur ein Beispiel zu dem Satze sein soll, daß die Mehrzahl mitunter der Berühmtheit im Wege gestanden habe! Im Gegentheil, die Meister dieses Werkes kennt er und nennt sie summos artifices; soll er also nicht in den unmittelbarsten Widerspruch mit sich selbst treten, so muß der Laokoon trotz seiner sonstigen Uebereinstimmung mit den Werken, deren Meister vergessen sind, einen Gesichtspunkt darbieten, aus welchem es sich erklärt, daß seine Verfertiger trotz ihrer Gemeinschaftlichkeit doch bekannt und berühmt sind, und dieser kann dann aber nur in ihrer Gleichzeitigkeit mit dem Schriftsteller im Gegensatze mit der Vergangenheit der Früheren liegen.

Digitized by Google

Sicut in Laocoonte, sagt er, qui est in Titi imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis anteponendum, und macht damit den Zeitgenossen vorstellig, wie es selbst bedeutende Werke sein können, deren Verfertiger bloß um ihrer Mehrzahl willen vergessen sind: selbst der Laokoon, diese herrliche Schöpfung könnte namenlos dastehen, weil auch er von mehreren verfertigt ist, wenn wir ihn nicht hätten unter unsern Augen entstehen sehen und seine Meister nicht persönlich kennten. Wie außerdem in den ungewöhnlichen Lobeserhebungen, welche Plinius diesen Meistern spendet, an sich schon ein Grund liege, ein mehr als bloß kunstgeschichtliches Interesse desselben für sie vorauszusetzen, hat bereits Thiersch scharfsinnig bemerkt; und nehmen wir dazu, worauf schon Lessing aufmerksam gemacht hat, daß eine Basis mit dem Namen Athenodorus Sohn des Agesander, in welchem wir unbedenklich einen der unserigen erkennen dürfen, zu Porto d'Anzo an der Stelle der neronischen Villa gefunden worden ist, der wir auch noch so manches andere bedeutende Werk der ersten Kaiserzeit verdanken, so vereinigt sich schon nach diesen äußeren Gründen alle Wahrscheinlichkeit, deren eine historische Untersuchung empfänglich ist, dahin, daß die Verfertiger des Laokoon um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Italien gelebt und namentlich auch jenes Werk unmittelbar für den einzig bekannten Standort desselben gearbeitet haben. Ja zum Ueberfluß hat jene Basis hinter dem Namen Ἀθανόδωρος noch den Zusatz ἐποίησε, statt dessen bekanntlich in der macedonischen Zeit das Imperfect ἐποίει üblich war; und da es selbst den größten Verehrern unserer Gruppe nicht einfallen wird, sie vor Alexander zu setzen, so bleibt schon um deßwillen nichts übrig, als unter die macedonische Zeit, ja bis unter Pasiteles, den Zeitgenossen Pompejus des Großen herabzugehen, dessen Schüler Stephanus und selbst Stephanus Schüler Menelaus noch auf bekannten Kunstwerken das ἐποίει gebrauchten.

Dazu treten aber zweitens noch die Gründe, welche unsere Gruppe als ein Product des Eindrucks erscheinen lassen, den Virgils meisterhafte Schilderung derselben Scene wie noch heute auf uns, so gewiß bereits auf seine Zeitgenossen und Landsleute gemacht hatte. Eine völlige Uebereinstimmung herrscht freilich auch zwischen dieser Beschreibung und unserer Gruppe nicht, wie dieses bereits Lessing und neuerdings Mollevaut gezeigt haben: bei dem Dichter umranken die Schlangen erst die Knaben und zerfleischen diese, dann erst den Vater, auxilio subeuntem et tela ferentem — sodann schlingen sie sich zweimal um seinen Leib und Hals und ragen mit den Köpfen über ihn hinaus:

bis medium amplexi, bis collo squamea circum
terga dati superant capite et cervicibus altis;

außerdem ist Laokoon bei Virgil in vollem Priestergewand und drückt seinen Schmerz in lauter Klage aus:

clamores simul horrendos ad sidera tollit;

aber von allen diesen Abweichungen hat eben bereits Lessing in seinem unsterblichen Werke gezeigt, wie sie der Künstler dem ästhetischen Charakter der Plastik nach annehmen mußte, während es dem Dichter freigestanden hätte, sich eng an das Kunstwerk anzuschließen, wenn er dieses bereits kannte und seinen Eindruck in malerischen Worten wiedergeben wollte. Nur wenn irgend eine Wahrscheinlichkeit vorhanden wäre, daß Virgil und unsere Künstler unabhängig von einander gearbeitet oder aus einer gemeinschaftlichen älteren Quelle geschöpft hätten, würde dieses Raisonnement eine Blöße darbieten, die daher auch von seinen neuern Gegnern, worunter vor Allen Welcker genannt werden muß, emsig aufgesucht worden ist; inzwischen gestehe ich den

Digitized by Google

wenn auch noch so scharfsinnigen und gelehrten Combinationen dieses Forschers nicht in dem Maaße beipflichten zu können, wie es z. B. von unserm verehrten Collegen Walz geschehen ist. Ist auch die Sage von Laokoon alt und von Virgil selbst nur aus griechischen Quellen geschöpft, so scheint sie doch in ihrem eigenen Vaterlande nie besonderes Glück gemacht zu haben oder mit einiger Vorliebe sei es dichterisch oder künstlerisch behandelt worden zu sein; namentlich in letzterer Hinsicht liegt keine Spur vor, daß sie vor unserer Gruppe von irgend einem sonstigen Künstler dargestellt oder auch nur die unserige in Griechenland irgendwie nachgebildet worden wäre; oder gesetzt auch es seien ältere Darstellungen davon vorhanden gewesen, so wird sich doch nicht nachweisen lassen, worauf hier Alles ankommt, daß die Abweichungen der Auffassung, wie sie unsere Gruppe gegen Virgil darbietet, darauf beruheten, daß jene nach einem anderen Vorbilde gearbeitet wäre. Höchstens könnte man sich darauf beziehen, daß der treffliche Dichter, der in seiner Fortsetzung der Ilias auch diese Episode berührt hatte, nach dem Auszuge, welchen wir Proklus verdanken, nur einen der beiden Söhne mit dem Vater umkommen ließ (*δύο δράκοντες ἐπιφανέντες τόν τε Λαοκόωντα καὶ τὸν ἕτερον τῶν παίδων διαφθείρουσι*), wonach unsere Künstler auch nur den Knaben rechts dem Bisse der Schlange preisgegeben hätten; aber bei zwei Schlangen, wie alle Zeugen sie annehmen, konnte die bildliche Behandlung in ihrer Gleichzeitigkeit unmöglich drei Personen zugleich in derselben Lage darstellen und wenn Welcker und Feuerbach bei unserer Gruppe gar eine Nachahmung des sophokleischen Laokoon denken, so ist diese Unterstellung um so gewagter, je gewisser es ist, daß sophokleische Tragödien späteren Künstlern weit seltener als euripideische oder selbst äschyleische zum Stoffe gedient haben. Ohnehin scheint auch von jener Tragödie nur dasselbe zu gelten, was ich vorhin von dem Schicksale der Laokoonsfabel in Griechenland überhaupt bemerkte, daß sie selbst im Alterthum nicht sehr bekannt gewesen ist: was wir noch von ihr finden, sind drei oder vier Bruchstücke, deren keines auf die Auffassung des Gegenstandes irgend ein Licht wirft; doch auch angenommen, daß das betreffende Capitel in Hygins Mythologikon uns noch eine Uebersicht der sophokleischen Tragödie gestattete, so weicht dieses hinsichtlich der Katastrophe, um die es sich hier allein handelt, von der virgilischen Schilderung eben so wenig ab, als Euphorions Erzählung bei Servius, in welcher Heyne wohl mit Recht Virgils nächstes Vorbild erblickt. Nur die Motivirung durch ein früheres piaculum oder den Ungehorsam des Priesters, contra voluntatem Apollinis quum uxorem duxisset atque liberos procreasset, fällt bei dem Dichter weg; sonst ist die Scene selbst ganz dieselbe: Apollo occasione data a Tenedo per fluctus maris misit dracones duos, qui filios ejus Antiphontem et Thymbraeum necarent, quibus Laocoon quum auxilium ferre vellet, ipsum quoque nexum necaverunt — welcher Zug liegt hierin, zu dem unsere Gruppe eine nähere Verwandtschaft als zu der virgilischen Schilderung darböte? Oder trüge dieselbe wirklich noch die Spur einer andern Motivirung als die virgilische ist, an sich? So hat sie allerdings Feuerbach aufgefaßt, in dessen vaticanischem Apoll S. 390 wir Folgendes lesen: „Wäre der Laokoon des Sophokles nicht verloren, so würde sich Niemand eine Vergleichung zwischen der vaticanischen Gruppe und der Schilderung des Virgil haben beikommen lassen. Gehöre die Gruppe in welche Zeit sie wolle, sie hat nichts mit der römischen Epopöe, aber Alles mit der schönsten Blüthe der griechischen Tragödie gemein. Groß und furchtbar, aber eben so rührend als tief erschütternd, bei aller Leidenschaftlichkeit noch getragen von dem feierlichen Maaße einer rhythmischen Bewegung, und weit über den kalten redneriſchen Pomp des Römers hinausgehoben, ist dieser Marmor der treueste Spiegel des menschlich-tragischen Sophokles. — Als unausweichbar

Digitized by Google

tritt uns das Schicksal des unseligen Priesters vor Augen. Noch ringt seine Kraft, aber die tödtliche Wunde ist geschlagen, und wie Oedipus, so scheint Laokoon sich nur immer tiefer in das Netz des Verderbens verstrickt zu haben, je mehr er sich loszuwickeln trachtet. In einem ähnlichen Sinne klammert sich der Unglückliche der griechischen Tragödie mit endlosen vergeblichen Klagen noch an das Unglück fest, wenn dieses längst ein unwiderrufliches geworden ist" — aber so geistreich dieses alles erfunden und gesagt ist, so wenig dürfte es vor einer nüchternen Prüfung des Thatsächlichen Stich halten. Namentlich liegt jener ganzen Diatribe eine durchgängige Verwechselung der künstlerischen Auffassung des Gegenstandes mit der äußeren Motivirung der Situation unter, welche letztere allein der Künstler von dem Dichter zu empfangen braucht, während er die erstere aus sich selbst nehmen und in sein Werk hineinlegen muß. Daraus, daß ein Künstler seinen Stoff aus einem Drama entlehnt, folgt noch nicht, daß er ihn auch in dramatischem Geiste behandele; und eben so wenig wird man aus dem dramatischen Geiste, der ein Kunstwerk erfüllt, den Schluß ziehen dürfen, daß es darum nach einem Drama gearbeitet sei. Ja auch zum Epos wird sich der tüchtige Plastiker kaum anders verhalten können, als daß er die dort erzählte Handlung gleichsam dramatisirt und mimisch veranschaulicht; und andererseits versteht es sich von selbst, daß wenn auch unsere Gruppe aus einem Drama geschöpft wäre, die Scene, welche sie darstellt, auch dort nur hätte als Erzählung, folglich in epischer Form vorkommen können, so daß es auch so noch immer die Sache der Künstler geblieben wäre, ihr das sprechende Leben, das sie athmet, mitzutheilen. Feuerbach meint zwar auch S. 391, der Künstler habe gleichsam den Schmerzenslauten des Unglücklichen, die hinter der Bühne hervortönten, Körper gegeben; er geht sogar so weit, zu behaupten: „es ist keineswegs ein beklommenes Seufzen, wie Winckelmann glaubte; es ist der laute volltönende Weheruf, welchen der griechische Beschauer von den Lippen des leidenden Philoktet, des rasenden Herakles, des sterbenden Agamemnon zu hören gewohnt war"; — das ist jedoch schon von Welcker in der Schrift über die griechische Tragödie beseitigt; oder gesetzt auch es wäre, was die Statue betrifft, anatomisch begründet, so würde die nächste Folge davon in Wirklichkeit nur noch eine größere Annäherung an Virgil seyn, während die vorausgesetzte Uebereinstimmung mit Sophokles immer eine bloße vage Möglichkeit bliebe. Einen ungleich feineren Grund hat jedenfalls Welcker selbst in dem Schriftchen über das Bonner akademische Kunstmuseum aus demjenigen Ausdrucke des Kopfes hergeleitet, in welchem die bewährtesten Beurtheiler jetzt übereinstimmen. Früher hat man freilich auch nur den physischen Schmerz oder wohl gar die Verbissenheit eines den Göttern Trotzenden, gleichsam eines anderen Prometheus darin sehen wollen; aber von letzterem ist gar kein Gedanke darin, und auch für ersteren sind die Züge zu geistig, das Gefühl, das sie aussprechen, zu innig — es ist eine sehr gute Bemerkung von Schorn, daß in dem bekannten Arenbergischen Kopfe der physische Schmerz allein herrsche, während in dem unsrigen schon Göthe die psychischen Wirkungen nicht verkannt hat; und unter diesen letztern herrscht denn selbst wieder, wie namentlich Visconti bemerkt, die Wehmuth vor, die sogar durch einen Ausdruck von Sanftheit die Theilnahme des Beschauers erhöht; — auf alles dieses begründet nun Welcker die Ansicht, daß die Tragödie zu Grunde liegen müsse, weil in dieser Laokoon schuldbewußt erschien und nun folglich in dem Leiden das ihn trifft, zugleich die Sühne seiner Schuld erblicke. Aber wie? müssen wir deßhalb bis zu Sophokles zurückgehen, um diesen nämlichen Ausdruck in dem Gesichte unseres Laokoon zu erklären? Oder läßt sich nicht dasselbe psychologische Motiv auch aus der einfachen Erzählung des virgilischen

Digitized by Google

Epos herleiten? Wohl hat Laokoon hier keine weitere bekannte Schuld auf sich, als daß er den Speer gegen das hölzerne Pferd geschleudert hat; aber vorausgesetzt daß dieses ein Heiligthum war, lag doch auch darin allerdings schon ein Frevel, für den es sich höchstens um die Angemessenheit des Strafmaaßes handeln kann, und diese Frage, wofür er denn so hart büßen müsse, kann man immerhin auch auf den Lippen unseres Laokoon lesen; — im übrigen dagegen bleibt auch für den, der nur die virgilische Darstellung zu Grunde legt, die einfache Alternative: entweder glaubt Laokoon jetzt, daß seine damaligen Zweifel ungerecht und ein Frevel gegen die Gottheit gewesen sein — so ist jene Wehmuth der Reue eben so gut motivirt, als es die hyginische Erzählung nur irgend vermag; oder er verharrt in seinen Zweifeln, — so muß die Strafe, mit welcher er sich jedenfalls von der Gottheit heimgesucht sieht, ihm die unabweisbare Ueberzeugung von dem beschlossenen Untergange seiner Vaterstadt aufdrängen und auch dadurch wieder jene resignirte Wehmuth hinreichend erklären, ohne daß wir dafür unsere Zuflucht zu Sophokles zu nehmen nöthig hätten. Mit einem Worte: eine epische Erzählung liegt unserem Werke jedenfalls zu Grunde; weßhalb dieses aber nicht die virgilische, sondern eine ältere sein soll, ist aus keinem Grunde zu verstehen: die Situation, welche das Kunstwerk darstellt, steht keiner bekannten Schilderung aus dem griechischen Alterthume näher als der virgilischen; und wenn man auch abstreiten wollte, daß der ganze Mythus eigentlich erst dieser letzteren seine Bekanntheit und Popularität verdankt, so steht doch jedenfalls so viel fest, daß sich vor Virgil keine solche Berühmtheit desselben nachweisen läßt, wie sie ein Kunstwerk von dem Werthe des unserigen auch seinem Gegenstande unausbleiblich mitgetheilt haben würde."

Den dritten der oben aufgestellten Gesichtspunkte hinzuzufügen ward der Redner durch den Präsidenten verhindert, der es für angemessen hielt, die Discussion nicht länger zu verschieben; derselbe behielt sich daher vor, diesen Punkt bei Gelegenheit der Discussion selbst noch näher zu erörtern, und es sprach zunächst

Professor Walz: Der so eben gehörte Vortrag sei ihm sehr interessant gewesen, aber er halte den Streit dadurch noch nicht für entschieden und sei durch die vorgebrachten Gründe nicht überzeugt worden. In der Angabe des Plinius, die artifices, welche am Laokoon gearbeitet, seien summi, sehe er keinen Widerspruch mit den Worten claritati obstante numero artificum: denn nicht jeder große Künstler finde die verdiente Anerkennung; dagegen entstehe durch die eben vertheidigte Ansicht ein anderer Widerspruch in den Behauptungen desselben Schriftstellers. Plinius klage oft darüber, daß Malerei und Erzguß in seinem Zeitalter so sehr gesunken seien, nenne aber den Laokoon ein opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Wäre ein solches Werk in seiner Zeit verfertigt worden, so hätte er dasselbe bei dem Aussprechen jenes allgemeinen Urtheils ausnehmen müssen. Ferner, wenn von dem Redner geltend gemacht werde, es sei aus den früheren Perioden der Kunst keine Nachricht vorhanden, daß man schon denselben Gegenstand plastisch behandelt habe, so sei dies eine petitio principii: denn um dies zu beweisen, werde eben das Kunstwerk in eine spätere Zeit gesetzt. Es sei bekannt, daß Aeschylus eine Niobe auf die Bühne gebracht und daß Skopas oder Praxiteles die Niobidengruppe in Marmor gebildet habe; eben so sei die Mythe von der Antiope in der Tragödie sowohl wie von der bildenden Kunst behandelt worden; an diese Darstellungen reihe sich Laokoon an. Dazu komme, daß die Auffassung der ganzen Gruppe bei weitem mehr tragisch als episch sei. Der frühere Redner führe an, wie in Virgil's Darstellung die unsittliche Auffassung zu Grunde liege, daß Laokoon's

Digitized by Google

Tod die Strafe für seinen Patriotismus sei; noch mehr müsse es empören, daß auch die noch unschuldigeren Kinder in diese Strafe verwickelt würden. Eine bessere Würdigung und ethische Motivirung der vom Gotte verhängten Strafe finde sich in den Erzählungen bei Hygin und aus Euphorion: Laokoon war Priester des Thymbräischen Apollo und hatte aus der ihm von dem Gotte verbotenen Ehe verbotene Frucht erzeugt, und diese muß mit dem Ungehorsamen verderben. — Was endlich die Stellung des Laokoon als Kunstwerk in der Kunstgeschichte betreffe, so habe zwar nach Thiersch's Ansicht die griechische Kunst in dem ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit noch ebenso geblüht, wie in den nächst vorhergehenden Jahrhunderten; aber dafür lasse sich kein der Kaiserzeit unbezweifelt angehörendes Kunstwerk aufweisen, und selbst der Apollo von Belvedere, gegen dessen Entstehung in dieser Zeit doch auch noch Bedenken erhoben würden, stehe weit unter dem Laokoon. Aus diesen Gründen könne er dem verehrlichen Redner nicht beistimmen, doch erlaube er sich noch einmal zu fragen, ob er auch den Vortrag desselben durchaus richtig aufgefaßt habe. Prof. Hermann bejahte diese Frage, behielt sich jedoch vor, seine Ansicht nachher weiter zu begründen.

Hierauf erklärte Prof. Bergk: Wenn er auch einige Bedenken gegen die ganze Argumentation des ersten Redners hege, so getraue er sich doch nicht in dieser wichtigen Streitfrage ein entscheidendes Urtheil auszusprechen; nur einige flüchtige Bemerkungen wolle er sich erlauben: In den Worten des Plinius liege nicht nothwendig, daß der Laokoon gleichzeitig mit den andern Werken aus der Kaiserzeit verfertigt sein müsse. In jeder Periode der griechischen Kunstgeschichte würden Werke erwähnt, an denen zwei oder mehrere Künstler gemeinschaftlich gearbeitet hätten: so schon um die 60. Olympiade Bupalos und Athenis, später Kritias und Nesiotes u. A. In den frühesten Zeiten habe der kastenartige Betrieb der Kunst dies veranlaßt, später die Großartigkeit der unternommenen Werke. Oft sei nur der zuerst auf der Basis einer Statue genannte Künstler im Gedächtniß geblieben, wie z. B. Pausanias nur des Kritias gedenke. Roß nehme darum an, jener Nesiotes sei nur ein untergeordneter Künstler gewesen, vielleicht der Erzgießer, der ἐργάτης, während Kritias der eigentliche πλάστης war. Gegen diese Annahme spreche aber der Umstand, daß nicht allein bei broncenen Figuren, sondern auch bei Holzschnitz- und Bildhauerwerken zwei und mehr Künstler genannt würden, wo man doch einen solchen Unterschied nicht mache; überdies komme auch Nesiotes einmal allein auf einer Basis vor. Bei solchen gemeinsamen Arbeiten sei nun eine Vereinigung der Künstler über die Conception nöthig gewesen, was Plinius durch die Worte de consilii sententia ausdrücke. Die Erwähnung eines einzelnen Künstlers „et singularis Aphrodisius Trallianus" sei wahrscheinlich nur für einen späteren Nachtrag, vielleicht eine gelegentliche Randbemerkung, zu halten, wie sie im Künstlerverzeichnisse noch öfter vorkommen: so werde Ctesilaus oder Cresilas zweimal erwähnt, so Myron's Schüler Lycius an zwei Stellen, an deren eine er gar nicht hingehöre. Auf Weiteres könne vielleicht noch führen, daß auch in Roß' Inschriften Rhodische Künstler mit Namen Athanodoros und Athenaiodoros genannt würden; es frage sich, ob diese vielleicht die von Plinius erwähnten Bildner des Laokoon seien.

Hierzu bemerkte noch Prof. Urlichs: Der äußere, schon von Lessing angeführte Grund, daß auf einer Basis in Nero's Landhause zu Antium der Name des einen der Künstler vorkomme, beweise nichts für dessen Aufenthalt in Rom: denn auch Nero habe, wie seine Vorgänger, ältere Werke aus griechischen Städten entführt und seine Paläste damit geschmückt. Der

Digitized by Google

Kopf des Laokoon in der Sammlung des Herzogs von Aremberg *) mache den Unterschied zwischen dem Charakter der griechischen und römischen Kunst recht deutlich. Das griechische Kunstwerk habe einen Ausdruck des Tragischen in sich, den der Sühne, wie dies Herr Prof. Walz nachgewiesen; der Aremberg'sche Laokoon sei dagegen von roherem Ausdrucke und habe etwas Ergreifendes, Erschütterndes, wie es das römische Volk bei den Gladiatorspielen zu sehen gewohnt war. — Was die Stelle des Plinius anlange, so freue er sich aus Hrn. Prof. Bergk's Erklärung die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß dieselbe für die Entstehung der Laokoonsgruppe zu Rom keineswegs beweiskräftig sei. Auch müsse in Bezug auf den Gedankengang des Plinius bemerkt werden, daß dieser Autor öfters verworren schreibe.

Hierauf entgegnete Prof. Hermann: „Was zuerst Plinius betrifft, so räume ich ein, daß er oft verworren schreibt; deßhalb aber darf man eine ungeordnete Verbindung nicht präsumiren, wenn sich ein organischer Gedankengang nachweisen läßt. Auch in demjenigen, was Hr. Prof. Walz hervorgehoben hat, kann ich kein Argument gegen diesen von mir nachgewiesenen Gedankengang finden: was Plinius mit den Worten: quorundam claritati obstante numero will, erklärt sich aus dem vorhergehenden: nec multo plurium fama est, woraus wir deutlich sehen, daß er von manchen operibus eximiis zwar weiß oder vermuthet, daß sie von mehreren zugleich verfertigt sind, die Namen ihrer Verfertiger aber nicht kennt, und wenn er also gleichwohl die Meister des Laokoon kennt und nennt, so würde er mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn dieser nicht irgendwie in eine andere Kategorie als die vorhergehenden Beispiele fiele. Wenn aber Plinius über den Verfall der Kunst im Allgemeinen klagt, so steht das nicht im Wege, daß er einzelne Künstler dabei hochschätzen konnte; zumal da uns noch der Augenschein lehrt, daß jener Verfall nicht buchstäblich zu nehmen ist. Wenn endlich Herr Prof. Bergk vermuthet, daß die Worte: et singularis Aphrodisius Trallianus ein späterer Zusatz sein, so würde er, wenn ihm der Text selbst vorgelegen hätte, gewiß gesehen haben, daß ohne diese die Periode keinen richtigen Schluß hat. Gehe ich sodann zu dem über, was Herr Prof. Walz gegen den zweiten Theil meiner Beweisführung erinnert hat, so kann ich an dem gleichmäßigen Schicksale der Kinder auch nach der virgilischen Auffassung keinen Anstoß nehmen: ich will nicht einmal fragen, ob denn schon bei dem Kykliker, der doch auch wenigstens den einen der beiden Knaben umkommen ließ, die ethische Motivirung der Tragödie zu Grunde gelegen haben solle; sondern mache ganz einfach darauf aufmerksam, wie die antike Ansicht überhaupt mehr die ganze Gemeinschaft, in welcher ein Mensch lebt, als den Einzelnen berücksichtigt, und ein Verderben, das die Götter beschlossen haben, gewöhnlich das ganze Haus zugleich umfaßt. Hinsichtlich des Vorwurfs einer petitio principii bemerke ich, daß ich nur gesagt habe, wir besitzen außer dieser Gruppe kein anderes Zeugniß, daß Laokoon zum Gegenstande künstlerischer Behandlung gemacht worden ist; hiernach liegt also jedenfalls die Möglichkeit späterer Entstehung um so näher, als ein Meisterwerk wie das unserige, je früher es entstanden wäre, desto zahlreichere Nachbildungen hätte hervorrufen müssen; und so lange sich nicht nachweisen läßt, daß dieser Mythus vor Virgil irgend populär gewesen sei, fehlt es der entgegengesetzten Annahme an jeder Wahrscheinlichkeit. Daß daneben auch ein schlechterer Künstler durch die virgilische Schilderung zu einer gemeineren Auffassung veranlaßt werden konnte, wie sie der Arembergische Kopf darbietet, hindert nicht, daß

*) Nach einer späteren Privatmittheilung des Redners hält man in Belgien diesen Laokoonskopf für den ächten, zu der Gruppe gehörigen, indem man annimmt, daß bei dieser ein falscher Kopf aufgesetzt worden sei.

Digitized by Google

bessere aus derselben Quelle den Stoff zu einer edleren Darstellung schöpften; zu geschweigen, daß es noch keineswegs gewiß ist, ob jener schlechtere Kopf nicht erst aus dem sechzehnten Jahrhundert stammt, wo die italienischen Künstler die neuentdeckten Kunstwerke mit großer und nicht immer glücklicher Freiheit nachgeahmt haben. Daß aber überhaupt noch im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit Werke von der Meisterhaftigkeit unserer Laokoonsgruppe verfertigt werden konnten, ist meine feste Ueberzeugung, die sich auf meine ganze Ansicht von dem Entwickelungsgange der alten Kunst stützt, obgleich ich darin selbst von dem Vorgänger abweichen muß, mit welchem ich sonst hinsichtlich des Thema's der gegenwärtigen Erörterung am meisten übereinstimme. Bekanntlich läugnet Thiersch, daß in der langen Zeit von Praxiteles an bis an's Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. irgend ein wesentlicher Wechsel in dem Stande der Kunst, eine Hebung oder ein Sinken derselben stattgehabt habe; mit dieser allen Gesetzen menschlicher Lebensthätigkeit widerstreitenden Ansicht kann ich nicht einverstanden sein; weit entfernt aber das Sinken, wie es gewöhnlich angenommen wird, in stätiger Allmäligkeit von dem Höhepunkte der attischen Zeit an bis zu den sichtbaren Vorboten der Barbarei erfolgen zu lassen, stelle ich den Anfang der Kaiserzeit in seiner Art weit höher als die macedonische, und behaupte geradezu, daß ein solches Werk reinsten Ebenmaaßes und freisinnigster Auffassung wie unsere Gruppe weit weniger der letzteren seinen Ursprung verdanken konnte. Die macedonische Zeit verhält sich zu der vorhergehenden wie das silberne Zeitalter der lateinischen Literatur zu dem goldenen; es ist derselbe Fortschritt in Technik und Productivität, aber das Uebergewicht der Technik verleitet zu Wagestücken, die nur allzuleicht über die Gränze des wahrhaft Schönen hinausgehen, die Productivität gefällt sich mehr in dem Neuen als in dem Wahren, das seine Schranken in sich trägt, und so ist jener scheinbare Fortschritt doch in Wahrheit nur ein Rückschritt, eine Entfernung von der rechten Mitte, die sich nur zu bald in das Extrem der Effecthascherei und excentrischen Manierirtheit verliert. Aber auch das Extrem findet seine Gränze an der abnehmenden Productivität; und in demselben Maaße fangen die großen classischen Muster, über die man früher hinaus zu sein glaubte, ihre unsterbliche Bedeutung wieder geltend zu machen an; man kehrt zurück, wie Quintilian zu Cicero, und gleichwie in Folge dieser Rückkehr die Schriftsteller der trajanischen Zeit, ein Tacitus und der jüngere Plinius, hoch über einem Seneca und andern Notabilitäten der neronischen Periode stehen, eben so verhält sich die Kunst der Römerzeit zu der hellenistischen, die, indem sie ihren eigenen Weg gehen wollte, sich nothwendig von dem rechten Wege ihrer Vorgänger hatte entfernen müssen. Auf Originalität konnte Rom im künstlerischen Gebiete noch weit weniger als im literarischen Anspruch machen; dafür aber brachte es zu der Kunst den reinen und gebildeten Geschmack mit, welcher Ptolemäern und Seleuciden in ihren Berührungen mit dem Oriente völlig abhanden gekommen war; statt mit den großen Alten wetteifern zu wollen, beugte es sich vor ihrer Meisterschaft, und wenn es also gleichwohl auch ihm und der Periode seines Einflusses nicht ganz an begabten Naturen fehlte, die sich in selbständigen Schöpfungen versuchten, so mußten diese durch die ganze Richtung der Zeit nothwendig weit mehr als früher auf den Weg gewiesen werden, der jene Alten zu ihren Höhen geführt hatte. Was ich meine, ergibt sich am Anschaulichsten aus einer Vergleichung der andern großen Gruppe, des farnesischen Stiers, die notorisch der macedonischen Zeit ihre Entstehung dankt, mit der unserigen: Müller hat beide auf dem nämlichen Blatte seiner Denkmäler vereinigt; aber welcher Abstand zeigt sich nicht zwischen beiden hinsichtlich des Geschmacks und der ächten Maaßhaltigkeit, gegen die der farnesische Stier eben so mannichfach verstößt, als der Laokoon auch dem feinsten ihrer Gesetze entspricht!

Digitized by Google

In technischer Ausführung, in detaillirter Vollständigkeit der Anatomie u. dgl. steht allerdings auch der letztere den Werken der macedonischen Zeit ungleich näher, als der einfachen Größe phidianischer Schöpfung; denn wirkliche Fortschritte lassen sich auch unter veränderten Umständen nicht ungestraft verläugnen; aber in der Harmonie, welche dieses ganze Detail zu einem übersichtlichen und organischen Ganzen verschmilzt, in der methodischen Strenge der Gruppirung, in der Concentricität, womit alle Theile zu der Gesammtwirkung beitragen, endlich in dem sittlichen Adel und der ruhigen Tiefe der Empfindung, die mehr als alle Subtilitäten der Musculatur oder des physiognomischen Ausdrucks zu dem Zauber seiner Erscheinung beiträgt, kann ich unmöglich dieselbe Schule erkennen, aus welcher die wenn auch noch so kühn erfundene, doch schon in ihrem Gedanken widerwärtige und in ihrer Behandlung völlig disproportionirte und von keiner Seite ganz zu überschauende Gruppe der Dike mit ihren Peinigern hervorgegangen ist. Dennoch sind die Verfertiger beider Gruppen rhodische Bildhauer; und die des Stiers, wie wir aus Plinius schließen können, nicht minder berühmt als die des Laokoon gewesen; findet also nichts desto weniger zwischen beiden der wesentliche Unterschied statt, der, wie ich glaube, keinem Unbefangenen entgehen kann, was bleibt da wohl anders übrig, als diese aus der Verschiedenheit der Zeiten und Geschmacksrichtungen abzuleiten, unter deren Einflusse beide entstanden sind? Der Stier ist, wie Plinius ausdrücklich sagt, aus Rhodus nach Rom gebracht, Rhodo advecta opera Apollonii et Tauriſci, also ein älteres Werk, womit Asinius Pollio in Ermangelung künstlerischer Zeitgenossen seine Bauten schmückte; der Laokoon ist, wenn auch von rhodischen Künstlern und mit der Technik dieser Schule, doch in Rom selbst und unter dem Eindrucke der Werke der goldnen Zeit verfertigt, welche der geläuterte Geschmack der Römer dort vereinigt hatte, und die nicht umhin konnten auch der spätgeborenen Kunst der Kaiserzeit wenigstens die Weihe der σωφροσύνη mitzutheilen, die wir ja noch bis auf den heutigen Tag als das eigentlich bildende Element in der Antike verehren."

Nach diesen Erörterungen des ersten Redners bestieg Geh. Rath Creuzer die Rednerbühne und sprach sich über den Gegenstand der Verhandlung folgendermaßen aus, nachdem er zuvor um Nachsicht gebeten, wenn er bei seinem schwachen Gehöre Manches nicht verstanden haben oder schon Gesagtes noch einmal vorbringen sollte: Als Lessing seinen Laokoon schrieb, hatte er noch nicht die Vortheile, welche uns bei der Frage über den Kunststil jenes Sculpturwerkes zu Gebote stehen. Seit der Aufstellung der Elgin-Marbles im Britischen Museum sind wir in Stand gesetzt, Originalwerke aus der Schule des Phidias, ja dieses Meisters selbst mit jener Gruppe des Laokoon zu vergleichen. Werfen wir einen Blick auf die Sculpturen in den Giebelfeldern des Parthenon, so sehen wir Männergestalten — die sind wie gewachsen, und wir sagen: das hat kein Mensch gemacht, das hat Gott gemacht! Dagegen zeigen der Laokoon und der Torso des Hercules das feinste Raffinement; man sieht, wie die Künstler es darauf angelegt haben, durch ihre anatomischen Kenntnisse, durch ihre Virtuosität in der Behandlung des Marmors, durch die Gewandtheit ihres Meisels die Augen der Betrachtenden auf sich lenken. Diese Werke sind Bravourarien in Marmor gehauen! Es ist klar, der Laokoon kann nicht aus der älteren Zeit der griechischen Kunst herrühren; er gehört der Periode an, in welcher die Kunst sich schon als Kunst zeigen wollte, da die Reflexion schon herrschend geworden war. Phidias und seine Schüler producirten naiv; die unbeschreibliche Natürlichkeit ihrer Werke läßt sich nur mit den Gedichten des Homer vergleichen, worin der Dichter gleich anspruchslos mit seiner Person gar nicht hervortritt. Die Künstler der macedonischen Periode standen übrigens wohl der

Digitized by Google

alten Naivetät und Einfachheit noch näher, als die späteren. Mit Unrecht wird jedoch gegen die Annahme einer früheren Zeit für die Gruppe des Laokoon das tragische Pathos, oder die Steigerung des Ausdrucks der Körper- und Seelenschmerzen geltend gemacht und dies von dem Einflusse des Euripides hergeleitet als ob er zuerst das Tragische in die bildende Kunst gebracht hätte. — Prof. Hermann: Ich habe nur gesagt, daß Euripides der Kunst mehr Motive gegeben, als Sophokles. — Geh. Rath Creuzer: Das weiß man nicht. Lesen Sie den Philoktet des Sophokles: es gab eine Statue desselben Helden von Pythagoras von Rhegium, es gab einen Philoktet des Kresilas, den man beim Beschauen so gut schreien hörte, wie den Sophokleischen. Also haben die Künstler auch in der besten, classischen Zeit kein Bedenken getragen, die Handlung bis auf den höchsten Punkt in ihren Darstellungen zu treiben. Wenn Sie aber sagen, die griechischen Künstler der römischen Zeit hätten die der macedonischen übertroffen, so ist das eine arge Ketzerei! Die reflectirenden Künstler wollen sich sehen lassen. Der Torso des Hercules z. B., besonders der Rücken (aber nur in guten Gypsabgüssen muß man ihn sehen, nicht auf den Müller'schen Abbildungen) ist so gearbeitet, daß man sagen soll: das ist ein Anatom! — Was endlich den Zweifel an der Aechtheit des im Besitze des Herzogs von Aremberg befindlichen Laokoonskopfes anlangt und die Begründung dieses Zweifels durch eine gewisse Rohheit der Arbeit, so scheint gerade dieser Mangel für die Aechtheit zu sprechen. Neuere Bildhauer und Bildgießer, auch Steinschneider und Münzgraveurs, wie die Paduaner, Benvenuto Cellini u. A. lassen sich in ihren Nachbildungen von Antiken am allerwenigsten Rohheit und Oberflächlichkeit zu Schulden kommen.

Professor Walz: Ich schließe mich an das an, was der verehrte Veteran im Fluge der Begeisterung ausgesprochen hat. Es ist eine bloße Vermuthung, wenn Herr Prof. Hermann annimmt, die Kunst sei in der macedonischen Zeit gänzlich gesunken gewesen und habe sich erst in der römischen Kaiserzeit wieder gehoben. — Prof. Hermann: Nicht ganz gesunken, sondern nur in dem angegebenen Verhältnisse. — Prof. Walz: Auf Lysippus folgte die Schule des Chares von Lindus, und es läßt sich historisch nachweisen, wie auf Rhodus und in Asien fortgesetzt Kunstübung blühte. Die Ausdrücke summi und clari artifices — um noch einmal auf diesen Punkt zu kommen — sind nicht gleichbedeutend. Plinius nennt z. B. den Protogenes einen summus artifex, wiewohl derselbe lange unbeachtet und nicht berühmt war, bis er es durch Apelles wurde. — Prof. Hermann: Also war er doch summus und clarus. — Prof. Walz: Aber erst Apelles machte ihn zu dem zweiten, was er vorher nicht war. — Prof. Hermann: Ich habe von Herrn Geh. Rath Creuzer selbst gelernt — Geh. Rath Creuzer (einfallend): Bei mir haben Sie nichts gelernt! — Prof. Hermann: — daß außer dem sophokleischen Philoktet auch noch von Aeschylus und Euripides Stücke desselben Namens existirten, die mithin eben so wohl die Motive zur künstlerischen Darstellung dieses Gegenstandes darbieten konnten; ja der sophokleische Philoktet war sogar der jüngste unter den dreien, erst gegen das Lebensende des Dichters, in den letzten Jahren des peloponnesischen Kriegs verfaßt; die beiden Künstler dagegen, von welchen Hr. Geh. Rath Creuzer Darstellungen dieses Gegenstandes erwähnt, Pythagoras und Kresilas — Die Professoren Urlichs und Bergk: Wir kennen überhaupt keinen Philoktet des Kresilas! — Prof. Hermann: lebten mit Phidias und Perikles gleichzeitig, folglich fast ein Menschenalter vor der Entstehung des sophokleischen Philoktet, und können folglich als Beispiele einer Nachbildung sophokleischer Stoffe schwerlich angeführt werden. — Geh. Rath Creuzer: Non liquet. — Prof. Hermann: Was aber das Verhältniß der Kunst in der

Digitized by Google

macedonischen Zeit zur römischen betrifft, so ist es ganz in meinem Sinne, wenn Hr. Prof. Walz mit Lysippus einen gänzlichen Umschwung der Kunst und eine Abschweifung von der älteren Kunstweise eintreten läßt; womit jedoch nicht gesagt ist, daß diese darum für alle Folgezeit die herrschende geblieben wäre. Lysippus glaubte seine Vorgänger zu überbieten, indem er zur Nachahmung der Natur zurückkehrte; daraus entsprang die anatomische Richtung in der Kunst, wie gleichzeitig die rhodische in dem literarischen Geschmacke Platz griff, und diese scheint es dann auch namentlich gewesen zu sein, welche er der rhodischen Schule mittheilte, als deren Erbtheil ich sie denn vorhin auch in dem Laokoon anerkannt habe. Aber darauf beschränkt sich dann auch alles, was ich Hrn. Prof. Walz hinsichtlich der Tradition der Schule einräume, auf die Technik, nicht auf den Geschmack, von dem ich vielmehr behaupte, daß die Kaiserzeit unter dem Einflusse der classischen Kunstwerke ihn weit mehr als die Schule des Lysippus unter dem Einflusse der Naturnachahmung gebildet habe. Auch Chares wird nicht wegen seines Geschmackes, sondern wegen seiner Technik gerühmt, die er namentlich in dem rhodischen Kolosse an den Tag legte, ohne daß diese kolossale Idee selbst uns einen sonderlichen Begriff von seinem Geschmacke beibrächte. Ganz anders dagegen der Laokoon, wenn ich auch gern zugebe, daß dieser bei aller Feinheit seines Geschmackes sich zu den Werken der phidianischen Periode nur wie etwa der Panegyrikus des Plinius zu einer Rede des Cicero verhalte. Auch den Panegyrikus kann man mit Recht eine Bravourarie nennen und damit seine Entstehung in einer späteren effectsuchenden Zeit bezeichnen; aber bei allem dem bleibt er doch ein ungleich vollendeteres und geschmackvolleres Werk, als wir uns die Reden eines Porcius Labeo oder Seneca nach den erhaltenen Proben denken müssen; und wenn er gleichwohl jünger als diese war, so werde ich für den Laokoon im Gegensatze zu der rhodischen Schule ein ähnliches Verhältniß ansprechen dürfen. Auch der Torso gehört nach den besten Forschungen der Kaiserzeit an, und je mehr ich die Parallele anerkenne, die Herr Geh. Rath Creuzer hinsichtlich der Anatomie zwischen ihm und dem Laokoon gezogen hat, desto mehr kann ich durch diese ganze Discussion nur in meiner Ansicht von der Entstehungszeit des letzteren befestigt werden.

Der Präsident bittet Hrn. Geh. Rath Creuzer, den Schlußstein zu dieser Discussion zu geben.

Geh. Rath Creuzer: Haben Sie den Koloß von Rhodus verachtet wegen seiner Kolossalität? Auch Lysippus hat Kolosse gearbeitet. — Prof. Walz: Phidias hat auch Kolosse gemacht. — Prof. Hermann: Bei diesem sind das noch Nachahmungen der hieratischen Kunst. — Geh. Rath Creuzer: Der Zeus in Olympia war von eben so bedeutender Größe. — Prof. Hermann: Nicht größer als z. B. der amykläische Apoll. — Geh. Rath Creuzer: Lysippus hat nach der Natur gearbeitet, weil die Kunst durch allzu gewissenhafte Nachahmung der Ideale von der Natur abzufallen in Gefahr schwebte und den expressiven Typus der wahren Menschengestalt verlieren konnte. Darum ward ihm der Rath gegeben — welchen man noch jetzt Künstlern, die nach Italien reisen, ertheilt — nicht bloß Ideale der Künstler nachzubilden, sondern mehr nach der Natur zu arbeiten. Darauf deutet auch der Zusatz, er habe von seinem Fenster aus die Leute auf dem Markte gezeichnet *). — Hiermit wurden die De-

*) Um ferneren Mißverständnissen — wie sie in mehreren Journalberichten über diese Debatte vorgekommen sind — zu begegnen, geben wir hier aus einer schriftlichen Mittheilung des Herrn Geh. Rath Creuzer Folgendes: „Keineswegs erinnere ich mich dem Satze widersprochen zu haben, daß die Gruppe des Laokoon in der

Digitized by Google

hatten über diesen Gegenstand beschlossen. Von dem Vicepräsidenten aufgefordert, den Rednern und insbesondere demjenigen, welcher die interessante Discussion veranlaßt habe, ihren Dank auszudrücken, erhebt sich die Versammlung beifällig von ihren Sitzen.

Hierauf genehmigte die Versammlung auf den Antrag des Vicepräsidenten, daß die dem Vereine in einzelnen Exemplaren zum Geschenke gemachten Schriften (s. o. S. 11 fg.) der Bibliothek des Großherzogl. Landes-Gymnasiums zu Darmstadt einverleibt werden sollten.

Sodan berichtete Professor Gerlach über die Berathungen des zur Wahl eines Versammlungsortes für 1846 zusammengetretenen Comités (s. o. S. 16), bestehend aus dem Vicepräsidenten und den Professoren Walz, Gerlach, Ewald, Wüstemann: Nach Erwägung der von verschiedenen Seiten gemachten Anerbietungen habe das Comité beschlossen, die schon auf der vorjährigen Versammlung in Dresden vorläufig in Aussicht genommene Stadt Jena der Versammlung vorzuschlagen. Man sei in einiger Verlegenheit gewesen, da außerdem auch die Städte Berlin, Göttingen, Halle und Braunschweig in Vorschlag gebracht worden seien. Allein für Jena spreche erstlich, daß ein Schreiben des Geh. Hofraths Hand vorliege, worin die vorläufige Genehmigung von Seiten des Großherzogl. Weimar'schen Ministeriums zugesichert werde; ferner die Schönheit und Anmuth der Lage Jena's und seiner Umgebungen; drittens der Umstand, daß dort in der Person der Herren Hofräthe Hand und Göttling tüchtige Geschäftsführer zu finden seien; endlich die Tüchtigkeit der Gesinnung, die Freundlichkeit und Gastlichkeit der Bewohner. Schließlich machte Referent darauf aufmerksam, daß es auch für die Zukunft zweckmäßiger sein möchte, einen Ort zu wählen, von dessen Landesregierung die Zusicherung schon vorliege. — Auf Anfrage des Vicepräsidenten erhebt sich die Versammlung und erklärt, wie das Comité beantragt hat, Jena zum Versammlungsorte, die Geh. Hofräthe Hand und Göttling zu Vorsitzenden des Vereins für das Jahr 1846. — Prof. Weißenborn dankt im Namen der Jenenser für die Ehre der Wahl und ladet die Anwesenden ein, sich im nächsten Jahre wieder recht zahlreich einzufinden. Auch erklärt sich derselbe — in Folge einer Bemerkung des Geh. Rath Creuzer — bereit, auf vorläufige Anfragen Auskunft zu geben.

Hierauf las Director Schaumann das Schreiben an Seminar-Director Diesterweg vor, welches er in Auftrag der in der vorbereitenden Sitzung (s. o. S. 12) hierzu ernannten Commission abgefaßt hatte; und die Versammlung genehmigte die Absendung desselben. Ferner wurde von dem Vicepräsidenten die Anzeige gemacht, daß die Reinschrift des von Prof. Zumpt entworfenen Schreibens an den Präsidenten (s. o. S. 11) in dem Einweisebureau zur Unterschrift aufliege; desgleichen auch eine von den Professoren Ewald und Rödiger unterzeichnete Aufforderung zur Theilnahme an dem in Darmstadt gebildeten Hülfsvereine zur Unterstützung der Christen im Orient *).

---

römischen Kaiserzeit gefertigt worden. Vielmehr habe ich mich in einer Recension in den Wiener Jahrbb. der Lit. dieser Behauptung Lessings angeschlossen (vergl. das erste archäologische Heft meiner deutschen Schriften S. 57); und ich habe noch keinen Grund gehabt von dieser Meinung abzugehen. — Neuerlich hat Mollevaut im 15ten Bande der Mémoires de l'Académie des Inscriptions, Paris 1842: Sur la statue de Laocoon p. 221, noch die bestimmtere Meinung begründen wollen, Augustus habe, zum Andenken an den von ihm betrauerten Virgilius, von einem großen Bildhauer diese treffliche Scene der Aeneide durch das Marmorwerk verewigen lassen. Friedr. Creuzer."

*) Die zur Unterschrift offen liegende Erklärung lautete also: „Die unterzeichneten Mitglieder der dahier

Digitized by Google

Weiter theilt derselbe ein Schreiben des Vicepräsidenten der Orientalisten-Versammlung mit, worin dieser die Constituirung einer Deutschen morgenländischen Gesellschaft anzeigt. Eine Abschrift der Statuten dieser Gesellschaft wird auf dem Einweisebureau zu Jedermanns Einsicht aufgelegt.

Auf eine von dem Vicepräsidenten an die Versammlung gestellte Frage „ob in der folgenden Sitzung, mit Hintansetzung der für dieselbe bestimmten Vorträge, die Discussion über einen Antrag der pädagogischen Section wegen eines zu machenden Zusatzes zu § 4 der Statuten eröffnet werden solle", bemerkte Prof. Lachmann, es sei ja keine Zeit dazu; und wurde diese Frage — mit Ausnahme weniger Stimmen — verneint.

Auch wird den Anwesenden noch mitgetheilt, daß von Seiten Sr. Erlaucht des Grafen von Erbach-Erbach die Einladung an sie ergangen sei, einen Ausflug in den Odenwald zu unternehmen und bei dieser Gelegenheit seine Sammlung römischer Alterthümer zu besehen, die er ihnen selber zeigen wolle. Hieran reihete sich eine zweite Einladung von den Weinbergsbesitzern an der Bergstraße, eine Fahrt nach Zwingenberg und Bensheim zu veranstalten und daselbst an Ort und Stelle die Kraft und Würze kennen zu lernen, welche Vater Bacchus an der Bergstraße spendet *).

Nach einer kurzen Pause folgte Prof. **Gerlach's** Vortrag

über Kimbern und Teutonen

„Unleugbar hat die historische Forschung in jüngster Zeit in solchem Maaße an Gehalt, Umfang und Tiefe gewonnen, daß sie im Vergleich zu dem Anfang des vorigen Jahrhunderts sich gleichsam verjüngt oder völlig umgewandelt zu haben scheint. Es fällt diese Erscheinung mit der geistigen Erhebung des deutschen Volks überhaupt zusammen, welche in der zweiten Hälfte des abgewichenen Jahrhunderts durch hervorragende Männer entzündet, durch die Macht der Ereignisse immer aufs neue angeregt, in ihrem Streben bestimmt und geleitet worden ist. Hatte vorzugsweise einseitiger Sammlerfleiß Geltung und Anerkennung gefunden, oder war im raschen Umschwung zum Gegensatze ein leichtfertiges Spiel, mit dem was man gemeiniglich Ideen nennt, auf jene mehr mühsamen als fruchtbaren Studien gefolgt, so hat die neuere Zeit in ihrer Allseitigkeit des historischen Stoffes in seiner Ganzheit sich zu bemächtigen gewußt. Nicht nur daß alle Archive aufs neue durchforscht, daß viele geschichtliche Denkmähler aus dem Staube hervorgezogen, aufs neue verglichen, nach bestimmtem Plane geordnet, in verbesserter Gestalt herausgegeben und allgemeiner zugänglich gemacht worden sind; man hat ganz neue Gebiete für die Historie gewonnen, indem auf der einen Seite die tellurschen Verhältnisse in ihrer Bedeutsamkeit für das Völkerleben erkannt, auf der andern Seite die Sprachvergleichung als bedeutendes Moment für die Erkenntniß der Stammverwandtschaft hinzugetreten ist. Ja selbst in die Tiefen der Erde ist man hinabgestiegen, man hat die Gräber der Todten, die Grüfte der Ahnen geöffnet, die aus fernen Jahrhunderten zu den Lebenden reden, welche kaum nur dunkle Ueberlieferung erreicht. Die Trümmer alter Tempel, Ringmauern und Festen, die Ruinen un-

versammelten Gelehrtenvereine erklären sich hiermit bereit, dem dahier ins Leben gerufenen Hülfsvereine für die Christen im Orient nach Kräften ihre Wirksamkeit angedeihen zu lassen, indem sie die Pflicht- und Zweckmäßigkeit desselben gern anerkennen."

*) Die zweite der genannten Partieen wurde am 5. October wirklich ausgeführt.

Digitized by Google

tergegangener Städte, Alles was die bildenden und mechanischen Künste geschaffen, Inschriften, Münzen, Bildwerke, Geräthe aller Art, Alles ward in den Kreis der Untersuchung gezogen, um das untergegangene Leben wieder zur Anschauung und zum lebendigen Bewußtsein zu erheben. Diese neuerwachte Thätigkeit, wie sie von dem Studium des Alterthums ausgegangen war, hat sich mit dem ganzen Ungestüm eines erstarkten Volksgefühls auf die eigne Vorzeit gerichtet, und hat dort erst ihre eigentliche Befriedigung gefunden. Denn wenn das Alterthum in seiner Auferstehung zunächst nur in dem regen Kreise der Kenner Theilnahme und Thätigkeit erzeugte, oder höchstens durch die angestammte Vortrefflichkeit nicht eingeweihten Beschauern stammende Bewunderung abzunöthigen vermag, so findet das, was das eigne Vaterland berührt, in den Herzen des gesamten Volks seinen Wiederhall, und wird von der Liebe der Theilnehmenden getragen und gepflegt, geweckt und beleuchtet. Spricht doch durch die Denkmähler der Vorzeit die Stimme der Väter zu unsern Herzen; fühlt doch ein jeder zu den Zeiten sich hingezogen, welche die Gegenwart in ihrem Schooße trugen; muß doch selbst das roheste Gemüth von Verehrung sich ergriffen fühlen, im Hinblicke auf die Werke, welche der ernste fromme Sinn der Väter für die Nachwelt schuf. Und wird nicht Jeder die Bedingtheit der Gegenwart durch die Vergangenheit empfinden, und die Fesseln fühlen, die mit unsichtbaren Ketten das gesamte Leben eines Volkes umschließen? Mit der Liebe zum Vaterlande vereinigte sich die dunkle Ahnung, daß die neuere Zeit mit ihren zerstörenden Elementen wie Saturn die eigenen Geburten verschlingen werde, so daß die Gegenstände der Liebe und Bewunderung dem Auge bald völlig entrückt sein würden. So hat der unhistorische Sinn der Gegner, welche nur der Zukunft zugewandt und von der Vergangenheit nur oberflächlich durch die Reflexion berührt stets nach Neuem haschen, Andere um so entschiedener bestimmt der Rückseite des Janusbildes sich zuzuwenden, um wenigstens dem wissenschaftlichen Bewußtsein zu erhalten, was im raschen Flug der Zeiten unterging. Aber wie bei Allem, durch schroffen Gegensatz erzeugten, hat oft statt treuer Liebe zu alter Zeit und Sitte, nur ein zähes Festhalten an dem Entschwundenen sich geltend gemacht, und statt des lebendigen Odems, der den forschenden Geist beseelt, ist ein müßiges Spiel mit der Vorzeit wie mit einer unverständlichen Antiquität getrieben worden. Dürfen wir diese unerquickliche Richtung einseitig nennen, die Thatsachen der Vergangenheit zu einem lebendigen Bilde zu gestalten, so müssen wir das Gleiche von denen behaupten, welche entweder die Lücken geschichtlicher Ueberlieferung mit etymologischen Träumereien und Tand ausfüllen, oder indem sie aus den tiefsten Quellen zu schöpfen wähnen, das gesamte historische Wissen von der Etymologie aus neu gestalten wollen, somit die feste Grundlage des Erforschten gegen Meinen, Rathen und Vermuthen opfern, und die Begebenheiten in jenem trüben Helldunkel und phantastischen Glanze zeigen, was die einfachen Thatsachen der Forschung in den Zaubergarten dichterischer Sagen überträgt. Durch diese Richtungen ist es geschehen, daß trotz der regen Thätigkeit, trotz der neuen Liebe, welche für deutsches Alterthum erglühte, die Historie noch nicht den Gewinn davon gezogen, welcher doch verheißen wurde, so daß die immer wieder angeknüpfte Forschung aufs neue begründen muß, was bereits fest zu stehen schien, theils um dasselbe gegen Misdeutung, theils um es gegen Widerspruch zu schützen und in demjenigen Verhältnisse darzustellen, welches ebenso den Rückblick in die Vergangenheit gestattet, als es das Verständniß für die spätere Entwickelung öffnet. Ich habe, um an einem Beispiel die verschiedenen eben bezeichneten Richtungen sowie deren Beurtheilung darzulegen, die erste That des deutschen Volks gewählt: den Kimbern- und Teutonenzug.

Digitized by Google

Es ist in dem Wesen geschichtlicher Entwickelung begründet, daß wenn Völker und Staaten in allseitiger Strebsamkeit zum letzten Ziel gelangt dem inneren Verfalle sich nahen, durch unsichtbare Kräfte schon eine neue Schöpfung sich bereitet, der in den Ring der Kette einzugreifen und eine neue Zeit hervorzurufen beschieden ist. So als die Trümmer von Karthago, die Flammen des sinkenden Korinthos, der Vernichtungskampf der tapfern Numantiner die Allgewalt der römischen Waffen von Aufgang bis zum Niedergang verkündet, und nur der Seherblick des großen Staatsmannes in den Parteikämpfen die Vorboten des nahenden Verfalls erkannte, erschien unmittelbar nach neuen Siegen, welche Roms Namen bis in die Sandwüsten Libyens getragen, vom finstern Norden her ein wildes, trutzes Volk und forderte von den Herrschern der Welt seinen Antheil an der bezwungenen Erde. Unerklärlich wie diese Erscheinung dem Alterthume war, ist sie ein Räthsel den Forschern bis auf den heutigen Tag, und wenn der große Schweizerische Geschichtsforscher den ersten Blick der unbefangenen Jugend diesem erschütternden Ereigniß zugewendet, und wenn seitdem so manche Forscher die gleiche Bahn verfolgend sich mit diesem Gegenstand beschäftigt haben, so ist dennoch der Schleier des Geheimnisses nicht ganz gelüftet, mit welchem, wie absichtlich, schon die alten Berichterstatter diese Begebenheit umkleidet haben. Der Versuch, Einiges zum richtigen Verständniß jener Begebenheit beizutragen, bedarf der Rechtfertigung bei Männern nicht, welche, wenn auch auf verschiedenen Wegen, doch alle die sittlich geistige Entwickelung ihres Volkes zu fördern berufen sind. Diese werden den geschichtlichen Anfangspunkt des transalpinischen Völkerlebens, in welchem die Fäden des Griechischen, des Römischen und des Germanischen Alterthums zusammen laufen, ihrer Beachtung nicht unwürdig erkennen. Es kommen aber bei der richtigen Auffassung dieses Ereignisses vorzüglich drei Dinge in Betracht: 1) die Zeugnisse der Griechischen und Römischen Berichterstatter; 2) die Verhältnisse des Keltenvolkes; 3) Wesen und Eigenthümlichkeit der Germanen — Fragen, welche nach so mannigfachen Vorarbeiten hier nur in den allgemeinsten Beziehungen zur Sprache kommen, da weder den Gegenstand zu erschöpfen noch durch Wiederholung zu ermüden in meiner Absicht lag.

Mögen auch die Länder jenseits der Riesensäulen des hohen Alpgebirgs bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung ganz außer dem Bereiche des Hellenisch-Römischen Alterthums zu liegen scheinen, so hat dennoch die geschwätzige Sage Bilder aus dem fernen Nord und West schon früh in ihren Zauberkreis verwebt. Schon um ein helles, klares Bild der eignen Zustände zu gewinnen, schien das heitere Dasein der Hellenen jenen Gegensatz zu den finstern Wohnungen des Boreas zu fordern, während der ferne Okeanos die Wohnungen der Seeligen verbarg. Es ist unbestreitbar nachgewiesen, daß ein tiefer innerer Zusammenhang den ältesten Sagenkreis der Hellenen an jene fernen Gegenden in der Weise angeknüpft, daß einzelne Nachwirkungen dieser uralten Ueberlieferung bis tief in die historischen Zeiten hineingereicht, wo das Licht der gewonnenen Erkenntniß schon längst die Traumgestalten des Mythos verscheucht zu haben schien. Denn nicht nur weisen die Sagen von Elysion auf Länder des Atlantischen Oceans, sondern die Irrfahrten des Odysseus mit Allem, was daran sich knüpft, die Wohnsitze der Kimmerier und Hyperboreier, die Pforten des Tartaros und der Eridanos mit dem Phaethon und den Elektriden, die Sagen von Geryon und von den Zügen des Herakles lassen sich so wenig vom nordwestlichen Europa trennen, daß die Säulen des Herakles als ein redendes Zeugniß geblieben sind bis auf den heutigen Tag, daß noch in römischen Zeiten die

Digitized by Google

Spuren des Odysseus an den Küsten von Lusitanien, auf den Orkadischen Inseln, und den Rheinstrom aufwärts bis Asciburgium verfolgt werden, daß das Heer des Brutus vor dem Uebergang über den Lethe, der in Lusitanien strömt, wie vor dem Weg zum Tode zitterte, daß man noch in Procopius Zeiten von Inselbewohnern gegenüber der Gallischen Küste zu erzählen wußte, welche die Schatten der Verstorbenen an die Pforten der Unterwelt geleiten. So tief war der Glaube an jene uralten Ueberlieferungen dem Gemüthe des Volkes eingeprägt, daß im Lied der Niebelungen die letzten Nachklänge jener hellenisch-römischen Mythen zu vernehmen sind. Aus diesem zähen Festhalten an Ueberlieferungen, welche zum Theil schon vorhomerisch sind, wird jeder Unbefangene die Ueberzeugung schöpfen, daß den Hellenen der frühesten Zeit ein divinatorisches Bewußtsein von der Bedeutsamkeit des nordwestlichen Europas ingewohnt. Ob hier uralte Handelsstraßen, ob vorhistorische Wanderungen der Kelten von Westen nach Osten, ob die Verbreitung religiöser Lehren durch Sendboten der Druiden, wie von Abaris dem Skythen vermuthet worden, die Träger dieser Kunde gewesen seien, das lassen wir dahin gestellt; nur das ist unverkennbar wie in den verschiedenen Ueberlieferungen der äußerste Norden und der entfernte Westen durch die Alles verknüpfende Sage so nahe an einander gerückt werden, daß nur die unmittelbare Anschauung und persönliche Gegenwart später zu trennen im Stande war, was die Ueberlieferung in einander verwebt hatte. Eine Wahrnehmung, welche namentlich ihre Bestätigung in den räthselhaften Sagen über die Hyperboreier findet, die ihrem Inhalte nach südliche Natur und Sitten voraussetzt, durch die Etymologie indessen nach dem finstern Norden verwiesen wird. Später, als auch von den Küsten des Pontos her ein spärliches Licht auf die Länder des Nordens fiel, wurde selbst ein Theil des nordöstlichen Europa mit in die Schilderung hineingezogen, wie die Sagen von den goldhütenden Greifen und den einäugigen Arimaspen zu erkennen geben; wo also die Bereicherung anstatt der Klarheit nur größere Verwirrung schuf. So hat Herakles die Rinder des Geryon bis nach Skythien hin getrieben, und die Hyperboreier wurden von dem Westen eben dahin verpflanzt. Was nun die Sage so eng verknüpft und verschlungen hatte, das vermochten die ersten Strahlen historischer Kenntniß nicht zu scheiden, und wenn weite Länderstrecken in enge Räume sich zusammenziehen, so werden noch viel weniger die Bewohner als getrennte Glieder erscheinen können, und wie an die Stelle der Ripheien die Alpen traten, und auf die fabelhaften Hyperboreier die Kelten folgten, da werden die letzteren nur als großes Ganze aufgefaßt, und wie in den mittlern Zeiten das Morgenland nur Franken in Europa kannte, das Keltenvolk als herrschend von Tartessos bis zum Kimmerischen Bosporos angesehen. Auf diese Vorstellungen hatte, wie es scheint, vorzüglich Aristeas von Prokonnesos eingewirkt, welcher in seinem Gedichte Ἀριμασπεία von Hyperboreiern und Issedonen, Kimmeriern und goldbewachenden Greifen gedichtet. Und daß die ältesten Logographen noch ganz durch die mythischen Vorstellungen beherrscht werden, beweist der von Herodotos gegen Hekataios von Miletos ausgesprochene Tadel, wiewohl er den Irrthümern Anderer nur Zweifel, keine neuen Thatsachen der Erkenntniß über das nordwestliche Europa entgegen stellen kann. Hatte Hekataios Kelten in der Nähe von Massylien erwähnt, so setzt sie Herodot in den äußersten Westen neben die Kyneten, läßt aber den Istros in ihrem Lande bei Pyrene seinen Ursprung nehmen. Ephoros weiß im Norden und Westen nur von Kelten und Skythen zu berichten, welche beide auch in dem Namen Keltoskythen verschmolzen wurden. So war es zuerst Pytheas von Massylien, welcher von seiner Entdeckungsreise nach dem baltischen Meere genauere Nachrichten vom

Digitized by Google

Norden Europas brachte und zwei Völker, Teutonen und Guttonen, namhaft machte; während Aristoteles zwar das Arkynische Waldgebirg erwähnt, aber die Quellen des Istros noch auf dem Pyrene findet, jenen Strom durch ganz Europa leitet und von den Kelten also redet, daß er den ganzen Norden mitbegreift. Diese spärlichen Nachrichten konnten um so weniger zur Erweiterung der Kenntniß des Nordens führen, als nicht nur Polybios, sondern auch Strabo des Pytheas Angaben in Zweifel zogen. Nur der Historiker Timaios, als großer Kenner des Westens anerkannt, war den Angaben des Pytheas zum Theil gefolgt, wußte aber auch nur von Kelten zu berichten. Auch über Timosthenes und Eratosthenes wird vielfach der Tadel der Unkunde von Strabo ausgesprochen. Selbst Polybios trotz seiner Reisen in Iberien und im Lande der Kelten scheint von dem Norden nicht genauer unterrichtet, wie schon sein unverständiger Tadel des Pytheas beweist. — So näherten sich die Kimbern und Teutonen den äußersten Marken des römischen Reichs, ohne daß weder über Wohnsitze, noch über Leben und Sitten jener Völker einige sichere Kunde zu den Römern gekommen wäre. Indessen der kimbrische Schrecken hatte einen tiefen Eindruck in den Gemüthern hinterlassen, und die Ruhmliebe derer, welche die Gefahr bestanden hatten, bewahrte die Einzelheiten dem Gedächtnisse. So hatte Sulla in den Denkwürdigkeiten seinen Antheil an jenen Kämpfen überliefert, und Catulus wird in der Selbstbiographie nicht den höchsten Ruhm seines Lebens übergangen haben. Vorzüglich aber hatte Poseidonios von Rhodos ausführlich diese Zeiten dargestellt, so daß er als der erste Zeuge gilt. Aus ihm hatte Plutarch geschöpft und dieselbe Quelle wird den Berichten des Cälius Antipater, Livius, Strabo und den Einzelheiten, die sonst zerstreut sich finden, zum Grunde gelegen haben. Aber wiewohl dieser Kriegszug ganz neue Namen — Kimbern, Teutonen, Ambronen und Tiguriner — in die Geschichte eingeführt, blieb dennoch für die Gesamtheit der gemeinsame Name der Kelten, von den Römern, die zwei Jahrhunderte früher Germanen in Oberitalien besiegt, mit Galli übersetzt, und noch von Salust mit denen, die weiland unter Brennus Rom erobert, als das gleiche Volk erkannt. Wiewohl nun der Gesamtname (Κέλται Galli) theils aus der früheren Unkunde des Nordens, theils aus Nichtachtung der Volksthümlichkeit von Seiten der Hellenen, theils aus der Unbestimmtheit der Bezeichnung überhaupt erklärlich ist, so haben dennoch neuere Forscher, auf die Zeugnisse der Alten gestützt und durch eigene Forschungen bestimmt, aufs neue die Keltische Nationalität zunächst für die Kimbern und Ambronen, aber später auch für die Teutonen in Anspruch nehmen wollen. Ganz in die Unbestimmtheit wird der Name Kimbern hinausgerückt, wenn er mit den alten Kimmeriern, oder den wälschen Kymri identificirt wird, wiewohl die Etymologie gesichert scheint. Aber man hat wenigstens die allgemeine Verbreitung des Namens daraus folgern wollen. Auch hat man sichere Wohnsitze desselben Volkes in Pannonien neben anderen Kelten angeführt. Man hat von freundschaftlichen Verhältnissen der Kimbern zu gallischen Völkerschaften auf diesem Zuge geredet. Auch die Etymologie der keltischen Namen bei den Kimbern, die Sitten, die Bewaffnung ist herbei gezogen worden. Den Ausschlag endlich haben die Ausgrabungen gegeben, deren Endergebniß sich endlich wohl mit der neuerlich ausgesprochenen Behauptung vereinigen dürfte, daß vor Attila, dem Hunnenkönig, überhaupt keine germanische Volksthümlichkeit in dem eigentlichen Deutschland gefunden würde. So weit hat es der klügelnde Scharfsinn gebracht. Zu den Gräbern hat man uns hingeführt, aus denen ein neues Leben für geschichtliche Forschung erblühen soll.

Digitized by Google

Daß nun die Germanen den Kelten ähnlich gewesen und daß daher eigentlich der Name stamme, hat schon Strabo ausgesprochen und die Unzulänglichkeit vieler von Tacitus angeführten Unterscheidungszeichen zwischen beiden Völkern hat schon Zeuß auf seine Weise dargethan. Das goldgelbe Haar, das tiefblaue Auge, der trotzige Blick, die Leibesgröße, die Hautfarbe sollen keine Bedeutung für die Volksthümlichkeit besitzen; auch Anderes wird als Wesenheit bezweifelt. Die Liebe zur Freiheit sei bei wilden Völkern allgemein; der Ungestüm beim Angriff recht eigenthümlich der Kelten Art; Gefolgschaften hätten früher Keltiberier und Gallier gehabt; die negative Tugend, welche sich auf Unkenntniß des Lasters stütze, könne nimmer eine Volksthümlichkeit begründen — kurz man könne wohl eine verschiedene Stufe der Entwickelung, aber keinen strengen Gegensatz der Individualität behaupten. Die Geschichtsforschung, die früher in maßlosem Trennen und Spalten sich gefiel, ist jetzt eben so geneigt, das Verschiedenartige und Getrennte unter einer höheren Einheit zu begreifen, die durch die Sprachvergleichung ermittelt wird. Auf diesem Felde die Gegner zu bekämpfen, würde schwerlich zu einem Resultate führen, darum wollen wir andere Waffen führen und unsere entgegengesetzte Ansicht durch Zeugnisse anderer Art erhärten. Als Germanen haben die Kimbern und Teutonen anerkannt Jul. Cäsar, die Urkunde von Ancyra, Trogus Pompejus, Vellejus, Strabo, Tacitus, Plutarchos und ohne Zweifel auch Poseidonios, weil sonst Strabo wenigstens seine abweichende Ansicht nicht verschwiegen hätte. Auch Plinius der Aeltere muß dasselbe behauptet haben, wie aus seinen geographischen Angaben zu ersehen; er, der 20 Bücher über die germanischen Kriege schrieb und lange Zeit als Oberster der Reiterei an der untern Elbe stand. Diesen Gewährsmännern ersten Ranges reihen sich in zweiter Linie an: Seneca, Horatius, Lucianus, die Geographen Mela und Ptolemaios, endlich Quinctilianus, Eutropius, Orosius. Aber vielleicht unterscheiden die Alten bei barbarischen Völkerschaften die Gegensätze nicht genau? Also auch Cäsar nicht? noch Tacitus? welche so oft Kelten und Germanen in ihrer Verschiedenheit betrachten? Oder hat Augustus in seiner Staatsschrift sich und Andere getäuscht? Und Vellejus hat auf seinen vieljährigen Feldzügen die Wahrheit nicht erkennen können und wollen? Dieselbe hat sich dem Plinius, dem emsigen Forscher, nicht enthüllt? Doch es ist überflüssig Beweise dieser Art zu häufen, und es liegt uns mehr ob, von dieser Grundlage aus die Berichte der Alten zu erläutern. Ich nenne mit Otfried Müller die Kelten ein Volk des Oceans, ohne damit einen ursprünglichen Beruf zur Schifffahrt anzudeuten. Die britannischen Inseln, das nördliche und westliche Spanien und Gallien sind die unsprünglich nachweisbaren Sitze. Im Anfange des 6. Jahrh. begannen sie sich weiter auszubreiten. In Spanien wurden die Iberier von ihnen eingeengt, in Aquitanien mußten die Ligyer ihnen weichen. Die Alpen haben den Völkerstrom nicht aufgehalten. Die Ebenen des Padus wurden keltisch. Umbrien und Etrurien ward von ihnen heimgesucht und man mußte nach schimpflicher Niederlage den Frieden mit Gold erkaufen. Ueber den Rheinstrom hat sich die Fluth ergossen. Von den Alpen bis zum Main haben die Helvetier geherrscht und der Donau folgend haben im waldumkränzten Böhmen die Boier, in der Fortsetzung der Alpenkette die Rhätier, Taurisker, Skordisker, Noriker eine neue Heimath sich gegründet. Im andern Jahrhundert haben sie die untere Donau schon erreicht und Macedonien und Hellas haben mit großer Anstrengung der wilden Schwärme sich erwehrt. Daß sie fast überall nur als Eroberer erschienen, die ursprünglichen Bewohner nicht vertilgten, das wird durch die Namen der Keltiberier, der Keltoligyer, der Keltillyrier, der Keltoskythen dargethan. Aber bei der Zersplitterung der Kräfte, denn sie

Digitized by Google

durchzogen als wilde Söldnerhaufen fast alle Länder des Mittelmeeres, konnte das Uebergewicht von keiner Dauer sein. Ein Jahrhundert, nachdem in Italien die Boier, Sennonen, Insubrer, Taurinier den römischen Waffen unterlagen, erhoben sich die Germanen in ihrer Kraft. —

Schon früher hatten an der unteren Donau die Bastarner den Strom der Keltenzüge unterbrochen. Jetzt aber stürmte vom Kimbrischen Chersones ein mächtiges Heer heran, um Rache zu nehmen für frühere Unbilden an dem trotzigen Feind. Zuerst warfen sie sich auf das Volk der Boier ohne Erfolg. Von da zurück gedrängt überschritten sie die Donau und griffen die keltischen Stämme der Noriker, Tauriskер und Skordisker an. Den wilden Siegern wollte umsonst der römische Consul Cnejus Papirius Carbo die Straße sperren; er fand mit seinem Heere den Untergang. Eine neue Heimath wollten sich die Sieger erkämpfen; deswegen begehrten sie vom römischen Senate Land zum Anbau; sie wollten zahlen mit der Kraft des Armes. Abgewiesen überschritten sie den Rheinstrom und ganz Gallien ward verheert, geplündert und besiegt; während gleichzeitig die Helvetier den später wieder aufgenommenen Plan verfolgten, sich Wohnsitze im Süden zu gewinnen. Im Widerstande gegen diese vereinte Macht sind römische Heere nach einander unterlegen; über zweimal hundert tausend Männer sind gefallen, und es zitterte Senat und Volk in Rom. Aber anstatt ihre Siege zu verfolgen und Italien anzugreifen, fielen die Kimbern in Spanien ein, um auch dort der Kelten Macht zu brechen, und zwei Jahre lang durchzogen sie verheerend die Länder von den Pyrenäen bis zum Ocean. Endlich im 12ten Jahre ihrer Siege erreicht die Kimbern die Rache Roms durch Cajus Marius. An kühner Heldenkraft dem Feinde gleich, an Kriegskunst überlegen, hat er auf dem Schlachtfeld von Aquä Sextiä und in den Ebenen von Vercelli für die Rettung seines Vaterlands gekämpft. Die Feinde zersprengt, zerstreut, geschlagen, verschwinden eben so schnell vor dem Schauplatz, wie sie erschienen waren; es blieb den Römern nur der Schrecken ihres Namens, dem Marius sein ewiger Ruhm. — Das war der Ausgang des Kimbern- und Teutonen-Zugs; ein drohend Zeichen für die Römer, um welchen Preis die Herrschaft des Nordens errungen werden müsse. — Daß nun eine von den Kelten wesentlich verschiedene Volkskraft mit diesen Ereignissen in die Geschichte eingetreten, möchte schon der Gang, den die Unternehmung nahm, errathen lassen. Von Nordosten wälzte sich der Strom, von jenen Sitzen aus, wo Pytheas Teutonen nannte, wo der Kimbern Wohnsitze Tacitus wiederfand, von wo die Ambronen, als ein Theil der Sachsen, viele Jahrhunderte später auch Britannien, den Ursitz keltischer Völker bedroht hatten. Gegen die Kelten war der Kampf gerichtet; darum wurden nach Poseidonios zuerst die fremden Eindringlinge in Germanien bekämpft, die Boier und welche nördlich von der Alpenkette in ununterbrochener Folge bis zu den Illyriern sich ausgebreitet hatten. Die Helvetier, vor den übrigen Galliern durch Streitbarkeit berühmt, rettete ein freiwilliger Waffenbund; dagegen die Belgier, ein schon frühzeitig durch germanische Einwanderung verändertes Volk, keinen ernsthaften Angriff erfahren hatten. Im Gegentheil hat dort noch später eine Abtheilung dieses Völkerzugs sich behauptet. Denn der Norden ist die ursprüngliche Heimath der Germanen. Von dort aus haben sie die Länder zwischen Maas und Weichsel bis an die Grenzmarken des Alpgebirgs eingenommen, und auch damals aus dem von der Natur verliehenen Besitz den Feind verdrängt. In Italien und gegen römische Kriegskunst sind sie nach blutigem Kampfe unterlegen, aber in Germanien haben sie ihre Pläne durchgeführt. Die bojische Wüste in den Ländern südlich vom Donaustrom, die helvetische Wüste in dem großen Landstrich zwischen Rhein und

Digitized by Google

Main geben den Beweis, daß die Macht der Kelten im Süden von Deutschland gebrochen war. Fünfzig Jahre später stand Ariovist als Haupt des großen Suevenbundes am Oberrhein und hat abermals die Herrschaft Roms in Gallien bedroht, während abermals ein halbes Jahrhundert später der Sieg der Germanischen Waffen im Osten durch Gründung des Markomannenreichs im Herzen von Böhmen auch nach dieser Richtung hin ein unerschütterliches Festhalten des früher verfolgten Planes kund gethan. Der Germanische Löwe war erwacht; im Kimbern- und Teutonenzuge hat er seine Kraft versucht; er hat der spätern Zukunft die Bahn bezeichnet, auf welcher das deutsche Volk seiner Bestimmung entgegen reifen sollte. Und diesem tiefen innern Zusammenhange gegenüber will man dieß und jenes geltend machen, und die Vergangenheit in einem andern Lichte zeigen, will die ursprüngliche Verschiedenheit der Nationalitäten leugnen, will aller Ueberlieferung zum Trotz Keltenvölker an die Ostsee pflanzen? Allerdings äußere Zeichen, leibliche Unterschiede, Wohnsitze, Luft, Wasser, Erde, können kein Gepräge der Nationalität begründen. Und doch fordert das ewige Gesetz des Werdens, daß nur unter bestimmten Außenverhältnissen, nur in scharf ausgeprägten Formen, nur unter nothwendig gegebenen Bedingnissen der unsterbliche Geist sich entwickelt und entfaltet. In weit höherm Grade muß dieß von der Entwickelung volksthümlichen Lebens behauptet werden, dessen Wesenheit nicht in Außendingen, nicht in Einzelheiten an diesem oder jenem, sondern in ursprünglicher Geisteskraft, die nach allen Seiten hin die Form durchdringt, zu suchen ist. Wer ohne Einsicht in die Wechselwirkung der Geist- und Körperwelt, ohne Ahnung eines tiefen in dem Völkerleben wirkenden Gesetzes, ohne gewissenhafte Prüfung aller Lebensäußerungen in ihrem Zusammenhang über Völker und Völkerleben richtet, der mag in manchen Einzelheiten schärfer sehen, die Wahrheit des Ganzen bleibt ihm fern."

Ehe die Discussion über diesen Vortrag eröffnet wurde, überreichte der Vicepräsident dem Geh. Oberregierungsrathe Böckh die ihm von dem Vereine decretirte und von Professor Hermann verfaßte Ehrentafel, indem er sich mit folgenden Worten an die Versammlung und darauf an den Gefeierten wandte:

„Unterbrechen wir unsere wissenschaftlichen Verhandlungen, um einen Act der Pietät vorzunehmen. — Erlauben Sie mir, hochzuverehrender Herr Geh. Regierungsrath Böckh, Sie im Namen dieser Versammlung persönlich anzureden. Will man im Kreise von Philologen Begeisterung wecken, so nennt man den Namen August Böckh, und diese Begeisterung ist nicht eine schnell verfliegende *), nein sie wurzelt tief in des Herzens Geist und Empfindung. Um unserer unbegränzten Hochachtung und Verehrung für Sie, als gesinnungsstarken Mann, einen bleibenderen Ausdruck zu geben, als es meine verhallenden Worte vermöchten, und für Ihre unsterblichen Verdienste um die Wissenschaft ein Zeichen aufzustellen, das über den Raum dieses Saales hinausreiche, hat sich die Versammlung gedrungen gefühlt, ihre Empfindung in dieser Adresse auszusprechen, welche ich so glücklich bin, Ihnen überreichen zu dürfen."

---

*) Beziehung auf einen bei dem letzten Festmahle mit Begeisterung aufgenommenen Toast, der nur mit den Worten „August Böckh lebe hoch!" ausgebracht worden war.

Digitized by Google

Die Adresse lautete aber wörtlich also:

Quod bonum felix faustumque sit

Virum integritate et constantia non minore quam fama meritisque conspicuum

AUGUSTUM BOECKHIUM

veteris memoriæ instaurandæ magistrum et exemplar longe præstantissimum, qui a Platonicæ sapientiæ penetralibus profectus institutam a Friderico Augusto Wolfio totius antiquitatis comprehensionem philosopha mente temperavit, idemque beatissimi ingenii virtute primus omnium singulorum monumentorum radios ita in unum velut solem conjunxit, ut post diuturnas tenebras ipse antiquæ vitæ dies relucescere proque intermortua paucorum vestigiorum recordatione intimos illius recessus aperire omnemque sentiendi agendique rationem, qua res publicæ moresque Græcorum continebantur, vivam repræsentare videretur; nec, quamvis unum hujus virtutis documentum ad nominis immortalitatem sufficeret, in hoc substitit, sed diversissimas partes simul eadem ingenii face illustrans et numerorum Pythagoricorum secreta reclusit, et tragœdiæ Græcæ existimationi novam viam monstravit, et in Pindaro, uberrimo doctrinæ thesauro, splendidissimum veterum scriptorum emendandorum explicandorumque specimen edidit, et inscriptionum totiusque disciplinæ epigraphicæ plene atque eleganter tractandæ firmissima fundamenta posuit, et temporum antiquorum seriem multis locis insigniter correxit, et difficillimas rei numariæ, metallicæ, nauticæ quæstiones, quas ante ipsum pauci attingere conati essent, per admirabilem summæ eruditionis cum exactissima artium peritia concentum ad liquidum perduxit; denique vel classicæ antiquitatis fines egressus raram calculorum subtilitatem et sollertiam ad barbararum gentium historiam stabiliendam convertit mensurarumque et ponderum communione indagata prisca Græciæ Italiæque cum Orientis regionibus commercia ex diuturna oblivione suscitavit,

CONVENTUS PHILOLOGORUM GERMANIÆ

ubi primum testificandi pro tot beneficiis grati animi occasio data est,
honoris et officii causa

salutat

proque diuturna ejus incolumitate bona vota facit.

DARMSTADII a. d. V. Nonas Octobres MDCCCXLV.

Digitized by Google

Nachdem der Gefeierte die Adresse überlesen hatte, dankte er in folgenden Worten: „Hochzuverehrende Herren! Was der verehrte Sprecher so eben von mir gesagt, und was der Verein in der mir übergebenen Adresse ausgesprochen hat, verdanke ich zunächst einem Verhältniß, welches durch diese Versammlungen der Genossen einer und derselben Wissenschaft oder nahe verwandter Wissenschaften anerkannt auf die erfreulichste Weise gefördert wird, der wechselseitigen Freundschaft und dem allgemeinen Wohlwollen, welches unter uns herrschend wird, statt daß uns früher, theils mit Recht, theils mit Unrecht, gerade im Betriebe der Humanitätsstudien Mangel an Humanität vorgeworfen zu werden pflegte. Fürs andere verdanke ich die gute Meinung von mir, welche hier ausgesprochen worden, dem Glück der ἀγαθῇ τύχῃ, welche am Ende in allen Dingen doch das Beste thun muß; und dazu rechne ich dreierlei, was ich besonders erwähnen will, das Alter, welches ich erreicht habe, die Stellung, die mir geworden ist, und das Zeitalter, in welches ich gefallen bin. Was das Alter betrifft, so bin ich zwar kein Nestor trisaeclisenex, aber ich habe doch zwei kleine Menschenalter durchlebt, und habe also dieses und jenes angreifen können, was den Jüngeren bei gleichen Kräften noch nicht möglich war. Unter der Stellung meine ich die successive bei zwei angesehenen und vielfache Anregung gewährenden Universitäten, wo mir in einem Zeitraume von beinahe 40 Jahren eine große Anzahl talentvoller Zuhörer zugeführt wurde, denen ich nach Kräften zu nützen suchte. Endlich hat mir das Zeitalter Vortheile gewährt, theils weil meine Jugend in eine Zeit fiel, in welcher das Studium der Alterthumswissenschaft einen neuen Aufschwung nahm, theils weil die großen Begebenheiten und Bewegungen, welche wir erlebt haben, auch denjenigen heben und tragen, welcher sich nicht unmittelbar in die Bewegung hineinbegiebt, sondern die Zurückgezogenheit vorzieht, und eine stillwirkende, leise auftretende und geräuschlose Thätigkeit erwählt hat. Was ich mir etwa selbst als Verdienst zuschreiben darf, ist einiger Fleiß und Beharrlichkeit, und Begeisterung für unsere gemeinsame Wissenschaft. So lange diese Begeisterung noch eine jugendliche war, glaubte ich wohl, es ließe sich etwas Vollkommenes leisten; aber größere Besonnenheit hat mich wie alle ächten Genossen der Wissenschaft bald gelehrt, daß unser Wissen Stückwerk sei, daß wir auf allerlei Irrbahnen und in verschlungenen Kreisen der Wahrheit entgegengehen, und überall sich das Falsche an das Wahre anhängt. Aber der Irrthum selbst führt wieder zur Wahrheit, und ich sehe täglich, daß meine und Anderer Irrthümer die Nachfolger zum Finden des Wahren geführt haben; ich glaube auch auf diese Weise Manchen angeregt zu haben, und auf diese Anregungen kann sich auch der Irrende etwas zu Gute thun. So schreiten wir durch allmählige Annäherung zum Ziele, und jedes Jahr, ja fast jeder Tag fördert Neues und abermals Neues aus der unerschöpflichen Fundgrube des Wissens; denn die Zeiten sind vorbei, wo Einer etwa glauben durfte mit Choerilos sagen zu können, es sei Alles vertheilt und die Künste hätten ihre Grenzen — *πάντα δέδασται, ἔχουσι δὲ πείρατα τέχναι.* Nach diesen Bemerkungen, welche ich mir in Bezug auf meine Person erlaubt habe, sage ich dem verehrten Sprecher und allen verehrten Anwesenden meinen herzlichsten und tiefgefühlten Dank für die Auszeichnung, welche mir zu Theil geworden, und für alle Beweise des Wohlwollens und der Freundschaft, welche ich hier empfangen habe, und bitte Sie, mir auch ferner diese wohlwollende Gesinnung zu erhalten."

Die Versammlung brachte ihm hierauf ein „Hoch!" und unter den herzlichsten Glückswünschen verließ der Gefeierte den Sitzungssaal.

Die nun folgende Discussion über Professor Gerlach's Vortrag begann Dr. Münscher mit einigen beistimmenden Bemerkungen über das Ganze desselben. Nur darin sei er abweichen-

Digitized by Google

der Meinung, daß er das Zusammentreffen der Germanen mit den Kelten und ihr gemeinschaftliches Auftreten in eine frühere Zeit verlege; schon 223 v. Chr. werde ein Sieg der Römer über Keltische und Gäsatische Völkerschaften erwähnt. — Prof. Gerlach erwiederte, daß er nur den Anfang jener kräftigen Reaction mit dem Kimbernzuge bezeichnet habe, keineswegs aber frühere Züge der Germanen über den Rhein sowie Verbindungen derselben mit den Kelten läugne, über welche jedoch nichts historisch feststehe. — Gegen die Auffassung der Germanen als Wehrmänner erhob Prof. Haupt Einspruch und bemerkte: Diese ehemals beliebte Etymologie sei von der wissenschaftlichen deutschen Grammatik hinlänglich widerlegt und schon deßhalb unmöglich, weil das a in Germani lang sei, also mit dem kurzen a in dem deutschen man unvergleichbar. Aus demselben Grunde sei die ähnliche Deutung der Germanen als Speermänner unzulässig; wozu noch komme, daß in gêr (framea) das ê lang sei, das e in Germani unzweifelhaft kurz: auch habe gêr in den Zeiten, in denen der Name der Germanen zuerst erscheine, wahrscheinlich nicht ein r, sondern ein s gehabt. Auf die Etymologie des Namens sich näher einzulassen trage er Bedenken, da seit Hermann Müller's Untersuchungen (Marken des Vaterlandes) der Name nicht als ein ursprünglich deutsches Wort gelten dürfe *).

Hierauf folgte **Dr. Köchly's** Vortrag

über das zweite Buch der Iliade.

Nicht ohne eine wahre Beklommenheit leiste ich der Aufforderung des Herrn Präsidenten Folge, um als ein unbekannter junger Mann, der noch nie vor einer solcher Versammlung gesprochen hat, nach so vielen gründlichen und interessanten Debatten auf einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Doch es ermuthigt mich zunächst der Gedanke, daß der Gegenstand meines Vortrags nicht allein die Philologen von Fach angeht, sondern für jeden Gebildeten von Bedeutung ist. Denn die Frage nach der Entstehung und Bildung der homerischen Gesänge ist ja nur Eins mit der Frage nach Ursprung und Art der Poesie überhaupt bei allen Völkern. Kein Wunder daher, daß unsere größten Geister, Schiller und Göthe, an der durch Wolf hervorgerufenen Bewegung lebendigen Antheil nahmen, daß die homerische Streitfrage auch in weiteren Kreisen Beachtung fand. Ferner ist es mir eine Ermuthigung, daß ich mit meinem Versuche auf den Forschungen eines Mannes fuße, der durch seine Gegenwart unsere Versammlung verherrlicht, und dessen längst anerkannte Verdienste auf dem Felde der höheren Kritik der Anpreisungen eines Anfängers nicht bedürfen. Nicht also in solcher Absicht,

*) Wir geben hierzu zwei von Herrn Dir. Friedemann uns mitgetheilte Citate: Kasp. Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 760: „Aus gêr, kêr (gaesum), woraus Germani noch erklärt worden ist, hätte nach der alten Form des Wortes in den Eigennamen Radagais, Gaiserich, Merogais und nach dem altnordischen geir der Name Gaisomani heißen müssen," — H. Leo in der Zeitschr. für deutsche Alterth. von M. Haupt, Bd. 5. S. 514: „Daß der Name Germani keine deutsche Etymologie zulasse, ist neuerdings wohl allgemein zugestanden; ihn aus dem Latein. germanus zu erklären, wie Plutarch thut, ist schwerlich zulässig. Nach Tacitus ist er den ostrheinischen Stämmen gegeben ob metum; — also muß er belgisch-keltisch, d. h. in einer dem Gaelischen Stamme angehörigen Mundart verständlich sein und einen Helden bezeichnen. Dieß trifft auch zu. Im Gaelischen heißt goir oder gair schreien und gairm, gairmean der Schlachtruf. Im Wälschen heißt ger, garm das Geschrei und garmwyn bezeichnet einen Kriegsmann βοὴν ἀγαθός. Das wälsche garmwyn entspricht dem Gaelischen gairmean (spr. girman) und ist der Name Germanus."

Digitized by Google

sondern um gleich im Voraus meinen Standpunkt einfach anzugeben, spreche ich es als meine innigste Ueberzeugung aus, daß Lachmanns Betrachtungen über die Ilias, welche derselbe 1838 und 1841 veröffentlicht hat, das Bedeutendste sind, was seit Wolf geschehen ist, und daß ihr Princip nicht minder wie ihre hauptsächlichsten Resultate unumstößlich feststehen. Während nämlich Friedrich August Wolf in seinen unsterblichen Prolegomenen, welche eine Revolution nicht allein auf diesem Gebiete bewirkten, besonders aus äußeren Gründen, aus historischen Beweisen darzuthun suchte, daß die homerischen Gedichte nicht ursprünglich von Einem Verfasser herrühren könnten, hat Lachmann nach den mannigfaltigsten Kämpfen und Vermittelungsversuchen den entscheidenden Schritt gethan, und, was bisher von Manchem, wie von Gottfried Hermann, im Einzelnen nachgewiesen worden war, im Ganzen und Großen durchgeführt; hat aus innern Gründen, (dem Zusammenhange, den Widersprüchen und Wiederholungen, der Sprache u. s. w.) nachgewiesen, daß die Ilias aus einzelnen Liedern zusammengesetzt sei. Daß diese Zusammensetzung zu Athen auf Veranstaltung des Pisistratos geschehen sei, dafür hatte schon Wolf die vorhandenen unzweideutigsten Zeugnisse gesammelt, welche man vergebens wegzuerklären versucht hat. Ein neues wichtiges ist vor Kurzem in dem bekannten plautinischen Scholion und dessen griechischem Original entdeckt worden; dieses nennt uns die Namen jener Dichter-Grammatiker: Onomakritos von Athen, Zopyros von Heraklea, Orpheus von Kroton, und das zweifelhafte Konkylos (*καὶ κογχυλω*).

Nach Lachmanns Forschungen lassen sich in der Ilias achtzehn größtentheils vollständige Lieder unterscheiden, in und zwischen welchen noch Einschiebungen, Interpolationen, Füllstriche verschiedener Art sich finden. Mit diesen Resultaten im Ganzen, wie gesagt, einverstanden glaube ich nur, daß man hier und da noch einen Schritt weiter gehen muß. Und einen solchen Schritt will ich in dem zweiten Buche der Ilias zu thun versuchen, dessen höchst widersprechende und widersinnige Composition mir vorzugsweise geeignet scheint, selbst den gläubigsten Vertheidiger der ursprünglichen Einheit zweifelhaft zu machen.

Dieß wird sich sofort ergeben, wenn wir unbefangen den Gang der Ereignisse betrachten:

Zeus sinnt nach, wie er den Achilleus ehre und den Achäern Verderben bringe; er sendet daher den Traumgott zu Agamemnon und läßt diesem befehlen zu rüsten; denn jetzt werde er Troja einnehmen. Agamemnon glaubt es, ja er meint, noch am heutigen Tage werde dieß geschehen; in dieser Erwartung beruft er die Volksversammlung (1—52). Bis hierher hängt Alles wohl zusammen. Das folgende Stück (53—86): der Rath der Greise ist schon von den alten Kritikern theilweise angezweifelt, von Lachmann aus triftigen Gründen ganz verworfen worden. Es steht mit dem spätern Benehmen der Fürsten im Widerspruch; die Reden des Agamemnon und des Nestor enthalten gar nichts; und von einer wirklichen Berathung ist auch nicht eine Spur. Ich füge noch hinzu, daß jene sämmtlichen Verse entweder Wiederholungen oder Flickwerk aus andern Stellen sind. — Das Volk ist versammelt; Agamemnon tritt auf, von dem Götterkönige selbst zum Kampfe aufgemuntert, aufgemuntert durch das Versprechen von Trojas schleuniger Eroberung; und Agamemnon glaubt an diese Verheißung. Was muß er also nach dieser Anlage thun? Mit Hinweisung auf Zeus' Befehl und Versprechen zur Schlacht, zum Siege aufrufen. Was thut er aber? Das Gegentheil davon: er räth kleinmüthig zur Flucht. Ist dieß nun an sich und im Allgemeinen unwahrscheinlich, so wird vielleicht, könnte man einwenden, dieser nicht ernstlich gemeinte Rath durch geschickte rhetorische Einkleidung um so

Digitized by Google

sicherer den Ehrgeiz zum muthigen Ausharren aufstacheln. Nun, wir wollen sehen. Agamemnon beginnt mit einer Lüge: „Zeus hält sein Versprechen nicht, daß ich Ilion zerstören soll; er befiehlt mir jetzt schmählich nach Argos heimzukehren, nachdem ich viel Volk verloren (85—115)." Dieß klingt ganz ernst, und wie kann hier Jemand an Verstellung denken? Damit im Widerspruche folgt gleich: „so wird es denn Zeus genehm sein, der schon viele Städte zerstört hat und noch zerstören wird; denn er ist allmächtig. Denn welche Schande für uns, unverrichteter Sache heimzukehren, ohne die viel weniger zahlreichen Troer besiegt zu haben." Die große Uebermacht der Griechen wird dann durch eine gesuchte und übertriebene Vergleichung anschaulich gemacht (116—130). Diese ganze Stelle ist nur bei einer directen Aufforderung zum Kampfe passend. Wie kömmt aber Agamemnon auf den Rath zur Flucht zurück? Dadurch, daß er plötzlich sehr auffallend der Bundesgenossen erwähnt, die ihn Troja nicht einnehmen ließen. Nichts vom Treubruche, vom Befehle des Zeus (—141). Wie wir auch diese zweideutige Rede nehmen mögen, die Griechen nehmen sie im Ernst. Sie stürzen zu den Schiffen, sie beginnen sie zur Fahrt fertig zu machen; Agamemnon rührt sich nicht; die andern Fürsten auch nicht; Zeus sitzt unthätig im Olymp, und die Rückkehr wäre ὑπέρμορα, gegen des Schicksals Schluß, vor sich gegangen, wenn nicht — Here die Athene abgesendet hätte, durch ihre Worte das Heer zurückzuhalten. Diese läßt es durch Odysseus thun, der Hohe und Geringe Jeden auf seine Weise behandelt. Das Volk wogt zurück: eine neue Volksversammlung (142—210). Man erwartet nun, daß zunächst Agamemnon über seine wahre Gesinnung aufklären oder Odysseus durch kräftige Aufforderung sein Werk krönen werde; Keines von beiden geschieht: Thersites erhebt sich, das Urbild eines gemeinen häßlichen Demagogen, und er schmäht — nicht gegen seinen Erzfeind Odysseus, der doch das Heer zurückgebracht, sondern mit Agamemnon, der ja, wie Jedermann glauben muß, im Ernste zur Flucht aufgefordert hat. Und was wirft er diesem vor? Daß er aus Habsucht und Egoismus zum Kampfe treibe. Und so schließt er mit dem Rathe an die Griechen heimzukehren und den Agamemnon in Troja zu lassen (—244). Daß eine solche Rede nur nach einer Aufforderung zum Kampfe von Seiten des Agamemnon Sinn habe, ist klar. Und dafür stimmt denn auch die Gegenrede des Odysseus „er solle nicht allein mit den Königen hadern (—264)." Auf die Züchtigung des Thersites (265—77) folgt dann eine zweite längere Rede des Odysseus (278—332), welche Lachmann streicht. In der That konnte sie nicht unpassender eingerichtet werden. Kein Wort von der Aufforderung des Agamemnon zu fliehen; kein Wort von der Griechen nur zu schnellem Gehorsam; kein Wort von seiner eigenen erfolgreichen Thätigkeit, die Flucht zu hemmen. Dagegen heißt es: „Atride, jetzt wollen die Griechen Dir Schimpf anthun." Das hat doch nur Sinn, wenn Agamemnon zum Kampfe aufgefordert hatte, und die Griechen ihm nicht ferner folgen wollten. Und so entschuldigte er denn auch diese mit der langen Abwesenheit, daß in ihnen der Gedanke an Heimkehr aufgestiegen sei. Und in derselben Voraussetzung erzählt er diesen (299 τλῆτε, φίλοι) ausführlich das von Zeus gesendete Wunderzeichen mit den Spatzen, was Kalchas auf die Eroberung der Stadt im zehnten Jahre gedeutet hatte, ohne auf den von Agamemnon vorgegebenen Befehl des Zeus Rücksicht zu nehmen. Daß Niemand auf diese Rede hört, hat schon Lachmann bemerkt. Aber auch die folgende des Nestor (336—368) enthält ähnliche Bedenken, wie die vorige. Daß sie auf diese nicht folgen konnte, zeigt schon der Eingang: „Ihr redet gleich unmündigen Knaben"; denn Nestor bringt auch nichts Anderes herbei, als was Odysseus herbeigebracht hat: das Versprechen der Griechen und ein Zeichen von Zeus. Beide Reden laufen somit

Digitized by Google

ganz parallel und sind als zwei verschiedene Bearbeitungen desselben Themas anzusehen. Auch Nestors Rede paßt nur dann, wenn Agamemnon zum Kampfe aufgefordert hat, und einige Griechen (345 ἄρχευ' Ἀργείοισι κατὰ κρατερὰς ὑσμίνας, Τούσδε δ' ἔα φθινύθειν, ἕνα καὶ δύο u. s. w.) sich widersetzt haben; auch nicht die entfernteste Andeutung auf den wirklichen Hergang der Sache. Und diesem entspricht eben so wenig die endliche Schlußrede des Agamemnon (369—93): keine Hinweisung auf seine verstellte Aufforderung zur Flucht; nur der inneren Zwistigkeiten wird gedacht; kein Wort des Dankes dem Odysseus, der doch Alles gerettet hat; dagegen überschwengliche Lobsprüche dem Nestor als Rathgeber; endlich unter schwerer Drohung Aufforderung zum Kampfe. Nun folgt das gemeinsame Mahl, Agamemnons Opfer und Gebet an Zeus, in welchem er auf die Eroberung Trojas am heutigen Tage zurückkommt. Dann die Rüstung und der Ausmarsch, was durch eine Reihe prachtvoller Gleichnisse geschildert wird, die aber wohl nicht ursprünglich verbunden waren. — Daß der Katalog als ein Stück für sich zu betrachten ist, haben bekanntlich schon die alten Kritiker angenommen.

Jene Widersprüche und Schwierigkeiten, welche sich bei einfacher Betrachtung des Inhaltes ergaben, lassen sich nicht durch bloße Ausscheidungen, sondern lediglich durch die Annahme lösen, daß hier zwei ursprünglich verschiedene, aber in vielen Stücken ähnliche Lieder von den Pisistrateern zusammengeschweißt worden sind. Beide Lieder lassen sich mit einigen Versetzungen und Aenderungen ohne große Mühe herausſondern; dieß im Einzelnen nachzuweisen, bleibt einer andern Gelegenheit vorbehalten. Hier muß es genügen, den Gang und Zusammenhang derselben im Allgemeinen anzugeben.

Im ersten Liede sendet Zeus den Traum, den Agamemnon zur Rüstung aufzufordern. Agamemnon beruft eine Volksversammlung, erzählt den Traum, und muntert die Völker zum Kampfe auf. Diese murren; Thersites leiht ihrer Unzufriedenheit Worte, wird aber von Odysseus bedroht und gezüchtigt, der nun als Vermittler einerseits die Griechen beim Agamemnon entschuldigt, andererseits auch diese zum Kampfe aufruft. Aber den Ausschlag gibt Nestor, der an der Griechen Versprechen und des Zeus' glückverheißenden Blitz erinnert. Daher wird er vorzugsweise von Agamemnon gelobt, der nochmals zur Einigkeit und Tapferkeit nachdrücklich auffordert. Darauf Mahl, Opfer, Rüstung und Ausmarsch.

Im zweiten Liede, welches nach schwerer Niederlage zu denken ist, fordert Agamemnon die versammelten Völker in vollem Ernste zur Heimkehr auf; sie gehorchen und rüsten zur Abfahrt; sie wäre geschehen, wenn nicht Here die Athene gesendet, diese den Odysseus begeistert hätte. Dieser bringt die Fliehenden zurück, und ermahnt sie zum Ausharren, indem er an das Wunderzeichen mit dem Drachen erinnert. Darauf beruhigen sich die Völker und sind zufrieden. Hieran konnte sich nun noch auf gleiche Weise Mahl, Rüstung und Auszug anschließen.

So hatten diese Lieder, selbst wenn wir sie uns möglichst selbstständig und in der Ausführung getrennt annehmen, viele gemeinsame Züge. In beiden beruft Agamemnon eine Volksversammlung; in beiden hält derselbe eine Rede; in beiden spricht, rettet, braucht den Scepter Odysseus; in beiden wird ein Zeichen von Zeus erwähnt; beide endigen mit Rüstung und Ausmarsch; beide schließen sich mit Gleichnissen; beide endlich haben manche ähnliche Uebergangs- und Schlußpunkte.

Daher konnten denn leicht beide Lieder wechselsweise Stücke aus einander aufnehmen, und so mag denn schon der Anfang einer Verschmelzung gemacht gewesen sein, als die Redaction der Pisistrateer eintrat. Diesen blieb nur die Wahl, entweder Eins ganz zu cassiren, oder beide

Digitized by Google

getrennt aufzunehmen, oder sie zu contaminiren. Das Erste unterließen sie aus Ehrfurcht vor dem als homerisch Ueberlieferten, das Zweite wegen der zu großen Aehnlichkeit und der Masse des Gemeinsamen; so blieb ihnen nur an das Dritte die letzte Hand anzulegen. Sie zogen die doppelten Reden des Agamemnon und des Odysseus, so gut es ging, zu Einer zusammen; schoben die Lieder in einander; und um noch besser das Widerstrebende zu einigen, setzten sie aus der Traumerzählung des Agamemnon und sonstigen Centonen den Rath der Greise (53—86) hinein, wozu in 404—8 eine entfernte Veranlassung lag. Daß dabei mancher Vers und manches Versstück weggeschnitten worden, ist sehr glaublich.

Ich habe mich bemüht, so klar als möglich meine Meinung über das zweite Buch der Ilias zu entwickeln. Gern werde ich mich eines Bessern belehren lassen, zufrieden, durch meinen Versuch wenigstens auf die Lachmannschen Forschungen hingewiesen zu haben, die noch nicht so bekannt und gewürdigt zu sein scheinen, als sie es verdienen. Und so hoffe ich denn dem Loose des Thersites zu entgehen, selbst wenn des Meisters Mund auch von mir sagen sollte: *ἔπεα φρεσὶν ᾗσιν ἄκοσμά τε πολλά τε ἤδη!*"

Da die vorgerückte Zeit keine längere Discussion mehr gestattete, so ersuchte der Vicepräsident den Prof. Lachmann, sich über die vorgetragene Ansicht wenigstens zu äußern. — Prof. Lachmann: Dies auf der Stelle zu thun, sei nicht so leicht. Er könne sich noch keine rechte Vorstellung davon machen, wie eigentlich das zweite Lied anfangen solle. — Dr. Köchly: Den Anfang des ersten Liedes schließe er mit Vs. 47; hier gehe Agamemnon in Person durch das Lager, die Griechen zu versammeln, und es stehe ihm Ossa, die Botin des Zeus, darin bei. Das zweite Lied beginne mit Vs. 48 — 52. Ueberhaupt habe er beide Lieder ganz genau bis ins kleinste Detail bestimmt und behalte sich vor, diesen Versuch genauer ausgearbeitet dem Herrn Prof. Lachmann vorzulegen. — Prof. Lachmann: In der Theorie habe er nichts gegen die Methode einzuwenden. Es falle nur auf, daß beide Lieder in der Ordnung der Begebenheiten und den auftretenden Personen einander so außerordentlich gleich seien. Dieß führe darauf anzunehmen, daß das eine Lied jünger und als Nachahmung oder Parodie des älteren gedichtet worden sei. Dann frage es sich noch, welches Lied das ältere sei. — Dr. Köchly gesteht, daß er daran noch nicht gedacht habe, gegen die Annahme selbst aber nichts einzuwenden wisse *).

Nach dieser Debatte erklärte der Vicepräsident die zweite öffentliche Sitzung für geschlossen.

---

*) Anmerkung des Redners, welche derselbe zu den Protokollen gegeben hat: „Die genauere Begründung ist in einem kleinen Schriftchen: „Zur Ilias", gegeben, welches demnächst erscheint. Doch will ich hier wenigstens in aller Kürze andeuten, wie ich mir die beiden Lieder zusammensetze: Erstes Lied: 1—47. 87—94. 55+109: *τοὺς ὄγε συγκαλέσας ἔπε' Ἀργείοισι μετηύδα.* 110. 56: *κέκλυτέ μευ· θεῖος* etc. 57—71. 116—129. 139. 382—87. 332 *σήμερον, εἰς ὅ κεν* etc. 142+144: *ὣς φάτο· κινήθη δ' ἀγορὴ φῆ κύματα μακρά.* 145—146. 211—38. 243—53. 257—78. 279+83: *ἔστη· ἐὔφρονέων δ' ἀγορήσατο καὶ μετέειπεν.* 284—285. 289—298. 331—359. 369—376. 379—381. 388. 452. 455—466. 469—479. Zweites Lied: 48—52. 95—115. 134—142. 147—163. 165—180. 182—193. 196—205. 207—210. 217+278: *ἄλλοι μέν ῥ' ἧστ'· ἀνὰ δ' ὁ πολίπορθος Ὀδυσσεύς.* 279—83. 299—330. 333—35. 453. *πᾶσι δ' ἄφαρ* etc. 454. Darauf konnte denn Rüstung und Ausmarsch auf gleiche Weise folgen. Statt der Gleichnisse des ersten Liedes etwa 780—85 467 u. 468. 480—83.

H. Köchly."

Digitized by Google

IV.

Protokoll

der

dritten öffentlichen Sitzung.

Darmstadt, den 4. October 1845.

Tagesordnung.

Gymnasiallehrer Dr. Schoedler aus Worms: Ueber das bildende Moment der Chemie für den Unterricht in Gymnasien.

Professor Dr. Doederlein aus Erlangen: Erklärung einiger schwierigen Homerischen Wörter.

Gymnasiallehrer Dr. Wagner aus Darmstadt: Ueber die Grenzen der Lehr- und Redefreiheit in Athen.

Die Schlußsitzung, welche Se. Großherzogl. Hoheit der Prinz Carl von Hessen mit Seiner hohen Gegenwart zu beehren geruhte, eröffnete der Vicepräsident mit dem Antrage, daß dem Verfasser der Adresse an A. Böckh der Dank der Versammlung ausgesprochen werden möchte, was auch sofort genehmigt wurde. — Hierauf las derselbe folgendes an das Präsidium gerichtete Schreiben des Präsidenten der pädagog. Section, des Seminar-Dir. Curtmann vor: „Die Section für Pädagogik, welche sich in der diesjährigen Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten gebildet hat, hat in ihrer gestrigen Nachmittagssitzung das Schicksal ihrer Eingabe vom 3. October in Betreff der Wegräumung der Formen bei der Einladung zu unseren allgemeinen Versammlungen, welche wahrscheinlich die Lehrer der Realschulen zu einer abgesonderten Versammlung in Meißen veranlaßt haben, nochmals in Berathung gezogen. Die gesammte pädagogische Section hat dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß die kurze Abweisung, welche ihr Antrag erfahren hat, nichts Anderes als die Folge eines Mißverständnisses gewesen sei, welches wohl daraus entsprungen sein dürfte, daß die hochverehrliche Versammlung nicht mit dem vollen und genauen Inhalte meines Schreibens bekannt geworden ist. Gleichwohl nimmt die pädagogische Section die erfolgte Entscheidung für eine vollendete Thatsache und verzichtet auf alle Weiterungen, welche an der anerkannt beschränkten Zeit der Versammlungen noch etwas weiter beschränken könnten; allein einen Antrag, welcher keiner Discussion bedarf, welcher durch einfache Abstimmung erledigt werden kann, folglich so gut als keine Zeit kostet, erlaubt sich die pädagogische Section noch heute zu stellen, den nämlich:

„daß es der hochverehrlichen Hauptversammlung gefallen möge, durch unmittelbare Abstimmung den Präsidenten der nächsten Versammlung zu Jena zu ermächtigen oder eigentlich nur zu veranlassen, in der Einladung zu dieser Versammlung der wissenschaftlich gebildeten Lehrer an den Realschulen als Miteingeladener ausdrücklich zu gedenken."

Digitized by Google

Indem ich mich des Auftrags, dem hochgeehrten Präsidium diesen Beschluß und Antrag der pädagogischen Section mitzutheilen, hierdurch entledige, habe ich die Ehre zu sein — eines hochgeehrten Präsidiums ergebenster Curtmann, als Präsident der pädagogischen Section. Darmstadt, den 4. October 1845." — Bei der hierauf erfolgenden einfachen Abstimmung erhoben sich nur drei der anwesenden Mitglieder — die Professoren Lachmann, Haupt und Caesar — gegen den Antrag.

Nun ging die Versammlung zur Tagesordnung über und **Dr. Schoedler** hielt den angezeigten Vortrag

über das bildende Moment der Chemie für den Unterricht in Gymnasien.

„Hochzuverehrende Herren! Indem ich Ihre gefällige Aufmerksamkeit anspreche, ist es meine Absicht das bildende Element darzustellen, welches die Chemie in den Unterricht der Gymnasien aufgenommen zu gewähren vermag. Dieser Gegenstand, ich fühle es lebhaft, ist so verschieden von dem seither Vorgetragenen oder noch zu Erwartenden, er entspricht als Stoff so wenig dem Namen einer Zusammenkunft von Philologen, daß ich es angemessen finde meine Berechtigung zur Einführung desselben nachzuweisen. Zunächst, m. H., bin ich dadurch ermuthigt, daß ich mich nicht allein an Sprachgelehrte wende, sondern zugleich auch an Männer, welche Erzieher, Heranbilder der Jugend, in möglichst freier, allseitiger und dennoch harmonischer Weise sind und sein sollen. Ich fühle aber eine zweifache Berechtigung meinen Gegenstand vor dieses Forum zu bringen, eine innere, weil ich die Naturwissenschaften überhaupt als ein wesentliches, bildendes Element betrachte und eine äußere, aus meiner Stellung als Gymnasiallehrer hervorgehende, nach welcher ich berufen bin, an jenem schönen Zwecke der Entwickelung des Geistes, als Lehrer der Naturwissenschaften und insbesondere der Chemie mitzuwirken. Ich gestehe jedoch, daß die Berechtigung allein für mich kein Grund gewesen wäre, einer so zahlreichen Versammlung ausgezeichneter Männer einen Theil der kostbaren Zeit zu rauben, die Jenen gehört, vor welchen der Ruf tiefer Forschung, ausgebreiteten Wissens und prüfender Erfahrung glorreich einhergeht. Aber, m. H., zu der Berechtigung gesellt sich noch mehr als eine besondere Veranlassung, welche mir die Pflicht auferlegt die im Bildungsfache mir angewiesene Stellung nicht allein in den gegebenen örtlichen Verhältnissen, sondern allgemein und vor dem Urtheil einer Versammlung ausgezeichneter Betheiligter geltend zu machen. Die nächste Aufforderung wollen Sie in dem hier vorliegenden Werkchen erblicken, welches einen Schulrath und Professor zum Verfasser hat und den Titel führt; „die Vorschule des akademischen Lebens und Studiums." Dieses Werkchen besteht in Briefen an einen Gymnasiasten, und verbreitet sich über den Bildungsgang eines jungen Mannes nach den verschiedensten Phasen. Man wird es begreiflich finden, daß ich zunächst begierig war zu sehen, in welcher Weise hier die Naturwissenschaften aufgefaßt und als Bildungsmittel dem Jüngling dargestellt und empfohlen seien. Sehen wir im Inhaltsverzeichnisse nach, so verbreitet sich zwar der Verfasser in seinen Briefen über Latein, Cicero, freie Ausarbeitungen, Horaz, Historie, Sophokles, neue Sprachen, Platon, Griechenthum, deutsche Literatur u. s. w. — allein vergeblich suchen wir nach der Ueberschrift „Naturwissenschaft" oder auch nur eines Zweiges derselben. M. H. — unter 47 Capiteln, welche die verschiedensten, das innere und äußere Leben eines heranzubildenden Menschen

Digitized by Google

berührende Momente besprechen, ist der Natur mit keiner Sylbe gedacht, der Natur, die an ihrem Busen die Menschheit erzieht, deren unendliches Reich nie versiegende Quellen, herrliche Anschauungen und Wahrheiten uns bietet. Nicht ein Fingerzeig weis't auf sie hin, gleichsam als ob der junge Mensch mit verbundenen Augen an seiner ältesten Freundin und Wohlthäterin vorbei geführt werden sollte, die keines Blickes würdigend, die ihn ewig mit liebendem Arme umschlingt. In der That ein Erröthen des Unwillens überfiel mich bei Gewahrung jenes gänzlichen Ignorirens einer so wichtigen Richtung der Thätigkeit des menschlichen Geistes, durch jene Ausschließung eines so mächtigen Gebietes der Wissenschaft. Ich fühlte dieses um so lebhafter, als ich nicht allein ein Schüler Liebigs bin, sondern auch das seltene Glück hatte, mehrere Jahre lang dessen Assistent zu sein, um zu sehen wie die ausgezeichnetsten Männer des In- und Auslandes den Musensitz dieses Landes aufsuchten um einem Manne, dessen einziger Lebenszweck die Erkennung der Natur ist, den Tribut ihrer Anerkennung und ihrer Bewunderung zu zollen. Dürfen wir es für möglich halten, daß in unseren Gymnasien sich eine Anekdote wiederhole, die man als vor dreißig Jahren geschehen, von Liebig erzählt, der beim Versetzen in eine obere Classe, in üblicher Weise, nach der Wahl seines Berufes gefragt, antwortete: „er wolle Chemiker werden", und hierauf eine derbe Zurechtweisung mit der Antwort erhielt: — „Dummer Junge, das ist ja gar nichts!" — —? Nein — m. H. — Sie alle nehmen den Wissenschaften gegenüber eine angemessenere Stellung ein, Sie alle werden die besondere Veranlassung anerkennen, die abgesehen von jenen naturfremden Briefen in meinem persönlichen Verhältnisse zum Verfasser der chemischen Briefe liegt, daß ich die Chemie und das in ihr liegende bildende Moment zum Gegenstande meines Vortrags nehme, die Chemie, die in neuester Zeit mehr als jede andere Wissenschaft strahlenden Ruhmes Glanz auf Deutschland geworfen hat und insbesondere auf die Stadt, welche sich glücklich schätzt, Sie m. H., in ihren Mauern versammelt zu sehen, denn diese Stadt ist zugleich der Geburtsort, die Wiege Liebigs. M. H. Indem ich nun aus den Naturwissenschaften vorzugsweise die Chemie aufgreife, indem ich den Versuch wage, die Vortheile nachzuweisen, die sie als Unterrichtsgegenstand unseren Gymnasien gewähren kann, sind es verschiedene Gesichtspunkte, unter welchen sie unserer Betrachtung würdig erscheint. Zunächst ist die Chemie wichtig als Wissenschaft an und für sich, und in ihren Beziehungen zu anderen Wissenschaften, namentlich zur Philosophie, sodann erscheint ihr Verhältniß zur Methode des Unterrichts von besonderem Interesse und bemerkenswerther Nützlichkeit. Nach Entwickelung dessen werde mir gestattet, meine Ansicht über die Vertretung und das Maaß derselben innerhalb der Gymnasien vor Ihnen auszusprechen.

Die Chemie als Wissenschaft ist die Wissenschaft der Qualität, wenn wir die Physik als Wissenschaft der Quantität bezeichnen. Wenn der Physiker stets nach Größen fragt, die Raum und Zeit der Erscheinungen bestimmen, wenn seine Fragen stets ein „wie groß, wie viel, wie lang" einschließen, so fragt der Chemiker vor Allem nach dem Inhalt, nach dem Stoff, nach der Art der Materie, mit welcher der Mensch beständig in mehr oder minder bedeutende Conflicte geräth. Der Physiker bestimmt die Höhe und das Gewicht der Atmosphäre, der Chemiker sagt uns welche Stoffe dieselbe enthält. Jene Fragen nach der Qualität der Dinge, sind so alt als das Denken des Menschen über seine Umgebung. Wir finden sie in den ältesten Versuchen der Denker aller Nationen das Wesen der Dinge und der Erscheinungen, ihren Ursprung und ihre Mannichfaltigkeit zu erklären, ja sie machen die Grundlage mehr als eines der alten und neuern philosophischen Lehrgebäude aus. Die Chemie war indessen ihres wissenschaftlichen Zweckes nicht

Digitized by Google

von jeher bewußt. Noch heutiges Tages schadet es ihrem Ansehen, daß sie lange der Verfolgung von Zwecken dienstbar war, die nichts weniger als rein wissenschaftlich zu nennen sind. So sehen wir vom 4. bis 16. Jahrhundert die Auffindung des Steines der Weisen, die Verwandlung der Metalle in Gold und Silber und vom 16. Jahrhundert an die Entdeckung der Essentia quinta einer Universalarznei, eines Elixirs zur Heilung aller Krankheiten, zur Verlängerung des Lebens als das Hauptziel aller Arbeiten und Untersuchungen der damaligen Chemiker oder vielmehr der Alchemisten. Erst von Mitte des 16. Jahrhunderts an tritt das bewußte Forschen nach Wahrheit, ein vorurtheilfreieres Aufsuchen und Feststellen von Thatsachen hervor, die alsbald der Chemie und ihren Vertretern eine ehrenvollere Stellung und Anerkennung verschafften. Wie wichtig die einfachsten aus zahllosen, mühsamen und vereinzelt oft höchst unbedeutend erscheinenden Beobachtungen hervorgehenden Wahrheiten sind, wird am meisten ins Auge fallen, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf einige derselben lenke. Wie verwirrend erscheint Vielen die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände um uns her, wie unbegreiflich der rastlose Wechsel, die Veränderung, das Verschwinden und Wiedererstehen derselben! Das Auge des Chemikers erblickt dagegen in jener Mannigfaltigkeit einfach nur die verschiedene Gruppirung einer geringen Anzahl von Elementarstoffen. Für ihn sind jene ewigen Veränderungen nur die Folgen einer nach bestimmten Gesetzen zwischen jenen Elementen waltenden Kraft, welche stets neue Verhältnisse und Gruppirungen hervorruft. Die Ausdrücke „ein Ding vergeht, es verwandelt sich, es entsteht u. s. w." erhalten für seine Anschauungsweise einen ganz besonderen vom gewöhnlichen sehr verschiedenen Sinn. Für ihn ist die ganze Erdmasse, mit ihren Meeren, mit ihrer Lufthülle und mit ihren Bewohnern ein großes Inventarium verschiedener Stoffe, von welchen im Laufe der Zeit auch nicht das geringste Theilchen, nicht ein Atom verloren oder vernichtet wird, und welches nicht durch das Hinzutreten von neuen Theilen vermehrt wird. Ist es nicht eine Wahrheit von hoher Bedeutung, welche uns die Gewißheit verleiht, daß die Meere niemals austrocknen werden, daß nicht einmal ein einziger Tropfen Wassers von unserem Erdball verschwinden kann. Verbrennen wir ganze Wälder, Millionen Centner von Kohlen, die nichts zurücklassen als eine Handvoll Asche, und deren Masse vor dem Auge verschwindet, in das Nichts aufgelöst, aus dem Bereiche des Seins gestrichen erscheint! Und dennoch verlieren wir nicht ein einziges Theilchen jener von der Flamme verzehrten Holz- oder Kohlenmasse. Die Stoffe woraus sie bestanden, bleiben vorhanden, sie haben ihre Gruppirung verändert, sie umgeben uns unsichtbar in Luft- und Dampfform. Ja sie kehren wieder in die Form von Pflanzen zurück und dasselbe Kohlentheilchen, welches soeben verbrannt wird, kann im nächsten Augenblicke schon wieder Bestandtheil einer Pflanze werden. Sie alle, m. H., kennen den Ausdruck: „man kann nicht von Luft und Wasser leben". Allerdings, in unmittelbarer Weise ist dieser Ausspruch vollkommen richtig; allein mittelbar sind Luft und Wasser die Magazine, aus welchen der Mensch den größten Theil seiner Nahrung schöpft. Die Pflanze ist es, die durch ihre Blätter und ihre Wurzelfasern jene Stoffe aus Luft und Wasser aufnimmt und sich selbst daraus gestaltend zu einem Magazine von Nahrungsmitteln für das Thier macht. Die Pflanze ist der unentbehrliche Vermittler zwischen der starren unorganischen Welt, und den belebten Bewohnern derselben. Das Thier würde verschmachten, wenn es unmittelbar an den kalten und starren Busen seiner großen Mutter gelegt würde. In der That gewinnen wir nicht durch die Chemie, die uns ein gegebenes Theilchen der Materie in allen seinen Metamorphosen verfolgen und wieder erkennen läßt, die bestimmtesten Begriffe über die meisten Lebenserscheinungen der Pflanzen und

Digitized by Google

der Thiere? So z. B. weist sie das unbegreifliche vereinzelte Auftreten mancher Pflanzen an bestimmten Orten aus gewissen Bestandtheilen des Bodens nach; so zeigt sie uns ferner, daß weder die Pflanze noch das Thier irgend einen Bestandtheil ihrer Masse selbst erzeugen, vielmehr, daß sie Alles von außen aufnehmen. Die interessante Frage über die generatio aequivoca, über die wunderbare Entstehung der mikroskopischen Organismen ist namentlich durch die Forschung des Chemikers gelöst worden. Genau weiß er die Bedingungen anzugeben, unter welchen jene niedrigsten Thiere sich entwickeln können, und die wunderlichen Erklärungen durch geheimnißvolle Zeugungskräfte verschwanden, seitdem die Chemie Licht in diese dunkle Region verbreitete. Indem wir so mit Hülfe dieser Wissenschaft eine Reihe der wichtigsten Fragen beantworten und zu den folgenreichsten Schlüssen und Anhaltspunkten gelangen, erblicken wir da nicht die Chemie in engster und nothwendigster Beziehung zur Philosophie, insofern diese ihre metaphysischen Untersuchungen der Natur zuwendet? Müssen wir nicht zugestehen, daß die Philosophie den Schlüssel des Verständnisses da von der Naturwissenschaft entlehnen muß, wo das reine Denken und die speculative Betrachtung zur Erkenntniß nicht ausreichen? Müssen wir nicht eine philosophische Gesammtanschauung der Natur begründen durch die Resultate ihrer Wissenschaft ebenso wie wir die Begründung der Philosophie des Geistes in der Geschichte der Menschheit suchen. Allerdings m. H. rüsten wir daher unsere Jugend, indem wir sie den philosophischen Anschauungen entgegenführen, zugleich mit den Erfahrungswissenschaften aus, und gewiß sie wird niemals die Welt aus luftigen Phantasmen erbauen, sie wird nicht wie Thales das All aus dem Wasser, oder wie Anaximenes aus der Luft, oder wie Heraklit aus dem Feuer hervorgehen lassen, oder mit Aristoteles die Mannigfaltigkeit der Dinge aus Feuer, Wasser, Luft und Erde erklären wollen. Auf einem festeren Grunde ruhend, wird die Philosophie viel weniger zu dialektischen Abspeisungen durch kecke Kunstausdrücke sich verleiten lassen, je allgemeiner es erkannt ist, wie weit die Wahrheit durch Forschung gefördert werden kann. Wie manche komische, aber auch wie manche traurige Verirrung mancher Philosophen wäre unmöglich gewesen, wenn ihre reich gestaltende Phantasie durch die Wissenschaften Kern und Schwerpunkt erhalten hätte. Aber anstatt klarer Vorstellungen geben uns die meisten Naturphilosophien mehr oder minder poetische oder geistreich ausgeführte Nebelbilder, manches Absurden nicht zu gedenken, das leider gerade in Deutschland so lange unter dem Namen der Naturphilosophie ausgeboten wurde. Erlauben Sie mir an einigen Beispielen nachzuweisen, wie insbesondere auch die Psychologie bedeutungsvolle Winke von dem Chemiker erhalten kann. Leicht mögen wir geneigt sein, die Mäßigkeit der Orientalen und Südländer denselben als Tugend anzurechnen, und andererseits die Bewohner der gemäßigten und nördlichen Zonen durch ihre Vorliebe zur reichlichen Fleischesnahrung und ihren Hang zu starken Getränken als sehr einer groben Sinnlichkeit ergeben zu betrachten, während der thrantrinkende Polarbewohner gar von einer thierischen Gefräßigkeit erscheint. Liebig zeigt uns in seiner geistreichen chemischen Physiologie, wie unrecht wir Allen thun, indem die Menge und Auswahl der Speisen eines Volkes durchaus nicht ein aus dem geistigen und sittlichen Zustande derselben hervorgegangenes ist, sondern in einem genauen und nothwendigen Verhältniß zur Temperatur und Feuchtigkeit seines Landes steht. Fürwahr der fleischessende und rhumtrinkende Engländer ist weniger blutgierig und phlegmatischer als der feurige Italiener, der von Orangen, Feigen und Limonaden lebt und den Wein nur mit Wasser vermischt genießt. Die Bewohner Deutschlands und Frankreichs stehen zwischen zwei Extremen in der Mitte, doch schließt sich der Deutsche in seinem Bedürfniß nach kernhafter Speise und unverfälschtem Rheinwein glücklicherweise mehr

Digitized by Google

dem Nordländer an. Nicht minder interessant ist es, unter dem Gesichtspunkte von Liebig's physiologischen Forschungen der Ursache des Untergangs der rothen Bevölkerung Nordamerika's nachzugehen. Inmitten ungeheurer Wälder, die Ueberfluß an jagdbarem Gethier und wenig Früchte boten, wurde in den frühesten Zeiten das Fleisch die nächste und einzige Nahrung jener rothen Söhne der Wildniß. Aus der Ernährungsgeschichte ergiebt sich aber, daß der ausschließliche Fleischesser einer Bodenfläche bedarf, die mehrere hundertmal so groß ist, als die dem Pflanzenesser genügende. Daher sehen wir denn jene geringzähligen Indianerstämme über ein ungeheures Jagdgebiet verbreitet. Daher mußte dieses bei Vermehrung ihrer Zahl ausgedehnt werden, und der hieraus folgende Krieg mit den Nachbarstämmen war kein Kampf der Principien wie unsere Europäischen, die endlich den Frieden gewähren und des Ueberwundenen schonen, nein es war ein gegenseitiger Vertilgungskrieg, es war das verzweifelte Ringen um das Stück blutigen Fleisches, das der Hurone mit seinen Zähnen zerreißt. So decimirten sich gegenseitig diese Indianer fortwährend und selbst die größten Stämme konnten der compakt wohnenden Bevölkerung der sich ansiedelnden Pflanzenesser nicht widerstehen. Ihre Jagdgebiete wurden mehr und mehr eingeengt, und weder Aufforderung noch Beispiel veranlaßte den Sohn der Wildniß zur Vertauschung des Wurfspeers mit dem Spaten und in wenig Jahren ist der Urbewohner Nordamerikas nur noch Gegenstand der Geschichte. Sie sehen, m. H., welche Blicke in die Natur, welche bedeutungsvolle Winke die Chemie über deren Einfluß auf den Menschen und seine Geschichte zu geben vermag, wie wir überall auf Wahrheiten stoßen, die allgemeiner geistiger Auffassung fähig sind, und wie alles einzelne Wissen sich zur Gesammtsumme wahrer Bildung sammelt. Wenn Deutschland stolz sein will auf seine Humboldt, Oken, Liebig so versäume es nicht in die Erziehung seiner gebildetsten Klasse die Keime zum Verständniß der Erfolge seiner erhabenen Forscher zu legen, damit wir die besten unseres Volkes nicht anstaunen, sondern sie verstehen und verehren. Wenn aber Wissenschaften, wie Chemie und Physik, uns so viele, so allgemeine Wahrheiten bringen, tragen sie da nicht zu wahrer Befreiung des Geistes, zur Aufklärung, zur Entfernung der groben sinnlichen Täuschung und des daraus folgenden Aberglaubens kräftig und mächtig bei? M. H. vergessen wir nie, wie alle Bildung, alle Philosophie der Vergangenheit, ja das Gottgesendete Christenthum selbst nicht verhinderten, daß Hexen gefoltert und Zauberer verbrannt wurden, daß der große Keppler seine der Hexerei beschuldigte Mutter nur der Flamme entriß, indem er nachwies, daß ihr die wahren Erfordernisse einer Hexe abgingen. Wenn Aberglauben, Charlatanismus, Goldmacher und Schatzgräber, Zauberer, Hexen und Teufelsbeschwörer und die ganze Reihe der finsteren Ausgeburten der Unwissenheit über die uns umgebende Natur verschwunden sind, so gebührt wohl den Forschern, die uns über diese Natur aufklärten, nicht minder die Siegespalme als jenen Denkern, welche die Freiheit des Geistes errangen.

So glaube ich denn, m. H., die Chemie in ihrer Bedeutung als Wissenschaft und in ihrem Verhältniß zur Philosophie hinreichend beleuchtet zu haben und ich gehe daher zu dem bildenden Moment über, das in der Methode des chemischen Unterrichtes gleichwie in dem der übrigen Zweige der Naturwissenschaft liegt. Denn wenn wir überhaupt die Methode der neueren Naturforschung als das bewußte Streben nach Wahrheit auf dem kürzesten Weg und unter Anwendung der zweckdienlichsten Hülfsmittel bezeichnen können, so finden wir das Princip der Zweckmäßigkeit übergegangen sowohl in die Apparate, Werkzeuge und Instrumente als auch in die Darstellungsweise und in die Literatur der neueren Schule. Während das Studium der

Digitized by Google

Sprachen, der Philosophie und der Aesthetik vorzugsweise die Vermögen der Abstraction, der speculativen Betrachtung, der reflectirenden Kritik anregen und beleben, während sie in der Darstellung ganz besonders auf die Entwickelung jener inneren Momente hinarbeiten, und dabei die Schönheit als Hauptziel dem Sprechenden und Schreibenden vorschwebt, ist der Naturforscher in allen seinen Darstellungen mit Momenten beschäftigt, die außerhalb seiner Individualität gegeben sind, und ihm erscheint durchweg die Zweckmäßigkeit als das erste und wesentliche. Daher denn die Wichtigkeit des Betreibens der Naturwissenschaft als Ergänzung der übrigen Bildungsmittel. Daher denn die harmonische Ausgleichung zweier, im Menschen liegenden Richtungen, der subjectiv-dichtenden, producirenden und der objectiv-betrachtenden, beschreibenden. Daher die Herstellung eines dem höheren Geschmacke allein entsprechenden Gleichgewichts zwischen den Anforderungen der Rhetorik und der Zweckmäßigkeit in der Darstellung. Niemals wird der Naturforscher von seinem Gegenstande in Versuchung geführt, ins Ueberschwengliche, in die Phraseologie, in die Uebertreibung zu verfallen, denn die Natur in allen Phasen ihrer Erscheinungen ist Maaß, Regel und Gesetzmäßigkeit. Die Chemie, die so viele Stoffe mit ihren Eigenschaften, ihren Metamorphosen und ihrer Anwendung uns vorführt, die auf tausend Mittel und Wege hindeutet, wie zufällige Beobachtungen benutzt, unbedeutende Erscheinungen als Quellen wichtiger Entdeckungen sich ergeben können, und welche oft im Falle ist, weitläufige und verwickelte Operationen, künstliche und komplicirte Apparate mit wenig Worten und dennoch höchst bestimmt bezeichnen zu müssen, ist daher vorzüglich geeignet, unsere Fähigkeit in der schnellen und richtigen Auffassung äußerer Erscheinungen und in der scharfen und gedrängten Beschreibung zu üben. In der That, m. H., ich habe Primaner angetroffen, die mit vieler Gewandtheit sich über die Dichter der Alten, über ihre Philosophen, Staatsmänner und Helden zu verbreiten wußten, denen es aber unmöglich war, die gewöhnlichsten concreten Erscheinungen des Lebens, die einfachsten Erzeugnisse der Kunst und Natur mit einfachen Worten klar und bestimmt darzustellen. Ich habe von Verwaltungsbeamten die lebhaftesten Klagen über die Berichte gehört, welche dieselben in dienstlichen Verhältnissen von Männern erhielten, welche der klassischen Bildung durchaus nicht ermangelten. Wodurch, frage ich, erscheint uns Göthe in seinen Schilderungen und Darstellungen so wahr, so einfach und namentlich so voller Ruhe und Harmonie? Sicher sind diese Vorzüge das Ergebniß seines Bildungsweges, seines steten Verkehrs mit dem Leben und seinen Erscheinungen, zu welchen die Naturwissenschaften eben so viele Schlüssel und Wegweiser sind, und daß die Chemie nicht am wenigsten Antheil an Göthe's objectivirender Beschaulichkeit hatte, dieß beweisen uns seine Wahlverwandtschaften. Nur andeuten will ich, bei Erwähnung dieses Beispiels, welchen Reichthum von Begriffen, Vorstellungen die Chemie dem Dichter verleiht, die sich als Bilder und Gleichnisse in seine poetischen Conceptionen eindrängen und ihnen Stoff und Unterlagen verleihen. Wohlthuend wirkt aber selbst in physischer Beziehung ein angemessener Wechsel in der Beschäftigung des jugendlichen Geistes. Erschöpft durch die Abstraktionen, durch das feine Distinguiren in Sprache und Wendung, unfähig in diesem Gebiete weiter zu entwickeln und Neues aufzunehmen, bietet ihm die sinnliche Erscheinung eine Erholung, eine Frische, gleichwie die Bewegung im Gebirglande verschiedene Muskeln anstrengend, weniger ermüdet, als die gleichförmige Bewegung in der Ebene. Nichts lähmt und erschlafft die jugendliche Schwungkraft des Geistes mehr, als Ueberreizung, wie denn das physische Auge durch den beständigen Anblick ein und derselben Farbe für diese endlich unempfindlich wird und durch eine eigenthümliche Contrastwirkung die entgegengesetzte hervorgerufen wird. Daher betrachte

Digitized by Google

ich denn die Aufnahme der Chemie in unseren Unterricht nicht als den Zuwachs einer neuen Bürde, sondern als das ausgleichende Moment dem übrigen Lehrstoff gegenüber.

Darf ich nun, m. H., mich dem Glauben hingeben, in Ihnen die Ueberzeugung befestigt zu haben, daß die Chemie in den Gymnasien nicht als ein fremdartiger, mit den übrigen Bildungselementen in keinem geistigen Nexus zu bringender Eindringling sei, sondern daß sie berechtigt neben anderen Keimen des Wissens in jenen Boden verpflanzt werde, aus dem wir das Emporwachsen unserer herrlichsten Blüthen und Früchten erwarten. Wohlan denn, wäre diese meine Absicht erreicht, so bliebe mir jetzt nur noch die Pflicht Ihnen über das Wie, nemlich über das Maaß, in welchem die Chemie zuzulassen sei und über die Vertretung derselben durch den Lehrenden nicht nur meine Ansichten sondern auch meine Erfahrungen mitzutheilen. Verständigen wir uns zunächst über einiges Allgemeine. Offenbar, m. H., kann es eben so wenig die Absicht des Naturforschers sein, aus den Gymnasien vollendete Chemiker hervorgehen zu sehen, als der Philolog daran denken darf, in den Abiturienten vollendete Sprachkenner zu entlassen. Wir alle legen mehr oder weniger nur ein materielles Fundament, auf welchem Hochschule und Leben weiter bauen und entwickeln. Aber unsere Grundlage muß fest und sicher sein, damit die ganze spätere Existenz darauf begründet, damit nicht allein der enge nächste Beruf sondern damit auch das ganze weite Leben daran anknüpfen, daran sich halten möge. Wie sehr es aber häufig den jungen Männern an allem Naturwissenschaftlichen fehlt, an welchem die Universität anknüpfen soll, daran hatte ich sattsam Gelegenheit mich während der Zeit zu versichern, wo ich Assistent bei Liebig war. M. H. Man muß wie ich die Verzweiflung gesehen haben, welche die angehenden Mediciner, Forstleute, Cameralisten in den naturwissenschaftlichen Collegien, besonders in der Chemie befällt, wo Stoff, Name, Darstellungs- und Anschauungsweise, Alles neu, Alles fremd und daher meist verwirrend und entmuthigend ist und wo in der Regel nur zwei Wege eingeschlagen werden, von den Fleißigen und Gewissenhaften — ein nochmaliges Hören des Cursus — von den Trägen, die Vernachlässigung eines Faches, dessen Mangel sie später an aller höheren Entwickelung hindert. Bilden wir also auf unseren Gymnasien keine Chemiker, aber geben wir die wissenschaftliche Grundlage, die Kenntniß der wichtigsten Stoffe und Erscheinungen, der Namen und Begriffe die auch demjenigen, der darau nicht weiter aubaut, wichtige und werthvolle Vorstellungen fürs ganze Leben gewähren. Ist dieses aber möglich? Würden Hellas und Latium nicht in ihren Rechten verkümmert, in ihrer Zeit beschränkt, in ihrer Bewegung gehindert, da bei folgerechter Ausführung, das für die Chemie eingeräumte, auch für alle übrigen Naturwissenschaften geltend gemacht werden kann, so daß Zoologie, Botanik, Mineralogie, Chemie und Physik hereinbrechen und sich ausbreiten. Werden die Klagen über die Masse der Lehrstoffe, über die Menge der schriftlichen Arbeiten nicht vermehrt werden. Keineswegs! Man räume den Naturwissenschaften wöchentlich 2 Lehrstunden ein, dieß ist alles, was ich für sie verlange. Ein Gymnasium habe in 6 oder 8 Klassen einen vollständigen Cursus von 8 Jahren, so läßt sich in den unteren und mittleren Klassen mit Zoologie und Botanik beginnend und in den obersten mit Physik und Chemie abschließend, ohne die geringste Beeinträchtigung der übrigen Lehrfächer die Gesammtnaturwissenschaft elementarisch entwickeln, und in ihren Hauptumrissen darstellen und befestigen. Häusliche Arbeiten sind vollkommen zu vermeiden. Alles Material werde in der Lehrstunde selbst gegeben und da auch verarbeitet. Nur Eins ist noch wichtig! Gerade neben Schülern, welche klassische Studien treiben, lege man niemals den naturwissenschaftlichen Unterricht in Hände

Digitized by Google

eines Mannes, der die Naturwissenschaften nicht selbst wissenschaftlich durchdrungen hat, der nicht im Stande ist, dieselben von höheren und allgemeinen Gesichtspunkten aufzufassen und wieder zu geben. Jedes große Gymnasium wird zweckmäßig zwei Lehrer verwenden können, von welchen der eine etwa höhere Mathematik, Physik und Chemie, der andere die naturgeschichtlichen Fächer vertritt, während an kleineren Anstalten Ein Lehrer das ganze Gebiet übernehmen kann. Aber diese Lehrer müssen wissenschaftlich für ihre Fächer gebildet, sie dürfen nicht unsichere Dilettanten mit beschränktem Gesichtskreise oder gar in diese Fächer hineingestreckt worden sein, weil sie eben sonst nicht verwendbar sind. Dann freilich, m. H., bekommen wir anstatt der Wissenschaft die geistlose Form und Aeußerlichkeit und während uns Botanik und Zoologie lehren sollen, die Pflanzen und das Thier zu verstehen, lehren sie kaum den Namen desselben. In solchen Händen müßte freilich die Wissenschaft, welche nur im Zählen der Staubfäden, Zähne und Klauen bestände, denen verächtlich erscheinen, die ihre geistige Nahrung von den Göttertischen der Olympier zu holen gewöhnt sind.

So bleibt mir denn zum Schlusse nur noch übrig auf eine herrliche Trias deutscher Dichter hinzuweisen, bei welcher ein geistiges Durchdringen der Natur aus jedem ihrer Werke uns entgegen weht, welche Dichter und Forscher, Denker und Beobachter zugleich waren, nämlich Göthe, Jean Paul und Chamisso. In diesen finden wir bestätigt, daß gleichwie nach der Meinung der Alten dem Menschen mit jeder neuen Sprache eine neue Seele entsteht, so mit jeder Naturwissenschaft ein neuer Sinn ihm erwächst, und verständlich werden uns nun Göthes Worte: „So spricht die Natur zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; — so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen — dem Aufmerksamen bleibt sie nirgends todt noch stumm!“

Nach Beendigung dieses Vortrags und ehe eine Discussion über denselben eröffnet werden konnte, bestieg Geh. Rath Creuzer die Rednerbühne und richtete folgende Ansprache an die Versammlung:

„Durchlauchtigster Prinz, hochverehrte Versammlung! Ich glaube nicht ganz unberechtigt zu sein, weil ich in dieser Versammlung der Senior bin, ein Bedürfniß meines Herzens und den Wunsch aller hier Versammelten zu befriedigen, indem ich vor dem Schlusse und vor meiner eignen Abreise ein Wort des Dankes ausspreche in unser Aller Namen: vor Allem dem erhabenen, die intelligente Wissenschaft liebenden Fürsten, der die personificirte Güte ist und der unserer Versammlung so viele Beweise seiner Achtung für die Wissenschaft und seiner höchsten Güte gegeben. Er repräsentirt auf würdige Weise in seiner Person und in seiner Regierung das Vorbild seines erhabenen Vaters, während dessen Regierung ich in meinen jüngern Jahren, durch die Bande der Verwandtschaft gefesselt, oft in Darmstadt lebte, wo ich die schönsten Tage meines Lebens zugebracht habe. Diesen erhabenen Vater, dessen Persönlichkeit wir im Leben so oft bewunderten, und dessen Standbild wir auf der Rheinstraße auf einer schönen Säule nach alter Römerart aufgestellt sehen, hat Er sich zum Vorbild genommen. Dieser war nicht allein Freund der Künste und Wissenschaften, sondern ein wahrer Kenner derselben; was vielleicht ich allein weiß, da ich es während meines Verweilens in Holland erfuhr; er hat die Vorlesungen des Ruhnkenius mit Eifer besucht.

Zur Regierung gelangt, hat er durch seine Intelligenz bewirkt, daß diese Stadt eigentlich erst eine Stadt wurde; denn wer Darmstadt vor seiner Regierung kannte und es nach Jahrzehenden wieder sah, fand es so verändert, daß es kaum wieder zu erkennen war. Es ist eine

Digitized by Google

der schönsten Städte Deutschlands geworden. Er hat es aber auch zur Metropole der Künste und Wissenschaften gemacht. Wenn Umgang mit gelehrten Männern und mit Künstlern aller Art das Leben in einer Stadt zu heben und zu veredeln vermag, so ist dieß Sein Verdienst.

Die Fürsten dieses Landes nennen sich bei Rhein; Sein Standbild steht auf der Rheinstraße; wie dem Vater Rhein bei seinem Anblick schon Aller Herzen entgegen lachen, und wie er Segen durch das ganze Land verbreitet, so scheinen sich die Fürsten des Landes zum Grundsatze gemacht zu haben, mit Gutmüthigkeit und Intelligenz Aller Herzen sich zuzuwenden. Ich kann mir nicht versagen, da ich in den Waldungen der Stadt umhergefahren bin, es auszusprechen, daß der Erbgroßherzog durch Pflege und Verschönerung der sonst dürren und einförmigen Wälder dieses Landes aus der hiesigen Gegend ein wahres Paradies geschaffen hat.

Aber auch die Stadt, die Obrigkeiten haben sich sehr munificent bewiesen; und ich danke ihnen um so mehr dafür, als sie in einer ungründlichen, Alles verseichtenden Zeit so viel Theilnahme an unserer Versammlung an den Tag gelegt haben.

Zuletzt muß ich meinen Dank aussprechen den Mitgliedern des Comité's, welche viele Arbeit gehabt, aber auch mit feinem Sinn, mit sicherem Takt und wahrer Eleganz so Vieles vorbereitet haben, was wir nur zu empfangen und zu genießen hatten. Der erste Präsident, einer der besten Philologen, hat mich gestern Abend mit einem Schreiben beehrt, was ich im Namen der Versammlung angenommen. Der zweite Präsident ist nicht allein ein tüchtiger Gelehrter, und ich bin stolz darauf ihn meinen Schüler zu nennen, sondern auch ein gewandter Geschäftsmann, wie er durch die Leitung unserer Verhandlungen bewiesen. Haben Sie Nachsicht mit meiner Schwatzhaftigkeit, und hiermit will ich Abschied von Ihnen nehmen, nicht wissend, ob ich je, ob ich oftmals wieder in diese Stadt zurückkehren werde."

Der Vicepräsident dankte dem Redner im Namen der Versammlung, daß er den Gefühlen Aller Worte geliehen habe.

In der hierauf eröffneten Discussion über Dr. Schoedler's Vortrag sprach zuerst Archiv-Director Friedemann: Er bitte um Nachsicht, wenn er sich über die behandelten Gegenstände einige Bemerkungen erlaube Aber weil man den Philologen oft den Vorwurf gemacht habe, daß sie im Gymnasial-Unterrichte wenig oder kein Interesse für die sogenannten Realien, besonders für Naturwissenschaften, bewiesen; so glaube er, es sei gerade hier am Orte, sich darüber auszusprechen, wenn anders die Philologen stricter Observanz ihn noch als einen der Ihrigen anerkennen und nicht für einen Ueberläufer erklären wollten. Begriff und Ausdehnung eines Gymnasiums und seiner Unterrichtsgegenstände sei von jeher, bis auf unsere Tage, so verschieden gefaßt worden, daß darüber noch nichts Normales feststehe, in keinem Lande, sondern die alten Grenzstreitigkeiten der Oberklasse mit den Universitäten fortdauerten, wozu sich jetzt neue mit den Reallehranstalten gesellt hätten. — Dr. Schoedler verlange für die gesammten Naturwissenschaften (Naturbeschreibung oder Naturgeschichte, Physik und Chemie) nur zwei wöchentliche Lehrstunden durch alle Klassen; dieß sei das Minimum von Zeitaufwand, das man bisher wohl vielfach überschritten, aber kaum irgendwo beschränkt habe. — Ob Chemie unter die Lehrgegenstände aufzunehmen sei, entscheide sich von selbst durch einen klaren Syllogismus. Wenn man nämlich Physik zulasse, welche noch Niemand daraus entfernt habe, so wenig als die Mathematik; so folge die Chemie darum, weil es eigentlich gar keinen Unterschied zwischen Chemie und Physik gebe, und Niemand sagen könne, wo, selbst in der Natur, die eine aufhöre und die andere beginne; ohnedieß seien schon zur Mineralogie, die doch in Schulen unan-

Digitized by Google

gefochten gelehrt werde, chemische Vorkenntnisse erforderlich. Die Verantwortlichkeit für den paradox scheinenden Satz möge und werde Alexander von Humboldt gern selbst übernehmen, der ihn kürzlich in seiner neusten Schrift (Kosmos) *), dem Resultate eines fünfzigjährigen Forschens, unumwunden ausgesprochen habe. — Physik sei bei den Griechen und Römern in den Schulen gelehrt worden, und Realien würden auf allen Schulen der Welt ewig gelehrt werden müssen. Freilich seien dieselben das Mittelalter hindurch und noch später nicht gesondert, sondern aus, in und mit den Autoren eng verknüpft vorgetragen worden, was in neuerer Zeit, bei ihrem durchaus veränderten Wesen und Umfang, von selbst habe wegfallen müssen. — Betrachte man den Gegenstand näher, so zeige sich überhaupt, daß der Streit zwischen Humanismus und Realismus von Gott selbst bereits entschieden sei. Das ganze menschliche Wissen und Erkennen habe zwei unveränderliche Pole, Natur und Geist, und was Gott von Ewigkeit zusammen gefügt habe, das solle, das könne der Mensch nicht scheiden, ohne sein eigenes, innerstes Wesen aufzugeben. Weltkunde und Menschenkunde gehörten demnach zusammen, sie seien die Angeln des ganzen Gymnasial-Unterrichtes, und bildeten ein einiges untheilbares Ganzes. Es komme nur auf die Auswahl und Folge der einzelnen Gegenstände an, nach Quantität und Qualität, welche in verschiedenen Lehranstalten, nach ihrer Tendenz, hervorgehoben und behandelt werden müßten. Ohne Realien z. B., d. h. ohne geographische, historische und physikalische Grundbegriffe, könnte in Unterklassen kein Capitel des Nepos wahrhaft erklärt und verstanden **) werden, und in Oberklassen seien zum Verständniß von Cicero und Sophokles eine Menge von Realien der alten und neuen Welt erforderlich. Denn das Verstehen der alten Autoren, an sich oder auch nur in Gymnasien, auf ein bloßes Wiedergeben von Worten und Phrasen in einer anderen Sprache oder auf eine sogenannte grammatisch-kritische Analyse zu beschränken, werde Niemand wagen wollen in dieser Versammlung, wo so viele Repräsentanten, nicht nur der unzertrennlichen Verbal- und Real-Wissenschaft ***) des klassischen Alterthumes, sondern sogar der vereinigten, antiken und modernen, altklassischen und deutschen Philologie †) säßen, und wo namentlich zwei Erzpriester der griechisch-römischen Real-Studien, durch einstimmige Beschlüsse, als Zierden und Muster der deutschen Philologen öffentlich begrüßt und verehrt worden seien. ††)

Ueberhaupt werde die Furcht der Philologen, daß in die Gymnasien fremdartige Lehrstoffe zugelassen und die klassische Bildung geschwächt oder durch Mannichfaltigkeit der jugendliche Geist überladen würde, augenblicklich schwinden, wenn neben anderen nothwendigen Einrichtungen (z. B. durchaus einjährigen Klassen-Cursen, gehörig geminderte Schülerzahl und dergl.), alle Lehrer ohne Unterschied das Wissensnöthige vom Wissenswürdigen überall sonderten, wenn sie auf feste Einprägung der Hauptdata und der Grundwahrheiten sähen, alles erdrückende und verwirrende Detail dagegen ganz fern hielten oder wenigstens ruhig schwinden ließen, und wenn

*) Bd. 1 S. 56. „Man unterscheidet, wie es der alte Sprachgebrauch thut, Naturlehre (Physik), die allgemeine Betrachtung der Materie, der Kräfte und der Bewegung von der Chemie, der Betrachtung der verschiedenen Natur der Stoffe, ihrer stöchiologischen Heterogeneität, ihrer Verbindungen und Mischungsveränderungen, nach eigenen, nicht durch bloße Massenverhältnisse, erklärbaren Ziehstoffen; aber, nach tieferen Natureinsichten, wird dieß einst nicht mehr erlaubt sein." Vgl. des Vfs. Paränesen Bd. 2. S. 435. Aufl. 2. v. J. 1845

**) Vergl. des Verfs. Vorrede zur 3. Aufl. seiner kleinen Ciceronischen Chrestomathie. Lehrg. 1845.

***) Fritzsche, Hermann, Walz Zumpt und Andere.

†) Lachmann und Mor. Haupt. ††) Creuzer und Böckh.

Digitized by Google

bei der akademischen Maturitäts-Prüfung der schädliche Irrthum aufgegeben würde, daß man, statt naturgemäß, wie bei allen Classenversetzungen, an den zunächst beendeten Jahrescursus sich zu halten, die übermäßige Forderung an die Schüler stelle, die Substanz des ganzen, viele Jahre hindurch an ihnen vorbeigegangenen, Unterrichts-Materials mit allen Einzelheiten im Gedächtnisse sofort präsent zu haben. Endlich sei es nothwendig, daß an Gymnasien nur einerlei Lehrer unterrichteten, und daß selbst für die Naturwissenschaften nur Lehrer mit klassischer Bildung zugelassen würden, um die Einheit des Zweckes in jedem Theile zu sichern. Dann werde es eine Unmöglichkeit sein, wie der Fall im vorigen Jahrzehnd sich ereignet habe, daß zehn Lehrer eines Gymnasiums vierzehn Tage lang ernstliche Conferenzen über Wahl und Eintheilung ihrer Lehrfächer halten, und daß das Resultat der langen Berathung ein leeres Papier ist.

Es seien zwar, neben den alten Gymnasien, jetzt auch Real-Gymnasien erstanden, so daß, wenigstens in Deutschland (denn anderwärts gebe es andere Benennungen), den Philologen sogar der alte Ehrenname geraubt und auf ein fremdes Feld übergetragen erscheinen könne. Indessen Wörter bezeichneten nur den Begriff, und könnten ihn nicht erschöpfen. Wolle man die specifische Differenz genauer angeben, so könne man die alten Gymnasien Formal-Gymnasien nennen, aber, wie groß auch die Bedeutung der Form sei, was die Philosophen am besten wüßten, so müsse doch auch formale Bildung nothwendig ein reales Substrat haben, worauf sie basire, indem Bildung *) nur durch Bildungsstoffe bewirkt werden könne, und der materielle Zeitgeist pflege gerade mit dem formalen ganz andere Begriffe, der Leerheit und dergleichen, zu verbinden. Wolle man Gelehrte Gymnasien sagen, wie man wohl Gelehrte oder Gelehrten-Schulen spreche (der alte einseitige Namen lateinische Schulen sei, mindestens in Deutschland, jetzt mit Recht meist abgekommen); so sei der Vorwurf der Anmaaßung zu fürchten, wenn auch gerade die alten Gymnasien, nach ihrer unabänderlichen Tendenz, die eigentlichen Pflanzstätten der Gelehrsamkeit im ächtesten Sinne sein und bleiben müßten. Philologische Gymnasien zu sagen könne unstatthaft erscheinen, da überhaupt die Philologie sich mehrfach verzweigt und getheilt habe, so daß, neben der griechischen und römischen, auch eine orientalische, indische und semitische, eine deutsche, eine romanische und eine slavische Philologie schon jetzt mit Recht sich geltend **) mache. Man habe es versucht, die Benennung Ideal-Gymnasien ***) in Gang zu bringen, aber fast scheine die alte einfache Benennung ohne Zusatz die räthlichste. Denn Gymnasien bezeichneten dann Uebungs- und Bildungs-Anstalten, nicht nur für den Geist, sondern auch für den Körper, nicht nur für den Verstand, sondern auch für das Gemüth, nicht bloß für Verbalien, sondern auch für Realien, nicht bloß für ideelle, sondern auch für reelle Zwecke, so daß der ganze Mensch durch und durch und ungetheilt gebildet werde, und zwar zum Höchsten, was auf Erden möglich sei, zur wahrhaften und edelsten Humanität.

---

*) Vergl. des Verfs. Aufsatz „über formale und reale Bildung in Gymnasien" in Nr. 8 der Gymnasial-Zeitung, einem Beiblatte der Darmstädter Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft, v. J. 1842.

**) Vergl. des Verfs. Paränesen Bd. 6. S 6. ff. und Elze über Philologie als System. Dessau, 1845.

***) Vergl. des Verfs. Abhandlung „über Auswahl der Lehrgegenstände für Ideal- und Real-Gymnasien", einen Abschnitt aus seinem ausführlichen amtlichen Gutachten über die neue Gymnasial-Organisation des Herzogthumes Nassau, in Mager's pädagog. Revue von 1844, Oct., nebst dessen vorläufiger Erklärung „über den provisorischen Gymnasial-Lehrplan" ebendas. 1844. Decemb. S. 412 — 418.

Digitized by Google

Namen seien freilich nicht ganz gleichgültig, wie bei unseren überrheinischen Nachbarn das Beispiel vorliege. Dort sei Pädagogik nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach, zur Zeit noch unbekannt. Das Dictionnaire de l'académie kenne, selbst in seiner allerneuesten Ausgabe, nur das Wort pédagogie, und pédagogique zu sagen, werde, selbst von gebildeten Franzosen, noch als Sprachfehler betrachtet. Erst Cousin und St. Marc-Girardin hätten, in ihren gedruckten amtlichen Reiseberichten über den Zustand der deutschen Gymnasial- und Real-Lehranstalten, fast verstohlen das Wort *) gebraucht, obwohl der Unterschied klar einleuchte, und vor einer Versammlung von Philologen und Schulmännern nicht erst auseinander gesetzt werden dürfe, wie παιδαγωγία von παιδαγωγικὴ τέχνη gründlichst in der Bedeutung abweiche. Der brave Elsässer Professor Fritz sei der erste gewesen, welcher es gewagt habe, auf dem Titel einer, auch in Deutschland bemerkenswerthen, französischen Druckschrift **) das Wort pédagogique unbedenklich zu gebrauchen.

Wie aber die Real-Gymnasien bereits eingesehen hätten, daß das bloße, wohl gar mechanische, Tradiren von allerlei Realkenntnissen, selbst für ihre Zwecke, nicht ausreiche, und daß sie auch ethische und ideale Elemente beigeben müßten, um, als geistige Bildungsanstalten, sich mit einiger Berechtigung neben die bisherigen Gymnasien stellen zu können; so verspreche dieß, bei dem Wettlaufe nach benachbarten Zielen, eine wünschenswerthe Einigung und Ausgleichung der streitenden Parteien für die nahe Zukunft. Selbst die bei der dießjährigen Versammlung eingeführten förmlichen pädagogischen Sectionen und die darin behandelten Gegenstände gewährten die Gewißheit, daß die Philologen stricter Observanz nicht Ursache zu der Befürchtung hätten, durch die Aufnahme der Lehrer von Realschulen möchte der ursprüngliche Zweck dieser Versammlungen gestört oder verrückt werden. Denn wie die Philologie vielgestaltig sein, aber doch überall den reichen Inhalt des λόγος darlegen wolle und müsse, was der verehrliche Präsident der dießjährigen Versammlung in seiner Eröffnungsrede näher nachgewiesen habe; so hätten auch die Schulmänner, gleichviel, ob in Gymnasien oder Realschulen lehrend, Humanitäts-Bildung zum gemeinsamen Zwecke, und die Versammlung sei, vom ersten Augenblicke ihrer Stiftung durch alle Jahrescurse hindurch, ohne irgend eine exclusive Nebenbeziehung ganz genau im Allgemeinen und Besonderen eine „Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner" genannt worden und der That nach gewesen ***).

Professor Forchhammer bemerkte darauf: Es handle sich hier nicht um Humanität und Realismus, sondern um die Frage, ob die Schulen mehr das Begreifen, als das Lernen fördern sollten. Früher habe man letzteres als die eigentliche Aufgabe angesehen, heute werde das Lernen verabsäumt, um des Verstehens und Begreifens willen. Man gebe den Schülern nicht die Erscheinung, das Factum, sondern bemühe sich ihnen gleich die Gründe davon darzulegen. So schön dies klinge, so greife man doch dadurch nicht bloß den höheren Lehranstalten vor, sondern verkümmere auch das eigentliche Resultat der Schulbildung. Ein Beispiel davon liefere die

*) Vergl. des Verfs. Paränesen Bd. 4. S. 59 ff.

**) Esquisse d'un système complet d'instruction et d'éducation et de leur histoire avec indication des principaux ouvrages qui ont paru sur les différentes branches de la pédagogique, surtout en Allemagne. Par Theod. Fritz, Prof. semin. protest. et à la faculté de theol. Strassb. chez Schmidt et Grucker. 1841 T. I. II. III. Vergl. die Anzeige des Sprechers in Mager's päd. Revue v. 1845. Febr. S. 148 — 150.

***) Der verehrl. Redner übernahm selbst die Mühe seine Bemerkungen zu redigiren und mit den betreffenden Citaten zu versehen. Anm. d. Herr.

Digitized by Google

lateinische Sprache, deren Kenntniß bei der studirenden Jugend viel geringer sei, seitdem die lateinische Grammatik schon in den Schulen mehr und mehr philosophisch gelehrt und die Regeln nicht von Beispielen abstrahirt, sondern nach einer inneren Nothwendigkeit deducirt würden. Diese Geheimlehre der Grammatik, welche einen schon vorhandenen reichen Stoff voraussetze, schade bei der Jugend doppelt, indem sie theils von der Gewinnung des Stoffes abhalte, theils die jungen Köpfe voreilig auf eine Bahn führe, auf welcher Widerwille gegen mühsames Lernen, eitles Selbstvertrauen und wissenschaftliche Blasirtheit neben einander wandeln. Es sei gewiß sehr zu wünschen, daß die Schüler der Gymnasien die erscheinende Natur, daß sie Pflanzen, Thiere, Gesteine, die Bewegungen der Himmelskörper, auch die sogenannte Experimental-Physik kennen lernen, allein es sei nicht rathsam, sie schon auf der Schule in das geheime Wie der Dinge einzuführen. So lange die deutsche Schuljugend durch Sprachen und Reälien des Alterthums und die Natur in ihrer einfachen Erscheinung gebildet worden wäre, sei sie selbst einfach und natürlich gewesen; seitdem man die ratio überall in die Gegenstände des Unterrichts eingeführt, seitdem die Knaben die Dinge verabsäumten, aber die Gründe der Dinge lernten, seitdem sei sie selbst unnatürlich geworden, habe ihre göttliche Naivetät eingebüßt und dieselbe gegen einen allgemeinen Rationalismus eingetauscht, welcher den Schüler aus einem Lernenden zu einem Kritiker mache. Die Chemie sei deshalb ganz fern zu halten, weil sie nur das Verderben fördern werde, daß die Schüler zu wenig wissen und zu viel begreifen.

Dr. Münscher dankt dem ersten Redner, daß er keine Aenderung in Bezug auf die den Naturwissenschaften zu widmende Zeit in Antrag gebracht habe. In Kurhessen seien schon zwei Stunden der Lehre von den Kräften zugewiesen; er könne nicht beurtheilen, ob es besser sei, abwechselnd das eine Mal Physik, das andere Mal Chemie zu lehren, oder beides zu vereinigen und daraus immer das Wichtigste vorzunehmen.

Consistorialrath Peter: Er wolle nur noch ein Factum berichten. Es werde von den früheren Rednern vorausgesetzt, daß Chemie im Schulunterrichte noch nirgends berührt werde. In dem Staate, welchem er angehöre, bestehe schon länger die Einrichtung, daß durch das ganze Gymnasium zwei Stunden für den Unterricht in der Naturkunde angewiesen seien; in den unteren Classen werde Naturgeschichte, in der dritten ein vorbereitender Cursus für Physik in Secunda Chemie, in Prima Physik gelehrt. Allerdings habe er während des Zeitraumes seiner Amtsführung einige Schwierigkeiten gefunden. Die Kräfte Eines Lehrers reichten nicht hin für das umfassende Studium der Mathematik, Physik und Chemie; dazu komme als ein zweiter Uebelstand das Zeitraubende der Experimente. Er ersuche Herrn Dr. Schödler noch um Berücksichtigung der Mineralogie und frage, ob dieselbe auch den unteren Classen zuzuweisen sei. — Hierauf erwiederte

Dr. Schödler: „Ich schätze mich glücklich unter den verehrten Rednern, die über meinen Vortrag sich vernehmen ließen, keinen eigentlichen Opponenten gefunden zu haben, sondern bei Allen mehr oder minder eine Bestätigung des von mir Entwickelten. Was zunächst die Bemerkung des Herrn Consistorialrath Peter betrifft, daß ich der Mineralogie keine Stelle angewiesen habe, so geschah dies absichtlich. Die Mineralogie kann in zweierlei Weise behandelt werden, einmal mehr naturhistorisch, bloß nach äußeren Merkmalen, wie Farbe, Strich, Härte, Dichte u. s. w. beschreibend, und in diesem Falle würde sie passend nach Zoologie und Botanik in den mittleren Klassen vorkommen. Nach der zweiten und neuerdings fast durchgehends herrschend gewordenen Ansicht, die namentlich in Berzelius einen Hauptvertreter gefunden

Digitized by Google

hat, läßt sich die Mineralogie als die Lehre von den in der Natur vorkommenden chemischen Verbindungen betrachten und findet dann passend nach der Chemie in den obersten Klassen ihre Erledigung, namentlich wenn die Geologie mit derselben verbunden wird, die, wie ein Blick in Humboldts Kosmos lehrt, zu ihrem Verständniß einen Durchgang durch alle Naturwissenschaften erfordert. Indessen hängen solche nähere Bestimmungen wesentlich von der Persönlichkeit des Lehrenden ab und es kann in dieser Beziehung hinsichtlich der Reihenfolge ebensowenig etwas absolut Maaßgebendes bestimmt werden, als hinsichtlich der Methode. Erfreulich ist es mir, in den Worten des Herrn Oberschulrathes Friedemann den angemessensten Ausdruck für das in meinem Vortrag zu Begründende zu erkennen. Allerdings sind Geist und Natur untrennbar und jedem werde daher auch im Unterrichte sein Recht. Auch pflichte ich der Meinung vollkommen bei, daß mit der Aufnahme der Physik die Zulassung der Chemie von selbst entschieden sei, da sie in der That nur schwierig von dieser abzutrennen ist, indem beide Wissenschaften in engster und nothwendigster Wechselbeziehung stehen. Auch die Bemerkung, daß zwei Stunden wöchentlich wohl unzureichend sein würden, um alle Zweige der Naturwissenschaften in den Gymnasien zu vertreten, weise ich darauf hin, daß ich diese zwei Stunden sieben bis acht Jahre lang durch alle Klassen fordere, wo dann sicher die Zeit ausreichen wird. Verwahren muß ich mich aber gegen die Befürchtung des anderen der geehrten Redner (Prof. Forchhammer), daß die Naturwissenschaften den Lehrstoff allzu manichfaltig machen, und daß bei der ungeheuren Ausdehnung derselben leicht das Maaß überschritten werde, sehr zum Nachtheil des übrigen Unterrichts. Ich theile diese Befürchtung nicht im geringsten. Denn einestheils ist der naturwissenschaftliche Unterricht schon durch die dafür bestimmte Zeit in eine gewisse Beschränkung gebracht, anderntheils wird ein Lehrer von klassisch-naturwissenschaftlicher Bildung, um mich eines Ausdruckes des früheren Redners zu bedienen, am sichersten selbst die Gränze ziehen. Er muß sogleich erkennen, daß er innerhalb der Gymnasien weder die tieferen Probleme der Wissenschaften zu geben, noch streitende Theorien zu erörtern hat, sondern die Elemente und Principien und die wichtigsten Thatsachen und Wahrheiten derselben. Ganz irrig wäre jedoch die Ansicht, als ob mit der fortschreitenden Wissenschaft, mit der Vermehrung der Thatsachen das Studium der Naturwissenschaften schwieriger oder verwickelter würde. Im Gegentheil, sie wird durch das Aufsteigen zu immer höheren und allgemeineren Wahrheiten nur klarer und faßlicher. Nur die Verfolgung und das Verständniß des Weges, auf welchem die Wahrheit gewonnen wurde, ist mühsam und schwierig, die Wahrheit selbst ist leicht faßlich."

Nach Beendigung dieser Discussion genehmigte die Versammlung einen Antrag des Vicepräsidenten, wonach die beiden in Darmstadt wohnenden Secretäre mit der Redaction und Herausgabe der Verhandlungen beauftragt wurden. — Auch berichtet der Vicepräsident, daß am Nachmittage von ihm und den drei Secretären das Schreiben der Versammlung an den Präsidenten überbracht werden solle. Er wünscht, daß sich noch einige Herren anschließen möchten und ladet insbesondere die Professoren Döderlein und Wüstemann ein, welche sich dazu bereit erklären.

Hierauf gab Professor **Döderlein** die angekündigte

Erklärung einiger schwierigen Homerischen Wörter.

„Ein Menschenalter ist seit dem Erscheinen von Buttmanns Lexilogus vorüber. Das Werk erschien wenige Jahre vor Grimms deutscher Grammatik. Seitdem hat die Sprachfor-

Digitized by Google

schung eine neue Richtung genommen, da Grimms Untersuchungen auch auf die altklassischen Sprachstudien vielfache Rückwirkung äußerten. Daher können manche von Buttmanns Resultaten für veraltet gelten, während sie durch die Kunst der Entwickelung und die scharfsinnige, geistreiche Behandlung des Stoffes überhaupt einen bleibenden Werth behaupten. Seit Buttmann ist für homerische Worterklärung manches im einzelnen geleistet worden. Ich selbst bin mit einem vollständigen homerischen Glossar beschäftigt und lege der Versammlung einige Proben meiner Resultate vor.

Ἀγέρωχος ist bekanntlich ein Beiwort der Troer, der Rhodier und der *Μυσοί*, welche letzteren neben den *Φρύγες ἱππόδαμοι* und *Μῆονες ἱπποκορυσταί* genannt werden. Buttmann sieht darin ein Compositum von γέρας und ἔχειν mit Hinzutritt eines α intensivi. Diese Erklärung hat ihr Bedenkliches, schon wegen des Accentes. Auch würde die Verbindung jenes α mit einem so fühlbar componirten Worte eine Anomalie sein. Ich halte ἀγείρειν und ὄχος für die wahren Bestandtheile des Wortes; ἀγέρωχοι sind Wagensammler; eigentlich ἀγειροχοι, aber es ist eine Vertauschung der Quantität eingetreten, wie in ἀεκήλιος ἀεικέλιος, ἀείδελος und ἄϊδηλος u. a. Ganz gleich ist der lateinische Name Agrippa gebildet.

Φιάλη bedeutet bei Homer nicht wie später ein kleines Gefäß, in welchem Sinn es zu Viole geworden, sondern einmal einen Kessel, ein andermal eine Urne für Todtengebeine. Es ist als Deminutivum von σπέος zu fassen — allerdings ein etymologisches Paradoxon, wie die Identität der Wörter decus und Zier. Nämlich die griechische Tenuis in Verbindung mit dem Sibilanten geht sehr häufig in die verwandte Aspirata über, indem sich das σ zum Spiranten verdünnt ähnlich wie in σῦς ὗς. Am unwidersprechlichsten erscheint dieser Uebergang in σπόγγος fungus, und selbst σπέος erfährt dieselbe Verweichung noch einmal in συφεός d. h. die Schweinshöle. Aber, wie gesagt, beschränkt sich diese Operation der Sprache nicht auf die Labialen. In dem Reich der Dentalen erscheint κάναθρον und κρέμαθρον als Nebenform von κάναστρον, κρέμαστρον, und wie κορόπλαθοι neben κορόπλαστοι steht, so ist auch ἀγαθός nur aus ἀγαστός entstanden, und θάλασσα mit σταλάζειν verwandt. Um dieß auch auf die Gutturalen anzuwenden, erkläre ich σκαίρειν für die Grundform von χαίρειν; die Begriffe sind so verwandt wie saltare und exultare, und wenn der grobsinnliche Begriff des Springens in χαίρειν zurücktritt, so macht er sich desto fühlbarer in dem von χαίρειν abgeleiteten verbum purum ἐπιχράειν."

Gegen diese Etymologieen erhob sich Dr. Hainebach und erklärte: was die Ableitung des Wortes φαίλη von σπέος anlange, so gehe zwar das s häufig genug in h über, aber doch nur wenn ein Vocal darauf folge; eine Buchstabenversetzung wie ph für sp könne unmöglich statuirt werden, eben so wenig die Deminutivbildung auf άλη von einem Neutrum auf ος. Allerdings sei άλη Suffix, aber das Wort müsse anders abgeleitet werden; φαίλη sei mit φαιρος glänzend zusammen zu stellen und auf den Stamm φαίνω zurück zu führen: demnach bedeute φαίλη etwas Glänzendes. In Bezug auf die Ableitung von ἀγέρωχας müsse er bestreiten, daß bei der Etymologie ein Vocal auf den andern in einer folgenden Sylbe influiren könne. Ein Vocal werde wohl verlängert oder verkürzt, aber deßhalb müsse der andere in der folgenden Sylbe nicht die entgegengesetzte Veränderung erleiden. — Prof. Döderlein kann hierauf nur wenig erwiedern, weil der Gegner nicht aus inneren Gründen die Unmöglichkeit der aufgestellten Etymologien bestritten, sondern nur durch die reine Leugnung der Möglichkeit ihn bekämpft habe. Durch Sammlungen analog gebildeter Wörter, welche er sich angelegt, glaube er

Digitized by Google

die angenommene Spracherscheinung hinlänglich beweisen zu können. Auch habe der Gegner das Beispiel von σπόγγος und fungus ganz übergangen. — Dr. Hainebach behauptet, hier sei σπ aus φ entstanden, wie denn auch sonst die Neigung hervortrete, die anlautende Aspirata in die entsprechende Tenuis mit dem Sibilanten übergehen zu lassen. Sicher sei hier fungus die ursprüngliche Form. — Prof. Döderlein: Ursprünglich nicht, aber wohl uralt! — Dr. Hainebach: Da sich dies nicht genauer ermitteln lasse, so müsse eben der organische Gang und Zusammenhang berücksichtigt werden. Auch bei den Wörten decor und Zier könne man nicht mehr nachweisen, welches das ursprüngliche sei. — Prof. Weißenborn bemerkt noch, daß die Quantitätsveränderung in ἀγέροχος für ἀγείροχος gerade bei einem Dichter durch metrische Gründe hinlänglich gerechtfertigt scheine; das daktylische Metrum mache es bisweilen, je nach der Stellung des Wortes im Verse, nothwendig, daß bei Verkürzung der einen Sylbe die folgende lang werde. Nun sei der Stamm des Zeitwortes ἀγερ—, das Substantiv ὄχος, sollten beide verbunden werden, so dürfe das Compositum nicht aus vier kurzen Sylben bestehen, sondern eine derselben müsse verlängert werden. Durch die Kraft des Accentes findet dies meist bei der drittletzten Sylbe Statt, aber durch die Stellung am Ende des Verses werde eine Verkürzung derselben und dadurch wieder eine neue Verlängerung der folgenden Sylbe nothwendig *). — Dr. Hainebach: Er habe nur den wechselseitigen Einfluß der Vocale auf einander bei der Wortbildung und abgesehen von der Stellung im Verse bestritten.

Nach Beendigung dieser Debatte hielt Dr. Wagner seinen Vortrag

Ueber die Gränzen der Rede- und Lehrfreiheit in Athen.

„Wie an Geist und wissenschaftlicher Bildung die Griechen über den Barbaren standen, so die Athener über den Griechen [1]). Athen, sagte Sokrates, ist an Weisheit und Geistesstärke die größte und berühmteste Stadt und ihr größter Vorzug, bemerkt Lykurg, der, daß sie ein Vorbild trefflicher Handlungen für die Hellenen ist [2]). Gleich diesen eingebornen unbestechlichen Wahrheitszeugen schreiben unzählige Stimmen des Auslandes und wir selbst den Athenern die schönste Entfaltung und Blüte des Geistes zu. Böotier und Athener bilden mit Recht in einer der neu entdeckten Fabeln des Babrios [3]) die entgegengesetzten Endpunkte griechischer Volksbildung. „Ihr Athenäer, welcherlei Gefahren bestehe ich um des Ruhmes willen unter euch!" rief noch zur Zeit ihres erlöschenden Glanzes Alexander auf seinem Siegeszuge aus, als er Thaten für die Ewigkeit that [4]), und als das übrige Griechenland alle Bedeutung verloren, blieb die Stadt der Pallas für ihre Besieger der Markt der edelsten Künste und Wissenschaften [5]), die Quelle des Rechts, der Gesetzgebung und feineren Menschenbildung [6]). Solche geistige Triebkraft zog ihre Nahrung aus den weisen Institutionen Solons. Denn der Staat erzieht die Menschen, sagt Platon [7]), gute oder böse, je nach seiner Verfassung. Hauptzüge der Soloni-

*) Späterer Zusatz des Sprechers: Aehnliche Erscheinungen bieten die Genitivformen Ἀχιλῆος statt Ἀχιλλέος, πρὶς statt πρός, die trochäisch gebrauchten Partikeln ἐως und τόφρα am Anfang des Hexameters. — Daß für die Quantität der Ableitungssylbe nicht gleichgültig sei, ob die letzte Sylbe des Stammes eine lange oder kurze ist, beweisen Erscheinungen, wie δικαιότερος, σοφώτερος.

1) Bekannt ist Ἑλλάδος Ἑλλὰς Ἀθῆναι. Jacobs, Delect. Epigramm. IV, 62. 2) Plat. Apol. p. 29. D. Lyc. Leocrat. 20. 3) Fab. 15. vergl. mit Cic. Epp. ad div. XV, 19. 4) Plut. Al. 60. 5) Cic. off. I, 1. 6) Cic. p. Flacc. 26. d. orat. I, 4, 13 7) Menex. c. 8. p. 238. C.

Digitized by Google

chen Sinnesart waren Billigkeit und Mäßigung [1]), sein Wahlspruch „Nichts zu Viel! [2])" So wurde seine Gesetzgebung eine weise Mischung von Adels- und Volksherrschaft, ein atheniſches Juste milieu, das die widerſtreitenden Wünſche und Beſtrebungen in der Erziehung und Gewöhnung zur Humanität zu einigen ſuchte. Durfte er ſich ſelbſt rühmen, daß er das Volk

„Weder entzügelt zu ſehr, weder auch knechtiſch bedrückt [3]),"

und müſſen wir Athen als den Boden anerkennen, auf dem ſich der menſchliche Geiſt in ſo ſehr Vielen zur ſchönſten Blüte und erhabenſten Größe entfaltete, auf welchem an einer verhältnißmäßig ungemein großen Zahl von Menſchen die edelſten und reinſten Getriebe der Humanität reiften, ſo wird es nicht verlorene Mühe ſein, wiederholt einen Blick auf die atheniſchen Zuſtände und Geſetze in Betreff der Rede- und Lehrfreiheit zu werfen, um zu ſehen, ob und inwiefern ſie, eine rechte Mitte haltend zwiſchen maßloſer Freiheit und drückender Beſchränkung, der geiſtigen Entwickelung und ſittlichen Erziehung förderlich waren.

Des Geiſtes Bildner und Spiegel iſt aber vorzugsweiſe die Sprache. Dieſe trat in attiſchen Verhältniſſen beſonders auf dreifachem Weg in die Außenwelt heraus, im geſelligen Verkehr, bei der Ausübung der Amtspflichten und Staatsbürgerrechte und in der Belehrung durch Dichter, Philoſophen und Rhetoren. Betrachten wir ihre Beſchaffenheit nach einander im Einzelen.

„Von Allem, was Feſſeln ſcheut, kann Nichts weniger ſie ertragen, als der Gedanke des Menſchen [4])," und da unter allen helleniſchen Stämmen keiner geſelliger, mittheilſamer, mundfertiger war, als der der Athener, wie ſollten ſie ſich des Genuſſes der freien Rede begeben haben? Von 10 Uhr Morgens war der Markt von Menſchen erfüllt, in den Hallen, auf den Exedren bildeten ſich Gruppen und zahlreiche Geſellſchaften zu lebhaftem Wortſtreit und lehrreicher Unterhaltung [5]). Redſeligkeit und müßig Geplauder hatte zu Euripides Zeit ringsum leer gemacht die Paläſtra [6]). Der Begriff der freien ungefährdeten Rede im täglichen Verkehr war in dem Sinne der Athener ſo ſehr verwachſen mit dem der perſönlichen Freiheit, daß ſie die Wörter ἰσηγορία, παῤῥησία, ἐλευθερία theils verbinden, theils als gleichbedeutend verwechſeln [7]). Wenn Jokaſte betheuert [8]):

„Nicht ſagen dürfen, was man denkt, iſt Sklavenloß"

ſo ſpricht ſie der Athener Anſicht aus. Dieſe Freiheit der Rede nahmen ſie als unveräußerliches Recht der Natur für ſich in Anſpruch und ließen es gegen ſich walten, auch wenn es ſie dem Spott und Gelächter preisgab [9]). Ja dieſes Recht der freien Gedankenäußerung räumten die Athener ſelbſt den Fremden und Sklaven ein, ſo daß dieſe mehr Freiheit hatten, friſchweg ihre Meinung zu ſagen, als anderswo die freien Bürger [10]). Der Staat unterhielt keine

1) Τὸ ἴσον. Plut. Sol. 14. 8) Diog. Laert. I, 2, 16. 3) Plut. Sol. 18. Weber, eleg. Dichter, S. 45. Aristot. Polit. II, 10 (12). 4) Friedr. v. Gentz. 5) Demosth. Olynth. I. §. 12. Theophr. Char. 2. Vitruv. V, II. 6) Ariſtoph. Fröſche 1015, 1069. 7) Herod. V, 78. Eur. Ion. 672. Wolf ad Demosth. Lept. §. 14 p. 234. 8) Eur. Phoen. 405 (386). 9) So beſtand eine Privatgeſellſchaft von 60 Männern zu dem Zweck, Lächerlichkeiten der Stadt mit heitrem Spotte zu verfolgen. Sie verſammelte ſich in der Geſtalt eines Gerichtshofes im Tempel des Herakles und fällte ihre burlesken Urtheile vor einer großen Zahl von Zuhörern. Ihre Späße waren ſo ergetzlich, daß Philipp von Makedonien, der ein Freund ſolcher Dinge war, ihnen ein Talent zuſendete, um ihre Witze ſchriftlich zu erhalten. Athenaeus XIV, p. 614. Casaub. 10) Demosth. adv. Phil. III, §. 3.

Digitized by Google

Aufpasser; geheime, ja selbst vorbeugende und verbietende Polizei war ihm fremd. Ein fiskalisches Rechtsverfahren, eine von den Behörden, oder der Volksgemeinde durch öffentliche Anwälte erhobene Untersuchung oder Klage fand nur nach erfolgter Anzeige eines Einzelen (εἰσαγγελία) in seltnen staatsgefährlichen Fällen Statt [1]). Dagegen erhob der Staat jeden Einzelen des Volkes zum Wächter und Behüter der Sitte, der Religion, der Freiheit, der Gesetze und Verfassung, indem er jeden Bürger nicht, wie in Sparta, verpflichtete, aber berechtigte, in allen das gemeinsame Wohl gefährdenden Dingen als Mitbeleidigter aufzutreten [2]). Ebenso stand natürlich jedem in seiner Persönlichkeit Gekränkten das Klagerecht unter verschiednen Titeln zu und wurden Schmähungen, namentlich boshafte Angriffe auf die Ehre berufsthätiger Beamten durch Geldstrafen, Entziehung der Bürger-Ehre und Berechtigung geahndet [3]). Hatte doch der menschenfreundliche Solon, übereinstimmend mit einem Spruche des Chilon, böse Nachrede gegen Verstorbene, selbst wenn deren Kinder dazu reizten, gesetzlich verboten [4]). Ehrlos und vom Markte verbannt war vor Allen, wer seine Eltern übel behandelt; zeigte er sich, durfte er in Bande gelegt werden [5]).

Aus der Befugniß Aller, gegen vermeintliche Beleidiger der Volks-Hoheit und gegen Feinde der öffentlichen Wolfahrt aufzutreten, gestaltete sich freilich in Zeiten der Selbstsucht die Classe der gottverhaßten Sykophanten, deren Unkraut zu Kleons Zeit so üppig gewuchert hatte, daß Dikäopolis bei Aristophanes dem Fischhändler aus Böotien eine Ladung heimwärts mit will geben, von dem „was in Athan isch in groaßer Zahl und bei Böoterleuten nit [6])." So geschäftig und scharfsinnig nun auch solche „Mischkrüge der Bosheit", solche „Mörser für Rechtskniffe" sein mochten, so hitzig diese Hunde des allgemeinen Wols alle Verdächtigen anbellten, so waren sie doch nicht durch Gesetz und Verfassung, sondern erst in der Zeit sittlicher Entartung durch die Käuflichkeit der Richter gefährlich geworden. Solon hatte umsichtig ihrem Gifte vorzubeugen gesucht, indem er nicht nur jedwede Klage an ein förmliches Gerichtsverfahren band, sondern auch dem Kläger, wofern er nicht mindestens den fünften Theil der Stimmen für sich hatte, in Privatklagen den sechsten Theil der Strafschätzung (ἐπωβελία), in öffentlichen Klagen 1000 Drachmen Buße zahlen ließ, woran sich bei Zahlungsunfähigkeit Atimie und damit der Verlust des Rechts zu fernerer Klage anschloß [7]). Nicht Privatvortheil, nur großer Haß, oder große Vaterlandsliebe konnte zur Klage bewegen und bei der ungebundensten geistigen Bewegung und freimüthigsten Sprache fand was mit dem Zeitgeiste, was mit der Neigung und Stimmung des Volkes sympathisirte keinen Einhalt, keinen Kläger, keinen Richter.

Das weiteste Feld der Wirksamkeit war dem Redner in amtlichen Verhältnissen und besonders in der Volksversammlung eröffnet. In der homerischen Zeit sind nur die Edlen zum Rathe berufen, das niedere Volk erfüllte sein Staatsleben schweigend und gehorchend und wird nur versammelt, um den Beschluß der Fürsten zu vernehmen. Ein Mann des Volks war ja „weder im Kampf ein Gerechneter, noch in dem Rathe;" er darf den Vortrag nicht auf Andres

1) Hermann, Staatsalterth. §. 133. Schoemann de com. p. 210. 2) Plut. Solon 18. „Drei Dinge sind es," sagt Lykurg g. Leokrat. c. 2, „die vorzüglich den Staat schützen und erhalten: die Gesetze, der Richter und der Ankläger". — Böckh, Staatsh. I, 221. Wachsmuth, hell. Alterth. 2te Ausg. I, S. 491. 3) Böckh a. a. O. I, 402. Die Strafe fürs Schimpfen stieg im Laufe der Zeit von 5 auf 500 Drachmen. 4) Plut. Sol. 21. Dem. Lept. p. 299. §. 85 ed. Wolf; in Boeot. 588 .5) Demosth. in Timocr. 732, 20. 6) Acharner 904, 944. 7) Böckh I, 401, 406. Plat. Apol. c. 25. Dem. in Mid. 524, 528. pag. Rsk. Libanios, Inhaltsanz. der Rede des Dem. g. Aristog.

Digitized by Google

lenken, nur durch jauchzenden Zuruf beurkundet er seine Willigkeit [1]), und Viel mehr wurde auch in späteren Zeiten dem Volk in Sparta und in Rom nicht eingeräumt. Keckes Hervortreten eines Einzelen fand wol eine Begegnung, wie sie dem Thersites widerfuhr, der bei Dio Chrysostomus (I, 80) Demagog heißt. In solcher Unmündigkeit verblieb das niedere Volk der Athener auch unter Theseus und Drakon; nur die Eupatriden nehmen an der Regierung Theil. Eine Gleichheit in der Berechtigung, öffentlich in gemeinschaftlichen Dingen zu reden, ἰσηγορία, trat erst mit der von Solon eingesetzten Volksversammlung ein, und dieses Recht betrachtete der Athener für das Palladium der Freiheit. Mit dem Rufe des Herolds: „Wer verlangt das Wort?" waren die Schranken geöffnet [2]), der Zugang zur Rednerbühne jedem ächten, ehrbaren Athener vom 20. Lebensjahr an frei gegeben, aber dem Alter gebührte gesetzlich der Vortritt [3]). Wol drängte sich die kecke Jugend vor. Aeschines und andere Redner erheben ähnliche Klagen wie der alte Nävius:

„Es drängten sich zu des Staates Lenkung unverständige Knaben zu [4])."

und Eupolis beschwört in einer Komödie die Schatten des Miltiades und Perikles herauf, um von der Regierung wegzudrängen die unzüchtigen jungen Gecken, die den Feldherrnberuf in den Ferſen trügen [5]). Wurden auch die Gebote der Bescheidenheit und des Anstandes übertreten, so hielt man doch an der Bestimmung über das zum Mitreden berechtigende Alter fest [6]). Wer vor dem 20. Lebensjahre, so lang er noch Ephebe oder Gränzwächter (περίπολος) war, sich zum Rednersteine drängte, setzte sich der Gefahr aus, von den Stadtsoldaten weggeschleppt zu werden [7]). Sonst war, ganz abweichend vom römischen Rechte [8]), in Athen dem geringsten Bürger, auch wenn er ein Gewerbe trieb, oder Taglöhner war, das Wort vergönnt, und wofern er Nichts gegen Gesetz und Wahrheit sprach, sollte er unverantwortlich und unverletzlich sein, nur von den Vorsitzenden zu unterbrechen und zurechtzuweisen, doch bei ungeberdigem Benehmen von den Gerichtsdienern wegzuführen und in eine Geldstrafe bis zu 50 Drachmen, selbst zu einer höheren Summe verurtheilbar [9]). An des Redners Ehre sollte ferner kein Fleck haften. Das Recht mitzusprechen und zu stimmen hatte verloren, wer Vater oder Mutter geschlagen, wer ihnen nicht Nahrung und Obdach bot, wer nicht nach Pflicht mit zu Feld gezogen, oder den Schild weggeworfen,

---

1) Iliad. II, 53, 202, 334, 394. X, 414. Odyss. III, 150. 2) Aristoph. Acharn. 45. Dissen ad Dem. d. cor. p. 285, 170. Schoem. d. com. p. 106. 3) Aesch. in Timarch. p. 49. Ed. Rsk. adv. Ctesiph. §. 2, 4. und 3. Ein gleicher Brauch im Senat zu Syrakus zu Cicero's Zeit. Cic. Verr. IV, 64. 4) Cic. Cat. M. 6. §. 20. Dionys. de adm. vi in Dem. c. 3. Schoemann d. com. p. 105. 5) Valckenaer, Diatrib. in Eur. p. 259. 6) Platon sprach im Prozesse des Sokr. als der Jüngste vor Gericht in seinem 29. Lebensjahre, Alkibiades im 20. vor dem Volke (Pseudoplat. Alcib. I, 123, D. 106, C. Plut. an seni sit ger. resp. II, p. 784, C. Diog. Laert. II, 41. Petit. d. legg. p. 291. Schoem. d. com. p. 106 mit Bezug auf Aristoph. Acharn. 716), Demosthenes vor Gericht g. Aphob. in seinem 18. Lebensj., in Staatssachen im 22. und dann erst vom 30. Jahr an. (Bremi, prooem. ad Dem. contra Aph.) Der Römer Hortensius sprach in seinem 19. Jahr öffentlich auf dem Forum (Cic. Brut. 64), Cicero im 26. Jahre pro Quinctio. — 7) Xenoph. Comment. III. 6, 1. — 8) In den Centuriat-Comitien war nur den öffentlichen Beamten und den von ihnen Bevollmächtigten für und wider einen Gegenstand zu reden erlaubt. Liv. III, 71. Hüllmann, Staatsr. d. A. S. 347. Tribunus concionem dabat (Cic. Att. IV, 12); er konnte sogar dem Consul das Wort verweigern. Dio. 37, 38. In den comitiis tributis stand es dagegen der Plebs frei, abgesondert von den Patriciern, über alle Gegenstände des öffentlichen Wols sich zu berathen und zu beschließen. Zonaras VII, 17. Ebenso traten in den während des trinundinum vor den Comitien stattfindenden Versammlungen Redner auf, die auch nicht Beamte waren. Liv. 34. 5. 9) Böckh I., 403.

Digitized by Google

wer Unzucht getrieben, oder sein Erbgut vergeudet hatte, selbst wer mit einer Staatsschuld belastet war [1]). Ließ sich ein solcher blicken, so legten ihn die Elfmänner in Bande und führten ihn vor Gericht; gegen Verdächtige konnte auf eine Prüfung des Lebens geklagt werden [2]). Die Forderung, daß ein Redner in gesetzlicher Ehe Kinder erzeugt haben und auf attischem Gebiete Grundbesitzer sein solle, ist irrthümlich als eine allgemeine Bestimmung verstanden worden, während sie sich nur auf die Redner bezieht, die ein besonderes Vertrauen in Anspruch nahmen [3]).

In Bezug auf den Stoff der Volksberathung hatte Solon bestimmt, daß nur was in der Bule vorberathen worden in die Volksversammlung als Gegenstand der Besprechung und Beschlußnahme gebracht werden könne [4]). Rechtlich aufgehoben wurde dieses heilsame Grundgesetz niemals, aber unbeachtet blieb es wol schon zu Perikles Zeit und bei der steigenden Geldaristokratie und der Hinneigung zur Pöbelherrschaft scheint der Brauch vorherrschend geworden zu sein, sich unmittelbar an das Volk zu wenden [5]). Wiewol dem Redner nicht, wie vor Gericht, eine Zeitgränze durch die Wasseruhr bestimmt war [6]), so verlangte doch das Gesetz, daß er sich ohne Abschweifung, ohne Wiederholung, ohne persönliche Schmähung streng an die Sache halte.

War das Volk durch die Verfassung sicher gestellt, nur ächte, ehrenhafte, nicht allzu junge Mitbürger zu hören, hatte der Herold schon in seinem feierlichen Gebete vor Beginn der Versammlung alle diejenigen mit ihrem ganzen Hause verwünscht, welche böse gesinnt und tückisch das Volk zu täuschen und irre zu leiten trachteten [7]), so suchte es noch außerdem sich gegen Trug und Verführung zu schützen. Gegen die Redner waren Klagen wegen Täuschung des Volks und gesetzwidriger Vorschläge zulässig [8]), und von den Gerichtsverhandlungen waren die Sophisten von Gewerbe ausgeschlossen [9]). Die größte Beschränkung freier Rede in der Volksversammlung verfügte das Volk mehrmals selbst in wahrhaft despotischer Weise. Wir erinnern uns nicht nur aus der älteren Zeit, wie Solon nur unter der Maske eines Wansinnigen und in dichterischer Form es wagen durfte, die Frage über den megarischen Krieg von neuem auf die Bahn zu bringen [10]), nein, auch als Apollodor die von Perikles zu Theatergeldern verwendeten Kriegsgelder ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben wissen wollte, setzte das schaulustige Volk auf Antrag des Demagogen Eubulos Todesstrafe auf einen ähnlichen Antrag [11]). Ebenso störten in stürmischen Zeiten Parteieifer, Selbstsucht und Böswilligkeit den Vortrag des Redners oft auf gesetzwidrige Art [12]).

Das Recht und die Pflicht, eine Volksversammlung zu berufen, hatte nur der Prytan, in außerordentlichen dringenden Fällen die Feldherrn mit Genehmigung des Rathes [13]). Perikles, auf den man treffend das Wort des Tacitus über Nerva angewandt hat, res olim dissociabiles miscuit, principatum et libertatem [14]), berief, so lang Athen von Archidamos eingeschlossen war, nie eine Versammlung; ganz Athen war ein Kriegslager; er ließ die Bürger, von denen

---

1) Aesch. in Timarch. c. 13. p. 54 sq. Ed. Rsk. Demosth. adv. Androt. p. 285. Ed. Tauchn. adv. Neaer. T. II. p. 1353. 2) Schoem. p. 110. 3) Dinarch. in Demosth. p. 99. c. 71. Schoem. p. 113. Hermann, Staatsalterth. §. 129, 11. Wachsmuth, h. Alterth. I, 478. 4) Plut. Sol. 19. Petit. legg. Att. p 198, sqq. 5) Demosthenes bekämpft dies Verfahren gegen Androtion p. 595. 6) Aristoph. Acharn. 702. Xenoph. Hell. I, 7, 5. 7) Aesch. in Tim. p. 48. Schoem. p. 92. 8) Demosth. c. Aristocr. p. 659. 9) Philostrat. vit. soph. Prooem. p. 483. 10) Plut. Sol. 8. 11) Ausleger zu Dem. Ol. II. p. 31. 12) Beispiele: Plut. Dem. 6 Phoc. 24. „O Kerkyreer-Geisel, wie viel Talente bist du werth!“ Pseudo Plut. Leben der zehn Redner p. 254. Dem. Ol. II. §. 32. Phil. III. §. 3. Plut. Apol. p. 20, E. 13) Schoem. p. 88 sqq. 61. 14) Tac. Agr. 2. Hüllmann, Staatsr. d. A. S. 112.

Digitized by Google

Widerspruch zu fürchten war, nicht vom Posten [1]) aus ähnlicher Absicht, aus welcher Pisistratos das Volk gern auf dem Lande beschäftigte.

Nicht durch eine Aenderung in den Gesetzen, wol aber durch eine solche in deren Anwendung gestalteten sich 2 Hauptperioden der attischen Volksberedsamkeit. Der Kern der ersten ist der Geist ihres Begründers Solon, Vaterlandsliebe und Bürgertugend, umkleidet von Bescheidenheit und edler einfacher Sitte. In der 2., die mit Kleon anhebt, werden Vaterlandsgefühl und Bürgersinn vielfach verdrängt von Selbstsucht, namentlich von Eitelkeit und Habsucht. So lange noch die glänzende Persönlichkeit eines Perikles dem Staate vorstand, atmete jeder Athener einen großen Charakter, und der Bürger genoß bei dem Glauben seiner Mitregentschaft die Vortheile der Tyrannis, ohne deren Nachtheile zu empfinden. Als aber die Pest dem Staatskörper seine Seele geraubt hatte und des Perikles Einrichtungen der Hefe des Volks preisgegeben waren, als Solon nicht mehr Athen, nicht mehr der attische Kanon war [2]), als nicht Wenige die Rednerbühne als ihre goldne Aernde betrachteten [3]), als die Redner im voraus versichern zu müssen glaubten, von Trug und Täuschung fern zu sein, da verlor das Wort Demagog seine ehrenvolle Bedeutung.

In dieser wüsten Zeit fand die verhaßte und verstoßene Wahrheit ihr Asyl in der alten Komödie, deren Mittelpunkt seit Kratinos durchweg der Staat ist. Frei und unabhängig steht die heitere Himmelstochter über den Parteien, keiner polit. Richtung ausschließend sich hingebend vertritt sie unbestechlich die Sache der Freiheit und geißelt ebenso die Männer des Stillstands, wie der Bewegung [4]). Mit schonungslosem Freimut, den bittersten Ernst patriotischer Gesinnung zu Scherz und Spott mischend bildet sie eine Zucht- und Lehranstalt für die Erwachsenen, einen Damm gegen die anströmende Flut der Neuerungen, einen Pharus für die, welche im Wogendrang der Versammlung nicht untergehen wollen, eine Wehr, auf daß das Volk nicht zu gröblich bethört ward. Dem Dichter war keinerlei Schranke gezogen [5]), so lang im att. Staatskörper Gesundheit und Gefühl der Gesundheit war. Seine Berechtigung lag in der Natur der Demokratie; einer gesetzlichen Erlaubniß, ohne welche sich ein Römer kein so wichtiges Institut denken kann [6]), bedurfte er nicht. Diese trat erst als Schutz gegen Beeinträchtigungen der Freiheit ein, deren uns im Verlaufe der att. Geschichte nur folgende 2 Fälle entgegentreten. Als sich eben die Komödie zur Kunstgattung gestaltete, reizte der zügellose Ungestüm des freigeistigen Kratinos die religiöse Reactionspartei, an deren Spitze die Priester und Wahrsager Lampon und Deipeithes standen, so heftig auf, daß diese im Jahr 440 auf Betrieb eines gewissen Antimachos ein Interdict durchsetzte, wornach die Aufführung von Komödien nicht überhaupt [7]), aber der

1) Thuc. II, 22. 2) Lucian. Scytha c. 7. p. 867. 3) χρυσοῦν θέρος τὸ βῆμα. Plut. Tom. XII. p. 139 Hutten. 4) Dafür spricht selbst die Stelle bei Pseudo-Xenoph. de rep. Ath. II, 18. Bergk: Ueber die Beschränkung der Freih. der ält. Kom. in Schmidt's Zeitschr. f. Gesch. II, S. 209. 5) Das Verbot, Verstorbene anzugreifen, ist eine durch viele Thatsachen widerlegte Erfindung eines Scholiasten (zu Arist. Frieden 649), die vielleicht aus einer Verwechselung mit dem erwähnten Solonischen Gesetze gegen üble Nachrede eines Verstorbenen stammt. Sollte auch das gleichfalls nur von einem Scholiasten erwähnte Verbot, den Archon anzugreifen, gegolten haben, so beschränkte es im Wesen gar nicht, da es dem Dichter frei stand, durch Aenderung eines Buchstabens in dem Namen sich außerhalb des Gesetzes zu stellen. Dies soll z. B. der Grund sein, warum Aristophanes den Archon, während dessen Amtsführung die Wolken zur Aufführung kamen, Amynias st. Aminias od. Ameinias sprach, eine Aenderung, die weniger hörbar ist, als welche sich Platen mit dem Namen Immermann erlaubte. 6) Cic. de rep. IV, 10. 7) Erweislich sind in jener Zeit 2 Stücke zur Aufführung gekommen. Clinton, Fasti Hell. Vol. II. p. XXXVIII—XL.

Digitized by Google

persönliche Spott und das unverhüllte Eingehen auf die politischen und religiösen Fragen der Zeit verboten wurde. Nach drei Jahren sprengte die Komödie diese Fessel und bewegte sich in ungestörter Freiheit, bis während des Hermokopidenprozesses Syrakosios im Interesse des Alkibiades ein Verbot durchsetzte, das sich jedoch wahrscheinlich auf die Besprechung des Hermenfrevels, die Entweihung der Mysterien und die bei diesem Prozesse betheiligten Personen beschränkte [1]). Dieses Ausnahmegesetz verlor seine Kraft von selbst mit dem Erlöschen seiner Veranlassung. Von einer weiteren gesetzlichen Beschränkung keine Spur. Aber die Gewaltthat der Aristokraten mahnte zur Vorsicht, und so verstummte zwar des Aristophanes strafender Mund während der folgenden politischen Schwankungen, selbst während der achtmonatlichen Oligarchie keineswegs, aber er zog sich aus der polit. Sphäre mehr auf das Feld niedrer Sinnlichkeit und ins literarisch sociale Leben zurück (Lysistrata, Thesmophoriazusen). Erst in den Fröschen (406) berührte er wieder mit dem alten Mute das polit. Leben. War nun zwar vollends seit dem Sturze der Deißig für den Dichter jede Gefahr und Schranke gewichen, so schwand doch der empfängliche Sinn für großartige polit. Erregung immer mehr und mehr, und die komische Dichtung zog sich ohne äußere Nötigung als mittlere Komödie in die literarisch socialen Zustände und im neueren Lustspiel nach Iffländischer Weise in die beschränkten Kreise des häuslichen Lebens zurück. Von jenen beiden Fällen abgesehen, war somit dem Dichter von Seiten des Staats die freieste Aeußerung unverwehrt, aber dem Einzelen unbenommen, dem Feinde seines Namens den Krieg zu erklären. Doch scheinen Klagen gegen Lustspieldichter wenig Gehör gefunden, oder wenig Gefahr und Schrecken gebracht zu haben. Der Athener war im Allgemeinen für den Spott nicht sehr verwundbar; das verhallende Wort der Komödie kümmerte ihn wenig, und 3 Prozesse, die Kleon gegen Aristophanes anhängig machte, konnten dessen Freimut nicht unterdrücken, vielmehr stärkte sich gerade zur Zeit jener Klagen die ungebundenste Freiheit der persönlichen Angriffe an der täglich mehr sich entwickelnden Volkssouveränität.

Während aber die Redefreiheit der Komiker unsrer Maskenfreiheit glich, war ein unbewachtes Wort in der Tragödie gefährlich. Wurde ja doch Euripides wegen einer leichtfertigen Aeußerung über den Eid vor Gericht gestellt [2]), Phrynichos um 1000 Drachmen gestraft, weil er die Athener an häusliches Unglück erinnert [3]), und Aeschylos kam in Gefahr, gesteinigt zu werden, weil er den Schleier von den eleusinischen Mysterien zu weit gehoben [4]).

Lenken wir den Blick auf den Zustand der Lehrfreiheit, die um so wichtiger ist, je mehr die von jugendlichen Seelen aufgenommenen Lehren festzuwurzeln und sich im Leben geltend zu machen pflegen. Wie das Alterthum keinen Schulzwang kennt und Solon nur durch das Gesetz wirkte, wonach ein Vater, der seinen Sohn nicht unterrichten ließ, keinen Anspruch auf Ernährung hat, so waren auch in politischen und weltlichen Dingen die Lehrer dem Grundsatz und Brauche des Staates nach unbeschränkt und unverantwortlich, berührten sie aber geheiligte Dinge, so unterlagen sie großer Verantwortung und Gefahr; beides aus dem Grund, weil die wissenschaftliche Erziehung in Athen Privatsache, die wissenschaftlichen Institute Privatlehranstalten, dagegen die Religion als Cult Staatsreligion war, deren Gefährdung den Staat zu gefährden schien. Während Platon und Aristoteles unangetastet Politik und Staatsrecht vortragen

1) Droysen, Rhein. Mus. IV, 1, 59. Bergk a. a. O. S. 212. 2) Eurip. Hippol. 612. Aristot. Rhet. III, 15. 3) Herod. VI, 21. Böckh, Staatsh. I, 510. 4) Aristot. Eth. III, 2 und das. die Scholiasten und Ausleger. Alian V. H. V, 19. Creuzer, Symbolik IV, 517.

Digitized by Google

und selbst die athenische Verfassung einer scharfen Kritik unterwerfen durften, während ungefährdet Gorgias und Prodikos und andre Sophisten, wie man behauptete, Unrecht in Recht zu wandeln lehrten, wurde Protagoras um des ausgesprochnen Zweifels an der wirklichen Existenz der Staatsgottheiten willen zum Tode verdammt. Eine gränzenlose Ungestörtheit auf der Einen Seite, Unduldsamkeit, Druck, Despotismus und Verfolgung auf der andern. Acht Jahrhunderte lang hatte die Freiheit des Unterrichts unangetastet bestanden, da wollte sie Kritias unterdrücken. Um dem Sokrates wehe zu thun [1]), mehr noch um die Demokratie zu vernichten, deren Hebel das Seewesen und die Redekunst waren, verbot er diese zu lehren, ja sein Amtsgenosse Charikles dehnte dies Verbot überhaupt auf des Sokrates Unterhaltung mit Männern unter 30 Jahren aus. (404) Aber schon nach 8 Monaten erlosch mit dem Sturze der 30 auch die Kraft ihres Interdicts, und die Jugend von Athen wandte sich wieder den alten Lehrern zu. Abermals 100 Jahre später (306), bald nach der Vertreibung des weisen und edlen Demetrios Phalereus, als die Volksherrschaft wieder zum Scheine hergestellt und die Leidenschaften der Einzelen entzügelt waren [2]), führte der vor Demetrios Poliorketes kriechende Demagog Sophokles aus Sunion ein Gesetz durch, wonach den Philosophen bei Todesstrafe Vorträge zu halten verboten wurde, wofern es nicht dem Staat und Volke gut dünke. Theophrast und die übrigen Philosophen wanderten aus. Aber schon im nächsten Jahr wurde Sophokles der Gesetzwidrigkeit angeklagt und um 5 Talente gestraft, und die flüchtigen Lehrer kehrten zurück [3]). Daß in der traurigen Zeit, da eine Soldateska aus Alexanders Schule über Athen gebot und Generale das Parteigetriebe zu ihrem Vortheil nährten, daß damals die Zunge gebunden war, läßt sich mehr vermuten, als nachweisen. Die Religion der Athener war in so weiter Ausdehnung Staatsreligion, daß sie selbst die Tempel der besetzten Länder für ihr Eigenthum erklärten [4]). Neben ihr war kein andrer Cult im Staate geduldet. Sie beruhte nicht auf kirchlichen Lehren, sondern auf heiligen Gebräuchen; der Gedanke verkörperte sich und stellte sich anschaulich dar in symbolischen Handlungen; ohne feste Dogmatik hatten sie einen Cult, zu welchem sich öffentlich, durch jährliche Opfer zu bekennen schon die Satzungen des Triptolemos und Drakon verlangten [5]). Der Phantasie der Einzelen blieb es überlassen, sich über das Wesen der Götter mehr oder minder dichterische Vorstellungen zu bilden. Selbst die Zahl der Götter schwankte, der Areopag, oder die Gesammtheit konnte sie vermehren [6]). Während aber die Athener ihre Götter dem Witze der Dichter, ohne es zu ahnden, preisgaben, verhängten sie harte Strafen, wenn Philosophen deren Dasein in Frage stellten. Diesen sonderbaren Widerspruch begreiflich zu finden, bedenke man, daß die Griechen in der Darstellung der Gebrechen ihrer Götter keine Versündigung, sondern nur eine Anklage gegen ihre eigne Phantasie und Denkkraft fanden. Zum Andern übersehe man nicht, daß die komischen Spiele an Tagen und in Stunden, die der Lust und ausgelassenen Fröhlichkeit gewidmet waren, als flüchtige scherzhafte Einfälle zur Aufführung kamen. Man erinnere sich an die im Mittelalter zur Zeit der recht- und strenggläubigen Christen so beliebten geistlichen komischen Schauspiele, in denen Gott Vater, die Engel, Teufel und Heilige in seltsamer Mischung des Burlesken und Heiligen auftraten; man erinnere sich an die Osterspiele, Fastnachtsschwänke und

1) Xenoph. Commentar. I, 2, 31. 2) Dionys. Halic. de Dinarcho iud. Vol. V. Rsk. p. 634. 636. 3) Diog. Laert. V, 38. Pollux IX. 42. Athenaeus XIII, 9 p. 610. E. Petit. Legg. Att. p. 390. Wachsmuth, hell. Alterth. I, 683. Westermann, Gesch. d. gr. Beredt. S. 156. Anm. 10. 4) Thucyd. IV, 98. 5) Porphyr. d. abst. IV. extrem. 6) Stellen der Alten bei Hemsterhuys zu Hesych. I, p. 1694, 27. Cic. de legg. II, 15, 37.

Digitized by Google

neuchristlichen Mysterien, besonders wie sie in Frankreich im Schwunge waren, in denen heilige Gegenstände ohne allen Anstoß auf höchst profane Weise vorgetragen wurden [1]), so wird das Wunderbare solchen Widerspruchs ziemlich wegfallen. Die komischen Spiele brachten Heiterkeit in den Trübsinn des Lebens, die Wahrheit im lustigen Kleide gefiel; der Scherz geht frei durch, der Ernst, das Dogma, die Gelehrsamkeit, wenn sie mißfällt, wird geräupt. Aesop und Aristophanes, Hans Sachs und Eulenspiegel wurden belacht, Diagoras von Melos und Ulrich von Hutten verfolgt, Sokrates und Huß getödet. Viermal durchschnitt der Dogmatismus den Majestätsbrief der atheniſchen Lehrfreiheit und zwar gerade in der Perikleiſchen Aufklärungsperiode. Anaxagoras [2]), Diagoras und Protagoras wurden zur Flucht genötigt, und es haftet die Doppelklage gegen Sokrates und noch mehr seine, wenn auch nur durch geringe Majorität [3]) erfolgte Verdammung als ewiger Schandfleck auf dem atheniſchen Gerichtswesen. Die Reue der Athener kam ebenso zu spät, wie sie die gemordeten Sieger bei den Arginusen nicht erwecken konnte. In dem Verfahren gegen die 4 genannten Lehrer treten die schrecklichen Folgen des Grundsatzes hervor, den Bestand des Staates an ein bestimmtes ausschließliches Glaubensbekenntniß knüpfen zu wollen. Allerdings waren die dem Sokrates in Betreff der Staatsreligion gemachten Vorwürfe nicht ungegründet. Seine heilige Gottheit, welche die Menschen zur sittlichen Vollkommenheit emporheben sollte und zu einem überirdischen höheren Dasein berief, mußte die vom Staat anerkannten Götter verdrängen. Fanden seine Lehren allgemeinen Anklang, so war der Sturz des Volksglaubens entschieden, aber auf den Trümmern einer poetischen Weltanschauung, für welche die Athener nicht mehr kindlich und arglos genug waren, konnte eine Sittlichkeitslehre erblühen, durch welche das durch Untugend gealterte Volk verjüngt und der morsche Bau des Staates bis zum völligen Umbau gestützt werden konnte.

Daß wir nur von den genannten Eingriffen in die Lehrfreiheit und einigen Andeutungen ähnlicher Art [4]) hören, erklärt sich aus dem Grundsatz, daß nicht ein Staatsanwalt, sondern nur einzele Erbitterte die Verletzung der Verfassung und Religion zur Klage bringen. Auch Sokrates fiel als Opfer minder aus Besorgniß vor einer religiösen Reformation, als weil man seine Abneigung und Entgegenwirkung gegen die Pöbelherrschaft erkannt hatte. Andre Freidenker trugen unangetastet ihre Grundsätze vor, weil sie keinen politischen Feind hatten; so der Sophist Prodikos, so früher die Eleaten, Parmenides und Zeno [5]).

Fragt man, ob die dem attischen Volke so ungeschmälert eingeräumte Rede- und Lehrfreiheit für eben dies Volk ein Glück und für die Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt förderlich gewesen, so kann ich nur mit einem entschiednen Ja antworten. Denn ohne zu verkennen, daß der Freiheit öffentlicher, mündlicher Erörterung Mängel, Verirrungen und Auswüchse ankleben, die fast unzertrennlich von ihr sind, so ist doch die Summe des aus ihr erwachsenden Guten bei weitem größer. Das freie Wort ist und bleibt der elektrische Zauberschlag, der den göttlichen Funken im Menschen belebt, und die Wahrheit ist bekanntlich eine Tochter der

1) Gervinus, Gesch. d. poet. Nat. L. II, 355. 2) Geel, hist. crit. sophistarum in Nov. act. lit. Soc. Rhen. Traiect. Pars II. 3) Plat. Apol. c. 25. 4) Ob Theodoros, der die Götter des Volksglaubens bestritt, Strafe duldete, oder von Demetrios Phal. noch errettet wurde, ist nicht ermittelt. Diog. Laert. II, 8, 15. Athen. III, 611. Stilpo wurde wegen schalen Religionsspottes vom Areopag aus der Stadt verwiesen. Diog. Laert. II, 12, 5. 5) Daß auch Prodikos zum Schierlingsbecher verdammt worden sei, beruht auf einem Mißverständniß, dessen sich Suidas und ein Scholiast schuldig gemacht haben. Vgl. Philostr. vit. soph. ed. Kayser, p. 200. Suidas s. v. Schol. ad. Plat. d. rep. 434. Tauchn.

Digitized by Google

freien Forschung und Aeußerung. Ein freies Volk ist stets sittlicher, als ein knechtisch gehaltenes, und thatsächlich fing die alte Komödie erst an obscön zu werden, als man ihr die Freiheit nahm. Solons Verfassung gab der glücklichen Naturanlage seiner Mitbürger die nötige Ungebundenheit, um zu unsterblichen Werken groß zu werden, und vorzugsweise waren es seine freisinnigen Institutionen, durch die das geistige Leben der geistreichsten Nation seinen Brennpunkt in Athen erhielt. Und so geschah es, daß während Athen, wie auf andern Gebieten der menschlichen Erkenntniß, so auch in der Kunstgattung der Rede das Vollendetste sah, außerhalb Athens fast kein Redner war. „Man sollte meinen, sagt Vellejus (I, 18), die Körper des hellenischen Stammes seien über die übrigen Staaten vertheilt, die Geister nur innerhalb der Mauern von Athen versammelt". Und dieser von des Kekrops Stadt ausgestreute geistige Same hat ein üppig wogendes Meer von goldnen Aehren getrieben und wuchert noch fort auf dem ganzen Erdenrunde. Die europäische Bildung ist eine Tochter dieses freien Wortes, und die Welt bleibt zu ewigem Danke denen verpflichtet, die unter den Hellenen das Wort an keine Fessel banden. — Doch eben diese Kunstfertigkeit der Redner

„Das ist es, was beglückte Städt' und Wohnungen
Der Menschen stürzt; die überschönen Worte sinds [1])".

Und solcher einseitigen Behauptungen haben Valckenaer und Heyne mehrere zusammengestellt [2]), beide aber die Farben zu ihren grellen Gemälden nur aus des Euripides und Aristophanes Zeit entlehnt, in welcher die Despotie der Geldmacht bereits den festen Boden des Staates unterwühlt hatte und der Glanz der alten republikanischen Tugend bereits fast erblindet und erblichen war. „Die Beredsamkeit, sagt Heyne, hat den Staat der Athener, der Römer, der Neufranken zu Grund gerichtet". Die athen. Volksversammlungen und die Umtriebe seiner Führer sind ihm das Vorbild zum franz. Convent und dem Treiben der Jakobiner. Um ihrer Frevel willen verwirft er alle polit. Oeffentlichkeit und selbst einen Cicero möchte er von der Rostra weisen. Offenbar hat der treffliche, Fried' und gesetzliche Ruhe liebende Gelehrte in der ersten Betäubung der franz. Gräuel zu schwarz gesehen und im Klagpunkte sich ganz vergriffen. Ist doch die Rede sowol Sonnenschein, wie Blitzesstral, je nachdem die menschliche Brust von wolthätigem, oder von Zünd-Stoff erfüllt ist; und die Redekunst ist nur des Geistes starke Waffe, in der Hand des Gesetzlichen und Edlen ein Leonidasschild, in der Faust des Leidenschaftlichen ein Mörderdolch. Ihr Organ, die Zunge, hat der lebenskluge Fabulist aus Phrygien zugleich für das wolthätigste und verderblichste Glied am menschlichen Körper erklärt. Wie kann es uns befremden, daß dem Schlamm eines verworfenen, gesinnungslosen Menschen kein lautrer Lebensborn entquoll, daß gemeine Naturen, wie Kleon, Hyperbolos und Demades, nur von Ehrgeiz und Selbstsucht getrieben wurden, während aus Solon, Miltiades, Aristides, Kimon, Themistokles, Perikles, Thrasybul, Phokion, Demosthenes, Lykurg, Demochares die Liebe zur Tugend, zur Wahrheit und zum Vaterlande sprach [3]). Haben nicht diese mit großem Mute das Volk oft mitten in seiner brausenden Strömung zu hemmen versucht, nicht oft von Unbesonnenheit und Verblendung zu edlen würdigen Entschlüssen umgelenkt [4])? Denken wir uns ferner den

1) Euripid. Hippolyt. 486. 2) Valckenaer: de eloquentiae abusu in Attica republ. ob. cap. XXIII der oben erwähnten diatribe. Heyne: libertatis civilis in Ath. republ. delineatio ex Arist. Opp. academ. IV. p. 392 sqq. Cic. p. Flacco c. 7: Graecia uno malo concidit: libertate immoderata ac licentia concionum. Quinctil. Declam. 268 p. 569: Atheniensium accisas vires vitio concionantium. 3) Plut. Demosth. 13, 14. 4) Plut. Phoc. 14. Demosth. 9, 14, 18.

Digitized by Google

atheniſchen Demos nicht als ein ſo beſchränktes Weſen, daß er ſich wie ein Kind von jedem Blendwerk der Sophiſtik habe kirren laſſen. Ariſtophanes caricirt. Auch aus den gering geachteten Männern des Handwerks [1]) leuchtet ein geübter politiſcher Verſtand hervor [2]), und ſelbſt in der verrufenſten Zeit machte ſich die der Wahrheit und Redlichkeit inwohnende Kraft noch oft geltend. Dies zeigt das Verfahren gegen den angeklagten Demoſthenes nach der Niederlage bei Chäronea [3]), dafür ſprechen die Beweiſe der Achtung, die es dem unerbittlich ſtrengen Lykurgos erwies [4]), dafür die Ehrenſtellen, zu denen es den Phokion in deſſen Abweſenheit, trotz deſſen düſtren Ernſtes und herber Freimütigkeit, 45 mal berief [5]). Auch damals war die Rednerbühne nicht immer ein Tummelplatz leidenſchaftlicher verworfner Volksverführer, ſondern im Gegentheil oft eine aufs Mark des Herzens gerichtete Ermahnerin zur Beſonnenheit, zur Rückkehr zu den Tugenden der Väter. Es ließe ſich allein aus des Demoſthenes Reden eine nicht kleine Reihe von Ausſprüchen ſammeln, die eine Zierde für jede feine Sittenlehre wären.

Iſt es mir geglückt, vor dem Forum unbefangener einſichtsvoller Zuhörer meine Klientin, die Redefreiheit, minder gefährlich erſcheinen zu laſſen, als ihre Ankläger beſagt haben, ſo darf ich für die Lehrfreiheit noch größere Sympathie vorausſetzen. Wol mag Manchem die Duldung der Sophiſten ſchwer aufs Herz fallen. Aber wenn man Gefahr läuft, mit dem Unkraut auch den Weizen auszuraufen, ſo läßt man es beſſer ſtehen, und wie keine Pflanze, auch wenn ſie Giftpflanze heißt, durchaus werthlos und allgemein verderblich iſt, ſo waren es auch die Sophiſten nicht, ſelbſt wenn man ihr eitles Treiben durch das Vergrößerungsglas des Platon betrachtet. Sie bilden in der Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Erkenntniß ein notwendiges Glied. Auch ſie haben die Wiſſenſchaft weſentlich gefördert, nicht durch tiefes Eindringen in den Schacht der Wiſſenſchaft, aber dadurch, daß ſie die Werkzeuge zum Schürfen ſchärften und das gewonnene edle Metall zu ordnen, zu faſſen und gefällig darzuſtellen lehrten. Sie befriedigten eine Zeitlang den Wiſſensdurſt der atheniſchen Jugend, und daß ein geſunder Körper ihrem Gifte widerſtehen konnte, zeigte Sokrates, Euripides, Xenophon, die auch ihre Schüler waren. In dem jungen Sokrates war ſelbſt noch ein Stück der Sophiſten, das ſich erſt in gereifteren Jahren ausſchied [6]). Zudem waren ſie das Ferment, das den geiſtigen Stoff in Bewegung ſetzte. Der wiſſenſchaftlichen Dialektik mußte die Eriſtik vorangehen, aus dem Fehlerhaften das Vollkommnere entſtehen. Sie riefen den Sokrates zu den Waffen und an ſeinen Sieg reihten ſich die iſokratiſche Rednerſchule und die philoſophiſchen Syſteme an, die unſrer ſpeculativen Philoſophie zur Grundlage dienen. So verachtungswürdig nun auch der Sophiſten Blendwerk, ſo nachtheilig ihr Einfluß auf die Jugend war, ſo ſind ſie doch mehr die mißrathenen Söhne, als die Erzeuger jener verderbten Zeit geweſen. Die in Sicilien entwickelte rhetoriſche Kunſt (Korax, Gorgias), die dialektiſche Schule der Eleaten, Reichthum, Ueppigkeit in Sitten und Erziehung, die entzügelte, erwerbſüchtige, Schmeichler nährende Volksherrſchaft, der Ruhm und die Allmacht, die Perikles ſeiner Beredſamkeit dankte, das ſind die Hauptſtoffe, aus denen ſich die Sophiſtik geſtalten mußte [7]). Aber die Verworfenheit herrſchſüchtiger Volkshäupter hätte wol auch ohne künſtleriſche Ausbildung durch die Rhetoren ſich eine bewältigende Form geſchaffen. Trotz des Verbotes der Redekunſt und Philoſophie bei den Kretern und Lakedämoniern [8]) ſind jene dem

1) Xenoph. Comment. III, 7, 6. Aelian V. H. H, 1. 2) Thucyd. I, 70. Demosth. Olynth. II. §. 15. p. 32. Pausan. IV, 35, 2. 3) Plut. Dem. 21. 4) Pseudo. Plut. Leben der 10 Redner, p. 256 u. 277—279. 5) Plut. Phoc. 8. 6) van Heusde: Characterismi principum philosophorum, p. 28. 7) Geel. a. a. O. 237. 8) Sext. Emp. 292. 4 Valckenaer d. abusu el. p. 251. Athenaeus XIII, 611.

Digitized by Google

Ruf entsetzlicher Lügenhaftigkeit verfallen [1]) und haben sich beide dem sittlichen und politischen Falle nicht lange erwehrt [2]). Einer der neusten Schriftsteller über die Sophisten [3]) vergleicht sie den franz. Encyklopädisten. Wol! Könnten wir aber wünschen, daß Diderot und d'Alembert zum Schweigen gebracht worden wären? Lassen sie uns, m. H., um die verunglimpfte Rede- und Lehrfreiheit vor ungerechtem Vorwurfe zu bewahren und in ihrem hohen Werthe nicht herabzusetzen, schließlich die Grundursachen der sittlichen und politischen Auflösung des athen. Staates kurz ins Auge fassen. Diese waren theils Fehler der Naturanlage, theils der Verfassung.

Bedenken wir, daß Athen als erste griech. Handelsstadt, als Sitz der Regierung einer von mehr als 15 Mill. Menschen bevölkerten Bundesgenossenschaft, der Sammelpunkt ebenso von ungeheuren Schätzen, wie von einer zuströmenden Masse von Kaufleuten, Matrosen, Beisassen, Fremden, Sclaven geworden war, welche Leute sämmtlich leichte Aufnahme in die Bürgerschaft fanden [4]), daß die Verfassung der Stadt während dieses starken Anschwellens der marktsüchtigen Bürgerschaft sich weit entfernte von der Solonischen Mäßigung, indem Klisthenes oder ein Gleichgesinnter bei der Besetzung der wichtigsten Aemter das Loß entscheiden ließ, indem Aristides die Schranken der Vermögensklassen ganz einriß und so einen verderblichen Zudrang der rohesten Leute zu den höchsten Würden veranlaßte [5]), indem Perikles [6]) in dem Areopag den Hort der alten Zucht vernichtete und das Volk mit dem ungemischten Wein der Freiheit berauschte, durch Korn- und Geldspenden, Theatergelder, Kriegs- Richter- und Versammlungssold, neben einer heillosen Arbeitsscheu und der in früheren Zeiten bestraften Müssiggängerei [7]) und Sorglosigkeit für die Bedürfnisse des Lebens, eine politische Vielgeschäftigkeit und Regierungsleidenschaft, Neuerungssucht und Richterwut hervorrief und somit für die Volksversammlung einen sehr verschiedenen Demos schuf, der in seinem Anspruch auf Souveränität seine Beschlüsse über alle Gesetze erhob [8]); erwägen wir ferner, daß in Folge des sehr ungleich vertheilten Reichthums auf der einen Seite asiatische Ueppigkeit überhand nahm und eine unersättliche Habsucht und Bestechlichkeit erzeugte [9]), auf der andern Seite ein dürftiger Pöbel sich stets nach Umsturz des bestehenden Zustandes sehnte; würdigen wir endlich in seiner vollen Bedeutung, daß die Religion der Athener, trotz dem, daß jeder freie Grieche Heroenberuf hatte, gleich Bakchos, Triptolemos und Theseus durch Verdienst zu den Göttern emporzusteigen, trotz dem, daß in den Mysterien eine sittlich religiöse Erziehung angebahnt werden mochte, doch für den großen Haufen und weniger fein Empfindenden nicht genugsam veredelnden Samen auswarf oder wenigstens dem Sittenverfall keinen Einhalt zu thun im Stande war. Dies alles erwogen, was Wunder, wenn die Scham und die Gerechtigkeit, die Zeus als die trefflichsten Ordner und das festeste Band für Bürgervereine den Menschen gesendet [10]), aus Athen verschwanden? Mehr als genügend werden die

1) Nec fingunt omnia Cretes. Ovid. Am, III, 10, 19. 2) Demosth. Phil. III, 46. 3) von Baumhauer: Disputatio, qua examinatur, quam vim Sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae disciplinam, mores ac studia immutanda. Traiecti ad Rhen. 1844. 4) Xenoph. H. G. II, 3, 68. Lycurg. Leocr. 11, 7. 5) Thucyd. VIII, 97 nennt es große Weisheit, ein Mittel zwischen der Oligarchie und der Theilnahme des großen Haufens zu schaffen, und wol bedacht verlangte Antipater als eine Bürgschaft für polit. Ruhe, daß das Bürgerrecht wieder von einem gewissen Vermögen (2000 Drachmen) abhänge. Demzufolge wurden damals 12000 Bürger ausgeschlossen und nur 9000 blieben. Plut. Phoc. 27. Diod. XVIII, 18. 6) staatsklug durch fremde Einwirkung. 7) Plut. Lyc. 24. Isocratis Areopag. I, 330. Plat. Gorgias 515, E. 8) Cic. de rep. I, 27. 9) Der erste Versuch, die Richter zu bestechen, soll in Athen gegen Ende des pelop. Kriegs (407) vorgekommen sein. Plut. Comol. 14. Diodor. XIII, 64. 10) Plat. Protag. 322, C.

Digitized by Google

angeführten Thatsachen erscheinen, um ganz abgesehen von der Rede- und Lehrfreiheit das Versinken aus dem erhebenden Zustand eines wolgegliederten Staates in eine zuchtlose Pöbelherrschaft begreiflich zu finden und unser Urtheil dahin zu bestimmen, daß Nichts mehr, als die Rede- und Lehrfreiheit die Athener zur Höhe ihrer geistigen Größe emporgehoben, dieselbe aber in der Zeit einer allen Unterschied der Stände aufhebenden Verfassung und weit verbreiteten Verderbtheit, von selbstsüchtigen Menschen mißbraucht, einer leichtfertigen Jugend und feilen Volksmenge gegenüber, die Krankheit des Staatskörpers gesteigert und zum völligen Untergang der sittlichen Würde und staatlichen Selbständigkeit mitgewirkt habe."

Nach Beendigung dieses Vortrages nahm Professor Forchhammer das Wort in Beziehung auf die von dem Redner den Athenern wegen Verurtheilung des Sokrates gemachten Vorwürfe. Er sei früher in seiner Schrift „die Athener und Sokrates, die Gesetzlichen und der Revolutionär" als Vertheidiger der Athener aufgetreten; auch heute wölle er seine Klienten nicht im Stiche lassen. Jene Schrift habe damals eine Menge Gegner gefunden. Diese seien meistentheils von der Ansicht ausgegangen, der Verfasser habe den Sokrates angreifen wollen, da doch gleich in den ersten Worten sehr bestimmt ausgesprochen sei, daß er eine Rechtfertigung und Vertheidigung der Athener beabsichtige, nicht eine Anklage gegen den Sokrates, wenn gleich diese sich nothwendig in die Vertheidigung eindränge. Dann hätten die Gegner sich nicht an die objective Frage gehalten, sondern untersuchen zu müssen gemeint, woher es komme, daß der Verfasser die vorgebliche Klage gegen den Sokrates erhoben: der eine habe ihn zum Hegelianer gemacht, der andere die Philosophie in der Schrift vermißt; der eine habe ihn für einen argen Pietisten, der andre für einen argen Rationalisten erklärt; der eine habe die Schrift zu demokratisch, der andre zu conservativ genannt; Einer habe seine eigenen Mißverständnisse dem Verfasser als ipsissima verba untergeschoben. Zu allem dem sei in der Schrift keine Veranlassung gewesen, wohl aber zu einer unabhängigen Untersuchung, ob die angeführten Gründe und Zeugnisse Wahrheit hätten, oder nicht. — Der Redner hob dann weiter hervor, daß die Klage sich auf zwei Punkte bezogen habe, auf das Nichtglauben an die Athenischen Staatsgötter und auf die Verderbung der Jugend, nicht in moralischer, sondern in politischer Hinsicht. Durch seine Lehre und durch seine Schüler, zu denen Kritias und Theramenes, die Hauptführer unter denen, welche die Staatsverfassung umstürzten, zu denen die „schlechten Bürger" Platon und Xenophon, der groß nur im Rückzuge, aber klein im Fortschritte war, gehörten — durch diese sei Sokrates dem Volke von Athen mit Recht verdächtig geworden. Das Einzelne weise die vorhin erwähnte Schrift nach. Als die Sache vor Gericht gekommen, habe Sokrates sich auf die eigentlichen Klagepunkte, die Xenophon anführt, gar nicht eingelassen, sondern in seiner gewohnten Weise ironisirend und die Klage umgehend sich vertheidigt, so daß wahrscheinlich Mancher, der dem an sich guten, aber seltsamen und mit dem Recht in Conflict gerathenen Manne wohlwollte, gegen seine Neigung das „Schuldig" aussprach. Dem durch Stimmenmehrheit in bester Form Rechtens für schuldig Erkannten war nun die Strafe zu bestimmen, wobei die Richter nur zwischen der Strafschätzung des Klägers (Tod) und der des Beklagten und bereits als schuldig Erkannten zu wählen hatten. Sokrates, statt auf eine Strafe anzutragen, forderte eine Ehre und nöthigte so die Richter, wollten sie sich nicht lächerlich machen, auf den Antrag des Klägers den Tod zu erkennen. Schließlich erklärte der Redner, er könne nur wiederholen, was er früher gesagt, es sei nie von einem gesetzlicheren Gerichte ein gesetzlicheres Urtheil gesprochen worden, als das, wodurch Sokrates erst für schuldig erkannt und dann zum Tode verurtheilt wurde. Freilich müsse bei der

Digitized by Google

Beurtheilung der richtige Standpunkt genommen worden. Es handle sich nämlich nicht um eine moralische oder welthistorische Berechtigung des Sokrates, oder von unsern Gefühlen der Theilnahme und Verehrung, sondern um die Vertheidigung des gesetzlichen Athenischen Volkes gegen unberechtigte Vorwürfe.

Hierauf sprach Director Bömel seine Bewundrung aus, wie Dr. Wagner bei dem Drange der Geschäfte Zeit gefunden habe, eine so inhaltsreiche Rede auszuarbeiten, welche noch inhaltsreicher erscheine, wenn man sie in ihren einzelnen Beziehungen erfasse. Nur auf einen Punkt erlaube er sich noch aufmerksam zu machen. Der Ausspruch „die Athener hätten so große Redefreiheit gehabt, daß bei ihnen selbst die Sclaven freier geredet, als in andern Staaten die Bürger", — hätte in Verbindung gesetzt werden müssen mit dem an einem andern Orte ausgesprochenen Satze: „daß in den Volksversammlungen selbst die Redefreiheit durch den Gebrauch beschränkt wurde u. s. w." Die wahre und vollkommene Freiheit habe vor Gericht stattgefunden, wo Niemand unterbrochen werden durfte. — Hierauf ging der Redner auf Prof. Forchhammers Bemerkungen über, indem er also fortfuhr: Mein Freund und alter Gegner nimmt die Athener wegen ihres Verfahrens gegen Sokrates in Schutz; ich wundre mich, warum der Verfasser der Schrift über den Areopag nicht vielmehr das ganze Gerichtsverfahren als illegal bezeichnet und verworfen hat. Die γραφὴ ἀσεβείας gehörte ja gar nicht vor die Heliäa. Daß Sokrates die exceptio fori nicht anwandte, ist seine Schuld: daß er aber vor eine so große Bürgerversammlung gestellt wurde, ist ein Beweis für den Verfall der Staatsverfassung: es war Folge der unbedingten Redefreiheit. — Gegen diesen Einwurf erwiederte Professor Forchhammer: In der gütigst erwähnten Schrift sei eben bewiesen, daß zu jener Zeit dem Areopag nichts geblieben war, als die φονικαί, dagegen habe die γραφὴ ἀσεβείας mit allen andern staatspolizeilichen Klagen vor das Volksgericht gehört.

Nach dieser Debatte erhob sich Professor Vischer und sprach: Er habe gegen die Behauptungen des Prof. Forchhammer noch eine andre Einwendung zu machen. Allerdings habe Sokrates die Jugend politisch verdorben, nur sei dadurch kein gerichtliches Verfahren gegen ihn begründet gewesen; allerdings habe er eine Abneigung vor der Demokratie gezeigt, aber es sei auch immer gestattet gewesen, sich über Verfassungsgegenstände zu besprechen. Er habe nie Etwas thatsächlich gegen die Verfassung unternommen, habe keine Hetärie gestiftet, noch sei er einer bestehenden beigetreten. Die Demokratie sei eben zu seiner Zeit so entwickelt gewesen, daß ein weiterer Fortschritt nicht denkbar war; daher auch Xenophons Bekenntniß zum Rückschritt ein nothwendiges, da sich die Demokratie überlebt hatte. Es lasse sich wohl aus dem Verfahren des Sokrates erklären, wie er die Athener gereizt und wie diese in gereizter Stimmung das Todesurtheil über ihn gefällt haben. Der Oligarchie könne aber Sokrates schon deswegen nicht angehört haben, weil er in einer βουλὴ κληρωτὴ gewesen.

Hierauf ergriff Professor Preller das Wort und sprach: Der letzte Redner habe den zweiten Anklagepunkt gegen Sokrates beleuchtet; er wolle denselben gegen den ersten, der Verführung der Jugend zur Irreligiosität, in Schutz nehmen, wo Xenophon doch mit leidlich guten Gründen für seinen Lehrer spreche. Sokrates habe sich der Vorschriften seines Staates über Göttervereh-rung so wenig überhoben, daß er vielmehr alle Gebräuche mitgemacht habe. Noch mehr, er habe sich seinem Lebensberuf, den zur Philosophie, vom Pythischen Orakel geholt; Plato wenigstens in seiner Apologie stelle ihn als den Weisen dar, der im Auftrage des Gottes von Delphi den noch Weiseren suche, ohne ihn finden zu können. Sehr bezeichnend sei auch die Antwort,

Digitized by Google

welche Sokrates bei Xenophon einem jungen Manne auf sein Anfragen, wie man die Götter zu verehren habe, gebe: νόμῳ πόλεως, so wie es das Staatsgesetz vorschreibe. Was endlich den Hauptgrund der Anklage betreffe, Sokrates habe καινὰ δαιμόνια eingeführt, so beruhe dies auf einer Verdrehung dessen, was Sokrates sein δαιμόνιον nenne. Dieses sei adjectivisch zu nehmen (δαιμόνιον σημεῖον), nicht substantivisch, und bezeichne eine innere Stimme, ein auf einer besonderen subjectiven, physiologischen oder psychologischen Anlage beruhendes Verhalten seines Gemüthes in zweifelhaften Fällen, wo ihm durch jene Stimme eine plötzliche Abmahnung geworden sei, welche er, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche der Alten für so etwas Außerordentliches geistiger Wirkung, eine dämonische genannt habe. Dergleichen Mantik aber habe kein Staatsgesetz verboten, noch verbieten können, da ohnehin die Religion der Alten alle mögliche Arten von Divination zugelassen habe. Immerhin möge Sokrates über die Natur der Götter anders gedacht haben, wie die Mehrzahl seiner Mitbürger, allein diese dogmatische Seite des Glaubens sei bei den Alten ziemlich frei gewesen. In praktischer Rücksicht, hinsichtlich der gottesdienstlichen Gebräuche und des Cultus habe dem Sokrates, so weit er (der Redner) wisse, kein Verstoß nachgewiesen werden können.

Gegen den vorletzten Redner (Vischer) machte Prof. Forchhammer geltend, daß alle Einwendungen, die sich auf die Competenz des Gerichtes und das gerichtliche Verfahren gegen Sokrates überhaupt zurückführen ließen, dadurch hinfällig würden, daß es weder dem Beklagten noch überhaupt Jemanden im Alterthume eingefallen sei, die Competenz des Gerichtes zu bestreiten. Doch gebe er Herrn Vischer zu, daß Sokrates nicht durch Wahl, sondern durch das Loos in den Rath gekommen sei. — Gegen Professor Preller urgirte derselbe, wie die Klage nicht darauf gegangen sei, daß Sokrates keine Götter, sondern daß er nicht an die Götter des Staates glaube; nicht daß er die Mantik leugne, sondern daß er eine eigne von ihm erfundene lehre. Sokrates gestehe selbst, daß er ein schlechter Gottesverehrer sei, indem er sich auf sein eigenes Dämonion, ein der Staatsreligion fremdes Wesen, berufen, von einem Vater desselben gesprochen und somit eine ganz neue Genealogie von Göttern aufgestellt habe.

Zu dieser letzten Aeußerung des Redners bemerkte noch Prof. Preller: Es sei ihm etwas ganz Neues, daß es zu dem Dämonion des Sokrates auch einen Vater gegeben haben solle. Sei dies der Fall, so sei allerdings eine Genealogie für das Wesen fertig und es könne dann immerhin eine neue Gottheit heißen. Allein die Stelle, woraus die Genealogie gefolgert werde, sei ihm unbekannt, und er bitte deshalb um Aufschluß.

Der vorige Redner wußte die Stelle, wo er davon gelesen, nicht sogleich anzugeben; da wies Director Thudichum auf eine Aeußerung bei Plato in der Apologie hin, welche vielleicht zu Grunde liege. — Die Zeit drängte und so zerschlug sich die Discussion.

Nachdem der Vicepräsident den an der letzten Discussion Theil nehmenden Rednern für ihre lehrreichen Bemerkungen gedankt, wandte er sich zum Schlusse in nachfolgenden Worten an die hochansehnliche Versammlung:

„Meine Herrn! die Zeit gebietet, die Trennungsstunde naht, die schönen Tage unsres Zusammenseins, die so wohlthuend für Geist und Herz, so reich an Belehrung und Anregung gewesen sind und für die Wissenschaft und den Lehrerberuf sicherlich die erfreulichsten Früchte tragen werden, sie gehn zu Ende. Das nächste Morgenroth wird vielleicht schon Manchem auf dem Wege zu seinen Penaten leuchten. Möge Ihnen dann eine schöne Erinnerung die Begleiterin

Digitized by Google

sein und der Aufenthalt in Darmstadt auf längere Zeit einen freundlichen Punkt im Tagebuch Ihres Lebens bilden, gleich wie mir das Zusammensein mit Ihnen ewig theuer und unvergeßlich bleiben wird. Meine besten Wünsche begleiten Sie, und nie erlöschen wird der Dank, den ich Ihnen allen für Ihre gütige Nachsicht mit meinen geringen Leistungen, den ich besonders den Herrn Secretären für ihre wackre Unterstützung schulde. Wenn mir irgend Etwas einigen Anspruch auf Ihre Gewogenheit und Freundschaft gibt, so ist es der gute Wille, mit dem ich Ihren Wünschen zu begegnen suchte. Geben Sie mir diese Anerkennung, so bin ich nicht unbelohnt. Und so schließe ich denn die 3. Sitzung und damit die 8. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner mit dem dreifachen Wunsche: Möge der hier gestreute Samen der Wissenschaft und Freundschaft feste Wurzeln schlagen; mögen Sie nicht unbefriedigt von hinnen scheiden und mich in wohlwollendem Andenken behalten, und zum dritten möge uns Allen ein frohes Wiedersehn in Jena's Mauern beschieden sein! Damit aber Ehre gezollt werde, wem sie gebührt, so stimmen Sie in meinen Ruf ein: Es lebe Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen und, von dem sich Höchstderselbe niemals gerne trennt, das ganze großherzogliche Haus! Sie leben dreimal hoch!"

Freudig und aus innigster Ueberzeugung stimmten die Anwesenden in diesen Ruf ein; worauf noch Professor Walz dem Präsidium und den Secretären in herzlichen Worten den Dank der Versammlung aussprach.

Anm. v. Redaction: Ein Resumé der Sectionsverhandlungen (s. o. S. 21) wurde in dieser Sitzung nicht vorgelesen. — Auch waren noch mehrere Vorträge angekündigt, die wegen Kürze der Zeit, oder Nichterscheinens der Verfasser, oder früherer Abreise derselben unterbleiben mußten, nämlich 1) von Prof. Alois Auer aus Wien: über den Typenschnitt fremder Alphabete, die tabellarische Behandlung des Adelungschen Mithridates und über die Aufstellung eines neuen typometrisch-grammatischen Lehrgebäudes für alle verwandte Sprachen der Erde, nebst Vorzeigung und Ueberreichung typometrisch-sprachlicher Versuche; 2) von Prof. Friedemann aus Idstein: über Jakob Grimm's Aufsatz in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft „griechischer Volksglaube aus Heimischem erwiesen"; 3) von Dr. Hainebach aus Gießen: über die Vergleichung und das Verhältniß der indogermanischen zu den semitischen Sprachen; 4) von Prof. Klumpp aus Stuttgart: über die Grundlegung der Erziehung; 5) von Dr. Otto aus Gießen: Beweisführung, daß Cäsars commentarii de bello Gallico et civili von einem Freunde des Cäsar aus dessen einst vorhandenen Tagebüchern geschöpft, die übrigen Schriften Cäsars aber von demselben Redactor selbstständig ausgearbeitet seien; 6) von Dr. Seipp aus Worms: über die Methode des lateinischen Elementarunterrichts, nebst Erinnerung an Dr. Fuhr; 7) von Prof. Tafel aus Tübingen: über den heutigen Stand der illyrisch-thracischen Geographie mit Wünschen und Rathschlägen für die künftige Behandlung der Geographie der Griechen und Römer von Strabon bis zur türkischen Eroberung von Byzanz; 8) von Rector Schultzer aus Reutlingen: über die Zeitschrift „Mittelschule"; 9) von Professor Freytag aus Petersburg: über den Gang der philologischen Studien in Rußland; 10) von Prof. Urlichs aus Bonn: über die Capitolinische Wölfin.

Sämmtliche Reden und Vorträge, welche den Hauptinhalt der Verhandlungen bilden, sind nach handschriftlichen Mittheilungen der Verfasser mit Beibehaltung ihrer orthographischen Eigenthümlichkeiten und Interpunctionsweise abgedruckt worden. Die Redaction der Debatten u. s. w. beruht auf den, theilweise von den Rednern selbst revidirten, Aufzeichnungen und Erinnerungen der Secretäre. Da uns einige der abgelesenen Vorträge erst im Februar und März zugestellt wurden, so konnte auch der Druck erst zwei Monate später beginnen, als beschlossen war, und die Kürze der Zeit erlaubte nicht mehr, bei jedem sich ergebenden Anstoße die Entscheidung der Herrn Verf. oder Redner selbst einzuholen.

Digitized by Google

V.

Beilagen.

1) Zu Seite 49.

F. A. Wolf's Ruf nach Charkow. Ungedruckter Brief an K. v. Morgenstern.

In Wilhelm Körte's: „Leben und Studien Friedrich August Wolf's, des Philologen", Th. II, 17, wird des Rufs nach Charkow, den er im September 1807 erhalten, wo er vom akademischen Senat zum ordentlichen Professor „der lateinischen Sprache und Archäologie" erwählt und vom Curator bestätigt worden, nur mit einem Worte erwähnt. Von diesem Ruf und Wolf's eigner Ansicht desselben, kann einer der ältesten noch lebenden unmittelbaren Schüler des Verewigten Näheres mittheilen aus des hochverehrten Lehrers eignem interessanten Briefe an ihn, und vielleicht dieser allein. Wolf's Schreiben, dessen Original ich unserm d. z. Herrn Vicepräsidenten, Dr. Karl Wagner, vor Augen legte, und das jeder Kenner der Wolfschen Handschrift bei mir einsehen kann, lautet:

„Berlin, den 5. Januar 1808".

„Auch ein schlechtes Blatt mit einem kurzen Lebenszeichen für Sie, mein unvergeßlicher Freund, beschrieben, wird Ihnen nicht unangenehm seyn, da ich mir auch gegen Sie, wie so viele andere meiner Hallischen Freunde, in dem ewigen, das Leben beengenden, Gedränge von Arbeiten, eine Last von Briefschulden aufgeladen habe. Denn oft waren Sie so gütig, mir von Ihren akademischen kleinen Schriften den Anblick zu vergönnen und die Ueberzeugung zu befestigen, die ich schon längst überall aussprach, daß solcher Stil, wie der Ihrige, noch nie in dem großen russischen Reiche geschrieben ward. Von so manchen andern dorthin berufenen und jetzt in lateinischer Sprache lesenden Deutschen war hingegen immer meine Vermuthung, daß man sie mit schlauer Absicht gerufen, um so die Idiome des Deutschen unvermerkt zu verbreiten. Aber in Ernst: hilft Ihnen auch die fleißige Beschäftigung mit litterarischem Unterricht in D. viel zum Zwecke? finden sie wohl vorbereitete Zuhörer? oder ist es wahr, daß man dort überall die obersten Etagen im gelehrten Departement köstlich ausbaut, aber jeden darin Wohnenden in die Gefahr setzt, welche Gebäude ohne Grund drohen? wie leicht wird es Ihnen ferner, bei Ihren sonst so schönen Fonds, Ihre öffentliche Bibliothek zu completiren, da jetzt,

Digitized by Google

auch in den geldärmsten Zeiten, alle gute Bücher so rasende Preise haben? und ist nicht etwa zuweilen der Fall, daß in deutschen Auctionen der liberale Alexander, von 2, 3 seiner Universitäten aus, sich selbst mächtig überbietet? (Es ist mir wirklich oft so was zugeflüstert worden). Wie endlich sieht es für Sie mit gelehrtem Umgang aus und mit dem frühen Genuß der hier herum erscheinenden Litteratur? Den letzteren lieben Sie, wie ich weiß, und müssen es noch in Ihren Jahren — — und so, fürchte ich, fühlen Sie sich doch oft isolirt und von dem Neuesten in unserm Fach lange ausgeschlossen, weshalb ich Ihnen wohl meine Apathie über solche menschliche Güter wünschen möchte. Sofern sehen Sie denn, bin ich für den Gang nach Charkow! zu dem man mich auch eingeladen hat, wie gemacht, gebe es einen Leipziger Jahrmarkt oder nicht; das soll mir dort einerlei seyn, und die Nähe classischer Gegenden über alle dergleichen Verlust mich trösten; zugleich ist es schon viel, in Gegenden zu wohnen, wo man von den erbärmlichen Menschen, die einen vorhin umgaben, auch kein Wort mehr hört, und bleibt ja noch ein Leipziger Jahrmarkt, so habe ich wohl für ein 30 Alphabete aufgespeicherte Materialien in meinen bloßen Papieren und für 5 — 10 in der Erinnerung alter Bemerkungen und Eindrücke. Sehen Sie dieß alles übrigens nicht als Scherz an; in 6 — 8 Wochen kann ich Ihnen den ernsthaftesten Entschluß melden, so schrecklich er Ihnen für Jemand dünken wird, der wohl auf die zweite Hälfte des Lebens eine ruhige, ungestörte Lebensart verdient hätte. Aber, so gesichert ich hier als Mitglied der Akademie der Wissenschaften durch eine ordentliche richtig ausgezahlte Pension war und noch bin, so sieht man doch durch das Schicksal Preußens jeden energischen Plan selbst zur litterarischen und geistigen Wiedergeburt unendlich erschwert. Doch, ich sehe, ich muß abbrechen, da ein Freund auf dem Sprunge steht, dieß bis Königsberg mitzunehmen. Unwandelbar der Ihrige,

Wolf".

„ad vocem Charkow, bitte ich Sie doch noch, mein theurer Freund, mir bald dasjenige zu berichten, was Sie nach der Wahrheit von dortigen Zuständen wissen oder leicht erkundigen können. Nicht einmal der Storch (Journ. üb. Rußl.) ist hier, wo etwas stehen soll; wenn das nicht veraltet ist. Man meldet mir nur von einer großen Summe Reisegeld bestimmt; nicht einmal das Nähere von den jährlichen Einkünften!"

Was in dem Briefe Ernst, was Scherz, was halber, was ganzer Ernst, oder Scherz ist, sagt der Verständige sich selbst, auch ohne mein Erinnern. Zum Ueberfluß noch das Wort: Wolf blieb in Berlin.

Morgenstern.

---

2) Zu Seite 14.

Schreiben einiger Schulmänner an Hochzuverehrendes Präsidium der Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Im Auftrage einer Anzahl der hier versammelten Schulmänner, wovon ich die Herrn Professoren Klumpp von Stuttgart, Haßler von Ulm, Dr. Mänscher und Feußner

Digitized by Google

von Hanau, Konsistorialrath Peter von Meiningen nenne, erlaube ich mir die ergebenste Bitte an das verehrte Präsidium, für besondere Besprechungen aus dem Gebiete der Pädagogik in den von den allgemeinen Versammlungen übrig bleibenden Stunden ein geeignetes Lokal einräumen zu wollen und zugleich das Vorhaben der vorläufig zu obigem Zwecke Zusammengetretenen durch geeignete Bekanntmachung, etwa durch schriftlichen Anschlag zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen. Vielleicht dürfte schon am Schlusse der heutigen Eröffnungssitzung der Anfang mit Einzeichnung der Namen und Wahl der Sitzungsstunden gemacht werden. Vorzüglich geeignet scheint uns jedoch die Stunde des Morgens von 8 bis 9 Uhr am Donnerstag und Freitag.

Mit ausgezeichneter Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Darmstadt, den 1. October 1845.

Curtmann,
Seminardirektor

---

3) Zu Seite 20.

Adresse der Versammlung an den Präsidenten, verfaßt von Prof. Zumpt.

Conventus philologorum Germanorum Darmstadiana congregatorum.

CAROLO DILTHEYO SAL.

Magno cum dolore nostro cognovimus ex litteris a Te ad collegam Tuum Car. Wagnerum missis, quam Te graves valetudinis causæ impeditum teneant quominus, quod cupiveramus, conventui nostro præsidere possis. Misisti etiam ad Illum orationem litteris consignatam, qua nos coram alloqui cogitaveras, quam cum collega Tuus exordii loco in consessu nostro recitaret, totam illam nobis cognitam et adamatam ingenii Tui præstantiam cum summa comitate humanitateque conjunctam animadvertere nobis videbamur. Sed quo ægrius aspectu Tuo rerumque tractandarum peritia in consessibus nostris caremus, tanto magis faciendum videtur, ut Tibi, vir clarissime, animorum nostrorum sensus per litteras significemus, eorumque quæ nostra causa laborasti meritissimam gratiam testemur. Etenim statim ingredientes hanc urbem excepisti duarum dissertationum, docte et ingeniose scriptarum, dono, cumque omnia summa cum cura ad recipiendos nos retinendosque cum fructu animorum et doctrinæ repperissemus, ejus rei gratiam Tibi inprimis cum ceteris viris, ad quos ea cura pertinuit, habendam esse facile intelleximus.

Sed cum contra valetudinis Tuæ gravissime affectæ rationes ne cupere quidem nobis liceat, ut conventui nostro intersis, petimus a Te, ut hanc nostram gratiarum significationem libenter accipias Tibique persuadeas omnium nostrum vota ad Deum Optimum Maximum converti, ut valetudinem cito recuperes longaque vita in florentissimo rerum Tuarum statu meritissime fruare. Vale.

Scrips. Darmstad. Cal. Octobr. 1845.

Digitized by Google

4) Zu Seite 63.

Schreiben der pädagogischen Section an Hochverehrliches Präsidium der Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Die für die diesjährige Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten gebildete pädagogische Section hat in Erwägung gezogen, daß viele Lehrer der Real- und höheren Bürgerschulen sich durch die bisherige Fassung des namentlich bei den Ankündigungen der Jahresversammlungen benützten §. 4 der Statuten zurückgesetzt und vielleicht theilweise veranlaßt gesehen haben, eine abgesonderte Versammlung zu Meißen zu halten. Die pädagogische Section ersucht deßhalb hierdurch die Hauptversammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten jener Stelle der Statuten durch den Zusatz „oder an Realschulen lehrt, oder gelehrt hat", das Verletzende zu nehmen, oder aber sich wenigstens ausdrücklich dahin auszusprechen, daß die Lehrer an Realschulen durch jene, ohne Zweifel arglos entstandene, Faffung von einer vollständigen Theilnahme an den Versammlungen der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten keineswegs ausgeschlossen sein sollen.

Darmstadt, den 3. Oct. 1845.

Der Präsident der pädagogischen Section.
Curtmann.

---

5) Zu Seite 63.

Stiftung einer deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Der Verein der Orientalisten, welcher im vorigen Jahre sich dem großen Philologen-Vereine angeschlossen hat, beehrt sich diesem größern Vereine mitzutheilen, daß gestern in seiner Mitte eine deutsche morgenländische Gesellschaft gestiftet ist, deren nach längerer Berathung angenommene Statuten, wie der Verein hofft, die Billigung aller Kenner und Freunde Orientalischer Studien, sowie die Bestätigung der hohen deutschen Regierungen erhalten werden. Nach diesen Statuten können nicht nur Sachgelehrte, sondern auch alle Gönner und Freunde der Orientalischen Studien ordentliche Mitglieder der Gesellschaft werden; und so beehrt sich die neue Gesellschaft ihre Gründung denjenigen Mitgliedern der größern Philologen-Gesellschaft anzuzeigen, welche ihr eine nähere Theilnahme schenken wollen. Die Unterzeichnung liegt im Locale des Orientalisten-Vereines offen. Den seit vorigem Jahre angeknüpften Zusammenhang mit den jährlichen Versammlungen der Philologen und Schulmänner wünscht der Orientalisten-Verein ferner aufrecht zu erhalten.

Darmstadt den 3. Oct. 1845.

H. Ewald,
als Vicepräsident der hiesigen Orientalisten-Versammlung.

Digitized by Google

6.

Verzeichniß der Mitglieder

der

achten Versammlung

deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten

in

Darmstadt

vom 30. September bis 4. October 1844.

(Die Mitglieder der zweiten Versammlung deutscher Orientalisten sind durch ein beigefügtes * bezeichnet.)

1. Th. Waitz, Dr. philos., von Marburg.
2. Georg Bausch, Gymnasiallehrer, von Büdingen.
3. Dr. Fr. Zimmermann, Gymnasiallehrer, von Büdingen.
4. Dr. H. Künzel, Lehrer an der höheren Gewerbschule zu Darmstadt.
5. Dr. Chr. Boßler, Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
6. Fr. Haas, Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
*7. Bender, Hofdiakonus zu Darmstadt.
8. A. Nodnagel, Gymnasiallehrer u. Freiprediger zu Darmstadt.
9. Prof. J. Felsing, Hofkupferstecher zu Darmstadt.
10. Freiherr von Wedekind, Oberforstrath zu Darmstadt.
11. Dr. Lauteschläger Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
*12. Dr. Palmer, Gymnasiallehrer zu Darmstdt.
13. Herz, Privatdocent, von Berlin.
14. Dr. Bender, Gymnasiallehrer zu Darmst.
15. Dr. A. Hüffell, Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
16. J. F. Knapp, Geh. Staatsrath zu Darmst.
17. L. Ewald, Oberbaudirections-Secretär zu Darmstadt.
18. Dr. K. Wagner, Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
*19. Ed. Reuß, Prof. theol. zu Straßburg.
*20. Dr. K. Zimmermann, Hofprediger zu Darmstadt.
21. Carl Gottlob Zumpt, Prof. an der Universität zu Berlin.
22. Heinrich Wagner, Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
*23. Dr. Flügel, Professor, von Meißen.
*24. Dr. Ewald, von Tübingen.
*25. Heinrich Lebrecht Fleischer Dr. der Theologie und Philosophie, ordentl. Prof. der oriental. Sprache an der Universität Leipzig.
*26. C. Rödiger, Professor, von Halle.
27. A. Feder, Geh. Hofrath und Hofbibliothekar zu Darmstadt.
28. Fischer, Reallehrer zu Darmstadt.
29. Fr. Schödler, Dr. philos., Gymnasiallehrer zu Worms.
*30. Joh. Bapt. Seipp, Gymnasiallehrer zu Worms.
*31. Ferd. Wüstenfeld, Professor, von Göttingen.
32. von Gottmann, Professor, von Offenbach.
33. Ph. Fischer, Lehrer an der höheren Gewerbschule zu Darmstadt.
*34. Dr. K. D. Haßler, Professor, von Ulm.
35. Curtmann, Seminardirector, von Friedberg.
*36. Dr. Hesse, Professor, von Gießen.
37. G. Rinck, Garnisonsprediger zu Darmst.
*38. Stähelin, Dr. und Professor der Theologie, von Basel.
39. Dr. W. Uhrig, Gymnasialamtscandidat zu Darmstadt
40. W. Mitzenius, Bibliothekar, zu Darmst.
41. Dr. Strecker, Lehrer an der höheren Gewerb- und Realschule zu Darmstadt.
42. Dr. Dilthey, Gymnasial-Director und Oberstudienrath zu Darmstadt.
*43. Fr. Dieterici, Candidat der Theologie, von Berlin.
44. Th. Höfer, Freiprediger zu Darmstadt.
*45. Hitzig, Professor, von Zürich.

Digitized by Google

46. Fr. Schwabe, Freiprediger zu Darmstadt.
47. Hofmann, Lehrer an der höheren Gewerb- und Realschule zu Darmstadt.
48. Dr. Walther, Hofbibliothekſecretär zu Darmstadt.
49. L. C. Dieffenbach, Dekan, von Schlitz in Oberhessen.
50. J. Kayſer, Gymnaſiallehrer zu Darmstadt.
51. Dr. Lüft, Großherzogl. Oberſchulrath zu Darmstadt.
*52. J. Olshauſen, Etatsrath u. Profeſſor, von Kiel.
*53. Gildemeiſter, Profeſſor, von Marburg.
*54. Helmsdörfer, fürſtl. Archivrath, ord. L. an der Realschule zu Offenbach.
*55. Bertheau, Profeſſor, von Göttingen.
*56. B. Dorn, kaiſ. ruſſiſcher Staatsrath u. Akademiker aus St. Petersburg.
*57. Dr. Fritzſche, Profeſſor der Theologie, von Gießen.
58. Dr. Sell, Profeſſor d. Rechte, von Bonn.
59. E. L. Wüſtemann, Prof., von Gotha.
60. Dr. J. Z. Steinmetz, Oberſtudienrath, von Mainz.
*61. Dr. Teipel, Gymnaſial-Oberlehrer, von Coesfeld.
*62. Dr. Neumann, Profeſſor an der Univerſität zu München.
63. M. Schall, Profeſſor, von Stuttgart.
64. Dr. Blümmer, Gymnaſiallehrer, von Bensheim.
65. Fr. Schäffer, Lehrer an der höheren Gewerb- und Realschule zu Darmstadt.
66. F. Höbel, Dr. philos. und Candidat der Theologie, von Frankfurt a. M.
67. J. Stücker, Stadtpfarrer zu Darmstadt.
68. Thurn, Garniſonsfreiprediger zu Darmstadt.
69. Dr. Beeſenmeyer, Profeſſoratsverweſer, von Ulm.
70. Dr. Peter, Conſiſtorialrath, von Hildburghauſen.
71. Dr. Zamminer, Profeſſor, von Gießen.
72. Guſt. Müller, Adjunct an der Kloſterſchule Donndorf in der Preuß. Prov. Sachſen.
73. A. Daniel, Dr. philos., Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle.
74. Fr. Ritſert, Freiprediger zu Darmstadt.
75. Dr. Oſann, Profeſſor, von Gießen.
76. Dr. Soldan, Gymnaſiallehrer, von Gießen.
77. Aug. Schnittſpahn, Freiprediger zu Darmstadt.
78. Dr. Schacht, Oberſtudienrath zu Darmstadt.
79. Dr. Eggert, Schulrath, von Neuſtrelitz.
*80. Dr. R. Roth, von Tübingen.
81. Georg Carl Guntrum, Freiprediger, zu Darmstadt.
82. Dr. Friedr. Aug. Eckſtein, Rector der Hauptſchule in Halle.
*83. Aug. Fr. Pott, Profeſſor, von Halle.
84. Dr. Joh. Barth. Goßmann, königl. Bayr. Studienlehrer, von Landau.
85. Dr. G. Klaiber, Prof. am Gymnaſium zu Stuttgart.
86. Dr. Carl v. Grüneiſen, Hofprediger und Conſiſtorialrath, von Stuttgart.
*87. Credner, Profeſſor der Theologie, von Gießen.
88. Lewald, Kirchenrath und Profeſſor, von Heidelberg.
89. Dr. Heiland, Gymnaſiallehrer, von Halberſtadt.
*90. A. Schleiermacher, Geh. Rath, zu Darmstadt.
91. Dr. Kruſe, Oberlehrer an der Realschule zu Elberfeld.
92. K. Klein, Gymnaſiallehrer, von Mainz.
93. Dr. Jacob Becker, Gymnaſialacceſſiſt, von Mainz.
94. Dr. Schiek, Gymnaſial-Director, von Hanau.
95. Dr. A. Witzſchel, Prof. von Eiſenach.
96. Barbieux, Profeſſor, von Hadamar.
97. Dr. Briel, Lehrer zu Darmstadt.
98. Dr. Ernſt Piſtor, Gymnaſiallehrer zu Darmstadt.
99. Chr. Walz, Profeſſor, von Tübingen.
100. P. Stark, Repetent, von Tübingen.
101. Dr. Th. Schmid, Director des Domgymnaſiums zu Halberſtadt.
102. Dr. W. Sell, Prof. der Rechte, von Gießen.
103. F. W. Klumpp, Prof. am Ober-Gymnaſium in Stuttgart.
104. Dr. Thudichum, Oberſtudienrath, von Büdingen.
105. Bömel, Dr. der Theologie und Rector, von Frankfurt a/M.

Digitized by Google

106. Dr. Stock, von Weimar.
*107. Alois Auer, Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, vormals öffentlicher Lehrer der neueren Sprachen in Linz.
108. K. F. Baur, Lehrer an der Musterschule in Friedberg.
109. Ludwig Baur, Geheimer Archivar zu Darmstadt.
110. Dr. Rumpf, Gymnasiallehrer, von Gießen.
111. G. Göhrs, Freiprediger zu Darmstadt.
112. Fr. Weiß, Oberappellationsgerichtsrath, zu Darmstadt.
113. Erk, Reallehrer von Düsseldorf.
114. Viehoff, Oberlehrer von Düsseldorf.
115. Dr. Hainebach, Gymasiallehrer, von Gießen.
116. Dr. Tafel, Professor der alten Literatur in Tübingen.
*117. Ch. Hertzberg, Cand. der orient. Philologie von Halle.
118. Dr. Herrig, Oberlehrer, von Elberfeld.
119. Dominicus, Gymnas.-Oberlehrer von Coblenz.
120. Dr. K. Lanz, Gymnasiallehrer, von Gießen
121. Bähr, Geh. Hofrath, von Heidelberg.
*122. Dr. Umbreit, Geheimer Kirchenrath u. Professor, von Heidelberg.
123. Dr. E. Meier, Privatdocent, von Tübingen.
*124. Gustav Weil, Bibliothekar u. außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen, von Heidelberg.
*125. Dr. Wolff, Stadtpfarrer, von Rottwil.
126. Bernhardy, Prof. von Halle.
127. Chr. Th. Schuch, Prof. von Bruchsal.
128. Dr. J. Ritz, Gymnasiallehrer von Fulda.
129. Th. Freytag, russ. kais. Staatsrath, und Professor an der St. Petersburger Universität.
130. Schell, Gymnasiallehrer, von Fulda.
131. Dr. Feußner, Gymnasiallehrer von Hanau.
132. Dr. Münscher, Gymnasiallehrer, von Hanau.
133. Dr. K. Herwig, Lehrer an der Realschule in Hanau.
134. J. P. Behaghel, Professor am Lyceum in Mannheim.
135. H. Hattemer, Gymnasiallehrer, von Biel.
136. Braubach, Professor, von Gießen.
137. Dr. Moser, Königl. Würtembergischer Kreisschulinspector, Rector und Prof. in Ulm.
138. Frdr. Creuzer, Geh. Rath, von Heidelberg.
139. Dr. K. F. Becker, von Offenbach.
140. C. G. Firnhaber, Dr. und Professor, von Wiesbaden.
141. Preller, Professor, von Jena.
142. E. Schaumann, Director der Realschule zu Offenbach.
*143. Dr. Julius Löbe, Pfarrer im Altenburgischen.
144. Dr. P. W. Forchhammer, Professor, von Kiel.
145. Joh. Gust. Droysen, Professor, von Kiel.
146. Karl Halm, Professor, von Speyer.
*147. Dr. A. Knobel, Professor, von Gießen.
148. A. Spieß, Conrector, von Dillenburg.
149. Dr. Ludwig Urlichs, Professor, von Bonn.
150. Dr. Scharpff, Prof. der Theologie, von Gießen.
151. Lachmann, Professor, von Berlin.
152. H. Schmitz, Vorsteher einer Lehranstalt zu Darmstadt.
153. Moriz Haupt, Prof., von Leipzig.
154. Ed. Böcking, Professor, von Bonn.
155. Gerlach, Professor und Bibliothekar, von Basel.
156. Baur, Gymnasiallehrer zu Darmstadt.
157. Steinberger, Realschuldirector, von Michelstadt.
158. Dr. Fritzsche, Privatdocent, von Gießen.
159. Dr. Ludwig Kayser, Professor Extr. an der Universität Heidelberg.
160. Nüßlin, Geh. Hofrth. von Mannheim.
161. Dr. Schaum, Gymnasiallehrer, von Gießen.
162. Dr. Doederlein, Professor und Studiendirector, von Erlangen.
163. Dr. K. Fr. Hermann, Professor, von Göttingen,
164. H. J. Chr. Weißenborn, Dr. philos., Prof. Extr., von Jena.
165. Dr. Schnitzer, Rector des Lyceums zu Reutlingen.

Digitized by Google

166. J. H. Roll, Realschuldirector von Mainz.
167. Cäsar, Professor, von Marburg.
168. Dr. Zeller, Privatdocent, von Tübingen.
169. F. Schoeller, Gymnasiall. von Mainz.
170. Dr. H. Koechly Oberlehrer, von Dresden.
171. J. Becker, Gymnasiallehrer, von Mainz.
172. Dr. Friedemann, Oberschulrath und Archiv-Director, von Idstein.
173. Dr. Haupt, Gymnasiallehrer, von Büdingen.
174. C. Hickler, Reallehrer zu Darmstadt.
175. Ritter Dr. Karl v. Morgenstern, k. russ. Staatsrath Prof ord. emer. der Universität Dorpat.
176. Dr. O. F. Fritzsche, Professor, von Zürich.
177. Dr. Franz Ritter, Prof. der klass. Philologie, von Bonn.
178. Dr. E. A. Fritsch, Oberlehrer am Gymnasium zu Wetzlar.
179. Fr. Joh. Herrmann, Gymnasiallehrer, von Bensheim.
180. S. Kunkel, Gymnasiallehrer, von Bensheim.
181. Jos. Helm, Director, von Bensheim.
182. Dr. L. Lersch, Docent an der Universität Bonn.
183. Olff, Reallehrer, von Michelstadt.
184. Bergk, Professor, von Marburg.
185. Wilhelm Wiegand, Director d. Gymnasiums und der Stadtschule zu Worms.
186. Dr. Nebel, Geh. Rath und Professor der Medicin, von Gießen.
187. Birnbaum, Geh. Rath und Professor, von Gießen.
188. Georg Rettig, Professor, von Bern.
189. Ferd. Lucius, Dr. philos. zu Darmstadt.
190. G. C. Dieffenbach, Cand. der Theologie zu Darmstadt.
191. Dr. von Ritgen, Prof., von Gießen.
192. Böckh, Geh. Regierungsrath und Professor, von Berlin.
193. Wilh. Vischer, Prof. u. d. Z. Rector der Universität zu Basel.
*194. v. d. Gabelentz, Geh. Reg.-Rath, von Altenburg.
195. Karl Bender, Institutsvorsteher zu Weinheim.
196. Dr. Rödiger, Prorector und Professor, von Frankfurt a/M.
197. H. Wedewer, Schulinspector, von Frankfurt a/M.
198. G. Bunsen, Cand. philos., von London.
199. Dr. H. Sauppe, Director, von Weimar.
200. Thudichum, Consistorialrath u. Dekan zu Rödelheim.
201. Dr. Sell, Prof. der Theologie, von Friedberg.
202. Weyer, Gymnasiallehrer, von Mainz.
203. Dr. Mich. Vogel, Gymnasiallehrer, von Mainz.
204. B. Bähring, Cand. theol., Lehrer an der Benderschen Anstalt zu Weinheim.
205. Leonh. Spengel, Professor der Philologie, von Heidelberg.
206. Dr. W. Diehl, Gymnasiallehrer von Gießen.
207. Dr. E. Otto, Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Mannheim.
208. Krämer, Pfarrer in Darmstadt.
209. C. Thurn, Sem.-Lehrer, von Friedberg.
210. Haußmann, Pfarrer von Niederberbach.
211. Geeck, Studienlehrer in Kaiserslautern.
212. Dr. Weigand, Lehrer an der Realschule zu Gießen.
213. Dr. Franz Fritzsche, Professor aus Rostock.
214. J. M. Helm, Gymnasiallehrer zu Bensheim.
215. J. B. Hoppe, Pfarrer von Seelbach im Nassauischen.
216. H. Schröder, Director der höheren Bürgerschule zu Mannheim.
217. Dr. Ph. Dieffenbach, Professor, von Friedberg.
218. G. Eigenbrodt, Pfarrverweser von Dauernheim, Kreis Nidda.
219. Dr. W. S. Teuffel, Privatdocent, von Tübingen.
220. E. Hesse, Candidat der Theologie, von Marburg.
221. Dr. E. Duller, zu Darmstadt.
222. F. Albert, Reallehrer, von Michelstadt.
223. H. Bender, Professor, von Weinheim.
224. O. Hoffmann, Lehrer an der ersten Stadtknabenschule zu Darmstadt.
225. Cornelius, Gym.-Lehrer aus Coblenz.
226. Dingeldey, Pfarrer zu Bessungen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

I. Protokoll der vorbereitenden Sitzung.

Seite

Eröffnungsrede des Vicepräsidenten . . . 1
Ernennung der Secretäre und Vorlesung der Statuten 4
Empfangs- und Bewillkommnungsrede des abwesenden Präsidenten . . . . . —
Beschluß einer Adresse an Denselben 11
Der Vicepräsident referirt über die dem Vereine geschenkten Schriften . . . . . —
Creuzer (Geh. R.): Dank für die von der Dresdener Versammlung an ihn erlassene Zuschrift 12
Discussion über Bildung und Einrichtung von Sectionen 14
Einladung zur Vorberathung über die Wahl eines Versammlungsortes für 1846 16

II. Protokoll der ersten öffentlichen Sitzung.

Ehrenadresse an A. Böckh, beantragt von dem Vicepräsidenten, abgefaßt von Professor K. F. Hermann 17
Walz (Prof.): über die neuesten Entdeckungen in den Ruinen von Ninive 18
Bemerkungen zu diesem Vortrage von Etatsrath Olshausen und Prof. Stähelin . . . 20
Vorlesung und Genehmigung des von Prof. Zumpt abgefaßten Schreibens an den Präsidenten . . . . . —
Die Abstimmung über die Sectionenbildung fortgesetzt und beendigt gegen Prof. Hermanns Interpellation 21
Zumpt (Prof.): über die persönliche Freiheit des römischen Bürgers und die gesetzlichen Garantieen derselben . . . . . —
von Morgenstern (Staatsrath): Brief Göthe's an Klinger und Antwortschreiben des letzteren, mit kurzen eingestreuten Bemerkungen . . . 43

III. Protokoll der zweiten öffentlichen Sitzung.

Wunsch des Prof. Forchhammer in Bezug auf eine Verhandlung der pädagog. Section . . —
Hermann (Prof. K. F.): über die Entstehungszeit der Laokoonsgruppe 50
Discussion über diesen Vortrag, geführt von den Prof. Walz, Bergk, Urlichs, Geh. Rath Creuzer und dem ersten Redner 55
Die dem Vereine geschenkten Schriften werden der Gymnasialbibliothek zu Darmstadt übermacht . 62
Jena, demnächstiger Versammlungsort . . . . —
Mehrere Mittheilungen durch den Vicepräsidenten . . . . . —
Gerlach (Prof.): über Kimbern und Teutonen 63
Ueberreichung der Ehrentafel für A. Böckh. durch den Vicepräsidenten und dankende Worte des Gefeierten 70
Bemerkungen zu Gerlach's Vortrag von Dr. Münscher und Prof. Haupt 72
Köchly (Oberlehrer Dr.): über das zweite Buch der Iliade 73
Kurze Debatte darüber zwischen dem Redner und Professor Lachmann 77

IV. Protokoll der dritten öffentlichen Sitzung.

Schreiben und Antrag der pädagog. Section die Reallehrer betr., wird genehmigt 79
Schoedler (Gymnasiall. Dr.): über das bildende Moment der Chemie für den Unterricht in Gymnasien 79
Ansprache des Geh. R. Creuzer an die Versammlung 86
Discussion über Schödlers Vortrag: Archivdirector Friedemann, Professor Forchhammer, Conf. R. Peter, Dr. Münscher 87
Die Redaction der Protokolle wird den in Darmstadt wohnenden Secretären übertragen und eine Deputation ernannt zur Ueberreichung des an den Präsidenten gerichteten Schreibens der Versammlung 92
Doederlein (Prof.): Erklärung einiger schwierigen Homerischen Wörter 92
Discussion darüber: Dr. Hainebach und Prof. Weißenborn 93
Wagner (Gymnasiall. Dr.) über die Gränzen der Rede- und Lehrfreiheit in Athen 94
Debatte über den Proceß des Sokrates: Professor Forchhammer, Dir. Vömel, Professor Vischer, Prof. Preller, Dir. Thudichum 106
Abschiedsrede des Vicepräsidenten 108
Dank der Versammlung von Prof. Walz ausgesprochen 109

V. Beilagen.

1. F. A. Wolf's Ruf nach Charkow. Ungedruckter Brief an K. v. Morgenstern . . 110
2) Schreiben einiger Schulmänner an das Präsidium des Vereines 111
3) Schreiben der pädagogischen Sectin an dasselbe 112
4) Adresse der Versammlung an den Präsidenten 113
5) Stiftung einer deutschen morgenländischen Gesellschaft 113
6) Verzeichniß der Mitglieder der achten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten 114

Nachträge und Berichtigungen.

S. 3. Z. 20: lies inne statt ein. — S. 13. Z. 2 v. u. lies mehrere statt mehreren — S. 14.: Als Geh. R. Creuzer seine Rede beendigt hatte, rief die Versammlung ein „Bravo“, und der Vicepräsident fügte hinzu: „die Versammlung hat selbst gesprochen. Empfange den ehrwurdige Redner auch aus meinem Munde den Ausdruck der Freude und des Dankes für seine mit jugendlichem Geiste gesprochenen Worte.“

Digitized by Google

Verhandlungen

der

neunten Versammlung

deutscher Philologen, Schulmänner

und

Orientalisten

zu Jena

am 29. 30. September, 1 und 2. October

1846.

Jena, 1847.
Crökersche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Im Auftrage der beiden Herren Präsidenten der Versammlung übernahm der Unterzeichnete die Redaction dieser Verhandlungen. Sein Bestreben ging vor Allem dahin, ein möglichst vollständiges und treues Bild des Gesprochenen zu geben; zu diesem Zwecke versuchte er nach seinen Aufzeichnungen, mit denen er die der beiden andern Secretaire verglich, eine Reproduction der zum größeren Theile frei gehaltenen Vorträge und der daran geknüpften ausführlicheren Discussionen, und sandte die einzelnen Blätter den Rednern zur Durchsicht und Vervollständigung zu (siehe die Mittheilung des zweiten Präsidenten S. 67). Sobald die Antwortschreiben derselben eingegangen waren, konnte der Druck beginnen. Die Herren Proff. Fortlage und Piper theilten die von ihnen aufgezeichneten Vorträge mit, sowie sie gehalten worden waren; Herr Prof. Lindner behielt sich die Bekanntmachung seines Vortrags in einer besondern Schrift vor, mit welcher er sich an dem in Sachsen angeregten Streite über Gymnasialwesen zu betheiligen gedenkt, und sandte daher seinen Vortrag nicht ein. Am Schlusse ist auch eine Uebersicht der Verhandlungen des Orientalistenvereins beigegeben, welche der erste Secretair desselben Prof. Stickel entworfen hat. Noch möge erinnert werden, daß in den ersten beiden Sitzungen der erste Präsident, Geh. Hofr. Hand, in den beiden letzten (von S. 46 an) der zweite, Geh. Hofr. Göttling, den Vorsitz führten, daher überall, wo der Präsident genannt ist, der jedesmal den Vorsitz führende zu verstehen ist. Und so mögen diese Blätter eine gute Aufnahme finden und den Anwesenden eine freundliche Erinnerung an die Tage frohen Zusammenseins, denen aber, die nicht erscheinen konnten, einigen Ersatz gewähren!

Jena, den 17. Februar 1847.

Hermann Weißenborn.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Statuten des Vereins S. 1.
Verzeichniß der Mitglieder S. 4.
Alphabet. Verzeichniß der auswärtigen Mitglieder S. 9.
— — ihrer Wohnörter S. 11.
I. Protokoll der vorbereitenden Sitzung den 29. September S. 12—25.
Eröffnungsrede des 1. Präsid. Hand S. 12.
Debatte über die gleichmäßige Ansetzung der Herbstferien S. 17.
— über die unterlassene Einladung der Realschullehrer S. 20.
Eingegangene Geschenke S. 23.
II. Verhandlungen der ersten öffentl. Sitzung den 30. Sept. S. 25—34.
Rede des ersten Präsidenten S. 25.
Köchly über Euripides' Hekabe S. 30.
Discussion: Müller S. 37.
Bergk über die Geschwornengerichte zu Athen S. 38.
Discussion: Göttling S. 41, Sauppe S. 42, Wischer S. 44.
III. Verhandlungen der 2. öffentl. Sitzung, den 1. Octbr. S. 44—68.
Rost's Bericht über Wahl des nächsten Versammlungsorts (Basel) S. 44.
Preller über das Zwölfgötterſystem S. 48.
Discussion: Gerhard S. 53, Bergk S. 54, Walz S. 55.
Schneidewin über den Hymnus auf Poseidon S. 56.
Bemerkungen von Prutz, Walz, Sauppe S. 62.
Döderlein über Thersites S. 62.
IV. Verhandlungen der 3. öffentl. Sitzung den 2. October S. 69—93.
Lindner über die Leistungen des Vereins für Gymnasialpädagogik (Auszug) S. 69.
Eckstein's Bemerkung S. 70.
Fortlage über die vorpythagoreische Musik der Griechen S. 68.
Piper über das Klassische im Dante S. 79.
Peter's Bericht über die Verhandlungen der pädagogischen Section S. 89.
Schlußwort des 2ten Präsidenten S. 92.
Auszug aus den Verhandlungen der Orientalisten S. 93.
Beilagen: S. 96—100.
Nr. 1. Schreiben des Dr. Hautz S. 95. Nr. 2—6. Gedichte: von Tittmann S. 96. Welcker S. 97. Weißenborn S. 97. Trennert S. 98. Schöler S. 98. Nr. 7. Schreiben des Präsid. der Orientalisten, Dr. Hoffmann S. 99. Nr. 8. Schreiben des Dr. Stetter S. 99.

Digitized by Google

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner*).

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit ausgleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

*) Seit der 7ten (Dresdner) Versammlung haben sich auch die deutschen Orientalisten dem Vereine als besondere Section angeschlossen.

Digitized by Google

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat*);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen**).

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch giebt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

---

*) Nach dem Beschlusse der sechsten Versammlung ist die erste Hälfte einer jeden öffentlichen Sitzung zur Anhörung von Vorträgen, die zweite aber zur freien Discussion theils über diese Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben bestimmt. S. die Verhandlungen der zweiten öffentlichen Sitzung der 6ten Versammlung. S. 48; doch wurde in der ersten Sitzung der 9ten (Jenaer) Versammlung gleich nach dem ersten Vortrage beschlossen, die Discussion unmittelbar auf denselben folgen zu lassen und dabei geltend gemacht, daß keiner Versammlung die Befugniß zustehe, einer der nächstfolgenden Versammlungen Vorschriften für die innere Oekonomie derselben zu machen, sondern daß jede in dieser Beziehung autonom sei.

**) Nach einem Beschlusse der sechsten Versammlung soll sich das Präsidium mit einem Comité über den nächsten Versammlungsort des Vereins berathen und das Resultat der Berathung in einer der öffentlichen Sitzungen zur Beschlußnahme vorlegen. S. die Verhandlungen der vorbereitenden Sitzung der 6ten Versammlung S. 7.

Digitized by Google

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande*) liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern. — F. Kohlrausch, Königlich Hannöverscher Ober-Schulrath. — C. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen. — C. Lachmann, ordentlicher Professor der Philologie in Berlin. — Jakob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen. — M. H. E. Meier, ordentlicher Professor der Philologie in Halle. — Ernst von Leutsch, außerordentlicher Professor zu Göttingen. — Aug. Friedr. Pott, außerordentlicher Professor zu Halle. — Theodor Bergk zu Halle. — Professor Emperius zu Braunschweig. — F. Ranke, Gymnasial-Direktor zu Göttingen. — F. G. Welcker, Professor in Bonn. — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen. — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg. — Dr. Ahrens zu Ilfeld. — Conrektor Dr. Geffers zu Göttingen. — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen. — Dr. Karl Grotefend zu Hannover. — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen. — Dr. Bode, Privatdocent in Göttingen. — H. Dahlmann in Göttingen. — W. Grimm in Göttingen. — H. Ewald in Göttingen. — Prof. Dr. Ritschl zu Breslau. — Hofrath Göttling zu Jena. — Prof. Dr. Rost zu Gotha. — Direktor Dr. Grotefend zu Hannover.

*) welcher aus einem Präses und einem Vice-Präses besteht. S. die Verhandlungen der dritten Versammlung. S. 43.

Digitized by Google

Verzeichniß

der Mitglieder der neunten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten,

welche sich in Jena am 28. September 1846 eingezeichnet haben.

1. Ferdinand Hand, Professor in Jena.
2. Goettling, Prof. in Jena.
3. D. A. G. Hoffmann, Prof. d. Theol. in Jena.
4. D. Stickel, Prof. in Jena.
5. Dr. Hermann Weißenborn, Prof. in Jena.
6. L. Preller, Prof. in Jena.
7. Schulrath Dr. Eggert in Neustrelitz.
8. Richter, Lehrer in Jena.
9. D. Neumann, Prof. aus München.
10. R. Rost, Cand. theol. aus Eisenberg.
11. Dr. G. Bippart, Privatdocent in Jena.
12. Prof. Bertheau aus Göttingen.
13. E. Fiedler aus Dessau.
14. Dr. Kritz, Prof. aus Erfurt.
15. Dr. Elze aus Neubrandenburg i. Mecklenburg.
16. Franz Kindscher, Cand. philol. aus Dessau.
17. J. F. Bulle, Oberpfarrer in Pösneck.
18. Prof. Dr. Calmberg aus Hamburg.
19. Prof. Dr. Stähelin aus Basel.
20. Lindig, Cantor in Jena.
21. Peucer, Präsident des Oberconsistoriums in Weimar.
22. Dr. A. Hoefer, Prof. in Greifswald.
23. Collaborator A. Beinitz aus Jena.
24. Prof. Dr. Dietsch aus Grimma.
25. Prof. Dr. Fr. W. Schneidewin aus Göttingen.
26. Oberlehrer H. Uhlworm aus Arnstadt.
27. Dr. H. Düntzer aus Cöln.
28. Conrector Bretschneider aus Gera.
29. Dr. J. Gildemeister, Prof. in Marburg.
30. Dr. v. Heßling in Jena.
31. Dr. Chr. Klopffleisch, Archidiaconus in Jena.
32. Dr. D. L. B. Wolff, Prof. in Jena.
33. Stadelmann, Gymnasialdirector in Dessau.
34. Dr. Schellenberg, Prof. in Eisenberg.
35. Hermann Rentsch, Cand. theol. zu Jena.
36. Dr. Domrich in Jena.
37. Ed. Kirchberg, Cand. theol. aus Wienrode.
38. Dr. B. Stark in Jena.
39. Dr. Carl Otto, Privatdocent d. Theol. in Jena.
40. D. A. Schmidt, Prof. in Jena.
41. Dr. Stieren, Privatdocent in Jena.
42. Dr. E. Schmid, Prof. in Jena.
43. Dr. Fr. Braun in Jena.
44. Dr. Brandis, Geh. Justizrath aus Meiningen.
45. Dr. Schauer, Pfarrer in Wenigenjena.
46. Dr. Renner in Jena.
47. Dr. jur. C. F. Müller in Jena.
48. E. Kopp aus Jena.
49. Dr. Ernst Klußmann aus Rudolstadt.
50. Gustav Schumacher, Cand. theol. in Jena.
51. Dr. C. Guyet, Geh. Justizrath u. Prof. in Jena.
52. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
53. Prof. Dr. Stenzler aus Breslau.
54. D. Wilibald Grimm, Prof. d. Theol. in Jena.
55. Prof. Hermann Brockhaus aus Leipzig.
56. Dr. Hermann Kellgren aus Helsingfors in Finnland.
57. Dr. Schöler, Director d. Gymnasiums in Erfurt.
58. Karl Trebitz, Cand. in Jena.
59. Dr. Fr. S. Voigt, Geh. Hofrath u. Prof. in Jena.
60. Fr. Joh. Frommann in Jena.

Digitized by Google

61. Dr. J. C. C. Schwarz in Jena.
62. Fr. Schläger, Diakonus in Jena.
63. Ob. App. Ger. Secretär Dr. Gille in Jena.
64. Dr. Schlömilch, Prof. in Jena.
65. H. Mauke jun. in Jena.
66. Dr. J. Günther in Jena.
67. Piper, Prof. aus Berlin.
68. Geh. Hofrath Bachmann in Jena,
69. Brüggemann, Geheimerath von Berlin.
70. Lachmann, Prof. von Berlin.
71. Dr. jur. von Groß in Jena.
72. Dr. Bayer in Jena.
73. Major von Knebel in Jena.
74. Prof. Fortlage zu Jena.
75. Heinr. Deinhardt, Cand. phil. von Weimar.
76. D. E. Meier aus Tübingen.
77. Rector Dr Fr. Aug. Eckstein aus Halle.
78. Dr. Zittmann in Jena.
79. Dr. Ludw. Koch aus Ohrdruff.
80. Conrector Höpfner aus Jena.
81. Dr. E. Weller aus Jena.
82. Cand. philol. A. Schubart aus Weimar.
83. Lehrer Lobe aus Jena.
84. Hermann Sauppe D., Director des Gymnas. in Weimar.
85. Dr. J. Horkel aus Berlin.
86. Prof. A. W. Winkelmann aus Leipzig.
87. Prof. D. Ernst Lieberkühn aus Weimar.
88. Prof. D. Scharff aus Weimar.
89. Prof. Dr. Obbarius aus Rudolstadt.
90. Dr. L. F. Hesse, Hofr. und geh. Archivar aus Rudolstadt.
91. Dr, Th. Obbarius aus Rudolstadt.
92. Geh. Rath Dr. Schmid von Jena.
93. Dr. E. S. Mirbt in Jena.
94. Dr. Tröbst in Jena.
95. Prof. Schmidt aus Naumburg.
96. Ed. Schmid, Pfarrer zu Pfiffelbach.
97. Dr. Elle, Gymnasialcollaborator in Weimar.
98. Ed. Billig, Collaborator in Jena.
99. Dr. Bormann, Adjunct im Kloster Roßleben.
100. C. Hotzel in Jena.
101. Dr. Wedel in Jena.
102. Director Dr. Krueger aus Braunschweig.
103. Dr. Raph. Kuehner aus Hannover.
104. Dr. C. L. Grotefend aus Hannover.
105. Oberappellationsrath D. Heimbach von hier.
106. Dr. B. Matthiae von hier.
107. O. A. G. Rath Dr. Schüler von hier.
108. Prof. D. Weber von Weimar.
109. Prof. Dr. Vent von Weimar.
110. Prof. Dr. Franke, Rector d. königl. Landesschule in Meißen.
111. Prof. Dr. Martin in Jena.
112. Prof. Dr. Ameis aus Mühlhausen.
113. Prof. D. Habich aus Gotha.
114. Dr. O. Schneider, Gymnasiallehrer aus Gotha.
115. Dr. F. Berger aus Gotha.
116. E. Beiß, Schulrector in Jena.
117. Dr. C. Boettcher, Gymnasiallehrer aus Rudolstadt.
118. Dr. Carl Friedr. Gruner aus Jena.
119. Dr. Hermann Koechly von Dresden.
120. Dr. Sintenis, Prof. aus Zerbst.
121. Kirchenrath Dr. Klein von Eisenberg.
122. Director Dr. Pabst aus Arnstadt.
123. Dr. Benker, Director eines Knaben-Instituts zu Jena.
124. Mösta aus Eschwege, Gymnasiallehrer.
125. L. Welcker, Candidat der Theolog.
126. Dr. Schaub, Regierungsrath in Magdeburg.
127. Dr. Förtsch, Gymnasialdirector aus Naumburg.
128. Dr. Müller, Prof. aus Naumburg.
129. Dr. C. W. Nauck, Prorector des Gymnasiums zu Cottbus.
130. Dr. K. A. Credner, Prof. aus Gießen.
131. Dr. H. Wackenroder, Prof. aus Jena.
132. Prof. Welcker aus Gotha.
133. Bergk, Prof. aus Marburg.
134. Dr. Carl Hase, Prof. von hier.
135. Dr. Doederlein, Prof. in Erlangen.
136. Dr. Blank, Prof. aus Halle.
137. Dr. Ranke, Director aus Berlin.
138. Dr. Koner aus Berlin.

Digitized by Google

139. Dr. Eckardt, Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle.
140. Dr. Niemeyer, Lehrer an der lat. Schule zu Halle.
141. Dr. Böhme, Lehrer an der lat. Schule zu Halle.
142. Dr. Scheibe, Gymnasiallehrer in Neustrelitz.
143. Dr. Sintenis, Regierungs- und Consistorialrath aus Dessau.
144. Dr. Henneberger, Gymnasiallehrer aus Hildburghausen.
145. Dr. Daniel aus Halle.
146. Dr. Splieth aus Halle.
147. Prorector Göll aus Schleiz.
148. Hofdiakonus Weißker aus Schleiz.
149. Dr. Wilhelm Corte, Gymnasiallehrer aus Zerbst.
150. Dr. Bergmann aus Berlin.
151. Dr. Fürstenau aus Marburg.
152. Rödiger, Prof. aus Halle.
153. Fleischer, Prof. aus Leipzig.
154. Dr. Haltaus, Gymnasiallehrer aus Leipzig.
155. Dr. H. Wuttke aus Leipzig.
156. Ludewig, Rector des Lyceum in Eisenberg.
157. C. F. Horlbeck, Schul-Inspector in Greiz.
158. M. Herzog, Schulrath und Director aus Gera.
159. D. Behr, Geheimer Kirchenrath aus Gera.
160. Dr. Mayer, Professor aus Gera.
161. Sauppe, Subconrector aus Gera.
162. Consistorialrath und Superintendent Bach aus Ohrdruff.
163. A. Bach, Cand. philol. aus Ohrdruff.
164. Prof. Dr. Schrön von Jena.
165. Studienlehrer Hoffmann aus Nürnberg.
166. Prof. G. Seyffarth aus Leipzig.
167. Dr. C. C. Putsche, Prof. am Gymnasium zu Weimar.
168. Dr. W. Weißenborn, Prof. am Gymnasium zu Eisenach.
169. Karl Halm, Prof. aus Speyer.
170. Oberschulrath D. Rost aus Gotha.
171. Prof. Dr. Walz aus Tübingen.
172. E. F. Wüstemann, Prof. aus Gotha.
173. F. Wüstenfeld, Prof. aus Göttingen.
174. Jul. Caesar, Prof. aus Marburg.
175. Wilh. Vischer, Prof. u. d. Z. Rector der Universität zu Basel.
176. Fr. Dor. Gerlach, Prof. u. Bibliothekar zu Basel.

Am 29. September haben sich in Jena eingezeichnet.

177. Dr. Larsow, Prof. aus Berlin.
178. Dr. Seyffert, Prof. aus Berlin.
179. Heydemann, Prof. aus Berlin.
180. Dr. G. Curtius, Privatdocent aus Berlin.
181. Dr. A. W. Zumpt aus Berlin.
182. Dr. Gust. Wolff aus Berlin.
183. Gymnasiallehrer Täuber aus Berlin.
184. Dr. L. Wiese, Prof. aus Berlin.
185. Fr. Franke, Oberappellationsger.-Secretär in Jena.
186. Dr. Kannegießer, Dir. u. Prof. a. D. aus Berlin.
187. Dr. Queck, Collab. am Gymn. zu Sondershausen.
188. Dr. Karl Wilh. Müller aus Apolda, Prof. d. Univ. u. d. Gymn. in Bern.
189. Dr. Hermann Schaarschuch, Lehrer am Gymnasium zu Gera.
190. Reichard, Pfarrer aus Magdala.
191. Dr. Luden aus Weimar.
192. Bonnell, Gymnasialdirector aus Berlin.
193. Wehner, Cand. in Jena.
194. C. W. Walz, Universitätsbuchhändler in Jena.
195. Fr. Sostmann, Lehrer am Stoyschen Institut.
196. M. Haupt aus Leipzig.
197. Friedr. Mauke in Jena.
198. Mor. Theod. Frommelt, Pastor zu Etzdorf.
199. Christ. Burkhardt, Pfarrer zu Jenaprießnitz.
200. A. B. Krische, Prof. aus Göttingen.
201. C. C. Küttner, Pf. und Adj. und Vorsteher eines Erziehungsinstituts aus Berlstedt.
202. Dr. Kießling, Gymnasialdirector aus Posen.
203. C. G. Wunder, Prof. aus Meißen.
204. Dr. Kraner, Prof. aus Meißen.
205. Dr. Reinhold Schmid, Prof. aus Bern.
206. Prof. Dr. Sauppe, Gymnasialrector aus Torgau.
207. Oberlehrer G. Rothmann, Subrector aus Torgau.

Digitized by Google

208. Dr. K. W. Scheidler, Prof. in Jena.
209. Prof. D. Petermann aus Berlin.
210. Dr. H. Fischer, Director des Gymnasiums zu Meiningen.
211. Dr. Stürenburg, Director des Gymnasiums zu Hildburghausen.
212. Prof. Meier aus Halle.
213. Prof. Gerhard aus Berlin.
214. Cand. Lindemann aus Gotha.
215. Prof. Dr. Snell in Jena.
216. F. Stark aus Jena.
217. K. A. Weidemann aus Saalfeld.
218. Geh. Hofrath Schulze in Jena.
219. Dr. utr. jur. Hermann Schulze in Jena.
220. G. Lotholz, Cand. philol. in Jena.
221. Bartholomaei, Cand. zu Jena.
222. Retz, Lehrer an der Bürgerschule zu Jena.
223. Dr. Peter, Consistorial- und Schulrath in Hildburghausen.
224. Dr. Arnold, Gymnasiallehrer und Privatdocent in Halle.
225. R. Hickethier, Regierungs-Accessist in Jena.
226. Gymnasiallehrer Dr. Doberenz aus Hildburghausen.
227. Prof. Dr. Stoy aus Jena.
228. Pastor Hoffmann aus Kospeda.
229. Dr. A. Danz, Oberappellationsrath u. Prof. in Jena.
230. K. Koch Prof. in Jena.
231. Dr. Ortloff, Oberappellationsgerichtspräsident zu Jena.
232. Dr. Bernstein, Prof. aus Breslau.
233. Pfarrer Weichardt aus Nermsdorf bei Weimar.
234. Prof. Dr. Theile aus Bern.
235. Hofr. D. Huschke, in Jena.
236. Prof. Dr. G. Suckow, in Jena.
237. F. Müller, Adjunct in Pforta.
238. Dr. Steinhart, Prof. in Pforta.
239. K. Keil, Prof. in Pforta.
240. Dr. Jacob, Prof. in Pforta.
241. Wolff, Prof. in Pforta.
242. Jacobi I., Prof. in Pforta.
243. Jacobi II., Prof. in Pforta.
244. Dr. Corssen, Adjunct in Pforta.
245. Dr. Lorenz in Jena.
246. Carl Reinhold in Jena.
247. F. W. Eckhardt in Jena.
248. Dr. Heinrich Doering in Jena.
249. Dr. Wilibald Artus, Prof. in Jena.
250. Dr. Gustav Schueler, Bergrath u. Prof. in Jena.
251. K. Becker, Lehrer im Benkerschen Institut in Jena.
252. J. C. A. Burkhart, Oberpfarrer und Adjunctus in Lobeda.
253. W. C. C. Heimbach, Stadtgerichtsrath aus Leipzig.
254. Heinrich Kühn, Regierungsrevisor in Weimar.
255. Emil Herbst, Dr. jur. in Jena.
256. Geh. Reg. Rath Prof. Böckh in Berlin.
357. Wilh. Carl Fr. Suckow, Med. P. P. O. zu Jena.
258. Eduard Wesselhöft, Pastor zu Hottelstädt.
259. Otto Gumprecht, Dr. jur. aus Berlin.
260. Bernh. Giseke, Cand. aus Kamburg.
261. Schweitzer, Staats-Minister aus Weimar.
262. Prof. Dr. Gottfried Hermann aus Leipzig.
263. Dr. Carl Koch, Amtscommissär in Jena.
264. F. Peter, Oberlehrer am Gymnasium zu Zeitz.
265. G. Kahnt, Prorector am Gymnasium zu Zeitz.
266. Dr. Rinne, Oberlehrer am Gymnasium zu Zeitz.
267. Pfarrer Kirmst aus Ballstedt.
268. Oberst von Paschwitz in Jena.
269. A. Thierbach aus Weimar.
270. Dr. Eugen Peucer, Pfarrer zu Groß-Löbichau.
271. Acc. O. Hotzel aus Jena.
272. Dr. Genßler, Generalsuperintendent zu Coburg.
273. Dollfuß aus Bavre bei Paris.
274. Dr. Krehl aus Leipzig.
275. Dr. Dieterici aus Berlin.
276. Prof. Dr. Lindner aus Leipzig.
277. Prof. Dr. Küchler aus Leipzig.
278. Dr. Fritzsche aus Gießen.
279. O. A. Rath Dr. Paulssen in Jena.
280. Dr. Prutz aus Halle.

Digitized by Google

Am 30. September 1846 haben sich in Jena eingezeichnet.

281. Dr. Fritsche, Prof. aus Zürich.
282. Dr. Liebmann aus Halle.
283. Härtel, Cand. d. Theol. aus Weimar.
284. Dr. P. E. Svedbom, Gymnasiallehrer aus Stockholm.
285. W. Kronfeld, Lehrer an der Realschule zu Jena.
286. Haberland, Conrector am Lyceum zu Eisenberg.
287. Klötzner, Chr. W., Superintendent und Oberpfarrer zu Eisenberg.
288. Karl Hercher, Lehrer in Dornburg.
289. Brüger, Pfarrer zu Maua.
290. Knote, Cand. d. Theol. aus Maua.
291. Dr. Vermehren, OAGRath zu Jena.
292. Meinecke, Advocat u. Notar aus Braunschweig.
293. Dr. Heumann, Regierungsassessor aus Weimar.
294. Pfarrer D. Schottin aus Köstritz.
295. Dr. August Straubel aus Gotha.
296. Karl Meyer aus Gotha.
297. K. Kalbitz in Jena.
298 Dr. Foß aus Altenburg.
299. Dr. Voigtmann in Jena.
300. Wilh. Rein, Prof. in Eisenach.
301. Dr. A. Rein aus Crefeld.
302. C. G. Zimmermann aus Jena.
303. Georg Gerstung in Jena.
304. Joh. Georg Eichler aus Vacha, Cand. d. Theol.
305. Walch von Jena.
306. Justitiar Löber aus Kahla.
307. Subdiaconus Dr. Nitzelnadel aus Kahla.
308. Superint. R. Buhler aus Dornburg.
309. Adolph Wlokka, kön. Pr. Porte d'épée-Fähnrich.
310. Karl Traut, Lehrer in Erfurt.
311. J. F. Lossius, Pfarrer und Adj. in Dorndorf bei Dornburg.
312. A. Schumann, Cand. jur. aus Weimar.
313. C. Hagen, Adj. und Pfarrer in Rothenstein.
314. Gustav Jacobs, Major a. D. in Kahla.
315. D. J. H. Rausche, Diak. in Lobeda.
316. Dr. Schömann, Prof. Med. in Jena.
317. Dr. Wachsmuth, Prof. in Leipzig.
318. Dr. Gustav Hase, Anwalt aus Weimar.
319. Dr. Friedr. Alph. Peucer aus Weimar.
320. K. G. Graf, Licent. Theol. aus Kleinzschocher bei Leipzig.
321. Theobald Steinert, Rechtscandidat aus Niederroßla.
322. Pfarrer Steinert aus Niederroßla.
323. Hülfslehrer Sonnekalb aus Dornburg.
324. Dr. Emil Mahr, Prof. am Gymnasium zu Eisenach.
325. Adolf Schöll aus Weimar.
326. Geh. Medicinalrath Dr. Froriep aus Weimar.
327. Dr. Heinrich Kiepert aus Weimar.
328. Alb. Aulhorn aus Thalbürgel, Amtsregistrator.
329. Aug. Reisig, Amtscommissär in Roßla.
330. Albr. Weber, Dr. phil. in Berlin.
331. Joh. Gottfr. Gabler, Dr. phil. Pastor zu Oßmannstedt.
332. Carl Christ. L. Lindig, Großh. Stadtrichter und Justizamtmann zu Jena.
333. Ernst Müller, Großh. wirklicher Kanzleirath aus Weimar.
334. Bernh. Schmidt, Großh. Rentcommissär in Jena.
335. Lindemann, Cand. theol. aus Burgau.
336. Robert Felsberg, Cand. theol. aus Gotha.
337. Robert Hiecke, Prof. am Gymnasium in Merseburg.
338. Gottfr. Freyer, Collaborator ebendaselbst.
339. Dr. Ziegler aus Weimar.
340. Dr. H. Niemeyer, Direktor der Franckeschen Stiftungen aus Halle.
341. J. Fr. Otto Rasemann, Lehrer am Pädagogium in Halle.
342. Theodor Martin, Regierungsaccessist aus Weimar.

Digitized by Google

Am 1. October 1846 haben sich in Jena eingezeichnet.

343. W. Elster, Direktor am Gymnasium zu Clausthal.
344. W. Stade, Musikdirector in Jena.
345. Dr. Minckwitz aus Leipzig.
346. A. W. Rohn, Cand. d. Theol. aus Jena.
347. Hermann Wilhelm Münderloh, Regier. Accesf. aus Weimar.
348. v. Wüstemann aus Kahla.
349. Prof. Rückert von hier.
350. Wirkl. Geheimerath, Kanzler Dr. von Müller aus Weimar.
351. Ober-Appellations-Rath Hettling aus Wolfenbüttel.
352. Stadtdirektor Bode aus Braunschweig.
353. Advocat M. Gabler aus Apolda.
354. Prof. Pott aus Halle.
355. Th. Galusky, Advocat aus Paris.
356. Dr. Emil Kuhn aus Dresden.

Am 2. October 1846 haben sich in Jena eingezeichnet.

357. Dr. Schwarz, freiwilliger Jäger.
358. Woldemar Matthiae, Lehrer zu Keilhau bei Rudolstadt.
359. H. F. Maßmann, Dr. Prof. von Berlin.
360. Stadtrichter Hering hier, bisher Justizamtmann in Buttstädt.
361. Dr. A. Voigt, Oberlehrer am Pädagogium in Halle.

Digitized by Google

Alphabetisches Verzeichniß

der auswärtigen Mitglieder.

Ameis 112.
Arnold 224.
Aulhorn 328.

Bach 162. 168.
Behr 159.
Berger 115.
Bergk 133.
Bergmann 150.
Bernstein 252.
Bertheau 12.
Blanc 136.
Bode 352.
Böckh 256.
Böhme 141.
Bonnell 192.
Bormann 99.
Böttger 117.
Brandis 44.
Bretschneider 28.
Brockhaus 55.
Brüger 289.
Brüggemann 69.
Buhler 308.
Bulle 17.
Burkhardt 199. 252.

Calmberg 18.
Cäsar 174.
Corssen 244.
Corte 149.
Credner 130.
Curtius 180
Daniel 146.
Deinhart 75.
Dieterici 275.
Dietsch 24.
Doberenz 226.
Döderlein 135.
Dollfuß 278.
Düntzer 27.

Eckardt 139.
Eckstein 77.
Eggert 7.
Eichler 304.
Elle 97.
Elster 343.
Elze 15.

Felsberg 336.
Fiedler 13.
Fischer 210.
Fleischer 153.
Förtsch 127.
Foß 298.
Franke 110.
Freyer 338.
Fritzsche 278. 281.
Frommelt 198.
Froriep 326.
Fürstenau 151.

Gabler 331. 353.
Galusky 355.
Genßler 272.
Gerhard 213.
Gerlach 176.
Gildemeister 29.
Giseke 260.
Göll 147.
Graf 320.
Grotefend 104.
Gumprecht 259.

Haase 52.
Haberland 286.
Habich 113.
Hagen 313.
Halm 169.
Haltaus 154.
Härtel 283.
Hase 318. (134).
Haupt 196.
Heimbach 253.
Henneberger 144.
Hercher 288.
Hermann 262.
Herzog 158.
Hesse 90.
Hettling 351.
Heumann 293.
Heydemann 179.
Hiecke 337.
Höfer 22.
Hoffmann 165. 228. (5).
Horkel 85.
Horlbeck 157.

Jacob 240.
Jacobi 242. 243.
Jacobs 314.

Kahnt 265.
Kannegießer 186.
Keil 259.
Kellgren 56.
Kiepert 327.
Kießling 202.
Kindscher 16.
Kirchberg 37.
Kirmß 267.
Klein 121.
Klötzner 237.
Klußmann 49.
Knote 290.
Koch 79.
Köchly 119.
Koner 138.
Kraner 204.
Krehl 274.
Krische 200.
Kritz 14.
Krüger 102.

Digitized by Google

Küchler 277.
Kuhn 356.
Kühn 254.
Kühner 103.
Küttner 201.

Lachmann 70.
Larsow 177.
Lieberkühn 87.
Liebmann 282.
Lindemann 214. 336.
Lindner 276.
Löber 316.
Lossius 311.
Luden 191.
Ludewig 156.

Mahr 324.
Maßmann 359.
Matthiae 358.
Mayer 160.
Meier 76. 212.
Meinecke 292.
Meyer 296.
Minckwitz 345.
Möstu 124.
Müller 128. 188. 237. 333.
v. Müller 330.
Münderloh 347.

Nasemann 341.
Nauck 129.
Neumann 9.
Niemeyer 140. 340.

Döbarins 89. 91.

Pabst 122.
Peter 223. 264.
Petermann 209.
Peucer 21. 270. 319.
Piper 67.
Pott 354.
Prutz 280.
Putsche 167.

Queck 187.

Ranke 137.
Reichardt 190.
Rein 300. 301.
Reisig 329.
Rinne 266.
Rödiger 152.
Rost 10. 170.
Rothmann 207.

Sanpe 161.
Sanppe 84. 206.
Schaarschuch 189.
Scharff 88.
Schaub 126.
Schaner 45.
Scheibe 142.
Schellenberg 34.
Schmid 96. 205.
Schmidt 95. 96.
Schneidewin 25.
Schneider 114.
Schöler 57.
Schöll 325.
Schottin 294.
Schubart 82.
Schwarz 357.
Schweizer 261.
Seyffarth 166.
Seyffert 178.
Sintenis 120. 143.
Splieth 146.
Stadelmann 33.
Stähelin 19.
Steinhart 238.
Stenzler 53.
Straubel 295.
Stürenburg 211.
Svedbom 284.

Täuber 183.
Theile 234.
Thierbach 269.
Trant 310.

Uhlworm 26.

Vent 109.
Vischer 175.
Voigt 361.

Wachsmuth 317.
Walz 171.
Weber 108. 330.
Weichardt 233.
Weidemann 217.
Weißenborn 168.
Weißker 148.
Welcker 125. 132.
Wesselhöft 258.
Wiese 184.
Winckelmann 86.
Wolff 182. 241.
Wunder 203.
Wüstemann 17.
v. Wüstemann 348
Wüstenfeld 178.
Wuttke 155.

Ziegler 339.
Zumpt 181.

Digitized by Google

Verzeichniß

der Wohnörter der auswärtigen Mitglieder.

Altenburg 298.
Apolda 353.
Arnstadt 26. 122.

Ballstedt 267.
Basel 19. 175. 176.
Berlin 67. 69. 70. 85. 137. 138. 150. 177—84. 186. 192. 209. 213. 256. 259. 262. 330. 359.
Berlstedt 201.
Bern 188. 205. 284.
Braunschweig 102. 292. 352.
Breslau 19. 52. 53. 282.
Burgau 335.

Camburg 260.
Clausthal 348.
Coburg 272.
Cöln 27.
Cospeda 228.
Cottbus 129.
Crefeld 301.

Dessau 13. 16. 33. 143.
Dornburg 288. 308. 311. 323.
Dresden 119. 356.

Eisenach 168. 300. 324.
Eisenberg 10. 34. 121. 156. 286. 287.
Erfurt 14. 57. 310.
Erlangen 135.
Eschwege 124.
Etzdorf 198.

Gera 28. 158—61. 189.
Gießen 130. 278.
Gotha 113—5. 125. 132. 170. 172. 214. 295. 296. 336.
Göttingen 12. 25. 173. 200.
Greifswald 22.
Greiz 157.
Grimma 24.
Groß-Löbichau 270.

Halle 77. 136. 139—41. 145. 146. 152. 212. 224. 280. 282. 340. 341. 354. 361.
Hamburg 18.
Hannover 103. 104.
Helsingfors 56.
Hildburghausen 144. 211. 223. 226.
Hottelstädt 258.

Jenaprießnitz 199.

Kahla 306. 7. 314. 348.
Kellhau 358.
Köstritz 294.
Leipzig 55. 86. 153—5. 166. 196. 253. 274. 275. 317. 320. 345.
Lobeda 252. 315.

Magdala 190.
Magdeburg 126.
Marburg 29. 133. 151. 174.
Mana 289. 290.
Meiningen 34. 210.
Meißen 110. 203. 204.
Merseburg 337. 338.
Mühlhausen 112.
München 9.

Naumburg 95. 127. 128.
Nermsdorf 233.
Neubrandenburg 15.
Neustrelitz 7. 142.
Niederroßla 321. 322.
Nürnberg 165.

Ohrdruff 79. 162. 3.
Oßmannstedt 331.

Paris 273. 355.
Pfiffelbach 96.
Pforta 237—44.
Posen 202.
Pößneck 17.

Roßla 329.
Roßleben 99.
Rothenstein 313.
Rudolstadt 49. 89—91. 117.

Saalfeld 217.
Schleiz 147. 8.
Sondershausen 187.
Speyer 169.
Stockholm 284.

Thalbürgel 328.
Torgau 206. 7.
Tübingen 76. 171.

Vacha 304.

Weimar 21. 75. 82. 84. 87. 88 97. 108. 109. 167. 191. 254. 261. 269. 283. 298. 312. 318. 319. 325—7. 333. 339. 342. 347. 350.
Wenigenjena 45.
Wienrode 37.

Zeitz 264—6.
Zerbst 120. 149.
Zürich 281.

Digitized by Google

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Jena, am 29. September 1846.

Die Sitzung wurde durch den ersten Präsidenten, Geh. Hofrath Hand mit folgender Rede eröffnet:

Die vorjährige Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Darmstadt hat Jena zu dem Versammlungsort dieses Jahres bestimmt. Als nach einem früher ausgesprochenen Wunsche, man möge nur Orte wählen, bei denen die Voraussetzung höherer Erlaubniß schon erledigt sei, mir Veranlassung gegeben wurde bei unsrer Staatsregierung die erforderliche Anfrage zu stellen, und darauf, wie zu erwarten stand, ich die Zusicherung höchster Genehmigung erhielt, erlaubte ich mir diese Nachricht dem erwählten Vorstande der Darmstädter Versammlung mitzutheilen, wodurch nur die Versicherung ausgesprochen werden sollte, daß die Versammlung auch in Jena willkommen sein würde. Dieser Erklärung aber ging mancher Zweifel voraus; denn bisher wurden Städte gefunden, welche durch ihre Größe, durch ihre Institute und Kunstschätze den Mitgliedern des Vereins einen reichen Genuß darbieten, die Wohlhabenheit der Bewohner eine gastliche Pflege vermitteln konnte. Dies Alles ist in Jena, einer kleinen, weder durch Kunstschätze, noch durch Kunstinstitute ausgezeichneten Stadt nicht zu erwarten. Die aus solcher Lage hervorgehenden Bedenken, ob hier eine Befriedigung zu erzielen sein möchte, beseitigte eine Lebenserfahrung, die wol Keinem ganz fremd sein wird. Ist man nemlich im Leben eine Zeitlang dem Genusse nachgegangen, welchen Kunst, Industrie und Volksleben durch ihre mannichfaltigen Productionen gewähren, so verlangt man einmal mit seinen Freunden und Genossen allein zu verkehren, sie selbst zu genießen und für sie zu leben, ohne von außenher in Anspruch genommen zu werden oder Ansprüche zu machen. Dies zu vermitteln vermag für unsere Versammlung ein Ort, welcher, einer freien Bewegung günstig, die Theilnehmer nicht zerstreut und nicht durch äußere Ergötzlichkeit von dem Hauptinteresse ablenkt. Durch diese Betrachtung beruhigt, benachrichtigte ich den Vorstand der Darmstädtischen Versammlung von der ertheilten landesherrlichen Genehmigung. Und dieses stille trauliche Zusammensein können Sie, hochverehrte Herrn, hier erreichen, dieses sich selbst Genießen kann Jena in seinem friedlichen Thale vermitteln. Indem ich nun

Digitized by Google

vorauszusetzen wage, die ausgesprochene Ansicht werde der Zustimmung nicht ermangeln und es seien Ihre Erwartungen für diese Tage nicht darauf gerichtet Schauenswerthes zu finden, sondern Freunde wiederzusehen, Genossen der gleichen Bestrebung kennen zu lernen, sich mit ihnen für die Aufgabe der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Berufs näher zu verbinden, kann ich unbesorgt um Ihre Befriedigung, Sie hier herzlich willkommen heißen.

Ich thue dies aber in doppelter Person. Sie hatten die Güte mich und meinen verehrten Freund zu Geschäftsführern der Versammlung zu wählen und haben uns durch die Ehre dieser Wahl zu dem verbindlichsten Dank verpflichtet. Vermögen wir auch nicht, wie Anderen vor uns möglich war, Ihnen eine Reihe von Gelegenheiten aufzuzählen, durch welche Ihr Aufenthalt hier angenehm gemacht würde, so haben wir doch uns bemüht das vorzubereiten, was die Versammlungen in einer zweckmäßigen Weise halten lassen und das freundschaftliche Zusammenfinden und Wiederfinden erleichtern möchte. Gilt es also hier nicht der Zerstreuung, sondern vielmehr der Sammlung und durchaus einem freundlichen Verkehr, so wird uns leicht Sie mit einem warmen Händedruck zu begrüßen, und der Bitte um Nachsicht gegen uns die Geschäftsführer wird Ihre Güte und Freundschaft vorausgeeilt sein.

Doch habe ich Sie auch in einer andern Person als derzeitiger Vorstand unsrer Universität willkommen zu heißen, und nicht geringer ist da mein Dank, nicht minder lebendig das Gefühl sich durch Ihre Gegenwart geehrt zu sehen.

Mir kann nicht beikommen von Jena als Hochschule und deren wissenschaftlicher Wirksamkeit vor Ihnen zu sprechen, die ja die Geschichte der Literatur mit umfassendem Blicke überschauen; auch werden unter Ihnen nicht fehlen, welche hier ihre frühesten Studien betrieben, achtungswerthe, nun dahin geschiedene Lehrer gefunden haben. Zu besonderer Betrachtung aber möchte die Frage gezogen werden, ob wohl Jena auch als eine würdige Stätte betrachtet werden könne, die Vertreter der philologischen Wissenschaft aufzunehmen, inwiefern unsere Universität seit Jahren zu der Anbildung der Alterthumswissenschaft mitgewirkt habe. Auf diese Frage hat schon vor längerer Zeit der Senior der Universität in einer gedruckten Rede Antwort gegeben, indem er de caussis neglecti aliquamdiu in academia Ienensi studii philologiae handelte. Er suchte die Ursachen einer vorausgesetzten Vernachlässigung in der vorherrschenden Tendenz zum Anbau der speculativen Philosophie, in dem Mangel ausgezeichneter Lehrer und in dem Bedürfnisse einer für philologische Studien ausgestatteten Bibliothek und eines philologischen Seminarium. Der Redner schloß damals schon mit dem erfreulichen Nachweis, daß der alte Zustand ein besserer geworden, daß eine der in Klarheit des Denkens waltenden Philologie nachtheilige Philosophie verbannt und die literarischen Apparate reichlicher ausgestattet worden seien. An diese Rede schließt sich eine zweite, die derselbe Verfasser, wie scheint, in Hinblick auf unsere heutige Versammlung, neustens geschrieben und weil sie nicht gehalten werden konnte, als Programm hat erscheinen lassen: Memorabilia academiae Ienensis, ex historia doctorum philologorum. Da liegt uns ein anderes Bild mit lebendiger Farbengebung vor, und es wird das Andenken an verdiente Förderer unsrer Wissenschaft, an Stigel, Justus Lipsius, Rhodomann, Immanuel Walch, Schütz in kunstvoller Darstellung erneuert, sowie über die Stiftung der einst berühmten societas latina berichtet.

Ueberschauen wir in chronologischer Folge die Geschichte der Philologie in Deutschland, so kann die Belebung dieser Studien und deren ächt wissenschaftlicher Betrieb überhaupt nicht über hundert Jahre zurückdatirt werden, und wenn die Universität Leipzig ihre Repräsentanten in Ernesti, Morus und Reiz,

Digitized by Google

Göttingen in Gesner und Heyne benennen, so darf nicht übersehen werden, daß der feinsinnige und Vieles umfassende Schütz, der gründlich gelehrte Ilgen, Hermanns verehrter Lehrer, der um die Literatur so hoch verdiente Eichhorn hier gelehrt haben, und Jena darin vorzüglich wirksam war, schon von früher Zeit her durch kritische Institute den gesammten Fortschritt der Literatur zu regeln, ja zu beherrschen Auch hier ward der Geist des Alterthums verehrt und gepflegt, auch hier fand manche Stimme für die Grundlegung und Entwickelung unsrer Wissenschaft ein freies Organ. Darum aber dürfte unsere Hochschule nicht unwerth Ihrer Gegenwart sein. Sie aber findet in derselben eine ehrenvolle Würdigung, und ich fühle mich verpflichtet im Namen der Akademie den schuldigen Dank auszusprechen. Empfängt Sie auch nicht der Jubel der Verehrung einer hier hausenden jugendlichen Schaar, welche die Ferienzeit nach der Heimath ziehen lies, so begrüßt Sie doch auf freundlichste Weise der Kreis der hier lehrenden Männer mit dem Wunsche, daß der kurze Aufenthalt Ihnen einigen Stoff zu längerer Erinnerung gewähren möge.

Dem gegenüber, was Sie sich selbst durch wissenschaftliche Vorträge und geistreichen Umgang bereiten werden, haben wir Ihnen allerdings nicht eben Großes darzubieten. Was unsere Universität an literarischen und anderen Sammlungen besitzt, steht zur freien Ansicht und Benutzung bereit. Die von Kurfürst Friedrich dem Weisen gegründete und durch Geschenke und Vermächtnisse vermehrte Bibliothek der Universität enthält manche anerkannte Seltenheit in Handschriften, alten Drucken und autographischen Denkmälern, unter denen ich der Handschriften einiger Classiker, der Vulgata, des Minnesängercodex, der von Lucas Kranach gemalten Bibel, der Handschrift von Luther, denkwürdiger Missalien, gedenke; das in demselben Local aufgestellte orientalische Münzcabinet, neustens aus der Munificenz des Großherzogs von Weimar hervorgegangen, ist als die Anlage einer in erfreulichem Fortschritt begriffenen Sammlung zu betrachten, und es wird der Herr Director des Cabinets darüber eine genauere gedruckte Mittheilung einhändigen. Die naturhistorischen, namentlich mineralogischen Sammlungen dürften auch des Philologen Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ueber das aus reiner Begeisterung für das alterthümliche Kunstschöne hervorgegangene und in der ersten Einrichtung begriffene archäologische Museum hat der Herr Direetor derselben einen besonderen Bericht Ihnen vorgelegt. Die Sammlungen des Herrn Vergraths Dr. Schüler enthalten namentlich in den griechischen Münzen, in den Gemmen und ethnographischen Documenten einen den Sammler ehrenden und für den Alterthumsforscher gehaltvollen Schatz.

Auf die uns gewordene Aufforderung, den Empfang hier vorzubereiten, haben wir nach den uns von höchster Behörde wohlwollend dargebotenen Mitteln zu sorgen nicht versäumt. Ausgehend von dem Grundsatze, den Theilnehmern der Versammlung durch Zurückhaltung jedes weiteren Anspruchs die vollkommene Freiheit zu erhalten, haben wir, ohne der Gastfreundlichkeit entgegen zu treten, die Einrichtung vorgezogen, nach welcher die Angelangten ein wohnliches Unterkommen für einen mäßigen Preis nach eigener Wahl finden. Für die gesellschaftlichen Zusammenkünfte sind, wir wünschen, der nachsichtigen Beurtheilung entsprechende Locale bereitet. Auch hat der Bürgerverein, eine Gesellschaft, welche Mitglieder aus der gesammten Bewohnerschaft befaßt, ein Schreiben an uns erlassen, in welchem er seine Räume zu freier Benutzung darbietet.

In Allem glaubten wir uns streng an die bestehenden Statuten halten zu müssen, und werden dieselben in Beziehuug auf Zweck und Form der Versammlung nicht außer Augen verlieren.

Ein Schreiben des Präsidiums der Darmstädter Versammlung zeigte uns an, daß an dem letzten Tage der Versammlung der Antrag einer Section für Pädagogik genehmigt worden sei, es möchten die Präsidenten der nächsten Versammlung ermächtigt oder eigentlich nur veranlaßt werden, in der Einladung zu

Digitized by Google

dieser Versammlung der wissenschaftlich gebildeten Lehrer an den Realschulen als Miteingeladener ausdrücklich zu gedenken. Wir entnahmen dieser Mittheilung, daß eine Aenderung in den Statuten nicht beschlossen worden war, daß ein Anschluß der Realschullehrer an den bis daher bestehenden Verein gleich dem der Orientalisten nicht angekündigt und bestätigt worden war, da vielmehr eine getrennte Versammlung zu Meißen stattgefunden hatte, und daß uns zu einer besonderen Benennung der Realschulmänner nur die Veranlassung gegeben wurde. Zu der Ausführung dieses Antrags hielten wir uns für nicht berechtigt, dagegen für verpflichtet, einzig nur nach dem Statut zu verfahren. Ohne irgend uns ein Urtheil darüber anzumaßen, ob überhaupt ein Beschluß einer einzelnen Versammlung, ohne zugleich eine statutarische Gültigkeit, welche die Gesammtheit durch besondere Bestimmung der Aufnahme ins Statut ertheilt, eine fortwirkend regulirende Kraft haben könne, glaubten wir in der ganzen Verhandlung über die Frage, welche den Antheil der Realschulmänner betrifft, mehr ein bloßes Misverständniß als eine Differenz des Urtheils zu erkennen. Warum auch Spaltung in eine schon bestehende Einheit bringen? warum eine Ausschließung voraussetzen, wo die Aufnahme schon festgestellt ist? Die Statuten besagen: „Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen.“ Damit sind, dies liegt außer Zweifel, wissenschaftlich gebildete Lehrer an Realschulen zugleich benannt. Warum sollten da noch besonders Gymnasien, Lyceen, Realschulen erwähnt werden? Auch hat sich ja nie eine Stimme vernehmen lassen, als seien die wissenschaftlich gebildeten Realschulmänner nicht ebenbürtige Glieder der Versammlung, nie eine Klage, als sei einer dieser Männer, ich will nicht sagen ausgeschlossen, sondern nicht freundlich aufgenommen worden. Wäre es nicht Beeinträchtigung eines ursprünglichen Rechts, ja vielleicht selbst eine Kränkung, wenn hier eine besondere Bezeichnung nach vorauszusetzendem Zweifel einträte? Darum war nur den Statuten zu folgen und Jeder einzuladen, der für die wissenschaftlichen Zwecke der Versammlung Interesse hege. So aber möge es auch ferner bestehen. Wir erscheinen alle unter der Losung der Wissenschaft und sind alle ebenbürtig in dem Streben für wissenschaftliche Bildung. Ist dies allgemein anerkannt, so wird der Wunsch auch nahe liegen, daß diese Frage, als erledigt betrachtet, nicht zu neuer Discussion gezogen werde.

In gleicher Weise ist die Frage, ob Sectionen gebildet werden können, als beantwortet zu erachten. Unter Sectionen aber werden nicht Zusammenkünfte zufälliger Art begriffen, in welchen sich einige Mitglieder zu besonderen Mittheilungen vereinigen, sondern bestimmte Zweige der Wissenschaft. Da aber steht zu wünschen, daß keine Spaltung der einzelnen Theile zum Nachtheil des Ganzen eintrete, wohl aber kann nach dem Grundgesetz unsers Vereins eine zweifache Tendenz unterschieden werden, die als theoretische und praktische zu bezeichnen ist, indem die Letztere das didaktisch-pädagogische Element verarbeitet. Deshalb schien zweckmäßig für den praktischen Theil unsrer Bestrebung einen eigenen Raum zu bestimmen und neben den allgemeinen Versammlungen, wie für die orientalische Sprache und Alterthumsforschung, so auch für Vorträge und Besprechungen über didaktische und pädagogische Gegenstände eine solche Anordnung zu treffen, daß dadurch der Antheil an den allgemeinen Versammlungen nicht gehindert werde. In Voraussetzung der Genehmigung dieser Ordnung sind, wie für die Orientalisten, so auch für die Praktiker besondere Locale eingerichtet werden, wobei zum Vortheil gereicht, daß sie insgesammt Eine Behausung verbindet und so die Theilnahme erleichtert ist. Die Anfrage, ob wol eine Section für neuere Sprachen sich bilden werde, erwartet ihre Erledigung durch die Erklärung der Theilnehmenden. Zwar haben wir in der Ankündigung die Nachmittagsstunden für die Sitzungen der Sectionen benannt, allein unbenommen bleibt, die Zeit hierzu entweder vor den allgemeinen Versammlungen oder unmittelbar nach denselben anzuordnen.

Digitized by Google

Hierauf wurden auf den Vorschlag des Präsidii Prof. Dr. Weißenborn und Privatdocent Dr. Wippart von Jena und Oberlehrer Dr. Queck von Sondershausen zu Secretairen ernannt und nahmen ihre Plätze am Secretariatstische ein; Prof. Weißenborn verlas die Statuten des Vereins, und Dr. Queck die Liste der eingezeichneten Mitglieder der dießjährigen Versammlung, wobei, auf eine Aufforderung des Präsidenten, Jeder bei Nennung seines Namens sich erhob.

Der Präsident bemerkt, daß ungeachtet der großen Zahl der Angemeldeten doch einige werthe Namen vermißt werden: Hofrath Thiersch, der schon auf seinen Besuch Hoffnung gemacht hatte, sei durch Krankheit davon abgehalten worden; der greise, durch Krankheit tief gebeugte Jacobs habe nicht unterlassen, seine Theilnahme an dem Vereine zu bekunden und ein mit zitternder Hand geschriebenes Schreiben durch Oberschulrath Rost übersendet:

Viris doctissimis
illustrissimis
qui ad conventum Philologorum
Jenae convenerunt
salutem dicit per Rostium
die XXVII Septembris 1846.
Frider. Jacobsius.

Der Präsident theilte hierauf die Titel der angemeldeten Vorträge mit:

Dr. Köchly über die Einheit der Handlung in Euripides' Hekuba;

Prof. Preller über das Zwölfgötterſystem bei den Griechen und Römern;

Prof. Döderlein über die Beschreibung des Thersites bei Homer;

Prof. Fortlage über das System der altgriechischen Musik.

Er sprach die Erwartung aus, daß Anmeldungen von anderen Vorträgen nicht ausbleiben würden und erklärte, dabei solle die von der Casseler Versammlung (1843) festgestellte Tagesordnung beobachtet werden, daß die erste Hälfte der um 9 Uhr beginnenden Sitzungen den Vorträgen, die zweite den Discussionen gewidmet sein solle. Wegen der nöthigen Sorge für die Zukunft schlug er die Ernennung einer Commission vor, welche der Versammlung Vorschläge über die Wahl des nächsten Versammlungsorts machen sollte, und bezeichnete als deren Mitglieder außer den Präsidenten und Vicepräsidenten der gegenwärtigen und der früheren Versammlungen (von denen Prof. Walz und Oberschulrath Rost namhaft gemacht wurden) die Professoren Gerlach und Wüstemann und zwei von der orientalischen Section*) zu wählende Mitglieder; was die Versammlung genehmigte.

Das Präsidium brachte demnächst die schon mehrfach ausgesprochene Klage zur Sprache, daß durch die Einrichtung, nach welcher die Versammlung auf den Michaelistag falle, Viele, besonders Schulmänner, gehindert seien, an derselben Theil zu nehmen; es wurde der Brief eines preußischen Schulmannes mitgetheilt, der es sehr beklagte, daß er nebst seinen Collegen nicht bloß für dieses Jahr, sondern auch in früheren Jahren von dem Besuche des Philologenvereins abgehalten worden sei durch eine Bestimmung der Schulferien, die auch für die Zukunft unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen drohe. Darauf begründete er den in dem Schreiben gestellten Antrag:

*) Dieselbe hat ihren Präsidenten, Geh. Kirchenrath Hoffmann, und den Dir. Eckstein gewählt.

Digitized by Google

„Ob der Philologenverein nicht bei den Regierungen, respect. hohen Schulbehörden eine Peti-
„tion um gleichmäßige Fixirung der Michaelisferien in allen Staaten Deutschlands
„einzureichen gesonnen wäre, damit in Zukunft für Alle, die für den Verein ein Interesse hegen,
„die Theilnahme möglich werde?"

Ueber diesen Antrag, dem einleitende Bemerkungen vorausgingen, die der Verein auf Antrag des Prof. Meier und Director Eckstein als ungeeignet bezeichnete und ihre Weglassung aus dem Protokolle und den zu druckenden Verhandlungen beschloß, wurde eine Discussion eröffnet, nachdem vorher der Präsident bei der Versammlung angefragt hatte, ob der ganze Vorschlag ad acta zu nehmen sei, da ein Erfolg sich nicht absehen lasse?

Dr. Köchly. Das gerechte Mißfallen, das den ersten Theil des Briefes getroffen, werde hoffentlich nicht das berühren, was der zweite anrege. Er (der Redner) gehöre einer Schule an, deren Mitglieder, nicht durch die Schuld der Behörden, nicht durch die Laune Einzelner, sondern durch die bestehenden Verhältnisse gehindert seien, zu diesen Versammlungen regelmäßig sich einzufinden. Er selbst sei jetzt erst zum zweiten Male bei einer solchen Versammlung gegenwärtig; wenn die Verhältnisse so fort beständen, müsse er fürchten, daß er in langen Jahren auf das Vergnügen und den Vortheil werde verzichten müssen, den künftigen Versammlungen beizuwohnen. — Es sei eingewendet worden, wir seien nicht hier, um zu petitioniren, es entspräche dieß nicht dem Charakter dieser Verhandlung; allein zu petitioniren, eine Bitte Behörden und Staatsregierungen an's Herz zu legen, das stehe Jedermann frei, warum also nicht auch dieser Versammlung? Dennoch wolle auch er einer Petition selbst nicht das Wort geredet haben, weil eben die Verhältnisse nicht überall gleich seien, um einen so allgemeinen Schritt zu rechtfertigen, sondern er trage nur darauf an, der Verein möge den dringenden Wunsch aussprechen, daß die Behörden für die Zeit, in welcher die Versammlungen gehalten werden, dafür Sorge tragen mögen, daß alle Lehrer an denselben Theil nehmen könnten. Gerade die Schulmänner bedürften am meisten dieser Anregung und Erfrischung, bei weitem mehr, als die Universitätslehrer, welche viel längere Ferien hätten und überhaupt viel freier daständen. Wie schlimm wäre es nun, wenn durch die Einrichtung der Schule den Lehrern diese nöthige, in ihren Folgen der Schule und den Schülern selbst zu Gute kommende Erholung ganz entzogen, nur für Einzelne ermöglicht, dabei aber von dem guten Willen der Andern abhängig gemacht werde? Es werde also Pflicht sein, jenen Wunsch auszusprechen nnd zu Protocoll zu nehmen.

Der Präsident. Es frage sich nun, wie dieser Wunsch vernehmbar gemacht werden solle; ob er vielleicht bei der Einladung den Behörden auszusprechen sei?

Schulrath Schaub. In Preußen finde durchaus keine gesetzliche Beschränkung in Bezug auf die Anordnung der Ferien Statt; es sei einzig den Lehrercollegien mit Rücksicht auf die Localität überlassen, dieselben festzusetzen.

Dr. Köchly. Auf den sächs. Gymnasien hätte man, so viel er wisse, 3 Wochen Hundstags-, zu Michaelis aber keine Ferien; so sei es wenigstens auf der Dresdner Kreuzschule. Er verdanke es daher nur der Gefälligkeit seiner Collegen, die er hier öffentlich anzuerkennen sich gedrungen fühle, daß er in diesen Tagen hier sein könne. Diese hätten die Güte, ihn bei dem Examen zu vertreten.

Dir. Sauppe. Der Gegenstand eigne sich allerdings zu einer Discussion; es seien große Schwierigkeiten vorhanden, die Ferien, wie sie jetzt liegen, zu ändern.

Digitized by Google

Prof. Lachmann. Wie weit herum mögen in Deutschland die Schwierigkeiten reichen? Er erinnere sich recht wohl, daß in Göttingen bei der Stiftung des Vereins über die Bestimmung der Zeit, in welcher die allgemeinen Versammlungen gehalten werden sollten, ausführlich verhandelt worden sei; es sei Ende August und Ende September in Vorschlag gewesen, endlich habe man sich aber, eben mit Rücksicht auf die Schulferien, für das Letztere entschieden und eine Aenderung dieser Bestimmung sei daher wohl nicht recht thunlich.

Oberschulrath Rost: In der Regel haben die deutschen Gymnasien jährlich 8—10 Wochen Ferien, welche durch die öffentlichen Examina und durch die Abiturientenprüfungen zum Theil auf den Zeitpunct von Ostern und Michaelis fixirt, zum Theil der Zeit der Hundstage zugewiesen sind. Der beaufsichtigenden Schulbehörde liegt nur daran, daß die Ferienzeit nicht erweitert werde; in Vertheilung derselben auf gewisse Zeiten des Jahres läßt sie dem Director, wenn er verständige Einrichtungen trifft, gern freie Hand, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. So fielen bei uns sonst die längsten Ferien um die Zeit von Ostern, während im August nur 14 Tage Ferien waren nnd zu Michaelis die Schulen schon drei Tage nach Beendigung der öffentlichen Examina wieder ihren Anfang nahmen. Jetzt ist auf meinen Antrag die Sache so geordnet, daß wir drei Wochen Hundstagsferien und 14 Tage Michaelisferien haben.

Prof. Göttling: Ich sehe, obgleich ich selbst sieben Jahre Schulmann gewesen, die Nothwendigkeit der Hundstagsferien nicht ein; wir Universitätslehrer müssen doch auch während dieser Zeit Vorträge halten.

O. S. R. Rost: Die Herren Universitätslehrer lesen in der Regel nur 1 oder 2 Stunden des Tages, ein Schulmann aber hat täglich oft 5 und 6 Stunden zu geben; und der Unterricht am Nachmittag von 2—4 Uhr ist im hohen Sommer besonders angreifend für die Lehrer und wenig fruchtreich für die Schüler.

Prof. Döderlein: Der bairische Schulplan von 1829 bestimmte, daß in der Hundstagszeit zwei Wochen lang die Nachmittage schulfrei sein sollten; das wäre eine Vermittlung.

Köchly: Er glaube, man sei dahin gekommen, einen Schluß machen zu können. Kein Mensch trage darauf an, daß die Versammlung selbst eine solche Petition oder einen solchen Wunsch an die Behörden gelangen lasse, sondern man überlasse es den einzelnen Schulen, die unter derartigen Einrichtungen litten, die geeigneten Mittel zu ergreifen. Doch werde das Aussprechen dieses Wunsches von Seiten der ganzen Versammlung denjenigen Lehrern Vorschub leisten, welche einen Antrag bei ihren vorgesetzten Behörden auf Hebung der Schwierigkeiten stellen wollten; es werde bei den Behörden dahin wirken, dieselben solchen Anträgen geneigter zu machen, wenn man ihnen schwarz auf weiß den gemeinschaftlichen Wunsch der Versammlung vorlegen könne.

Prof. Lieberkühn bemerkte, schon bei der ersten Versammlung des Vereins in Nürnberg sei derselbe Gedanke ausgesprochen worden, man möge auf den Schulen dahin wirken, daß die Ferien gleichmäßig zur Zeit der Versammlungen des Vereins angesetzt würden.

Der Präsident bemerkt, ihm scheine Alles in die Hand des Directors gelegt; sei da kein guter Wille vorhanden, so trete ein Hinderniß ein; so wenig Jemand die Form jenes Briefs billigen werde,

Digitized by Google

so gehe doch aus demselben hervor, daß eine Begünstigung des Besuchs der Philologenversammlung bei dem Vorgesetzten nicht Statt gefunden habe. Im einzelnen Falle werde es eintreten, daß wir keine Kraft haben, es zu hindern. Ob es vielleicht in der Einladung auszusprechen sei, oder ob es genüge, die Ansicht der Versammlung in dem Protokolle niederzulegen?

Prof. Göttling: Wenn das letztere beschlossen werden sollte, so sehe ich wenigstens nicht ein, welche Verpflichtungen die Regierungen hätten, unsere Protokolle und Verhandlungen zu lesen.

Köchly: Er erlaube sich noch einmal auf das Obengesagte aufmerksam zu machen. Weder den Regierungen, noch den Schulbehörden werde zugemuthet, unsere Protokolle zu lesen, sondern die Lehrer sollten durch den in ihnen ausgesprochenen Wunsch eine bessere materielle Unterlage erhalten, auf deren Grund sie im einzelnen Falle auch gegen die etwaige Gleichgültigkeit oder Böswilligkeit eines Directors, die doch wenigstens in die Möglichkeiten gehöre, sich stützen könnten.

Die Versammlnng trat diesem Vorschlage bei.

Der Präsident berichtete hierauf über ein von Dr. Hautz in Heidelberg eingegangenes Geschenk an den Verein: Lycei Heidelbergensis origines et progressus, Heidelb. 1846. Das dem Buche beigelegte Schreiben, welches die Bitte an die Mitglieder der Versammlung aussprach, man möge den Verfasser bei seinem Vorhaben, das Leben von Xylander und Leunclavius zu beschreiben, unterstützen, wurde von Dr. Bippart vorgelesen *).

In Bezug auf den Druck der Verhandlungen brachte der Präsident in Antrag:

1) daß die einzelnen Redner die Materialien zu denselben dem Secretariate frühzeitig genug überlassen möchten;

2) daß das Protokoll jeder Sitzung in der nächstfolgenden vorgelesen werden solle;

3) daß die Subscription auf die Verhandlungen baldigst eröffnet werden solle;
was die Versammlung genehmigte.

Auf die Frage des Präsidenten, ob Jemand noch etwas zu bemerken habe, erhebt sich
Dr. Köchly: Was er vorzutragen habe, werde sehr bald erledigt sein. Mit einiger Schüchternheit erlaube er sich, einen Punct zur Sprache zu bringen, über welchen das geehrte Präsidium selbst gewünscht habe, daß eine Discussion vermieden werde. Nicht seine persönliche Betheiligung bei den vorjährigen Verhandlungen der pädagogischen Section und der allgemeinen Versammlung in Darmstadt veranlasse ihn dazu, sondern seine feste und warme Ueberzeugung, daß hier ein Mißverständniß herrsche, welches zu heben eben so leicht als wünschenswerth sei. Das Präsidium habe im Eingange gesagt, daß es die beschlossene ausdrückliche Einladung der Reallehrer deßhalb unterlassen habe, weil ihm eine solche nach den klaren Worten des Statuts unnöthig und daher bedenklich geschienen habe. Er wolle die formelle Frage, in Bezug auf die Verpflichtung des dießjährigen Präsidiums, den fast einstimmigen Beschluß der vorjährigen Versammlung zu erfüllen, vorläufig und bis man von anderer Seite her diesen Punkt anregen sollte, fallen lassen. Er wolle sich jetzt nur an die materielle Seite halten.

*) Siehe Beilage 1).

Digitized by Google

Das Präsidium habe richtig darauf aufmerksam gemacht, daß bisher die Realschullehrer nach den Statuten nicht ausgeschlossen gewesen seien; von demselben Gesichtspuncte aus habe auch die pädagogische Section in Darmstadt keine Statutenveränderung beantragt, sondern nur eine besondere Erwähnung bei der Einladung, daß durch dieselbe auch die Reallehrer gemeint seien. Wenn aber das Präsidium warne, man möge nicht durch eine derartige besondere Erinnerung erst eine Spaltung hervorrufen, so könne er mit dieser Aeußerung nicht einverstanden sein. Denn die Spaltung werde und könne nicht erst gebildet werden, sie sei schon da, sie sei eine Thatsache; voriges Jahr seien die Reallehrer in Meißen gewesen, dieses Jahr wären sie in Mainz. Es frage sich nur, ob eine Ausgleichung nothwendig oder zweckmäßig sei, und darüber sei doch wohl kein Zweifel? Dieß könne nur durch eine authentische Interpretation des zweiten Abschnitts von §. 4. der Statuten geschehen. Die Versammlung erkläre, „daß die betreffende Stelle von §. 4. der Statuten *) auf alle Lehrer an Realschulen Bezug habe, gehabt habe und haben werde; daß sie hoffe, es werden hiernach die Sonderversammlungen aufhören und auch die Realschullehrer bei der nächsten Versammlung des Vereins recht zahlreich sich einfinden." Kommen dann die Herren, wohl; wo nicht, so haben wir das Unsrige gethan, und die Schuld ist nicht unser. Daß eine solche Erklärung gewünscht werde, gehe auch aus den „Verhandlungen der Reallehrer in Meißen" S. 11. hervor.

Er stelle daher den Antrag, die Versammlung beschließe „sich damit einverstanden zu erklären, daß das Präsidium eine besondere Einladung der Realschullehrer unterlassen habe, weil es dieselbe nach §. 4. der Statuten nicht für nöthig gehalten habe; denn es seien alle Realschullehrer allerdings in den betreffenden Worten von §. 4. nach authentischer Interpretation mit gemeint."

Prof. Göttling: Er glaube nicht, daß dieß angemessen sei. Die Realschullehrer seien bis zur Casseler Versammlung mit den Philologen vereinigt gewesen; seitdem hätten sie für ihre gesonderten Versammlungen eigene Tage in verschiedene Städte ausgeschrieben und in ihren Einladungen dazu der Philologen nicht gedacht; sie hätten sich also von der allgemeinen Versammlung selbst getrennt, sie hätten sich, um das beliebte Wort zu gebrauchen, emancipirt, wie eine Colonie von ihrer Metropole; es würde sich nun wenig schicken, wenn die Metropole die selbstständig gewordene Colonie wieder aufsuchte und zur Rückkehr auffordere, sondern der letzteren komme es zu, wenn sie es für thunlich halte, auf Wiedervereinigung anzutragen.

Die Versammlung erklärt sich durch Acclamation mit dieser Erklärung einverstanden.

Dir. Eckstein fügt hinzu, daß die Realschullehrer in den gedruckten Verhandlungen ihrer Versammlung fast gar keine Notiz von dem Beschlusse der Darmstädter Philologenversammlung genommen, sondern nur obenhin und vornehm dessen gedacht haben; daß sie trotz dieses Beschlusses eine besondere Versammlung nach Hanau ausgeschrieben haben, ehe nur die Einladung zu der Versammlung in Jena in den Zeitungen erschienen war; es gehe daraus hervor, daß sie eine solche Vereinigung nicht wünschen.

Der Präsident bemerkt, es sei kein Antrag gestellt.

Dr. Köchly: Nur noch einmal wolle er sprechen; dann werde er das Wort nicht wieder nehmen. Keine besondere Einladung solle an die Herren ergehen, die jetzt in Mainz sich befänden; überhaupt

*) Siehe oben S. 2 und 16.

Digitized by Google

keine persönliche Aufforderung irgend einer Art, sondern nur von unsrer Seite durch eine authentische Interpretation von §. 4. eine bestimmte und offene, aber allgemein gehaltene Erklärung ausgesprochen werden, wie wir es meinen, ob wir die Realschullehrer zu den Unsrigen zählen oder nicht.

Prof. Haupt: Um eine authentische Interpretation zu verlangen, müsse eine Thatsache vorliegen; Niemand habe bis jetzt eine solche Interpretation verlangt. —

Dir. Eckstein: Die Realschullehrer seien auch noch in der Versammlung zu Darmstadt mit zugegen gewesen.

Prof. Haupt: Ueberdieß seien die Verhandlungen über diesen Punct in Darmstadt auf eine so tumultuarische und für die Philologen so verletzende Weise vorgenommen worden, daß schon darum jenem Beschlusse weiter keine Folge zu geben sei.

Oberschulrath Rost: Die Realschulmänner haben nicht den mindesten Grund, ihr Erscheinen auf den Philologenversammlungen entweder als ein unberechtigtes, oder als ein unwillkommenes zu betrachten. Der Paragraph 4 Abschn. 2 unserer Statuten gestattet ihnen den Zutritt, und daß derselbe von ihnen richtig gedeutet wurde, beweist der Umstand, daß schon in Nürnberg eine Anzahl derselben von dem damals noch kleinen Häuflein sich eingefunden hatte, daß in Mannheim die Vertreter dieser Richtung einen bedeutenden Theil des Vereins bildeten und daß in Gotha 11 derselben anwesend waren. Und nirgends widerfuhr denselben eine Mißachtung oder Zurücksetzung. Man ließ sie theilnehmen an den Debatten, ging auf Fragen derselben ein, welche in den Bereich der Verhandlungen gehörten und nicht in das Gebiet der Regierungsbefugnisse hinüberstreiften, wie in Mannheim vorkam; und als bei der Versammlung in Gotha eine Aeußerung fiel, die für die Realschulmänner etwas Verletzendes hatte, wurde dieß von dem Präsidium scharf gerügt und es wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Realschulwesen in unserem Kreise gleichberechtigt sei mit dem Gelehrtenschulwesen. Es läßt sich daher mit Sicherheit annehmen, daß bei keiner unserer Versammlungen ein Reallehrer aus dem Grunde weggeblieben ist, weil er sich für ausgeschlossen erachtete, sondern es haben sich dieselben von uns gesondert willkührlich, aus dem durch nichts begründeten Wahne, daß wir dieselben nicht als ebenbürtig betrachteten, mit eifersüchtiger und feindlicher Gesinnung, die sich in dem über die Meißner Versammlung veröffentlichten Berichte auf eine Weise ausspricht, die um so unerklärlicher und unerwarteter ist, als der gleichzeitig mit der Meißner Versammlung in Darmstadt zusammengetretene Philologenverein den unzweideutigsten Beweis lieferte, daß von unserer Seite jeder Spaltung vorgebeugt werden sollte. Nach solchen Vorgängen noch einen Versuch zu Herbeiziehung der Realisten zu machen, würde eben so zwecklos als erniedrigend für uns sein, und wir müssen es darum dem verehrlichen Präsidium sehr Dank wissen, das es durch Nichtbeachtung des Darmstädter Beschlusses bei Erlassung der öffentlichen Einladung die Würde unsers Vereines geschützt hat.

Schulinspector Horlbeck bemerkt, daß vielleicht Manche der an Realschulen Lehrenden, die nicht auf Universitäten gewesen, sich durch die Bezeichnung wissenschaftlich gebildete Realschullehrer ausgeschlossen erachteten; er fragt deßhalb an, ob dieser Begriff alle diejenigen, die nicht auf Universitäten gebildet worden, ausschließe?

Dir. Eckstein bemerkt, in den Verhandlungen der pädagogischen Section zu Darmstadt seien, besonders mit Rücksicht auf süddeutsche Realschulen, unter Realschullehrern nur die auf Universitäten gebildeten verstanden worden.

Digitized by Google

Prof. Göttling: Da der Zerwürfnisse zwischen Realisten und Philologen einmal gedacht worden sei, so wolle er noch mittheilen, daß er vor wenig Tagen einen Brief von einem Freunde der Realschulen, der selbst Realschullehrer sey, erhalten habe, worin derselbe ihm starke Vorwürfe gemacht, daß die Realschullehrer nicht von den Philologen mit eingeladen worden seien; mit der Bemerkung, „die Versammlung würde wohl gethan haben, wenn sie die Trockenheit der Philologie durch die wissenschaftliche Lebendigkeit der Realisten einigermaßen gewürzt hätte." Man fühle sich nun, (fügte der Briefempfänger hinzu), durch diese „Trockenheit" nicht allzu verletzt; denn der Schreiber des Briefes sei uneingedenk jenes weisen Spruches des alten Heraklit, daß gerade die trockenste Seele die beßte sei.

Hierauf beschloß die Versammlung, auf den gestellten Antrag nicht weiter einzugehen, sondern Alles zu Protokoll zu nehmen und der von Oberschulrath Rost ausgesprochenen Erklärung beizutreten:

Der Verein findet Sinn und Ausdruck des zweiten Abschnittes in §. 4 der Statuten so klar und einleuchtend, daß ein ernstlich gemeinter Zweifel über dessen Deutung nicht möglich ist; und hält demgemäß eine authentische Interpretation desselben für überflüssig;

worauf die Sitzung durch den ersten Präsidenten geschlossen wurde.

An Geschenken waren eingegangen:

a) zur Vertheilung an sämmtliche Mitglieder der Versammlung:

Verzeichniß der Gegenstände des im Jahr 1846 gegründeten archäologischen Museums der Universität Jena; verfaßt von C. Göttling.

Die großherzogliche morgenländische Münzsammlung in Jena; eine Uebersicht von Dr. G. Stickel. Jena 1846.

Prospectus: Zeitschrift für die Archive Deutschlands, in halbjährigen Heften besorgt von Friedr. Traug. Friedemann; Gotha, Verlag von Fr. und Andr. Perthes (mit einem Exemplar des ersten Heftes).

Philologos Germaniae, qui Jenam convenerunt, Paedagogii Stoiani auctoritate et nomine venerabundus salutat Dr. Guil. Tittmann: (siehe Beilage 2); außerdem wurden bei dem ersten Mittagsessen mitgetheilt zwei lateinische Gedichte von Prof. Welker aus Gotha und Prof. Weißenborn aus Jena, und ein deutsches zum Absingen von Wilhelm Treunert (s. Beilage 3 — 5).

b) In einer kleineren Anzahl von Exemplaren:

E. Kärcher, Prosodisches zu Plautus und Terentius; als zweite Lieferung der Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie. Carlsruhe, 1846. 8; hierzu Programm des Großh. Lyceums zu Carlsruhe 1846. 8.

Digitized by Google

c) In einzelnen Exemplaren:

Joa. Friedericus Hautz, Lycei Heidelbergensis origines et progressus; disseritur etiam de schola Nicrina et contuberniis Heidelbergae olim constitutis; commentatio historico-literaria, Heidelberg, 1846. 8. (siehe oben S. 20 und Beilage 1). —

Leibnitzens Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer Teutschgesinnten Gesellschaft. Aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover herausgeg. von Dr. C. L. Grotefend. Hannover, 1846. 8. —

Aug. Meineke, Philologicorum Exercitationum in Athenaei Deipnosophistas specimen secundum. (Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums). Berol. 1846. 4.

K. Halm, Beiträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus. Als Programm der K. Studienanstalt zu Speyer mitgetheilt. Speyer 1846. 8. —

Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1845 — 1846. Leipzig, 1846. 8. — (siehe Beilage).

Archiv für den Unterricht in den neueren Sprachen. Eine Vierteljahrsschrift, herausgegeb. von Ludw. Herrig und Heinr. Viehoff. Elberfeld, bei Bädecker 1846. (Prospectus).

Nach dem Schlusse der Versammlung ging noch folgende Schrift ein (den begleitenden Brief siehe Beilage 8).

Ueber die Wichtigkeit und Erklärung der Ortsnamen, von Franz Stetter Lyceumslehrer in Constanz. Constanz 1845.

Digitized by Google

II.

Verhandlungen

in der

ersten öffentlichen Sitzung

den 30ten September.

Die Sitzung wurde durch den ersten Präsidenten Geh. Hofrath Hand mit folgender Rede eröffnet:

Als im Jahr 1837 in Göttingen eine Zahl einsichtsvoller und für das Gedeihen der Wissenschaft begeisterter Männer zusammentrat und eine philologische Gesellschaft gründete, welche sich alljährlich zu Mittheilungen vereine, so lag diesen Männern der Zweck einer solchen Verbindung klar vor Augen, und wenn sie auch sich von der unläugbaren Nützlichkeit derselben überzeugt hielten, so konnten sie doch kaum eine Vorahnung der Nothwendigkeit hegen, welche der Bestand unserer Gesellschaft jetzt mit sich führt.

Den Zweck benannte das Statut als einen doppelten; einmal das Studium der Philologie im ganzen Umfange als Alterthumskunde zu fördern, und diese Wissenschaft unter dem unabwendbaren und selbst wünschenswerthen Streite der von verschiedenen Standpuncten aus für das eine Wahre Kämpfenden zu consolidiren, in der gerechten Voraussetzung, es sei in der philologischen Wissenschaft ein Gegenstand gegeben, welcher als Sache der Menschheit, als Erbtheil der Vernunft einer Consolidirung werth und fähig sei. Mit diesem Zweck war der Blick auf das Alterthum festgestellt, auf das gesammte Alterthum als eine Quelle der fortschreitenden Wissenschaft, der nach Idealen strebenden Kunst, des in seiner Freiheit frisch zu erhaltenden geistigen Lebens.

Ein anderer Zweck war methodischer Art, insofern die Wissenschaft gelehrt werden soll, und wissenschaftlich Gebildete als Lehrer sich verbanden, um sich über die in sich zu begründende und erprobte Methode gegenseitig zu verständigen. Daß dabei an die höheren Lehranstalten gedacht und die namentlich genannt wurden, in welchen das Studium der Wissenschaft beginnt und durchgeführt wird, lag schon in dem vorausgestellten Begriff eines Vereins für die Wissenschaft.

In diesen Grenzen hat der Verein sich acht Jahre erhalten und, dessen sind die Theilnehmenden sich bewußt, vieles Tüchtige und Gute gewirkt. Dieses Gute aber ward, nach meiner Ansicht, nicht allein durch Vorträge über einzelne Gegenstände, wenn auch da vielfache Anregung zu weiterer Forschung geboten werden konnte, gewonnen, sondern durch den Verkehr, in welchem Männer verschiedener Richtung die Ansichten gegenseitig austauschten und prüften, in der Persönlichkeit, welche in allen Erdendingen ihre vollgültige Macht behauptet, und auch hier zu näherer Verbindung, zur Anerkenntniß und Achtung führte, vorzüglich aber in der Ueberzeugung, daß die Vereinten sich als gleiche Sinnes- und Glaubensgenossen zu betrachten haben, und bei dem Bewußtsein einer gültigen Stellung auf dem Gebiete der Wissenschaft diese zu behaupten und als eng Verbündete, sei es im Kampfe, zu vertheidigen berufen sind.

Digitized by Google

dieser Versammlung der wissenschaftlich gebildeten Lehrer an den Realschulen als Miteingeladener ausdrücklich zu gedenken. Wir entnahmen dieser Mittheilung, daß eine Aenderung in den Statuten nicht beschlossen worden war, daß ein Anschluß der Realschullehrer an den bis daher bestehenden Verein gleich dem der Orientalisten nicht angekündigt und bestätigt worden war, da vielmehr eine getrennte Versammlung zu Meißen stattgefunden hatte, und daß uns zu einer besonderen Benennung der Realschulmänner nur die Veranlassung gegeben wurde. Zu der Ausführung dieses Antrags hielten wir uns für nicht berechtigt, dagegen für verpflichtet, einzig nur nach dem Statut zu verfahren. Ohne irgend uns ein Urtheil darüber anzumaßen, ob überhaupt ein Beschluß einer einzelnen Versammlung, ohne zugleich eine statutarische Gültigkeit, welche die Gesammtheit durch besondere Bestimmung der Aufnahme ins Statut ertheilt, eine fortwirkend regulirende Kraft haben könne, glaubten wir in der ganzen Verhandlung über die Frage, welche den Antheil der Realschulmänner betrifft, mehr ein bloßes Misverständniß als eine Differenz des Urtheils zu erkennen. Warum auch Spaltung in eine schon bestehende Einheit bringen? warum eine Ausschließung voraussetzen, wo die Aufnahme schon festgestellt ist? Die Statuten besagen: „Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen." Damit sind, dies liegt außer Zweifel, wissenschaftlich gebildete Lehrer an Realschulen zugleich benannt. Warum sollten da noch besonders Gymnasien, Lyceen, Realschulen erwähnt werden? Auch hat sich ja nie eine Stimme vernehmen lassen, als seien die wissenschaftlich gebildeten Realschulmänner nicht ebenbürtige Glieder der Versammlung, nie eine Klage, als sei einer dieser Männer, ich will nicht sagen ausgeschlossen, sondern nicht freundlich aufgenommen worden. Wäre es nicht Beeinträchtigung eines ursprünglichen Rechts, ja vielleicht selbst eine Kränkung, wenn hier eine besondere Bezeichnung nach vorauszusetzendem Zweifel einträte? Darum war nur den Statuten zu folgen und Jeder einzuladen, der für die wissenschaftlichen Zwecke der Versammlung Interesse hege. So aber möge es auch ferner bestehen. Wir erscheinen alle unter der Losung der Wissenschaft und sind alle ebenbürtig in dem Streben für wissenschaftliche Bildung. Ist dies allgemein anerkannt, so wird der Wunsch auch nahe liegen, daß diese Frage, als erledigt betrachtet, nicht zu neuer Discussion gezogen werde.

In gleicher Weise ist die Frage, ob Sectionen gebildet werden können, als beantwortet zu erachten. Unter Sectionen aber werden nicht Zusammenkünfte zufälliger Art begriffen, in welchen sich einige Mitglieder zu besonderen Mittheilungen vereinigen, sondern bestimmte Zweige der Wissenschaft. Da aber steht zu wünschen, daß keine Spaltung der einzelnen Theile zum Nachtheil des Ganzen eintrete, wohl aber kann nach dem Grundgesetz unsers Vereins eine zweifache Tendenz unterschieden werden, die als theoretische und praktische zu bezeichnen ist, indem die Letztere das didaktisch-pädagogische Element verarbeitet. Deshalb schien zweckmäßig für den praktischen Theil unsrer Bestrebung einen eigenen Raum zu bestimmen und neben den allgemeinen Versammlungen, wie für die orientalische Sprache und Alterthumsforschung, so auch für Vorträge und Besprechungen über didaktische und pädagogische Gegenstände eine solche Anordnung zu treffen, daß dadurch der Antheil an den allgemeinen Versammlungen nicht gehindert werde. In Voraussetzung der Genehmigung dieser Ordnung sind, wie für die Orientalisten, so auch für die Praktiker besondere Locale eingerichtet werden, wobei zum Vortheil gereicht, daß sie insgesammt Eine Behausung verbindet und so die Theilnahme erleichtert ist. Die Anfrage, ob wol eine Section für neuere Sprachen sich bilden werde, erwartet ihre Erledigung durch die Erklärung der Theilnehmenden. Zwar haben wir in der Ankündigung die Nachmittagsstunden für die Sitzungen der Sectionen benannt, allein unbenommen bleibt, die Zeit hierzu entweder vor den allgemeinen Versammlungen oder unmittelbar nach denselben anzuordnen.

Digitized by Google

Hierauf wurden auf den Vorschlag des Präsidii Prof. Dr. Weißenborn und Privatdocent Dr. Wippart von Jena und Oberlehrer Dr. Queck von Sondershausen zu Secretairen ernannt und nahmen ihre Plätze am Secretariatstische ein; Prof. Weißenborn verlas die Statuten des Vereins, und Dr. Queck die Liste der eingezeichneten Mitglieder der dießjährigen Versammlung, wobei, auf eine Aufforderung des Präsidenten, Jeder bei Nennung seines Namens sich erhob.

Der Präsident bemerkt, daß ungeachtet der großen Zahl der Angemeldeten doch einige werthe Namen vermißt werden: Hofrath Thiersch, der schon auf seinen Besuch Hoffnung gemacht hatte, sei durch Krankheit davon abgehalten worden; der greise, durch Krankheit tief gebeugte Jacobs habe nicht unterlassen, seine Theilnahme an dem Vereine zu bekunden und ein mit zitternder Hand geschriebenes Schreiben durch Oberschulrath Rost übersendet:

Viris doctissimis
illustrissimis
qui ad conventum Philologorum
Jenae convenerunt
salutem dicit per Rostium
die XXVII Septembris 1846.
Frider. Jacobsius.

Der Präsident theilte hierauf die Titel der angemeldeten Vorträge mit:

Dr. Köchly über die Einheit der Handlung in Euripides' Hekuba;

Prof. Preller über das Zwölfgötterſystem bei den Griechen und Römern;

Prof. Döderlein über die Beschreibung des Thersites bei Homer;

Prof. Fortlage über das System der altgriechischen Musik.

Er sprach die Erwartung aus, daß Anmeldungen von anderen Vorträgen nicht ausbleiben würden und erklärte, dabei solle die von der Casseler Versammlung (1843) festgestellte Tagesordnung beobachtet werden, daß die erste Hälfte der um 9 Uhr beginnenden Sitzungen den Vorträgen, die zweite den Discussionen gewidmet sein solle. Wegen der nöthigen Sorge für die Zukunft schlug er die Ernennung einer Commission vor, welche der Versammlung Vorschläge über die Wahl des nächsten Versammlungsorts machen sollte, und bezeichnete als deren Mitglieder außer den Präsidenten und Vicepräsidenten der gegenwärtigen und der früheren Versammlungen (von denen Prof. Walz und Oberschulrath Rost namhaft gemacht wurden) die Professoren Gerlach und Wüstemann und zwei von der orientalischen Section*) zu wählende Mitglieder; was die Versammlung genehmigte.

Das Präsidium brachte demnächst die schon mehrfach ausgesprochene Klage zur Sprache, daß durch die Einrichtung, nach welcher die Versammlung auf den Michaelistag falle, Viele, besonders Schulmänner, gehindert seien, an derselben Theil zu nehmen; es wurde der Brief eines preußischen Schulmannes mitgetheilt, der es sehr beklagte, daß er nebst seinen Collegen nicht bloß für dieses Jahr, sondern auch in früheren Jahren von dem Besuche des Philologenvereins abgehalten worden sei durch eine Bestimmung der Schulferien, die auch für die Zukunft unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen drohe. Darauf begründete er den in dem Schreiben gestellten Antrag:

*) Dieselbe hat ihren Präsidenten, Geh. Kirchenrath Hoffmann, und den Dir. Eckstein gewählt.

Digitized by Google

„Ob der Philologenverein nicht bei den Regierungen, respect. hohen Schulbehörden eine Peti-
„tion um gleichmäßige Fixirung der Michaelisferien in allen Staaten Deutschlands
„einzureichen gesonnen wäre, damit in Zukunft für Alle, die für den Verein ein Interesse hegen,
„die Theilnahme möglich werde?“

Ueber diesen Antrag, dem einleitende Bemerkungen vorausgingen, die der Verein auf Antrag des Prof. Meier und Director Eckstein als ungeeignet bezeichnete und ihre Weglassung aus dem Protokolle und den zu druckenden Verhandlungen beschloß, wurde eine Discussion eröffnet, nachdem vorher der Präsident bei der Versammlung angefragt hatte, ob der ganze Vorschlag ad acta zu nehmen sei, da ein Erfolg sich nicht absehen lasse?

Dr. Köchly. Das gerechte Mißfallen, das den ersten Theil des Briefes getroffen, werde hoffentlich nicht das berühren, was der zweite anrege. Er (der Redner) gehöre einer Schule an, deren Mitglieder, nicht durch die Schuld der Behörden, nicht durch die Laune Einzelner, sondern durch die bestehenden Verhältnisse gehindert seien, zu diesen Versammlungen regelmäßig sich einzufinden. Er selbst sei jetzt erst zum zweiten Male bei einer solchen Versammlung gegenwärtig; wenn die Verhältnisse so fort beständen, müsse er fürchten, daß er in langen Jahren auf das Vergnügen und den Vortheil werde verzichten müssen, den künftigen Versammlungen beizuwohnen. — Es sei eingewendet worden, wir seien nicht hier, um zu petitioniren, es entspräche dieß nicht dem Charakter dieser Verhandlung; allein zu petitioniren, eine Bitte Behörden und Staatsregierungen an's Herz zu legen, das stehe Jedermann frei, warum also nicht auch dieser Versammlung? Dennoch wolle auch er einer Petition selbst nicht das Wort geredet haben, weil eben die Verhältnisse nicht überall gleich seien, um einen so allgemeinen Schritt zu rechtfertigen, sondern er trage nur darauf an, der Verein möge den dringenden Wunsch aussprechen, daß die Behörden für die Zeit, in welcher die Versammlungen gehalten werden, dafür Sorge tragen mögen, daß alle Lehrer an denselben Theil nehmen könnten. Gerade die Schulmänner bedürften am meisten dieser Anregung und Erfrischung, bei weitem mehr, als die Universitätslehrer, welche viel längere Ferien hätten und überhaupt viel freier daständen. Wie schlimm wäre es nun, wenn durch die Einrichtung der Schule den Lehrern diese nöthige, in ihren Folgen der Schule und den Schülern selbst zu Gute kommende Erholung ganz entzogen, nur für Einzelne ermöglicht, dabei aber von dem guten Willen der Andern abhängig gemacht werde? Es werde also Pflicht sein, jenen Wunsch auszusprechen nnd zu Protocoll zu nehmen.

Der Präsident. Es frage sich nun, wie dieser Wunsch vernehmbar gemacht werden solle; ob er vielleicht bei der Einladung den Behörden auszusprechen sei?

Schulrath Schaub. In Preußen finde durchaus keine gesetzliche Beschränkung in Bezug auf die Anordnung der Ferien Statt; es sei einzig den Lehrercollegien mit Rücksicht auf die Localität überlassen, dieselben festzusetzen.

Dr. Köchly. Auf den sächs. Gymnasien hätte man, so viel er wisse, 3 Wochen Hundstags-, zu Michaelis aber keine Ferien; so sei es wenigstens auf der Dresdner Kreuzschule. Er verdanke es daher nur der Gefälligkeit seiner Collegen, die er hier öffentlich anzuerkennen sich gedrungen fühle, daß er in diesen Tagen hier sein könne. Diese hätten die Güte, ihn bei dem Examen zu vertreten.

Dir. Sauppe. Der Gegenstand eigne sich allerdings zu einer Discussion; es seien große Schwierigkeiten vorhanden, die Ferien, wie sie jetzt liegen, zu ändern.

Digitized by Google

Prof. Lachmann. Wie weit herum mögen in Deutschland die Schwierigkeiten reichen? Er erinnere sich recht wohl, daß in Göttingen bei der Stiftung des Vereins über die Bestimmung der Zeit, in welcher die allgemeinen Versammlungen gehalten werden sollten, ausführlich verhandelt worden sei; es sei Ende August und Ende September in Vorschlag gewesen, endlich habe man sich aber, eben mit Rücksicht auf die Schulferien, für das Letztere entschieden und eine Aenderung dieser Bestimmung sei daher wohl nicht recht thunlich.

Oberschulrath Rost: In der Regel haben die deutschen Gymnasien jährlich 8—10 Wochen Ferien, welche durch die öffentlichen Examina und durch die Abiturientenprüfungen zum Theil auf den Zeitpunct von Ostern und Michaelis fixirt, zum Theil der Zeit der Hundstage zugewiesen sind. Der beaufsichtigenden Schulbehörde liegt nur daran, daß die Ferienzeit nicht erweitert werde; in Vertheilung derselben auf gewisse Zeiten des Jahres läßt sie dem Director, wenn er verständige Einrichtungen trifft, gern freie Hand, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. So fielen bei uns sonst die längsten Ferien um die Zeit von Ostern, während im August nur 14 Tage Ferien waren nnd zu Michaelis die Schulen schon drei Tage nach Beendigung der öffentlichen Examina wieder ihren Anfang nahmen. Jetzt ist auf meinen Antrag die Sache so geordnet, daß wir drei Wochen Hundstagsferien und 14 Tage Michaelisferien haben.

Prof. Göttling: Ich sehe, obgleich ich selbst sieben Jahre Schulmann gewesen, die Nothwendigkeit der Hundstagsferien nicht ein; wir Universitätslehrer müssen doch auch während dieser Zeit Vorträge halten.

O. S. R. Rost: Die Herren Universitätslehrer lesen in der Regel nur 1 oder 2 Stunden des Tages, ein Schulmann aber hat täglich oft 5 und 6 Stunden zu geben; und der Unterricht am Nachmittag von 2—4 Uhr ist im hohen Sommer besonders angreifend für die Lehrer und wenig fruchtreich für die Schüler.

Prof. Döderlein: Der bairische Schulplan von 1829 bestimmte, daß in der Hundstagszeit zwei Wochen lang die Nachmittage schulfrei sein sollten; das wäre eine Vermittlung.

Köchly: Er glaube, man sei dahin gekommen, einen Schluß machen zu können. Kein Mensch trage darauf an, daß die Versammlung selbst eine solche Petition oder einen solchen Wunsch an die Behörden gelangen lasse, sondern man überlasse es den einzelnen Schulen, die unter derartigen Einrichtungen litten, die geeigneten Mittel zu ergreifen. Doch werde das Aussprechen dieses Wunsches von Seiten der ganzen Versammlung denjenigen Lehrern Vorschub leisten, welche einen Antrag bei ihren vorgesetzten Behörden auf Hebung der Schwierigkeiten stellen wollten; es werde bei den Behörden dahin wirken, dieselben solchen Anträgen geneigter zu machen, wenn man ihnen schwarz auf weiß den gemeinschaftlichen Wunsch der Versammlung vorlegen könne.

Prof. Lieberkühn bemerkte, schon bei der ersten Versammlung des Vereins in Nürnberg sei derselbe Gedanke ausgesprochen worden, man möge auf den Schulen dahin wirken, daß die Ferien gleichmäßig zur Zeit der Versammlungen des Vereins angesetzt würden.

Der Präsident bemerkt, ihm scheine Alles in die Hand des Directors gelegt; sei da kein guter Wille vorhanden, so trete ein Hinderniß ein; so wenig Jemand die Form jenes Briefs billigen werde,

Digitized by Google

so gehe doch aus demselben hervor, daß eine Begünstigung des Besuchs der Philologenversammlung bei dem Vorgesetzten nicht Statt gefunden habe. Im einzelnen Falle werde es eintreten, daß wir keine Kraft haben, es zu hindern. Ob es vielleicht in der Einladung auszusprechen sei, oder ob es genüge, die Ansicht der Versammlung in dem Protokolle niederzulegen?

Prof. Göttling: Wenn das letztere beschlossen werden sollte, so sehe ich wenigstens nicht ein, welche Verpflichtungen die Regierungen hätten, unsere Protokolle und Verhandlungen zu lesen.

Köchly: Er erlaube sich noch einmal auf das Obengesagte aufmerksam zu machen. Weder den Regierungen, noch den Schulbehörden werde zugemuthet, unsere Protokolle zu lesen, sondern die Lehrer sollten durch den in ihnen ausgesprochenen Wunsch eine bessere materielle Unterlage erhalten, auf deren Grund sie im einzelnen Falle auch gegen die etwaige Gleichgültigkeit oder Böswilligkeit eines Directors, die doch wenigstens in die Möglichkeiten gehöre, sich stützen könnten.

Die Versammlung trat diesem Vorschlage bei.

Der Präsident berichtete hierauf über ein von Dr. Hautz in Heidelberg eingegangenes Geschenk an den Verein: Lycei Heidelbergensis origines et progressus, Heidelb. 1846. Das dem Buche beigelegte Schreiben, welches die Bitte an die Mitglieder der Versammlung aussprach, man möge den Verfasser bei seinem Vorhaben, das Leben von Xylander und Leunclavius zu beschreiben, unterstützen, wurde von Dr. Bippart vorgelesen *).

In Bezug auf den Druck der Verhandlungen brachte der Präsident in Antrag:

1) daß die einzelnen Redner die Materialien zu denselben dem Secretariate frühzeitig genug überlassen möchten;

2) daß das Protokoll jeder Sitzung in der nächstfolgenden vorgelesen werden solle;

3) daß die Subscription auf die Verhandlungen baldigst eröffnet werden solle;
was die Versammlung genehmigte.

Auf die Frage des Präsidenten, ob Jemand noch etwas zu bemerken habe, erhebt sich
Dr. Köchly: Was er vorzutragen habe, werde sehr bald erledigt sein. Mit einiger Schüchternheit erlaube er sich, einen Punct zur Sprache zu bringen, über welchen das geehrte Präsidium selbst gewünscht habe, daß eine Discussion vermieden werde. Nicht seine persönliche Betheiligung bei den vorjährigen Verhandlungen der pädagogischen Section und der allgemeinen Versammlung in Darmstadt veranlasse ihn dazu, sondern seine feste und warme Ueberzeugung, daß hier ein Mißverständniß herrsche, welches zu heben eben so leicht als wünschenswerth sei. Das Präsidium habe im Eingange gesagt, daß es die beschlossene ausdrückliche Einladung der Reallehrer deßhalb unterlassen habe, weil ihm eine solche nach den klaren Worten des Statuts unnöthig und daher bedenklich geschienen habe. Er wolle die formelle Frage, in Bezug auf die Verpflichtung des dießjährigen Präsidiums, den fast einstimmigen Beschluß der vorjährigen Versammlung zu erfüllen, vorläufig und bis man von anderer Seite her diesen Punkt anregen sollte, fallen lassen. Er wolle sich jetzt nur an die materielle Seite halten.

*) Siehe Beilage 1).

Digitized by Google

Das Präsidium habe richtig darauf aufmerksam gemacht, daß bisher die Realschullehrer nach den Statuten nicht ausgeschlossen gewesen seien; von demselben Gesichtspuncte aus habe auch die pädagogische Section in Darmstadt keine Statutenveränderung beantragt, sondern nur eine besondere Erwähnung bei der Einladung, daß durch dieselbe auch die Reallehrer gemeint seien. Wenn aber das Präsidium warne, man möge nicht durch eine derartige besondere Erinnerung erst eine Spaltung hervorrufen, so könne er mit dieser Aeußerung nicht einverstanden sein. Denn die Spaltung werde und könne nicht erst gebildet werden, sie sei schon da, sie sei eine Thatsache; voriges Jahr seien die Reallehrer in Meißen gewesen, dieses Jahr wären sie in Mainz. Es frage sich nur, ob eine Ausgleichung nothwendig oder zweckmäßig sei, und darüber sei doch wohl kein Zweifel? Dieß könne nur durch eine authentische Interpretation des zweiten Abschnitts von §. 4. der Statuten geschehen. Die Versammlung erkläre, „daß die betreffende Stelle von §. 4. der Statuten *) auf alle Lehrer an Realschulen Bezug habe, gehabt habe und haben werde; daß sie hoffe, es werden hiernach die Sonderversammlungen aufhören und auch die Realschullehrer bei der nächsten Versammlung des Vereins recht zahlreich sich einfinden." Kommen dann die Herren, wohl; wo nicht, so haben wir das Unsrige gethan, und die Schuld ist nicht unser. Daß eine solche Erklärung gewünscht werde, gehe auch aus den „Verhandlungen der Reallehrer in Meißen" S. 11. hervor.

Er stelle daher den Antrag, die Versammlung beschließe „sich damit einverstanden zu erklären, daß das Präsidium eine besondere Einladung der Realschullehrer unterlassen habe, weil es dieselbe nach §. 4. der Statuten nicht für nöthig gehalten habe; denn es seien alle Realschullehrer allerdings in den betreffenden Worten von §. 4. nach authentischer Interpretation mit gemeint."

Prof. Göttling: Er glaube nicht, daß dieß angemessen sei. Die Realschullehrer seien bis zur Cassseler Versammlung mit den Philologen vereinigt gewesen; seitdem hätten sie für ihre gesonderten Versammlungen eigene Tage in verschiedene Städte ausgeschrieben und in ihren Einladungen dazu der Philologen nicht gedacht; sie hätten sich also von der allgemeinen Versammlung selbst getrennt, sie hätten sich, um das beliebte Wort zu gebrauchen, emancipirt, wie eine Colonie von ihrer Metropole; es würde sich nun wenig schicken, wenn die Metropole die selbstständig gewordene Colonie wieder aufsuchte und zur Rückkehr auffordere, sondern der letzteren komme es zu, wenn sie es für thunlich halte, auf Wiedervereinigung anzutragen.

Die Versammlung erklärt sich durch Acclamation mit dieser Erklärung einverstanden.

Dir. Eckstein fügt hinzu, daß die Realschullehrer in den gedruckten Verhandlungen ihrer Versammlung fast gar keine Notiz von dem Beschlusse der Darmstädter Philologenversammlung genommen, sondern nur obenhin und vornehm dessen gedacht haben; daß sie trotz dieses Beschlusses eine besondere Versammlung nach Hanau ausgeschrieben haben, ehe nur die Einladung zu der Versammlung in Jena in den Zeitungen erschienen war; es gehe daraus hervor, daß sie eine solche Vereinigung nicht wünschen.

Der Präsident bemerkt, es sei kein Antrag gestellt.

Dr. Köchly: Nur noch einmal wolle er sprechen; dann werde er das Wort nicht wieder nehmen. Keine besondere Einladung solle an die Herren ergehen, die jetzt in Mainz sich befänden; überhaupt

*) Siehe oben S. 2 und 16.

Digitized by Google

keine persönliche Aufforderung irgend einer Art, sondern nur von unsrer Seite durch eine authentische Interpretation von §. 4. eine bestimmte und offene, aber allgemein gehaltene Erklärung ausgesprochen werden, wie wir es meinen, ob wir die Realschullehrer zu den Unsrigen zählen oder nicht.

Prof. Haupt: Um eine authentische Interpretation zu verlangen, müsse eine Thatsache vorliegen; Niemand habe bis jetzt eine solche Interpretation verlangt. —

Dir. Eckstein: Die Realschullehrer seien auch noch in der Versammlung zu Darmstadt mit zugegen gewesen.

Prof. Haupt: Ueberdieß seien die Verhandlungen über diesen Punct in Darmstadt auf eine so tumultuarische und für die Philologen so verletzende Weise vorgenommen worden, daß schon darum jenem Beschlusse weiter keine Folge zu geben sei.

Oberschulrath Rost: Die Realschulmänner haben nicht den mindesten Grund, ihr Erscheinen auf den Philologenversammlungen entweder als ein unberechtigtes, oder als ein unwillkommenes zu betrachten. Der Paragraph 4 Abschn. 2 unserer Statuten gestattet ihnen den Zutritt, und daß derselbe von ihnen richtig gedeutet wurde, beweist der Umstand, daß schon in Nürnberg eine Anzahl derselben von dem damals noch kleinen Häuflein sich eingefunden hatte, daß in Mannheim die Vertreter dieser Richtung einen bedeutenden Theil des Vereins bildeten und daß in Gotha 11 derselben anwesend waren. Und nirgends widerfuhr denselben eine Mißachtung oder Zurücksetzung. Man ließ sie theilnehmen an den Debatten, ging auf Fragen derselben ein, welche in den Bereich der Verhandlungen gehörten und nicht in das Gebiet der Regierungsbefugnisse hinüberstreiften, wie in Mannheim vorkam; und als bei der Versammlung in Gotha eine Aeußerung fiel, die für die Realschulmänner etwas Verletzendes hatte, wurde dieß von dem Präsidium scharf gerügt und es wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Realschulwesen in unserem Kreise gleichberechtigt sei mit dem Gelehrtenschulwesen. Es läßt sich daher mit Sicherheit annehmen, daß bei keiner unserer Versammlungen ein Reallehrer aus dem Grunde weggeblieben ist, weil er sich für ausgeschlossen erachtete, sondern es haben sich dieselben von uns gesondert willkührlich, aus dem durch nichts begründeten Wahne, daß wir dieselben nicht als ebenbürtig betrachteten, mit eifersüchtiger und feindlicher Gesinnung, die sich in dem über die Meißner Versammlung veröffentlichten Berichte auf eine Weise ausspricht, die um so unerklärlicher und unerwarteter ist, als der gleichzeitig mit der Meißner Versammlung in Darmstadt zusammengetretene Philologenverein den unzweideutigsten Beweis lieferte, daß von unserer Seite jeder Spaltung vorgebeugt werden sollte. Nach solchen Vorgängen noch einen Versuch zu Herbeiziehung der Realisten zu machen, würde eben so zwecklos als erniedrigend für uns sein, und wir müssen es darum dem verehrlichen Präsidium sehr Dank wissen, das es durch Nichtbeachtung des Darmstädter Beschlusses bei Erlassung der öffentlichen Einladung die Würde unsers Vereines geschützt hat.

Schulinspector Horlbeck bemerkt, daß vielleicht Manche der an Realschulen Lehrenden, die nicht auf Universitäten gewesen, sich durch die Bezeichnung wissenschaftlich gebildete Realschullehrer ausgeschlossen erachteten; er fragt deßhalb an, ob dieser Begriff alle diejenigen, die nicht auf Universitäten gebildet worden, ausschließe?

Dir. Eckstein bemerkt, in den Verhandlungen der pädagogischen Section zu Darmstadt seien, besonders mit Rücksicht auf süddeutsche Realschulen, unter Realschullehrern nur die auf Universitäten gebildeten verstanden worden.

Digitized by Google

Prof. Göttling: Da der Zerwürfnisse zwischen Realisten und Philologen einmal gedacht worden sei, so wolle er noch mittheilen, daß er vor wenig Tagen einen Brief von einem Freunde der Realschulen, der selbst Realschullehrer sey, erhalten habe, worin derselbe ihm starke Vorwürfe gemacht, daß die Realschullehrer nicht von den Philologen mit eingeladen worden seien; mit der Bemerkung, „die Versammlung würde wohl gethan haben, wenn sie die Trockenheit der Philologie durch die wissenschaftliche Lebendigkeit der Realisten einigermaßen gewürzt hätte." Man fühle sich nun, (fügte der Briefempfänger hinzu), durch diese „Trockenheit" nicht allzu verletzt; denn der Schreiber des Briefes sei uneingedenk jenes weisen Spruches des alten Heraklit, daß gerade die trockenste Seele die beßte sei.

Hierauf beschloß die Versammlung, auf den gestellten Antrag nicht weiter einzugehen, sondern Alles zu Protokoll zu nehmen und der von Oberschulrath Rost ausgesprochenen Erklärung beizutreten:

Der Verein findet Sinn und Ausdruck des zweiten Abschnittes in §. 4 der Statuten so klar und einleuchtend, daß ein ernstlich gemeinter Zweifel über dessen Deutung nicht möglich ist; und hält demgemäß eine authentische Interpretation desselben für überflüssig;

worauf die Sitzung durch den ersten Präsidenten geschlossen wurde.

An Geschenken waren eingegangen:

a) zur Vertheilung an sämmtliche Mitglieder der Versammlung:

Verzeichniß der Gegenstände des im Jahr 1846 gegründeten archäologischen Museums der Universität Jena; verfaßt von C. Göttling.

Die großherzogliche morgenländische Münzsammlung in Jena; eine Uebersicht von Dr. G. Stickel. Jena 1846.

Prospectus: Zeitschrift für die Archive Deutschlands, in halbjährigen Heften besorgt von Friedr. Traug. Friedemann; Gotha, Verlag von Fr. und Andr. Perthes (mit einem Exemplar des ersten Heftes).

Philologos Germaniae, qui Jenam convenerunt, Paedagogii Stoiani auctoritate et nomine venerabundus salutat Dr. Guil. Tittmann: (siehe Beilage 2); außerdem wurden bei dem ersten Mittagsessen mitgetheilt zwei lateinische Gedichte von Prof. Welker aus Gotha und Prof. Weißenborn aus Jena, und ein deutsches zum Absingen von Wilhelm Treunert (s. Beilage 3 — 5).

b) In einer kleineren Anzahl von Exemplaren:

E. Kärcher, Prosodisches zu Plautus und Terentius; als zweite Lieferung der Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie. Carlsruhe, 1846. 8; hierzu Programm des Großh. Lyceums zu Carlsruhe 1846. 8.

Digitized by Google

c) In einzelnen Exemplaren:

Joa. Friedericus Hautz, Lycei Heidelbergensis origines et progressus; disseritur etiam de schola Nicrina et contuberniis Heidelbergae olim constitutis; commentatio historico-literaria, Heidelberg, 1846. 8. (siehe oben S. 20 und Beilage 1). —

Leibnitzens Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer Teutschgesinnten Gesellschaft. Aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover herausgeg. von Dr. C. L. Grotefend. Hannover, 1846. 8. —

Aug. Meineke, Philologicorum Exercitationum in Athenaei Deipnosophistas specimen secundum. (Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums). Berol. 1846. 4.

K. Halm, Beiträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus. Als Programm der K. Studienanstalt zu Speyer mitgetheilt. Speyer 1846. 8. —

Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1845 — 1846. Leipzig, 1846. 8. — (siehe Beilage).

Archiv für den Unterricht in den neueren Sprachen. Eine Vierteljahrsschrift, herausgegeb. von Ludw. Herrig und Heinr. Viehoff. Elberfeld, bei Bädecker 1846. (Prospectus).

Nach dem Schlusse der Versammlung ging noch folgende Schrift ein (den begleitenden Brief siehe Beilage 8).

Ueber die Wichtigkeit und Erklärung der Ortsnamen, von Franz Stetter Lyceumslehrer in Constanz. Constanz 1845.

Digitized by Google

II.

Verhandlungen

in der

ersten öffentlichen Sitzung

den 30ten September.

Die Sitzung wurde durch den ersten Präsidenten Geh. Hofrath Hand mit folgender Rede eröffnet:

Als im Jahr 1837 in Göttingen eine Zahl einsichtsvoller und für das Gedeihen der Wissenschaft begeisterter Männer zusammentrat und eine philologische Gesellschaft gründete, welche sich alljährlich zu Mittheilungen vereine, so lag diesen Männern der Zweck einer solchen Verbindung klar vor Augen, und wenn sie auch sich von der unläugbaren Nützlichkeit derselben überzeugt hielten, so konnten sie doch kaum eine Vorahnung der Nothwendigkeit hegen, welche der Bestand unserer Gesellschaft jetzt mit sich führt.

Den Zweck benannte das Statut als einen doppelten; einmal das Studium der Philologie im ganzen Umfange als Alterthumskunde zu fördern, und diese Wissenschaft unter dem unabwendbaren und selbst wünschenswerthen Streite der von verschiedenen Standpuncten aus für das eine Wahre Kämpfenden zu consolidiren, in der gerechten Voraussetzung, es sei in der philologischen Wissenschaft ein Gegenstand gegeben, welcher als Sache der Menschheit, als Erbtheil der Vernunft einer Consolidirung werth und fähig sei. Mit diesem Zweck war der Blick auf das Alterthum festgestellt, auf das gesammte Alterthum als eine Quelle der fortschreitenden Wissenschaft, der nach Idealen strebenden Kunst, des in seiner Freiheit frisch zu erhaltenden geistigen Lebens.

Ein anderer Zweck war methodischer Art, insofern die Wissenschaft gelehrt werden soll, und wissenschaftlich Gebildete als Lehrer sich verbanden, um sich über die in sich zu begründende und erprobte Methode gegenseitig zu verständigen. Daß dabei an die höheren Lehranstalten gedacht und die namentlich genannt wurden, in welchen das Studium der Wissenschaft beginnt und durchgeführt wird, lag schon in dem vorausgestellten Begriff eines Vereins für die Wissenschaft.

In diesen Grenzen hat der Verein sich acht Jahre erhalten und, dessen sind die Theilnehmenden sich bewußt, vieles Tüchtige und Gute gewirkt. Dieses Gute aber ward, nach meiner Ansicht, nicht allein durch Vorträge über einzelne Gegenstände, wenn auch da vielfache Anregung zu weiterer Forschung geboten werden konnte, gewonnen, sondern durch den Verkehr, in welchem Männer verschiedener Richtung die Ansichten gegenseitig austauschten und prüften, in der Persönlichkeit, welche in allen Erdendingen ihre vollgültige Macht behauptet, und auch hier zu näherer Verbindung, zur Anerkenntniß und Achtung führte, vorzüglich aber in der Ueberzeugung, daß die Vereinten sich als gleiche Sinnes- und Glaubensgenossen zu betrachten haben, und bei dem Bewußtsein einer gültigen Stellung auf dem Gebiete der Wissenschaft diese zu behaupten und als eng Verbündete, sei es im Kampfe, zu vertheidigen berufen sind.

Digitized by Google

Darum aber glaube ich bei dem Hinblick auf die Gegenwart nicht zu irren, wenn ich behaupte, diese unsere Versammlungen seien für die Erhaltung und Fortbildung der Wissenschaft nicht blos nutzreich, sondern nothwendig, und es habe den Anschein, daß sie dies mit jedem Jahre mehr werden, ja daß ein Aufgeben derselben uns nicht allein um eine Lebensfreude bringen, sondern auch der späteren Zeit den freien Betrieb des Geistes und denen, die uns nachfolgen, die Sicherheit ihres Standes, das ist die Vollbürtigkeit der Philologen unter den Bearbeitern und Vertretern der Wissenschaft, schmälern würde.

Diese Vereine mit aller Kraft aufrecht zu erhalten, in innerer Einheit fest zu begründen, durch Begeisterung der Freundschaft zu beleben, selbst mit Aufopferung das Heimathsrecht zu wahren, liegt uns in mehrfacher Hinsicht und in einer Zeit ob, die ihre eigenen Anforderungen entgegenstellt.

Die Geschichte lehrt, daß die Wissenschaft, wenn sie in jugendlicher Frische ersteht und zu einer blüthenreichen Lebendigkeit herangereift ist, sich einzig selbst bedenkt und auf ihre innere Bildung und Erweiterung allein hinstrebt. Sie steht mit der schaffenden Kunst auf einer Linie, in sich selbst genug. Spät erst, wenn ein gewisses Ziel erreicht ist, frägt man nach den Früchten, nach dem Nutzen und der Beziehung auf's Leben. Dies ist die praktische Seite des wissenschaftlichen Berufs, die da hervortritt, wo eine vollständige Uebersicht und ein Abschluß gewonnen worden war. Sind wir nun auf dieser Stufe ausgewirkter Wissenschaft angelangt oder eilt unsere Zeit mit ihrer Nachfrage nach dem Nutzen fürs Leben zum Nachtheil der Blüthenzeit voraus? Ist bei aller Anerkennung des hohen Werthes der praktischen Thätigkeit die Wissenschaft zu verpflichten, ihr allein zu dienen? Ich will es nicht in Frage stellen; allein kaum möchte ein Gebiet nachgewiesen werden, welches jetzt von außenher mehr bedroht würde, in seinem ruhig fortzusetzenden Anbau gehemmt zu werden, als die Philologie. Bald ist's die Meinung, es sei das Alterthum in seinem Reichthum geistiger Schöpfung nun hinlänglich ausgebeutet und es gelte für einen bedeutungslosen Beruf, in Ruinen zu forschen; bald ist's die oft mit Spott ausgesprochene Frage, welchen praktischen Vortheil grammatische Untersuchungen oder kritische Forschungen dem Leben bringen; bald ist's die Anklage, als maße sich der Bund der Philologen eine Oberherrschaft an, und ihnen sei eine Lossagung von den aus alter Zeit zuständigen Forderungen und eine Beschränkung füglich zuzumuthen; alles dies hat sich während einer Reihe von Jahren in Schriften und Schriftchen ausgesprochen, bis endlich sogar der Vorwurf auftauchte, die Betrachtung des sogenannten heidnischen Alterthums sei der christlichen Frömmigkeit nachtheilig, und man habe zu sorgen, daß unsere Jugend nicht auf classischem Wege ins ewige Verderben irre.

In Zeiten der Ruhe kann Jeder seine Werkstatt sorglos betreiben; in Zeiten des Angriffs aber gilt es, sich seines Rechts sicher zu werden und gewappnet zusammenzustehen, damit, was dem Einzelnen nicht möglich wird, von Verbündeten das rechtliche Besitzthum in Vertheidigung genommen werde. Darum haben wir Philologen und Schulmänner Hand in Hand zu legen und im festen Bunde der Wissenschaft, die wir bekennen und welcher wir ein Leben gewidmet haben, den dauernden Bestand und die Würde zu wahren.

Wol ist der Ausspruch Fontenelle's bis auf unsere Tage wahr geblieben: die Unwissenheit behandelt gern als etwas Unnützes, was sie nicht kennt und rächt sich auf diese Weise; wahr aber auch die Behauptung, daß unsere erleuchtete Zeit begonnen hat, ungerecht zu verfahren, wenn sie in die Wagschale der Beurtheilung das Gewicht der Nützlichkeit legt. Hat ein Grammatiker eine specielle Untersuchung verfolgt und über einen mit dem Denken organisch entwickelten Sprachgebrauch, über das Wesen einer Partikel

Digitized by Google

geschrieben, oder die rhythmischen Gesetze der Sprache erkundet, so bezeichnet man dies als ein nichtiges, auf Kleinlichkeit gerichtetes Bemühen, während man dem Botaniker die Zerlegung eines Pflanzenorgans, dem Zoologen die Untersuchung der Fischgräte und der Embryonenbildung der Infusorien als ein bewunderungswerthes Verdienst anrechnet. Und doch hat der Naturforscher es nur mit Auffindung eines Gesetzlichen in der freiheitlosen Natur, der Grammatiker mit der Erforschung des Gesetzes eines geistigen Organismus zu thun.

Die Zeiten sollen sich geändert haben. Wohl haben sie sich geändert, doch steht zu wünschen, es möge zur Besserung geschehen sein, worauf das Bekenntniß des Unbefriedigtseins in der Gegenwart, das Verlangen nach Umänderung nicht eben hindeutet. Noch scheint der Triumph über errungene Siege der Gegenwart und eine Ueberflügelung des Alterthums zu vorschnell eingeleitet.

Die Zeit ist vorbei, ruft man uns entgegen, in welcher classische Bildung aus dem Alterthum geschöpft, die Ideale des Wahren und Schönen dort aufgesucht wurden, in welcher man der Philologie eine geistbelebende Wirksamkeit zuschrieb. Wir können uns trösten; denn dieser Ruf erschallt auch auf andern Gebieten in gleicher Weise. Wer hörte nicht schon sagen, die Zeit sei vorbei, in der man das Studium des römischen Rechts als eine Grundlegung der Rechtswissenschaft betrachtete, vorbei die Zeit, in welcher man, nicht beruhigt mit bloßer Auffassung der sinnlichen Erfahrung, zur Gewinnung einer auf die Resultate der Beobachtung gestützten Naturphilosophie hinstrebte.

Sind diese Zeiten vorbei und lag in ihnen das redliche Bemühen, die Aufgabe der Wissenschaft auf eine gründliche und umfassende Weise zu lösen, so werden sie, und sei es als eine neue Morgenröthe nach der Nacht, auch wiederkommen. Rühme nur Keiner sich höher zu stehen, wenn er auf die Schultern eines Andern sich gestellt hat; wirft dieser seinen Emporkömmling ab, so möchte die Erhabenheit in eine jämmerliche Kleinheit zerfallen.

Es wäre Thorheit, in dieser Versammlung irgend von dem Werthe der Studien des Alterthums, von der Grundlage allgemeiner aus den Werken der Vorzeit zu gewinnender Humanität, von der Vollgültigkeit der orientalischen, griechischen und römischen Literatur und Kunst zu sprechen, indem in der Anwesenheit der Verkündiger dieser Wahrheit das entscheidende Bekenntniß zu Tage liegt. Nur darauf wollte ich in diesem Einleitungsworte hindeuten, daß uns noch ein gerechter Stolz geziemt, mit welchem wir in den Reihen der Vertreter der Wissenschaft zu erscheinen und da unsere Stelle zu behaupten befugt sind, daß in unsern Tagen ein näheres Zusammenstehen der Genossen nöthig wird, und wo Widersacher entgegentreten, auch ein Kampf nicht gescheut werden darf.

Der Philolog will nicht mehr sein, als wozu ihm sein wissenschaftlicher Beruf das Recht gibt, er will forschen und lehren, wie das Alterthum in jugendlicher Kraft gestrebt hat, die höchsten Ideen der Menschheit zu realisiren, wie in Sprache, Kunst, im Denken und Handeln der alten Welt der Geist des Menschen sein Wesen und sein Gesetz hat kund werden lassen, daß es der Mühe lohne, den Quellen der Erkenntniß nachzugraben und in den Organismus des Geistes bis zu den feinsten Elementen zu dringen.

Der deutsche Schulmann bleibt dem alten Glauben treu, daß nur auf dem Wege der Wissenschaftlichkeit zu einer gründlichen Lehre zu gelangen ist, daß, woraus Weisheit und Bekräftigung des Geistes zu schöpfen, ein tiefer voller Strom aus alter Zeit in die unsere herüberfluthet, daß die Heranbildung fürs

Digitized by Google

Leben nur auf dem sonnenhellen Wege der Klarheit gelingt, für welche das Alterthum die sichersten Muster darbietet und unter Abwehr modriger Sumpfluft, die zu einer scheinheiligen Erstarrung benebelt, und der dabei aufleuchtenden Irrlichter, welche man die Manifestation des Zeitgeistes nennt, die Freiheit der gesunden, kräftigen Vernunft zu gewinnen steht.

Es ist an uns, die hier versammelten Philologen, ein offener Brief erschienen. Offene Briefe haben in unsern Tagen kein glückliches Schicksal gehabt und nur den Wunsch angeregt, sie möchten nicht geschrieben sein. Ob der an uns gerichtete Brief eine ausführliche Antwort erheischt, überlasse ich dem Urtheile Anderer. Allein er ist bestimmt, uns gute Lehren zu geben; da liegt jedem vorwärts Strebenden ob, davon Kenntniß zu nehmen, und es scheint auf mich die Verpflichtung zu fallen, die Benutzung dieser Zuschrift zu erleichtern.

Der Verfasser geht von dem Satze aus, der Philolog als solcher und als Schulmann müsse die Forderung der Zeit erfüllen und diese sei Emancipation. Zu beklagen ist hierbei, daß der Deutsche für die Bezeichnung solcher Forderung seiner Zeit nicht einmal ein eigenes Wort in seiner Sprache besitzt, und ein alterthümliches wählen muß, und es erhellt daraus, daß er nur mittelst eines aus dem römischen Alterthume entnommenen, philologisch festzustellenden Begriffs zum Bewußtsein seiner Zeit gelangen kann. Schon habe, sagt der Verfasser, die Natur sich selbst emancipirt, der Staat und die Kirche thue es auch, darum sei nächste Aufgabe der Philologen, sich zu emancipiren. Kann nun an eine Selbstemancipation der Natur kaum gedacht werden, da sie von den sie streng bindenden Gesetzen um keines Haares Breite abgewichen ist und Jahrtausende hindurch unbesorgt um einen über die Erde wandernden Zeitgeist ruhig waltet und schafft, so kann, wie Staat und Kirche sich emancipirt, hier weiter nicht in Frage kommen. Aber auch die Philologie soll sich emancipiren. Sie soll die übrigen, namentlich die Naturwissenschaften neben sich gelten lassen, auch eine orientalische und eine altdeutsche Philologie anerkennen und als historische Wissenschaft und zwar als Sprachkunde und Alterthumskunde, als Literaturgeschichte, Hermeneutik und Kritik wirksam sein. Wenn so der Zeitgeist zu uns spricht, so ists der Geist der guten alten Zeit; denn damit sind die Regionen des uns von den Vätern überkommenen Gebietes benannt; nur der treuen fleißigen Bearbeiter bedarf es. Die Philologen als solche werden also zu einer Emancipation weder Verlangen noch äußeren Antrieb finden können.

Anders in Hinsicht der Philologen als Schulmänner. Da verweilt der offene Brief in einem denkwürdigen Dilemma. Er möchte die Philologen als Schulmänner aus den Bildungsanstalten wenn nicht ganz verweisen, doch in den Hintergrund stellen, und muß doch eingestehen, sie seien ein integrirender Theil des Erziehungswesens; er muß einräumen, daß das Alterthum classische Werke darbietet, an denen der jugendliche Geist geläutert und bekräftigt werde, daß die alten Sprachen reine und vollendete Schemata des menschlichen Denkens enthalten, und will Beides bei Seite gelegt wissen, weil unser Volk aus eigenem Blut und Saft Classiker groß gezogen habe und wir eine eigene Sprache besitzen; er läugnet den philologischen Schulmännern die pädagogische Befähigung ab, und erkennt doch an, daß unsere Zeit ein Zögling solcher Lehrer sei.

In der darauf folgenden Rede, in welcher dargelegt wird, daß es Volksschulen, Realschulen, Gymnasien und Universitäten gebe, daß diese sich in aufsteigender Linie der Bildung an einander reihen, wird endlich als Anforderung der Zeit die Reform der gelehrten Schulen also bezeichnet: eintreten müsse eine Emancipation der Schule von der Philologie oder den Philologen, und der Gymnasiallehrer dürfe nicht über dem Volks- und Realschullehrer stehen, sondern neben beiden.

Digitized by Google

Hier erwiedert wol Jeder fragend: haben sie jemals anders gestanden? Werden nicht für die früheste Erziehung die tüchtigsten Talente erfordert? Und kann da an eine Ueberhebung gedacht werden, wo eine naturgemäße Stufenfolge zu einer Höhe hinaufführt? Für uns bleibt die eine Frage gültig: wo beginnt die Bildung für Wissenschaft, nicht: wo beginnt die Bildung fürs Leben, sonst rangiren auch die Mütter und Ammen in gleicher Reihe mit den Philologen; denn auch sie lehren Sprache und oft sehr gründlich.

Wo aber ist ein Gymnasium in Deutschland, in welchem nicht Mathematik, Geschichte, Naturkunde auf eine meist genügende Weise vertreten wird? Dem nebenstehenden Philologen, wenn er nicht in einseitiger Unwissenschaftlichkeit befangen ist, fällt nicht bei, aus den Schülern künftige Philologen zu schaffen, und kein Schulmann wird darin einen Ruhm suchen, nur Philolog zu sein.

Was aber die Entgegnung seit geraumer Zeit anregt, beruht nicht in einem von der einen Seite vorenthaltenen oder von der andern begehrten Anspruch der an einem und demselben Werke thätigen Lehrer, sondern vielmehr in der überlauten Stimme unsrer Jugend, welche eine Art von Zeitgeist zu repräsentiren strebt.

Die Krankheit unsrer Zeit ist die Sucht des Nutzens, die Epidemie der Frühreife. Unsere Jünglinge wollen nicht mehr lernen, nicht mehr am Grunde bauen und wünschen auf dem Gymnasium fertig zu werden, ja würden sich glücklich preisen, wenn ihnen der Besuch der Universitäten erspart würde und sie auf eine technische Weise zum Staatsdienst gelangen könnten. Diesem Hineilen in's Leben wird Alles verächtlich, was nicht den Stempel seiner unmittelbaren Anwendbarkeit trägt; dieser Quelle aller Ungründlichkeit wird Vorschub geleistet, wenn man zu frühzeitig zu Vieles lehrt. Der Jüngling von 16 bis 17 Jahren will und soll neben der Kenntniß der alten und neueren Sprachen auch die Lehren der höhern Mathematik erfassen, mit den Forschungen der Physik und Chemie vertraut sein und an der Geschichte ein politisches Urtheil gewonnen haben. So erheischt es der sogenannte Zeitgeist, welcher, wenn er die Wissenschaft zur Sclavin bewältigt, dieser das Leben und die Würde raubt.

So lange des Menschen und so auch des wissenschaftlichen Menschen Heranbildung an eine fortschreitende Entwickelung gebunden sein wird, so lange wird der zu bemessende Weg eine Stufenfolge bleiben, es werden Grenzen der besonderen Gebiete gezogen werden müssen, deren Ueberschreitung immer eine Zerstörung der nachbarlichen Region mit sich führt. Darum sind alle Grenzstreitigkeiten zu entfernen und die einzige Losung, welche uns alle ebenbürtig neben einander stellt, die Wissenschaft.

Erfordert unsere Zeit einen Kampf gegen die herandrängende Macht der Unwissenschaftlichkeit, die in aller Vielwisserei liegt, und kann da der Einzelne nur mitwirken, die Gesammtheit siegen, so ist unser Verein ein nothwendiger geworden.

Nöthig ist ein festes treues Zusammenhalten, um den materiellen Interessen der Zeit ein geistiges Gegengewicht zu bieten; es ist Einheit der Principien zu erringen, wozu der Austausch der besonderen Beobachtungen und Ansichten dient; reine Begeisterung für ein Lebenswerk, und innige Freundschaft muß jede Verkennung, jedes Mißverständniß fern halten.

Ueberschauen wir unsere durch den Druck bekannt gewordenen Verhandlungen, so liegt uns eine nicht geringe Masse gediegener Aussaat vor, die auch schon erfreuliche Frucht gebracht haben wird.

Digitized by Google

Möge denn auch die jetzige Versammlung das Zeugniß einer Deutschland ehrenden Genossenschaft aufstellen, uns alle einander näher bringen und so der Wissenschaft, die wir bekennen, ein Freudenfest gehalten werden! —

Hierauf wurde von Prof. Weißenborn das Protokoll der vorbereitenden Sitznng verlesen und eine Berichtigung von Prof. Stickel hinzugefügt. Dr. Queck las das Verzeichniß der seit gestern eingezeichneten Mitglieder vor (bis Nr. 280).

Der Präsident sprach im Namen der Versammlung den Dank für das ihr von Dr. Tittmann*) gewidmete lateinische Gedicht aus und forderte **Dr. Köchly** auf, seinen Vortrag über

die Einheit der Handlung in Euripides Hekabe

zu halten.

Hochverehrte Anwesende!

Es könnte als eine üble Vorbedeutung erscheinen, wenn gleich der erste Vortrag mit der Bemerkung eingeleitet werden muß, daß er, wenn gleich der Sache nach längst durchdacht, doch der Form nach ein rein improvisirter sein wird. Aber ich denke: es ist besser, daß dieß bei dem ersten der Fall ist, dessen Eindruck durch die folgenden leichter verwischt werden kann, als bei dem letzten, den Jeder frisch im Gedächtniß mit sich nach Hause nimmt.

Es ist nicht meine Absicht gewesen, so unvorbereitet vor Ihnen zu sprechen: vielmehr war ich früher Willens, einen andern nur zu lange vorbereiteten Gegenstand zu behandeln, nämlich einen Versuch zur Beantwortung der Frage zu machen: „Welche Stellung nimmt Quintus von Smyrna in der Entwickelungsgeschichte des griechischen Epos ein?" Mit der Ausgabe dieses Dichters über das horazische neunte Jahr hinaus beschäftigt durfte ich hoffen, einigermaßen im Besitz der für die Beantwortung jener Frage nöthigen Detailkenntnisse zu sein; aber es ging mir mit dem Vortrage, wie mit der Ausgabe: ich fand bei meinen mannigfaltigen Geschäften nicht die nöthige Zeit, ihn gehörig vorzubereiten, eine Arbeit, welche um so schwieriger ist, je unbekannter im Allgemeinen der Dichter, je ausgebreiteter der Umfang des zu übersehenden Feldes, je erdrückender die Masse der zu sichtenden und zu beherrschenden Einzelheiten ist.

Da ich nun aber die dem hochgeehrten Präsidium gemachte Zusage um so weniger zurücknehmen möchte, als nicht gerade zahlreiche Vorträge angemeldet sind, so habe ich einen andern Gegenstand gewählt, von welchem ich ganz besonders hoffe, daß er andere scharfsinnigere Männer veranlassen wird, was ich versehen sollte oder vermissen ließe, zu verbessern oder zu ergänzen. Ich will es nämlich versuchen, die Hekabe des Euripides in ihrer dramatischen Einheit zu rechtfertigen, bekanntlich eine alte Controverse, welche schon vor langen Jahren allerdings nicht zu Gunsten des Dichters von dem ehrwürdigen Veteranen unserer Wissenschaft beantwortet worden ist, welchen wir heute mit Verehrung und Freude in unserer Mitte sehen.

Es sei mir erlaubt, einige einleitende Bemerkungen über Euripides selbst vorauszuschicken. Wie bekannt, sind die Urtheile über ihn in alter und neuer Zeit in den verschiedensten, ja entgegengesetztesten

*) Siehe Beilage 2.

Digitized by Google

Richtungen aus einander gegangen. Um ihn gerecht zu beurtheilen, muß man seine Zeit genauer in's Auge fassen, als deren treuester Spiegel und Repräsentant er zu betrachten ist. Während Aeschylos Anfangs durch und durch in, zuletzt außer seiner Zeit steht, während Sophokles sich über dieselbe zu erheben strebt, ohne sich ihr zu entziehen, giebt es fast keine Richtung in den religiösen, politischen, socialen Bewegungen und Schwankungen Athens, die nicht in einer oder der andern Tragödie des Euripides bald schärfer, bald schwächer hervortrete. Vergleichen wir hier zunächst die drei großen Dramatiker in Bezug auf Mythenbehandlung. Aeschylos pflegt die Mythen in ihrer alten überlieferten Form mit frommen naiven Glauben darzustellen, ohne an ihnen zu deuteln und zu grübeln, ohne ihren Gehalt anzuzweifeln oder zu vertheidigen: mit vollem Anspruch auf Gültigkeit treten sie bei ihm unmittelbar in die Erscheinung. Bei Sophokles dagegen zeigt sich das Bestreben, die alten Mythen ethisch zu rechtfertigen, und namentlich dasjenige, was nach den gebildeteren Begriffen einer fortgeschrittenen Zeit roh, anstößig, unsittlich beim ersten Anblick erschien, durch eine tief angelegte Charakteristik der handelnden Personen, durch eine feine Enthüllung innerlicher sie bestimmender Motive als gerecht und wohlbegründet zu vindiciren. Wäre uns von Aeschylos die Tragödie erhalten, in welcher er die Schicksale des Oedipus darstellte, so würde jedenfalls eine Vergleichung derselben mit dem Oedipus König des Sophokles am meisten geeignet sein, unser allgemeines Urtheil zu rechtfertigen. Während bei Aeschylos jedenfalls die finstre furchtbare Gewalt eines unentfliehbaren Verhängnisses in den Vordergrund trat, läuft bei Sophokles Alles darauf hinaus, bei aller Großheit und Herrlichkeit den Oedipus dennoch als schuldig erscheinen zu lassen, da er in seinem freilich durch seine Thaten hervorgerufenen übermäßigen Vertrauen auf Menschenwitz und Menschenweisheit sein Schicksal selbst erfüllt und eben dadurch gewissermaßen verdient. Euripides dagegen geht darauf aus, die Mythen pathetisch zu begründen. Freilich will ich mit diesem Satze nicht alle seine Tragödien gleichmäßig charakterisirt haben: im Gegentheil, es sind verschiedene Classen derselben zu unterscheiden, und in manchen derselben sind die mythischen Personen in ihren einmal überlieferten, aber vom Dichter vielfältig modificirten Verhältnissen nur die Hüllen, hinter denen wirkliche Wesen, wirkliche Situationen der Gegenwart, selbst uns erkennbar, sich verbergen. Die Hekabe dagegen ist eine von jenen Tragödien, um derentwillen der Dichter τραγικώτατος, der am meisten tragische unter den Tragikern, genannt worden ist, eine Tragödie, in welcher das Pathos, die volle ungezügelte Leidenschaft, die mit gleicher Kraft dem Leide wie der Freude sich hingiebt, vorzugsweise vorherrschend ist.

Man hat bekanntlich gegen die Handlung der Hekabe den Vorwurf erhoben, daß sie in zwei getrennte, durch kein innerliches Band zusammenhängende Begebenheiten, die Opferung der Polyxena und die Bestrafung des Polymestor, aus einander falle; man hat diesen Vorwurf vergebens dadurch zu entkräften gesucht, daß man beide Begebenheiten als zum Unglücke der Hekabe gehörig durch diese äußerliche Zufälligkeit für hinlänglich verbunden erklärt hat.

Ich werde mich auf eine Polemik gegen diese Ansichten nicht einlassen, sondern nur ganz einfach den Gang des Stückes zu zeichnen und aus dessen Verlauf darzuthun versuchen, daß die Handlung doch nur Eine ist. Gelingt es mir dieß zu beweisen, so fallen die Einwürfe von selbst.

Das Stück spielt auf der thrakischen Chersones; Troja gegenüber liegt in Asche; die Griechen sind über den Hellespont gesetzt und wollen heim nach dem schönen Griechenland. Da tritt ungünstiger Fahrwind ein; der Schatten des Achilleus erscheint zürnend auf seinem Grabmal und fordert als Sühnopfer das Blut der Polyxena. So werden die Griechen mit ihren Gefangenen an der thrakischen Küste zurückgehalten.

Digitized by Google

Den Prolog hält der Schatten des Polydoros. Er berichtet in der Weise der Euripideischen Prologe sein Geschick: wie ihn als Knaben Priamos nebst reichen Schätzen dem Schutze seines Gastfreundes des Thrakerkönigs Polymestor anvertraut, wie dieser nach Trojas Fall aus schnöder Geldgier ihn getödtet und in's Meer geworfen habe, von dessen Wellen er unbestattet umher geworfen werde. Unterdessen würden die Griechen durch den Schatten des Achilleus zurückgehalten, der die Polyxena zum Todtenopfer begehre und auch an diesem Tage — so laute des Schicksals Schluß — erhalten werde. Ihm aber hätten auf sein Flehen die unterirdischen Götter gestattet, von der Mutter Hand begraben zu werden. Daher ist er ihr denn schon in verwichener Nacht als Traumgesicht erschienen, und die Dienerin, welche wegen der Bestattung der Polyxena an's Meer kommt, wird seinen Leichnam zu ihren Füßen von den Fluthen ausgeworfen finden.

Ehe ich weiter gehe, ein Wort über die vielgetadelten Prologe des Euripides. Sie sind nicht sowohl eine künstlerisch zu rechtfertigende Einrichtung, als eine durch die Entwickelung der Tragödie gebotene Nothwendigkeit. Die schon vielfach behandelten Mythen, die nun einmal der Stoff der Tragödie blieben, wurden aus den oben angedeuteten Gründen namentlich von Euripides sehr frei und willkürlich gestaltet, auf das Mannigfachste modificirt, auf das Abweichendste motivirt. Da bedurfte es nun gewissermaßen einer Einleitung, in welcher der Standpunkt, den der Dichter zu der gewöhnlichen Tradition einnahm, den Hörern klar gemacht, von dem Ueberlieferten das Fremdartige stillschweigend zurückgewiesen, das Beibehaltene ausdrücklich festgestellt, das neu Erfundene ausführlich mitgetheilt wurde. Nur so konnte den Hörern, ohne daß sie von den gewöhnlichen Vorstellungen verwirrt worden wären, der Zusammenhang, wie der Dichter ihn angenommen hatte, verständlich werden.

So giebt uns auch hier der Prolog den Schlüssel zur richtigen Beurtheilung der Tragödie, indem er uns das Band enthüllt, das die beiden Handlungen zusammenhält. Polydor hat von den Göttern erlangt, daß ihm Bestattung von der Mutter Hand zu Theil werde. Welchen überaus hohen Werth aber das Alterthum darauf legte, überhaupt bestattet, namentlich aber von den nächsten weiblichen Verwandten feierlich bestattet zu werden, ist allbekannt, und ich brauche hier nur an die Antigone zu erinnern. Daher wird Polydor der Dienerin erscheinen, welche am Meere Wasser holt zu Polyxena's Bestattung. So führt Polyxena's Tod, den Achilleus' Schatten verlangt hat, für die Hekabe die Auffindung und Bestattung des Polydoros, damit zugleich die Bestätigung von des Sohnes Schicksal und endlich die Rache an dessen Mörder mit Nothwendigkeit herbei. Diese letztere, als aus dem freien Entschlusse der Hekabe hervorgehend, wird in dem Prologe nicht erwähnt, während dagegen die Schuld des Mörders vollständig enthüllt wird, da für den nicht im Voraus unterrichteten Hörer dieselbe später als nicht hinlänglich erwiesen oder wenigstens nicht in ihrer vollen Gräßlichkeit erscheinen würde.

Nach dem Prologe also verbindet ein nach den Ansichten des Alterthums heiliges, rein religiöses Band beide scheinbar getrennten Handlungen mit innerer Nothwendigkeit. Sehen wir nun weiter, wie diese zu untergeordneten Theilen Einer Handlung verschmelzen.

Der Schatten des Polydoros, der nahenden Hekabe aus dem Wege gehend, hebt noch am Schlusse mit eindringlichen Worten hervor, wie sie von einer Königin zu einer Sclavin herabgestürzt in vollstem Maße den Wechsel des Glücks erfahren habe. Jetzt ertönen die Klagen der Hekabe. Es ist oft getadelt worden, daß die lyrischen Partieen des Euripides ziemlich weitschweifig sind, mit vielen nichtssagenden

Digitized by Google

Worten den Inhalt verwässern; daß ferner die Chorgesänge oft in gar keinem Zusammenhange mit der Handlung stehen. Dieser Tadel trifft namentlich, wie wir sehen werden, mehrere Theile der Hekabe mit Recht. Ich möchte, nicht zur Rechtfertigung oder Entschuldigung, sondern zur Erklärung hier die Vermuthung gelegentlich äußern, daß wohl bei dergleichen Stücken, wie in unsern Opern, die Composition und der musikalische Vortrag bei weitem die Hauptsache war und den Text ganz oder bei weitem überwucherte. Und wer weiß, ob nicht manche dieser ganz abgerissenen Chorgesänge in verschiedene Tragödien nach Befinden eingelegt wurden? Einen merkwürdigen Fingerzeig giebt wenigstens der bekannte in 5 Tragödien des Euripides wiederkehrende Schluß: πολλαὶ μορφαὶ τῶν δαιμονίων u. s. w.

Doch zurück zur Hekabe. Auf Dienerinnen gestützt wankt sie jammernd heraus; ihre Klagen betreffen namentlich zwei Hauptpunkte: die Vergegenwärtigung des furchtbaren Glückswechsels („jetzt Sclavin, einst Königin"), und das doppelte Traumgesicht, was ihr des Sohnes Tod und der Tochter Opferung verkündet hat. Dieß Letztere bestätigt der herannahende Chor trojanischer Frauen; er berichtet, daß die Achäer in der Volksversammlung trotz Agamemnons Widerstreben auf Odysseus' Betrieb beschlossen haben, die Polyxena an Achilleus' Grabe zu opfern, um seinen Schatten zu versöhnen. Schon hier wird angedeutet, was später noch schärfer hervorgehoben wird, daß von diesem Todtenopfer die Heimkehr der Griechen abhängt. Hekabe erhebt neue, etwas wortreiche Klagen; das Resultat ist, daß sie in solches Unglück versunken sich den Tod wünscht: „nicht mehr gefällt mir das Leben im Sonnenlicht."

Darauf ruft sie die Polyxena selbst heraus, und theilt ihr mit, was über sie verhängt ist; aber diese nicht erschreckt von dem drohenden Tode klagt nur um die Mutter: „Welches Leid hat wiederum eine Gottheit über dich gebracht? Nicht mehr werde ich mit dir in deinem Alter die Sclaverei ertragen. Du wirst mich von Deiner Hand gerissen und zum Tode geschleppt sehen." Sie selbst aber beklagt den Verlust ihres schmachvollen Lebens nicht; der Tod erscheint ihr als ein Glück.

Da erscheint Odysseus, hier wie in andern Tragödien als das Muster eines schlauen, vielgewandten Volksredners aufgefaßt. Mit ruhigen, kalten, gemessenen Worten fordert er die gebeugte Mutter auf, sich ohne Umstände in das Unvermeidliche zu fügen. Hekabe will noch einmal das Letzte versuchen; sie beginnt mit der Einleitung, daß sie nicht zur rechten Zeit gestorben zu sein bedauert, sondern noch fortlebt, jetzt, wo sich immer größeres Unglück häuft. Dann wendet sie sich an den Odysseus; sie erinnert ihn, wie sie ihn einst in Troja erkannt und auf sein demüthiges Flehen gerettet hat; sie appellirt an seine Dankbarkeit, nicht ohne handgreifliche Anspielung auf das herzlose, ehrgeizige Geschlecht der Volksredner; sie kritisirt — und das ist bezeichnend für Euripides — vom rationalistischen Standpunkte aus überhaupt die Sitte der Menschenopfer, sie sucht nachzuweisen, daß man eher jede Andere opfern müsse als die Polyxena, die der Mutter nach solchen Verlusten Alles ist:

„Sie ist für Vieles Trost mir; ist mir Vaterstadt,
Mir Pflegerin und Stab und Führerin des Wegs."

Aber nachdrücklich erinnert sie auch an den Wechsel des Glücks, und die furchtbare Lehre, welche sie selbst den Glücklichen und Mächtigen gebe. Odysseus dagegen setzt ihr ruhig und gründlich auseinander, daß es eben so gerecht als klug sei, selbst nach dem Tode verdienstvolle Bürger zu ehren — es dürften auch hier Anspielungen auf Zeitereignisse erkennbar sein. — In dem Charakter dieses Dialogs zeigt sich das rhetorisch-sophistische Element der eristischen Wechselreden, welche, eine pikante Zugabe für die

Digitized by Google

proceßsüchtigen Athener, fast ein stehendes Ingrediens der Euripideischen Tragödien sind. Nun wendet sich Hekabe an die Polyxena und fordert sie auf zu versuchen, ob sie den Odysseus zu rühren vermöge, indem sie ihr gleichsam Unterricht in der Rhetorik giebt. Aber diese heißt den Odysseus ruhig sein, von ihr habe er keine Bitten zu befürchten; sie begehre zu sterben, ehe sie, die geborene Königstochter und Herrin, als Sclavin lebe und noch unwürdigerem Looſe entgegensehe; frei dagegen sterbe sie; Hoffnung im Leben sei nicht mehr vorhanden; so möge denn auch die Mutter sie nicht länger zurückhalten, denn der Tod sei ein Glück für sie. Da senkt sich durch die hochherzige Gesinnung der Tochter der erste Strahl des Trostes in das Herz der unglücklichen Mutter:

„Wie sprachst du edel, Tochter, doch das edle Wort
Begleitet Schmerz."

Und so hält sie denn zwar die Tochter nicht mehr zurück, will aber mit ihr sterben, und trotz der Mahnungen des Odysseus nicht von ihr lassen. Und wieder ist es Polyxena, welche sie zur Ergebung in ihr Schicksal umstimmt; fruchtloser Widerstand sei ihrer nicht würdig. Dann folgt der Abschied: noch einmal bricht bei Polyxena die jugendliche Lust zum Leben durch, indem sie sich an Alles das erinnert, was sie verlassen muß, was sie noch nicht genossen hat. Hekabe fühlt ihr Loos, das Leben in Sclaverei, als noch schlimmer: die Tochter soll dem Priamos melden, daß sie von allen die Unglückseligste sei; und als endlich jene sich losreißt, sinkt sie im Uebermaß des Schmerzes bewußtlos nieder. Auf diese ergreifende Scene, die zu dem Herrlichsten gehört, was Euripides gedichtet hat, folgt ein ganz ungehöriger Chorgesang: Der Chor stellt Betrachtungen darüber an, in welches Land er abgeführt werden wird, wobei für uns die Erwähnung Athens und des großen panathenäischen Festzuges kein Ersatz für die sonstige Leerheit sein kann. Hierauf folgt die Botenerzählung des Herolds Talthybios über den Tod der Polyxena. Er leitet sie mit dem Zweifel ein, ob wohl Zeus noch auf die Menschen herabblicke, und ob nicht vielmehr der ganze Glaube an die Götter eitel sei; dazu veranlaßt ihn das Elend der ehemaligen Königin: er selbst will lieber sterben, ehe er so schmählichem Geschick verfällt. Dann fordert er die Hekabe auf, sich zu erheben und die Bestattung der Tochter zu besorgen. Von ihr befragt erzählt er dann ausführlich die Opferung der Polyxena, welche ihrer Hochherzigkeit getreu, von den Griechen bedauert und bewundert, muthvoll gestorben ist. Bedeutsam für den Zusammenhang der Handlung ist noch das Gebet des Neoptolemos, der den Vater anfleht, er möge nun versöhnt die Schiffe zu glücklicher Heimkehr entlassen. Nachdem dann der Eifer der Feinde, der Geopferten die letzte Ehre zu erweisen, geschildert worden, schließt der Bote mit den Worten:

„Ich sehe, daß von allen Frau'n
Das höchste Glück an Kindern Du und Leid erfährst."

Denn der hochherzige Sinn der Tochter ist es, an welchem aus ihrem tiefen Leid sich Hekabe erhebt. Daher gedenkt sie zwar nochmals ihres Unglücks, sagt aber ausdrücklich, daß die Nachricht von dem Heldenmuthe der Tochter ihr den ärgsten Schmerz genommen habe. Dann entsendet sie gefaßt die Dienerin zum Meere, um für das letzte Bad der Todten das Wasser zu holen, während sie selbst die fernern Anstalten zur Bestattung treffen will. Dabei wird sie nochmals auf den Gedanken an die Unzuverlässigkeit des Glückes geführt, den sie energisch ausspricht mit den Worten schließend:

„Der nur ist der Glücklichste,
Dem für den Augenblick nichts Böses widerfährt."

Digitized by Google

Den Chorgesang, welcher vom Raube der Helena handelt, können wir füglich übergehen. Dann kommt die Dienerin mit dem Leichnam des Polydoros zurück, den sie am Meeresufer gefunden hat. Sie sieht in Hekabe die unglückseligste Sterbliche, die je gelebt hat, und diese, von dem neuen Schlage unterrichtet, spricht sich in demselben Sinne von Neuem aus. Sie erinnert sich an ihren Traum, durch den sie aus göttlicher Offenbarung weiß, daß Polymestor es ist, der den Sohn getödtet hat.

Als daher Agamemnon auftritt, um sie aufzufordern die Tochter zu bestatten, so entschließt sich Hekabe nach einiger Ueberlegung seinen Beistand anzuflehn. Sie beschwört ihn unter Andern „bei seiner glücklichen Rechten," und als dieser verwundert vermeint, sie begehre ihre Freiheit, so spricht sie im Widerspruche mit ihrer frühern Sehnsucht nach dem Tode:

„Das nicht: nein, hab' ich an den Bösen mich gerächt,
So will ich Sclavin sein mein ganzes Leben lang."

Hier tritt also die schon vorbereitete Peripetie des Stückes ein: die Rache an Polymestor soll die durch den edeln Tod der Polyxena eingeleitete Beruhigung der Hekabe vollbringen. Daß diese Euripides so angelegt hat, zeigt hinlänglich das Folgende. Nachdem Hekabe zuerst das Verbrechen des Polymestor angegeben und in seiner ganzen Verworfenheit aufgezeigt hat, erschöpft sie nicht ohne theilweise abgeschmackte Sophistik alle Gründe der Religion, Politik, des Rechtes und der Privatrücksichten, um den Agamemnon zu bewegen, ihr zu helfen. Dieser, obwohl Mitleid und Gerechtigkeit ihn dazu dringen, scheuet sich doch in fast feiger Vorsicht unmittelbar einzugreifen, was der Hekabe Veranlassung giebt, wiederum nicht ohne innere Genugthuung die Reflexion zu machen, daß überhaupt Niemand frei und selbstständig sei, und zu dem Entschlusse eigenhändiger Rache zu kommen, nach deren Vollbringung beide Kinder mit einander bestattet werden sollen. Agamemnon aufgefordert, zu diesem Behufe die Dienerin ungehindert passiren zu lassen, gestattet dieß, was er aber nicht thun könnte, wenn das Heer schon günstigen Fahrwind hätte, den die Götter noch immer nicht senden wollen. Und doch ist Polyxena geopfert und Achilleus versöhnt? Und doch geht seine Verheißung nicht gleich in Erfüllung? Weil eben die Götter auch erst die Rache der Hekabe vollendet sehen wollen, wie sie schon die Auffindung und Bestattung des Polydoros herbeigeführt haben.

Der Chorgesang steht wieder in keinem Zusammenhange mit der Handlung.

Polymestor erscheint: falsch und glattzüngig beklagt er das Loos der Hekabe, entschuldigt er, daß er nicht früher gekommen und von ihr mit zweideutig verstellter Rede getäuscht, steigert er durch seinen lügenhaften Bericht über das Befinden des Polydoros den Abscheu über die grause That. Dann kirrt sie ihn durch Mittheilung über einen zu Troja vergrabenen Schatz und lockt ihn unter dem Vorwande, ihm noch mehr Gold heimlich anzuvertrauen, mit seinen beiden Söhnen in das Zelt. Polymestor geht in die Schlinge von der Habgier, die ihn zum Verbrechen verleitete, geblendet und den Achäern jetzt eben so treulos wie einst den Troern. Während draußen der Chor das Rachelied anstimmt, werden drinnen von den Frauen der Hekabe seine Söhne gemordet, er selbst geblendet. Nun folgt eine gräßliche Scene, in welcher allerdings Euripides von der alten tragischen Würde abgefallen ist. Der triumphirenden Hekabe stürzt der geblendete Polymestor, außer sich vor Schmerz und Wuth, nach; in wilder ohnmächtiger Raserei tobt er als ächter Barbar — das ist nicht unberücksichtigt zu lassen — umher; er möchte sich wie ein wildes Thier an dem Fleisch und Gebein der Weiber sättigen, sie mit den Händen in Stücken zerreißen.

Digitized by Google

Da erscheint Agamemnon und fordert beide Theile auf, sich vor ihm zu verantworten. Es folgt wieder eine von jenen Gerichtsscenen voll sophistischer Beredsamkeit. Polymestor weiß noch Lügen: er habe den Polydoros nur aus Politik, nur aus Sorge für die Griechen und sein eigen Land getödtet; er schließt die Erzählung mit einer jener allgemeinen Verwünschungen gegen das weibliche Geschlecht, welche dem Euripides den Namen eines Weiberhassers zugezogen haben. Hekabe widerlegt ihn schlagend und beweist, daß er eben nur aus Habgier das Verbrechen verübt hat, und hält ihm triumphirend vor, wie furchtbar er dafür gestraft sei. Agamemnon fällt seinen Spruch, daß ihm Recht geschehen sei, und auf die Klagen des Polymestor äußert sich Hekabe frohlockend in befriedigter Rache:

„Wie soll ich mich nicht freuen, da ich dich gestraft?"

Hier könnte die Tragödie schließen; es folgt aber noch ein Theil, der vorzugsweise angegriffen worden ist. Polymestor erinnert sich — wie Polyphemos nach seiner Blendung — alter Weissagungen: er prophezeit der Hekabe ihr Schicksal, daß sie in einen Hund, das verachtetste Thier, werde verwandelt werden. Aber alles das rührt die Hekabe nicht:

„Nicht kümmert das mich, da Du nur mir hast gebüßt!" ist ihre Antwort; und selbst die Verkündigung von Kassandra's Tod läßt sie kalt. Als er aber auch dem Agamemnon seine Ermordung voraussagt, da läßt ihn dieser ergreifen, fortführen, und auf einer wüsten Insel aussetzen. Dann wendet er sich an die Hekabe und fordert sie auf ihre beiden Kinder zu bestatten: denn die Abfahrt soll vor sich gehen, da eben jetzt sich günstiger Fahrwind erhebt. Den haben also die Götter nicht eher eintreten lassen, als bis die Rache an Polymestor vollstreckt ist.

Nach dieser Analyse ist es klar, daß Euripides die Idee des Stückes sich so angelegt hat:

Die vom höchsten Glanze in das tiefste Elend versenkte, ihres Gatten und aller ihrer Kinder beraubte Hekabe findet, gerade als der Tod ihrer letzten Kinder sie gänzlich niederzuschmettern scheint und in ihr den heißen Wunsch zu sterben erweckt, in steigendem Maße Trost, Beruhigung, ja Freude, zuerst in dem muthigen Benehmen und dem edeln Tode der Polyxena, dann darin, daß eben durch jenen Tod nach Götterschluß ihr den Sohn zu finden und zu bestatten, so wie an dem verruchten Mörder sich zu rächen möglich gemacht wird. So befriedigt und erhoben ergiebt sie sich in ihr Geschick als Sclavin zu leben, und selbst die Prophezeihungen des Polymestor können in dem Hinblicke auf eine noch schmählichere Zukunft sie nicht in ihrem Gleichmuthe mehr stören.

So entrollt Euripides vor unsern Augen ein erschütterndes Gemälde von dem schnellen Wechsel und der Veränderlichkeit des Glückes, und in demselben Sinne weist Polymestors Vorhersagung von dem Tode Agamemnons noch über das Stück hinaus.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, die Einheit der Handlung darzuthun und das innere Band zwischen Polyxena's Opfertod und Polymestor's Bestrafung aufzufinden. So will ich denn Ihre Geduld nicht länger ermüden, und erwarte, wie schon angedeutet, Belehrung, im Fall ich mich geirrt haben sollte. — —

Nach Beendigung dieses Vortrags entfernten sich die Orientalisten zu ihrer Sectionssitzung. Der Präsident richtete die Frage an die Versammlung, ob es für thunlicher gehalten werde, die Discussion unmittelbar nach den Vorträgen eintreten zu lassen? Die meisten Stimmen erklären sich beistimmend.

Prof. Göttling erklärt, dieser Beschluß binde aber doch nur die gegenwärtige Versammlung.

Digitized by Google

Oberschulrath Rost: Keiner Versammlung des Vereins stehe das Recht zu, die innere Oeconomie der nächstfolgenden Versammlung festzusetzen; es stehe daher jeder folgenden wieder frei, von der Regel abzugehen.

Hierauf fordert der Präsident zur Discussion über den so eben gehaltenen Vortrag auf.

Prof. Hieron. Müller (von Naumburg): Der so eben gehörte Redner unterschied die drei tragischen Dichter so: Aeschylos ließ Volksglauben und Mythen mit frommen naiven Glauben in die Erscheinung treten, ohne an ihnen zu deuteln und zu grübeln; Sophokles rechtfertigte sie vom ethischen Standpunkte aus; Euripides ließ den pathetischen vorwalten und suchte Rührung und Theilnahme durch sie zu erregen.

Euripides, der in vieler Hinsicht dem Modernen sich nähert, hat auch darin mit manchem neueren Dichter Aehnlichkeit, daß er das Positive des Volksglaubens angreift und verwirft. So in dem vom Redner angeführten Zweifel des Talthybios: Ob Götter seien ꝛc. . . . . .

Ein anderer von Sophokles selbst *) ausgesprochener Unterschied zwischen ihm und seinem Nachfolger: Er stelle die Menschen dar, wie sie sein sollten, Euripides aber wie sie wirklich seien.

Euripides ist der Vertreter einer ohnmächtigen im Verfalle begriffnen Zeit; darauf laufen die meisten ihm von Aristophanes gemachten Vorwürfe hinaus, der häufig seine verweichlichte Zeit der der Heldenkämpfer bei Marathon und Salamis entgegenstellt. Aeschylos hat in seinen Sieben vor Theben ein δρᾶμα Ἄρεος μεστόν geliefert, wie Aristophanes sich ausdrückt; Euripides dagegen stellt die schlaffen entnervten Sitten seiner Zeit dar. Er führte den Namen des Weiberhassers, weil er die verworfensten Frauen auf die Bühne brachte.

Der frühere Redner behauptete, Euripides sei in seiner Behandlung der Mythen in Manchem von seinen Vorgängern und der am meisten verbreiteten Volkssage abgewichen; darauf hinzuweisen, habe er der Prologe bedurft. Es handelt sich aber bei dem Tadel, den sie erfahren haben, um die unkünstlerische Weise seiner größtentheils monologischen Prologe, eine der nachherigen Handlung bisweilen ganz fremde Person auftreten und ex abrupto die vorhergehenden Ereignisse erzählen zu lassen. Wie kunstvoll erscheint der sophokleische Dialog im Eingange des Stückes, zum Beispiel der zwischen Antigone und Ismene gegen die Monologe des Euripides!

Aristophanes hat die euripideischen Prologe auf eine doppelte Weise angegriffen; theils durch das Affenschwänzchen, die Narrenschelle ληκύθιον ἀπώλεσεν, das er bald dem ersten, bald dem zweiten oder dritten Verse desselben anhängt; theils in den Ekklesiazusen, wo Praxagora ihre Lampe apostrophirt und deren Herkunft berichtet; wie die Helden und Heldinnen des Euripides in den Prologen es mit der ihrigen thun.

Man denke endlich an das Horazische

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus;

nur zur Lösung eines ohne sie nicht zu lösenden Knotens trete eine Gottheit auf. Aber der Gottheit unwürdig ist es, wenn sie bei Euripides, gleich von vorn herein, gleichsam im Auftrage des Dichters auftritt.

Der Redner konnte sich nur auf das Allgemeine bei den Einwendungen, die er sich erlaubte, beschränken. Er hatte seit einem Vierteljahrhundert die Hekabe nicht gelesen und schloß mit einer Klage über das mit fortschreitenden Jahren abnehmende Gedächtniß.

*) Bei Aristoteles Poet. c. 25. (Späterer Zusatz.)

Digitized by Google

Dr. Köchly: Ueber die zur Sprache gebrachte theologische Richtung des Euripides nur eine Bemerkung. Er verhält sich allerdings zweifelnd, ja sogar negativ gegen den gewöhnlichen Volksglauben; aber daß er ein höheres göttliches Walten überhaupt läugne, kann nicht so im Allgemeinen behauptet werden. Allerdings kritisirt er die Volksgottheiten und löst ihre Existenz auf; aber er verfährt dabei in verschiedenen Dramen auf sehr verschiedene Weise. Man darf daher einzelne Aeußerungen, die er vielleicht ganz mit Recht Personen nach ihrem Charakter und ihrer Situation in den Mund legt, nicht aus dem Zusammenhange reißen; man darf nicht einmal in dieser Hinsicht ganze Tragödien für sich allein betrachten; sondern die allerdings schwierige Aufgabe wäre, die Entwickelung und Gestaltung seiner theologischen Ansichten mit Hülfe der wenigen sicher beglaubigten Zeitbestimmungen einzelner Dramen möglichst chronologisch zu verfolgen. Die Bakchen, bekanntlich eines der letzten, wenn nicht das letzte Stück des Dichters, möchte man für eine Palinodie des frühern Atheismus — um dieß Wort zu brauchen — ansehen: Pentheus wird bestraft, weil er sich der Gottheit des Bakchos widersetzt.

Hierauf ersuchte der erste Präsident den Professor **Bergk**, den von ihm angemeldeten Vortrag über

die Geschwornengerichte zu Athen

zu halten.

Prof. Bergk: Ich muß zunächst die Nachsicht der hoch ansehnlichen Versammlung in Anspruch nehmen, indem ich erst durch die gestern ausgesprochene Bitte der Herrn Präsidenten veranlaßt worden bin, einen Vortrag zu halten; zu einer genaueren Vorbereitung fehlte es daher ebenso an Zeit wie an Hülfsmitteln. Ich befinde mich übrigens in dem ganz entgegengesetzten Falle, wie der Redner vor mir: dieser hat versucht, eine vielfach behandelte Streitfrage beizulegen, ich möchte eine Controverse anregen.

Die Einrichtung der Geschwornengerichte Athens ist bekannt. Alljährlich wurden 5000 oder vielmehr 6000 Bürger zu diesem Zweck erwählt, welche in 10 Abtheilungen oder Decurien (δικαστήρια) zerfielen: das letzte Tausend diente zum Ersatz. Nur in wichtigen Fällen trat die Gesammtzahl zusammen, sonst sitzen stets nur kleinere Abtheilungen zu Gericht.

Hier drängt sich nun aber die Frage auf, in welcher Zeit diese Einrichtung eigentlich entstanden ist. Gewöhnlich hat man diesen Punkt ganz mit Stillschweigen übergangen; nach Anderen, namentlich auch nach Wachsmuth, sollen die Geschworengerichte in dieser Form schon von Solon herrühren; diese Annahme aber erscheint mir bedenklich.

Es giebt zwei hierauf bezügliche Stellen der Alten, die eine bei Aristoteles (Polit. II c. 9), die zweite bei Plutarch (vit. Sol. c. 18), aber keine bezeugt jene Annahme. Denn Aristoteles sucht die Ansicht, als ob Solon der eigentliche Gründer der attischen Verfassung sei, die auf einer schönen Mischung des aristokratischen, oligarchischen und demokratischen Elements beruhe, dahin zu beschränken, daß Solon die schon vorhandenen Institute beibehalten, und nur das demokratische Element durch Zusammensetzung der Gerichtshöfe aus dem gesammten Volke begründet habe (τὸν δὲ δῆμον καταστῆσαι, τὰ δικαστήρια ποιήσας ἐκ πάντων). Solon habe aber nicht etwa, wie Einige ihm vorwürfen, die Staatsgewalt dadurch vernichtet, sondern er habe nur dem Volke den unumgänglich nothwendigen Antheil am Regiment, das Minimum von Freiheit, gestattet, nämlich τὸ τὰς ἀρχὰς αἱρεῖσθαι καὶ εὐθύνειν. Den

Digitized by Google

besten Commentar zu dieser allerdings noch etwas unklaren Stelle liefert Plut. vit. Sol. c. 18. wo er die neue durch Solon eingeführte Gliederung des attischen Volkes nach dem Census schildert, und nun eben mit Bezug auf die letzte Classe sagt: *οἱ δὲ λοιποὶ πάντες ἐκαλοῦντο Θῆτες, οἷς οὐδεμίαν ἀρχὴν ἔδωκεν ἄρχειν, ἀλλὰ τῷ συνεκκλησιάζειν καὶ δικάζειν* (was nach einer gewöhnlichen Breviloquenz für *συνδικάζειν* steht) *μόνον μετεῖχον τῆς πολιτείας.* Daß nun aber gerade dieser Antheil an der richterlichen Gewalt, der allen Bürgern ohne Unterschied zukam, in jener Zeit nicht viel zu bedeuten hatte, bemerkt Plutarch ausdrücklich: *ὃ κατ' ἀρχὰς μὲν οὐδέν, ὕστερον δὲ παμμέγεθες ἐφάνη· τὰ γὰρ πλεῖστα τῶν διαφόρων ἐνέπιπτεν εἰς τοὺς δικαστάς.* Worauf aber eigentlich nach Solons Bestimmung sich die Thätigkeit jener Volksgerichte erstreckte, dieß sagt Plutarch mit klaren Worten: *καὶ γὰρ ὅσα ταῖς ἀρχαῖς ἔταξε κρίνειν, ὁμοίως καὶ περὶ ἐκείνων εἰς τὸ δικαστήριον ἐφέσεις ἔδωκε τοῖς βουλομένοις;* also nur die Appellation von dem Urtheilsspruche der Beamten an das Volksgericht wird durch Solon eingeführt, die regelmäßige Ausübung der Rechtspflege ist nach wie vor den Archonten anvertraut, diese waren also auch noch in der Zeit unmittelbar nach Solon *κύριοι ὥστε τὰς δίκας αὐτοτελεῖς ποεῖσθαι*, wie Suidas sagt, nur daß dieser im Widerspruch mit den klaren Worten Plutarchs ihnen eben Solon diese Macht entziehen läßt. Nichts also liegt in den äußeren Zeugnissen vor, was uns berechtigte, den Volksgerichten in so früher Zeit eine solche Ausdehnung zuzugestehen.

Aber ebenso sprechen auch innere Gründe gegen jene Ansicht. Betrachten wir den ganzen Entwickelungsgang der attischen Verfassung, so sehen wir, daß derselbe nicht sprung- oder stoßweise vor sich ging, sondern ein durchaus gemessener und organischer war. Solon hat den Druck der Eupatridenherrschaft, der so lange auf dem Lande gelastet hatte, entfernt, aber durchaus nicht eine eigentliche Demokratie gegründet, er hat eigentlich dem Volke nur wieder gewährt, was es ursprünglich besessen hatte, wie er ja selbst sagt:

Δήμῳ μὲν γὰρ ἔδωκα τόσον κράτος, ὅσσον ἐπαρκεῖν
τιμῆς οὔτ' ἀφελὼν οὔτ' ἐπορεξάμενος,
οἳ δ' εἶχον δύναμιν καὶ χρήμασιν ἦσαν ἀγητοί,
καὶ τοῖς ἐφρασάμην οὐδὲν ἀεικὲς ἔχειν.
ἕστην δ' ἀμφιβαλὼν κρατερὸν σάκος ἀμφοτέροισιν,
νικᾶν δ' οὐκ εἴασ' οὐδετέρους ἀδίκως.

Dann liegt aber auch in den damaligen Verhältnissen Athens, wo das ganze politische, gewerbliche und commercielle Leben noch ziemlich unentwickelt war, durchaus keine Nöthigung, so viele Richtercollegien einzusetzen, deren Thätigkeit so fast gar nicht in Anspruch genommen worden wäre.

Ja ich gehe noch weiter, indem ich behaupte, das ganze Institut in der Ausdehnung, wie wir es später erblicken, war in der Solonischen Zeit geradezu unausführbar.

Die Zahl der eigentlichen Bürger ist in den griechischen Staaten nie sehr groß gewesen: nicht auf die Zahl, auf die Tüchtigkeit legt man Werth. Dies gilt auch von Athen. So treffen wir in der Schlacht bei Marathon etwa 8—9000 waffenfähige Bürger; bei einer Schatzung unter Pericles zählt man 13000; unter Demetrius von Phalerus beläuft sich die Gesammtzahl auf 20000, hier sucht man aber auch dem sinkenden Staate durch allerlei Mittel, z. B. Aufnahme von Fremden, aufzuhelfen. Zu Solons Zeit stellt sich das Verhältniß noch viel ungünstiger. Der Druck der Eupatridenherrschaft hat viele der Freiheit beraubt, andere vertrieben. Solons Thätigkeit vermag nicht sofort die tiefen Wunden zu heilen

Digitized by Google

Als Maximum der Bevölkerung Attikas dürfen wir etwa 8000 bis 9000 Bürger annehmen. Nun konnte aber nicht jeder mündig gewordene sofort das Richteramt übernehmen, sondern erst wer das 30te Jahr zurückgelegt hatte. Aus diesem Grunde sind also von der Gesammtzahl der Bürger mindestens ¼ in Abzug zu bringen, und in Solons Zeit hätte die Zahl der Wahlfähigen im glücklichsten Falle 6000 betragen; eine Wahl wäre folglich ganz illusorisch gewesen.

Hierzu kommt, daß die Bevölkerung der Stadt selbst gewiß nicht allzugroß war. Eine gewisse Vorliebe für Landleben und ländliche Beschäftigungen charakterisirt das attische Volk; erst die steigende Handels- und Gewerbsthätigkeit, die größere Theilnahme am politischen Leben bringt allmählich eine Veränderung hervor, bis zuletzt der peloponnesische Krieg die Verödung des flachen Landes hervorruft und die Masse der Bevölkerung in die Stadt zusammendrängt. Das Richteramt konnten aber nur solche übernehmen, die entweder in der Stadt selbst oder in den benachbarten Demen ansässig waren. Für Solons Zeit war daher das Institut der Volksgerichte in jener Ausdehnung unausführbar.

Erst mit der höheren Ausbildung des politischen Lebens, erst seitdem die commerciellen und gewerblichen Verhältnisse eine breitere Grundlage gewinnen und sich complicirter gestalten, erst nachdem die freie Bevölkerung des Landes überhaupt und der Stadt insbesondere gewachsen ist, und in Folge davon auch die Processe sich mehren, erst da war jenes Institut der 6000 Geschwornen sowohl ausführbar, als auch durch das Bedürfniß der Zeit geboten. Dieser Zeitpunkt dürfte aber nicht vor der perikleischen Periode eingetreten sein, und so fallen denn wohl, was sehr wichtig ist, die Vermehrung der Richter und weitere Ausdehnung ihrer Gewalt zusammen mit der Einführung des Richtersoldes, wie ja der innere Zusammenhang, in welchem diese Punkte zu einander stehen, sofort einleuchtet.

Vielleicht wirft noch ein anderer, bisher übersehener Umstand Licht auf diese Verhältnisse, nemlich der Name selbst der Geschwornengerichte, *ἡλιαία*, *ἡλιασταί*. Gewöhnlich leitet man den Namen von *ἥλιος* ab, allein Herodian bei Arcadius bemerkt ausdrücklich, daß bei dem Worte die Psilosis statt finde, was durch das Aristophanische *ἀπηλιαστῆς* bestätigt wird; *ἡλιαία* ist von *ἁλής* abzuleiten und paragogische Form von *ἁλία*, dorisch *ἁλιαία*, und bezeichnete gewiß auch in Athen, wie anderwärts, die Volksversammlung und den Ort, wo das Volk zusammen kam.

Wir finden freilich die attische Ekklesia auf dem Pnyxberge: nun hat aber Hr. Göttling in seinem Aufsatze über das alte Pelasgikon (Rhein. Mus.) gezeigt, daß der Pnyxberg erst nach dem Sturze der Pisistratiden für die Volksversammlung eingerichtet ward. Wo fand nun in der früheren Zeit, namentlich seit Solon, der ja die Theilnahme an diesen Versammlungen allen Bürgern ohne Unterschied garantirte, die Ekklesia statt? Ich denke eben in der Heliäa neben der Agora, an derselben Stelle, wo später die Geschwornen ihre Sitzungen hielten, die eben davon den Namen trug, weil sie ursprünglich für Volksversammlungen bestimmt war. So gehört also auch der Name *ἡλιαία*, *ἡλιασταί* für die Geschwornengerichte einer späteren Zeit an, kann nicht von Solon herrühren.

Ferner kommt eine interessante, aber nicht beachtete Stelle des Stephanus Byz. in Betracht: *Ἡλιαία, δικαστήριον Ἀθηναίων· παρὰ τὸ ἅλις, δεύτερον παράγωγον Ἁλία καὶ Ἡλιαία· ἔστι δὲ τὸ μέγα δικαστήριον, τὸ ἐκ τῶν τεττάρων ἡλισμένον δικαστηρίων, ἐκ πεντακοσίων καὶ πεντήκοντα καὶ διακοσίων καὶ ἑκατόν.* u. s. w. Dies ist eine Notiz, die wie Vieles aus Herodians *προ-*

Digitized by Google

ὀφθία καθολική entlehnt ist, und uns über das Historische Aufschluß giebt, wenn auch die Erklärung des Namens nicht richtig ist. Auf die Einrichtung der heliastischen Gerichte in der Zeit des Pericles paßt dies gar nicht, ebenso wenig aber kann von der Solonischen Institution die Rede sein, wo der Name ἡλιαία diesen Gerichten noch gar nicht zukam. Wir werden also auf die mittlere Zeit zwischen Solon und Pericles, nemlich auf Clisthenes hingewiesen, einen Mann, der in der attischen Verfassungsgeschichte einen nicht unwichtigen Platz einnimmt. Clisthenes, wie er überhaupt bemüht ist, die Institutionen des Solon in volksthümlichem Sinne fortzubilden, wird gewiß auch die Functionen der Geschwornengerichte erweitert haben. Durch Clisthenes ward sicher der autonomen Jurisdiction der Archonten ein Ende gemacht, die Solon hatte bestehen lassen; dem ἐπώνυμος, dem βασιλεύς, dem πολέμαρχος und ebenso den sechs θεσμοθέται ward ein Collegium von Richtern zur Seite gegeben, den Archonten verblieb nur die Instruction des Processes. Dieß sind offenbar τὰ τέσσαρα δικαστήρια (man beachte außerdem den Artikel) bei Stephanus; diese mochten in besonders wichtigen Fällen vereint zu Gericht sitzen, und so ward ihnen zu diesem Zwecke das ehemalige Lokal der Volksversammlung, was vacant war, von Clisthenes angewiesen; daher von jetzt an erst die Namen ἡλιαία und ἡλιασταί für diese Gerichte in Gebrauch kommen. Der Grammatiker irrt nur darin, daß er eben von dieser Vereinigung der vier Gerichtshöfe den Namen ἡλιαία ableitet, der einfach auf Uebertragung beruht, allein das Factum selbst ist gewiß richtig.

So erkennen wir also auch einen vollkommen organischen Entwickelungsgang der attischen Geschwornengerichte.

Zu Solons Zeit stand dem Volke nur die Entscheidung in Fällen der Appellation zu; dadurch waren vorläufig die Rechte des Volkes gewahrt, ein Schutz gegen die Willkühr der Beamten, welche noch immer die richterliche Gewalt ausüben, gewonnen. Wie diese Gerichte beschaffen waren, wissen wir nicht; vielleicht wurde in jedem einzelnen Falle ein Ausschuß aus der Volksgemeinde gewählt.

Clisthenes hebt die Autonomie der Beamten in Rechtsfällen auf, die Entscheidung liegt jetzt in den Händen der durchs Loos erwählten Richter, deren Gesammtzahl sich auf 850 beläuft. Welcher Archon an der Spitze dieses oder jenes der vier Richtercollegien stand, wage ich nicht zu entscheiden; es sind verschiedene Combinationen möglich.

Pericles endlich bringt die Zahl der Richter auf 5000, resp. auf 6000, und in nothwendiger Verbindung mit dieser großen Anzahl steht auch die Einführung des Richtersoldes.

Göttling: Gegen die Ansicht des geehrten Redners, als sei Solon nicht für den Gründer der attischen Rechtsverfassung zu halten, will ich nur folgendes einwenden: Nicht die Richterzahl ist die Hauptsache in derselben, sondern die vollständige Scheidung der Personen der Instruenten von den Personen der Rechtsprechenden; vor dieser Verfassung sind die Magistrate allein αὐτογνώμονες gewesen, d. h. Instruction und Entscheidung der Processe haben in ihrer Hand gelegen. Der großartige Gedanke einer Trennung der Personen der Instruenten und der Personen der Richter ist eine Frucht langes und reifes Nachdenkens, und ich kann dieses Gedankens wenigstens den Clisthenes nicht für fähig halten, auf welchen denn zunächst die Sache zurückzuführen seyn würde. Clisthenes ist ursprünglich Aristokrat gewesen, nachher weil er mit seiner Parthei zu unterliegen fürchtete, umgeschlagen und Demokrat geworden. Als solchem gebührt ihm das Verdienst der Vernichtung der Adelsherrschaft, auf welche es bei seiner Verfassung vor-

Digitized by Google

zugsweise abgesehen war, hier hat er sich tüchtig bewiesen; aber jenem Gedanken war allein Solon gewachsen, den das Alterthum als Urheber der Gesetzgebung und der Rechtsverfassung den Weisen nennt.

Prof. Bergk: Es wäre wohl zunächst darzuthun, daß seit Solon die Archonten nicht mehr autonom die richterliche Gewalt ausübten. Clisthenes Thätigkeit ist von dem Redner zu gering angeschlagen; denn er war ein nothwendiges Mittelglied in der Entwicklung der Verfassung zwischen Solon und Pericles.

Solon's Prädicat als Weiser gründet sich nur zum Theil auf den Ruhm als Gesetzgeber, größtentheils auf seine Poesie und seine Gnomen; wie ja jene Zeit, welche von sieben Weisen sprach, ziemlich freigebig mit diesem Prädicate war. Staatsmännische Einsicht, politischer Takt ist dem Clisthenes nicht abzusprechen; auch Aristoteles betrachtet ihn als einen bedeutenden Staatsmann, mag man auch über die Motive, die ihn leiteten, verschieden urtheilen.

Dir. Sauppe (von Weimar): Ich habe mich zwar mit dem Gegenstand des eben gehörten Vortrags lange beschäftigt, bin aber jetzt nicht vorbereitet, und will daher nur einige Bemerkungen machen, um zu beweisen, daß wir nicht berechtigt sind, aus den angeführten Gründen der Solonischen Zeit diese Einrichtung abzusprechen.

1) Die Nachrichten über die Bewohnerzahl von Attika sind ziemlich unsicher. Unter den 8 oder 9000 M. bei Marathon sind bloß die waffenfähigen Männer begriffen; die Aelteren waren nicht betheiligt; und doch waren diese gerade die Bejahrten und Tauglichsten zu Richtern.

In der Periclei'schen Zeit werden 14000, unter Demetrius 21000 Bürger gezählt; aus diesen Angaben läßt sich aber nichts gegen die Zahl von 6000 Heliasten entnehmen; denn beide Zählungen fallen in Zeiten, wo lange Kriegszeiten vorausgegangen waren. Die Zahl 6000 spielt eine große Rolle in der Attischen Verfassung. In der Ekklesia war sie zu gewissen Beschlüssen nöthig, so beim Ostracismus und bei Ertheilung von Privilegien. Also mußte eine viel größere Zahl von Bürgern vorhanden sein; es war nothwendig, daß die Zahl 6000 nicht allzu groß war im Verhältniß zu der Zahl Aller, die erscheinen konnten.

2) Ist die Einwohnerzahl Athens selbst angeführt worden. Die Nachrichten über sie sind zwar noch unsicherer, aber jedenfalls ist sie kein Grund, daß nicht so viele an den Gerichtssitzungen hätten Theil nehmen können. Die Vornehmen wohnten auf dem Lande, hatten aber auch einen Sitz in der Stadt. In den griechischen Staaten mußte jeder Bürger erscheinen, wenn die öffentliche Pflicht ihn rief. Auch waren für den vorliegenden Fall die Entfernungen in Attika sehr gering; von Marathon waren 6 Stunden Wegs nach Athen, von Sunium 8, von Eleusis 4: also konnte man in sehr kurzer Zeit von den äußersten Puncten des Landes nach der Stadt kommen. Ueberdieß brauchten auch nicht alle Heliasten zu gleicher Zeit zu erscheinen; es wurde aus der Gesammtheit derselben nur eine kleine Zahl ausgeschieden.

Der Sold der Richter war in Pericles' Zeit ein außerordentlich geringer, und wurde von der Mehrzahl kaum angenommen; er war nur eine Entschädigung für die geringeren Bürger. Bedenkt man die veränderten Zeiten und die Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse, so läßt gerade dieser geringe Sold es als ganz natürlich erscheinen, daß in älteren Zeiten die Bürger für ihre Mühe nichts forderten.

Alle religiösen Angelegenheiten, so wie die der Volksversammlung, der Phylen, die Diätetengerichte

Digitized by Google

wurden in der Stadt verhandelt; also war ein steter Verkehr zwischen dieser und dem Lande. Die Stadt war der Schauplatz alles öffentlichen Lebens.

3) Der Redner hat schöne Erinnerungen über den Namen Heliaea gegeben; aber daraus ist kein Grund gegen die Solonische Zeit zu entnehmen. Eine Stelle bei Antiphon de choreuta (§. 21.) scheint gegen eine Versammlung der Heliasten auf der Agora zu sprechen: *ἀνέβη εἰς τὴν Ἡλιαικήν*. Die Agora war aber kein erhabener Ort; also lag die Heliake auf der Höhe *).

Andere Gründe: Die Einrichtung ist zu wichtig, als daß man annehmen dürfte, Aristoteles habe sie unter den Einrichtungen des Clisthenes übergehen können. Vielmehr scheint in den Worten des Aristoteles und Plutarch über Solon eine sehr einflußreiche Maßregel über die Gerichte bezeichnet zu sein.

Ich hatte erwartet, daß die bekannte Stelle im Lexic. Cantabrig. [vielmehr im Harpocr. und Photius] über Herabbringung der Gesetzestafeln von der Akropolis für eine bedeutende Umgestaltung des Gerichtswesens unter Pericles angeführt werden würde; aber gerade sie, wie die häufigen Angaben über den Richtersold, zeigen, daß man von einer so bedeutenden Vermehrung der Richter und ihrer Thätigkeit durch Pericles nichts wußte.

Hiernach war also die Wirksamkeit der Archonten schon durch Solon beschränkt, obgleich sehr wohl zuzugeben ist, daß die Begrenzung der richterlichen Thätigkeit der Archonten auf bloße Instruction nur allmälig vorgegangen sei. Die Stelle des Stephanus läßt sich ganz anders erklären.

Was Prof. Bergk über Clisthenes vorgebracht, ist mir aus der Seele gesprochen; nur gegen die Bemerkung des zweiten Herrn Präsidenten, als sei Clisthenes früher Aristokrat gewesen und dann zu den Demokraten übergegangen, muß ich seine Ehre retten. Clisthenes gehörte zu den Alcmäoniden, einer Familie, die nie auf der Seite der Aristocraten war, nie zu den Eupatriden gehört hatte. Das beweist eine Stelle bei Isocrates *π. ζεύγους*, wo es von Alcibiades heißt, er stamme väterlicher Seite von Eupatriden, mütterlicher Seite aber von den Alcmäoniden; also gehörten diese nicht zu den Eupatriden. Nach der Vertreibung der Pisistratiden machte die Adelspartei Anstrengungen, die ganze Verfassung Solon's umzustürzen; sie galt es zu retten, dieß ist Clisthenes' Verdienst.

Prof. Bergk: Mit den allgemeinen Bemerkungen über Attische Verfassung und Staatsleben bin ich einverstanden; doch damit ist die Frage nicht entschieden. Ich habe die Thätigkeit Solon's in Betreff der Gerichtsverfassung als eine sehr bedeutende bezeichnet, aber deßhalb hat er sie nicht in der späteren

*) (Späterer Zusatz des Redners.) Ich hole hier eine Bemerkung nach, die ich machen wollte, aber dann während des Sprechens vergessen habe. *Ἡλιαία*, bei den Tarentinern *ἁλιαία*, ist Nebenform zu *ἁλία*, dies aber das alte Wort für die Volksversammlung bei allen Griechen. Ferner wissen wir, daß in ältesten Zeiten das gesammte Volk bei dem Rechtssprechen in gewisser Weise betheiligt war. So scheint sich die Vermuthung zu begründen, daß Solon an die alte, im Laufe der Zeiten durch den Adel verkümmerte Berechtigung der Gesammtheit beim Richten seine Einrichtung anknüpfte, nach welcher Repräsentanten der Gesammtheit das Richteramt bekleiden sollten, und schon durch den Namen an das uralte Anrecht seiner Gestaltung erinnern wollte. Dann erklärt sich die große Zahl der Richter und zeigt sich auch, daß der Name nicht von dem den Gerichten eingeräumten Orte der früheren Volksversammlung herkommen kann. Auch glaub' ich nicht, daß das Wort *ἁλία*, *ἁλιαία* sich irgendwie als Name eines Raumes nachweisen lasse.

Digitized by Google

Ausdehnung constituirt; seine Neuerung ist schon eine wichtige Garantie für den Schutz des Volks gegen Willkühr der Eupatriden. Die Appellation kommt in der späteren Zeit, als die Heliäa bestand, fast gar nicht mehr vor; erst lange nachher finden wir, gewissermaßen die Heliäa selbst diese Function ausübend, seitdem das Schiedsgericht der Diäteten als eine erste Instanz galt.

Was die Localität anlangt, so bin ich zu wenig mit derselben bekannt, als daß ich mir ein entschiedenes Urtheil zutrauen möchte; aber *ἀναβαίνειν* ist der technische Ausdruck für Jeden, der vor Gericht erscheint —

Prof. Göttling: Wenn hier bloß die Localität der Agora in Betracht kommen soll, so ist zu bemerken, daß man, um auf die Agora von der Stadt Athen zu gelangen, hinaufsteigen muß; denn sie liegt zwischen Areopag und Pnyx zu Füßen der Akropolis.

Prof. Bergk: Der Sold (Anfangs eine Obole, dann zwei, später drei) ist für einen Attischen Bürger gar nicht zu gering. Nach unsern Begriffen wäre es allerdings sonderbar, wenn respectable Leute hingingen und eine so geringe Vergütung annähmen; nach der republicanischen Ansicht der Staaten des Alterthums ist es nicht so. — Was das Verhältniß zwischen Stadt und Land anlangt, so ist die Bedeutung der einzelnen Städte in Attica nicht so gering anzuschlagen, ich erinnere z. B. an Acharnä. — Den Patriotismus der Athener erkenne ich im Allgemeinen an, allein bei einer Masse von 6000 Bürgern muß man doch die menschliche Schwachheit mit in Anschlag bringen; umsonst dürften nicht allzuviele einen weiten Weg nach der Stadt gemacht haben mit Vernachlässigung ihres Erwerbes. Die Ausübung der richterlichen Function blieb fortwährend vorzugsweise in den Händen der städtischen Bevölkerung. Anders ist es bei der Volksversammlung, wo es sich um allgemeinere Interessen handelt.

Auch die Bedeutung der Zahl 6000 ist nicht zu verkennen; aber Nichts spricht dafür, daß sie schon der Solonischen Zeit angehört. Der Ostracismus z. B. ist eben erst seit Clisthenes eingeführt. Das Minimum aber ist gewiß ein schwankendes gewesen im Verhältnisse zur Gesammtzahl der Bürger. Die waffenfähige Mannschaft bei Marathon war allerdings wohl nicht die gesammte Bürgerschaft, indem natürlich die Greise und Altersschwachen auszunehmen sind, die recht gut noch richterliche Functionen verrichten konnten; aber dagegen ist nun auch die Blüthe der kriegsfähigen Mannschaft, d. h. Alle unter dreißig Jahren von dem Richteramte ausgeschlossen, und so gleicht Alles sich mindestens aus.

Prof. Vischer: Erlauben Sie mir auch noch einige Worte zu bemerken, zunächst über die Bevölkerung. Diese ist kein hinlänglicher Grund für die Behauptung des Herrn Bergk, indem er sie wohl zu gering angeschlagen hat. Einen Beweis liefert uns die Angabe der Athenischen Streitkräfte im Anfange des peloponnesischen Kriegs bei Thucydides. Er nennt 13000 Bürger, welche regelmäßigen Hoplitendienst thaten; zu diesen noch 16000 zum Dienst in der Stadt und den Festungen von Attika bestimmte, welche die Jüngern, Aelteren und die als Hopliten dienenden Metöken in sich begriffen. Dazu kommen noch die Reiter und die auf den Schiffen, unter denen zwar viele Nichtbürger, aber doch wohl auch eine bedeutende Anzahl von Theten waren. Diese Angaben führen uns offenbar zu einer größern Bürgerzahl, als Herr B. angenommen hat, und damit stimmt wohl zusammen, was wir bei der Verfassungsänderung nach dem sicilischen Kriege vernehmen. Damals sollte die Souverainetät einem Ausschuß von 5000 Bürgern übergeben werden, welche durch Vermögen und persönliche Tüchtigkeit sich auszeichneten. Es erschien

Digitized by Google

das als eine sehr oligarchische Aenderung; also mußte die Gesammtzahl des Volks viel größer sein. Auf die Angabe von 30000 Bürgern im Axiochus will ich kein Gewicht legen, da wir den Verfasser des Dialogs und seine Zeit nicht kennen.

Zu beachten ist ferner, daß die Zunahme der bürgerlichen Bevölkerung in Athen nicht in gleichem Verhältniß steht, wie die der Gesammtbevölkerung; daß wir also die Zahl der Bürger in Solon's und Clisthenes' Zeit uns nicht gar zu gering denken dürfen. Der Zuwachs der Bevölkerung, welcher durch Handel und Gewerbe bewirkt wurde, bestand nämlich zum großen Theil aus Fremden, die meist nur als Metöken in Athen lebten; die Aufnahme ins Bürgerrecht hielt damit nicht gleichen Schritt.

Was nun die Veränderung der Zahl der Richter durch Clisthenes betrifft, so schien es auch mir nie wahrscheinlich, daß schon Solon die 5 oder 6000 Heliasten eingesetzt habe. Bei Solon finden wir die Zehnzahl und Fünfzahl, 500 und 5000 und dergleichen noch nicht, sondern Alles nach den vier Jonischen Phylen auf die Vierzahl zurückgeführt. Die Zahl 5000 führt nur auf die zehn Clistheniſchen Phylen und wird daher wohl von ihm festgesetzt sein. Zu Solon's Zeit waren vielleicht 4000 oder 2000 Heliasten.

Sodann noch eine Bemerkung gegen Herrn Director Sauppe's Behauptung, daß die Alcmäoniden nicht zu den aristokratischen Familien gehört hätten. Ich habe die Stelle im Isocrates bisher immer umgekehrt verstanden. Das väterliche Geschlecht des Alcibiades war nicht so berühmt, daß es gut mit seinem besondern Namen bezeichnet werden konnte, daher heißt es allgemein: von väterlicher Seite stammt er von Eupatriden; von mütterlicher Seite aber stammt er nicht bloß von Eupatriden im Allgemeinen, sondern von einem der ersten und berühmtesten Adelsgeschlechter, von den Alcmäoniden. So hat es offenbar auch Aristophanes in den Wolken angesehen, wenn er zur Bezeichnung der vornehmen Abstammung der Frau des Strepsiades sagt: *ἔγημα Μεγακλέους τοῦ Μεγακλέους ἀδελφιδῆν;* man mag die beiden Genitive verstehen wie man will.

Prof. Bergk: Wegen des Verhältnisses der Zahl unter Clisthenes zu der unter Solon hatte ich früher dieselbe Ansicht (daß Clisthenes 5000 Mann eingesetzt und Pericles nur 1000 Mann zum Ersatz hinzugefügt habe), ehe ich die Stelle bei Stephanus gefunden, durch die ich schwankend gemacht worden bin; ich wollte überhaupt mehr diese Untersuchung anregen, als daß ich glaubte, sie schon entschieden zum Abschluß gebracht zu haben.

Dir. Sauppe: Nur über die Alcmäoniden noch ein Wort. Eine einfache Betrachtung der Stelle des Isocrates läßt nur meine Erklärung zu. Man müßte sich allenfalls die des Herrn Prof. Vischer gefallen lassen, wenn die Stelle sich mit sonstiger Ueberlieferung nicht anders vereinigen ließe. Wenn aber gerade durch eine einfache Hinnahme des Wortlautes die sonst nicht aufzuklärende Stellung der Alcmäoniden gegenüber den Aristokraten dadurch in ihr rechtes Licht gestellt wird, so darf man das nicht wegdeuten wollen. Die Stelle des Aristophanes beweist nichts; denn daß die Alkmäoniden, wenn auch nicht durch alten Adel, doch durch großen Reichthum, glanzvolle Thätigkeit und Geschichte, hervorragende Persönlichkeiten sich in Athen eine hohe Stellung errungen hatten, leugnet Niemand; weiter liegt auch in Aristophanes' Worten nichts, in dessen Zeit überhaupt die Bedeutung des Adels schon anderen Potenzen gewichen war. — Die Bemerkung des Herrn Prof. Bergk über die bekannte technische Bedeutung des Ausdrucks *ἀναβαίνειν εἰς δικαστήριον* beweist für die Stelle des Antiphon nichts, in welcher der Aus-

Digitized by Google

druck wirklich auf eine Beschaffenheit des Lokals hinzuweisen scheint. Ueberhaupt aber rühret ja doch jener Gebrauch von *ἀναβαίνειν* nur davon her, daß die Mahlstätten meist in der Höhe lagen.

Prof. Weißenborn stellt an den Redner die Frage: ob nicht, wenn die gemeinsame Zulassung der Bürger zu der Theilnahme an den Gerichten erster Instanz der Periceleischen Zeit zugeschrieben werden sollte, dieß mit größerem Rechte schon auf Aristides zurückzuführen sei, durch welchen ja auch die ausschließliche Berechtigung der ersten Schatzungsclasse zum Archontat aufgehoben und allen Bürgern der Zutritt zu diesem Amte eröffnet worden sei?

Prof. Bergk bemerkt dagegen, daß dieser Annahme die ausdrückliche Erklärung des Aristoteles widerspreche, nach welcher schon Solon allen Bürgern das Recht der Theilnahme an den Ephetencollegien ertheilt habe.

Der Präsident spricht den Dank der Versammlung an den Redner aus, welcher diese interessante Debatte veranlaßt habe, und schließt die Sitzung.

III.

Verhandlungen

in der

zweiten öffentlichen Sitzung

den 1sten October.

Die Sitzung wurde eröffnet durch den zweiten Präsidenten, geh. Hofrath Göttling, mit der Aufforderung an den dritten Secretair, Dr. Queck, das Protokoll der gestrigen Sitzung zu verlesen; hierauf ward die Liste der seit gestern eingezeichneten Mitglieder vorgelesen, und von Oberschulrath Rost Bericht über die Vorschläge des zur Wahl des nächsten Versammlungsortes ernannten Comité's erstattet.

Oberschulrath Rost: Das Comité, welches der verehrliche Verein zum Behuf der Vorberathung über den Ort unserer nächsten Zusammenkunft ernannt hatte, richtete sein Hauptbestreben dahin, alle Stimmen und Wünsche einzelner Vereinsmitglieder vollständig zu vernehmen und möglichst zu berücksichtigen, bei Prüfung derselben aber auch die Gesichtspunkte festzuhalten, welche gleich bei der Gründung des Vereins für seine Wanderung durch Deutschland aufgestellt worden waren.

Digitized by Google

In ersterer Hinsicht wurde vor Allem in Erwägung gezogen, daß es wünschenswerth und billig sei, der Germanistenversammlung, welche die Tage ihrer Zusammenkunft so bestimmt hat, daß ihren Mitgliedern die Theilnahme an unserem Vereine möglich gemacht wird, dadurch freundlich entgegenzukommen, daß der Ort unserer Zusammenkunft von dem Orte der ihrigen aus bequem erreicht werden könne, was auf die Art zu bewerkstelligen sei, daß der Philologenverein für das nächste Jahr, wo die Herren Germanisten Lübeck zu ihrem Sitze erwählt hätten, sich etwa in Braunschweig versammele. — Demnächst kam der Vorschlag mehrerer verehrlicher Vereinsglieder aus der preussischen Monarchie zur Berathung, die theils Berlin oder, wenn diese Königsstadt für unseren Empfang als zu groß befunden würde, Potsdam, theils Breslau als passende Orte für unsere nächste Versammlung, zum Theil unter Zusicherung freundlicher Aufnahme, bezeichnet hatten. — Ferner wurde die Aufmerksamkeit des Comité's auf Dessau gelenkt in Folge einer an das Präsidium gelangten Eingabe, welche die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme in dieser blühenden und schön gelegenen Stadt verhieß. — Endlich gedachte man lebendig und dankbar der Einladungen, die in früherer Zeit von dem altehrwürdigen Augsburg theils mündlich, theils schriftlich an den Philologenverein ergangen waren und denen freudig zu folgen sich noch keine Füglichkeit gezeigt hatte.

Als Grundsätze für das Wandersystem des Vereins stellte man gleich anfänglich fest, daß der Verein sich möglichst nah an das Herz von Deutschland halten solle mit Vermeidung jegliches Vordringens nach dem äußersten Norden und Osten, während im Süden und im Westen auch die äußersten Gränzpunkte nicht zu scheuen seien. Diese aus Erwägung obwaltender Umstände, in denen sich bis heute noch nichts geändert hat, entsprungene Norm ist bisher treulich beobachtet worden. Der Verein belästigte oder erfreute mit seinem Besuche in Mitteldeutschland die Städte Nürnberg, Gotha, Kassel, ging südlich bis Mannheim und Ulm, westlich bis Bonn und Darmstadt, östlich bis Dresden und Jena. Billig und wünschenswerth ist, daß wir nun wieder die südwestliche Richtung einschlagen. Dort haben wir uns Basel ausersehen und glauben nach reiflicher Erwägung alles dessen, was dafür und dawider spricht, diese Stadt als unsern nächsten Versammlungsort in Vorschlag bringen zu müssen. Vielleicht fährt bei diesem Vorschlage Manchem der Gedanke durch den Sinn: ist Basel auch eine deutsche Stadt? Aber Jeder wird uns, so hoffen wir, darin beistimmen, daß überall, wo deutsche Gesinnung und deutsche Sprache herrscht, Deutschland ist und daß gerade in unseren Tagen ein Verzicht auf deutsche Rechte als höchst unpatriotisch und unpopulär erscheinen würde. In Basel sind wir einer freundlichen Aufnahme versichert: die Regierung ist auf vertraulichem Wege davon in Kenntniß gesetzt, daß es wohl der dießjährigen Philologenversammlung einfallen könne, für das nächste Jahr ihren Sitz nach Basel zu verlegen, und die Stimmung, die sich dabei kund gab, war eine sehr günstige. Ich stelle daher die Frage, ob der Verein geneigt ist, diesen Vorschlag zu genehmigen?

Auf die Aufforderung des Präsidenten, wer gegen Basel etwas einzuwenden habe, möge aufstehen, erhebt sich Niemand.

Rost: Wir würden eine verlassene Heerde sein, wenn wir keinen Hirten hätten; das Comité hat daher auch auf die Wahl eines Präsidenten seine Fürsorge erstreckt. Es bedurfte für diesen Zweck keines langen Umhersinnens: der rechte Mann war von uns, wie gewiß auch von allen Vereinsgliedern jetzt, leicht gefunden, unser wackerer Gerlach, der sein lebendiges Interesse für die Sache des Vereins durch fast unausgesetztes Erscheinen bei demselben, das nicht ohne Opfer bewerkstelligt werden konnte, und durch eine

Digitized by Google

Reihe der gehaltreichsten Vorträge bethätigt hat. Ihn schlagen wir zum Präses der nächsten Versammlung vor.

Die Versammlung erklärt in gleicher Weise ihre Zustimmung.

Prof. Gerlach dankt im Namen der Stadt Basel für die Wahl und nimmt die Wahl zum Präsidenten an.

Rost: Der neue Präsident hat starke Schultern; er würde aber dennoch die Last des Präsidiums und aller mit der Habilitirung des Vereins verbundenen Geschäfte nicht füglich allein tragen können. Wir müssen ihm eine Stütze zugesellen. Auch hier ist die Wahl nicht zweifelhaft: wir bringen den Herrn Prof. Vischer zum Vicepräsidenten in Vorschlag.

Der Präsident dankt, als auch diese Wahl von der Versammlung in gleicher Weise genehmigt worden, dem Berichterstatter für die schöne Auseinandersetzung der vom Comité erwogenen Umstände.

Prof. Vischer nimmt die Wahl zum Vicepräsidenten der nächsten Versammlung mit Dank an; doch müsse er sich eine kleine Berichtigung erlauben, da von dem Berichterstatter eine Wendung gebraucht worden sei, welche zu Mißverständnissen führen könnte. Nicht der Rath unsrer kleinen Republik hat uns die Zusicherung einer freundlichen Aufnahme gegeben, sondern wir haben uns nur mit einer Anzahl befreundeter Männer, worunter auch einige Mitglieder der Regierung waren, besprochen. Diese glaubten, daß wir auf eine freundliche Aufnahme zählen dürften.

Er bittet daher, übereinstimmend mit Prof. Stähelin, in's Protocoll bloß aufzunehmen, daß in Folge einer Besprechung unter einer Anzahl freundschaftlich zusammengetretener Baseler man sich eine freundliche und zuvorkommende Aufnahme versprechen dürfe. —

Der Präsident verlas hierauf ein Schreiben des Präsidenten der orientalischen Section Geh. Kirchenrath Hoffmann*), welchem der Jahresbericht der deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1845/46 als Geschenk beigefügt war, und forderte den **Professor Preller** auf, seinen Vortrag über

das Zwölfgötterſyſtem der Griechen

zu halten.

Der Gegenstand, über den ich das Wort ergreife, ist so umfassend und bietet der wissenschaftlichen Betrachtung so viele Seiten dar, daß ich im voraus darauf verzichte, ihn vollständig zu besprechen. Und ich darf dieses um so eher, da dasselbe Thema vor Kurzem von Prof. Gerhard mit gewohnter Umsicht und Gründlichkeit behandelt ist, und zwar vorzüglich in archäologischer Hinsicht**). Ich werde also in diesem Vortrage darauf ausgehen, nur die allgemeiner anregenden Seiten der Frage hervorzuheben, um wo möglich eine Discussion darüber anzuregen.

---

*) Siehe Beilage 7.

**) Ueber die zwölf Götter Griechenlands, eine in der k. Akad. der Wissenschaften vorgelesene Abhandlung v. Ed. Gerhard, Berlin 1842. 4.

Digitized by Google

Zunächst erlaube ich mir einige einleitende Bemerkungen theologischer Art. Die Religionen des Alterthums sind Naturreligionen d. h. die Gottheit ist in ihnen nicht als etwas über der Natur Erhabenes und von ihr specifisch Verschiedenes gesetzt, sondern als etwas der Natur Immanentes, bei allen ihren Wandlungen und in's Unendliche mannichfaltigen Gestaltungen Betheiligtes, bald als mithandelnd bald als mitleidend. Eben deshalb sind diese Religionen nothwendig Polytheismus; sie sind fern von dem Streben, das Wesen der Gottheit theoretisch begreifen zu wollen, sondern sie sind der unmittelbare Genuß derselben, das sinnliche oder ästhetische Ergreifen des unsichtbaren Dämonischen, wie es in der Natur lebt und webt. Die Gottheit ist ihnen die allgemeine Weltseele, die Alles begeistigt, am deutlichsten aber da hervortritt, wo irgend eine eminente Kraft oder Wirkung sich bethätigt. Nicht die Wolke erzeugt den Blitz, sondern die Hand des Zeus in ihr; nicht der Baum treibt seine Blüthen und Früchte, sondern die Dryade in ihm; nicht der begabte Mensch handelt, sondern es ist der Genius in seiner Brust, welcher durch ihn denkt und handelt.

Aber der Gegensatz zwischen Monotheismus und Polytheismus ist kein absoluter. So gut die monotheistischen Religionen ihre polytheistischen Anwandlungen haben, eben so gut ist auf der andern Seite ein monotheistisches Bedürfniß und ein entsprechendes Streben bemerkbar. Und zwar offenbart sich dieses vornehmlich unter zwei Formen, unter der des zu möglichster Einheit gesteigerten Zeusbegriffs und unter der die Vielheit der Götter möglichst zur Einheit sammelnden Gruppenbildung.

Zeus ist den Alten der Gott schlechthin, der oberste und königliche Gott, das herrschende Princip im Natur- und Menschenleben, im Staats- wie im Privatleben, das allgemeine ἡγεμονικόν, wie sich etwa die Griechen ausdrücken würden. Schon bei Homer ist in seinem Begriffe und in seiner Stellung zu der übrigen Götter- Heroen- und Menschenwelt ein monotheistisches Streben deutlich angelegt, und die folgenden Dichter, Künstler und Philosophen haben dieses weiter fortgeführt, so weit es der Geist ihrer angestammten Religion nur irgend ertrug.

Aber zweitens wird Einheit durch Gruppenbildung der Götterwelt erzielt. Es wurden von den Alten, wie Welcker sich gelegentlich in einem geistreichen Worte ausgedrückt hat, nicht sowohl einzelne Götter angebetet als ganze Accorde von Göttern. Die Einheit eines göttlichen Begriffs wird gleichsam gespalten und über mehrere Personen, welche aber nothwendig zusammen gehören, vertheilt, z. B. der Begriff des Schicksals über die Mören, der der Dichtung über die Musen u. s. w. Und solcher Gruppen sind namentlich in der griechischen Religion unendlich viele; es ist eine der interessantesten Aufgaben, sie in allen ihren höchst verschiedenartigen Wendungen und Zusammensetzungen zu verfolgen, wie sie sich allen möglichen Beziehungen anschließen, physischen und ethischen, localen und nationalen. So angesehen verliert die griechische Götterwelt von selbst den Character der polytheistischen Zerstreutheit; sie wird ein großes, in sich sehr schön und harmonisch abgestuftes, in pyramidalen Schichtungen allmälich zu einem Gipfel emporstrebendes Pandämonium.

Eine der interessantesten von diesen Gruppen ist die Olympische Zwölfgöttergruppe. Sie läßt einen doppelten Gesichtspunkt zu, indem sie zunächst auf der Idee eines höchsten Göttersystems, des schon aus dem Epos bekannten Olympischen Götterrathes beruht, dann aber zweitens diese numerisch abgeschlossene, nach den Verhältnissen einer bestimmten Zahl gewissermaßen abgezirkelte Göttergruppe ist.

Digitized by Google

Der Olympische Götterrath ist durchaus den politischen Zuständen der heroischen Zeit griechischer Nation conform gedacht, so daß also diese Idee, jedenfalls jener Zeit vindicirt werden muß. Zeus ist der *βασιλεύς*. Er ist umgeben von einer göttlichen *γερουσία*, dem aristokratischen Rathe jener Olympischen Obergötter, welche der Auswahl der Edlen im Rathe des heroischen Königs entsprechen, ein Rath, welcher damals nächst dem Könige die bei weitem bedeutendste Macht im Staate war. Endlich der *δῆμος* jener kleineren und untergeordneten Götter und Dämonen, welche nur bei außerordentlichen Veranlassungen versammelt werden. Schon bei Homer ist die Idee dieses Olympischen Götterstaates vollständig ausgebildet, und dieser Dichter ist ja in allen Stücken als der letzte Repräsentant einer vorausgegangenen langwierigen episch-poetischen, und dieser parallellaufenden staatlichen Entwickelung des griechischen Volkes anzusehn.

Schwieriger ist es über die Entstehung und das Alter der Zahl Zwölf auf's Reine zu kommen, aber zum Glück ist sie keineswegs die Hauptsache. Vielmehr ist sie nur die äußerliche Einrahmung, der numerische Abschluß jenes Götterrathes, dessen Einheit in der Idee des Rathes ohne Zweifel längst gegeben war. Andeutungen der Zwölfzahl finden sich schon bei Homer und Hesiod *), aber bei jenem in einem Zusammenhange, der jedenfalls zu den jüngsten Partieen seiner Gedichte gehört, und eine ganz ausdrückliche Erwähnung der zwölf Götter wüßte ich nicht eher als im Homerischen Hymnus auf Hermes V. 126 nachzuweisen.

Daß diese Zahl, wie gesagt, keineswegs die Hauptsache ist, zeigt sich auch darin, daß das Personal in dieser Zwölfgöttergruppe kein feststehendes ist, in welcher Hinsicht man sie mit der Gruppe der sieben Weisen vergleichen kann, wo auch nur die Zahl feststeht, die Personen aber wechseln. Wir kennen die Zusammensetzung jenes Systems genauer nur, wie es zu Olympia war †) und wie auf dem Altare oder den Altären an der Pontosmündung ††). An beiden Stätten aber werden verschiedene Gottheiten genannt. Dessen ungeachtet möchte ich die Wandelbarkeit des Personals nicht für so groß halten, wie neuerdings namentlich Gerhard sie gehalten hat. Dieselben Götter, welche bei jenem Pontischen Hieron verehrt wurden, wiederholen sich in dem Zwölfgöttersysteme, wie es in Rom zusammengesetzt war, ein System, welches uns theils aus Livius 22, 10, theils aus den beiden Monumenten der Ara Gabina und der Ara Borghese bekannt ist.

Von besonderem Interesse ist es, nach der Entstehung der Zahl Zwölf zu fragen. Man hat dieselbe neuerdings auf zwiefache Weise erklärt, indem man sie entweder aus politischen, oder aus kalendarischen Anlässen abgeleitet hat. Nach jener ersteren Methode werden zwölf Staaten oder Stämme in Griechenland oder in einer besondern Landschaft von Griechenland, z. B. in Attika angenommen, deren jeder seinen besondern Gott gehabt habe, und welche dann, in Folge eines besondern historischen Ereignisses zu einer politischen Einheit zusammengefaßt, zugleich ihre Götter vereinigt und somit jenen Zwölfgötter-Complex dargestellt hätten. So Gerhard und so namentlich Göttling Proleg. Hesiod. p. XLVII ed. 2, welcher

*) Homer Il. 20, 33 ff. in der Theomachie; Hesiod Theog. 131 ff., wo sechs männliche und sechs weibliche Titanen genannt werden. — Bei Homer fehlt überdies noch ganz die Hestia, die doch erst den nothwendigen Abschluß der Zwölf-Götterordnung bildet, s. Nitzsch zu Odyss. X, 62 — 66.

†) Pindar Ol. V, 10; XI, 59, Apollodor II, 7, 2, Herodor b. Schol. Pindar Ol. 4, V, 8, vgl. Pauh. V, 14, 5 ff. und Krause Olympia S. 78 ff.

††) Apollon. Rhod. II, 532 mit den Scholien. Die zwölf Götter wurden bald auf einem Altare verehrt und an demselben abgebildet, bald auf mehreren Altären, die sie gruppenweise zusammenfaßten, oder endlich auf zwölf Altären.

Digitized by Google

letztere sich dabei auf die vier attischen Phylen mythischen Angedenkens beruft, die Διάς, Ἀθηναΐς, Ποσειδωνιάς und Ἡφαιστιάς. Man könnte sich diesen Hergang in zwiefacher Weise zurechtlegen, entweder so, daß die Mehrzahl der Götter bei einem solchen politischen Systeme durch das Zusammentreten der zwölf Stämme oder Staaten überhaupt erst zu Stande gekommen, früher nur ein Gott verehrt wäre, oder so daß diese Götter selbst alle schon früher national waren, daß sich also bei jener Vereinigung jener Stamm aus der gegebenen Vielheit der Götter seinen besondern Schutzgott erkoren hätte, durch ihr Zusammentreten also nur die Zwölfzahl des Systems begründet wäre. In dieser letzteren Auffassung könnte ich mir die Entstehung dieses Systems allerdings wohl aneignen, wie es z. B. in einer merkwürdigen Stelle bei Festus p. 158 ed. Müller heißt, die Mamertiner hätten bei ihrer Vereinigung diesen Namen angenommen, quod coniectis in sortem duodecim deorum nominibus Mamers forte exierat, qui lingua Oscorum Mars significatur. Nur ist es bei einer so örtlichen Entstehung dieses Systems z. B. in Attika schwer zu begreifen, wie dasselbe dennoch eine so weite Verbreitung gefunden habe, da es sich nicht allein in Griechenland an sehr verschiedenen Stellen, sondern auch in Italien bei den meisten Völkern findet, bei den Etruskern, Sabinern, Mamertinern und in Rom *).

Auch die kalendarische Erklärung zählt viele Anhänger **), wie denn auch ich mehr zu derselben hinneige. Sie combinirt das System der zwölf Götter mit dem Systeme der zwölf Monate; wobei es sich aber gleich fragt, ist dieses den zwölf Monaten angepaßte Göttersystem (wenn anders diese Erklärung die richtige ist) originell griechischen Ursprungs, oder ist es ausländischen Ursprungs? Wäre jenes der Fall, so müßte sich einmal der Ursprung der Jahreseintheilung in zwölf Monate in Griechenland nachweisen lassen, und es müßten zugleich die griechischen Monate in ihren Namen und nach ihrer religiösen Bedeutung auf zwölf verschiedene Gottheiten zurückgeführt werden können, was aber keineswegs zulässig ist. Dahingegen eine solche Gliederung des Jahres und seiner Monate im Oriente etwas sehr Gewöhnliches ist; und namentlich haben sich noch Herodot zuerst die Aegypter in diesem Schematismus gefallen, wo jeder Monat und jeder Tag seinen besondern göttlichen Vorstand hatte, die Zahl der zwölf Götter aber aufs engste mit der Zahl der zwölf Monate zusammenhing. Es wäre mithin vielleicht anzunehmen, daß die Griechen von dort mit einem geregelten Systeme der Jahreseintheilung auch zugleich die Zwölf-Götterordnung bekommen hätten, diese letztere dann aber ihren religiösen Vorstellungen und Bedürfnissen gemäß alsbald ganz anders aufgefaßt, von ihrer Zusammengehörigkeit mit den Monaten getrennt, und sie dafür jener bereits in ihrem Epos gegebenen, ohne allen Zweifel originell hellenischen Idee eines ethisch-politischen Götterrathes und Götterstaates angepaßt hätten.

Ich weiß, daß ich mit dieser Erklärung bei manchen Fachgenossen Anstoß erregen werde. Wir sind durch O. Müller gewöhnt worden, an die durchgängige Originalität, an eine so zu sagen schlechthin autochthone Ursprünglichkeit des griechischen Geistes in allen seinen Entwicklungsformen zu glauben. Vor Kurzem ist eine Reaction dagegen eingetreten; man will wieder Alles und Jedes aus Aegypten herleiten. Ich möchte einen mittleren Weg einschlagen. Es liegt in der Nothwendigkeit des Ganges, den die alte Geschichte genommen, daß die früher civilisirten Völker des Ostens den später in den geschichtlichen Proceß hineingezogenen Völkern des Westens manche Elemente der Bildung überantwortet haben, und die Originalität

*) Müller, Etrusker II, S. 64 und 81 ff.

**) B. B. Böttiger, Ideen zur Kunstmythol. 2 S. 52. „Die Zwölfzahl der Olympischen Götter ist also gewiß eine Kalenderidee (vgl. Wagner's Mythologie S. 327), obgleich der Grieche diese Ableitung nicht kannte." Auch Böttiger geht deshalb auf Aegypten zurück. Vgl. Hartung Rel. d. Römer 2 S. 4 und 6.

Digitized by Google

des menschlichen Geistes zeigt sich, selbst bei einem so hoch begabten und genialen Volke wie die Griechen waren, nicht blos darin, daß etwas schlechthin Neues erzeugt wird, sondern eben so sehr darin, daß von außenher gewonnene Anregungen und Civilisationselemente mit frischer Eigenthümlichkeit durchdrungen und demgemäß umgebildet werden. In dieser Weise möchte ich auch das Zwölfgötterſyſtem in Griechenland eingebürgert glauben.

Die Eigenthümlichkeit der Auffassung dieses Systems besteht aber in Griechenland vornehmlich in der ethisch-politischen und durchaus nationalen Wendung, die man ihm durchweg gegeben. Ueberall wo wir die zwölf Götter verehrt finden, finden wir sie als die idealen Vorstände, als den religiösen Mittelpunkt alten nationalen Verkehrs, alter Staatenentwicklung. So soll Deukalion zuerst einen Altar der zwölf Götter in Thessalien gestiftet haben*); Deukalion aber ist der Repräsentant der ältesten Stammesverfassung und politischen Einigung der Hellenen in Thessalien, deren Mittelpunkt eben jener Cultus gewesen sein wird. So stiftet Herakles denselben Dienst in Olympia, zugleich mit dem Olympischen Kampfspiele, diesem starken Hebel allgemein hellenischer Stammeseinigung, deren ideale Begründer und dessen Vorstände eben jene Götter sind. So stand auf der Agora zu Athen, dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, ein alter Altar der zwölf Götter aus der Pisistratidenzeit**); eine andre alte ἀγορὰ θεῶν gab es auf der Attischen Burg, als monumentale Vergegenwärtigung einer Sitzung des höchsten Götterrathes, durch welche der Streit zwischen Poseidon und Athena geschlichtet wurde***); eine andere Sitzung der Art hatte auf dem Areopag stattgefunden und zu der Entstehung dieses höchsten Rathes und Gerichtes von Athen Anlaß gegeben †). Die Argonauten errichten als die ältesten Pontosfahrer den Altar am thrakischen Bosporos, wieder eine Hindeutung auf die nationale Wichtigkeit dieses Passes, wo die griechischen Schiffer in beständig regem Verkehre in den Pontos hinein und wieder aus demselben herausliefen. Agamemnon gründet bei dem Zuge gegen Troja auf dem troischen Vorgebirge Lekton einen Altar der zwölf Götter und auch in dem Hafen der Achäer bei Gryneion in Aeolis gab es solche Altäre††). So wird es denn auch zu Rom nicht zufällig gewesen sein, daß die zwölf Götter grade am Forum verehrt wurden†††). Ueberall

*) Hellanikos b. Schol. Apollon. Rh. 3, 1085 und 1086.

**) Thukyd. 6, 54, Herod. 6, 108, Xenophon Hipparch. 3, 2, vgl. Philostrat Epp. 89 ἐδέξαντο καὶ Ἀθηναῖοι Δήμητραν φεύγουσαν καὶ Διόνυσον μετοικοῦντα καὶ τοὺς Ἡρακλέους παῖδας ἀλωμένους, ὅτε καὶ τὸν Ἐλέου ἐστήσαντο βωμὸν ὡς τρισκαιδεκάτου θεοῦ. Der Cultus war jedenfalls älter als der Altar der Pisistratiden.

***) Kratin b. Suidas v. Διὸς ψῆφος; vergl. Apollod. III, 14, 1; Meineke fragm. Com. II, 1, p. 18; O. Müller Praef. Ind. lect. Gott. 18$\frac{4}{5}$ p. 5. Der Ausdruck ἀγορὰ θεῶν scheint für solche Punkte der gewöhnliche gewesen zu sein, in demselben Sinne, in welchem Aeschylus von den thebanischen Burggöttern Sept. adv. Thebas v. 201 sagt: μήποτ' ἐμὸν κατ αἰῶνα λίποι θεῶν ἕδε πανήγυρις.

†) Apollodor III, 14, 2.

††) Strabo XIII, p. 605 und 622.

†††) Varro d. re rust. 1, 1. Sie standen am Aufgange zum clivus Capitolinus, s. Canina Foro Romano p. 207 ed. 2. und zur Archäologie der zwölf Götter viel Brauchbares bei Visconti Monumenti Gabini p. 157 — 166. — Außer diesen Orten lassen sich οἱ δώδεκα, wie die Gruppe schlechtweg z. B. bei Aristophanes Vögel v. 95 heißt, noch an vielen andern Punkten nachweisen, meist auf den Marktplätzen der Städte z. B. Paus. VIII, 19, 1 von Kynätha in Arkadien: καί σφισιν ἐν ἀγορᾷ πεποίηνται θεῶν βωμοί, VIII, 25, 3 von Thelpusa: θεῶν ἱερὸν τῶν δώδεκα. Auch IV, 32, 1 von Megalopolis: τὸ δὲ ὀνομαζόμενον παρὰ Μεσσηνίων ἱεροθύσιον ἔχει μὲν θεῶν ἀγάλματα ὁπόσους νομίζουσιν Ἕλληνες, wird an die Zwölf zu denken sein. Von besonderm Interesse ist endlich, daß sich dieser Dienst auch zu Xanthos in Lykien wiederfindet, gleichfalls auf dem Markte der Stadt (ἀγορᾶς ἐν καθαρῷ τεμένει), doch aus Griechenland übertragen nach der neuerdings bekannt gewordenen und von Franz behandelten Inschrift in Corp. Inscr. n. 4269.

Digitized by Google

liegt dieselbe Vorstellung zu Grunde, daß alle nationale und politische Einigung auf Erden, aller Rath und alle gemeinsame Bestimmung, ein Ausfluß jenes Olympischen Götterrathes ist, der in der Zwölfgöttergruppe seinen typischen Ausdruck gewonnen hatte. So sind diese Altäre und Götterversammlungen gleichsam ein Hineinragen des Olympos in die unmittelbare Gegenwart und Realität des menschlichen und volksthümlichen Lebens, wie der Cultus ja überall dasjenige, was die Mythologie in die unsichtbare Form des Götterberges oder des Himmels oder in die jenseitige Welt des Okeanos versetzt, durch seine practischen Satzungen mitten im Leben vergegenwärtigt und in sichtbaren und greifbaren Formen darstellt.

Aber auch eine speculative Anwendung hat das Zwölfgöttersystem gefunden, bei Plato im Phädrus p. 246, wo die ganze Schaar der Götter, Dämonen und Seelen, also die ganze ideale Geisterwelt, nach zwölf Gruppen gegliedert ist, jede geführt von einem der zwölf Hauptgötter, deren besondere Charactere und Bedeutungen Plato benutzt, um die eigenthümlichen Bestimmtheiten der unsichtbaren Geisterwelt überhaupt danach einzutheilen. Zeus zieht als Herzog voran auf seinem Flügelwagen; ihm folgt die übrige Schaar in zwölf großen Zügen, πράττων ἕκαστος τὰ ἑαυτοῦ; nur Hestia, die Repräsentantin des absolut Festen, der Erde im Systeme des Kosmos, des Heerdes im Systeme des Hauses und des Staates, bleibt auch dort zu Hause.

Die einzelnen Glieder der Gruppe sind paarweise verbunden, sechs männliche und sechs weibliche Gottheiten, deren Namen und Bedeutung ich als bekannt voraussetzen darf. Ueberhaupt sollte das Vorstehende nur eine Skizze sein. Aber vielleicht findet sich Einer oder der Andere unter den Anwesenden zu Entgegnungen angeregt, wodurch ich zugleich veranlaßt werden würde, Nachträgliches hinzu zu fügen.

Der Präsident fordert zur Discussion über den so eben gehörten Vortrag auf, und erbittet sich, da sich Niemand erhebt, die Erlaubniß, selbst einige Gegenbemerkungen machen zu dürfen, namentlich in Hinsicht auf seine eigene Ansicht, die von Herrn Preller bestritten werde. Jetzt meldet sich Prof. Gerhard, dem sogleich das Wort gegeben wird.

Prof. Gerhard. Der Redner hat bei Entwickelung seiner Ansicht über das Zwölfgöttersystem auf meine Abhandlung gleichen Gegenstands besonderen Bezug genommen und dadurch, daß er ihr im Ganzen sich anschließt, meine Aeußerung über etwanige Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen. Was ich demnach zu sagen habe, knüpfe ich an zwei Hauptfragen, an das Verhältniß der Zwölfgötterzahl zu anderen griechischen Göttersystemen und an den vermeintlichen orientalischen Ursprung. Daß für das Verständniß griechischer Kultusformen von der Vereinigung mehrerer Gottheiten zu gemeinsamen Götterdienst auszugehen sei, wie ich seit längerer Zeit es erheischte, hat auch der Redner hervorgehoben; es dürfte aber von Wichtigkeit sein, die Verschiedenheit solcher Göttergruppen schärfer zu bestimmen, je nachdem sie, wie die eleusinischen und delphischen, auf der Idee des Kultus oder, wie die agonistischen Göttervereine, auf zufälligem Anlaß beruhen. Das Zwölfgöttersystem gehört meiner Nachweisung und Ueberzeugung nach Anlässen dieser letzteren Art, nämlich dem politischen Götteraustausch verschiedener Volksstämme an, welche durch solchen Austausch ihren Kultus zu nationaler Einheit sich verbündeten. Das schlagendste Zeugniß für einen solchen zufälligen, nach Ort und Zeit verschiedenen Ursprung ist in der Wandelbarkeit im Personal der Zwölfzahl gegeben, welches selbst auf den Kunstwerken mannigfach wechselt, so sehr in diesen der attische Einfluß vorherrscht, überdies aber aus Olympia (Schol. Pind.) und sonst so bedeutende, in meiner Abhandlung nachgewiesene, Varianten aufzeigen kann. Dem wichtigen Umstand dieses wechselnden Personals, welchen der Redner nicht hinlänglich anzuerkennen scheint, gesellt ferner der Mangel an größeren Tempeln der zwölf

Digitized by Google

Gottheiten und die verhältnißmäßig späten, eigentlich erst nachhomerischen, Spuren und Zeugnisse ihres Kultus bei, um das Ansehn und Alter des Zwölfgöttervereins anderen griechischen Göttersystemen nachzusetzen. Dieses vorausgesetzt, bedarf nun der zweite Punkt, in welchem ich von dem sehr geehrten Redner abweiche, nur einer kürzeren Erwähnung. Ich kann nämlich durchaus nicht glauben, daß ein in Griechenland selbst verhältnißmäßig junges Göttersystem aus den kalendarischen Kultusformen Aegyptens abzuleiten sei, selbst angenommen, daß aus Aegypten so alte Zeugnisse des Zwölfgötterdienstes vorhanden sein sollten, als ich bis jetzt vergeben sie dort suchte, und kann ich daher nur mit meinem steten Wunsch schließen, daß in eben dem Maß, in welchem die Kenntniß des Orients unsere Blicke erweitert und in ihrer selbstständigen Forschung uns reiche Belehrung verheißt, die Forschung des klassischen Alterthums ihre feste Bahn auf dem ihr bisher angewiesenen Gebiet ferner verfolgen möge, ohne durch frühreife Vergleichung mit dem kaum eröffneten ägyptischen Alterthum ihren eigensten wissenschaftlichen Standpunkt zu trüben.

Prof. Preller dankte für diese Bemerkungen, auf welche er Folgendes zu erwiedern habe. Die Wandelbarkeit des Götterpersonals innerhalb der Zwölf-Gruppe habe er selbst zugegeben und sie eben deshalb mit der Gruppe der sieben Weisen verglichen. Aber diese Wandelbarkeit könne doch nicht so groß gewesen sein, daß gar kein Halt in der Zusammensetzung der Gruppe gewesen sei, daß nicht wenigstens eine bestimmte Gruppirung die vorherrschende und gleichsam kanonischen Ansehns gewesen sei. Eine solche finde er in derjenigen, welche sich einerseits am Pantos, andererseits zu Rom wiederhole. Ueberdies sei auch nach Diod. IV, 39 eine Abgeschlossenheit der Gruppe vorauszusetzen, da Zeus in dieser Stelle den Herakles unter die Zwölf-Götter wählt, dieser aber nicht eintreten will: *ἀδύνατον γὰρ ἦν τοῦτον καταλεχθῆναι μὴ πρότερον ἑνὸς τῶν δώδεκα θεῶν ἐκβληθέντος.* Besonders wichtig würde eine genauere Kenntniß der Zwölfgötter zu Athen sein, an welcher es aber leider fehle. Die Anknüpfung an Aegypten habe allerdings ihr Verfängliches; es werde dabei wesentlich darauf ankommen, wie man über das Verhältniß Aegyptens zu Griechenland überhaupt denke. Ausgemacht sei, daß es dort sehr früh ein Zwölfgöttersystem und ein Zwölfmonatesystem gegeben habe und daß beide Systeme zusammenhingen, s. Herod. 2, 4: *πρώτους Αἰγυπτίους ἀνθρώπων ἁπάντων ἐξευρέειν τὸν ἐνιαυτὸν, δυώδεκα μέρεα δασαμένους τῶν ὡρέων ἐς αὐτόν.— Δυώδεκά τε θεῶν ἐπωνυμίας λέγον πρώτους Αἰγυπτίους νομίσαι καὶ Ἕλληνας παρὰ σφέων ἀναλαβεῖν.* c. 82 *καὶ τάδε ἄλλα Αἰγυπτίοισί ἐστι ἐξευρημένα· μείς τε καὶ ἡμέρη ἑκάστη θεῶν ὅτεῳ ἐπί.* Halte man überhaupt die kalendarische Ableitung des fraglichen Göttersystemes, soweit es in Griechenland und Italien herrschte, für wahrscheinlich, so könne nach seinem Ermessen dasselbe genetisch nur auf zweierlei Weise begriffen werden. Entweder habe früher eine Coincidenz der zwölf Götter und der zwölf Monate in Griechenland stattgefunden, welche dann aber hernach gänzlich gestört worden wäre, denn in geschichtlicher Zeit sei ein solcher Zusammenhang nicht nachzuweisen. Oder dieser Zusammenhang müßte in ausländischen Götter- und Zeitrechnungssystemen begründet und aus diesen nach Griechenland übertragen sein, welches letztere bei weitem das Wahrscheinlichere sei.

Prof. Bergk: Das politisch-ethische Moment ist das wesentliche. Gegen die kalendarische Herleitung spricht Ein Umstand, daß nämlich kein Verhältniß zwischen dem Kalender der Griechen, den Monatsnamen und dem Systeme der zwölf Götter nachzuweisen ist. In den griechischen Staaten finden sich sehr bedeutende Varietäten zwischen den Monatsnamen. In der Auswahl der Monatsnamen ist das Element des Apollinischen Cultus vorwiegend; so in Athen der Boedromion, Metagitnion, Hekatombäon, der Munychion der Artemis geweiht u. s. w. Ferner ist zu beachten der Einfluß der nationalen Verhältnisse; bei den Joniern finden sich Monatsnamen, die Beziehung auf Poseidon haben, bei den Doriern nicht u. s. w.

Digitized by Google

Für das hohe Alter der Monatsnamen, was hinausreicht über die Zeit, in welcher das Zwölfgötter-system und die späteren politisch-religiösen Verhältnisse der Staaten sich gestalteten, spricht auch der Umstand, daß in dem Attischen Kalender nicht ein einziger Monatsname auf Athene Bezug hat, ganz abgesehen von particulären Erscheinungen wie in dem Delphischen Kalender, wo drei Viertheil der Monatsnamen keinen Bezug auf Apollo haben, ein Viertheil derselben auf Dionysos sich bezieht.

Prof. Preller dankt für die ausgesprochenen Bemerkungen, welche er sich um so leichter aneignen könne, da sie in der That nur eine gründlichere Ausführung dessen seien, was er selbst bevorwortet habe. Eben deshalb, weil in Griechenland eine Correspondenz zwischen den zwölf Monaten und den zwölf Göttern nicht nachweisbar sei, eine solche aber im Oriente gewiß stattgefunden habe, glaube er den Ursprung des letzteren Systems dort suchen zu müssen; übrigens immer nur in der hypothetischen Voraussetzung, daß die kalendarische Erklärung dieses Systemes die richtige sei.

Prof. Walz. Die Ansicht über die ethisch-politische Bedeutung des Zwölfgöttersystems scheine ihm mit dem kalendarischen Ursprunge wohl vereinbar. Es komme hierbei auf die Ansicht von dem Alter des Zusammenhangs zwischen Aegypten und Griechenland an. Daß dieses sehr hoch hinaufreiche, darin stimmen diejenigen Männer, welche sich durch ihre autoptische Kenntniß beider Länder Ansprüche auf ein glaubwürdiges Urtheil erworben haben, mit dem ältesten nationalen Glauben überein. Lepsius habe schon vor seiner Reise nach Aegypten die Dorische Säule von der ägyptischen abgeleitet und Niemand habe ihn widerlegt; in derselben Richtung seien nun weitere Aufschlüsse nach seiner Reise zu erwarten. Roß habe schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, wie die Sage von der Landung des Danaos in Argos dadurch glaubwürdig werde, daß in Argos mehrere Pyramiden nach den Berichten des Pausanias gewesen seien, von denen eine noch jetzt in ihren Trümmern erkennbar sei und der ganze Küstenstrich τὰ Πυράμια geheißen habe; und in dem beachtenswerthen Vorwort zu seinen neulich erschienenen Hellenika spreche er es als historische Ueberzeugung aus, daß die ägyptischen Colonisten den Dorischen Baustyl nach Griechenland gebracht haben. Plato spreche sich für die Identität der attischen Nationalgöttin Pallas mit der ägyptischen Neith aus, und so habe auch Prof. Preller ganz Recht, wenn er den ersten Ursprung des Zwölfgöttersystems aus Aegypten ableite, wo es notorisch anerkannt gewesen sei. Die Griechen haben sodann in den von außen überkommenen Rahmen Götter eingetragen, wie sie an verschiedenen Orten dem nationalen Cultus angemessen gewesen seien.

Prof. Preller dankt dem Redner für diesen bestimmten Ausdruck einer Ansicht, die ihm ganz aus der Seele gesprochen sei. Er habe seine Erklärung nur hypothetisch auszusprechen gewagt, weil ihm die kalendarische Erklärung überhaupt keineswegs so ausgemacht sei. Seine Schüchternheit, auf Aegypten zurückzugehn, beruhe nicht sowohl darauf, daß er sich überhaupt mit diesem Lande einzulassen fürchte, als darauf, daß man, sowie der Zug der Zeit zu sein scheine, bald wieder darin zu weit gehen dürfte. Uebrigens wäre in seinem Interesse zu wünschen, daß die Herrn Orientalisten sich bei dieser Debatte hätten betheiligen wollen, und besonders, daß Herr Prof. Roß, der diese Versammlung zu besuchen früher beabsichtigt, nicht ausgeblieben wäre.

Hierauf erhob sich Prof. Walz noch einmal und erklärte, diese Schüchternheit veranlasse ihn, sich noch bestimmter auszusprechen. Dieser Glaube an die Originalität der griechischen Kunst und Religion sei hauptsächlich durch die Autorität von Otfried Müller verbreitet worden. Damals als Müller auftrat, habe es Noth gethan, der synkretistischen Vermischung des Glaubens aller Zeiten und aller Völker, welche die Symboliker angerichtet haben, entgegen zu treten; da habe es sich um strenge Scheidung der jeder Zeit

Digitized by Google

und jeder Nation Eigenthümlichen gehandelt, und wenn er auch zu weit gegangen sei, so habe das nichts geschadet. Aber schon im Jahre 1835 sei O. Müller durch die Anschauung verschiedener Monumente, namentlich der Vasen von Clusium, darauf geführt worden, Einflüsse von Aegypten, Phönicien und den Euphratländern auf griechische Künste anzuerkennen, aber er habe geglaubt, diese Einflüsse auf Beiwerke, Decorationen und dergl., welche durch den Handelseinfluß hereingebracht worden seien, beschränken, die eigentlichen Cultusbilder aber davon frei halten zu können. Die seitdem gemachten Entdeckungen haben aber auch diese Annahme als unhaltbar gezeigt. Damit geschehe aber der Herrlichkeit des griechischen Genius kein Abbruch; denn jedenfalls müsse diesem zuerkannt werden, daß er dem von außen Empfangenen den Stempel der Schönheit und Harmonie aufgedrückt habe. Man dürfe übrigens nicht vergessen, daß Müller ἀτελευτήτῳ ἐπὶ ἔργῳ liege und jetzt auch anders urtheilen würde, wenn er noch lebte. Darum solle sich aber Keiner der Lebenden beigehen lassen, sich größer als Müller zu denken; denn wenn wir im Einzelnen hinausgeschritten seien, so sei dieß nicht unser Verdienst, sondern das der Zeit. Schreiten wir fortan an der Hand der neuentdeckten Monumente weiter, so haben wir an diesen einen sichern Anker, der uns für die Zukunft vor dem Rückfall in den alten Synkretismus bewahre. Läugnen lasse sich der Zusammenhang Griechenlands mit dem Oriente nicht mehr: was noch vor 10 Jahren belacht worden wäre, dürfe man itzt getrost aussprechen. Die Gegner mögen nur mit ihren Monumenten auftreten, dann werde sich der Streit ausmachen lassen. —

Der Präsident erklärte es, da nun der Fehdehandschuh bereits von anderen aufgenommen worden sei, für passender jetzt seine vorher, wo es geschienen habe, als ob überhaupt Niemand etwas entgegnen wolle, verheißenen Bemerkungen bescheidentlich zurückzuhalten, da es dem Vorsitzenden weniger geziemen wolle, thätigen Antheil an der Debatte zu nehmen, als dieselbe zu leiten; und schließt somit dieselbe.

Hierauf begann Prof. **Schneidewin** seine Mittheilung über die italienische Uebersetzung

eines angeblichen Hymnus auf Poseidon

vorzutragen.

Kürzlich kamen mir die Studii filologici des Grafen Giacomo Leopardi zu Gesicht, von dessen umfassenden und eindringenden Studien des Alterthums wir zuerst durch Niebuhrs Vorrede zum Merobaudes Kunde erhielten. Das genannte Buch, von Pellegrini und Giordani zu Florenz 1846 herausgegeben, enthält außer einer Reihe von Uebersetzungen aus dem griechischen, welche für uns keine Bedeutung haben, ein durch seinen Titel lockendes Stück, welches wohl im Stande schien, allgemeineres Interesse zu erregen. Daher nahm ich das Buch auf die Reise mit, ob sich vielleicht ein tüchtiger Uebersetzer zu einer Uebersetzung verstände. Ich meine den Inno a Nettuno d'incerto autore, traduzione dal greco. Ein gewandter Uebersetzer fand sich in Gotha, Herr Dr. Regel, dessen Gefälligkeit mich in den Stand setzt, den Hymnus in fließender Uebersetzung mitzutheilen.

Hymnos an den Poseidon.

Den dunkellock'gen Erderschüttrer will ich singen! —
Zu Dir, o Meereskönig, schickt der bange Schiffer,
Der auf dem schnellen Schiff das weite Meer durcheilet,
Beflügelte Gebete, daß er vor den Fluthen

Digitized by Google

Den tosenden, sich schirme und dem Tod entweiche;
Weil Dir des Meeres Herrschaft zugefallen, seit Du
Ein Sohn des Kronos wardst geboren und ein Bruder
Des Donnergottes Zeus, wie auch des finstern Hades.
Dich hat die schöngelockte Rhea einst geboren,
Doch nicht im Himmel: denn des schlauen Kronos Blicke
Vermied sie scheu. Von herbem Schmerz die Brust belastet
Und Todesblässe auf den zarten Wangen stieg sie
Zur wald'gen Erde nieder: auf der Berge Gipfeln
Erglühte heiß der grüne Hain im Mittagsbrande;
Der Mattigkeit erliegend streckt auf heißem Boden.
Der Landmann seine Glieder aus; denn nicht geboren
War noch von Semele aus segenschwerem Schoße
Der hohe Sohn und unbekannt war noch den Menschen
Bei ihrem Fleiß des süßen Weines holde Stärkung.
An schatt'ger Stelle sinkt sie hin, und als Du endlich
Hervorgegangen aus dem Mutterschoß, da legte
Sie Dich mit bangem Stöhnen auf ihr Knie und sandte
Zur Erde dies Gebet und auf zum Sternenhimmel:
„O heilge Mutter Erde! Vater Himmel! blicket
„Auf mich, wenn ich in Wahrheit Eure Tochter heiße!
„O schützet jetzt dies arme Kind vor Kronos' Wüthen,
„Und helft, daß ihn der schlaue Gott nicht flugs erspähe,
„Auf daß er wohl gedeihe und zum Mann erwachse!“ —
So betet bang die schöngelockte Göttin Rhea,
Denn schwere Sorgen hegte sie um Dich im Herzen,
Den Neugebornen; zitternd schwebt und dumpf erdröhnend
Der Wiederhall zum tiefen Meer und durch die Schluchten
Der hohen Berge. Mutter Erd' und Vater Himmel
Erhörten sie: die schwarze Nacht durchzieht die Haine
Und lagert sich auf dem Gebirg; erschreckt verstummen
Des Waldes Sänger wie mit einem Schlag und flattern
Unstet am Boden hin mit ausgespreizten Schwingen.
Dich nahm nun schnell in ihre mächt'gen Liebesarme
Die Erdengöttin auf: verborgen blieb's dem Kronos,
Deß schwarze Nacht auf dem Gebirge war. Du aber
Erwuchsest schnell, o König mit dem goldnen Dreizack!
Und blühtest auf in Jugendkraft. Und als Ihr Söhne
Der holden Rhea und des Kronos friedlich theiltet
Das Weltall unter Euch und Zeus der Wolkensammler
Den Sternenhimmel nahm, das Unterird'sche Hades;
Da nahmst Du Dir das blaue Meer. Du hast sie Alle,

Digitized by Google

O Erderschütt'rer! schon besiegt, nur nicht die Pallas
Und nicht den Zeus. Wer möcht' auch ungestraft wohl streiten
Mit dem Olympschen Gott? — Einst gingst Du aus dem Himmel
Und mit der schönen Leto Sohn zur Erde stiegst Du
Hernieder und Laomedon dem stolzen König
Erbautest Du des weiten Ilion's heil'ge Mauern;
Indeß Apoll die schwarzen Rinder in den Thälern
Und in der Waldesnacht des wolkenreichen Ida
Zur Weide trieb; doch als Dein kühnes Werk vollendet,
Da hat Laomedon den Lohn Dir frech geweigert;
Der Thor! Du wälztest Deines Meeres schäum'ge Wogen
Gen Ilion, daß brausend sie mit mächt'gem Tosen
Die Mauern überstiegen und die Stadt erfüllten,
Mit Sand und Meerschlamm Feld und Wiesen überdeckend!
So nahmst Du Rache an Laomedon, dem Frevler!

Doch welcher Grund bewog mit Pallas Dich zum Streite,
Der Göttin mit den dunkelblauen Augen? Nennen
Nach Deinem Namen wolltest Du die Stadt des Cecrops
Und auch Athene wollt' ihr ihren Namen geben:
Sie hat gesiegt; mit mächt'gem Speer den Boden spaltend
Entlockt sie ihm den grünen dichtbezweigten Oelbaum.
Du theiltest mit dem goldnen Dreizack rasch die Erde,
Und flugs entsprang aus ihr das mähnenreiche Streitroß;
Drum ist es vom Geschicke Dir verliehn, die schnellen Rosse
Im Lauf zu bänd'gen. Phöbus liebt die Bogenschützen,
Die Hirten Pan, Hephästos Feuerkünstler, Ares
Die kampfesmuth'gen Helden, Artemis die Jäger.
Die Rossebänd'ger schützest Du, o Erderschüttrer!
Du hast zuerst das mähnumwallte Roß gezügelt!
Heil Dir, o Reitergott Poseidon! Deine Rosse,
Sie weiden auf den Auen Deines heilgen Argos;
Wo nie mit Spaten oder Pflug den heilgen Boden
Der ems'ge Landmann ritzt. Wie raschbeschwingte Vögel
Sind Deine Rosse: stolz erhebt sich Haupt und Nacken
Und keinen Menschen gibt's, der unter's Joch am Wagen
Zu beugen sie vermag und mit Gebiß und Geißel
Und mit der Stimme Schall zu lenken sie vermöchte!

Doch welche von den Nymphen, die Du liebtest, Herrscher
Des Meeres! soll ich preisen? Nereus' und der Doris
Erhabne Tochter Amphitrite? Melanippe
Die hochgeschürzte? Libya die schöngelockte?

Digitized by Google

Alkyone und Kallirrhoe mit roſ'gen Wangen?
Halkyone die holde? oder Methonike?
Hippothoe? des Pittheus Tochter, ſchwarz von Augen,
Die ſchöne Aethra? oder Olbia? Chione?
Aus Aeolis Kanake? und mit ſchnellen Füßen
Thooſa? Halia von Telchin? und die zarte
Amymone? Meliſſa, Epidamnos Tochter?
Wer nennt ſie all? wer zählte Deine Söhne?
Den wilden Kerkyon, Euphemos und Triopas
Den Theſſaler, und Aſtakos und Rhodos, (dem wohl
Des Sonnengottes heilge Inſel dankt den Namen)
Und Theſeus, Halirrhothios, Eumolpos, Triton,
Dyrrhachios und Polyphemos, gleich an Würde.
Doch beſſer ſcheint's, ich breche ab; denn Deine Söhne
Sind Urſach Dir zu bittrem Kummer oft geweſen.
Odyſſeus hat voll Schlauheit auf Trinakria
Den Polyphemos ſeines Aug's beraubt; Eumolpos
Iſt durch Erechtheus Hand in Attika gefallen;
Doch ſchwer, o Erderſchüttrer! haſt Du Dich gerochen;
Denn unter Deines Dreizacks Wucht erlag der Mörder
Und auch ſein Haus haſt in den Boden Du geſchmettert!
Nicht ungeſtraft hat Ares Dir den Sohn gemordet,
Den ſchönen Halirrhothios, denn alle Götter
Verdammten ihn vereint. — Sei mir gegrüßt, Poſeidon!
Gewaltiger! des Iſthmos Spiele ſind Dir heilig,
Der Wagen Lauf, das Ringen und der herbe Fauſtkampf.
Dir bluten in Trözen, Geräſt und vielen Städten
Von Hellas jedes Jahr zum Opfer ſchwarze Stiere;
Und auf dem Dor'ſchen Iſthmos ſchleppen muntre Schaaren
Die Opferthiere haufenweis zu Deinem Tempel.
Sei mir gegrüßt, o dunkelblauer Erdumgürter!
Der Du ſo hoch ertönſt im mächt'gen Meergebrauſe!
Die Wälder zittern auf den Bergesgipfeln, Tempel
Und Mauern volkumwogter Städte wanken bebend,
Wenn Du die arme Erde ſchüttelſt mit dem Dreizack;
Ein dumpfes Toſen ſchallt vermengt mit lauten Klagen
Auf allen Wegen. Unerſchüttert ſteht wohl Keiner;
Im wilden Schrecken ſchlottert jedes Knie und Alle
Umringen Deinen Altar, Angſtgebete ſtammelnd,
Und reichlich bieten ſich die vielwillkommnen Opfer.

Sei mir gegrüßt, o großer Sohn des Kronos! Schimmernd
Steht tief im lauten Meer in Aegä Dir der Wagen,

Digitized by Google

Hephäſtos baute ihn, ein hehres Götterkunſtwerk.
Die Räder ſind von Erz, von Silber iſt die Deichſel,
Und ganz mit Golde iſt der feſte Sitz bezogen.
Sobald nur unter's Joch Du Deine Roſſe beugeſt
Und dieſe durch das unbezwungne Meer hinfliegen,
Die weißen Schaumeswellen theilend, und im Nacken
Der Wind die goldne Mähne zauſt, Du aber throneſt
Und ſchwingſt den großen Dreizack in den Götterhänden; —
Da kommen aus kryſtallenem Gemach in Eile
Des Nereus Töchter mit den Roſenwangen alle
Empor zum Meeresſpiegel und die Wogen ſinken
Vor Dir; es ebnet ſich der Weg, die Winde ſchweigen,
Weil Dir durch's Loos des Meeres Herrſchaft ward beſchieden! —
Doch welchen Namen geb' ich Dir, o Dreizackſchwinger?
Dich nennen viele Helikonios, und Andre
Den Sunifchen; Genethlios biſt Du in Sparta,
In Theben Hippodromios, Erechtheios
Nennt Dich Athen; Elatus heißeſt Du, doch Andre
Verleihen von Trözen und Iſthmos Dir den Namen.
Petreios nennen Dich die Theſſaler, und Viele
Onchestios, Argeios, Kynades, noch Andre
Phytalmios; ich aber nenn' Dich Asphaleios,
Weil Du den Schiffern Rettung bringſt; Dir thut Gelübde
Der Steuermann, wenn ſich die grauen Wellen thürmen
Und wenn in ſchwarzer Nacht die Fluth mit wildem Schäumen
Hochbrauſend überſchießt und an die feſten Planken
Des Schiffes ſchlägt, und wenn das Sturmgewölk die Spitzen
Der Maſten zu berühren ſcheint und von dem Sturme
Das Sparrenwerk erdröhnt, daß Grauen in die Herzen
Der Menſchen dringt, und wenn vom Himmel Regenfluthen
Sich auf das unermeßlich weite Meer ergießen.
O mächt'ger Gott, der Tänaron, die heilgen Haine
Onchestos', und Trözen und Mykale, den Iſthmos
An Fichten reich, und Aegä und Geräſtos ſchützet,
O hilf den Schiffern! laß im Sturm den blauen Himmel
Durch die zerrißnen Wolken ſchaun und auf dem Schiffe
Laß einen Strahl der Sonne oder nur den Schimmer
Des Mondes und der Sterne leuchten, und gebiete
Dem Wehn des Sturm's und ebne die empörten Wogen,
Daß vor dem nahen Unheil ſich der Schiffer berge!
Sei mir gegrüßt, o Gottheit! und mit gnäd'gem Sinne
Beſchütze Du die Dichter, die Dir Hymnen ſingen!

Digitized by Google

Giac. Leopardi hat eine Ansprache an den Leser vorausgeschickt, worin er von dem Funde Auskunft giebt, und gelehrte Anmerkungen hinzugefügt, worin er die vielfachen mythologischen Beziehungen des Hymnus aufzuklären sucht. Er widmet seine Arbeit einem ungenannten K. K. Oesterreichischen Kammerherrn, der das griechische Original gefunden haben soll. Dieser glückliche Fund wird nach Leopardi einer kleinen Römischen Privatbibliothek verdankt, in welcher unter sehr wenigen Manuscripten ein ganz zerfetzter Codex, etwa des 13. Jahrhunderts, von nur wenigen Blättern unsern Hymnus in schwer zu entzifferner Schrift enthielt. Der glückliche Entdecker, welcher die Herausgabe des Originals sich vorbehielt, schickte eine Copie an Leopardi, mit der Bitte, eine metrische Uebersetzung davon zu besorgen. Dieser erklärt, der Hymnus sei antichissimo: freilich Pamphos sei wohl ein wenig zu alt, um ihn für den Verfasser halten zu dürfen. Doch lehren die meist auf Attika bezüglichen Mythen, daß Attika das Vaterland des Hymnographen gewesen sei.

Sollen wir der Versicherung, der Hymnus sei in einem alten Codex gefunden, Glauben schenken und ihn für ein Produkt des Alterthums halten? Aeußere und innere Gründe verbieten daran zu denken.

Auffallend schon, daß die Uebersetzung bereits 1817 im Spettatore di Milano erschien: der griechische Text ist seitdem weder von dem Entdecker noch vom Uebersetzer mitgetheilt worden. Bedenklich, daß der Entdecker seinen Namen durchaus verschwiegen wissen will, daß die Bibliothek nicht genauer bezeichnet wird u. s. w. Indeß theilt Leopardi den ersten und letzten Vers des angeblichen Originals mit. Sie lauten:

Ἐννοσίγαιον κυανοχαίτην ἄρχομ' ἀείδειν.
Ἀμφ' ἄρ' ἀοιδοῖς βαῖν'· ὕμνων γὰρ τοῖσι μέμηλεν.

Dergleichen Verse dürfen selbst einem griechischen Dichter späterer Zeit schwerlich zugemuthet werden, wenn man nicht auf Tzetzes herabgehen will. So schlecht sind sie gebaut und so ungeschickt ist *ἀμφ' ἄρ' ἀοιδοῖς βαῖνε* dem *δε Χρύσην ἀμφιβέβηκας* und dergl. nachgemacht. Nun kann aber hinwiederum ein Tzetzes den Hymnus nicht gedichtet haben, der trotz aller Ueberladung an Schmuck und Pracht eigentliche Albernheiten nicht blicken läßt. Ohne die giebt sich aber Tzetzes nicht. Wer verkennt die mannichfachen Anklänge unseres Hymnus an antike Muster? Die Nöthe der Mutter bei der Geburt erinnern lebhaft an Leto's Irren im Homeridenhymnus u. s. w.

Unzweifelhaft ist es demnach, daß wir ein neues Machwerk vor uns haben, dessen Verfasser Gewandtheit und Kenntniß genug verräth und den praktischen Beweis liefert, daß er die homerischen und kallimachischen Hymnen fleißig gelesen hat. Abgerechnet die übertriebene Malerei hat das Ganze glücklich genug antiken Ton getroffen. Indeß verräth sich der Verfasser doch auch durch manche Einzelnheit im Gedichte und in den Noten. Er hat in den Alten selbst Studien für seinen Hymnus gemacht, daneben aber sich auch bei Natalis Comes Trostes etholt. Wie fleißig hat er auch den entlegensten Epithetis seines Gottes nachgespürt, seinen *Πεταῖος* hat er aus Pindars Pyth. 4; *Κυνάδης* ist bloß aus Hesychius bekannt; der *Ἱπποδρόμιος* nur aus Isthm. 1. abstrahirt u. s. w. Ist aber Leopardi selbst als Verfasser anzusehn? oder hat ihn ein Anderer getäuscht? Nach unserer Kenntniß des Charakters des früh verstorbenen edeln Mannes möchte ich Anstand nehmen, ihm den Betrug zuzumuthen. Vielleicht ergeben Nachforschungen in Italien bestimmte Auskunft. Herr Prof. Gerhard hat seine Bemühungen dafür freundlich zugesagt.

Ein Anhang zu dem Hymnus bringt zwei *ᾠδαὶ ἀδέσποτοι* im griechischen Originale, die erste auf Eros, die zweite auf Selene; nebst lateinischer Uebersetzung. Sollten diese beiden Dinger ächt sein, so

Digitized by Google

würden sie schon nach ihrer metrischen Gestalt in die späteste byzantinische Zeit verwiesen werden müssen. Und doch, so weit wir den Stand der klassischen Literatur in Italien zu beurtheilen vermögen, möchten einem Italiener dergleichen Nachbildungen der Anakreontika schwerlich zuzutrauen sein. Daher denke ich mir, diese Oden sind im griechischen Original, welches angeblich in demselben Codex gefunden worden, mitgetheilt als Lockvögel, um desto eher den Glauben an die Aechtheit des Hymnus zu erwecken.

Dr. Prutz. Er wolle sich nur eine literarische Mittheilung erlauben: vor etwa 1½ Jahren erschienen in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" eine Reihe von Aufsätzen über den Grafen Leopardi, in welchen auch die Geschichte dieses Hymnus erzählt und die Sache erörtert wurde, daß er nur ein Machwerk des Grafen Leopardi sei.

Prof. Schneidewin dankt für diese Nachweisung.

Prof. Walz erklärt, selbst ohne die von Dr. Prutz angeführte Notiz zu kennen, sei es ihm ganz außer Zweifel, daß der Hymnus ein Jugendversuch Leopardi's sei. Leopardi sei ein bedeutendes poetisches Talent, welches seinen Kummer über unglückliche Liebe und das Mißgeschick seines Vaterlandes in elegischen Tönen ausgeströmt habe. Er habe sich zum Studium der Alten geflüchtet und namentlich die spätern Schriftsteller mit der Feder in der Hand gelesen. Ein Specimen seiner Emendationen habe Herr von Sinner im Anfang der 1830er Jahre im Rheinischen Museum mitgetheilt und er selbst habe von ihm auch Emendationen zu den Rhetores graeci erhalten. Vermöge dieser Bekanntschaft mit griechischer Literatur vermuthete Prof. Walz, daß auch die zwei griechischen Epigramme *παίγνια* Leopardi's seien. Es gebe eine Sammlung seiner Gedichte, welche auch in's Deutsche übersetzt worden seien. —

Dir. Sauppe. Giac. Leopardi gehörte zu den edelsten Geistern Italiens. Im Rhein. Mus. theilte L. von Sinner von ihm Emendationen mit; Kannegießer übersetzte seine Canzonen und Lieder, welche von einer tiefen melancholischen Gluth zeugen. Ich danke Herrn von Sinner Mittheilungen über L., nach denen er eine glühende Liebe zum Griechischen hatte, und lange sich mit nichts Anderen als dem Lesen der griechischen Schriftsteller, gerade auch der späteren Zeiten, beschäftigte. In den Italienischen Gedichten kommen mehrere Anklänge an den mitgetheilten Hymnus vor.

Dr. Nauck erklärte den Hymnus — im Gegensatze gegen die Ansicht, daß er eine irgend wie selbstständige Production eines begabten Dichters sei — für einen bloßen Cento, ein reines Stoppelgedicht, und wies darauf hin, wie sich bei einer großen Anzahl von Versen sofort das griechische Prototypon darbiete.

Hierauf ersuchte der Präsident den Prof. **Döderlein**, seinen Vortrag über

die Beschreibung des Thersites bei Homer

zu halten.

Prof. Döderlein. Neben den großen Heroen der Ilias hat ein Mann andrer Art eine fast weltgeschichtliche Berühmtheit erhalten, Thersites. Die Beziehungen sind bekannt, in denen er zur Haupthandlung steht; ich darf daher nur kurz an den Zusammenhang erinnern.

Agamemnon versucht den Muth und die Ausdauer seiner Griechen, indem er selbst sie auffordert, ihre Schiffe zu besteigen und zur Heimath zurückzukehren; die Probe schlägt fehl; sie nehmen es als wahre

Digitized by Google

Meinung des Heerführers, sie eilen zu den Schiffen, wollen den Krieg gegen Troja aufgeben und heimfahren. Odysseus auf den Rath der Athene hält die Eilenden zurück; er bringt sie kaum zum Stehen. Aber als Alles endlich ruhig geworden, eifert noch ein im ganzen Heere unbeliebter Mann gegen Agamemnon, bis ihn Odysseus mit wörtlicher und thätlicher Züchtigung zur Ruhe bringt.

Die Stelle ist von Aesthetikern als eine ungehörige und bedeutungslose Episode bezeichnet worden, aber diesen Tadel hat längst schon Friedrich Jakobs beseitigt, indem er ihre Nothwendigkeit etwa folgendermaßen begründet:

Die Griechen, welche sich eben jetzt in einer leidenschaftlichen Aufregung des Gefühls befanden und an einem Ausbruch von Heimweh litten, hatten in diesem Augenblick für Vernunftgründe kein Ohr. Sie mußten erst durch einen Zwischenakt für verständigen Zuspruch empfänglich gemacht werden; Homer fand es für nöthig, ihr Gefühl zuvor durch ein anderes Gefühl zu paralysiren, ehe er den Odysseus zu Worte kommen und sie von der Nothwendigkeit zu bleiben überzeugen ließe. Es war dies das Gefühl der Scham, mit einem verächtlichen und verachteten Menschen zu sympathisiren. Das was Odysseus nicht ausrichten kann, richtet Thersites aus.

Homer schildert den Thersites in einzelnen kräftigen Zügen; nicht als einen schlechten Menschen, nicht als einen Feigling, sondern als eine gemeine Seele. Thersites ist ein Vorbild der gemeinen Demagogie, der älteste Demagog im schlechtesten Sinne, und findet eine Art Gegenbild in dem bekannten Schreiber Vansen in Göthe's Egmont. Er ist roher Lustigmacher und zugleich ein Lästermaul, qui captat risus hominum famamque dicacis. Alle Gemeinheit der Gesinnung erscheint den Griechen vor allem unter dem Bilde der Frechheit, der Unverschämtheit, der Unfähigkeit zur Ehrfurcht, und diese ist in den Augen des Griechen häßlicher und unsittlicher als selbst Feigheit, Lug und Trug. Diesen Charakter drückt auch der Name des Menschen aus: *Θερσίτης* ist der Freche, von *θάρσος*, sowie auch einer der ausgelassensten Freier Penelopes *Πολυθέρσης* heißt; denn die Unterscheidung von *θάρσος* der Muth und *θράσος* die Dreistigkeit ist erst nachhomerisch.

Homer schildert mit verhältnißmäßiger Ausführlichkeit seine äußere Persönlichkeit. Mein Vortrag soll nur in einer familiaris interpretatio dieser homerischen Stelle (Ilias II, 216.) bestehn:

αἴσχιστος ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθεν·
φολκὸς ἔην, χωλὸς δ' ἕτερον πόδα· τὼ δὲ οἱ ὦμω
κυρτὼ, ἐπὶ στῆθος συνοχωκότε· αὐτὰρ ὕπερθεν
φοξὸς ἔην κεφαλήν, ψεδνὴ δ' ἐπενήνοθε λάχνη —

oder nach der Vossischen Uebersetzung:

Der häßlichste Mann vor Ilios war er gekommen;
Schielend war er und lahm am anderen Fuß, und die Schultern
Höckerig gegen die Brust ihm geengt, und oben erhub sich
Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet.

Es folge nun die Prüfung der einzelnen Worte. *Φολκὸς ἔην*, nach Voß schielend, was schon von Buttmann bestritten worden. Hätte *φολκός* diese Bedeutung, so wäre Homer ein confusionarius,

Digitized by Google

indem er erst von den Augen, dann von den Füßen, dann wieder vom Kopfe spräche. Es heißt nach Buttmann krumm, gebogen, und ist das Adjektivum zu falx, falcatus mit flectere verwandt und gleichbedeutend mit fulcipedius, bei Petronius, also krummbeinig, und zwar an beiden Füßen — denn aus dem folgenden ἕτερον πόδα ist ἀμφοτέρους τοὺς πόδας zu φολκός zu entlehnen — und an einem Fuß zugleich lahm.

Vers 219. φοξός kömmt nur zweimal vor, aber in beiden Fällen ist seine Bedeutung dunkel. Die gewöhnliche Erklärung ist spitzig, von ὀξύς, mit dem zu φ verstärkten Digamma; credat Judaeus Apella: da ὀξύς nicht einmal digammirt vorkommt. Aber angenommen, daß es einen Spitzkopf bedeuten könne, so habe ich ein historisches Bedenken. Pericles war ein σχινοκέφαλος, also gleichfalls ein Spitzkopf; aber es sollte mir leid thun, wenn er auch nur diese Aehnlichkeit mit Thersites gehabt hätte Das wäre eine Zerstörung der Phrenologie. Wenn der Spitzkopf auf den Griechen wirklich einen so häßlichen Eindruck machte, warum hob man dies bei Pericles nicht mehr hervor? Also müssen wir ganz die Grammatik verlassen und die Frage stellen: Wie muß ein gemeiner Mensch aussehen? Möglichst sinnlich. Da aber das Fleisch Symbol der Sinnlichkeit ist, so muß der Kopf des gemeinen Menschen viel Fleisch haben; ich glaube von vorne herein, Thersites war ein Dickkopf, was der Lateiner wahrscheinlich durch capito ausdrückt. Ist nun eine Möglichkeit, daß φοξός dies bedeute? Ich muß auf mein Steckenpferd steigen, die Etymologie, werde es aber hier leicht und geduldig hinnehmen, wenn mir dieser etymologische Versuch verworfen werden sollte. Voran eine oberflächliche Bemerkung:

Im Salzburgischen nennt man einen Cretin einen Fex; ein dicker Kopf ist aber bekanntlich ein Characteristicum des Cretinismus. Von dieser bloßen Lautähnlichkeit abgesehen, die bei etymologischen Fragen so oft irre führt, halte ich φοξός für eine andere Form von παχύς. Vermittelt werden beide Formen durch pexa toga, worin ich nicht ein Particip. Passiv. von pectere, sondern nur ein Homonymum zu pexus gekämmt sehe. Aehnlich verhält sich λοξός zu λέχριος, und selbst apexabo, die Fettwurst, zu παχύς. Athenäus erwähnt aus Simonides φοξίχειλος Ἀργείη κύλικι, wie ich vermuthe, einerlei mit παχυχειλής, dicklippig; Becher, deren Rand zurückgebogen war, um von seiner Schärfe befreit bequemer am Munde zu liegen.

Schwierigkeit macht nur noch das φ statt π. Es ist eine verweichte Aussprache von σποξός, wie fungus von σπόγγος und wie das homerische εἰλυφάζειν als Nebenform des synonymen εἰλυσπᾶν anzusehn ist; diese Spracherscheinung, daß σπ und σκ oft in φ und χ übergeht, habe ich in der vorjährigen Versammlung besprochen. Ein Zutritt der so häufigen Prothese ϛ zu dem Stamm παχύς ist auch in spectile, spectile zu erkennen.

Während ich dieß nur als bescheidene Vermuthung gebe, darf ich bei dem folgenden stärker und kecker auftreten. Vers 219: ψεδνὴ ἐπενήνοθε λάχνη; nach der gewöhnlichen Erklärung wäre Thersites ein Kahlkopf oder ein halber Kahlkopf.

Der Dichter nennt den Thersites den häßlichsten Mann. Jeder einzelne Zug, der dieß Urtheil erhärten soll, muß nothwendig etwas häßliches, absolut häßliches enthalten. Ist nun, frage ich, die Kahlheit etwas häßliches? Mit nichten. Sie ist zwar ein Mangel, ähnlich wie die Blindheit, aber ein Mangel, der am rechten Ort zur Schönheit wird: wie möchte sonst die redende, wie die bildende Kunst den ehr-

Digitized by Google

würdigen Greis und den gottbegeisterten Sänger mit solcher Vorliebe als kahl und blind darstellen? Nur die bösen Buben rufen dem Elisa nach: Kahlkopf, und werden gleich drauf von den Bären zerrissen; nur die gottlosen Freier spotten über die Glatze des Odysseus, in der sich das Kaminfeuer spiegelt. Horaz und A. W. Schlegel machen ihren Kahlkopf zum Gegenstand einer ergötzlichen Selbstironie, welche widerlich wäre, wenn sie eine wirkliche Häßlichkeit zur Schau stellte. Selbst dem jugendlicheren Gesicht verleiht der frühe Verlust des Haarschmucks einen Character von Feinheit und Ernst durch das gleichzeitige Wachsthum der Stirne. Es gewinnt an Würde, was es an Jugendreiz verliert.

Doppelt unverzeihlich würde es sein, wenn Homer gerade dem Thersites einen Kahlkopf verliehen hätte. Er hätte uns dadurch angewiesen, ihn uns als einen Greis oder wenigstens greisenähnlichen Mann vorzustellen. Ein Kahlkopf aber, der sich unter Stockschlägen krümmt, ist ein empörender Anblick. So würde der Dichter seinem eigenen Zweck entgegenarbeiten, das Gefühl zum Mitleid gegen Thersites, zum Unwillen gegen Odysseus stimmen.

Demnach kann, vom ästhetischen und poetischen Standpunkt aus beurtheilt, Homer den Thersites nicht als Kahlkopf dargestellt haben; was sagt aber die Grammatik dazu? Und wie sind die Worte ψεδνὴ ἐπενήνοθε λάχνη zu verstehen?

Ueber ἐπενήνοθεν weiß ich nichts besseres zu geben als Buttmann; obgleich ich die Acten darüber noch nicht für geschlossen halte. Er erklärt es durch daraufsitzen.

Allein λάχνη samt dem abgeleiteten lanugo wird mißverstanden, wenn es die Wörterbücher durch Milchhaar erklären. Die häufige Verbindung von prima lanugo hat dazu verleitet. Aber der Begriff der Weichheit kömmt hier erst durch prima hinzu. Λάχνη an sich bedeutet, wie lana, nur die Wolle oder ein wollähnliches Haar. Die Wolle hat aber eine doppelte Eigenschaft: sie ist weich und sie ist dicht; die erstere tritt in μαλλός hervor, einer Assimilation von μαλακός, die zweite, die Fülle des Haarwuchses, in λάχνη. Die Φῆρες sind λαχνήεντες, d. h. δασεῖς, βαθύτριχες nach dem Scholiasten. Und selbst an unserer Stelle wird λάχνη vom Schol. durch πύκνωσις erklärt, also ganz im Widerspruch mit der herrschenden Auffassung als dünnes Haar.

Endlich ψεδνός leitet man von ψάω ab, reiben, und gewinnt durch Vermittelung von zerrieben den gewünschten Begriff von vereinzelt, spärlich. Von dem Allen kann ich nichts als den etymologischen Zusammenhang mit ψάω gelten lassen. Von ψάω aber ließ sich unmittelbar nur ψηνός bilden, aber nicht ψεδνός. Dagegen ψεδνός setzt eine Intensivform ψάζω voraus, wie ἁλαπαδνός, ἁλαπάζω. Das α ist in ein ε getrübt, um das syncopirte ι zu ersetzen, denn die volle Grundform war ψαδινός. Eine Analogie bietet κεδνός, von κάζω, κέκασμαι, aber nicht von καίνυμαι gebildet. Dieses ψεδνός bedeutet aber nicht zerrieben, sondern zerreibbar und mithin trocken, wie die Paronyma ψαθαρός, ψαθυρός, ψαφαρός, welche Hesychius durch εὔθλαστος, ξηρός erklärt. Demnach bezeichnet ψεδνὴ λάχνη das directe Gegentheil und fast das andere Extrem des Kahlkopfs, nämlich einen Strobelkopf, einen dichten, rauhen, borstenartigen, struppigen Haarwuchs, im Gegensatz des μαλακὸν τρίχωμα, also mit der Neigung starr emporzustehn, anstatt sich geschmeidig in Locken zu ringeln oder weich und glatt herabzufallen; theils durch die Natur des Haars, theils durch Mangel an Pflege und Salbe. In diesem Sinne läßt sich ψεδνός mit squallidus zusammenstellen, welches mit σκέλλειν austrocknen, und σκληρός einerlei Stamm hat.

Digitized by Google

Mit dieser Deutung stehe ich aber zugleich auch auf festem historischen Boden. Denn wenn einerseits die ältesten, wie die neuesten Lexicographen einstimmig ψεδνός durch μαδαρός, ψιλός, ἀραιοθριξ erklären, so sind dagegen die spätern Schriftsteller selbst dem homerischen Gebrauch treu geblieben. Epigr. Crinagor. 22 in Anth. Gr. T. II, p. 133 Jac.

Χαῖται δ' οὐ μήλων ἅτε που μαλακοῖς ἐπὶ μαλλοῖς,
ψεδναὶ δ', ἀγροτέρων τρηχύτεραι χιμάρων,

eine Stelle, welche erst auf diesem Wege Licht bekömmt. Auch Aristides verbindet χωρία ξηρότερα καὶ ψεδνότερα.

Ein solcher struppiger Haarwuchs stimmt nun vollkommen zu dem Character des Thersites. Er ist ein Symbol der Rohheit. Auch die neuere Kunst liebt es, gemeine Bösewichter und sittlich rohe Menschen so zu zeichnen, wie den Judas oder die Schächer am Kreuz.

Schade daß wir ohne Kunde sind, wie die bildende Kunst der Alten die homerische Schilderung des Thersites aufgefaßt hat! Die gelehrtesten Archäologen, die ich befragt habe, gestehen mir, keine Darstellung des Thersites nachweisen zu können. Selbst auf der tabula Iliaca ist, da sie die zweite Rhapsodie ganz übergeht, nichts der Art zu finden; und die ambrosianischen Bilder springen im zweiten Buch von dem Opfer gleich auf die Musterung des Kriegsheers über. Die neueren Künstler folgen dem traditionellen Bilde, dessen Unrichtigkeit ich nachzuweisen versuchte. Peter von Cornelius auf den Wandgemälden der Münchner Glyptothek läßt den Thersites, wenn ich mich recht erinnere, bei dem Streit des Agamemnon und Achilles schadenfroh hinter einer Mauer lauschen, einen Funfziger mit Kahlkopf und Spitzkopf, halbverwachsen. Ich dagegen würde ihn darstellen als einen frechen Burschen von etwa drei und dreißig Jahren, also als juvenis, nicht als adolescens, noch als senior; nicht zu jung, weil er sich nach altgriechischen Begriffen doch eine Art Recht zutrauen muß, öffentlich das Wort zu nehmen, und weil seine Züchtigung als etwas Außerordentliches erscheinen muß; auch nicht zu alt, weil sonst seine Züchtigung Mitleid erregen würde; ferner mißgestaltet durch Säbelbeine und Lahmheit an Einem Fuß; die Schultern nach der Brust zusammengedrängt, contrastirend gegen die edle breitschultrige Heldengestalt eines Ajas; auf diesen schmalen Schultern einen um so größeren unförmlichen Kopf mit feistem, aufgedunsenem Gesicht und struppigem, rohen, ungepflegten Haar.

Der zweite Präsident fordert zur Discussion auf, fügt aber hinzu, daß der Redner ihm schon vorher die Bemerkung gemacht, wie er, wegen seiner Heiserkeit, nicht im Stande sein werde, ausführlich die etwa erfolgenden Einwürfe zu beantworten.

Da Niemand sich erhebt, schließt der Präsident die Sitzung.

Digitized by Google

IV.

Verhandlungen

in der

vierten öffentlichen Sitzung

den 2ten October.

Der zweite Präsident, Geh. Hofrath Göttling, eröffnete die Sitzung mit der Aufforderung an den zweiten Secretair, Dr. Bippart, das Protokoll der gestrigen Sitzung vorzulesen; nachdem dieß geschehen, wurde die Liste der in den beiden letzten Tagen eingezeichneten Mitglieder mitgetheilt. Zugleich zeigte der Präsident an, daß der erste Secretair, Prof. Weißenborn, die Redaction der Verhandlungen für den Druck übernommen habe und jedem der Herren, welche frei gesprochen hätten, eine Skizze ihrer Rede zur Durchsicht und Berichtigung zustellen werde.

Hierauf bestieg Prof. Lindner die Rednerbühne, um seinen gestern angemeldeten Vortrag über

die Leistungen des Vereins für Gymnasialpädagogik in seinen sechs ersten Sitzungen und die Grenzen des philologischen Unterrichts auf Schulen

zu halten*).

Der Redner bemerkte in der Einleitung, daß der Verein schon in seinen Statuten, indem er sich einen Verein von Philologen und Schulmännern nenne, mit Recht einen Unterschied zwischen den Männern, welche die Philologie als Wissenschaft auf Universitäten anbauen sollen und zwischen Schulmännern mache, d. h. Lehrern an Gymnasien, welche den Sprachunterricht als Mittel zur allgemeinen Bildung ertheilen; damit sei angedeutet, daß die Philologie für die Universität gehöre, der Gymnasiallehrer aber seine Schüler nicht mit Verbal- oder Realphilologie belasten dürfe, sondern sie denken und sprechen lehren und in den Sprachen üben solle, damit sie sich eine allseitige Geistesbildung aneigneten. Von Seiten der Schulmänner dürfe also bei ihrem Unterrichte kein Uebergriff in das eigentliche Gebiet der Philologie Statt finden; dagegen werde aber häufig gefehlt. Plato verlange, daß die Schüler εὐμαθεῖς gestimmt würden; aber statt Vorbildungsanstalten würden unsre Gymnasien zu philologischen Unterrichtsanstalten und durch die Ueberfüllung mit solchen Kenntnissen den Schülern Lust und Liebe zum Selbststudium und zu den übrigen Wissenschaften entzogen. Daher kommen die meisten, besonders in Folge der letzten Anstrengungen vor

*) Da der Redner im Begriffe stand, diesen Vortrag einer selbstständigen Schrift über den gegenwärtigen Streit um Gymnasialreform in Sachsen einzuverleiben, hat er ihn dem Secretariate nicht eingeschickt; es mögen darum nur einige Andeutungen aus den Aufzeichnungen der Secretäre als Ersatz dienen.

Digitized by Google

dem Abiturientenexamen abgetrieben auf die Universität und hören im ersten Halbjahre nur wenig, um sich zu erholen; das gefalle ihnen und werde dann in den folgenden so fortgesetzt. Darum werde der wahre Hunger und Durst nach Wissen jetzt sehr selten gefunden, und auf diese Weise sei die rechte Stellung unserer Gymnasien und Universitäten verrückt worden, indem mehr Polymathie erzielt werde.

Der Redner erinnerte hierauf daran, wie der Verein in seiner bisherigen Thätigkeit die Förderung beider in § 1 a) und b) seiner Statuten ausgesprochnen Zwecke, des theoretisch-wissenschaftlichen, wie des praktisch-methodischen, streng im Auge behalten habe; wie ihm jedoch in neuester Zeit der Vorwurf gemacht worden sei, daß er für den letzteren zu wenig gethan habe. Dagegen verhieß der Redner, nachzuweisen, daß auch für diesen Zweck in den sechs ersten Versammlnngen des Vereins sehr viel geschehen sei, wenn man es gleich nicht in den Kreis der Schulpädagogik aufgenommen habe. Er besprach hierauf die hierher gehörigen Vorträge und die daran geknüpften Discussionen, zunächst den auf der Mannheimer Versammlung (1839) von Döll gemachten Vorschlag, den Unterricht in den fremden Sprachen erst mit dem 14ten Jahre zu beginnen; den Vortrag des Dir. Rother von Lingen auf der Gothaer Versammlung (1840) über seine Methode, die Sprachen nach einander zu lehren; die von Hofr. Thiersch auf derselben und auf der Bonner Versammlung (1841) ausgesprochenen Bemerkungen über die Ausführbarkeit einer Parallelgrammatik der deutschen, lateinischen und griechischen Sprachen u. s. w.

Damit noch Zeit für die auf der Tagesordnung angesetzten Vorträge übrig bliebe, ersuchte der Präsident den Redner, seinen Vortrag abzukürzen; worauf derselbe noch einige Bemerkungen über seine eigne Methode, die alten Sprachen nach einander zu lehren, hinzufügte.

Dir. Eckstein. Nur eine kurzweilige Bemerkung wolle er an den so eben gehörten Vortrag knüpfen. Die Schulen seien nun einmal die Sündenböcke; die Lehrer sollen Schuld sein, daß die Schüler gründlich faullenzen und zwar hauptsächlich durch die Maturitätsprüfungen. Er wolle nur an das historische Bewußtsein appelliren. Die ersten Anfänge der Maturitätsprüfungen reichten wohl nicht über die 1780er Jahre hinaus. Er wolle daher nur die Frage stellen, ob im Allgemeinen die Studirenden der Jetztzeit oder diejenigen, welche vor den 1780er Jahren auf unsern Hochschulen gewesen, der Vorwurf der größeren Faulheit treffe?

Hierauf forderte der Präsident den Prof. Fortlage auf, den von ihm angemeldeten Vortrag über seine Entdeckung in Betreff

der vorpythagoreischen Musik bei den Griechen

zu halten.

Hochzuverehrende Anwesende!

Ich erlaube mir, Ihnen im Folgenden einem Bericht abzustatten über einen neugefundenen Schatz aus dem Alterthum, welcher mir in Beziehung auf die alte Kunstgeschichte von Wichtigkeit zu seyn scheint. Die Schwierigkeit in der Kunstgeschichte, daß man dem Volke der alten Griechen, welches in allen übrigen Zweigen der Kunst den höchsten Rang behauptet, im Zweige der Musik einen höchst niedrigen Rang anweisen müsse, ist so oft besprochen und so anerkannt, daß nur die Gewißheit, neue Aufschlüsse in Händen

Digitized by Google

zu haben, den entschuldigen kann, welcher auf's neue die Rede auf diesen scheinbar unfruchtbaren Punkt der Geschichtsforschung zurücklenkt. Indem ich es wage, in Beziehung auf dieses schwierige und mühsame Thema auch meine Stimme laut werden zu lassen, befinde ich mich im gegenwärtigen Fall. Es ist mir nämlich gelungen, durch ein tieferes Eindringen in die von Alypius aufgezeichneten Tonregister der antiken Musiknotenschrift ein bisher ungeahnetes älteres Musiksystem aus dem Alterthum zu entdecken, welches ich druckschriftlich der Kunde des gelehrten Publikums vorzulegen eben im Begriffe bin (unter dem Titel: Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt, aus den Tonregistern des Alypius zum ersten Mal entwickelt, Leipzig bei Breitkopf und Härtel). Ferne von mir liegt zwar der Hochmuth, diesen meinen Fund so hoch zu stellen, als ob vor mir in dieser Sache nur lediglich gestrebt und geirrt worden wäre, als ob die verdienstvollen, mühsamen und scharfsinnigen Arbeiten eines Meibomius, Forkel, Böckh und Bellermann nicht eben die Werkzeuge gewesen seyen, durch die ich allererst mich in die Möglichkeit versetzt sah, den neuen bisher so gut als ganz unbearbeiteten Boden, auf dem sich meine Forschung bewegt, urbar zu machen und auszubeuten, und als ob nicht auch wiederum die wichtigen Resultate, in deren Besitz ich mich nach Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten gesetzt sah, ebenfalls nur bestimmt seyen, die Staffel zur Erklimmung noch größerer Höhen, weiterer Aussichten zu bilden in Beziehung auf das Verständniß des Geistes der antiken Welt. Aber das ist meine sichere und wohlbegründete Ueberzeugung, daß erst von jetzt an das Studium der alten Musiker mit sicherer Hoffnung auf Erfolg und wirkliches eindringendes Verständniß in die musikalische Theorie der Alten erneuert werden kann, daß daher auch erst von jetzt an eine neue und dem gegenwärtigen Standpunkt gemäß kritisch bearbeitete Gesammtausgabe der alten Musiker einen sicheren und bestimmt vorauszusehenden Nutzen verspricht, welches so lange nicht der Fall seyn konnte, als einerseits ein entsetzliches Mißverständniß aller reinen und unbefangenen Auffassung der alten Tonverhältnisse den Weg vertrat, und man andererseits noch keine Ahnung davon hatte, bis zu welcher erstaunungswürdigen Höhe das System der musikalischen Tonleitern und ihrer Färbungen oder Vorzeichnungen (nach moderner Art zu reden) schon emporgedrungen war zu einer Zeit, worin an die mathematische Messung der Töne, diese Erfindung des Pythagoras, noch nicht gedacht wurde.

Das Mißverständniß, welches aus dem Wege geräumt seyn will, um sich vom musikalischen Gehör der Alten nur irgend einen richtigen, ja auch nur irgend einen bestimmten Begriff machen zu können, sind die enharmonischen und chromatischen Tonleitern. Was soll man von einem musikalischen Ohre denken, welches auf das Intervall einer großen Terz jedesmal zwei Vierteltöne folgen läßt, und diesen wiederholten Wechsel eine melodisch klingende Tonleiter nennt? oder welches zwei auf einander folgende Halbtöne abwechselnd mit kleinen Terzen zu einer Tonleiter verflicht, die es zusammenhängend und melodisch nennt?

Entweder müssen wir denken, daß ein solches Ohr ganz anders konstruirt gewesen sey, als das unsrige, und daß uns der Maaßstab für die Beurtheilung seiner Produkte gänzlich fehlt. Dies ist der Standpunkt, auf welchem wir die Musiker von Profession seit Forkel mehrentheils antreffen. Ihnen sind enharmonische und chromatische Tonleitern im Sinn der Alten ein musikalischer Nonsens, und folglich ist für sie eine Griechische Musik überhaupt nicht vorhanden.

Oder man ergreift, wie neuerdings Bellermann mit großem Scharfsinn gethan, den Ausweg, die enharmonischen und chromatischen Tonleitern dem eigenen Gehör anzupassen, und beispielsweise mögliche Melodieen zu ihnen auszudenken, damit überhaupt nur erst eine Anknüpfung zwischen der alten Musik und unserm Gehör, d. h. überhaupt irgend eine Beschäftigung mit alter Musik von irgend einer Bedeutung,

Digitized by Google

möglich werde. Das Resultat ist dann immer trist genug, schneidet aber doch noch nicht sogleich alle Hoffnung ab, und verdient schon insofern eine respektvolle Beachtung, als ihm der gute Glaube der Menschheit, daß dem Geiste seine eigenen Producte aus einer gewissen Zeit zu einer andern nicht absolut undurchdringlich werden können, beifallgebend entgegenkommt. Nach einer solchen Annahme muß dann die Musik der Alten in ihrer ältesten sogenannten enharmonischen Periode in einem Zustande sich befunden haben, den man in Beziehung auf Armuth und Eintönigkeit mit dem Zustande vergleichen kann, worin wir sie noch etwa bei den nordamerikanischen Indianern und ähnlichen wilden Völkern antreffen.

Diese Annahme der bisher am tiefsten eingedrungenen Philologen ist daher schon um vieles erquicklicher und ergiebiger, als die absolut trostlose der Musiker von Profession. Sie zeigt uns einen zwar zum Erschrecken dürren und dürftigen Anfang, aus welchem aber ein Weiterschreiten zu dem möglich war, wovon uns die sonstigen Notizen aus dem Alterthum Nachricht geben. Aber der Wahrheit steht diese Annahme doch noch immer sehr ferne. Denn die von jetzt an klar am Tage liegende Wahrheit ist, daß zu der vorpythagoreischen Zeit, aus welcher die enharmonischen Tonleitern stammen, nicht allein das schon vollkommen bekannt und geübt war, was wir nach modernem Sprachgebrauch die diatonische Tonleiter nennen, sondern daß auch schon damals das System aller in der Oktave möglichen Tonleitern, welches die moderne Theorie den Quintencirkel nennt, bereits umschrieben; und damit das ganze Gebiet melodischer Fortschreitungen, auf welchem sich unsere gegenwärtige Musik bewegt, ohne allen Vorbehalt bereits vollständig eröffnet war.

Das Ohr der Griechen, dies ergiebt sich aus meiner Untersuchung, empfand die melodischen Verhältnisse der Musik im Ganzen ebenso wie das unsrige, und besaß bereits in der vorpythagoreischen Zeit das vollständige System aller möglichen Tonleitern, wie wir es besitzen, nur mit dem Unterschied, daß das System der Alten das unsrige in Beziehung auf rationelle Anordnung der Tonleitern unter einander noch weit schon damals übertraf. So daß an unserem System der Tonleitern die Alten, anstatt an ihm etwas Neues in Beziehung auf Führung der Melodie lernen zu können, nur ihre Verwunderung haben würden über die schiefe und einseitige Anordnung seiner Theile unter einander. Daß dies sich so verhalte, kann fortan keinem Zweifel mehr unterliegen. Denn es zeigt sich bei genauerer Untersuchung, daß das ursprüngliche sogenannte enharmonische System der antiken Notenschrift, von welchem sich beweisen läßt, daß es ein vorpythagoreisches Produkt ist, auf den vollständigen Reichthum der Tonleitern des ganzen Quintencirkels berechnet war, und daß die enharmonischen Tonleitern der Alten in der Gestalt, wie sie uns Alypius aufbewahrt hat, nichts sind als Reminiscenzen dieses ältesten Zustandes der antiken Notenschrift, welcher sich auch aus der nähern Untersuchung der gemeinen oder diatonischen Notenschrift ergiebt, ohne daß man erst nöthig hat, zu seiner Bestätigung die enharmonischen Tonleitern zu Hülfe zu nehmen. Und so geht hier die Aufdeckung eines Mißverständnisses, das bisher allem wahren Verständniß der antiken Musik hemmend im Wege lag, mit der Aufdeckung eines Tonleitersystems voll Reichthum und überraschendem Scharfsinn Hand in Hand, eines bedingt das andere, eines führt das andere unausweichlich herbei.

Es gab im Alterthum, dies ergiebt sich ferner aus meiner Untersuchung, zwei verschiedene Methoden, das vollständige System der Tonleitern hervorzubringen. Die eine dieser Methoden ging der anderen an Alter voran. Die ältere Methode bestand darin, daß man an einem neunsaitigen Instrumente, dem alten dorischen Enneachord, zuerst durch das Höherstimmen einer einzigen Saite um einen Halbton die ursprüngliche Tonleiter modificirte oder färbte, und so bei zwei, drei und mehreren Saiten fortfuhr, bis

Digitized by Google

sämmtliche Saiten sich im Zustande der Erhöhung um einen Halbton befanden. Die jüngere Methode bestand darin, daß man einer und derselben Grundtonleiter, gemäß den zwölf Halbtonintervallen der Oktave, zwölf verschiedene Lagen gab. Die letztere Art, das System der Tonleitern zu konstruiren, ist uns dem Zustande unserer Musik gemäß so geläufig, daß sie uns aus Gewohnheit als die einzig mögliche zu erscheinen pflegt. Um desto auffallender und lehrreicher ist die aus der Untersuchung der antiken Notenschrift sich ergebende Thatsache, daß der Menschengeist zur Erzeugung des vollständigen Systems der Tonleitern gar nicht erst des künstlichen Standpunktes der Umlegung oder Verschiebung einer einzigen durch alle Lagen der Oktave bedurfte, sondern daß schon, ehe diese Erfindung gemacht wurde, das unbefangene musikalische Ohr, unterstützt von den Klängen eines kunstlosen Instruments, den ganzen Reichthum melodischer Fortschreitungen vollständig aus sich entwickelt hatte, welchen später die künstlichere Reflexion nur auf anderem Wege reproduciren, keinesweges aber bereichern oder vervollständigen konnte.

Nicht gering ist die Belehrung anzuschlagen, welche in dieser aus dem System der antiken Notenschrift sich ergebenden Thatsache enthalten liegt. Sie ist aber eine im Sinn des gegenwärtigen Musiksystems nicht ganz willkommene zu nennen. Das gegenwärtige Musiksystem kann nämlich seine Annahme von nur zwei Grundtonleitern, einer in Dur und einer in Moll, auf keine andere Weise rechtfertigen, als durch eine dem natürlichen Sinn widersprechende tiefe Zurücksetzung des melodischen Elements in der Musik gegen das harmonische. Weil es nur zwei volltönige Schlußakkorde giebt oder uns wenigstens zu geben scheint, einen in Dur, den andern in Moll, so zwängen wir danach den ganzen Reichthum der von der Natur in's menschliche Ohr gelegten sieben Grundtonleitern in den kümmerlichen Raum von zweien zur Noth und gewaltsam ein. Anders verfuhren die in diesem Punkte viel unbefangeneren Griechen, entweder weil die Harmonie bei ihnen noch gar nicht ausgebildet war, oder weil sie sich durch das, was sie von der Harmonie kannten, weniger als wir irre machen ließen. So lange nun das antike Tonleitersystem, wie bisher immer, als das abstrakte Produkt der Umlegung einer Molltonleiter in alle möglichen Stufen der Oktave erschien, konnte es gegen die Einseitigkeiten der modernen Theorie noch kein erhebliches Bedenken erregen. Jetzt hingegen, wo es sich herausgestellt hat, daß dieses vollständige Tonleitersystem, ehe es durch die Theorie der Umlegung einer Molltonleiter für die Reflexion reproducirt wurde, schon aus dem Gehör auf unmittelbare Weise konstruirt sich vorfand, jetzt gewinnt die Sache eine völlig andere Gestalt. Denn so bald mit historischer Sicherheit feststeht, daß das System der sieben Tonleitern das natürliche, unmittelbare und wildgewachsene Produkt des noch durch keine moderne Harmonielehre irregemachten musikalischen Gehörs ist, so zeigt sich hiergegen das moderne Zweitonleitersystem, welches aus dieser ganzen harmonischen und wohlgeordneten Fülle nach einer äußerlichen Rücksicht zwei Tonleitern, die lydische und hypodorische, einseitig auf Kosten der übrigen hervorhebt und dem Ohre ausschließlich einprägt, als beschränkt, engbrüstig und in unstatthaften Rücksichten befangen.

Zum armseligen Troste über solche Beschränktheit und Einsperrung in die monotonen Typen der zwei Tonleitern, in denen der Genius der modernen Musik seinen ersten Aufflug nahm, haben wir nur immer die Einrede auf der Zunge, daß wir eine Harmonie besitzen, welche die Griechen nicht besaßen. Armselig nenne ich diesen Trost, nicht aus Verachtung unserer Harmonik, welche auch ich für sehr weit vorgeschritten, obgleich noch lange nicht an ihrem Ziel angelangt halte, sondern darum, weil es überall das Zeichen einer armseligen Gesinnung ist, sich wegen Nichtannahme des Guten, das der Andere besitzt und das wir uns recht wohl aneignen könnten, mit dem Besitz eines Besseren von anderer Art, das dafür der Andere nicht besitze, zu entschuldigen. Armselig ist der Hochmuth, womit die moderne Musik auf die antike herabsieht,

Digitized by Google

darum, weil die antike Musik, hätte sie die harmonischen Hülfsmittel der modernen mit hinzugewinnen können, um viele Stufen höher würde gestanden haben, als gegenwärtig die moderne steht. Denn sie würde wegen des vollständigen allumfangenden Systems ihrer Tonleitern des Namens einer allgemeinen oder menschheitlichen Musik, Musik des Erdballs, würdig gewesen sein, wogegen unser modernes Tonleitersystem wegen des darin vorkommenden einseitigen Vorherrschens des lydischen und hypodorischen Elements den Charakter einer temporären Musik von nur volksthümlicher und noch nicht einmal völlig Europäischer Bedeutung nicht von sich ablehnen kann.

In dem Maaße, als man zeither geneigt war, der Musik der Alten einen hohen Grad von Vollkommenheit zu vindiciren, zeigte man noch immer die Neigung, ihnen den Gebrauch unserer harmonischen Hülfsmittel zuzutrauen, und mancher sonst vorsichtige und behutsame Interpret würde sich nicht mit so kühnem Uebervertrauen auf die kärglichen und zweideutigen Concessionen des Gaudentius in dieser Beziehung als auf felsenfeste Stützen gestemmt haben, hätte er nicht gefürchtet, mit der Preisgebung der harmonischen Praxis auch sogleich alle Ansprüche der antiken Musik auf einen ausgebildeten und vollendeten Zustand in ihrer Art aufgeben zu müssen. Und andererseits war denen, welche nicht von Vorliebe fürs klassische Alterthum durchdrungen waren, die Einsicht, welche sich einem unparteiischen Blick nicht leicht verhüllen kann, daß den alten Griechen eine Harmonie in unserem Sinne gänzlich fremd war, Grund genug, sich sofort mit vornehmer Miene von der antiken Musik verachtungsvoll hinweg zu wenden.

Ganz andere Maaßstäbe der Beurtheilung treten ein, sobald mit Klarheit eingesehen wird, daß das antike System der sieben Tonleitern nicht, wie man bisher geglaubt hat, das Produkt der bloßen Umlegung einer unveränderlichen Moll-Tonleiter, sondern die Erfindung des die möglichen melodischen Tonveränderungen aus sich selbst entwickelnden musikalischen Gehörs war. Denn nun fordert die höchst auffallende Eingeschränktheit und Einseitigkeit, zu welcher wir in Beziehung auf das System der Tonleitern gegen das musikalische Gehör der Alten das unsrige zurückgeschritten sehen, ihren zureichenden Grund, welcher auf die einfachste und natürlichste Art in dem Uebergewicht gefunden wird, welches in der neuen Musik das Element der Harmonie vor dem der Melodie behauptet. Wäre bei den Griechen das Element der Melodie oder des frei und unbefangen nach allen Richtungen sich ausbreitenden Tonleitersystems ebenfalls, wie bei uns, von der Schwerfälligkeit der harmonischen Akkordfolgen gedrückt gewesen, so würden ohne Zweifel schon damals bei gleichen Ursachen gleiche Wirkungen eingetreten sein. Statt dessen blieb bei einem Mangel an Ausbildung des harmonischen Elements die antike Musik vor den einseitigen Uebergangsstufen bewahrt, auf deren einer wir uns eben gegenwärtig befinden, indem wir ein partielles Weitergeschrittenseyn auf dem Felde der Harmonik eben jetzt damit büßen, daß uns das lydische und hypodorische Element in dem System der Tonleitern die übrigen ebenso wesentlichen Elemente und Charactere, das dorische, phrygische u. s. w. in ihnen einseitig verdeckt und verbirgt. Die Alten besaßen hier unsere einseitig errungenen Vollkommenheiten noch nicht. Aber so wie auch in Beziehung auf andere Lebensaufgaben ihnen das glückliche Loos fiel, ein allgemein menschheitliches Leben wie im schnell vorüber eilenden Bilde vor dem Blicke des weltgeschichtlichen Beschauers vorüberzuführen, so auch zeigt der Organismus ihrer Musik, getreu diesem ihrem allgemeineren Charakter, ein System, das durch das Allumfangende, Allgemeine und Allseitige seiner Anlage nicht sowohl einem einzelnen Volke, als der ganzen Menschheit anzugehören scheint, indem es mit gerechter Hand die sämmtlichen Laufbahnen ausmißt, in denen die einzelnen Tonleitern als Abbildungen entgegengesetzter Seelenstimmungen und Temperamente sich bewegen, und sich zur großen Universalstimmung des Humanismus zusammenfügen, welchem in gleichschwebender Freiheit der Weg in alle Einseitigkeiten

Digitized by Google

gleichmäßig offen steht. Höchst anschaulich und treffend hat das antike System diese seine Größe und Majestät darin gefühlt und an den Tag gelegt, daß es die fundamentalen Gefühlswege der Musik, die Tonleitern, mit Völkernamen bezeichnete. Die in der modernen Musik das Primat besitzende lydische Tonleiter und die in der antiken Musik das Primat besitzende dorische Tonleiter bilden die reinen Extreme dieses psychischen Völkerlebens, während die phrygische Tonleiter zwischen ihnen ein Feld der Ausgleichung und Versöhnung eröffnet.

Mit einem Wort: die Griechen besaßen schon vor Pythagoras ein System des Quintencirkels sämmtlicher Tonleitern, welches an Vollständigkeit dem unsrigen gleich kam, an Symmetrie der Anordnung das unsrige weit übertraf. Dieses allumfangende und die höchste symmetrische Schönheit entwickelnde System war nicht durch mathematische Berechnung, sondern durch das bloße Gehör mit Zuhülfenahme eines neunsaitigen Instruments konstruirt. Es liegt aber als ein vollendetes und unübertreffbares Muster musikalischer Architektonik für alle Zeiten da, und erweiset sich namentlich auch für den gegenwärtigen Zustand der Musik reich an Belehrung.

Der Weg, auf welchem zur Hebung dieses Schatzes gelangt wurde, war ziemlich verschieden von der gewöhnlichen Art, diese Gegenstände zu behandeln. Diese gewöhnliche Art bestand darin, die Aussprüche und Anleitungen der antiken Theoretiker von Aristoxenus an auf einfache Weise nach der Methode kritischer Beurtheilung zu einem möglichst vollständigen Systeme zu verknüpfen, wobei dann an den Stellen, wo man auf Ungereimtheiten stieß, wie bei der Lehre von den enharmonischen und chromatischen Tonleitern, die bloße Verwunderung übrig blieb. Wem hätte auch von vorn herein der Gedanke nahe liegen sollen, daß selbst des Aristoxenus, des Schülers von Aristoteles, mit behutsamster Kritik verstandene Worte sich hier als irre führend erweisen würden, weil Aristoxenus das, wovon er redete, selbst nicht mehr aus dem Grunde verstand? Die höhere Kritik hat in so unzähligen Fällen in Produkten, welche für älter gehalten wurden, jüngere Machwerke zu entdecken gehabt, daß eine Vermuthung des wirklichen hohen Alterthums vom ausgebildeten Musiksystem der Griechen immer mehr in die Ferne rücken, und damit das Vertrauen in die Wahrheit der Mittheilungen, welche uns die antiken Theoretiker, namentlich Aristoxenus als der älteste unter ihnen, über die früheren Zustände der alten Musik machen, in eben dem Grade wachsen mußte. Denn die Ueberlieferung eines Produkts, das kürzlich erst erfunden wurde, ist natürlich immer zuverlässiger, als die eines solchen, dessen Erfindung sich in die Nebel einer fernen Vergangenheit verbirgt.

Zwar fehlte es schon immer nicht an Veranlassung zu vermuthen, daß die musikalischen Schriftsteller der Griechen über die früheren Zustände ihrer Musik selbst sehr desorientirt gewesen seyen, weil in den Nachrichten über diesen Gegenstand sich die ärgsten Widersprüche häufen, indem z. B. Aristoxenus und der ihn abschreibende Plutarch fast in einem Athem hin behaupten, das enharmonische System sey älter, als das diatonische, und sodann wieder, das diatonische System sey das älteste im Menschengeschlecht gewesen. Dennoch hatten diese und ähnliche Widersprüche und Widersinnigkeiten noch nicht bei den Forschern diejenige heilsame Verzweiflung hervorgerufen, womit man einen mit Widersinn und Irrsinn geschwängerten Boden als zur wissenschaftlichen Forschung zunächst gänzlich untauglich verläßt, um sich auf dem schmalen Raume, welcher zur Erkundung des aus dem höchsten Alterthum noch wirklich übrig Gebliebenen ganz allein übrig gelassen war, mit der eigensinnigsten Concentration aller Untersuchungskräfte einzig und allein anzubauen.

Dieser Schritt, welcher zunächst nöthig war um zu irgend etwas zu kommen, bezeichnet genau das von mir in den Untersuchungen, die ich dem Publicum im Druck vorzulegen im Begriff bin, und auf

Digitized by Google

die ich hier die Aufmerksamkeit vorläufig lenken möchte, beobachtete Verfahren. Der überaus schmale und wortkarge, aber auch überaus sichere, felsenfeste und unzweideutige Boden, auf welchem das im Bisherigen angegebene Resultat gewonnen wurde, sind die musikalischen Notenregister des Alypius, welche sich eben so sehr durch eine bewunderungswürdige innere Gesetzmäßigkeit und Consequenz auszeichnen, als die Manuscripte, aus denen sie geschöpft sind, sowohl durch Correktheit, als genaue Uebereinstimmung mit einander, nach dem Zeugniß ihres Herausgebers Meibomius glänzen.

Die Notenregister des Alypius verzeichnen nach einander zuerst die 15 diatonischen und hernach die 15 chromatischen und enharmonischen Tonleitern der Alten. Die in ihnen gebrauchte und erklärte Notenschrift stimmt, ganz unerhebliche Abweichungen abgerechnet, vollkommen mit dem überein, was sich bei Gaudentius, Aristides Quintilianus und den übrigen alten Theoretikern von antiker Notenschrift und ihrem Verständniß aufbewahrt findet. Nirgends findet hier der geringste Widerspruch, nirgends die kleinste Abweichung von irgend einer Bedeutung statt, sondern was in dieser Beziehung der eine Schriftsteller sagt, findet beständig in den Aussprüchen des anderen seine vollkommenste Bestätigung. Dazu hat diese Sache noch eine doppelte Controle ihrer eignen Richtigkeit in sich selbst. Denn erstlich hat sich Alypius nicht begnügt, einen jeden Ton des Systems neben seinem technischen Ausdruck im System der Musik mit seinem Notenzeichen zu versehen, sondern er hat auch die Gestalt dieses Notenzeichens jedesmal nebenbei in Worten beschrieben, welches ihm um so leichter wurde, als die sämmtlichen Notenzeichen der Griechen aus den Buchstaben ihres Alphabets bestanden, welche sie theils in einfacher, theils in verstümmelter oder verdrehter, theils in sonst modificirter Gestalt hierbei zur Anwendung brachten. Und zweitens würde im ganzen Anblick des Systems, sobald man sich durch eine tabellarische Anordnung eine völlige Uebersicht desselben möglich gemacht hat, ein jedes von Alypius in der Schreibart begangene Versehen sich sogleich als eine Unordnung in der konsequenten Anwendung der verschiedenen Alphabete bemerklich machen. Von einer solchen Unordnung ist aber auch nicht das kleinste Beispiel aufzuweisen, sondern alles stimmt in vollendeter Konsequenz mit einander überein. Und alle Gesetze, welche sich in der Anordnung dieses höchst komplicirten und auf den ersten Anblick räthselhaften Ganzen ergeben, gelten ausnahmlos, so daß an den Oertern der größten Räthselhaftigkeiten wegen der ausnahmlosen Regularität, womit dieselben immer an ihren bestimmten Oertern gesetzmäßig wiederkehren, sich der Gedanke, als sey solche räthselhafte Verwirrung durch Corruption entstanden, sogleich und zu allernächst als unstatthaft und unmöglich ausschließt. Ohne allen Zweifel ist eine solche bis auf's äußerste getriebene und haarscharfe innere Konsequenz schon für sich allein ein ebenso großer Beweis von der Integrität eines symmetrisch angeordneten Systems, als ein solcher aus der Uebereinstimmung von Manuscripten und Zeugnissen verschiedener Schriftsteller geführt werden kann, und da hier beides, der Beweis nach äußeren und der Beweis nach inneren Zeugnissen so glücklich zusammentrifft, so dürfen wir dreist darauf rechnen, daß wir hier einen von den wenigen historischen Anhaltspunkten unter den Füßen haben, auf welche absoluter und rücksichtsloser Verlaß ist.

Wir besitzen in den Registern des Alypius die antike Notenschrift in der Gestalt, wie sie später als 300 vor Christus in Gebrauch war. Denn der Umstand, daß er 15 Tonleitern statt der 13 des Aristoxenus annimmt, leidet es nicht, ihm einen früheren Platz in der Geschichte anzuweisen. Indem wir uns aber in das System seiner Notenschrift eingewöhnen, eignen wir uns damit nothwendig ebenso wenig ein bloßes Produkt seiner Zeit an, als derjenige, welcher unsere Notenschrift erlernt, darin ein bloßes Produkt der unsrigen gewinnt. Sondern der Erlerner einer Notenschrift lernt darin immer

Digitized by Google

nothwendig denjenigen Zustand der Musik zugleich mit kennen, welcher zur Zeit der Erfindung der Notenschrift der herrschende war. So z. B. leuchtet sogleich aus der Art unserer gegenwärtigen Notenschrift auf einem Gitter von Linien, deren jede einen bloß relativen und nach Maaßgabe des vorgesetzten Schlüssels veränderlichen Werth hat, vollkommen ein, daß der Erfinder dieser Schrift sich schon die verschiedenen Tonleitern als nur stufenförmige Erhöhungen oder Erniedrigungen einer einzigen transponirbaren Grundtonleiter dachte, und also sogleich von einer Grundvorstellung ausging, welche dem Alterthum zu der Zeit der Erfindung seiner Notenschrift noch ungeläufig war. Ganz nach derselben Weise giebt auch die Notenschrift der alten Griechen, so bald man sich genauer in sie hinein studirt, Eigenschaften zu erkennen, aus denen mit großer Klarheit hervorgeht, daß die musikalische Wissenschaft bei den Griechen in der Zeit, wo ihre Notenschrift erfunden wurde, sich in einem Zustande befand, welcher von dem, in welchem sie uns von den antiken Theoretikern überliefert wird, in mehreren Stücken bedeutend abweicht.

Der Weg, auf welchem man dahin gelangt, hinter dem ersten oberflächlichen Anblick der Alypischen Tonregister ein älteres und ursprünglicheres musikalisches System zu entdecken und gleichsam wie aus einer palimpsesten Handschrift herauszulesen, ist zwar an sich selbst höchst einfach und leicht, wird aber dadurch relativ schwierig, daß sein Verständniß eine geläufige Einübung in den Gebrauch der antiken Notenschrift erfordert, welche nur durch eine eben so große Mühe erworben wird, als sie z. B. zur Erlernung unserer gegenwärtigen Notenschrift mit ihren sämmtlichen Schlüsseln und Vorzeichnungen in Anspruch genommen wird. Bei einer bloßen, oberflächlichen Bekanntschaft mit der Gestalt und dem Umfange der antiken Notenschrift bleibt ihr Wesen fortwährend räthselhaft, und es erschließt sich uns erst dann, wenn wir anfangen, selbst in den Formen und Kategorieen dieser Notenschrift zu denken, uns selbst mit geläufiger Praxis in die Verhältnisse ihres Tonleitersystems, das von dem unsrigen so sehr verschieden ist, einzuüben. Denn so wenig derjenige irgend eine musikalische Deduktion in unserem Sinne verstehen würde, welcher z. B., so bald von As dur die Rede käme, das Bild dieser Tonleiter nicht sogleich in der Phantasie hätte, sondern erst in irgend einem Lehrbuch nachschlagen müßte, ebenso wenig können Deduktionen aus dem antiken Musiksystem demjenigen jemals geläufig und verständlich werden, welcher immer erst im Lehrbuch nachsuchen muß, was Lydisch, was Mixolydisch, was Hypophrygisch u. s. w. sey. Vielmehr wird nur der im Stande seyn, den hierher schlagenden Deduktionen zu folgen, welcher, sobald der Name von einer der sieben antiken Tonleitern ihm genannt wird, sich das Schema derselben mit völliger Geläufigkeit, und zwar in einer jeden von den zwölf Tonarten unseres gegenwärtigen Systems, zu reproduciren versteht.

Sobald diese Fertigkeit erworben, und zugleich eine genauere Bekanntschaft mit der Gestalt der antiken Notenzeichen gewonnen ist, ist man völlig gerüstet, eine Arbeit zu beginnen, deren reicher Lohn ein sicherer und klarer Blick in das tiefste musikalische Alterthum ist, vermöge einer Wiederherstellung des uralten enharmonischen Systems.

Der Anstoß zu dieser Wiederherstellung liegt in gewissen sonderbaren und räthselhaften Umständen, welche sich in der Anordnung des antiken Musiksystems nach Anleitung des Alypius ergeben. Diese Umstände sind von der Art, daß sie auch schon bisher von den Kennern dieser Sache immer als ein Anstoß und eine Art von Aergerniß empfunden wurden, welches man aber, weil man keine Auflösung desselben, und auch nicht einmal versuchsweise, bei der Hand hatte, lieber umging und verdeckte, als ans Tageslicht hervorzog. Es zeigt sich nämlich, so bald man die Alypischen Tonregister auf tabellarische Weise in ein zusammenhängendes Ganze ordnet, daß der Raum innerhalb einer Oktave jedesmal von je 21 Musiknoten

Digitized by Google

ausgefüllt wird, welche sich auf die 12 innerhalb der Oktave liegenden Halbtonintervalle nach einer konsequent wiederkehrenden Ordnung vertheilen. Die antike Oktave bestand gleich der unsrigen aus 12 Halbtönen, aber fünf unter diesen hatten doppelte, zwei hatten dreifache Zeichen, mit denen zu ihrer Benennung nach einer bestimmten Regel abgewechselt wurde. Natürlich wird sich Niemand des Verständnisses dieses Systems rühmen können, der sich über den Grund solcher sonderbaren Anordnung nur in vagen Muthmaaßungen ergeht. Vielmehr ziemt es der Wissenschaft, dort, wo sich so Auffallendes und Räthselhaftes in der konsequentesten und pünktlichsten Durchführung dem Blicke zeigt, sich nicht eher unbestimmten und zufälligen Muthmaaßungen hinzugeben, als bis sie auf analytischem Wege in die Konstruktion des räthselhaften Typus möglichst weit eingedrungen ist. Sobald sie aber dies mit Ernst versucht, liegt auch alsbald der Schlüssel zum alten und ächten enharmonischen System der Alten in ihrer Hand. Dieser Schlüssel besteht aus zwei hypolydischen Tonleitern, deren eine um einen Halbton höher läuft, als die andere, und welche beide ihre Bezeichnung in einer so regelmäßigen Eintheilung des Griechischen Alphabets finden, daß darüber hinaus nichts einfacheres gedacht werden kann. Ohne durch eine genaue Analyse der antiken Notenschrift sich in den Besitz dieses Schlüssels gesetzt zu haben, ist es nicht möglich, in das Gesetz einzudringen, wonach die antike Oktave, mit ihren fünf einfachen, fünf doppelten und zwei dreifachen Tönen eingetheilt ist. Wer aber im Besitz dieses Schlüssels ist, der besitzt in ihm zugleich das System der Enharmonik. Denn dieser Schlüssel ist in seiner Anwendung auf die beiden Alphabete, aus denen die antike Notenschrift besteht, dieses System der Enharmonik selbst, gleichsam in nuce und so daß jeder, der nur die gemeine Kenntniß der antiken Tonleitern hat, es mit der größten Leichtigkeit daraus entwickeln kann.

Dieses alte und ächte System der Enharmonik enthielt, wie schon oben angedeutet wurde, den ganzen Quintencirkel sämmtlicher Tonleitern, entwickelt innerhalb des engen Raums einer einzigen Oktave. Diese Oktave bildet die Grundlage der antiken Notenschrift, deren Anordnung nur von ihr aus verstanden werden kann. Sie ist das ursprüngliche, veränderliche System (σύστημα μεταβολον) nach antiker Terminologie, von welchem das sogenannte unveränderliche System (σύστημα ἀμεταβολον), mit welchem die antiken Theoretiker immer sogleich ihre Darstellungen beginnen, und welches daher bisher fast nur allein bekannt war, ein späterer künstlicher Auswuchs ist, der sich nur durch Anwendung einer Vorstellungsweise bilden konnte, die mit dem ersten Entwurfe der Notenschrift und folglich mit dem ursprünglichen Zustande der griechischen Musik nicht mehr im völligen Einklang stand, und doch auch noch nicht ganz von ihm hinweg konnte. Hieraus fließt dann sogleich die überaus wichtige Einsicht, daß die Wissenschaft der antiken Theoretiker, welche sämmtlich schon auf dem Standpunkte des unveränderlichen Systems (σύστημα ἀμεταβολον) stehen, lange nicht bis in die ursprünglichen Zustände der griechischen Musik hinaufreicht.

Mit diesem Zeugnisse über die Inkompetenz der sämmtlichen antiken Theoretiker in Betreff des ursprünglichen bei ihnen schon in Künstelei ersäuften Musiksystems verbindet sich noch das zweite, daß sie die aus dem Alterthum aufbewahrten enharmonischen Tonleitern nicht mehr verstanden. Es zeigt sich nämlich, daß die von Alypius unter dem Namen der enharmonischen aufbewahrten Tonleitern genau die Tonleitern der wirklichen alten Enharmonik sind, nur in einer zum Behuf eines bestimmten Gebrauchs abgekürzten Gestalt, daß dieselben aber im Zusammenhange des Systems der alten Notenschrift, als deren integrirende Glieder sie sich ergeben, einen andern Sinn haben, als den, welcher ihnen von den antiken Theoretikern untergelegt wird.

Digitized by Google

Das ursprüngliche System der Enharmonik, auf welchem die Grundlage der Notenschrift beruhet, lag demnach hinter dem Zeitalter des Aristoxenus in einer solchen Vergangenheit, daß dieses Zeitalter seine musikalische Theorie bereits auf einer Basis errichtete, welche im System der antiken Notenschrift nicht den Kern, sondern die Umkleidung bildet, und dabei für die noch rein aus dem alten Kern herausgeschnittenen enharmonischen Tonleitern schon ganz den Sinn und das Verständniß verloren hatte. Zu diesen negativen Zeugnissen für das Alterthum des enharmonischen Quintencirkels gesellt sich noch ein positives Kennzeichen. Es geht nämlich aus der Anordnung der enharmonischen Notenschrift deutlich hervor, daß ihrem Erfinder der Unterschied zwischen einem ganzen Ton und einem Halbton noch nicht konnte zu irgend einer Deutlichkeit gekommen seyn, oder daß derselbe ganze Töne von Halbtönen noch nicht zu unterscheiden wußte. Ein solcher Zustand deutet auf eine Zeit, worin die pythagoreischen Versuche, Tonverhältnisse nach einem mathematischen Maaße zu bestimmen, noch gänzlich unbekannt waren. Denn wer es unternimmt, die Intervalle irgend einer Tonleiter nach der Methode der pythagoreischen Schule auf mathematische Art zu bestimmen, dem kann es unmöglich länger verborgen bleiben, daß das Intervall eines ganzen Tons in der Tonleiter eine doppelt so große musikalische Distanz in sich faßt, als das Intervall des Halbtons in derselben. Und so bald eine solche so überaus leicht mittheilbare Entdeckung einmal gemacht war, mußte dieselbe sich auch alsbald über den engen Raum der Schule hinüber in's Allgemeine ausbreiten. So gewiß aber dieses ist, ebenso gewiß ist es, daß wir in dem System des enharmonischen Quintencirkels ein vorpythagoreisches Produkt, das Produkt einer vorpythagoreischen Anschauungsweise besitzen.

Auf diese Weise bilden die Fundamente der antiken Notenschrift gleichsam das Urgebirge, an welchem sich die Reformen einer späteren Zeit in der Reihenfolge ihres Alterthums als eben so viele Schichten und Flötze von neuer Anlagerung kund geben. Nach sorgfältiger Untersuchung und Ablösung der angeschwemmten Elemente ergeben sich drei Epochen der Entwickelung des musikalischen Systems im tiefen Alterthum, welche kurz und bündig auf folgende Weise signalisirt werden können:

Erste Epoche. Man konstruirt einen Quintencirkel von 13 Tonarten nach der Analogie der Umstimmung von Saiten eines neunsaitigen Instruments. Und weil von diesen enneachordischen Tonleitern eine jede die Oktave noch um einen Ton übertrifft, so läßt sich eine jede auf zweifache Art lesen und verstehen. Durch diese Zweideutigkeit des Verständnisses einer jeden wird hervorgebracht, daß eine jede innerhalb zweier Oktaven spielt, von denen die eine immer um einen Ton höher läuft als die andere, wodurch ein höchst zusammengesetztes Tonleiterspiel von einer wahrhaft wunderbaren Schönheit entspringt.

Zweite Epoche. Man entdeckt in dem veränderlichen System der 13 enneachordischen Doppelscalen eine unveränderliche dorische Grundoktave, durch deren einfache Verschiebung oder Transponirung sie alle konstruirbar sind, und zwar so, daß zu ihrer Hervorbringung die Grundoktave sowohl nach oben als nach unten hin nicht weiter braucht transponirt oder verschoben zu werden, als um eine Quarte. Die Quarte, welche durch das Hinaufrücken der Grundoktave entspringt, bekommt den Namen eines Tetrachords der Hyperbolaioi. Die Quarte, welche durch das Hinabrücken der Grundoktave entspringt, bekommt den Namen eines Tetrachords der Hypatoi. Die 13 enneachordischen Doppelscalen schrumpfen zu einem System von 11 Tonleitern zusammen.

Dritte Epoche. Man giebt die Schönheit der alten enharmonischen Schreibart um einer oberflächlichen Symmetrie willen Preis. Man ist beflissen, allen Theilen des Systems eine möglichste Vollstän-

Digitized by Google

digkeit zu geben, und überall, wo eine Lücke zu sein scheint, nach Analogie auszufüllen, wobei das Verständniß für den eigentlichen Kern des Systems mehr und mehr zu Grunde geht. Man nimmt zur Vervollständigung die entlassene 12. und 13. Tonleiter wieder in das System auf. Endlich verunstaltet man dasselbe durch Hinzufügung einer 14. und 15. Tonleiter.

Man sieht in diesen drei Epochen der Entwickelung der Musik bei den alten Griechen ein älteres und tieferes Musiksystem durch das Umsichgreifen eines oberflächlicheren allmählig erkranken und zu Grunde gehen. Das tiefere und ältere System konnte sich darum gegen das neuere nicht halten, weil in seine Darstellung aus mathematischer Unkunde sich ein Fehler eingeschlichen hatte, den das neue System entdeckte und korrigirte, und dadurch sich das unwiderstehliche Uebergewicht eines kritischen Censors über die inkorrekte Darstellung des älteren und tieferen Systems erwarb. Gegen das siegreiche mathematische Bewußtseyn des neuen Systems hatte das alte in sich selbst weit vollkommnere nur die Gewalt eines unbewaffneten Mannes gegen einen bewaffneten. Mag derselbe sich seines größeren Rechts noch so vollkommen bewußt seyn, dieses Bewußtsein hilft ihm nichts, und er muß sich glücklich schätzen, wenn der bewaffnete Ueberwinder ihm erlaubt, noch fortan dasselbe Leben als Diener und Knecht fortzusetzen, das er früher als sein eigner Herr geführt hatte. Dies ist ein durchaus getreues Bild vom Zustande des alten Musiksystems bei den Griechen, welches durch das neue System zwar schon in sehr früher Zeit unterjocht, dagegen niemals ganz zerstört und vertilgt wurde

Die Epochen dieser Entwickelung zeigen sich darin besonders interessant und auffallend, daß in ihnen ein ganz anderes Gesetz wissenschaftlicher Entfaltung zu beobachten ist, als das eines bloßen einfachen Fortschreitens. Vielmehr sehen wir durch das hier herrschende weit komplicirtere Gesetz noch unsere eigene Zeit selbst tief in die Verwickelungen eines großen musikalischen Processes versenkt, welcher zu den Zeiten der Ausbreitung des pythagoreischen Bewußtseyns einer Meßbarkeit der Töne seinen Anfang nahm, und durch unser gegenwärtiges musikalisches Bewußtseyn noch so wenig als beendigt angesehen werden kann, daß im Gegentheil für die endliche Erlösung unseres Musiksystems aus der einseitigen und schiefen Stellung der Architektur seiner Tonleitern nichts Erwünschteres und Hülfreicheres kann gedacht werden, als die Wiederauffindung des ursprünglichen aus dem reinen Gehör heraus konstruirten und noch durch keine schiefe Reflexion getrübten Tonleitersystems aus dem vorpythagoreischen Alterthum.

Den Alten konnte dies System neben seiner nie aufhörenden Praxis noch als eine Schule der Kritik dienen, worin sie sich durch eine Verbesserung der in seiner Darstellung begangenen Schnitzer allmählich in eine mathematische Auffassung der Tonverhältnisse hineingewöhnten. Wir hingegen finden uns zu ihm in einem geradezu entgegengesetzten Verhältniß. Denn während wir die Mathematik der Töne, in welcher die Alten mit allen ihren Bemühungen doch am Ende nur gestümpert haben, in einem hohen Maaße der Ausbildung besitzen, haben wir dafür von der ästhetischen Grundsymmetrie des menschlichen Gehörs, in deren ungestörtem und altgeheiligtem Besitze jene waren, uns nach und nach entwöhnt. Und so erblicken wir auch wieder hier, wie in so vielen anderen Gebieten, uns als Meister der Reflexion und der einseitigen Berechnung, jene als Meister der Anschauung und der stets das Ganze durchgreifenden Genialität.

Digitized by Google

Der Präsident fordert zur Discussion über den so eben gehörten Vortrag auf. Da sich Niemand erhebt, dankt er dem Redner für die schöne Auseinandersetzung seiner Ansicht und fordert den Professor Piper auf, seinen Vortrag

über Dante's göttliche Komödie in ihrem Verhältniß zum classischen Alterthum

zu halten.

Hochverehrte Versammlung!

Es ist wohl kein Abschnitt der Geschichte, der ein größeres Interesse in Anspruch nimmt, als die Epochen, in denen für die gesammte menschliche Bildung neue Keime gepflanzt werden und fröhliches Gedeihen haben, — wenn es zumal vergönnt ist, diese Pflanzung zu beschauen und das Wachsthum stufenweise zu verfolgen. Ein solches Interesse gewährt das Zeitalter, in welchem das Christenthum in die Welt tritt, — wenn man auch nicht ohne Wehmuth die Herrlichkeit der alten Welt vollends dahin schwinden sieht. Und wiederum das Zeitalter, in welchem die mittelalterliche Menschheit, nachdem sie so lange ihren eigenen Weg gegangen, zu dem klassischen Alterthum sich zurückfindet. Erlauben Sie mir diese Epoche etwas näher zu bezeichnen.

Es ist die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, mit welcher in der That ein neues Weltalter anhebt. Man datirt es wohl vom Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, — mit gutem Grund, sofern damals schon das unmittelbare Studium der griechischen Literatur, die Mutter der neuern Bildung, im Abendlande sich verbreitet. Wenn man aber auf die ersten Anfänge der Entwickelung sieht, so wird man mit mehr Recht und weniger paradox, als wie ein geehrter Geschichtsforscher das Mittelalter mit Sokrates beginnen will, den Beginn der neuen Zeit in das zwölfte Jahrhundert setzen. Worin jenes geschichtliche Gesetz sich erfüllt, daß wenn eine Periode ihren Culminationspunkt erreicht hat, ja früher schon die Kräfte wirksam werden, welche endlich den Uebergang in ein neues Zeitalter herbeiführen.

Denn damals schon traten die neuen Bildungselemente ein, welche die abendländische Cultur befruchtet haben: sie kamen aus dem klassischen Alterthum; es erwachte das Interesse für Geschichte und Sage, für Leben und Religion der alten Völker, welches freilich lange Zeit auf Umwegen Nahrung suchte, ehe die klassische Literatur selbst in die mittelalterliche Bildung eindrang.

Vor allem führte zu den Werken und Anschauungen des Alterthums ein wissenschaftliches Interesse in der Theologie, der damals herrschenden Wissenschaft, die aber vor der Auctorität hellenischer Weltweisheit sich beugte: von welchem Einfluß dieser Theil der griechischen Literatur auf die mittelalterliche Theologie gewesen, giebt schon der Umstand zu erkennen, daß das Schicksal der aristotelischen Schriften epochemachend für die Systeme der Scholastik geworden ist. — Für die weltlichen Wissenschaften war man ohnehin gewohnt, auf das klassische Alterthum als Quelle der Bildung zurückzugehen; aber der systematische Geist des Mittelalters drang auch darauf, die Geschichte der heidnischen Zeit in ihrem universellen Zusammenhang mit der Geschichte der Offenbarung zu begreifen, dieselben in der Unterordnung unter Eine Idee aufzufassen. Für beides tritt gerade im zwölften Jahrhundert eine Epoche ein, in welchem die Encyclopädie der Wissenschaften einen neuen Weg einschlug und da sie reger Theilnahme sich zu erfreuen hatte, mannichfach Geschichte und Ideen des Alterthums in Umlauf brachte.

Digitized by Google

Nicht minder wirkte dahin die Kunst. — Schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts macht der Einfluß der Antike in den zeichnenden Künsten sich bemerklich und ihre Wiederherstellung ist geradezu durch diesen Einfluß bedingt. — Zu derselben Zeit bemächtigt sich die Poesie der Stoffe und Vorstellungen heidnischer Zeit. Die epische Poesie eignete die klassische Heldensage sich an, in Deutschland freilich zunächst nur durch Uebertragung französischer Bearbeitungen. Wie aber hier das Epos die Geschichten der griechischen Heroen nach mittelalterlichen Ideen umbildet, so geht umgekehrt die selbstständige, zumal die lyrische Poesie dieser Zeit antiken Ideen nach: der Minnegesang schließt einen wahren Cultus der Venus und des Amor ein. Und wie sehr solcher in's Leben eingedrungen, davon zeugt die Geschichte des Ulrich von Lichtenstein, der im Jahre 1227 seinen abentheuerlichen Zug von Venedig aus bis nach Böhmen im Namen und verkleidet als Königin Venus unternahm.

Jene Elemente wirken zusammen, bis im vierzehnten Jahrhundert ein neuer Impuls sich geltend macht: die Begeisterung, mit welcher die großen Dichter Italiens, Dante und Petrarka, der Poesie des klassischen Alterthums sich hingeben, und die großartige Vermischung antiker und christlicher Anschauungen, wodurch Dante's divina comedia epochemachend geworden ist.

Aber entferne ich mich nicht von den Grenzen, welche der hochverehrte Philologenverein seinen Verhandlungen gesetzt hat, wenn ich diesen Gegenstand weiter verfolge? Eine solche Abschweifung hätte ich wohl um so mehr zu vermeiden, da mein Lebenslauf nicht unmittelbar zu der Ehre mich berechtigt, diesem Verein als Mitglied anzugehören. Ich meine jedoch, daß dieser Gegenstand vollständig in den Bereich der klassischen Philologie fällt. Denn die Alterthumswissenschaft kann nicht da mit dem Alterthum abschließen, wo es scheinbar zu Ende geht, — in der Völkerwanderung. Es ist das sog. barbarische Zeitalter ja nur wie eine Winterdecke, welche schützend über die junge Saat sich ausbreitet, die des kommenden Frühlings harrt. Es entbehrten ja die Werke des Alterthums der Kraft nicht, neue Blüthen zu treiben, und das Studium derselben darf es sich nicht nehmen lassen, ihrer spätesten Erfolge sich zu versichern, zumal jene Begeisterung zu würdigen und an ihr sich zu erquicken, die das gereifte Mittelalter ihnen geweiht hat. — Diese Erwägung ermuthigt mich, Ihre geneigte Aufmerksamkeit mir zu erbitten für einige Bemerkungen über Dante's Göttliche Komödie, vornehmlich nach ihrem Verhältniß zum klassischen Alterthum*).

Das große, Himmel, Erde und Hölle umfassende Gedicht Dante's hat von jeher ein doppeltes Interesse erweckt vermöge seiner geschichtlich politischen Beziehungen und seines theoretischen Gehalts, der in vielen Schilderungen zumal der beiden ersten Theile überwiegend von ethischer Bedeutung ist, überall aber in's dogmatische Gebiet eingreift, aus welchem auch manche Lehren, vornehmlich im dritten Theil, direct erörtert werden. Ein besonderes Interesse aber nimmt es noch in Anspruch nach seiner Stellung zu dem heidnischen Weltalter, — einestheils weil es Zeugniß giebt von dem neuerwachten Studium des klassischen Alterthums, namentlich der lateinischen Dichter Virgil, Ovid, Lucanus, Statius, und für die Belebung dieses Studiums selbst kräftig gewirkt hat; sodann vorzüglich weil in die christliche Dichtung die heidnische Mythologie, die Götter- und Heroengeschichte durchgehends verflochten ist, — in einer Weise, die nicht bloß auf eine poetische Absicht zurückgeführt werden kann, sondern dogmatisch-theologischen Charakter hat.

*) Weiter ausgeführt wird diesen Gegenstand mit den Nachweisungen aus Dante des Verfassers Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst in dem nächstens erscheinenden ersten Bande enthalten.

Digitized by Google

1. Sehr bedeutend in dieser Hinsicht ist die Stellung, welche dem Virgil gegeben wird. Er erscheint einerseits als römischer Dichter und Repräsentant des klassischen Alterthums, den Dante als seinen Meister und als unsere größte Muse feiert. Noch höher wird er dadurch gestellt, daß er den christlichen Dichter, der ihm als seinem Hort die größte Pietät beweiset, durch die Hölle und das Fegefeuer führt. Denn Virgil hat in der Aeneide nicht allein den Gang des Aeneas durch die Unterwelt geschildert, sondern am Schluß desselben auch die Reinigung der Seelen, namentlich durch Feuer, verkündet und ihre Rückkehr auf die Oberwelt, nachdem sie aus dem Lethe getrunken. — Aber den wahren Gott hat er noch nicht erkannt; weshalb man auch in die Stadt Gottes durch ihn nicht gelangen kann. So nimmt denn auch Virgil auf dem Gipfel des Fegefeuerberges von Dante Abschied: er geht noch mit ihm bis an den Lethe, der sie noch vom irdischen Paradiese trennt, ist dann aber plötzlich verschwunden. Und die himmlische Frau Beatrice, die den Virgil zu Dante gesendet, ist fortan vom irdischen Paradiese durch alle Himmel seine Führerin.

Die Dichtung knüpft also allerdings geschichtlich an die Person und das Werk Virgil's an: es wird ihm eine göttliche Sendung beigemessen, er erscheint auf der Höhe des Heidenthums stehend als der Vorläufer des Christenthums. So gilt er denn für eine Auctorität, selbst im Bereich der christlichen Erkenntniß — gerade wie Aristoteles den Scholastikern. Dante sucht die Grundsätze Virgil's mit denen des Christenthums in Uebereinstimmung zu bringen, namentlich den Ausspruch (Aen. VI, 376):

Desine fata deum flecti sperare precando

mit der Lehre von der Erhörlichkeit des Gebets. Es ist aber eine Auctorität, die über ihren eigenen Standpunkt hinausweiset, gleichwie Johannes der Täufer, Virgil wird dafür angesehn, weiter als er selbst gekommen ist, andere geführt zu haben, insbesondere durch seine Weissagung, jene schon in der alten Kirche gefeierten Verse, welche Dante mit den Worten einleitet (Purg. XXII, 67 ff.):

Dem, der bei Nacht geht, warst du gleich zu stellen,
Dem seine Leuchte selbst kein Licht verleiht,
Um hinter ihm die Straße zu erhellen,
Indem du sprachst (Virg. Eclog. IV, 5 — 7):
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna,
Jam nova progenies coelo demittitur alto.

Denn Dante läßt den Statius, der im Fegefeuer mit ihnen zusammentrifft, das Bekenntniß ablegen, daß er durch diese Worte, da die Boten des Evangelium damit übereinstimmten, bekehrt worden sei. Weshalb auch, da Virgil als Heide diesseits des Paradieses zurückbleibt, Statius als Christ mit Dante in's irdische Paradies eingeht und mit ihm in den Himmel erhoben wird.

Der geschichtlichen Bedeutung geht aber die allegorische zur Seite, derzufolge in Virgil die menschliche Vernunft und ihr gegenüber in Beatrice die göttliche Lehre personificirt ist. Also wird in der Person des Virgil die Vernunft geschildert als Organ auf den Weg des Himmelreichs zu leiten, in ihrer Würde und Selbständigkeit, wie in ihrer Abhängigkeit und den ihr gesetzten Schranken, jenseits deren es der Führung durch das Evangelium bedarf.

Digitized by Google

Nun leitet aber die Allegorie, da beide Führer Virgil und Beatrice eine repräsentative Stellung haben, wieder auf eine umfassende geschichtliche Grundlage zurück: es wird durch diese Personification von Vernunft und Offenbarung das Verhältniß des heidnischen zum christlichen Weltalter zur Anschauung gebracht. Also einerseits der Gegensatz, daß man vom Heidenthum aus das verlorene Paradies nicht wieder finden, nach weniger darin eintreten konnte, daß erst durch das Christenthum der Zugang wieder geöffnet worden, — andererseits der Zusammenhang, daß auch das Heidenthum eine göttliche Sendung gehabt, da Gott die Heiden ihre Wege wandeln ließ, ob sie ihn fühlen und finden möchten.

Allerdings, daß man im heidnischen Alterthum den wahren Gott nicht erkannt habe, spricht Dante selbst dem Virgil gegenüber aus, wie auch dieser jene Zeit die der falschen und lügnerischen Götter nennt. Insbesondere rügt er der alten Völker alten Irrthum, daß sie der Venus göttliche Ehre erwiesen. Und weiset nicht minder wie hier in der sittlichen Sphäre den Einfluß der Göttin, so im Gebiet der Natur die mythologische Erklärung ab: nicht durch Typhoeus, sagt er, sondern durch Schwefel dampfe der Aetna. Dies versteht sich freilich von selbst; doch bei der ausgedehnten Anwendung, welche Dante von der heidnischen Mythologie gemacht hat, mag es nicht überflüssig sein, zuvor darauf hinzuweisen.

2. Was nun die Anwendung der Mythologie betrifft, so bringt Dante den Gehalt derselben dem Gegenstande des christlichen Glaubens auf zwiefache Weise nahe, indem er beides entweder identificirt oder parallelisirt. Im letztern Fall werden diese Gebiete in ihrer Selbstständigkeit anerkannt; aber es wird auf beiden Seiten eine Uebereinstimmung gefunden in Eigenschaften, Thaten und Schicksalen zwischen Personen der heiligen und Kirchengeschichte und Personen der Heroen — selbst der Götterfabel. Der ganze Pragmatismus der Göttlichen Komödie bringt es mit sich, daß es an zahlreichen Beispielen dieser Art nicht fehlt. Gleich zu Anfang seines Werk's, da Dante gegen den Virgil sich furchtsam bezeigt, die große Wanderung anzutreten, deren er nicht würdig sei, nennt er zwei Sterbliche, die würdig gewesen, in das Jenseits einzudringen, und stellt also zusammen den Aeneas, der in die Unterwelt hinabgestiegen, und den Paulus, der bis in den dritten Himmel entzückt worden. Im Paradiese werden zusammengestellt Scävola und Laurentius, welche, der eine für das weltliche Rom, der andere für die Kirche leidend, durch des Feuers Pein in ihrem Willen unerschüttert geblieben wären. Das sind indeß nur Einzelheiten; im Fegefeuer aber hat der Dichter diesen Parallelismus ganz durchgeführt. In jedem der sieben Kreise des Reinigungsberges nehmlich werden Beispiele der Tugend als eine Liebesgeißel, die zur Besserung treibt, — und des Lasters, als ein Zügel, der die Büßenden vom Bösen ablenkt, gegeben: sie stellen sich theils in Marmorbildern dar, theils werden sie durch Geisterstimmen kund gethan, theils erscheinen sie im Traumgesicht oder es wird auf andere Weise daran erinnert. Ueberall werden neben Ereignissen aus der biblischen und Kirchengeschichte solche aus der Profangeschichte und Mythologie aufgeführt, die letztern zum Theil aus Ovid's Metamorphosen. So erscheinen als Bilder gestürzten Hochmuths Lucifer, Nimrod, Saul, Rehabeam, Sanherib und Holofernes so wie abwechselnd mit diesen die Giganten, Niobe, Arachne von der Pallas in eine Spinne verwandelt und das Haupt des Cyrus, von der Tomyris mit Blut gefüllt. Aber auch unter den Vorbildern der Tugenden erscheint jedesmal ein Beispiel aus dem heidnischen Alterthum, die freilich meist der Geschichte entnommen sind. Jedoch in dem Kreise der Reinigung von der Sünde des Neides erschallt zwischen der Hinweisung auf die Gastfreundlichkeit der Maria zu Kana und auf die Feindesliebe in dem Gebot des Herrn, der Name des Orestes als Zeugniß der Freundschaft. Und am Schluß im Kreise der Reinigung von der Wollust preisen die Geister, die durch's Feuer gehen, neben der Keuschheit der Maria, die Diana wegen ihrer Bestrafung der Calliſto.

Digitized by Google

So kommen Gegenstände der christlichen und der heidnischen Religion mit einander in Parallele zu stehen. — Wenn hingegen beides identisch genommen wird; so wird damit das Christenthum zurückdatirt: es erscheint „so alt als die Welt," freilich nicht im Sinne englischer Deisten (die diesen Ausdruck gemißbraucht haben), sondern in der Voraussetzung, daß dem heidnischen Abfall die Wahrheit vorausgegangen ist, daß sie ihm also zum Grunde liegt. Es muß sich mithin auch aus heidnischen Ideen ein Uebergang zum Christenthum machen lassen. So knüpft in der That Dante zunächst auf der obersten und auf der untersten Stufe den Inhalt der Religionserkenntniß zusammen. Er geht von der Idee des Jupiter zu der des wahren Gottes über, indem er die Lästerung gegen den Jupiter von Kapaneus, einem der sieben Anführer gegen Theben, als eine Lästerung des lebendigen Gottes auffaßt*), — wie er umgekehrt Christus unter dem Namen des Jupiter anredet:

o höchster Zeus,
der Du für uns gekreuzigt wardst auf Erden.

Und er geht von Pluto oder Dis, dem Gott der Unterwelt, zu dem obersten gefallenen Engel, dem Lucifer über: denn Pluto ist ihm die Creatur, die einst so schön geschienen, die gegen ihren Schöpfer sich empörte und vom Himmel gefallen ist.

An diesem Punkt ist der Schlußstein der Hölle. Ueberhaupt aber ist dieselbe construirt mittelst Vorstellungen, die der heidnischen Mythologie angehören, — die aber auch im Fegefeuer, selbst dem himmlischen Paradiese benutzt sind. Jedoch nicht ohne wesentliche Umbildung. Und darauf ist bei dieser Identificirung besonders zu achten.

Die Construction der Hölle knüpft an ein Bild an, in welchem heidnische und biblische Vorstellungen, der Mythus von Kronos auf Creta und das Gesicht des Nebucadnezar (bei Daniel 2, 31), vermischt sind. Auf Creta, wo einst im goldenen Zeitalter Saturn herrschte, steht das Bild eines Greises, dessen Haupt von Gold ist: die übrigen Glieder absteigend sind von Silber, Kupfer, Eisen und Thon, sie alle haben Risse, aus denen Thränen träufeln, welche vereint in den Abgrund der Hölle sich ergießen. Das ist das Bild der Zeit und ihrer zunehmenden Verderbniß und das Wehe, das daraus sich sammelt. Von diesem Sündenstrom, der sich in die Hölle ergießt, werden da die Höllenflüsse gebildet: der Acheron, der als ein fahler Sumpf den obern Rand der Hölle umgiebt, sodann der Styx, der Phlegethon und im untersten Kreise der Cocyt. Auch der Dienst in der Hölle ist ganz heidnisch organisirt. Als Fährmann des Acheron, der zu der eigentlichen Hölle überführt, dient Charon. Gericht hält Minos im zweiten Kreise. Im dritten peinigt Cerberus die Schlemmer. Im achten Kreise, in welchem die Gewaltthätigen büßen, bewacht der Minotaurus den Zugang; Centauren sind die Zuchtmeister derer, welche gegen andere, Harpyien peinigen die, so gegen sich selbst Gewalt geübt haben. Als Königin des ewigen Jammers endlich wird Hekate genannt. — Bei Entlehnung dieser mythologischen Vorstellungen zeigt sich aber die Umwandlung, erstens, daß die Scene nicht die Unterwelt, sondern die Hölle ist und heidnische Gottheiten und Heroen

*) Denselben Uebergang, der hier an den Heroenmythus angeknüpft wird, macht Dante auch dogmatisch in Beziehung auf einen Vers des Lucanus, in seinem Briefe an Can Grande (c. 21. s. Dantis Epist. cum notis Car. Witte p. 92.): Dicit enim spiritus sanctus per *Hieremiam* (XXIII, 24): coelum et terram ego impleo. . . . Quod etiam scriptura paganorum contestatur, nam *Lucanus* (Pharsal. IX, 580):

Juppiter est, quodcumque vides, quodcumque moveris.

Digitized by Google

als Dämonen oder vielmehr als Höllengeister aufgeführt werden. Zweitens daß diese Vorstellungen einen sittlichen Typus erhalten haben oder doch in einen sittlichen Zusammenhang gebracht sind: der Styx siedet wie der Zorn — der Cocyt ist eiskalt, wie der Verrath, der in ihm gebüßt wird; der Cerberus mit seinen drei Köpfen ist ein Bild der Gier — der Minotaurus ein Bild der Gewaltthat, die im Kreise desselben Strafe leidet.

Demnach sind auch die mythologischen Elemente vornehmlich bei Einrichtung und Verwaltung der Hölle angewandt. — Im Fegefeuer kommt nur der Lethe vor: und hier ist noch mehr nur die Scene antik gedacht, die Handlung aber christlich. Der Lethe fließt auf dem Gipfel des Berges der Reinigung und begrenzt das irdische Paradies. Allerdings wird aus ihm Vergessenheit getrunken, aber Vergessenheit der Sünden; dies kann jedoch nicht eher geschehen, bevor nicht die Sünden bereut sind, wie es in den Versen ausgesprochen ist (Purg. XXX, 142—145):

Das hohe Schicksal Gottes wär' zertrümmert,
Wenn Lethe überschritten würd' und Labung
Der Art gekostet, sonder eine Zahlung
Von Reue, welche Thränen niederströmet.

Und das Wort, das beim Eintauchen in diesen Fluß erklingt: entsündige mich (mit Ysop, daß ich rein werde," Ps. LI, 9.) enthält deutlich die Beziehung auf das Blut Christi, durch dessen Gemeinschaft alle Schuld getilgt ist. So steht der Durchgang durch den Lethe und sein Erfolg durchaus im Zusammenhange großer christlicher Gedanken. — Auch für die Schilderung des Weges durch das himmlische Paradies hat der Dichter Motive aus der Mythologie genommen, sofern er die Erscheinungen seligen Lebens auf den Planeten nach dem Charakter der Gottheiten bestimmt, welche den Planeten den Namen gegeben. Es ist jedoch nur eine gelegentliche Benutzung dieser Namen zur Charakterschilderung, ohne daß die Person der Gottheiten irgendwie zum Vorschein käme.

3. Sehr deutlich treten aber mythologische Personen in den Vordergrund, wie sie zumal in der Hölle zusammen mit geschichtlichen Personen aus der nächsten Vergangenheit des Dichters als Beispiele aufgestellt werden für die verschiedenen Arten der Sünde und der Strafe. Es kommt dabei zunächst nur auf die Handlung, den Charakter an: die Existenz der Person kann dahin gestellt bleiben. Es werden aber gern Personen der Heroengeschichte gewählt, da sie notorische Beispiele liefern. In der Vorhölle weilen mit den ungetauft verstorbenen Kindern die tugendhaften Heiden, auch die Heroen Hector, Aeneas, so wie die Heroinen Antigone, Ismene u. A. Besonders zahlreich erscheinen sie im achten Kreise der Hölle, z. B. Jason unter den Verführern, Ulysses und Diomedes als betrügerische Rathgeber. Im untersten Kreise unter den Verräthern gegen Gott leiden wegen ihrer Empörung gegen Jupiter die Giganten Strafe.

Im Fegefeuer aber wird zwar auch auf viele Personen der Mythengeschichte, als die ein böses, auf einige, die ein gutes Beispiel gaben, Bezug genommen, — jedoch nur in Bildern, Gesichten und Stimmen; persönlich erscheint dort aus dem Heidenthum nur Einer, eine geschichtliche Person, das ist Cato von Utica, der Hüter des Fegefeuers, „unter dessen Obhut die Geister sich läutern." So ist selbst in das Paradies, unter die seligen Geister auf dem Planeten Jupiter ein Heide eingegangen, das ist Kaiser Trajan, jedoch nur mit Rücksicht auf die Sage, daß er aus der Hölle, weil er seine lebendige Hoffnung auf Gott gesetzt

Digitized by Google

(auf Fürbitte des heil. Gregor) *) noch einmal in's Fleisch zurückgekehrt und zum Glauben gekommen sei. Sehr merkwürdig ist aber an demselben Ort die Erscheinung eines der Heroen, des Rhipeus, welchen Virgil den gerechtesten der Trojaner nennt**): aus Gnade, berichtet der Dichter, habe derselbe alle seine Liebe einst dem Rechte geweiht; darum sei ihm von Gott höhere Gnade gegeben und das Auge für die künftige Erlösung geöffnet, er habe an diese geglaubt, anstatt der Taufe hätten Glaube, Liebe, Hoffnung wohl tausend Jahre vor der Taufe ihm gedient. Den Bericht über die Aufnahme der beiden Heiden in das Paradies leitet Dante mit den schönen Worten ein (Par. XX, 94 — 96):

Das Reich der Himmel muß Gewalt erleiden,
Wenn Kraft der Lieb' und Hoffnung es bekriegt,
Denn Gottes Wille wird besiegt von beiden.

Und zum Schluß, indem er die Unerforschlichkeit der göttlichen Erwählung preiset, ermahnt er die Sterblichen im Richten an sich zu halten. — Hier aber erhellt, welches die letzte Absicht ist, in der der große Dichter Mythologie und Offenbarung zusammenbringt: indem er in dem Vater der Götter bei den Heiden den wahren Gott der Christen erkennt, erklärt er, daß dieser es gewesen, den auch die heidnischen Völker, wenn auch unter fremdem Namen verehrt haben, und verherrlicht wie seine Gerechtigkeit, die schon an den Geschlechtern der Giganten und Heroen jede Sünde bestraft, so auch seine Gnade, die auch damals wach gewesen und den Weg des Heils geführt habe.

4. Der mythologische Stoff, der so in das Gedicht hineingearbeitet ist, zieht nun noch andere heidnische Reminiscenzen nach sich, in denen die Ereignisse der Mythengeschichte als historische Voraussetzungen vorkommen. Es wird unter den Bildern des gestürzten Hochmuths, wo von den Giganten die Rede ist, die Scene geschildert (Purg. XII, 31 — 33):

Mars, Phöbus, Pallas, standen hoch und hehr,
Auf die zerstreuten Riesenglieder sehend,
Bewaffnet noch, um ihren Vater her.

---

*) Die Legende von Kaiser Trajan kommt zuerst vor in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. bei Paulus Diaconus, Gregor. vit. c. 27. Opp. Gregor. ed. Bened. T. IV. p. 14., dann ein Jahrhundert später bei Johannes Diaconus, Gregor. vit. II, 44. Ibid. p. 59 sq., der sich auf eine Ueberlieferung in der englischen Kirche beruft (apud Saxones legitur). Zwar wird sie dem Anschein nach schon früher berichtet in einer griechischen Quelle, der Orat. de iis, qui in fide dormierunt (c. 16.) unter dem Namen des Joh. Damascenus. Opp. T. I. p. 591. ed. Lequien, worin es heißt: das wisse der ganze Orient und Occident; diese Rede ist aber wahrscheinlich unächt. Aus derselben ist die Geschichte aufgenommen von Jacobus de Voragine, Legenda aur. c. 46. *eo.* Graesse p. 196 sq. Wie sie offenbar in einem dogmatischen Interesse erfunden ist, so ist sie auch in dogmatischer Hinsicht (in der Frage, ob den Verdammten durch Fürbitte geholfen werden könne) von den Scholastikern benutzt. Thomas Aq. führt sie aus Joh. Diaconus und Joh. Damasc. an, in lib. I. Sentent. d. 43. q. 2. a. 5. 7. 9. und in lib. IV. Sentent. d. 45. q. 2. a. 2. q. 1. 5. Noch zu Anfang des 16. Jahrh. ist sie benutzt von Paulus Cortesius in quat. libr. sentent. (Par. 1513. f.) Lib. III. cap. de resurrect. p. 89. b. Im Laufe desselben Jahrhunderts aber ist sie unter den Katholiken streitig geworden, dann als fabelhaft aufgegeben: Baronius hat sie einer ausführlichen Widerlegung gewürdigt, Annal. a. 604. n. 50 — 53. ed. Mansi T. XI. p. 58 — 66. — Die Quellen, welche Dante am nächsten standen, sind also aus dem dreizehnten Jahrhundert Thomas von Aquino und Jacobus de Voragine.

**) Virg. Aen. II, 426 sq.:

— cadit et Rhipeus, justissimus unus
Qui fuit in Teucris et servantissimus aequi.

Digitized by Google

Und bei einer Hinweisung auf die Fahrt der Argonauten heißt es vom Neptun, daß er verwundert den Schatten des Schiffs erblickt habe. Dieses directe Eingehen auf Göttergeschichten kommt jedoch kaum weiter vor. Und aus der Heroengeschichte ist es nur die mythische Vorgeschichte Roms, auf welche einmal bei einer geschichtlichen Ueberschau von Kaiser Justinian zurückgegangen wird.

Desto häufiger wird die heidnische Fabel *vergleichungsweise* benutzt, indem der Dichter überallher aus der Natur und dem gemeinen Leben, wie aus der Geschichte seine Gleichnisse entlehnt und so auch auf den Mythus zurückgeht, — ohne denselben dadurch anzuerkennen, sein Inhalt wird als Sage vorausgesetzt, wofür die Dichter verantwortlich sind, wie Dante bei einer solchen Gelegenheit, da er der Erneuerung der Aegineten aus Ameisen gedenkt, hinzugefügt: wie die Dichter es für sicher halten. Entweder stellt er dem mythischen Ereigniß den Gegenstand, den er schildern will, gleich, oder noch häufiger läßt er jenes durch diesen überboten werden, — das letztere z. B. indem er ein Erzittern des Fegefeuerberges mit der Erschütterung von Delos vergleicht (Purg. XX, 130—132):

Gewiß so stark nicht schüttelte sich Delos,
Bevor Latona dort ihr Nest gebauet,
Die beiden Himmelsaugen zu gebären.

Vornehmlich werden Erscheinungen der Hölle durch solche Gleichnisse erläutert. Dort büßen die Selbstmörder in Bäume verwandelt, gleich dem Polydorus bei Virgil (Aen. III, 45.); im Kreise der Verräther benagt einer den Schädel eines andern, wie Tydeus, einer der Sieben vor Theben, das Haupt des Menalippus. — Auch die redend eingeführten Personen bedienen sich öfters mythologischer Gleichnisse. Insbesondere wendet sie der Dichter auf sich selbst und seine Begegnisse auf dem Wege durch die drei Reiche an. Auch sagt er von seinen Zuhörern beim Eingange zum Paradies: es werde sie mehr Staunen ergreifen, als die Argonauten, wie sie den Jason mit den flammenathmenden Stieren pflügen sahen.

5. Diesem Parallelismus gegenüber, in welchem der Mythus jenseits der Ereignisse der Göttlichen Komödie stehen bleibt, während vorhin sich gezeigt hat, wie er sowohl für die Construction von Hölle, Fegefeuer und Paradies benutzt ist, als auch für die Hölle zahlreiche Bewohner hergegeben hat, fordert endlich noch die *Aufnahme mythologischer Motive in die Gegenwart* um so mehr Beachtung, da hierin diese Vorstellungen einem praktischen Interesse sich zu nähern scheinen.

Dante hat mythologische Motive in die Gegenwart verflochten, indem er mythische Ereignisse in der Natur durchscheinen und daselbst so wie im menschlichen Leben heidnische Gottheiten wirksam sein läßt. Es werden erstens *Naturerscheinungen* aus der Fabellehre erklärt, namentlich die Entstehung der Milchstraße von dem Himmelsbrand bei Phaeton's Fahrt. Es ist die Rede vom Aeolus, wie er den Sirocco hervorläßt, und vom Boreas, wie er Luft aus jener Backe stößt, aus der gelinder seine Hauche wehen. Das Girren der Schwalbe wird gedeutet, daß sie vielleicht ihrer ersten Klage (als Procne) gedenkt.

Zweitens was das *menschliche Leben* und dessen göttliche Leitung betrifft, so ist es eben nur ein tropischer Ausdruck, wenn von den Schergen des Mars und dem Pfeil des Amor die Rede ist. — Dagegen wird allerdings eine christliche Idee, die der Vorsehung, in ein mythologisches Gewand gekleidet, wenn die Parcen als gegenwärtig wirksam auftreten; es wird dieselbe Idee geradezu mit einer heidnischen

Digitized by Google

vermischt, wenn Fortuna geschildert wird als Herrscherin neben andern Gottheiten, mit ihrer Sphäre, die sie rollt gleich den Engeln, welche die Himmelskörper bewegen, — und zugleich selbst als ein Engel, einer der erstgeborenen, von Gott zum Dienst über die irdischen Glücksgüter gesetzt. — Dazu kommen dann noch die Musen, die als Quelle der Begeisterung, als hülfreich seinem Werk, der Dichter so häufig anruft. Nicht allein im Eingang zur Hölle und zu Anfange des Fegefeuers, wobei er an ihren Sieg über die Pieriden erinnert; sondern auch am Schluß desselben, um mit ihrer Hülfe christliche Mysterien zu singen (Purg. XXIX, 37 ff.):

Hochheil'ge Jungfraun, wenn ich öfter schon
Frost, Hunger, Wachen treu für euch ertragen,
Jetzt treibt der Anlaß mich, jetzt fordr' ich Lohn:
Laßt auf mich her des Pindus Wellen schlagen,
Urania sei meine Helferin,
Was schwer zu denken ist im Lied zu sagen.

Wiederum zu Anfang des Paradieses ruft er Apollo den Musageten an (Par. I, 13 ff.):

Apollo, Güt'ger, leih' mir deine Töne
Zum letzten Werk — mach' ein Gefäß aus mir,
Werth, daß es dein geliebter Lorbeer kröne.
Mir gnügt' Ein Gipfel des Parnaß bis hier,
Doch soll der Rennbahn Ziel den Sieger grüßen,
So fleh' ich jetzt um beid' empor zu dir.
Den Odem hauch' in mich, den reinen, süßen,
Daß du hier stark, wie bei dem Wettkampf seist,
Den Marsyas kämpft', um frevlen Stolz zu büßen.

Und gleich darauf beruft er sich noch einmal auf Apollo und die Musen sämmtlich. — Diese Anrufungen dürfen schwerlich für eine bloße Form genommen werden: denn man kann einem solchen Dichter nicht zutrauen, daß er an so bedeutenden Stellen, wo er wahrhaft bewegt ist, in ceremoniellen Redensarten sich sollte ergangen haben. Sondern Apollo und die Musen sind ihm da wirklich der Inbegriff dessen, von dem sein Gedicht höhere Weihe zu empfangen hat.

Und so sind überhaupt die mythologischen Elemente der Danteschen Poesie keine bloße Einkleidung, sondern wesentliche Bestandtheile des großen Gedichts.

Der Sinn aber dieser Reminiscenzen aus dem heidnischen Alterthum mitten in der christlichen Dichtung ist, daß beide Gebiete mit einander in geschichtlichen und dogmatischen Zusammenhang gebracht werden sollen. — Und zwar ist die Herübernahme geschichtlicher Personen und mythologischer Ideen aus dem Heidenthum nicht auf Entstellung und Herabsetzung des Christlichen zu deuten, sondern als Erhebung des Antiken gemeint, welches werth sei, zum Träger christlicher Anschauungen gemacht zu werden.

Zwar zeigt sich auch mehr als ein Jahrtausend früher nicht selten eine merkwürdige Mischung des Antiken und Christlichen, im Leben, wie in der Kunst und Literatur: das waren aber heidnische Reminis-

Digitized by Google

cenzen, welche durch Herkommen und Macht der Gewohnheit der jungen Kirche sich aufdrängten. Ganz anders bei Dante, der selbständig den Werken des Alterthums sich zugewandt und wissentlich mit tiefen Zügen aus ihnen geschöpft hat. Und so steht er da, epochemachend, als eins der bedeutendsten Organe, welche den Uebergang in die neuere Zeit vermittelt haben. Denn das ist eben der Charakter dieser Zeit im Unterschied des Mittelalters, Wiedervereinigung des Getrennten, Gemeinschaft mit dem klassischen Alterthum.. Das Alterthum erschien als ein abgeschlossenes Gebiet menschlichen Lebens und Wissens, das aber reiche Lebenskeime enthielt, welche, in die mittelalterliche Bildung verpflanzt, die Macht hatten, ein neues Zeitalter heraufzuführen. Nachdem christliche Wissenschaft und Kunst ebenfalls ein abgeschlossenes Gebiet selbständig sich ausgewirkt hatten, suchten sie nun frei ihren Gegensatz, um dadurch zu höherer Vollendung aufzusteigen.

Doch fanden sie nicht immer, was sie suchten oder suchten auch nicht recht. Im Gegentheil, während bei Dante die Macht der neuergriffenen Vorstellungen des Alterthums so stark ist, daß er in der Anwendung derselben nicht überall seiner selbst Herr geblieben zu sein scheint und nicht bloß einen Zusammenhang, sondern eine Vermischung beider Gebiete durchführt, — worin er dem großen Bildner Nicola Pisano gleichen mag, den auch, ein halbes Jahrhundert früher, das Studium der Antike so überwältigt hatte, daß er die Gesichtszüge der Götter unmittelbar auf biblische Personen übertrug; — so ist, nachdem später die Alterthumswissenschaft neben den kirchlichen Disciplinen eine selbständige Stellung sich errungen, das Verhältniß derselben nicht selten ein ausschließendes geworden.

Um das Verhältniß dieser beiden Gebiete handelt es sich noch diesen Tag. Und es scheint mir in der Gegenwart keine wichtigere und weitergreifende Frage für beide vorzuliegen, als wie Christenthum und klassisches Alterthum, demgemäß die christliche Theologie und die klassische Philologie zu einander stehen. Ich meine, sie sind darauf angewiesen, mit einander in Freundschaft zu stehen, im Großen und Kleinen einander zu dienen, — mit Vermeidnng jener Klippen unfreier Vermischung und liebloser Trennung. Sie können einander nicht entbehren, wie schon ihr Ursprung zeigt, da die kirchliche Wissenschaft auf dem Boden des Alterthums, und die klassische Philologie aus der Kirche erwachsen ist. Sie haben aber auch eine gemeinsame Aufgabe: einerseits Geschichte zu erforschen (denn auch die Philologie als Sprachwissenschaft hat es mit dem Geschichtlichwerden des menschlichen Geistes zu thun); — andererseits Geschichte zu machen: denn das sind doch die beiden Factoren der neuern Geschichte, der Geist des klassischen Alterthums, welches nicht aufhören kann, Grundlage aller höhern Bildung zu sein, und der Geist des Christenthums, welches die Völker zum Erbe und die Verheißung der Unüberwindlichkeit hat.

Also Gemeinschaft zwischen Philologen und Theologen! Wenn gewiß nach diesen Tagen eines so schönen Beisammenseins niemand zu seinem Beruf heimkehrt, ohne in seinem besten Streben gestärkt zu sein durch das Bewußtsein freudigen Zusammenwirkens mit denen, welche die Träger der klassischen Bildung in unserm Vaterlande sind; so ist es gewiß nicht weniger erhebend, wenn die Meister und Jünger auch jener getrennten Wissenschaften inne werden, daß sie Mitarbeiter sind an demselben Werk.

Erlauben Sie mir zum Schluß dieses Bündniß zwischen Theologie und Philologie unter den Schutz der Erinnerungen an zwei deutsche protestantische Männer zu stellen, die wie sie in der Theologie eine grundlegende Stellung einnehmen, so auch jenen Bund in sich vollzogen hatten, — von denen auch der

Digitized by Google

Eine vor mehreren Jahren in diesem Verein, als ein theologischer Streit auszubrechen drohte, beschwichtigend als Vorbild genannt ist*), der Andere aber gewiß in diesem Kreise der Freunde und Verehrer viele zählt, Melanthon und Schleiermacher.

Als auch nach diesem Vortrage auf die Aufforderung des Präsidenten zur Discussion Niemand sich erhob, trat Consistorialrath **Peter** aus Hildburghausen auf, um im Auftrage der pädagogischen Section, deren Präsident er gewesen, einige Mittheilungen über die Verhandlungen der eben genannten Section zu machen**).

Er bemerkte zunächst: Die pädagogische Section beabsichtige nichts weniger als eine Trennung von der allgemeinen Versammlung. Sie habe immer ihre Zusammenkünfte in einer Weise angeordnet, daß Keiner dadurch behindert worden wäre, die allgemeine Versammlung zu besuchen, und er, der Redner, glaube behaupten zu können, daß ihre Mitglieder keinem Andern an Fleiß und Eifer im Besuch dieser letztern nachgestanden. Wenn also auch er den Ausdruck „pädagogische Section" gebrauche, so geschehe es nur, weil derselbe einmal üblich geworden, nicht etwa, als ob er dem Sinne und der Absicht der Mitglieder derselben irgend wie als entsprechend angesehen werden könnte.

Nach dieser Vorbemerkung ging der Vortragende zu seinem eigentlichen Gegenstande über und fuhr etwa in folgender Weise fort:

In den drei Versammlungen, welche von der pädagogischen Section (am 30. Septbr. 1. u. 2. Octbr.) gehalten worden sind, hat man, des pädagogischen Grundsatzes Non multa sed multum eingedenk, von einigen beiläufigen Verhandlungen abgesehen, nur Einen Gegenstand erörtert, nämlich das Lateinischschreiben und Lateinischsprechen auf Gymnasien.

Dieser Gegenstand wurde von einem der Mitglieder***) durch einen ausführlichen Vortrag angeregt, in welchem die Behauptung aufgestellt wurde, daß das Lateinischschreiben und Lateinischsprechen jetzt nicht mehr wie früher auf Gymnasien zu treiben sei, weil es nicht mehr, wie ehedem, als Umgangssprache für diese oder jene Zwecke diene und daher zu nichts mehr nütze.

Um dieß zu beweisen, theilte der Redner eine Uebersicht über die Geschichte der lateinischen Sprache im Mittelalter und in der neuern Zeit mit, aus welcher sich hauptsächlich auch ergeben sollte, daß im Mittelalter das Lateinische noch den Charakter einer lebenden Sprache gehabt habe, daß dieser Charakter aber in der neuern Zeit völlig verloren gegangen sei, woraus denn um so mehr erhellen werde, daß es sich jetzt nicht mehr in dem Maße wie im Mittelalter zum Unterrichtsgegenstand auf gelehrten Schulen eigne.

---

*) Als in der Gothaer Versammlung (1840) in der Frage über den Religionsunterricht auf Gymnasien die Aeußerung gefallen war: „wir Philologen sind alle geborene Rationalisten," schlug Hofr. Thiersch vor die Discussion fallen zu lassen, mit der Erklärung: „wir Philologen wollen geborene Rationalisten sein, aber in dem Sinn, wie Reuchlin und Melanthon." S. Verhandl. der dritten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner S. 84. Vergl. Evang. Kirchenzeit. 1840. No. 89. S. 713.

**) Ausführlichere Mittheilungen über dieselben hat der erste Secretair der pädagogischen Section, Dir. Eckstein, in Schnitzer's Zeitschrift „die deutsche Mittelschule." Heft I. S. 138—151, und in der neu begonnenen Berliner „Zeitschrift für Gymnasialwissenschaft" gegeben.

***) Dr. Köchly.

Digitized by Google

Es wurde hierauf entgegnet*), daß Gründe dieser Art wohl beweisen könnten, daß das Lateinischsprechen und Schreiben gegenwärtig nicht mehr als Selbstzweck angesehen werden dürfen, nicht aber, daß es nicht als Mittel zum Zwecke dienen könne, und da im Verlauf der Discussion der Proponent selbst sich dahin aussprach, daß er dieß bis auf einen gewissen Punct als richtig anerkenne und daher auch nicht das Lateinischschreiben überhaupt, sondern nur das Anfertigen freier lateinischer Aufsätze und die Uebungen im Lateinischsprechen beseitigt wünsche, so schien es eben so zulässig als rathsam, den Gegenstand der Erörterung schärfer zu fassen und zunächst nur (das Lateinischsprechen bei Seite lassend) die Frage zu discutiren, ob die bisher auf Gymnasien üblichen freien lateinischen Aufsätze beizubehalten seien oder nicht.

Bis hierher war man in der ersten Versammlung gediehen, und da die Thesis jetzt eine Gestalt angenommen hatte, in welcher die Gründe des Proponenten nur zum geringen Theile noch anwendbar waren, so mochte es eigentlich rathsam erscheinen, daß der Proponent noch einmal aufgetreten wäre und seine gegen Beibehaltung der freien lateinischen Aufsätze gerichteten besondern Gründe entwickelt hätte. Durch Zufall nahm indeß die Discussion eine andere Wendung. In der zweiten Versammlung nämlich ergriffen sofort mehrere Redner**) das Wort, um sich für die Beibehaltung auszusprechen und diese ihre Ansicht unabhängig von dem einleitenden Vortrag des Proponenten mit Gründen zu unterstützen.

Es wurde daher angeführt: Wenn die lateinischen Exercitien und Extemporalien auch nach des Proponenten Ansicht beibehalten werden sollen, so werde wenigstens von einer größeren Schwierigkeit der freien Aufsätze kein Einwand gegen diese hergeleitet werden dürfen. Vielmehr werde jeder erfahrene Schulmann mit ihm, dem Redner, übereinstimmen, wenn er behaupte, daß der Schüler bei Anfertigung eines freien Aufsatzes, wo ihm immer eine freie Anregung bleibe, mit viel geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen habe, als bei der lateinischen Bearbeitung von Uebersetzungsstücken, wie sie in den besten und jetzt am meisten verbreiteten Uebungsbüchern von Nägelsbach, Seiffert u. A. geboten würden.

Nachdem diese von dem Redner vorausgesetzte Zustimmung wirklich erfolgt war, so wurde von einem Andern auf den formellen Nutzen hingewiesen, den das Anfertigen freier lateinischer Aufsätze gewähre, auf die Schärfung des Urtheils, die Weckung des Sprachbewußtseins u. s. w. Ein Dritter machte darauf aufmerksam, daß es bei allen Dingen, die der Schüler auf dem Gymnasium lerne, ein vorzügliches Augenmerk bilden müsse, daß ihm auch Gelegenheit zur eignen Production darin geboten werde, und eben diese Bemerkung wurde von einem Vierten weiter ausgeführt, der namentlich die Analogie zwischen freien lateinischen Aufsätzen und den Extemporalien und Exercitien hervorhob, um daraus die Folgerung zu ziehen: Wenn es für nöthig gehalten werde, die Regeln der Grammatik dem Schüler durch Extemporalien und Exercitien klar und eindringlich zu machen, und wenn bei der Lektüre der lateinischen Klassiker nicht allein die Formenlehre und Syntax, sondern auch die stilistische Composition eine aufmerksame Beachtung erfordere: so sei nicht abzusehen, warum es nicht auch für diese, die Stilistik, als nöthig gelten solle, sie ebenfalls durch Uebungen und Versuche in eigener Production, welche eben nur in freien lateinischen Aufsätzen bestehen könnten, klarer und verständlicher zu machen.

Nachdem man nun durch diese und andere Gründe die Nothwendigkeit der Beibehaltung der freien lateinischen Aufsätze darzuthun gesucht hatte, so ergriff der Proponent wieder das Wort. Er ging den

*) Von den Proff. Ameis und Kraner.

**) Dir. Krüger, Dir. Bonnell, Prof. Dietsch, Geheimerath Brüggemann, Dir. Eckstein.

Digitized by Google

angeführten Gründen Schritt für Schritt nach, um sie zu wiederlegen, wobei er besonders hervorhob, daß er zwar den Nutzen der lateinischen Aufsätze nicht in Abrede stellen wolle; wenn aber ihre Anfertigung nur als Mittel zu einem andern Zwecke dienen solle, warum man dann nicht lieber einen andern Uebungsgegenstand suche, der für sich selbst Werth habe und sonach Mittel und Zweck zugleich sein könne? Außerdem machte der Redner noch auf die Fehler aufmerksam, die nach seiner Ansicht bei Behandlung dieser Uebungen vorzukommen pflegten.

Dieß Letztere gab die Veranlassung, daß von einem andern Redner*) auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, zunächst in Betracht zu ziehen, wie die lateinischen Aufsätze zu behandeln seien, indem es sehr wohl denkbar sei, daß die in Rede stehende Uebung mancherlei Ausstellungen zulasse, die nicht in der Sache selbst, sondern nur in der mangelhaften Art ihrer Behandlung ihren Grund hätten. Dabei wurde zugleich bemerkt, daß nach seiner, des Redners Ansicht, die lateinischen Aufsätze hauptsächlich in Reproductionen zu bestehen hätten, und daß wohl ziemlich alle Einwendungen gegen sie zu Boden fallen würden, wenn man sie in diesem Lichte betrachte und nun auch wirklich so behandle.

Bis hierher war die Discussion in der dritten Verhandlung gediehen, als die Zeit dringend mahnte, das Ende zu suchen, obwohl man in eben diesem Augenblick auf einen eben so wichtigen als interessanten Gegenstand, nämlich auf die Frage über die Methode der lateinischen freien Aufsätze, gestoßen war.

Man wünschte, daß die Versammlung mit einigen Abstimmungen geschlossen werden möchte, nicht als ob man gemeint hätte, einen mit irgend einiger äußern Kraft ausgestatteten Beschluß fassen zu können, sondern nur um die Stimmung der Versammlung über die zur Discussion gekommenen Fragen etwas genauer kennen zu lernen.

Es wurden daher zunächst die Fragen formulirt und gestellt:

1) Erkennt die Majorität an, daß die griechischen und lateinischen Klassiker auch ferner gründlich grammatisch zu betreiben sind?

2) Erkennt die Majorität an, daß überhaupt schriftliche Uebungen im Gebrauch der lateinischen Sprache zweckmäßig und nothwendig seien?

Beide Fragen wurden mit Ja beantwortet. Es blieb nun noch die dritte wichtigste Frage über die freien lateinischen Aufsätze übrig, für welche drei verschiedene Formulirungen zur Abstimmung vorgeschlagen wurden, nämlich:

a) Die Majorität erklärt, daß es eine Frage der Zeit sei, ob die freien lateinischen Aufsätze beizubehalten seien oder nicht**);

b) die Majorität erkennt es als zweckmäßig an, die freien lateinischen Aufsätze, sofern sie auf Reproductionen beschränkt werden, beizubehalten***);

c) die Majorität erklärt, daß es nothwendig sei, ehe über die Beibehaltung der freien lateinischen Aufsätze zur Abstimmung geschritten werden könne, die Methode derselben in gründliche Erwägung zu ziehen †).

---

*) Dir. Eckstein.

**) Dr. Köchly's Antrag.

***) Director Ecksteins und Geheimerath Brüggemann's Antrag.

†) Antrag des Vorsitzenden und Berichterstatters, Consistorialrath Peter.

Digitized by Google

Für den ersten Satz sprachen sich bei der Abstimmung 29, für dem zweiten 46, für den dritten 36 Stimmen aus.

Der Vortragende schloß hiermit seine Mittheilung, indem er nur noch dem Präsidium der allgemeinen Versammlung den Dank der Section für die Bereitwilligkeit, mit der ihr das Lokal zu ihren Zusammenkünften eingeräumt worden war, darbrachte und endlich noch den Wunsch hinzufügte, daß die Theoretiker in der allgemeinen Versammlung fortfahren möchten, die „Praktiker" als eng verbundene Brüder anzusehen, so wie diese nie aufhören würden, sich als lebendige Glieder der allgemeinen Versammlung zu betrachten.

Hierauf traten die Orientalisten in den allgemeinen Versammlungssaal, und der zweite Präsident schloß die Versammlung mit folgenden Worten:

Verehrte Herrn!

Schon heut Morgen beim Anfange unserer Verhandlungen ergriff mich das Gefühl der nahen Trennung, die uns bevorsteht, als ich die Reihen unserer Freunde, welche uns die ersten Tage unserer Versammlung mit ihrer Gegenwart beehrt und erfreut hatten, bereits gelichtet sah — und dieß Gefühl wird jetzt fast zur Wehmuth gesteigert, indem ich den wirklichen Schluß unsers wissenschaftlichen Beisammenseins aussprechen soll. Sie werden mir das Bekenntniß einer solchen Stimmung nicht als Sentimentalität auslegen, die einem ächten Philologenherzen fremd seyn und bleiben muß; aber diese Stimmung, wie sie keine Schande bringt, ist auch ganz natürlich. Ein Bedürfniß freier gemeinschaftlich-wissenschaftlicher Thätigkeit hatte eine namhafte Zahl von Verehrern und Eingeweihten unserer Wissenschaft hier zusammengeführt, nicht, um sich niegehörte Ergebnisse der Forschung mitzutheilen — das geschieht weit besser und gründlicher schriftlich; sondern diese Zusammenkünfte sind einerseits dazu bestimmt, den Mann selbst, die Persönlichkeit, die Individualität, mit einem Worte die Methode zu zeigen, mit welcher die einzelnen Männer der Wissenschaft diese Wissenschaft behandeln; sie sind bestimmt, diese Männer aus dem Versteck des Schattens, wie die Alten sagten, aus der Umbra scholae hervor zu nöthigen, in die freie Sonne und den Staub des Lebens, wo jeder mit seiner Person bezahlen muß, und wo kein anderer für ihn eintritt. — Da bewährt sich entweder eine Methode oder sie ergiebt sich einer besseren, aber nicht dadurch, daß man etwa sich dem als besiegt ergiebt, der das letzte Wort in der Discussion behauptet — nicht der hat immer Recht, der dieses letzte Wort hat oder dem es gelassen wird, — sondern in der eigenthümlichen angemessenen Weise, irgend eine Meinung auszusprechen. — Aber auch andrer Seits haben diese Versammlungen den Zweck, durch Privatbesprechung beim geselligen Zusammenseyn diese Persönlichkeit wirken zu machen, die durch nichts anderes ersetzt werden kann. Unsere Versammlung hat in dieser Beziehung gewiß ihrem Zwecke entsprochen und so dürfen wir mit Zufriedenheit auf die Zeit unseres Beisammenseyns zurückblicken. Aber eben weil wir dieß dürfen, ist der nun herbeigeführte Schluß unserer Verhandlungen für den Augenblick immer ein wehmüthiger. — Alte Freunde hatten sich wiedergefunden, neue Freundschaften haben sich angeknüpft und dieß kaum entstandene Verhältniß wird jetzt aufgelöst! — Nein, doch nicht aufgelöst, die Nachwirkung bleibt und der Verein tritt in Jahresfrist wieder zusammen in Süden. Also für Basel ein freudiges Wiedersehn und für Jena eine wohlwollende Erinnerung!

Digitized by Google

Nach diesem Schlußworte des zweiten Präsidenten erhob sich Prof. Comthur **G. Hermann** (von Leipzig) und sprach im Namen der Anwesenden in einigen herzlichen Worten den Dank der Versammlung gegen das Präsidium, gegen die Behörden und die Bewohner der Stadt für die freundschaftliche Aufnahme aus, welche sie hier gefunden hätten; worauf die Versammlung um 12 Uhr sich trennte.

Hiermit war die neunte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner geschlossen. Die Mitglieder der orientalischen Section begaben sich wiederum in ihr besonderes Versammlungslocal, um ihre Schlußberathungen fortzusetzen, welche erst um 1½ Uhr beendigt wurden *).

*) Die ausführlichen Mittheilungen über die Verhandlungen der orientalischen Section wird der Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1846/47 enthalten; die nachfolgende kurze Uebersicht derselben verdanken wir einer Mittheilung des Präsidenten geh. Kirchenrath Hoffmann und des ersten Secretärs Prof. Stickel.

Auszug aus den Verhandlungen der dritten Versammlung des Orientalisten-Vereins am 29. 30. Sept. 1. und 2. Octobr. 1846.

Der Orientalisten-Verein, welcher sich seit der Philologen-Versammlung zu Dresden im Jahre 1844 dem der classischen Philologen angeschlossen hat, wohnte der Eröffnungsrede und den darauf folgenden Debatten in der ersten allgemeinen Sitzung bei, und begab sich dann in seinen nahebei gelegenen besondern Saal, wo nach Anhörung der Begrüßungsrede vom geh. Kirchenrath Ritter D. Hoffmann, erstem Präses, das Bureau gebildet wurde. Auf Vorschlag des Präses wurden der geh. Regierungs- und Kammerrath D. von der Gabelentz, dessen Ankunft man erwartete, zum Vicepräses, Prof. D. Stickel zum ersten Secretär, Prof. D. Schellenberg zum zweiten bestimmt. Hiernach beschloß die Versammlung eine Zuschrift an Prof. D. Flügel in Meißen als Ausdruck ihrer Theilnahme an seiner schweren Krankheit, und erwählte den Director D. Eckstein aus Halle nebst dem Präses zu Mitgliedern des Comité's für die Bestimmung des nächsten Versammlungsortes. — Am zweiten Tage, als Herr von der Gabelentz abgemeldet und statt seiner Prof. D. Bernstein zum Vicepräses erwählt, auch die Begrüßungen des Etatsrathes D. Olshausen in Kiel und des aus Amerika anwesenden Herrn Edwards, Prof. des Hebräischen zu Andover, entgegengenommen und mit Erwiederungen begleitet worden waren, begann Prof. D. Rödiger, als eines der geschäftsführenden Vorstandsmitglieder, den Vortrag über die Angelegenheiten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, denen vorzugsweise die Thätigkeit der diesjährigen Orientalisten-Versammlung zugewendet war. Die Uebersicht über die Ausbreitung der neuen Gründung zeigte von einem fast unerwartet schnellen Aufblühen; denn nicht weniger als 220 Mitglieder waren beigetreten oder angemeldet, wodurch auch schon bedeutende Geldmittel zur Verfügung gewonnen wurden. Man ordnete die Weise, Ehrenmitglieder zu ernennen, empfing Mittheilungen über die Bestätigung des Vereines Seitens einiger deutscher Regierungen oder Behörden, über die eingegangenen Antwortschreiben der Ehren- und correspondirenden Mitglieder und auswärtiger gelehrter orientalischer Gesellschaften, und sah die vorgelegten, theils zur Prüfung künftiger Publicationen, theils als Geschenke an das Gesellschafts-Museum mitgetheilten litterarischen und andern Gaben durch, indem an eine jener Proben Prof. D. Wüstenfeld seine Bemerkungen über die ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Hülfsmittel für die unternommene Ausgabe des Kitab atsar el-bilad von Kaswini anschloß. — Hiernach re-

Digitized by Google

ferirte Prof. D. Brockhaus als Cassirer der Gesellschaft über den Cassenbestand und lieferte seine Documente zur Prüfung an eine zu dem Behufe ernannte, aus dem Präsidium, dem Secretariat und dem Prof. D. Calmberg bestehende Commission aus, mit dem Nachweis, daß die Einnahme des nächsten Rechnungsjahres die Summe von ungefähr 1100 Thalern betragen werde, die, bis auf geringe Abzüge, wissenschaftlichen Unternehmungen zu Gute kommen werden. Nachdem noch die Frage angeregt worden, wie der Cassirer, im Fall er behindert sey, persönlich bei einer jährlichen Versammlung zu erscheinen, Rechnung legen und entlastet werden solle, die Entscheidung aber, weil nicht sogleich zu geben, auf den folgenden Tag verschoben war, fand die Ausloosung der nach dem Statut aus dem Gesellschaftsvorstand ausscheidenden vier Mitglieder statt; das Loos traf die Herren Rödiger, Fleischer, Bertheau und Ewald. Die dritte Sitzung begann mit Unterzeichnung der Zuschrift an Prof. Flügel durch sämmtliche Anwesende. Hiernach wurden, als Basel als Versammlungsort für nächstes Jahr genannt worden, der Prof. D. de Wette zum ersten und Prof. D. Stähelin zum Vice-Präses des dort zusammenkommenden Orientalisten-Vereines erwählt. Für das Geschenk eines bekannten Unbekannten von 4 Napoleonsd'or an die Gesellschaftscasse dankte das Präsidium. In die erledigten Stellen des Vorstandes wurden die Herren Rödiger und Fleischer durch Acclamation, Hoffmann und Bernstein durch Stimmzettel gewählt. Nachdem sofort noch einige litterarische Geschenke überreicht, drei morgenländische Manuscripte aus der Sammlung des Bergraths D. Schueler vorgelegt und besprochen waren, trug Prof. D. Fleischer eine bibliographische und litterarhistorische Uebersicht über die Erscheinungen des orientalischen Wissenschaftsgebietes während des letztverflossenen Jahres vor, für deren Umfang die Sitzungszeit bis an ihre äußerste Grenze nur noch ausreichte. Im nächsten Jahresberichte der Gesellschaft wird selbiger Vortrag, wie die andern, später zu erwähnenden, vollständig abgedruckt werden. — In der vierten Sitzung geschahen die letzten Einzeichnungen in das Album der diesjährigen Versammlung; die Gesammtzahl der Theilnehmer betrug Einundvierzig. Prof. D. Höfer aus Greifswald hielt einen Vortrag über ein merkwürdiges, wahrscheinlich einziges Prakrit-Manuscript in Berlin. Hiernach wurden die Ergebnisse der Rechnungsprüfung ausführlich vom ersten Präses dargelegt und der Geschäftsgang festgesetzt, nach welchem künftig die Rechnungsabnahme und Justification erfolgen, und wie die Gelder der Gesellschaft angelegt werden sollen. Ein Antrag des D. Selberg, daß die Deutsche Morgenl. Gesellschaft über seinen Plan zu einem deutschen Colonial-Etablissement im ostindischen Archipel ein Gutachten gebe, ward an den Gesellschaftsvorstand überwiesen; worauf die von der Gesellschaft herauszugebende Zeitschrift, deren erstes Heft vorlag, bezüglich ihrer Einrichtung, des Umfanges, Honorars, der Redactionsgebühren, des Verlages, Gegenstand nach allen Seiten hin gerichteter Erwägungen und Erörterungen wurde. Sie wird auf Kosten der Gesellschaft alljährlich in 4 Heften, zusammen 20—24 Bogen, erscheinen, und theils wissenschaftliche Aufsätze, theils ein morgenländisches Journalisticum enthalten, welches schnell die Zeiterscheinungen des Ostens zur Kenntniß Deutschlands bringen soll. Als dann die Unterstützung der Herausgabe des oben genannten Werkes von Kaswini und dem zunächst des von Bernstein wieder zu edirenden Chronicon Syriacum von Bar Hebraeus aus Gesellschaftsmitteln beschlossen worden, gelangte ein Reglement für die Verwaltung der Gesellschaftsbibliothek zur Begutachtung, und endlich D. Kellgren zum Vortrag seiner Abhandlung über die Verwandtschaft des Finnischen mit dem Tartarischen. Andere angekündigte Vorträge der Herren Petermann, Hoffmann, Seyffarth, Stähelin und Rost konnten, da die Zeit der Versammlung abgelaufen war, nicht mehr gehört werden. — Außer den im Sitzungssaale zur Beschauung ausgelegten orientalischen Merkwürdigkeiten waren das Großherzogl. Orientalische Münzcabinet, worüber D. Stickel eine gedruckte Uebersicht vertheilt hatte, die Sammlung des D. Schueler und des Prof.

Digitized by Google

D. Koch Gegenstände der Aufmerksamkeit, der Untersuchung und Belehrung für die zahlreich dabei versammelten Herren Deutschen Morgenländer. Prof. Neumann aus München dankte dem Präsidium und Secretariat im Namen der Versammlung, und der Präses entließ die letztere mit besten Wünschen für ferneres Gedeihen der jährlichen Vereinigungen.

Beilagen.

1.

Schreiben des Prof. Hautz in Heidelberg (siehe oben S. 20 und 24).

Hochverehrliche Versammlung!

Indem ich Hochderselben ein Exemplar von meiner eben erschienenen kleinen Schrift über unser Lyceum zu übersenden die Ehre habe, bitte ich, dieselbe freundlich aufnehmen und nachsichtig beurtheilen zu wollen. Es ist die Frucht langwieriger und mühsamer Forschungen auf dem Gebiete unserer vaterländischen Geschichte. An Jahre langem unermüdetem Fleiße, um wenigstens alle Actenstücke zusammen zu suchen, und so der Schrift die möglichste Vollständigkeit zu geben, hat es wenigstens nicht gefehlt.

Zugleich ergreife ich diese Gelegenheit eine weitere Bitte an die hochverehrliche Versammlung auszusprechen.

Seit längerer Zeit beschäftige ich mich mit der Bearbeitung der Biographien von Xylander und Löwenklau (Leunclavius), welcher letztere Lehrer an der hiesigen Schule war.

Von beiden finde ich nun hier sehr viel in den Acten aus der Zeit, in welcher sie hier in Heidelberg wirkten: aber über ihre Lebenverhältnisse vor, und bei Löwenklau auch nach seinem hiesigen Aufenthalte, fehlen mir, ganz besonders bei Löwenklau, die nöthigen Notizen, um eine wenigstens einiger Maßen vollständige Biographie zu liefern.

Vieles, was bisher über und von Xylander und Löwenklau noch nicht gedruckt worden, wie Briefe u. s. w., verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Streuber in Basel.

Da es nun leicht möglich ist, daß auch an andern Orten, wie es in Basel der Fall ist, bis jetzt noch unbekannte Notizen über Xylander und Löwenklau sich vorfinden, so erlaube ich mir die verehrlichen Mitglieder der hohen Versammlung zu bitten, mir, wenn sich irgendwo bis jetzt noch nicht Bekanntes über den Einen oder den Andern vorfinden sollte, davon, wo möglich auf dem Wege des Buchhandels, gefälligst Nachricht geben zu wollen. Dankbar und gewissenhaft werde ich alle Nachweisungen benutzen.

Die Bearbeitung selbst wird in der Weise geschehen, wie die von Mieyllus.

Hochachtungsvollst hat die Ehre zu zeichnen

einer hochverehrlichen Versammlung

Heidelberg, den 1. September 1846.

ergebenster

Hautz, Professor.

Digitized by Google

2.

Philologos Germaniae qui Jenam convenerunt Paedagogii Stoiani auctoritate et nomine venerabundus salutat Dr. ph. *Guilielmus Tittmann*, theol. et philol. Cand. Jenae pridie Cal. Oct. MDCCCXLVI.

Quotquot pererrans dulcia fluctibus
Vineta Rhenus, rupium et arduas
Moles refringens misit Albis,
Litora quot maris aestuosi

Misere et arces aetheriae Alpium:
Quot una multo nomine patria
Coëgit huc, salvete! clamant
Cum senibus juvenum cohortes.

Conversa retro vestra acies vetus
Tuetur aevum, cum velut imbribus
Amnis super ripas adauctus,
Pindarus ore ruit profundo;

Cum quos canendo Maeonides deos
Formarat, auro et marmore Phidias
Exsculpit, aut rectis juventus
Auribus obstupuit Platonem;

Cum sancta ponit jura Quiritibus
Moresque praetor, vel manibus rapit
Post terga detortis tyrannos
Ad capitolia summa victor.

Musas fovetis, quae, velut aequore
Rigata tellus Deucalionio
Tandem reversi solis aestu
Percaluit, speciesque rerum

Et mira finxit monstra animalium:
Partu tumescens innumerabili
Aevum levavere, et tumescens
Perpetuo validae levabunt;

Quae molle fingunt os pueri, recens
Quae robur addunt ingenio, et novo
Decore chordas spirituque
Teutonicas tenui imbuere.

Non sunt pyropo, non ebore Indico
Quae Jena pandat clara palatia;
Non aureis cives culullis
Excipient croceove lecto.

Sed alta surgunt culmina montium,
Praecincta saxis pectus et arcibus
Furore fractis gentiumque
Caede gravi furiisque nota.

At laeta ridet cespite florido
Rivisque vallis, purpurea nemus
Coma decorum et praeter alnos
Quae nitido fluit amne Sala;

Ridet priorum splendida principum
Arx atque custos, et gremio parens
Quos fovit olim laeta natos,
Laeta iterum cupiens fovere.

Sacros sororum numinibus suo
Dî vos salutant indigenae solo:
Frugum gravi Pomona cornu, et
Qui Cypriis Rhodanique quondam

Rhenique mutat collibus aemulis
Jenam Thyoneus, doctaque quae vetus
Hic Libero tectum et Camoenis
Contiguum posuit Minerva.

Nam non eodem certa manet loco
Nec voce, totoque orbe volubilis
Cameena ut Hispanos et Anglos,
Sic numeris alia atque vultu

Germana vidit mitia litora,
Et Jenae amavit prae reliquis solum;
Nec dulcius nostris priusve
Teutonici cecinere vates.

Sed nulla Musae carior arx fuit,
Quam densus umbra et germine Pythio
Parnassus insignis, liquorve
Castalio potior liquore;

Nec lingua divae gratior exstitit,
Quam qua ruentem turpiter Ilion,
Romamve nascentem et loquaces
Bandusiae latices canebat.

Digitized by Google

Tum prima laetis tempora vocibus
Agebat aevi, tum juvenilius
Fervebat insanasque Bacchas
Et Furias docilis videre;

Tum non minaci consilio graves
Exercet iras, sed facili joco
Ludens puellaresque Nymphis
Juncta citis celebrat choreas,

Fusisque circum splendida Gratiis
Regina vadit, non manibus modo aut
Talis nitens, sed tota comta,
Sed penitus numerosa virgo.

Illis vocari Calliope sonis
Laetatur, ut qui trans pelagus puer
A patriis abreptus agris
Aure bibit cupida paternas

Et mente voces vix memori senex;
Quo si sacerdos more voces, tuos
Clemens labores et benigno
Sacra sua auxilio juvabit;

Et sive certa sede habitaverit,
Litusve mutans litoribus: tibi
De Gratiis optans Camoena
Perpetuam comitem relinquet.

3.

Prof. Welcker's (von Gotha) Gruß an die Versammlung.

Philologis, qui Jenam convenerunt.

Quos exceperunt haec atria celsa, V i r o r u m
D o c t o r u m n o m e n non elegia capit.
Syllaba prima, sequens et tertia corripiuntur.
Longam sola facit syllaba quarta moram.
Ergo, quum nequeam vos junctos dicere versu
Nomine disjunctos vos p h i l o dico l o g o s.

Jenae, d. XXIX Sept. MDCCCXLVI.

Non inimica viris haec tmesis hiat, sed amica:
Rite saluto pia vos p h i l o mente l o g i! —
Scindat vos carmen, modo vos sententia jungat
Et lex et, vigeat qua Schola, pacta salus!
Est sine fine l o g u s, nullus P h i l o si praeit auctor.
Verus quisque sibi sit P h i l o sitque l o g u s!

Welcker.

Derselbe vertheilte eine große Anzahl handschriftlicher Epigramme an der Mittagstafel des 29. September; eine Probe davon ist:

Ad lectorem:

Parvula dona sumus. Ne nos epigrammata dicas;
En tibi nil fellis nostra caterva feret,
Ausonias cernis nos transvectasque cicadas,
Quas iuvat haecce brevi tecta replere sono.
Nonne genus nostrum Romanis vatibus olim
Gratum erat? En Culicem vel canit ipse Maro.

Scilicet agmen apum tibi gratius esset, in ore
Quod Latii lectas mellis haberet opes.
At nobis, licet indoctis, est impetus ultro
Doctos hic coetus pervolitare virum.
Da veniam, si non cantemus dulce: Parentes
Sunt procul a nobis Ausoniique Lares.

4.

Prof. Weißenborn's (von Jena) Begrüßung

(an der Mittagstafel des 29sten Sept. vertheilt.)

Philologis ad conventum Ienae habendum congressis

III. Kalend. Octobres MDCCCXLVI.

Quaerit iam fugiente aestate ciconia terras
Australes, sedes et calidas repetit;
Excedit silvis stagnisque ficedula, vitans
Frigora acerba, plagas ad tepidas remeat.

Nostraque iam fessi studiis liquere tirones
Moenia prisca, Lares ad patrios reduces.
Ecce autem peregrina cohors stipata Virorum
Advolat; a nobis poscitur hospitium.

Digitized by Google

Quid tandem eximium nostra hac exspectat in urbe
Agmen, quidve phalanx docta requirit avens?
Num visura venit Ienae *miracula septem*,
Queis cunctas urbes finitumas superat?
Ecce *Draco*, *Ara*, *Caput*, *Fons*, *Pons*, *Vulpecula Turris*,
Septima et accedit *Weicheliana domus!*
An desiderio *vini Ienensis* aguntur,
Collibus e nostris pressa quod uva dedit?
Namque est sparsa *meri* fama et vulgata per orbem
Nostri, quo nullum dulcius ora rigat.
— Ad graviora vocati huc convenere severi
Doctores, dociles quos celebrant pueri;
*Rectores*que scholarum acres, *quicunque* et *alumnos*
Musarum ingenuis artibus instituunt.
Accedunt commissuri certamina; multi
Spectatum veniunt, tela gerunt alii.
Protractisque fames rixis imponit acerba
Finem; certantum conticuit sonitus;
Quique modo inter se iactarunt vulnera multa,
Concordes miscent pocula plena meri.
Sic Vos laudandi, maiorum exempla secuti,
Acres in bellis, inque epulis alacres.
Sic Vos alloquimur: *Cari salvete Sodales*,
Mitibus atque animis accipite hospitium!

5.

Tischlied.

(Dem Philologenverein ehrerbietigst gewidmet von Jena's Gelegenheitsdichter Wilh. Treunert.)

Mel. Mihi est propositum etc.

Hier zu Jena ward ein Brauch
Nimmer noch vergessen:
Daß man gern ein Liedchen singt,
Sonderlich beim Essen.
Also wer vielleicht noch nie
Hier zu Tisch gesessen,
Wolle diesen Jen'schen Brauch
Würdiglich ermessen.

Jena ist ja doch der Ort,
Wo seit alten Zeiten
Sich die ernste Wissenschaft
Mit der Lust vertragen.
Mancher wohl in unserm Kreis
Wüßte mit Behagen,
Wenn er heut zurückgedenkt,
Viel davon zu sagen.

Darum folgt dem Doppelruf,
Der an uns ergangen:
Nicht will ernstes Forschen uns
Hier allein empfangen.

Wo Minervens Schild und Speer
Hoch im Tempel prangen,
Hat auch Freude Kranz und Stab
Lächelnd aufgehangen.

Aber hier herrscht sie allein
Bei den vollen Bechern,
Reichet ihren Rosenkranz
Selbst den ernsten Sprechern,
Streichelt glatt die krause Stirn
Alten Irrthums-Rächern,
Macht uns Alle insgesammt
Nur zu frohen Zechern.

Lebe drum die Freude hoch,
Die dem Ernst verbunden!
Jena lebe, wo wir sie
Heitern Blicks gefunden!
Und ist bald auch dieses Fest
Uns dahingeschwunden,
Lebe die Erinn'rung doch
An die schönen Stunden!

6.

Director Schöler's (von Erfurt) Zuruf (an der Mittagstafel des 1. Oct. vorgelesen).

Deutschland wachse, Deutschland blühe,
Deutschland blüh' durch Geistesmacht,
Heil'ges Vaterland erglühe,
Leuchte hell durch Jugendpracht.

Deines Leibes kräft'ge Glieder
Immer noch mit schwerem Bann
Fesseln Sprüche, Schlummerlieder,
Die des Feindes Witz ersann.

Digitized by Google

Nur zum Grübeln, nur zum Dichten,
Tönt ihr Sang; ist Deutschland gut;
Gilt es Handeln — zu verzichten,
Faßt es sich mit frommen Muth.

Hellas' Zögling, straf sie Lügen:
An der Vorwelt Mutterbrust
Trinke du in vollen Zügen
Jedes Schaffens Götterlust.

Nur wenn Geist und That sich einet,
Schönheit beide hold verwebt —
Mannheit sich durch Frommheit reinet,
Dann erst heißt es recht gelebt. —

So für's Alte, so für's Rechte
Deutsche Brüder, seid geeint:
Jeder forsche, bilde — fechte,
Bis der Siegestag erscheint.

Also sei's! — dem Grabesschooße
Heil'ger Vorzeit nun entsteigt,
Hohe Geister, menschlich große,
Nehmt die Spende frohgeneigt! —

7.

Schreiben des G. R. R. Hoffmann an das Präsidium (siehe oben S. 48).

Magnifice!

Dem verehrlichen Präsidium der diesjährigen Versammlung der Philologen und Schulmänner bin ich beauftragt, im Namen des Vorstandes der deutschen-morgenländischen Gesellschaft ein Exemplar des

Jahresberichts der deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1845—1846 (Leipz. 1846. 8.)

gehorsamst zu überreichen. Die geehrte Versammlung wird daraus, wie wir hoffen, nicht ohne Theilnahme sehen, welche Ausdehnung diese Gesellschaft in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon gewonnen hat. Genehmigen Sie die Versicherung der vollkommensten Hochachtung, in welcher beharret

Ew. Magnificenz

ganz ergebenster

Jena, den 1. October 1846.

D. A. G. Hoffmann,
Präsident der Orientalisten-Versammlung.

Herrn Geh. Hofrath D. Hand, Magnificenz,
als Vorstand der Philologenversammlung.

8.

Dr. Stetter's Brief an das Präsidium
(nach dem Schlusse der Versammlung eingegangen, siehe S. 24).

Verehrte Geschäftsführer des Philologenvereins!

Weil ich wegen verzögerter Prüfung selbst nicht kommen konnte, sende ich hiermit ein Schriftchen nebst der Versicherung, daß ich etwa 12000 Eigen- besonders Orts- und Flußnamen meist aus Deutschland, aber auch aus den andern 4 Welttheilen gesammelt, erklärt, und da alle das Nämliche bedeuten und einer und derselben Ursache ihre Entstehung verdanken, durch 12000 Beweise unwidersprechlich begründet und bewahrheitet habe. Ich bin überzeugt, daß die vielen 100,000 Ortsnamen auf Erden meist demselben Gesetze folgen, und daß sie folglich sehr leicht erklärbar sind. Daß die allgemeine vergleichende Sprachkunde ungemein dadurch gefördert wird, leuchtet ein. Aber ein einzelner Mensch ohne Karten, Orterbücher und Wörterbücher von sehr vielen Mundarten und Sprachen kann diese unendliche Masse unmöglich bewältigen, erörtern und ins Reine bringen. Dazu ist ein Verein nöthig. Auch muß man sehr viele zweifelhafte Ortsnamen, die nicht leicht durch Induction und nach der Analogie einleuchten, durch Besich-

Digitized by Google

tigung der Lage herausbringen; man muß also reisen oder reisen lassen, wer für solche Forschungen ein eingeweihtes Auge und Naturſinn hat. Denn die meisten Ortsnamen sowohl alte als neue verdanken einer natürlichen Ursache ihre Entstehung. Jena, Berlin, Dresden, Wittenberg, Athen, Theben, Weimar, Hamburg, Lüneburg, Prag u. s. w. und vielleicht die Hälfte aller deutschen Ortsnamen kann man bei mir 1000fältig beurkundet finden, wozu ich jeden Anwesenden bei dem Vereine sehnlichst einlade. Es durch den Druck zu veröffentlichen, dazu fehlt es mir an Zeit, auch möcht ich gern eine Masse von etwa 100,000 beisammen haben, um Alles noch tausendfältiger zu bewahrheiten. Aber so kopfbrechenden Anstrengungen erliegt vielleicht meine schwache Gesundheit, die durch so arge Beschäftigungen außer den Schulstunden sehr gelitten hat. Wäre es nicht möglich, daß, nachdem man meine Forschungen untersucht und sie als begründet gefunden, mir durch den Einfluß des Philologenvereins Hilfsmittel, besonders die genauesten Karten über alle Länder und eben solche Oerter- und Wörterbücher an die Hand gegeben würden, um wenigstens in etwa 1 Jahre die meisten Ortschaften Deutschlands völlig zu erörtern und auf alle Zeiten auch geographisch zu begründen? Nicht einmal aus den Bibliotheken der nächsten Umgegend wurden mir Hilfsmittel gereicht, und zum Hinreisen hab ich durch mein Amt gebunden keine Zeit. Ohne allgemeine Unterstützung kann ich, weil ich doch wenigstens 40—50,000 Ortserklärungen auf einmal liefern möchte, um durch die Hülle und Fülle unwidersprechlich Alles zu beweisen, nicht so bald etwas zu Tage fördern, weil mir auch meine Unterrichtsstunden viel zu schaffen machen. Wenn meine Bestrebungen, die auch die meisten Eigennamen der alten griechischen und römischen Welt, also Ganges, Indus, Nil, Theben, Athen, die auch 1000mal im westlichen Europa wieder vorkommen, Anklang und Unterstützung finden sollten, so wär' es mir sehr lieb des gewiß erfreulichen, Sprachen- und Natur- und Länderkunde fördernden Ergebnisses wegen. Ich ersuche deßhalb das hochlöbliche Comitee (Κομιδή) die Versammlung sowohl mit diesem Schreiben, als auch mit dem Wesentlichsten aus dem Programm gefälligst bekannt machen zu wollen.

Voll Verehrung und Hochachtung

Ihr

Konstanz den 25. Sept. 1846.

ergebenster

Stetter.

Druckfehler.

S. 8	Nr. 294	statt D. Schottin	lies D. Sch.	S. 51,	B. 23 v. o.	statt noch Herodot	lies nach H.
— 16,	B. 6 v. u.	— werden	— worden	— 53,	— 5 — —	— Form	— Ferne
— 21,	Anm.	— S. 2	— S. 3.	— 54,	— 14 v. u.	— ἐτι	— ἐστι
— 24,	B. 8 v. o.	— Philologicorum	— Philologicarum	— 63,	— 8 — —	— φολκός	— φολκός
— 31,	B. 8	— naiven	— naivem	— 64,	— 8 — —	— spectile	— spetile
— 34,	B. 13	— hr	— ihr	— 68,	— 5 — —	— einem	— einen
— 35,	B. 10	— an den	— an dem	— 69	in der Ueberschrift	statt vierten	— dritten
— 36,	B. 17	— ſie	— ſie	— 80,	— 16 v. u.	— Gegenstund	— Gegenstand
— 39,	B. 16 v. u.	— οὔθ'	— οὐ δ'	— 85,	Anm. B. 7	— eo	— ed.

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN

DER ZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN BASEL

DEN 29 UND 30 SEPTEMBER UND 1 UND 2 OCTOBER 1847.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG VON J. J. MAST.

1848.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mitgliederverzeichniss.

(Ein vorangesetzter Stern bezeichnet die Orientalisten.)

1. Fr. Dor. Gerlach, d. Z. Rector der Universitæt Basel.
2. Wilh. Vischer, Dr. u. Prof. in Basel.
* 3. Wilh. Mart. Leber. de Wette, Prof. in Basel.
* 4. Joh. Jac. Stæhelin, Theol. Dr. u. Prof. in Basel.
* 5. Konr. Dietr. Hassler, Dr. u. Prof. in Ulm.
6. Friedr. Fischer, Dr. u. Prof. der Philosophie in Basel.
7. Dr. Streuber, Privatdocent an der Universitæt Basel.
8. C. F. Schœnbein, Prof. der Chemie in Basel.
9. Ludw. de Wette, Med. Dr. in Basel.
10. Eman. Schneider, J. U. D. in Basel.
11. Andr. Heusler, J. U. D. in Basel.
12. Karl v. Speyr, J. U. D. in Basel.
13. Luigi Picchioni, Dr. u. Prof. in Basel.
14. Eduard Böcking, Prof. der Rechte in Bonn.
15. Christian Walz, Prof. der Philologie in Tübingen.
16. K. R. Hagenbach, Theol. Prof. in Basel.
17. Joh. Georg Müller, Theol. Prof. in Basel.
18. K. G. Jung, Med. Dr. u. Prof. in Basel.
19. D. Heussler-Thurneysen in Basel.
20. Dr. Drechsler, Privatdocent an der Universitæt Basel.
21. Joh. Rud. Burckhardt, J. U. D. in Basel.
22. Jac. Burckhardt, Antistes von Basel.
23. K. Franke, Prof. in Halle.
24. Chr. Theophil Schuch, Prof. in Bruchsal.
25. Dr. J. Ritz, Gymnasiallehrer in Eschwege.
26. Fr. Karl Grieshaber, Geistl. Rath u. Prof. in Rastatt.
27. Dr. Karl Ludw. Roth, Ephorus des theol. Seminars in Schœnthal.
28. Eduard Thurneysen, J. U. D. in Basel.
*29. Wilh. Hoffmann, Prof. d. Theol. u. Inspector d. Evang. Missionsanstalt in Basel.
*30. J. F. Schœn, Missionar in Basel.
31. C. F. Meisner, Med. Dr. u. Prof. in Basel.
32. K. Wassmannsdorf, Cand. Philol. und Turnlehrer in Heidelberg.
*33. Baron von Eckstein in Paris.
34. Alois Biedermann, Pfarrer in Münchenstein.
*35. Dr. A. G. Hoffmann, Geheimer Kirchenrath in Jena.
36. Ludwig Seeger, Docent in Bern.
37. Phil. Reber, Cand. Med. in Basel.
38. C. F. Zimmermann, S. M. C. in Basel.
39. J. Christ. Weiss, S. M. C. in Basel.
40. Dr. Rost in Gotha.
41. Dr. Joh. Rud. Burckhardt, Rector Gymn. in Basel.
42. C. R. Preiswerk, V. D. M., Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
43. Wilhelm Schmidlin, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
44. Louis Girard, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
45. Dr. Remigius Meyer, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
46. Dr. K. L. Roth, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
47. Dr. Ernst Hauschild, Gymnasiallehrer in Basel.
48. L. A. Woringer, Lehrer am Gymnasium in Basel.
49. Theophil Burckhardt, Lehrer am Gymnasium in Basel.
50. Heinr. Meyer, Lehrer am Gymn. in Basel.
51. Joh. Heinr. Frey, Rector der Realschule in Basel.

Digitized by Google

52. Karl Buxtorf, Lehrer an der Realschule in Basel.
53. J. J. Schäublin, Hauptlehrer an der Realschule in Basel.
54. J. Haldy, Hauptlehrer an der Realschule in Basel.
55. Wilh. Rumpf, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
56. Balthasar Reber, Dr. Phil. in Basel.
57. J. Hess, Pfarrer in Basel.
58. Julius Lehmann, Vorsteher einer Töchterschule in Basel.
59. C. F. Girard, Phil. Dr. u. Prof. in Basel.
60. Adolf Spiess, Turnlehrer in Basel.
61. Schleip, Pfarrer in Binningen.
62. Dr. Götz in Binningen.
*63. Sam. Preiswerk, Phil. Dr., Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.
64. Zündel, Prof. in Lausanne.
65. Immanuel Stockmeyer, Pfarrer zu St. Martin in Basel.
66. Gottlieb Bischoff, J. U. D. in Basel.
67. A. Heitz, J. U. D. in Basel.
68. Leonh. Oser, S. M. C., Lehrer in Basel.
69. Bened. Meyer, Lehrer in Basel.
70. Dr. Abr. Heussler, Rector d. Töchterschule in Basel.
71. Ed. Wüstemann, Prof. in Gotha.
72. Dr. Firnhaber, Prof. in Wiesbaden.
73. Dr. Victor Kaiser, Lehrer in Solothurn.
74. Prof. von Sinner, Bibliothecar der Universität Paris.
75. Dr. Ludw. Uhland in Tübingen.
76. Wilh. Wackernagel, Prof. in Basel.
77. Heinr. Iselin, Med. Dr. in Basel.
78. J. Dœderlein, Prof. in Erlangen.
79. Bäumlein, Ephorus in Maulbronn.
80. Rettig, Prof. in Bern.
81. Zell, Prof. u. Geheimer Hofrath in Heidelberg.
82. J. Heimlicher, Architect in Basel.
*83. Hitzig, Prof. in Zürich.
84. Deimling, Lehrer in Mannheim.
85. Kreuser, Prof. am Gymnasium in Köln.
86. J. J. Miville, Pfarrer in Basel.
*87. C. Dilthey, Oberstudienrath in Darmstadt.
88. F. Oser, Pfarrer in Waldenburg.
89. Bischoff, Pfarrer zu St. Theodor in Basel.
90. A. Frey, Med. Dr. in Basel.
91. Rud. Rauchenstein, Dr. Phil., Rector der Cantonsschule in Aarau.
92. Rappenegger, Geistl. Rath und Prof. in Mannheim.
93. J. Schiess, Lehrer in Aarau.
94. F. Rauchenstein, Prof. in Aarau.
95. A. Keser, Lehrer in Aarau.
96. J. Honegger, Dr. u. Prof. in Aarau.
97. Heinr. Schällibaum, Prof. in Chur.
98. Dr. Fr. A. Eckstein in Halle.
99. Franz Hörler, S. M. C., Lehrer in Basel.
*100. Ed. Reuss, Prof. Theol. in Strassburg.
101. Piper, Prof. Theol. in Berlin.
102. Emil Heitz, Licentiat d. Phil. in Strassburg.
*103. Bergmann, Prof. Theol. in Strassburg.
104. Günther, Lehrer d. Bezirksschule in Liestal.
105. Dr. Zwissler in Reutlingen.
106. Dr. Düntzer, Bibliothecar in Köln.
107. Dr. Moser, Rector und Prof. in Ulm.
108. K. Fr. Hermann, Dr. u. Prof. in Göttingen.
109. A. LaRoche, J. U. D., Appellationsrath in Basel.
110. J. C. Ammann, Pfarrer in Hüttlingen.
111. Chr. Bernoulli, Lehrer an der Realschule in Basel.
112. Behaghel, Prof. am Lyceum in Mannheim.
*113. Dr. R. Roth in Tübingen.
114. O. Birmann, J. U. D. in Basel.
115. J. F. Stumm, des Raths in Basel.
116. Deputat LaRoche in Basel.
117. Dr. H. Meyer in Zürich.
118. Scherm, Prof. in Constanz.
119. Provence, Lehrer in Müllheim.
120. Duffner, Prof. in Freiburg.
121. Langenbach, Gymnasiallehrer in Offenburg.
122. Eckert, Lehrer am Lyceum in Freiburg.
123. Prof. Dr. Peter Merian, des Raths in Basel.
124. Dr. Brüggemann, Geheimer Rath in Berlin.
125. H. Hugendubel, Realschuldirector in Bern.
126. Theile, Prof. in Bern.

Digitized by Google

127. Dr. A. N. Bœhner, Pfarrer in Dietlikon.
128. H. Schneider, Cand. Philol. in Basel.
129. Dr. F. Tripet, Lehrer in Basel.
130. Rüetschi, Director des Progymnasiums in Bern.
131. L. H. Roth, Pfarrer in Buggingen.
132. S. Vœgelin, Prof. am Gymnasium in Zürich.
133. Dr. J. G. Baiter, Prof. in Zürich.
*134. Pfarrer LeGrand, Inspector des Alumneums in Basel.
135. Prof. Jahn in Bern.
136. Friedr. Fiesinger, Lehrer am Progymnasium in Bern.
137. Ferd. Künkelen, Lehrer am Progymnasium in Bern.
138. Benedict Vischer in Basel.
139. Kürsteiner, Conrector des Gymnasiums in Basel.
140. J. U. Fæsi, Prof. in Zürich.
141. Hagnauer, Prof. an der Cantonsschule in Aarau.
142. J. J. Bachofen, J. U. D. in Basel.
143. A. Otto, ehemaliger Rector der Töchterschule in Basel.
144. Dr. Kissel in Basel.
*145. Prof. Dr. Wüstenfeld in Gottingen.
146. Pfarrer Rinck in Grenzach.
147. Lucas Meriau, vormals des Raths in Basel.
148. Dr. Junker, Prof. und Director des Pædagogiums in Lörrach.
149. Pfarrer Propst in Dorneck.
150. Pahl, Rector und Prof. des Lyceums in Tübingen.
151. LaRoche, Pfarrer zu St. Peter in Basel.
152. Chr. Bernoulli, Prof. in Basel.
153. Ch. Beck, Lehrer in Basel.
154. J. R. Lindenmeyer, Lehrer in Basel.
155. Julius Cæsar, Prof. in Marburg.
156. J. Rud. Linder, Pfarrer in Reigoldswil.
157. Joh. Schmid, Pfarrer in Muttenz.
158. Rauschenplat, J. U. D. in Strassburg.
159. Friedr. Fæsch, Lehrer in Basel.
160. J. J. Buser, Lehrer in Basel.
161. Friedr. Schaffner, Lehrer in Basel.
162. Phil. Hindermann, Lehrer in Basel.
163. Luc. Burckhardt, Waisenvater in Basel.
*164. Dr. Philipp Wolff, evangel. Stadtpfarrer in Rottweil.
165. Nic. Bohny, Lehrer in Basel.
166. Gustav Bruckner, J. U. D. in Basel.
167. Daniel Ecklin, Med. Dr. in Basel.
168. Rud. Respinger, Pfarrer in Basel.
169. D. A. Fechter, Phil. Dr., Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
170. Hindermann-Zæslin in Basel.
171. Rud. Fetscherin in Bern.
172. Jos. Eckert, Prof. in Basel.
173. Ed. Tobler, Lehrer in Basel.
174. Raillard, Med. Dr. in Basel.
175. Pfarrer Huber in Basel.
176. Melchior Berri, Architect in Basel.
177. Pfarrer Stæhelin in Basel.
178. Minder, des Raths in Basel.
179. Aug. Stœber, Prof. in Mülhausen.
180. Fürstenberger, des Raths in Basel.
181. Martin Klotz, Cand. Theol. in Chur.
182. Ernst Reiter, Musikdirector in Basel.
183. Lichtenhahn, J. U. D., Staatsschreiber in Basel.
184. Abr. Eman. Frœhlich, Pfarrer in Aarau.
185. Klein, Prof. in Mainz.
186. Nüsslin, Prof. und Geheimer Hofrath in Mannheim.
187. A. Gerstner, Prof. in Karlsruhe.
188. C. F. Gockel, Hofrath u. Prof. in Karlsruhe.
189. Dr. Wilh. Gerstner in Freiburg.
190. J. P. Müller, S. M. C., Lehrer in Basel.
191. Dr. A. Rein, Rector der höheren Bürgerschule in Crefeld.
192. Wiener, Gymnasiallehrer in Lausanne.
193. Süpfle, Hofrath u. Prof. in Karlsruhe.
194. Ludwig Kelterborn, Gymnasiallehrer in Basel.
195. Karl Bender, Institutsvorsteher in Weinheim.
196. D. Seisen, Lic. Theol., Director der höheren Bürgerschule in Schopfheim.

Digitized by Google

197. J. J. Merian in Basel.
*198. C. F. Schlienz, Missionar in Basel.
199. Franz Weissgerber, Prof. am Lyceum in Rastatt.
200. Heinrich Zehntner, Bezirksschullehrer in Böckten.
201. K. Pabst, Lehrer am höheren Gymnasium in Bern.
202. Georg Denz, Pfarrer in Trimmis.
203. Joh. Riggenbach, Pfarrer in Bennwil.
*204. Rettberg, Consistorialrath und Prof. in Marburg.
205. Karl Sartorius, S. M. C. in Basel.
206. Rud. Hotz, Lehrer in Basel.
207. David Witzig, Lehrer in Basel.
208. Pfarrer Cherbuin, Lehrer in Basel.
209. Specht, Diaconus in Lörrach.
210. Strack, Professor in Berlin.
211. Pfarrer Wick-Hindermann in Basel.
212. K. Kramer, Bezirksschullehrer in Reinach.
213. Stælin, Oberbibliothecar in Stuttgart.
214. Camerer, Ober-Regierungsrath in Stuttgart.
215. Oeri, Pfarrer in Lausen.
216. Felix Sarasin, Bürgermeister von Basel.
217. Pfarrer Adolf Sarasin in Basel.
218. Platner, Geh. Hofrath u. Prof. in Marburg.
219. Dr. Wilh. Rein, Prof. in Eisenach.
220. Albert Braun, Pfarrer in Mülhausen.
221. von Mechel, Commandant von Basel.
222. Ehrenfeuchter, Prof. in Göttingen.
*223. Dr. Aug. Koch, Privatdocent d. Theol. in Zürich.
*224. E. Rœdiger, Dr. u. Prof. in Halle.
225. E. Kern, S. M. C. in Basel.
226. Kettiger, Schulinspector von Baselland.
227. J. Senn, Bezirksschullehrer in Terwil.
228. Sam. Preiswerk, Pfarrverweser in Langenbruck.
229. Günzler, S. M. C., Lehrer am Missionshause in Basel.
230. F. W. Dralle, Bezirksschullehrer in Terwil.
231. Becker, Bezirksschullehrer in Waldenburg.
232. Wilh. Fetscherin, Lehrer in Bern.
233. C. Krieger, Lehrer in Bern.
234. Hitzig, Pfarrer in Tüllingen.
235. Zimmermann in Lörrach.
236. Alois Dietschy in Rheinfelden.
237. Rud. Merian, Dr. u. Prof. in Basel.
238. Schorr, Gymnasialassistent in Hof.
239. L. Schneider, Bezirksschullehrer in Sissach.
240. Bossard, S. M. C., Lehrer in Basel.

Digitized by Google

VERHANDLUNGEN DES VEREINS

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN.

ZWEITES LUSTRUM.

FÜNFTE ABTHEILUNG.

1847.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

PROTOCOLL DER ALLGEMEINEN SITZUNGEN.

ERSTE SITZUNG. 29 SEPTEMBER.

Der Präsident, Prof. GERLACH, begrüsst vorläufig und kurz die schon zahlreich anwesenden, worauf nach eben desselben Vorschlag zu Secretären der Versammlung ernannt werden Prof. WACKERNAGEL von Basel, Rector ECKSTEIN von Halle, Prof. SAL. VŒGELIN von Zürich und Dr. STREUBER von Basel. Es folgen die übrigen vorbereitenden Geschäfte: Verlesung der bis jetzt in das Mitgliederverzeichniss eingetragenen Namen, Ankündigung der Vorträge die zu erwarten stehn, Angabe der Schriften die der Versammlung vorgelegt und gewidmet worden (s. Beilage 2), dieses alles durch WACKERNAGEL und ECKSTEIN; sodann, durch den Präsidenten zur Berathung gegeben, die Frage der Ortswahl für die nächstjährige Zusammenkunft: es sei eine Stadt des Preussischen Königreiches, von dem leider abwesenden THIERSCH sei München, von SINTENIS Dessau in Vorschlag gebracht. Da es zweckmässiger scheine, den Gegenstand zuerst an eine Commission zu weisen, möge eine solche aus dem Vicepräsidenten Prof. VISCHER, Geheimenrath BRÜGGEMANN, Oberschulrath ROST, Rector ECKSTEIN und einem Orientalisten bestellt werden. Die Gesellschaft genehmigt und bestätigt; den Orientalisten bleibt ihr Abgeordneter noch zu wählen.*) Nachdem WACKERNAGEL die Tagesordnung noch einmal vorgelesen, regt das Präsidium eine zweite Geschäftsfrage an, ob nämlich die Spaltung des Vereins in zwei getrennte Sectionen, eine philologische und eine pädagogische, so nöthig und erspriesslich sei, wie das Manchen scheine; ihm dünke es gerathener, Vorträge von allgemeinerem Interesse auch vor allgemeine Sitzungen zu bringen und nur speciellere vor Sectionen; diese aber sollten durch ganz freies Zusammentreten gebildet werden.

Die weitere Besprechung ward gehindert durch den Eintritt der HOHEN REGIERUNG; von dem Vicepräsidenten empfangen, nahm dieselbe Platz auf den ihr vorbehaltenen Sitzen, und nun erst eröffnete der Präsident Prof. GERLACH die Versammlung des Jahres 1847 durch folgende festliche Begrüssungsrede

über Gang und Richtung der philologischen Studien in Basel während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Vor allem heisse ich die Philologen, Schulmänner und Orientalisten, und alle Freunde dieser Studien, welche aus Deutschland, aus der Schweiz und den angränzenden Ländern sich hier versammelt haben, herzlich in unserer Stadt willkommen. Wie bekannt, wurde durch den Beschluss der vorjährigen Versammlung in Jena Basel als nächster Versammlungsort bezeichnet. Je weniger

*) Sie bestimmten nachher zu ihren Stellvertretern Prof. DE WETTE von Basel und den Geheimen Kirchenrath Prof. HOFFMANN von Jena.

Digitized by Google

wir auf diese Auszeichnung Anspruch machen konnten, desto mehr fühlten wir das Gewicht der Verpflichtung, welche uns durch diese Schlussnahme auferlegt worden ist. Wenn wir also billigen Anforderungen nicht genügen sollten, so werden Sie, verehrte Herren! diess weniger einem Mangel an Pflichteifer zuschreiben wollen, als äussern Umständen, die zu beseitigen nicht in unserer Macht stand. Ohnedem dürfen wir die gegründete Hoffnung hegen, dass die Gegenwart so vieler ausgezeichneter Männer, die wir hier zu begrüssen die Ehre haben, dasjenige reichlich überwiegen werde, was etwa in den getroffenen Anordnungen mangelhaft erscheinen mag. Darum sind wir einer freundlichen Nachsicht von Ihrer Seite gewiss. Wenn ich nun namentlich die nächste Pflicht des Vorstandes ins Auge fasse, unsere Versammlungen auf eine geziemende Weise zu eröffnen, so schien mir weder mit dem Zwecke, der uns hier vereinigt hat, noch mit dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft überhaupt im Widerspruch, einen Rückblick auf jene für unsere Stadt nicht minder als für das gesammte wissenschaftliche Europa bedeutsame Zeit zu werfen, wo in Folge der Gründung der Universität ein neues Geistesleben in Basel erweckt ward; und zwar werden wir uns auf die Würdigung der philologischen Studien beschränken, welche damals nicht nur die gemeinsame Quelle und Grundlage des gesammten wissenschaftlichen Lebens gewesen sind, sondern der Form wie dem Inhalte nach die Wissenschaft selbst enthielten. Also den Gang und die Richtung der philologischen Studien an der Universität Basel in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu schildern soll meine Aufgabe sein.

Nachdem Aeneas Sylvius Piccolomini, in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um den päpstlichen Stuhl, selber mit der dreifachen Krone geschmückt worden war, gedachte er mit wohlwollender Gesinnung des vielen Guten, welches er als Schreiber des Conciliums während seines sechzehnjährigen Aufenthaltes in der Stadt Basel erfahren hatte und verlieh den Bürgermeistern, Räthen und der Gemeinde der schönen, gesunden und zu Allem wohlgelegenen Stadt Basel auf ewige Zeiten eine Universität in aller göttlichen und menschlichen Wissenschaft und allerlei geistlichem und weltlichem Recht. Nicht ganz unerwartet kam diese Gunst der Bürgerschaft. Denn es war nach dem Chronisten auf des Raths fleissig Ansuchen geschehen, und auch der Freibrief des Papstes bezieht sich auf ein deshalb an ihn gestelltes Begehren. Dieser Wunsch des Volks giebt dieser Vergabung einen höhern Werth als die wohlmeinende Gesinnung des Papstes. Das Gutachten, welches über die Ausführung der gedachten Massregel sich aussprach, durfte als Grund geltend machen, „was maassen die Stadt Basel jeweilen in hohen Ehren und Weisheit hargekommen und von Jedermann in der Nähe und Ferne dafür gehalten worden sei.“ Wie damals überhaupt über diese Sache geurtheilt worden sei, ergiebt sich aus dem Schluss desselbigen Gutachtens, welcher also lautet: „Wiewohl in allen Sachen, die fürs Künftige Gutes und Arges auf sich tragen, des Guten eine starke Hoffnung und auch hingegen das Arge nicht unbillig zu fürchten sei, so gehöre doch jeder tapfern Regierung die Eigenschaft zu, dass man kein Gutes und besonders ein so grosses, löbliches und gemeiner Christenheit köstliches Gut, um keinerlei zaghafter und menschlicher Furcht willen, unterwegen lassen, sondern ihm mit der Hülfe Gottes redlich nachgehen, und Alles was widerwärtiges darin fallen möchte, mit guten Ordnungen und Satzungen, mit tapferer Handhabung derselben, nach menschlicher Möglichkeit versorgen und abführen solle; denn wenn dieses nicht von Anfang aller Regierungen so gehalten worden wäre, sondern allwege die menschliche Furcht vor dem Argen die Kraft guter Zuversicht und Hoffnung verdrängt hätte, so würde nie einige Sache vorgenommen noch zu Ende gebracht worden sein.“

So dachten in jenen Zeiten die Bürger von Basel und dieser Gesinnung ward die Stiftung der hohen Schule verdankt.

Digitized by Google

Wenn nun der Aeusserung und Bethätigung solcher Gesinnungen gegenüber der Scharfsinn derer, welche in allen menschlichen Handlungen eine selbstsüchtige Grundlage wittern, geltend machen wollen, dass weder von Seiten des Papstes und des Bischofs, noch von Seiten der Bürgerschaft diese Stiftung ganz ohne Rücksicht auf eignen Vortheil gemacht worden sei, indem der Papst darin eine Aeusserung seiner Machtvollkommenheit als Spender aller geistlichen und weltlichen Güter, der Bischof eine Vermehrung seines Ansehens und Einflusses, in dem Vorstand einer durchaus unabhängigen gelehrten Körperschaft, der Rath endlich und die Bürgerschaft die mannigfachen Vortheile, welche die Herbeiziehung vieler Fremden gewährte, hauptsächlich im Auge gehabt habe, so können wir auf diese trostlose Betrachtungsweise nur erwiedern, dass wie im Menschen die unsterbliche Seele geknüpft ist an den gebrechlichen Leib, so überhaupt kein hohes und edles Streben je ohne eine leibliche Unterlage zur Verwirklichung gekommen ist; dass aber der höhere Mensch sich dadurch über das Gewöhnliche erhebt, dass ihm keine irdischen Rücksichten das offene Auge für die geistigen Güter trüben, zu denen er sich emporgehoben fühlt, während niedrige Gesinnung ewig am Boden kriecht.

Näher gebracht ward ohne Zweifel jener Gedanke dem Herzen der Bürger dadurch, dass Basel kurz vorher während eines Zeitraums von sechzehn Jahren die auserwählten Häupter der gesammten Christenheit in seinen Mauern vereinigt hatte. So viele Gesandten von Fürsten, Grafen, Stiftern und Universitäten, die Menge Cardinäle, Patriarchen, Prälaten und Bischöfe, welche durch die Kraft des Geistes das Schiedsrichteramt in allen weltlichen und geistlichen Dingen geübt, Botschaften abgeordnet, Krieg beschlossen, Päpste ein- und abgesetzt, Unterhandlungen mit den Fürsten des Abend- und Morgenlandes gepflogen, und allen irdischen Glanz und Herrlichkeit in sich vereinigt hatten, mochte auch bei den Laien eine Ahnung von der Bedeutung geistiger Thätigkeit erwecken und aller Welt kund thun, dass es nichts Köstlicheres gebe als die Perle der Wissenschaft und nichts Gewaltigeres als das Schwert des Geistes. In politischer Beziehung hatte die Ruhe und Ordnung, welche während der Dauer des Conciliums in der Stadt geherrscht, trotz dem dass so viele Hunderte mit Dienern und Gefolge unter freiem Geleite in der Stadt verweilt, und der Ueberfluss an allem Nothwendigen zugleich die Möglichkeit dargethan, dass ohne Schaden des gemeinen Wesens, viel eher zur Vermehrung des Verdienstes, der hohen Schule mit ihren Angehörigen als einer freien Körperschaft unter eigener Gerichtsbarkeit gar wohl der Sitz in der Stadt Basel gestattet werden könne. Alle diese Gründe mochten den Bedenklichkeiten gegenüber, welche ein wohlweiser Rath zu erheben nicht unterlassen hatte, geltend gemacht werden, bis nach langem Ueberlegen, Erwägen, Rathschlagen, nachdem auch noch die Pfründen zur Aussteuerung der hohen Schule waren angewiesen worden, am 4. April 1460 von dem Bischof Joh. von Venningen dem Ritter Hans von Flachsland, regierendem Bürgermeister, die päpstliche Bulle in der Münsterkirche feierlich überreicht, der Dompropst Georg von Andlau zum Rector bestellt, und damit die Eröffnung der hohen Schule feierlichst erklärt wurde.

Die Gründung einer Schule der Wissenschaft ist zu allen Zeiten mit Recht als ein bedeutendes Ereigniss in der Geschichte eines Volkes betrachtet worden. Denn sei es, dass dabei mehr die geistige Strebekraft der Gesammtheit oder die besondern Neigungen Einzelner hervortreten, immer beurkundet sich dadurch eine Achtung des höhern geistigen Lebens, welche die Grundlage aller wahrhaft menschlichen Gesittung ist. Im letzten Jahrhundert des Mittelalters aber waren die Universitäten für Deutschland nicht nur der Brennpunkt, sondern auch die Quelle aller höhern Erkenntniss, weil die philosophische Facultät zugleich die Stelle des höhern Gymnasiums vertrat, die Klosterschulen aber in den Händen der Dominicaner und anderer mönchischer Orden immer

Digitized by Google

mehr zu einem hohlen Formalismus herabgesunken waren. Andere Hülfsmittel eines regen geistigen Verkehrs, eine Bildung ausser den enggezogenen Schranken der Schulen, den Bücher und Schriften, welche dem allgemeinen Standpunkt volksthümlicher Bildung entsprachen, waren ebensowenig vorhanden als vermisst. Weder die Erfindung der Buchdruckerkunst noch die Uebersiedelung einer Anzahl Griechen aus dem zerstörten Constantinopel nach dem westlichen Europa hatte anfangs diese Hemmungen beseitigt. Denn der Einfluss der letztern beschränkte sich für die erste Zeit nur auf Italien; und eigentliche Volksbildung, insofern sie durch die Schulen vermittelt wird, lag im Allgemeinen nicht in den Bestrebungen damaliger Wissenschaft. Es ist überhaupt eine für das heutige Bewusstsein höchst schwierige Anforderung sich ein klares Bild jener Zeit zu entwerfen, wo die eigenthümlichen Züge mittelalterigen Lebens sich mehr und mehr verwischten, aber etwas Neues und Verschiedenes sich noch nicht gebildet hatte. Es ist eine Zeit der Auflösung und Zerrüttung, des neuen Schaffens und frischen Wachsens, kurz der schroffsten Gegensätze, welche gleichzeitig zur Erscheinung kommen. Dieser Kampf widerstrebender Elemente hat noch immer eine neue Zeit bereitet, und sei es zum Bösen, sei es zum Guten, einen mächtigen Umschwung der Dinge herbeigeführt. In der furchtbarsten Zerrissenheit, unter den schmerzhaftesten Geburtswehen ward die Zeit bereitet, wo in dem Herzen Deutschlands der Pulsschlag des geistigen Lebens für Europa entzündet ward. Denn damit der Geist entfesselt werde, musste die Form in Trümmern gehen.

Also sehen wir das römisch-deutsche Kaiserreich in der tiefsten Erniedrigung, ein Spielball des Ehrgeizes mächtiger Fürsten, ohnmächtig und ausser Stand die Geschicke des deutschen Volks zu lenken oder der Macht der Ereignisse durch Weisheit zu begegnen. Wir finden einen stolzen und übermüthigen Adel so ganz ohne Einsicht in die tiefen Bewegungen der Zeit, dass er im fruchtlosen Widerstande gegen die Anforderungen des freien Bauernstandes und die höhern Bestrebungen städtischer Bürgerschaften sich verbluten musste, weil in der Schlacht die Bedeutung der Ritterschaft durch die Kraft des Fussvolks, im öffentlichen Leben ihr Einfluss durch den wachsenden Wohlstand und die Gewerbsthätigkeit der Bürger, so wie durch die Bildung und den Reichthum des Handelsstandes gefährdet wurde. Und so ganz ist schon das Gefühl für vaterländische Ehre in diesem Stand erstorben, dass auf seinen Betrieb zumal jene zügellosen Horden welscher Söldner Hochdeutschland überschwemmen und der tückischen Staatskunst des Frankenkönigs die Brücke bauen, wodurch er eines der schönsten Länder des deutschen Reichs an sich gerissen hat. Gegen die Lehren des Christenthums, für welches in den frühern Zeiten die tapfersten Männer ritterlich gestritten, war bei dem Adel eine solche Gleichgültigkeit verbreitet, dass kurz nachdem die gelehrtesten Männer von ganz Europa in Basel zusammen gekommen waren, um die Heilung der Wunden zu versuchen, welche der Verfall des Glaubens, der Sitte und der Wissenschaft dem Vaterlande und der Kirchenzucht geschlagen, das letzte Bollwerk des Christenthums im Osten, Constantinopel, der rohen Kraft stürmender Osmanen zum Opfer fiel. Die Geistlichkeit endlich, nach den Ansprüchen der Kirche die eigentlichen Träger und Stützen des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens, hatten der grossen Mehrheit nach ihrer ursprünglichen Bestimmung so ganz vergessen, dass sie weit mehr auf Vermehrung weltlicher Macht und zeitlicher Güter und Befriedigung zügellosen Sinnengenusses bedacht waren, als dass sie das ihnen anvertraute Gut des Glaubens zu mehren und zu schirmen bemüht gewesen. Wie jede Kraft, wenn sie des Widerstandes entbehrt, erlahmt, so war die Geistlichkeit selber dem Verderben anheim gefallen, das sie früher im Kampfe mit kaiserlicher Macht abwehren zu wollen sich vermessen hatte. Also eine bessere Richtung konnte nur im Widerstreit mit der Wirkung dieser verderblichen Kräfte sich entwickeln. Und so geschah es. Der hierarchischen Erstarrung gegenüber war eine höhere

Digitized by Google

Lebensrichtung und Veredlung des Volkslebens vorbereitet worden durch die Brüder des gemeinsamen Lebens; welche Vereinigung schon ein Jahrhundert früher gestiftet (durch Gerhard Groote und fortgeführt durch Florentius Radewin und Gerhard Zerbold) nicht nur das eigene fromme Leben der Mitglieder und religiöse Volksbildung zum Zwecke hatte, sondern auch für die Wissenschaft einen nicht unbedeutenden Anstoss gab, durch Verbreitung nützlicher Lehrbücher und durch Verbesserung und Verallgemeinerung des Jugendunterrichts. Während von dem Bruderhause in Deventer aus diese Richtung in den Niederlanden und Norddeutschland, namentlich in den Städten der Hanse sich verbreitete und selbst nach Oberdeutschland drang und Männer wie Thomas a Kempis, Rodolphus Agricola und Conrad Celtes aus ihrer Mitte hervorgingen, wurde in Italien gleichzeitig durch die wieder gewonnene Kenntniss der griechischen Litteratur für eine freiere Behandlung der Wissenschaft die Bahn gebrochen. Hierdurch und dass im Lateinischen statt der Scholastiker und der unter mönchischem Einfluss entstandenen Schriften wieder die Kirchenväter und die eigentlichen klassischen Autoren gelesen und erläutert wurden, durchdrang ein frischer Hauch, eine belebende Kraft das gesammte Studium der Wissenschaften, welche zunächst auf den Universitäten hervortrat, aber in Italien namentlich auch durch einzelne Fürsten, durch Magistrate und Städtevorsteher gepflegt ward. Es war diese freie Bewegung der Geister, welche bald nach der Gründung auch auf der Universität Basel hervortrat, und welche in damaliger Zeit gepflegt zu haben ihr vorzügliches Verdienst gewesen. Dazu wirkte mit, dass sie auf die Statuten der Universität von Bologna gegründet war, welche stäts eine freiere Entwickelung als die Universität von Paris verfolgt hatte, wo die Theologie und die mit ihr verwandte Scholastik von Alters her ein eigenthümliches Uebergewicht ausgeübt hatte; eine Richtung welche auch in Cöln, einer Tochteranstalt von Paris, sich bemerklich machte. Für Basel kam der günstige Umstand hinzu, dass es eine neue Schöpfung war, frei von allen den Hemmungen, womit Tradition und Herkommen oft dem Bessern entgegentreten. Mag daher Aeneas Sylvius in seinem bekannten Briefe nur die Frömmigkeit der Basler Bürger rühmen, dagegen ihre Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaften tadelnd rügen, weil sie weder den Namen eines Cicero noch irgend eines andern Redners je hätten nennen hören, auch an den Werken der Dichter kein grosses Wohlgefallen fänden, so muss er doch selber das Studium der Grammatik, der Dialektik, der Logik und Musik anerkennen; und sein Tadel trifft Basel nicht mehr als die meisten deutschen Städte überhaupt, wo die Pflege der Wissenschaft im Vergleich mit Italien im Rückstand war. Dass aber in dieser Hinsicht schon zufolge des Conciliums in Basel eine wohlthätige Aenderung eingetreten war, geht eben aus der Gründung der Universität selber hervor; und wenn wir dabei die überwiegende Einwirkung des Bischofs und des Kapitels nicht verkennen mögen, so hat die Bürgerschaft jene Gedanken zu den ihrigen gemacht, und ihnen durch ihre Beschlüsse Gesetzeskraft verliehen. Dadurch also ward eine neue Werkstätte wissenschaftlichen Lebens an den Grenzen Deutschlands und der Schweiz gegründet, welche in Verbindung mit den Universitäten von Cöln und Heidelberg, die schon früherhin bestanden, in Verein mit der hohen Schule von Freiburg, die gleichzeitig gegründet ward, mit Mainz und Strassburg, Worms und Speier, welche seit alter Zeit durch Gewerbe, Handel, Kunst und Bildung blühten, die geistigen Strahlen um den Rheinstrom sammelte, der damals recht eigentlich die Pulsader deutschen Lebens war. Hatte früherhin vorzugsweise Paris als der Ort gegolten, von wo die höhere wissenschaftliche Weihe kam, und ward bisher in Italien, als dem Lande, das am wenigsten die Fesseln der Scholastik trug, die Quelle geistiger Belebung gesucht, so begann jetzo am Rheinstrom sich eine Schule deutscher Wissenschaft zu bilden, deren Wirksamkeit in weite Ferne sich erstreckte.

Digitized by Google

Drei Ursachen, ausser den oben erwähnten günstigen Verhältnissen, waren es vorzüglich, welche für diese erste Zeit der neugegründeten hohen Schule eine eigenthümliche Richtung und Bedeutung gaben. Es war diess der kräftige Aufschwung der Buchdruckerkunst in hiesiger Stadt, das glückliche Zusammentreffen einer Anzahl ausgezeichneter Gelehrter und der Eintritt Basels in den Bund schweizerischer Eidgenossenschaft, Ereignisse, welche in innerer Verbindung stehend, dennoch jedes auf eigenthümliche Weise zum Wachsthum der Universität beigetragen und ihren Einfluss gesteigert haben.

Weder der Adel noch die Priesterschaft wollten in jener Zeit die Thatsache anerkennen, dass ein Gefühl der Würdigkeit und ein Sinn für Selbstständigkeit die Landleute und die Bürger der Städte in einem solchen Grade durchdrungen hatte, dass weder weltliche Autorität noch geistliche Suprematie und verjährte Rechtsverhältnisse eine Geistesrichtung beherrschen konnten, welche im gesunden Volksgefühl erwachsen, durch beständige Kämpfe gekräftigt worden war. Es war ein der Hoffahrt der Mächtigen unerträglicher Gedanke, dass neben Königen und Fürsten, neben Adel und Pfaffen, neben Beherrschern und Beherrschten, ein Stand freier Landleute und Bürger sich bilden sollte, welcher im öffentlichen Leben das ewig unveräusserliche Recht freier Selbstbestimmung in Anspruch nahm. Nach Jahrhunderten war in Deutschland wieder der Geist des Volks erwacht; aber es war dasselbe ohne Recht und ohne Schutz, ausser welchen kaiserliche Freibriefe, wohlangewandte Spendungen, kluge Benutzung der Zeitverhältnisse, oder die Waffen in der Hand verliehen. Aber gegen die Dauer dieses unsichern Zustandes sträubte sich das Rechtsgefühl so wie das Bewusstsein angestammter Kraft. Wenn in den Niederlanden und im ganzen Reiche die freien Städte, und namentlich der mächtige Bund der Hanse durch Handel und Gewerbe, durch Verträge und Bündnisse und durch die Macht des Reichthums sich Ansehen, Einfluss und Geltung errungen hatten, so war dagegen in den Alpen der deutschen Schweiz ein unverdorbenes Rechtsgefühl, ein tiefer Hass und Abscheu gegen Missbrauch der Gewalt der Talisman uralter Freiheit. Dadurch hatten die einfachen Hirten und Landleute die waffenkundige Ritterschaft geschlagen und der Ausbreitung unersättlicher Herrschbegierde Maass und Ziel gesetzt. Das Anschauen der grossen ewigen Natur, der beständige Kampf mit der zerstörenden Gewalt der Elemente, der kühne Lebensmuth, der aus dem Hochgebirge in die Seele überströmt, hatte in den Bewohnern der Alpen ein Gefühl eigenthümlicher Kraft erzeugt, ein freudiges Vertrauen und einen wilden Trotz, der den Kampf selbst mit dem Schicksal wagt. Daher neben frommer Demuth und festem Glauben, neben tiefer Ehrfurcht vor dem Göttlichen und allem, was durch uralte Sitte geheiligt ist, ein kecker Sinn und ein freies Urtheil über menschliche Verhältnisse, das weder Glanz noch äusserer Schimmer blenden mag. Diese gleichsam aus dem Boden erwachsene Freiheit hatte, wie die Flamme in der Heide, durch das ganze Land von den Alpen bis zum Rheinstrom sich verbreitet und in den Städten mit dem ehrenfesten Sinne der Zünfte sich verschmolzen, welche in dem Streben nach gleichem Recht und guter Ordnung an den Söhnen des Gebirgs eine kräftige Stütze fanden. Die Wissenschaft, einem solchen Volk geboten, wird eigenthümlich sich gestalten. Der freie Geist der Forschung, der gewissenhaft die Wahrheit sucht, den nicht der Hohn sophistischen Uebermuths erzeugt, findet keinen Widerstand. Aber die Wissenschaft kann nicht als blosses geistreiches Spiel der Gedanken gelten, nicht als blosser Schmuck und Zier des äusserlichen Lebens sich behaupten. Wenn sie auch als schönste Blüthe des Menschengeistes gilt, so wird von ihr gefordert auch die Kraft zur That, die ins Leben tritt, die befruchtend und schöpferisch den Staat durchdringt. Wenn nun die Gründung der Universität vielleicht unbewusst und gegen die Absicht ihrer Stifter die Basler Bürgerschaft dem Geiste

Digitized by Google

schweizerischer Eidgenossenschaft noch mehr befreundet, so hat umgekehrt nach nicht langer Zeit die Aufnahme in den Bund auf die hohe Schule belebend eingewirkt. Sie hat als Freistätte sich bewährt, für Männer von freiem Sinn und Geist gegründet.

Die Pflege der Wissenschaft war damals, wie bekannt, besonders an die Erfindnng Guttenbergs geknüpft. Indessen war die Kunst die Werke des Geistes zu verbreiten noch keineswegs allgemein und erforderte ein höheres Maass eigener Einsicht und Thätigkeit als jetzt. Vielleicht kann nun Basel sich nicht berühmen, dass es in der Schweiz die erste Druckerei besass, aber das ist unzweifelhaft, dass in jener frühen Zeit die thätigsten und einsichtsvollsten Drucker in Basel ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Denn um von den frühern nicht zu reden, deren Verdienste weniger als ihre Wirksamkeit beglaubigt ist, so genügt es die Namen der Amerbache und Frobene, der Heerwagen und der Petri, des Oporinus, Cratander und Episcopius zu nennen, um eine künstlerische Thätigkeit zu bezeichnen, welche eben so ausserordentlich in ihrer Art als in ihren Wirkungen erfolgreich war. Der wissenschaftliche Eifer dieser Männer hat wahrhaft schöpferisch gewirkt, und Kräfte und Thätigkeiten hervorgerufen, die ohne diesen äussern Antrieb nie zur Erscheinung gekommen wären. Vorerst ist die würdige Auffassung ihres Berufs bei den meisten dieser Männer hervorzuheben, welche zum Theil selber in den Schulen der Wissenschaft gebildet, weit mehr durch einen edlen Wetteifer für die Ausbreitung der Litteratur, als durch Liebe zum Gewinn zu ihrem Berufe getrieben wurden; wie denn bekanntlich Johann Froben, trotz seiner ungeheuern Thätigkeit, sich keineswegs bereichert hat. Eben diese wissenschaftliche Richtung setzte diese Männer auch in Stand, eine bessere Auswahl unter den zu druckenden Werken selbst zu treffen, und dadurch auf die Bildung des Geschmacks zu wirken. Daher wir bald statt der Systeme und Lehrbücher der Scholastiker, statt der Legenden und Sermonen, der zahllosen Gebet- und Erbauungsbücher, die Kirchenväter Augustinus, Tertullianus, Hieronymus, Joannes Chrysostomus, die Kirchenhistoriker, die Vulgata, das erste gedruckte griechische Testament, später die klassischen Autoren durch diese Männer verbreitet finden. Und in letzterer Richtung hat vornehmlich Adam Petri Unglaubliches geleistet. Zur wissenschaftlichen Ausstattung und zur typographischen Ausschmückung dieser Werke wurden vornehmlich von Amerbach und Froben ungemeine Summen aufgewendet. Nicht nur dass sie Handschriften von allen Seiten zu gewinnen wussten, wozu die von den Vätern des Concils dem Predigerkloster überlassenen, die von Johannes Lapidanus an die Karthäuser vergabten Manuscripte den Grund gebildet; nicht nur dass später die römischen und aldinischen Drucke aus Italien herbeigeschafft und in Form, Inhalt und Ausstattung von Froben täuschend wiedergegeben worden, haben auch die Meister Hans Holbein und Urs Graf die Blattseiten und die Ränder mit den zierlichsten Holzschnitten ausgeschmückt. Und wie jene Männer mit ihrer Thätigkeit das gesammte Gebiet der Litteratur umfassten, so haben sie nicht minder für den Unterricht gesorgt, und griechische, lateinische, hebräische und chaldäische Vocabulare und Grammatiken gedruckt, die Werke der Italiäner Boccaccio, Petrarcha, Franciscus Philelphus und Laurentius Valla auf deutschen Boden verpflanzt, Luthers Werke, namentlich die deutsche Bibelübersetzung in der Schweiz verbreitet, und andere Werke deutscher Litteratur wie Brants Narrenschiff, und selbst die Institutionen in deutscher Uebersetzung zuerst gedruckt. Und wie überall, wo eine neue Richtung sich Bahn gebrochen, das Beispiel belebend wirkt, und eine Menge verwandter Strebungen erweckt, so hat die Gründung der Universität, verbunden mit der Thätigkeit in den Werkstätten der Wissenschaft, eine Menge geistiger Kräfte um diesen Mittelpunkt gesammelt, und ein Leben und eine Thätigkeit entzündet, die wohl nicht immer im Zwecke der Stifter lag. In diesen Kreis gehörten erstens Marcus Heiland und Wolfgang Musculus, welche als eigentliche Cor-

Digitized by Google

rectoren der Frobenschen Druckereien gelten; der gelehrte Beatus Rhenanus aus Schlettstadt, dem wir die treffliche Bearbeitung des Vellejus Paterculus verdanken; Gerardus Lystrius, welcher Erasmus Adagia und Encomium Moriæ corrigirte; der Spanier Matthäus Adrianus, nach Erasmus Urtheil der grösste Hebräer damaliger Zeit, den er später nach Löwen rief; der klassisch gebildete Conradus Leontorius, als milder Lehrer des Bonifacius Amerbach bekannt, dessen Vater er auch sonst mit Rath und That zur Seite stand; Michael Bentinius, als scharfsinniger Bearbeiter des Nonius berühmt; der Dichter Franciscus Wyler, welcher in der Emendation der Handschriften besonderes Geschick bewies; der Canonicus der Augustiner Dodo, welcher bei der Herausgabe des Augustinus thätig mitgewirkt; Albertus Burrerius, dessen Collation des Vellejanischen Codex neuerlich so grossen Streit erregt; Johannes Cono aus Nürnberg, der Schüler der Griechen Marcus Musuros und Scipio Krateromachos, den Amerbach für die Bearbeitung des Hieronymus gewann; endlich Johannes de Lapide, der ehemalige Vertheidiger des Realismus an der Pariser Universität, wohin der Ruhm seines Namens viele Deutsche zog, welcher als Karthäusermönch die Ausgabe von Aristoteles Logik und der Werke des heiligen Ambrosius besorgte. Hätte schon dieser Verein von Männern genügt, einer Stadt Berühmtheit und wissenschaftliche Thätigkeit zu sichern, so kamen nun die Lehrer und Doctoren der Universität hinzu, welche durch ihren Namen, durch ihre Vorträge, durch ihre Theilnahme an gelehrten Arbeiten, der Stadt einen Ruhm erwarben, dass sie den Beinamen die Ruhmwürdige *(inclyta)* erhielt. Hier nennen wir zuerst den berühmtesten Schüler der hiesigen Universität, Johann Räuchlin, welcher vom Jahr 1474—77 hier studirte und nachdem er den Doctorgrad erhalten, als öffentlicher Lehrer des Griechischen und Lateinischen hier wirkte, von seinem Lehrer, dem Griechen Andronicus Contoblacas, der damals auch in Basel lebte, zu dieser Thätigkeit ermuntert. Dieser hat nicht nur die Handschriften des Predigerklosters einer genauen Prüfung unterworfen, namentlich den berühmten Codex B. des neuen Testaments, sondern auch bei der Herausgabe des Hieronymus dem Johannes Amerbach wesentliche Dienste geleistet. Wie derselbe schon früher in Paris durch Schüler des Gregorius Tiphernas und durch den Hieronymus von Sparta selber vorgebildet, recht eigentlich der Begründer des griechischen Studiums an hiesiger Universität geworden ist, so hat er auch für das Hebräische den Grund gelegt, worin er den berühmten Johannes Wessel, den Vorgänger Luthers, der damals in Basel eine Zufluchtstätte fand, zum Lehrer hatte. Wenige Jahre vor ihm hatte der geniale Geiler von Kaisersberg, ebenfalls an hiesiger Universität gebildet, den theologischen Lehrstuhl bestiegen, der nachher durch das Feuer seiner Rede, durch die Kraft des Glaubens und die Reinheit seines Wandels die Zierde von Strassburg ward. Gleichzeitig war Sebastian Brant als Lehrer der Rechte hier aufgetreten, der noch grössern Ruhm als Volksdichter geerntet hat, aber nicht minder wie jene zur Bewegung der Geister mitgewirkt. Diese Männer im Verein mit andern, welche jenen zur Seite standen, haben schon in den ersten Zeiten der Universität einen Samen ausgestreut, welcher bald zur Reife kommen sollte. Denn es fand der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Basel im Gefühle stolzer Sicherheit als Mitglied der schweizerischen Eidgenossenschaft, voll freudigen Muthes im Bewusstsein seiner Kraft, im kräftigen Aufschwung gewerbsamer Thätigkeit, in hohen Ehren als eine Werkstätte der Wissenschaft und Kunst.

Durch diese Gunst der Verhältnisse gefördert und gepflegt, erhob die neuerwachte Wissenschaft die jugendlichen Schwingen zu immer kühnerem Wagen. Und wenn in Folge der freiern geistigen Bewegung im Schoosse der Universität selber sich der Widerstand erhob, und die altkatholische Parthei überall hemmend, lähmend, feindlich entgegentrat, so war dagegen die jugendliche Strebekraft der Wissenschaft schon viel zu mächtig, um vor Hindernissen zurückzuschrecken. Im

Digitized by Google

Gegentheil der Widerstand stachelte die kecken Republikaner in der Lehre wie im Staate; und hatte schon in den Burgunderkriegen die durch bürgerliche Elemente gestärkte philosophische Facultät sich gegen ihren Schirmherrn, den Bischof, mit Trotz erhoben, so wollte und konnte der sanfte Christoph von Utenheim noch viel weniger dem Vorwärtsstreben der geistigen Kräfte wehren. Ein Mann, der den gelehrten Wimpfen zum Freunde hatte, der sich mit Männern wie Pellican, Wolfgang Capito, Telamonius Limpurger, Conrad Hedio, Oecolampad umgab, der Luthers erste Schriften mit Freudigkeit begrüsste, konnte unmöglich eine Geistesrichtung bekämpfen wollen, welche seinem eignen Plan, die Kirche zu verbessern, entgegen zu kommen schien. Er war es, der durch seine edle Freigebigkeit, mit der er die erste griechische Ausgabe des neuen Testaments unterstützte, den berühmtesten Gelehrten des Jahrhunderts, Desiderius Erasmus an die Stadt Basel fesselte, der von dieser Zeit an der Mittelpunkt aller philologischen Thätigkeit in Basel geworden ist. Ich überlasse es andern die Schwächen des grossen Mannes aufzuzählen, wir haben seine Handlungsweise gegenüber der Reformation und ihren Freunden nicht zu vertheidigen, wir haben als den Gelehrten ihn zu würdigen, der den Alterthumsstudien Achtung und Anerkennung durch ganz Europa errungen, der in der Nähe und Ferne eine wunderbare wissenschaftliche Thätigkeit entzündet, der die freiere Bewegung der Geister unter den ersten angeregt und lange über seine Lebensdauer hinaus erhalten hat; und wenn er nicht selber durchgeführt was er begonnen, so haben seine Schüler und Freunde, was er nicht vermocht, zum rühmlichen Ende gebracht. Darum strahlt sein Name mit unvergänglichem Glanze, und nur ein undankbares Jahrhundert könnte die Augen gegen sein bleibendes Verdienst verschliessen.

Es war in diesem Manne nicht jene Riesenkraft, welche mit gewaltigen Schlägen die Pforten des Vaticans erbeben machte, er besass nicht jene Seelentiefe und jenes lebendige Gottesbewusstsein, worin das ganze Wesen des Menschen sich verklärt; ihm hatte das geistige Streben seines Zeitalters sich offenbart, welches nach Klarheit, Verständigung und Freiheit rang, welches von den Banden sich befreien wollte, wodurch Scholastik, Möncherei und Pfaffenthum die Vorzeit in Fesseln hielt. In diesem Streben hat er dem Jahrhundert die Fackel vorgetragen, er hat der freien Forschung den Weg gebahnt, und durch unverdrossene Thätigkeit und allseitige Gelehrsamkeit die Geister also erleuchtet, geweckt, gekräftigt und gebildet, dass der neue Glaube nicht wie ein wild verzehrendes Feuer in die Gemüther drang, und zum rasenden Taumel des Fanatismus trieb, sondern wie ein sanfter Lichtstrom, das ganze Leben läuternd und veredelnd, erschienen ist. Zu dieser geräuschlosen, aber tiefen Wirksamkeit hat ihn die Natur geschaffen, das Leben vorbereitet, die Neigung und innerer Beruf geführt. Hatte Laurentius Valla in seinem bekannten Buche den innern Bau, das eigenthümliche Gesetz und Bildungselement der römischen Sprache offen dargelegt, und gegenüber von mönchischer Barbarei den antiken Geist der Sprache wieder zum Bewusstsein seiner Zeit gebracht, so ist Erasmus in die Tiefen alterthümlicher Lebensweisheit hinabgestiegen, und hat die Gedanken, das Wissen, die Errungenschaft alterthümlicher Geistesthätigkeit seinem Zeitalter mitgetheilt. Als empfänglicher Lehrling des Alterthums ist er vor seine Zeit getreten, und hat, was diese dunkel ahnte und fühlte, gleich einem Seher mit überraschender Klarheit enthüllt und offenbart. Das tiefeingreifende Gesetz des Maasses der höhern Ordnung der sittlichen Schönheit, das im hellenischen Alterthum herrschend ist, hatte seinem verwandten Geiste sich enthüllt, und mit den Lehren des geläuterten Christenthums sich vereint. Alles was diesem widerstrebt, hat er gerügt, bekämpft, verfolgt. So hatte er den Widerwillen gegen Mönchthum schon im zarten Alter eingesogen, dessen Schmutz, Rohheit, Unwissenheit und Werkheiligkeit sein feines Gefühl wie seine zarte Sittlichkeit beleidigte;

Digitized by Google

darum hat er die Gebrechen dieses Standes mit einer wahren Verschwendung von Witz, Laune und Spott ans Licht gestellt.

Aber wenn sein klarer Geist ihn leichter die Mängel entdecken liess, als dass er von rascher Bewunderung des Edlen sich hingerissen fühlte, wenn sein feiner Organismus ihn mehr zur Abwehr als zum Angriff trieb, wie hat er dennoch es verstanden die Gewandtheit der Dialektik und die Schärfe zersetzender Kritik im Sinne Lukians mit dem sittlich milden Ernste des Plutarchos zu verschmelzen? Wer hat mit mehr Beredsamkeit die christlichen Tugenden gepriesen und gelobt? Und wie alles geistig Schöne sein empfängliches Gemüth mit augenblicklicher Gewalt ergriff, so hat er durch die Anmuth seines Wesens, durch die Kraft eines überlegenen Verstandes, durch die Erregtheit einer beweglichen Natur, welche nach allen Seiten weckt und Leben schafft, die jugendlichen Gemüther gefesselt, bezaubert und mit Strebekraft erfüllt. In der Wissenschaft endlich hat er nicht nur durch umfassende Gelehrsamkeit sich hervorgethan, welche sich auf alle Theile des Alterthums wie der Theologie erstreckte, und dem engen Gedankenkreis späterer Gelehrten gegenüber einer höhern Weltanschauung vergleichbar ist, hat er nicht nur eine Gewandtheit in lateinischer Darstellung besessen, deren heutzutage wenige sich rühmen können, weil sie die Frucht angestrengter Geistesthätigkeit und eines beständigen Verweilens im Alterthum ist, nicht nur eine Allseitigkeit der Kenntnisse gezeigt, welche nach allen Richtungen ihre Strahlen sendet, während sie aus dem Brennpunkt concentrirten Geisteslebens strömt, sondern das ist sein ewiger Ruhm, dass er mit nie ermüdender Kraft, mit nie sich genügendem Fleisse für die Förderung und Verbreitung der Wissenschaft gearbeitet und gewirkt. Er hat in einer rohen Zeit das höhere Recht der geistigen Kraft gewahrt, so dass die Wissenschaft nicht nur an den Höfen eine Stätte und in dem engen Kreise der Gelehrten Aufnahme und Pflege fand, sondern durch Erasmus ist sie der Lebenskeim der neueren Entwickelung geworden. Sie ward des Knaben Lehrerin, des Jünglings Führerin, die Gefährtin im Geräusche des öffentlichen Lebens, Erholung und Erquickung von den dürren Steppen mechanischer Thätigkeit. So ist wie vom warmen Erühlingshauche angeweht ein neues Geistesleben im deutschen Vaterland erwacht, und Frankreich, England, Italien haben ein Gestirn bewundert, das so lange freundlich über unsrer Stadt geweilt.

In der lebendigen Liebe zum Alterthum steht dem grossen Meister am nächsten Heinrich Loriti Glareanus, der mit der Unbefangenheit eines muntern Hirtenknaben dem überlegenen Geiste gehuldigt hat. Dieser Jüngling von reiner Seele, ohne Arg und ohne Falsch, schwärmerisch in der Freundschaft wie maasslos in seinem Hass, fühlte sich wie bezaubert in der Nähe des grossen Mannes, und erkannte seine Bestimmung, die Früchte seiner Studien in den Kreis des Jugendunterrichts zu übertragen, wodurch er besonderes bedeutend ward. Hatte er früher nach der Sitte jener Zeit sich vorzüglich mit der lateinischen Poesie beschäftigt, wodurch er sich den Titel eines gekrönten Dichters vom Kaiser Maximilian und die Gunst der Eidgenossen durch das Lob Helvetiens gewann, so hat er später auf die Realseite des Alterthums sein Augenmerk gerichtet, auf Mathematik, Musik, Geographie, Geschichte, Chronologie, womit seine Arbeiten über Cäsar, Salust, Suetonius, Eutropius, Valerius Maximus, Tacitus Germania und Livius in Verbindung stehen, in denen selbst Niebuhr Glareans Verdienst anerkennt. Aber unermüdlich thätig, wie er war, hat er auch den Horatius, Terentius, Lucanus, Homerus, Boëthius in den Kreis seiner Studien gezogen, und, wenn neuere Arbeiten hier seine Bemühungen fast in Vergessenheit gebracht, so hat er für seine Zeit sich dadurch wohl verdient gemacht, weil er lesbare Ausgaben geliefert hat. Indessen hat seine Thätigkeit nicht auf Basel sich beschränkt; Paris und Freiburg haben nicht minder sich seiner Wirksamkeit erfreut.

Digitized by Google

Aber weil er immer am liebsten die schweizerischen Jünglinge um sich versammelt hat, weil er mit Zwingli, Myconius, Wilh. Copus und Tschudy innigst befreundet war, weil er von Erasmus in Basel nach eigenem Geständniss die Anregung zu höherer Thätigkeit erhalten, so darf er mit Recht unter den Männern eine Stelle finden, welche nicht nur hier gewirkt, sondern auch für umfassende Wirksamkeit in weitern Kreisen vorbereitet wurden. Er hat unter dem Panier des Erasmus, den er als Fürsten der Gelehrsamkeit verehrte, den Kampf der Bildung und der Wissenschaft gegen deren Karricatur gekämpft, wie sie unter den Fittigen der Hierarchie in Scholastik und Mönchsweisheit sich ausgeprägt. Daher ward er von Erasmus selber als Führer der Schweizer in der Wissenschaft bezeichnet, und hat diesen Ruhm durch seine Wirksamkeit in Lehre und Schrift verdient.

An Sinn und Geist dem Erasmus, dessen Leben er beschrieb, noch mehr verwandt war Beatus Rhenanus von Schlettstadt, welcher zuerst in Paris durch Hieronymus von Sparta unterrichtet, in Basel unter Cono von Nürnberg seine Ausbildung im Griechischen vollendete, den er mit dankbarem Sinne durch eine Grabschrift ehrte. Jene griechischen Studien brachten ihn in Verbindung mit Bruno, Basilius und Bonifacius Amerbach, in deren väterlichem Hause unter Erasmus Auspicien ein Kreis von Gelehrten sich sammelte, wie sie Basel nicht öfter vereinigt sah; unter denen wir Ludovicus Berus, Claudius, Cantiuncula, Theophrastus Paracelsus, Glareanus, Paulus Phrygio, Fabricius Capito, Caspar Hedio und Oecolampadius namhaft machen wollen, Männer, welche nicht nur durch die Bande der Freundschaft, sondern mehr noch durch die Gleichheit wissenschaftlicher Bestrebungen vereinigt wurden. Denn es hatte Conrad Celtes, um die jungen Keime wissenschaftlicher Bildung zu pflegen und zu schirmen, auf seinen zahlreichen Reisen durch Deutschland, Ungarn und Polen eine Anzahl gelehrter Gesellschaften gestiftet. Neben diesen nahm die Rheinische die erste Stelle ein, als deren würdige Glieder Johannes von Dalberg, Bischof von Worms, Johannes Tritthemius und Wilibald Pirckheimer bekannt geworden sind. Dem Basler Zweigverein schloss sich Beatus Rhenanus an, und in dem Wetteifer jugendlicher Kräfte, dem Erasmus Vorbild die Richtung gab, gewann die freie Geistesrichtung an Tiefe und Kraft. Es ist ohne Zweifel dieser Kreis und diese Zeit, auf welchen Erasmus Schilderung Basels sich bezieht, welche zu der des Aeneas Sylvius in entschiedenem Widerspruche steht. Er sagt: „Ich glaube unaufhörlich in dem angenehmsten Museum zu sein. Wie viele und in der That nicht gewöhnliche Gelehrte habe ich in Basel kennen gelernt; Latein und Griechisch versteht da Jedermann; die Meisten auch Hebräisch. Dieser zeichnet sich in der Geschichte aus, jener in der Theologie. Hier ist ein scharfsinniger Mathematiker, dort ein Kenner des Alterthums, dort einer der Rechte. Wie selten ein solches Zusammentreffen sei, weist du selbst zu beurtheilen; ich wenigstens habe es sonst nirgends gefunden. Aber auch abgesehen von den wissenschaftlichen Vorzügen, welche Herzlichkeit waltet da überall, welche Freundlichkeit, welche Eintracht. Ein Geist scheint alle zu durchdringen.“ Rechnen wir auch ab, was die befriedigte Eigenliebe eines gefeierten Mannes im schönen Lichte sah, so bleiben diese Worte immer ein Beweis einer wissenschaftlichen Strebsamkeit, wie sie Basel weder vorher noch kaum nachher sah. Von dieser fühlte auch Rhenanus sich ergriffen, und durch Erasmus Beifall gehoben, hat er seine ganze Kraft der Wissenschaft gewidmet. Dieser Thätigkeit verdanken wir eine verbesserte Ausgabe des Livius und Tacitus, die Entdeckung und Bearbeitung des Vellejus Paterculus, Bemerkungen zu Plinius und Tertullian, und ausser manchen Uebersetzungen aus dem Griechischen, die drei Bücher germanischer Geschichten, in denen eben so viel gesundes Urtheil als unbefangene Kritik sich kund thut. Er lebte so ganz der litterarischen Thätigkeit, dass weder politische noch religiöse Streitigkeiten ihn von dieser

Digitized by Google

Bahn entfernten. Wiewohl im Herzen der Lehre Luthers zugethan, vermied er eine öffentliche Lossagung von dem herrschenden Glauben. Weder jugendliche Keckheit, noch hingebende Empfänglichkeit war in seinem Wesen; seinen Beruf für die Verbreitung der alten Litteratur zu wirken hat er im reichen Maasse erfüllt.

Glareanus und Rhenanus hatten den Erasmus im vollen Glanze seines Ruhms gesehen, von den letzten Strahlen des scheidenden Gestirns ward Simon Grynäus erwärmt. Dieser kam in demselben Jahr nach Basel, da Erasmus es verliess. Er ward berufen um die Lücke auszufüllen, welche in den Reihen der Basler Gelehrten zufolge der Reformation durch Auswanderung der Altgläubigen entstanden war. Und er hat dieser Bestimmung mehr als genügt. Mit frischer Kraft hat er das Werk begonnen und mit Ruhm zu Ende es geführt. In Pforzheim, Räuchlins Vaterstadt, gleichzeitig mit Melanchthon gebildet, hatte Simon Grynäus schon in Wien, Ofen, Wittenberg und Heidelberg gelehrt und durch die Anmuth seiner Persönlichkeit nicht minder als durch die Tiefe seines Wissens Schüler und Freunde sich gewonnen. Darum war dem Oberstzunftmeister, Jacob Meyer zum Hirzen, kein Preis zu hoch um einen solchen Mann für Basel zu gewinnen, und Oecolampadius durfte ihm nach Heidelberg berichten, dass ihm ein Honorar wie keinem vor ihm bewilligt sei. So wenig stand das neue bürgerliche Regiment an Hochsinn und richtiger Würdigung bedeutsamer Persönlichkeiten den ritterlichen Geschlechtern nach. Hatte Erasmus mit seinen jüngern Freunden die Geister geweckt und angeregt und die Verbesserung der Kirche vorbereitet, so hat Grynäus im Bunde mit Oecolampadius und Myconius für Basel sie vollendet, und ihr die rechte Stütze der Wissenschaft und Gelehrsamkeit gegeben. Denn wenn gleich als Gottesgelehrter ausgezeichnet, war Grynäus darin dem Erasmus durchaus ähnlich und verwandt, dass ein umfassendes Wissen in den verschiedensten Zweigen die wissenschaftliche Grundlage seiner theologischen Ueberzeugung bildet. Ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntniss der alten Sprachen, in denen beiden er gleich tüchtig sich bewies, hat er nicht minder das Studium der Mathematik, Musik, Astronomie, ja selbst der Naturwissenschaften und der Medicin gepflegt, und hat die Alten auch nach ihrem sachlichen Inhalt genau durchforscht. So wirkte er als Philolog im vollen Sinn des Worts. Das ganze Alterthum hat er mit seiner Liebe und seiner Thätigkeit umfasst; ihm verdanken wir die Entdeckung und erste Herausgabe der fünf Bücher der fünften Decade des Livius; er hat die erste vollständige Ausgabe des Aristophanes veranstaltet; Platon, Aristoteles, Plutarchos, die griechischen Mathematiker haben zu verschiedenen Zeiten ihn beschäftigt und es ist wahrhaft bewundernswerth, was des Mannes wissenschaftliche Thätigkeit in einem Zeitraum von kaum zwölf Jahren hervorgebracht. Die Liebe zur alten Litteratur hatte nach England ihn geführt, wo er Handschriften durchforschte und verglich und in solchem Grade Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, dass sein Bildniss unter den schweizerischen Reformatoren auf den Bibliotheken aufgestellt ward. Durch ihn wurde die Universität Basel im Geiste der Reformation umgestaltet, wie er denn wenige Jahre nachher zu gleichen Zwecken auch nach Tübingen berufen wurde. Er hat die Basler Kirche mit grossen Ehren auf der Reichsversammlung in Worms vertreten. Nachdem er den Erasmus zum Grabe begleitet, der als wenn er sonst nicht ruhig sterben könnte, nach Basel zurück gekehrt war, nachdem er dem Oecolampadius im letzten Augenblicke liebend zur Seite gestanden, starb Simon Grynäus als Rector der Universität, die durch ihn neuen Glanz erhielt. Mit ihm und durch ihn ist in Basel die Geistesrichtung abgeschlossen, woraus die Gründung der Universität hervorgegangen ist. Die Wissenschaft und das gelehrte Studium hatte nicht nur Wurzel in Basel geschlagen, sondern hatte auch die Befreiung der Geister hervorgebracht, die mit der wahren Wissenschaft nothwendig verbunden ist. Basel, geliebt

Digitized by Google

und bewundert von den Gelehrten, geachtet und gefürchtet von seinen Feinden, eine Stütze der evangelischen Kirche, hatte durch Pflege der Wissenschaft und deren Einfluss auf das Leben einen Ruhm und eine Bedeutsamkeit errungen, welche weder der Glanz des bischöflichen Hofes, noch der alte Reichthum seiner Bürger jemals gewähren konnte; und so lange das wissenschaftliche Europa die Erinnerung an die Zeit bewahren wird, welche die Entwickelung der Gegenwart in ihrem Schoosse trug, so lange wird es dankbar die Männer nennen, welche damals in Basel gelehrt und gewirkt.

M. H. Ich habe an einige grosse Männer Sie erinnert, welche für die Förderung humanistischer Studien Grosses in damaliger Zeit geleistet haben. Die Erinnerung an ihre ruhmwürdige Thätigkeit führt mir das Bild dessen vor die Seele, welcher, der Würdigste von uns allen, in diesem Jahre aus dem Reiche der Lebenden geschieden, ich meine Friedrich Jacobs. Erlauben Sie mir die Gefühle der Liebe und Verehrung die diesen Mann über das Grab begleiten mit den Worten eines seiner treuesten Schüler wiederzugeben: „Gross an Verstand, reich an Wissen, grösser und reicher am Herzen, ein Meister der Wissenschaft, ein feiner Kenner des Schönen, ein edler Charakter, im Umgang mit Höhern voll Würde, gegen den Geringsten voll Milde, ein liebender Gatte, ein glücklicher Vater, ein treuer Freund, ein Muster der Nachahmung als Diener des Staats, als Bürger des Vaterlands, von makelloser Treue, von rastlosem Fleiss — ein ganzer Mensch, so war Friedrich Jacobs. Er hat gezeigt, zu welchem Ziele ein edler Geist das rechte Studium des Alterthums führt, wenn es angehaucht wird vom Wesen der Anmuth, vom göttlichen Geiste des Christenthums. Sein ernstes und reiches Wissen war kein todter Schatz, es hatte mit schöpferischem Athem sein ganzes Leben, sein Thun und Lassen durchdrungen und sein Wesen nach allen Seiten hin zu herrlicher Harmonie entwickelt. Sein Wissen war zur Weisheit geworden. Darum fühlte derselbe Geist, der auf den Höhen der Wissenschaft sich bewegte, sich heimisch in der Unschuldswelt der Kindheit und wusste die zartesten Keime im Heiligthum des Gemüths zu wecken. Ueberall derselbe, er mochte aus den Tiefen der Wissenschaft reiche Ernten fördern, oder die Blüthen der Dichtkunst zum duftenden Kranze winden, er mochte die Jugend lehren oder in der Noth des Vaterlands die begeisterte Stimme erheben. Ueberall dieselbe Fülle des Geistes, dieselbe Kraft und Tiefe des Gefühls, dieselbe Reinheit der Gesinnung, dieselbe Treue, derselbe Ernst im Wirken und Schaffen. Und wie im Wirken, so hat er sich im Dulden bewährt; denn was Gott ihm auferlegt hat in schweren Prüfungen, das hat er getragen mit der Ergebung und Demuth des Christen, mit der Fassung und Ruhe des Weisen."

Noch bewegten die Empfindungen, welche der Schluss dieses Vortrages erweckt hatte, sich in den Herzen der Zuhörer, als noch ein Gelehrter Basels, Prof. Müller, den Rednerstuhl einnahm. Die den Mitgliedern bei Aufzeichnung ihres Namens zugestellte Eintrittskarte zählte unter den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt auch die Sammlung von Mexicanischen Alterthümern auf, die als Gabe edelsinniger Bürger und in solchem Reichthum eine Seltenheit, das neu erbaute Museum schmückt, und indem vor allen Sammlungen zuerst sie darin aufgestellt worden, dasselbe geweiht hat. Zur Einführung nun in den fremdartigen Kreis dieser Schätze las Müller Nachstehendes

Über die Sammlung Mexikanischer Alterthümer im Museum zu Basel.

Die hiesige Sammlung Mexikanischer Alterthümer ist grossen Theils eine Vischersche Schenkung, vermehrt durch einige werthvolle Gaben von Herrn Wölflin von Basel, ehemaligem schweizerischem Consul in Mexiko. Diese Sammlung verdient wohl die Aufmerksamkeit der Philologen und Alter-

Digitized by Google

thumsforscher; sie ist eine ganz eigene Zierde unsers Museums, und, wenn ich nicht irre, neben der des Hrn. Uhde in Handschuhsheim bei Heidelberg die bedeutendste in den Ländern deutscher Zunge. Andrerseits ist bis jetzt von Seiten der deutschen Philologen, Archäologen und namentlich Mythologen auf diese Völker weit weniger Rücksicht genommen worden als auf die Barbaren der alten Welt. Das bedeutendste Werk, das im vorigen Jahrhundert über das Mexikanische Alterthum erschien, die Geschichte Mexikos vom Spanier Clavigero, von der in Leipzig eine brauchbare deutsche Uebersetzung erschien, blieb sogar von den beiden Männern unbenutzt, die die meiste Aufmerksamkeit derartigen Erscheinungen menschlicher Culturgeschichte zuwendeten, Herder und Meiners. Doch zogen diese und andere Forscher des vergangenen Jahrhunderts Mexiko in den Bereich ihrer Untersuchungen. Aber weniger kann diess von den Männern unsers Jahrhunderts gesagt werden. Alexanders von Humboldts Vorgang hat allerdings den Blick in so weit auf dieses Gebiet gewendet, dass man dem Beispiele der Franzosen folgte und in neuerer Zeit mehrere gute Uebersetzungen älterer Spanischer und neuerer Englischer oder Amerikanischer Werke lieferte. Auch haben Zeitschriften wie das Ausland fortwährend auf die bedeutenden Erscheinungen der Ausländer hinzuweisen nicht aufgehört. Ebenso sind welche in Humboldts Fussstapfen getreten als Selbstforscher wie Nebel, Waldeck, Mühlenpfordt, oder haben seine Forschungen zum Behuf historischer Untersuchungen zu Rathe gezogen, wie Vater, Minutoli, Braunschweig. Aber in das eigentliche Gebiet der Archäologie sind die Mexikanischen Alterthümer kaum von jemand anderem gezogen worden als von Kugler in seiner Kunstgeschichte und Klemm in seiner Culturgeschichte des Menschengeschlechts, und namentlich entbehren wir ihre Berücksichtigung in den zahlreichen geistreichen und gründlichen Werken, welche in unserer Zeit von den Deutschen über Mythologie und antike Religionsgeschichte geschrieben worden sind.

Es dürfte daher nicht unbescheiden erscheinen, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit für wenige Minuten für diesen Gegenstand in Anspruch nehme, und mit Hinweisung auf die Gegenstände der Basler Sammlung die Bedeutung des Mexikanischen Alterthums für die Alterthumswissenschaft überhaupt, besonders aber für die Religionsgeschichte zu bestimmen suche. Es ist ja für eine wissenschaftliche Betrachtung der menschlichen Kulturzustände die Bekanntschaft mit jedem Volke von Werth, besonders wenn es ein Naturvolk ist, dessen Bildung mehr nach den nothwendigen Gesetzen der menschlichen Natur sich entwickelte als nach den individuellen Bestrebungen des freien Geistes, der so leicht den Pfad der Natur verlässt. Dabei lassen wir die Frage nach dem historischen Zusammenhang der Bildung der neuen Welt mit der der alten ganz unbeachtet. Denn wir müssen zuerst wissen, was die Menschen auf dem Gebiete geistiger Entwicklung von Natur miteinander gemein haben, und erst nachher kann darüber ein Wort gesprochen werden, was sie von einander angenommen haben. Die geschichtliche Kritik der ethnischen Kulturverhältnisse kann nur auf der Grundlage der erkannten Naturanalogie statt finden, und dass nun schon auf diesem Standpunkte die Kenntniss solcher Analogien von bedeutendem Werth ist, haben selbst ausgezeichnete Männer aufs bestimmteste anerkannt, die in Abweisung historischer Zusammenhänge zu weit gegangen sind, wie z. B. ein Ottfried Müller.

Unsere gegenwärtigen Bemerkungen über die Bedeutung der Mexikanischen Alterthümer beschränken sich auf diesen Naturstandpunkt, und werden zu zeigen suchen, welche Sprosse in der Leiter menschlicher Bildung die Kultur dieser Völker darstellt. Es ist diess eine Stufe, auf der Völker, die wir auf einer höhern Stufe kennen gelernt haben, auch einmal standen, und die in vielen Einzelnheiten auf den niedern Schichten der Gesellschaft sich erhalten hat. Die Mexikanischen Völker waren Kulturvölker, aber sie standen auf der primärsten Stufe der Kultur,

Digitized by Google

und das eben ist die Bedeutung ihres Alterthums in der Weltgeschichte, dass hier diese Primärstufe von dem Lichte der Geschichte erleuchtet wurde und der ursprüngliche Mythus noch nicht von dem rein dichterischen Interesse verarbeitet war, während dieselbe Stufe bei andern Völkern entweder in die Nebel einer mythischen Urzeit gehüllt ist, aus denen uns nur unzusammenhängende Felsenspitzen sichtbar werden, oder es schreibt sich ihre Kenntniss bloss von der mehr oder minder flüchtigen Beobachtung fremder Reisender her.

Der Totaleindruck, den uns unsere Mexikanische Sammlung gewährt, weist auch bereits auf eine bestimmte Kultur hin. Neben zum Theil sehr rohen Bildern und Kunstgegenständen, wie sie auch bei noch höhern Stufen mitunter zahlreich hervorgebracht werden, stossen wir wieder auf sehr charakteristisch und mit vieler technischen Fertigkeit gebildete Gegenstände. Charakteristisch sind die Thiere aufgefasst, fein gearbeitet und polirt manche Menschenköpfe, wie denn überhaupt diese Völker die härtesten Steine, selbst Edelsteine schliffen und polirten. Die Mexikanischen Völkerschaften waren keine Wilden, wie sie Prescott beständig nennt; denn bei ihnen fand Theilung der Arbeit statt und das Volk war in Stände gegliedert, das Land wurde von einer dichten und fleissigen Bevölkerung bebaut, wodurch sie sich auf das bestimmteste von den nordamerikanischen Wilden unterscheidet, so wie dadurch, dass sie zu geistigen Mittelpunkten ihres Lebens Städte mit mächtigen Tempeln angelegt hatte. Strassen, Dämme und Brücken erleichterten den Verkehr, strenge Handhabung strenger Gesetze hielten das reichgestaltete Staatensystem und die Hausordnung aufrecht. Im Kriege fochten sie in geschlossenen Massen, bedienten sich keiner vergifteten Waffen und pflegten die Gefangenen nicht zu martern. Zudem kannten sie den Gebrauch des Erzes und der Hieroglyphen. Sie hatten in den Städten Huaxtepec, Chatoltepec, Iztapalapon und Tescuco Menagerien und botanische Gärten, mit denen keine damaligen in Europa zu vergleichen waren. Die Gegenstände unserer Sammlung können auch nicht von Wilden herrühren. Da sehen wir hieroglyphische Darstellungen auf Leder, dort gebrannte Röhren von Brunnenleitungen, Arbeiten von Bildhauern und Töpfern. Merkwürdig für die Beurtheilung der Bildungsstufe ist die mehrfach in Wachs nachgebildete Darstellung des sogenannten Kalendersteins, dessen kolossales steinernes Original im Jahr 1790 aufgefunden wurde. An denselben knüpfen sich die gelehrten Untersuchungen von Gama und Alexander von Humboldt über das Kalenderwesen der Mexikaner und dessen Zusammenhang mit ostasiatischem. Es darf wohl unser Verwundern erregen, wenn wir sehen, wie die Intercalationen genauer waren als die Hipparchs und überhaupt die der Griechen und Römer.

Waren aber diese Völker keine Wilden, so waren sie doch Barbaren, sie standen noch auf der Bildungsstufe derjenigen Völker, welche Griechen und Römer im Gegensatz zu der ihnen eigenthümlich zukommenden Bildung Barbaren nannten, es fehlte ihnen also jene Humanitätsbildung, jene Anerkennung und Auffassung des rein Menschlichen in Kunst und Wissenschaft und Staat, wie sie von den Griechen ausgehend zu den übrigen Völkern übergegangen ist, eine Bildung, deren Pflege Sie, meine Herren, sich zur Lebensaufgabe machten, Sie auch hieher in unsere Mauern zusammengeführt hat. Nicht nur fehlte den Mexikanischen Völkerschaften der Gebrauch des Eisens, wie auch bei Hesiod das eherne Geschlecht das Eisen nicht kannte, das erst dem Geschlechte der Heroen zukommt; ferner fehlte die helfende Arbeit der Thiere, wodurch Prometheus die Menschen der Barbarei entriss, und ebenso ihrem Handel wie sogar den Egyptern die Münze; sondern ihrer Litteratur und grossen Schreibseligkeit die Buchstabenschrift, der Musik das Saiteninstrument, zwei so wichtige Momente des Fortschritts in der Bildungsgeschichte antiker Naturvölker. Vor allen andern aber zeigte sich diese Barbarenbildung darin, dass wie das

Digitized by Google

Ideal menschlicher Schönheit ihrer Kunst fremd blieb, ebensowenig ihre die zahlreichsten Menschenopfer fordernde Religion die Beziehung zur Menschlichkeit kannte. Dass aber die natürliche Anlage zu einer reinern Kunstentwicklung diesen Völkern nicht abgeht, das zeigt ihr jetziger Kunstsinn, überall sieht man Azteken sich mit Zeichnen beschäftigen, zierlich sind ihre Federmalereien, und der gemeinste Mann schmückt aufs gefälligste seine Marktwaaren mit Blumen, und im Wachsbossiren hat er vor allen andern Völkern eine Meisterschaft erreicht. Die modernen Wachsfiguren unserer Sammlung, welche den Azteken in alten und in neuen Lebensbeschäftigungen uns vorführen, geben uns das schönste und charaktervollste Bild dieses Menschenschlags mit seinem männlich kräftigen und doch schlanken Körperbau, mit seinem finstern Auge und seinem sanften Munde. Vergleicht man die modern dargestellte Fechtergruppe mit den alten im schweren Lapidarstyl gehaltenen, wie sie rings um den Fechterstein herumziehen, so wird uns der Unterschied beider Zeiten mit aller Schärfe anschaulich.

Ich will nun noch versuchen, diese allgemein ausgesprochene Charakteristik mit einzelnen Gegenständen zu beleuchten, die sich in unserer Sammlung vorfinden.

Den Philologen sollte eigentlich auch hier die Sprache und ihre Denkmähler in erster Linie ansprechen. Die Sprachen der alten Mexikaner, namentlich der Azteken, leben noch in der grössern Hälfte der jetzigen Bevölkerung dieses Landes, und zahlreiche hieroglyphische Schriften werden in den inländischen und in den europäischen Bibliotheken aufbewahrt, die zum Theil bereits entziffert sind, zum Theil einer verhältnissmässig leichten Entzifferung harren. Diese Hieroglyphen enthalten keine Buchstabenschrift, wohl aber neben kyriologischen und symbolischen Zeichen auch phonetische Sylbencharaktere. Wie aber dergleichen Untersuchungen auch auf dem Gebiete des Alterthums anderer Völker der speziellen ethnographischen Sprachenkunde überlassen worden, so sehen wir uns auch auf dem Gebiete des Mexikanischen Schriftwesens zu demselben Verfahren genöthigt. Obschon daher unsere Sammlung mehrere hieroglyphische Gemälde aufweist, und auch andere Denkmäler derselben mit einzelnen hieroglyphischen Zeichen versehen sind, so müssen wir uns hier begnügen im Allgemeinen auf dieselben hingewiesen zu haben. Aber mit schnellen Schritten naht sich die Zeit, in der die Philologie zu einer allgemeinen Sprachphilosophie gestaltet, von der sichern Grundlage griechischen und lateinischen Sprachstudiums ausgehend, die Gesetze aller Sprachen in ihren Bereich ziehen und keine Analogie, keine sprachliche Naturerscheinung für unwichtig ansehen wird.

Aber so bleiben wir für diessmal auf dem speziellen Gebiete der Archäologie, nämlich dem der Kunstarchäologie. Obenan steht die Architektur, deren Werke zu den frühesten gehören, in denen der Kunsttrieb eines Volkes sich offenbart. Bereits Kugler hat in seiner Kunstgeschichte der Mexikanischen Kunst und namentlich der Architektur die Stellung eines Repräsentanten der primären Kulturstufe angewiesen. Von bürgerlicher Baukunst war kaum die Rede, die Privatgebäude waren schlecht, meist nicht viel besser als Hütten, doch in den Städten zusammenhängend und mit Kalk gebaut und bestrichen. Grossartig aber waren die öffentlichen Bauten, Festungen, Paläste, und vor allem die Tempel der Götter. Die Grundform des Mexikanischen Tempels ist richtig mit Kugler als die älteste anzusehen, da sie sich am einfachsten an die Opferstätte, den Altar anschliesst. Der Altar ist älter als der Tempel, und viele Völker, denen Tempel und Bilderdienst eine Zeitlang oder immer fremd geblieben sind, opferten auf dem Altar. Der Mexikanische Tempel ist nichts anders als ein riesiger Altar, eine künstliche Opferhöhe, eine abgestumpfte Pyramide. Daher wurde auch auf der Höhe des Tempels geopfert, und die Nähe des Götterbildes in einer kleinen Kapelle war bloss eine sekundäre Zuthat symbolischer Art. Wir stossen

Digitized by Google

in Vorderasien in den Urzeiten auf eine analoge Erscheinung. Wie noch früher die Patriarchen auf Höhen geopfert hatten, blieb auch noch später dieser Höhenkultus bei den Polytheisten dortiger Gegenden und bei den abgöttischen Hebräern. Auch der grosse Tempel des Bel zu Babylon war seinem Grundgedanken nach eine künstliche Opferhöhe. Besonders aber liegt uns nahe, dass die nordamerikanischen Wilden bereits grosse pyramidenförmige Erhöhungen von Erde errichteten. Unsere Sammlung besitzt eine Anzahl kleiner Tempelchen oder Capellen von gebrannter Erde aus der alten Zeit, sie stehen auf einer Erhöhung, zu der wie bei den vielen grossen Tempeln eine breite Treppe führt. Bisweilen ist oben das Götterbild beigefügt. Es ist offenbar im Kleinen dieselbe Grundidee ausgedrückt, wie bei den grossen Tempeln, aus deren zahlreichen Ruinen man die alte Form zu reconstruiren wusste und die man in zahlreichen Abbildungen besitzt. Unsere thönernen Tempelchen sind zwar von der rohesten und gemeinsten Arbeit, hingegen findet man jetzt noch bei Tempelruinen besonders einer voraztekischen Urzeit z. B. bei Palenque Verzierungen, die sogar griechische Tempel nicht verunstalten würden. Auch bei den Hindus sind die Verzierungen das Hübscheste ihrer Architektur. In dieser Gattung besitzen wir bloss einige Modelle in gebrannter Erde um Verzierungen auf Mauern oder Gefässe einzudrücken.

Ueberhaupt weisen alle unsere übrigen Geräthschaften auf dieselbe Kulturstufe hin, und zeigen namentlich Aehnlichkeit mit Egyptischen und Etruskischen. Wir sehen hier entweder massive Gefässe aus hartem Stein, meist für den so gewöhnlichen Gebrauch des Chocolatl bestimmt, der von den Mexikanern zu uns herüberkam, oder Töpferwaaren aus gebrannter Erde, welche letztere überall wegen ihres Zusammenhangs mit der plastischen Kunst die Aufmerksamkeit verdienen, — wie sie bei den Hellenen schon in den Urzeiten zahlreich sich vorfinden, so zeigen sie sich denn auch vielfach bei den Mexikanern. Die Töpfe sind der Regel nach sehr leicht und dünn gearbeitet, nicht ohne gefällige Form. Dergleichen fand man besonders viele am Panuco, also von dem Urvolk der Totonaken. Aber auch das republikanische Volk der Tlaskalteken und die Tolteken in Cholula beschäftigen sich mit Verfertigung derselben. Auf unserm Kabinet befindet sich besonders viele Töpferarbeit aus Quadalaxara. Roher sind die schon angeführten Tempelchen und eine Masse thönerner Götzenbilder gefertigt. Selbst Geräthe aus Kupfer, das mit Zinn gehärtet war, werden vielfach erwähnt, scheinen aber verhältnissmässig doch weniger im gewöhnlichen Gebrauch gewesen zu sein als die steinernen, und noch mehr scheint diess mit goldenen Geräthen der Fall, selbst Montezuma's goldenes Tafelgeräth wurde nur bei religiösen Festen gebraucht. Auf unserer Sammlung sehen wir nichts von Metall, hingegen Spitzen für Pfeile und Speere aus Obsidian, Spindelsteine und Schmucksachen aus verschiedenen harten Steinen.

Unsere Sammlung bietet uns auch musikalische Instrumente, die für die Beurtheilung der Kulturstufe nicht ohne Wichtigkeit sind. Die Mexikanischen Völker kannten bloss Schlag- und Blasinstrumente, Trommeln und Pauken, Hörner, Trompetenmuscheln, Flöten und Pfeifen. Von Saiteninstrumenten wussten sie nichts. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Musikarten bezeichnet in den Urzeiten verschiedene Kulturstufen. Nicht bloss den Wilden, sondern auch den Barbaren der primären Kulturstufe ist die Saite fremd; auch die Egypter, Etrusker, Hindus bedienten sich bei Festlichkeiten der flötenartigen Instrumente. Die Saitenmusik entspricht mehr dem Charakter einer humanern, freiern Bildung. Bei den Griechen gehört sie dem Dienste des ächten Hellenengottes Apollo, während an Schlag- und Blasinstrumenten Dionysos, Pan und Rhea ihre Freude hatten. Auch die kriegerische Athene liebte anfänglich die Flöte, warf sie aber weg, wie sie sah, wie sie ihr Gesicht verstellte. Das heisst doch wohl, dass früher die Flöte beim Dienst der Athene im Gebrauch war, später aber, als der pelasgische Charakter sich in den hellenischen

Digitized by Google

umwandelte, aufgegeben wurde. Die von Athene weggeworfene Flöte hob nun Marsyas auf, und stellte mit Apollo einen Wettstreit an. Der Schiedsrichter Tmolos entschied für Apollo und alle billigten sein Urtheil ausser Midas, dem Freunde des backhischen Dienstes. Nach einer andern Gestalt des Mythus stritt Pan mit Apollo, und Marsyas war Schiedsrichter. Dieser bekannte Mythus hat eine allgemeinere historische Bedeutung, die auch aus der Betrachtung Mexikanischer Zustände Licht erhalten kann. Die Musik dieser Völker, die barbarisch und melancholisch klang, und dem Krieg und Götterdienst gewidmet war, weist mit ihren Schlag- und Blasinstrumenten auf die primäre Kulturstufe hin. Für solche passt es auch, dass über den Musikchor ein angesehener Priester gesetzt war, und dass sie an Festtagen den ganzen Tag Musik machten und religiöse Lieder sangen. Im Krieg aber begann nach Barbarenart das Treffen mit der Musik. Die hohe, religiöse Bedeutung, die sie der Musik beilegten, spricht sich auch in einem Mythus aus. Bei Erschaffung der jetzigen Sonne nämlich, d. h. der jetzigen Welt, liess Tezcatlipoca, der Gott der Unterwelt, die Musik zu den Götterfesten aus dem Sonnenhause, der Wohnung der Seligen, holen, und erbaute behuf dessen eine Brücke von Wallfischen und Schildkröten, Symbolen der weltbewegenden und welttragenden Kräfte. Auch der Egyptische Thoth bildete die Lyra aus einer Schildkrötenschale, die sich daher auch auf dem Kopfe einiger Hermesbilder findet. Bei den nordamerikanischen Indianern heisst der Stamm, der unter verschiedenen verbündeten Stämmen als der Vorort dasteht, der Schildkrötenstamm. Eben daselbst glaubt man, dass das Land auf einer Schildkröte ruhe, deren Bewegungen die Erdbeben verursachen. Die Schildkröte ist überhaupt der Grundpfeiler der Erde und trägt die grosse Insel auf ihrem Rücken. — In unserer Sammlung erblicken wir von musikalischen Instrumenten eine ziemliche Anzahl Flöten und Pfeifen, beide aus gebrannter Erde, die Pfeifen von roherer Arbeit, die Flöten ungleich feiner, von schwarzer, glänzender Farbe. Letztere sehen einander alle gleich, das Mundstück ist breit gedrückt, zum Moduliren der Töne mit den Fingern sind vier Oeffnungen angebracht, Priester bliesen sie bei religiösen Festen, und ihre Töne forderten das Volk zum Gebet auf. Doch dienten sie auch zum Kriegsgebrauch, gerade wie die Spartaner unter dem Schalle der Flöte ins Feld rückten. Die Pfeifen haben ebenfalls ein breites Mundstück, aber der untere Theil ist kugelförmig, sie sind aber nicht unter sich gleich, wie die Flöten, sondern zum Theil einfach, zum Theil mit verschiedenartigen Verzierungen versehen. Sie dienten besonders zu kriegerischem Gebrauch, und namentlich wird berichtet, dass ihre gellenden Töne das Ablösen der Wachen bezeichneten.

Da einmal von Pfeifen die Rede ist, so dürfen doch auch die Tabakspfeifen nicht übergangen werden, um so weniger, da dieses Bildungselement von den amerikanischen Völkerschaften zu uns herübergekommen ist. Nach der Mahlzeit sahen jeweilen die Spanier den unglücklichen Montezuma aus einer schön angestrichenen Tabakspfeife rauchen und dabei einschlafen. Diese Gewohnheit hatten alle vornehmen Mexikaner, sie mengten den Tabak mit Storax oder anderen wohlriechenden und erhitzenden Kräutern, und hielten beim Rauchen zu gründlicherm Genuss und um den Tabak in die Lungen zu treiben, mit den Fingern die Nasenlöcher zu. In unserer Sammlung zeichnen sich mehrere sehr fleissig aus schwarzem Stein gearbeitete Friedenspfeifen aus, dergleichen sich alle nordamerikanischen Indianer zu bedienen pflegen. Die unseren sind nun allerdings nicht mexikanisch, sondern rühren aus Kalifornien und der Umgegend her. Allein sie sind deswegen doch kein fremdartiger Bestandtheil unserer Sammlung, denn gerade dort sind nach den einheimischen Sagen sowohl, als den übereinstimmenden Forschungen der Europäer, namentlich auch aus der Zeit des gegenwärtigen Kriegs, die alten Ursitze der Azteken und der mit ihnen verwandten Völker zu suchen. Während nun diejenigen Pfeifen, die für den gewöhnlichen

Digitized by Google

Gebrauch bestimmt sind, ein einfacheres Aussehen haben, wie man auch Pfeifen bei uns sieht, und wie unsere Sammlung einige von rother Farbe besitzt, zeigen dagegen die Friedenspfeifen, die auch stärker und fein polirt sind, viele künstliche Arbeit und allerlei Zierrathen. Der Stoff der Köpfe ist gewöhnlich Marmor, sei es nun rother, oder, wie bei den unseren, schwarzer; das hölzerne Rohr ist gewöhnlich vier Fuss lang und mit einem schönen Bande umwickelt. Die Friedenspfeife wird als ein wahres Heiligthum verehrt, jede Friedensgesandtschaft trägt sie vor sich her, und es wird weder Friede noch Bündniss ohne sie geschlossen. So dient sie statt Brief, Siegel und Notarien. Bei der Zeremonie dreht man sie zuerst ehrerbietig gegen den Himmel und gegen die Erde, dann thut der oberste Häuptling einige Züge aus ihr, und übergibt sie dann den übrigen Abgesandten und Mitgliedern der Versammlung, die der Reihe nach dasselbe thun was ihr Vorgänger. Selbst der Todte erhielt eine Friedenspfeife in die Hand, damit er sie in der Unterwelt als Friedenszeichen darreichen könnte. Auch versammeln sich beim Tode die Freunde des Verstorbenen und rauchen noch mit ihm eine Pfeife. Aber auch den Göttern wird der erste Zug aus der Pfeife geweiht, und der Gastfreund erhält zuerst eine Pfeife in die Hand. Daher besitzt sie Zauberkraft.

Aber noch haben wir die wichtigsten und zahlreichsten Gegenstände unserer Sammlung, die die Bildungsstufe, den Charakter und die Kunstfertigkeit der Mexikanischen Völkerschaften aussprechen, nicht berührt. Ich meine die verschiedenen Bilder. Und unter diesen ziehen zunächst die Götterbilder unsere Aufmerksamkeit auf sich. So vielgestaltig auch und aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt das Mexikanische Göttersystem ist, für uns stellen alle demselben angehörenden Götterbilder ganz klar den Charakter der primären Kulturstufe dar. Ein Ideal der Schönheit, ein in menschlicher Form sich ausdrückender Ausspruch des Göttlichen ist so wenig angestrebt, dass sogar der bekannte Spanische Geschichtschreiber der Eroberung Mexiko's, Anton von Solis, die Behauptung auszusprechen sich nicht scheut, dass man diejenigen für die grössten Künstler gehalten habe, welche die hässlichsten Bilder verfertigten. Wenn man von den Figuren der Hieroglyphen schliessen wollte, so wäre in diesem Ausspruch nicht alles übertrieben. Aber der Schluss wäre nicht richtiger, als wie wenn einer von der Handschrift der Gelehrten unseres Festlandes auf die Kunstbildung einer Nation argumentiren wollte. Und sind auch allerdings die plastischen Bilder bei den Mexikanern so wenig als sonstwo auf der primären Kulturstufe Bilder in unserem Sinne, die eine wesentliche Aehnlichkeit darstellen sollen, sondern blosse symbolische Zeichen, so gut wie die gemalten Hieroglyphenzeichen, so zeigt sich doch neben vieler rohen Arbeit auch wiederum da und dort manches feiner gearbeitete, manches ausdrucksvolle Bild. Und so ist es auch von vornherein anzuerkennen, dass es hier der Kunst nicht, wie z. B. bei den Hindus, schadete, dass man etwa Bilder mit mehrern Köpfen und Armen versehen hätte. Einiges Weniges erinnert allerdings an dergleichen, wie mehrere Götterbilder, an denen die untere Hälfte des Kopfes ein Hundskopf ist, also eine Art Kynokephalus, der hier den Namen Oximatli hatte; ferner andere dergleichen barocke, zum Theil obscöne Verbindungen, wie sie bei den nordischen Einwanderern kaum vorkommen, hier aber besonders an einigen sonst gut proportionirt gehaltenen Steinbildern sich finden. Im Ganzen sind aber dergleichen bei Bildern weder unserer Sammlung, noch in den zahlreichen Abbildungen gewöhnlich, sind auch so schwer zu deuten, dass sie wohl nicht dem Mexikanischen, sondern dem noch frühern Alterthume angehören. Hingegen sind fast alle Mexikanischen Götterbilder mit Typen überladen, so dass nicht selten vom ganzen Körper kaum mehr als der Kopf zum Vorschein kommt. Besonders ist der Kopfputz unverhältnissmässig bedacht, so dass z. B. bei Bildern aus Quatemala der Kopf selber in die Mitte des ganzen Bildes zu stehen kommt.

Digitized by Google

Was nun die grosse Masse der einzelnen Bilder anbetrifft, so gestehe ich, das Wenigste davon genauer mit dem Namen bezeichnen zu können. Es scheint mir auch, dass es andern auch so ergeht, welche sich mit dem Mexikanischen Alterthume beschäftigen. Nach allen bisher gemachten Beobachtungen sind die Bilder aus der Mexikanischen Urzeit feiner gebildet als die der von Norden her erst das Mittelalter hindurch eingewanderten Völker, die sämmtlich mit den Azteken verwandt sind. Es ging nämlich auch hier dem uns bei diesen Völkern allein historisch bekannten Mittelalter der nordischen Völker ein eigentliches Uralterthum südlicher Aboriginer voran, von dem aber bloss Völker- und Städtereste mit Bestimmtheit Zeugniss ablegen, von dem aber keine Sagen- oder Schriftenüberlieferung bei den eigentlichen Mexikanischen Völkerschaften sich erhalten hat, noch viel weniger bis zu uns gelangt ist. Aus diesem Alterthum rühmt man besonders die Bilder der Zapoteken aus Stein, obschon sie etwas Hartes und Lapidares an sich tragen, wie auch einige Köpfe unserer Sammlung zeigen. Die Baureste einer solchen uralten Mistekischen Stadt in der Nähe von Palenque sind ebenfalls mit besser proportionirten Bildern geziert als die gewöhnlichen Mexikanischen. Schlankere, zum Theil nackte Figuren, die bei letzteren zu den grössten Seltenheiten gehören, von denen wir aber auch einige in der hiesigen Sammlung sehen, gehören hieher, sie sind aber eben desswegen auch einstweilen noch nicht näher zu bestimmen. Bloss die Hauptgottheit des bedeutendsten dieser Urvölker, der Totonaken, ist auch in den Dienst der Einwanderer aufgenommen worden. Es ist die Göttin der Hauptnahrung aller dieser Indianer, des Mais, und heisst Centeotl. Wir besitzen nicht wenige Bilder von ihr, eines mit dem ältern Charakter stellt die Göttin dar, wie sie aufgeschichteten Mais in den Händen trägt. Bei anderen kleinern thönernen Abbildungen derselben trägt sie ein Kind auf den Armen, denn sie ist die Erzeugerin der Kinder. Solche kleine rohere thönerne Bilder findet man überhaupt sehr viele, zum Theil aus Gegenden, wo Urvölker ihre Sitze hatten, wie am Panuco im Lande der Totonaken, zum Theil aber vorzüglich in den Ländern der nordischen Einwanderer, wie in Tlaskala, in Cholula, der Hauptstadt der Tolteken, vor allem in Mexiko selbst. Diese Bilder heissen Tepitoton, d. h. die Kleinen, und sind eine Art Hausgötter. Wie bei den Griechen, so dienten auch hier diese von Töpfern verfertigten Götterbilder nicht dem Tempeldienst, sondern dem häuslichen Kultus und der Bestattung. Die Könige hatten sechs im Hause, die Adelichen vier, jeder andere Mann zwei. Auch sah man sie allenthalben öffentlich auf den Strassen aufgehängt. Daher sind sie gewöhnlich mit zwei Löchern für die Schnüre versehen. Diess weist noch auf einen gewöhnlichen religiösen Gebrauch bei Völkern auf einer untern Stufe hin, mancherlei Anhängsel als Amulette zu tragen, namentlich z. B. Krokodilzähne; dies sind eben die Fetische, die Götter für Einzelnes. Sind sie auch von sehr roher Arbeit, ähnlich vielen Bildern aus einer griechischen Urzeit, so sind sie doch sehr hart gebrannt, wenn auch nicht so leicht wie die Gefässe. Es ist nun nicht nothwendig, dass dieselben besondere Gottheiten seien, sondern die bedeutendsten grossen Tempelgötter befinden sich auch wiederum unter den Tepitoton, wie wir diess so eben in Beziehung auf die Centeotl gesehen haben.

Von den nordischen Einwanderern waren die Tolteken die frühesten, die Träger der Kultur des Mexikanischen Mittelalters, die auch lange nach ihrer Herrschaft in der ganzen Folgezeit durch ihre Kunstfertigkeit so sehr sich auszeichneten, dass die Künstler überhaupt Tolteken genannt wurden. Der Hauptgott dieses Volkes war Quetzalcoatl, d. h. die geflügelte Schlange, der Gott der Luft, von dem wir einige kleinere thönerne Bilder besitzen mit der spitzen Mitra auf dem Haupte, oder mit herabhängender Zunge. Erstere Eigenthümlichkeit gehört ihm vermöge seines priesterlichen Charakters, seine Priester heissen ebenfalls Quetzalcoatl, und nach der Sage soll

Digitized by Google

er selber als Priester in Cholula gegen die Menschenopfer gepredigt haben. Das Attribut der herabhängenden Zunge ist ihm aber von dem frühern Sonnendienst zu Theil geworden, der zu den Tolteken übergegangen war. Neben diesen kleinen Bildern dieses Gottes stellt ihn auch noch ein grösseres, kräftiges, steinernes dar, das durch den starken Backenbart vor andern sich auszeichnet. Wie nun den amerikanischen Völkern dieser Bart fehlt, so auch den übrigen Götter- und Menschenbildern, und ein Bild mit einem Bart ist daher sehr auffallend. Es erzählen übrigens manche Sagen von dem Erscheinen bärtiger Menschen, die Kultur ins Land gebracht hätten, aber zu voreilig scheint es, jetzt schon aus diesem Umstand bestimmte historische Folgerungen über die Herleitung der amerikanischen Kultur, oder gar über das Verhältniss einer aktiven Menschenrace zu einer passiven ziehen zu wollen.

Unter allen nordischen Völkern, die vom Mexikanischen Land Besitz nahmen, sind die berühmtesten und bekanntesten die Azteken, die eigentlichen Mexikaner, die die Stadt Mexiko gebaut haben. Ihr Hauptgott ist der bekannte National- und Kriegsgott Huitzilopochtli, d. h. Kolibri links, eigentlich Gott des Einflusses der Himmelsluft auf die Erde. Von ihm besitzen wir zunächst Wachsabbildungen der drei Mètres grossen Schlangendecke, womit sein Tempelbild in Zeiten grosser Nationaltrauer bedeckt wurde. Man fand das Urbild 1790 auf dem grossen Platze des alten Tempels in Mexiko, vergrub es aber bald wieder im dortigen Universitätsgebäude, um es den Augen der Indianer zu entziehen. Der hintere Theil stellt seine Gattin Teoyamiqui, d. h. göttlicher Tod, dar, welche die Seelen der im Kampfe gefallenen in's Sonnenhaus geleitete. Die Beziehung beider Gottheiten auf Kampf und Tod zeigt sich aus den den zahlreichen Schlangen beigefügten Todtenköpfen und abgehauenen Händen. Und eben deswegen ist diesem Bilde auch auf der Unterseite der Gott der Unterwelt Mictlanteuktli mit vier Todtenköpfen zur Seite beigefügt. Neben diesem grössern Bilde Huitzilopochtli's sehen wir auch kleinere thönerne, wie er entweder auf dem Fussschemel sitzt als König seines Volkes, oder wie er als Kriegsgott in der linken Hand den Schild hält, in der rechten den Speer. Aus seiner übrigen Umgebung stellen mehrere kleinere Bilder seine Mutter dar, Coatlantana, die Aztekische Flora, kenntlich durch das Blumenband auf ihrem Haupte, hinter dem Kopfe befindet sich auch bisweilen ein Blumenstrauss nach Art eines Fächers, und, wie die meisten andern weiblichen Figuren, trägt sie den Shawl, dessen Spitze gegen das Herz geht, oder sie sitzt, und lässt die Hände auf die Knie fallen. Ferner ist ein Hauptgott Huitzilopochtli's Bruder, Tezcatlipoca, der glänzende Spiegel, der oberste Gott der Unterwelt. Unter den kleineren Bildern kennt man ihn an den vier Pfeilen in der Rechten, und dem Fächer von Federn in der Linken, die von einem Schilde ausgehen. Sonst nenne ich noch den Sonnengott Tonatiuh, ein Gesicht als Scheibe, bisweilen mit Strahlen umkränzt, bisweilen mit ausgestreckter Zunge wie bei Quetzalcoatl.

An die Götterbilder reihen sich am natürlichsten die Menschenbilder. Da noch so Vieles von den Bildern unbekannt ist, so sind natürlich beide oft schwer zu unterscheiden. Am kenntlichsten sind grössere steinerne Priesterbilder, deren wir mehrere besitzen; eines derselben ist mit der abgezogenen Haut eines geopferten Menschen bekleidet, — an manchen Festen stellte das Menschenopfer den Gott dar, dem es geopfert wurde, und ebenso der Priester, der sich mit dessen Haut bekleidete; — ein anderes Bild, das einer Priesterin mit grossen Quasten auf beiden Seiten des Kopfes, ist ganz dasjenige, welches Alexander von Humboldt am Anfang seiner *Monuments* ausführlich erläutert hat.

Aber auch die Thierbilder schliessen sich an die Götterbilder an. Ausser manchen kleinern unbedeutendern und thönernen zeichnen sich einige grössere steinerne in unserer Sammlung aus. Ueberall im alten Amerika war der Thierdienst zu Hause, und zwar stellten die Thiere nicht

Digitized by Google

bloss, wie auf sekundärern Stufen, abstrakte Symbole dar, sondern sie wurden persönlich verehrt wie die drei Stiere in Egypten, — allerdings wegen der in ihnen geschauten allgemeinern Kraft, die einer individuellen Intelligenz zu entbehren schien. Es genossen auch hier sowohl lebendige Thiere, und das war das ursprüngliche, göttliche Verehrung, wurden sogar mit Menschenfleisch gefüttert, als auch wurden sie im Bilde angebetet, und endlich dienten sie, wie anderswo, den anthropomorphisirten Göttern als symbolische Grundlage und als Bezeichnung einzelner Attribute; wiederum waren sie Zeichen der Monate und Tage, wie wir sie auf verschiedenen in Wachs bossirten Darstellungen des alten Mexikanischen Kalenders erblicken. Man findet überall jetzt noch in der Hauptstadt Mexiko zahlreiche Bilder von Adlern, Jaguaren, Schlangen, Wölfen, Eulen. Es sind Bilder von göttlich verehrten Thieren, denen kleine Kapellen und besondere Priester gewidmet waren. Den Adler stellt ohnehin das Wappen des Mexikanischen Reichs dar, wie er eine Schlange oder einen Gefangenen verzehrt. Ein schöner Adler aus Obsidian ist in unserer Sammlung zu sehen; die Beute, die er in den Krallen hält, ist aber undeutlich und verstossen. Das Bild des Jaguars ist sehr gefällig und weich, nichts weniger als lapidar wie so viele Menschen- und Götterbilder. Mehrere Schlangen von Stein sind, wie sie häufig in Mexiko vorkommen und in Abbildungen zu sehen sind, auf einen Knaul zusammengedreht, und grosse spitze Zähne bewaffnen den Rachen. Eine solche Schlange ist auch an einer Göttin angebracht, die ich für das Schlangenweib, Cihuatcohuatl, halte, d. h. für die Mutter des Menschengeschlechts, die als altes Weib mit gewaltigen Runzeln im Gesicht bezeichnet ist.

So viel, meine Herren, glaubte ich Ihnen über das Mexikanische Kabinet in Basel mittheilen zu dürfen, was genug wäre, um die Bemerkungen über die Bedeutung des Mexikanischen Alterthums für das allgemeine Alterthumsstudium durch Einzelnheiten zu beleben und den Eindruck unserer Sammlung verständlich zu machen.

Die hohe Regierung, welche auch diesem Vortrage noch ihre Gegenwart geschenkt hatte, trat nunmehr ab, und mit Verlesung der Vereinsstatuten, Einladung zum Mittagsmale und einer auf den Nachmittag anberaumten Spazierfahrt über S. Jacob nach Arlesheim, endlich mit Austheilung der von Grieshaber, K. F. Hermann, Kärcher, Vischer und Wocher hiezu bestimmten Schriften (die Begrüssungsschrift der Universität Basel war jedem Mitgliede schon beim ersten Empfang überreicht worden) schloss die erste allgemeine Sitzung; die Orientalisten aber giengen in einen angrenzenden Saal an ihre besonderen Sectionsgeschäfte.

ZWEITE SITZUNG. 30 SEPTEMBER.

Der Vicepräsident Prof. Vischer eröffnet die Sitzung; dem Verzeichniss der seit gestern neu angekommenen Mitglieder und der Tagesordnung, welche beide vom Secretariat verlesen werden, fügt eben derselbe die Bitte bei, mit Eintragung der geehrten Namen nicht säumen zu wollen, und die Anzeige, dass Nachmittags eine Turnprüfung durch Gymnasiallehrer Strass, Abends im Theater ein Festconcert Statt finden werde.

Digitized by Google

Hierauf las Prof. K. F. Hermann von Göttingen

über zwei verjährte Vorurtheile in der Griechischen Geschichte

(Gründung einer ägyptischen Colonie in Athen durch Cecrops von Sais, Verwandlung Griechenlands in eine römische Provinz 146 v. Chr.).

Wenn ich es wage vor dieser hochansehnlichen Versammlung als Kämpfer gegen zwei verjährte Vorurtheile in der griechischen Geschichte aufzutreten, so bin ich dabei weit entfernt von der Anmassung für die ganze Zahl der verehrten Anwesenden etwas Neues oder Unerhörtes vorzubringen; je mehr wir uns aber gerade der Gäste freuen, die uns ein lebendiges Interesse an unsern Studien zuführt, ohne dass ihre berufsmässige Stellung sie zu einer Kenntnissnahme von allen Einzelheiten dieser anwiese, desto angemessener schien mir eine solche Gelegenheit um an ein Paar schlagenden Beispielen zur Vorsicht gegen die abgeleiteten Quellen zu mahnen, mit welchen sich eben jenes Interesse im guten Glauben nur zu oft begnügt. Uebrigens habe ich selbst unter Philologen vom Fache die Erfahrung gemacht, dass wenn ich ihnen die völlige Nichtigkeit der Annahme eines Aegypters Kekrops so dargelegt hatte, wie ich es sogleich auch hier versuchen werde, sie meinten: nein, so schlecht hätten sie sich jene Annahme doch nicht begründet gedacht; und jedenfalls dürfte es auch dem wissenschaftlichen Bedürfnisse der heutigen Philologie ganz entsprechen, sich des grossen Unterschiedes bewusst zu werden, der zwischen einer zerstörenden Kritik und einer solchen obwaltet, die nur die quellenmässige Auctorität gegen spätere Entstellungen geltend zu machen bestimmt ist. Gegen die erstere, die lediglich auf innere Gründe gestützt die deutlichsten Aussprüche alter Zeugen anficht und verdächtigt, hat sich in neuester Zeit eine gewiss vielfach berechtigte Reaction erhoben, und wie wenig ich dieser feindselig entgegenstehe, glaube ich selbst wiederholt durch die That bewiesen zu haben; je mehr wir es aber billigen, wenn die urkundliche Stimme des Alterthums gegen vage Hypothesen und subjective Combinationen neuerer Gelehrten vertheidigt wird, desto weniger werden wir uns scheuen dürfen, im Namen derselben erhaltenden Kritik solchen Lehren entgegenzutreten, die sich bei näherer Betrachtung selbst nur als gelehrte Hypothese des späteren Alterthums oder der Zeit nach Wiederherstellung der Wissenschaft ergeben. Ja wenn eine Zeit geeignet ist glückliche und nachhaltige Hypothesen aufzustellen, so ist diess gerade die unsrige mit ihrer reichern Erfahrung und grössern Unbefangenheit gewiss ungleich mehr als die frühere, welcher die verschiedenen Momente viel vereinzelter vorlagen; und weit entfernt also durch den zufälligen Umstand des höhern Alters eine grössere Auctorität oder gar ein Verjährungsrecht ansprechen zu können, werden solche Annahmen, die nachweislich nur auf Vermuthungen beruhen, je älter sie sind, desto weniger die Präsumtion einiger Wahrscheinlichkeit für sich haben. Wenn irgendwo gilt auch hier der Spruch, dass tausend Jahre Unrecht noch keinen Tag Recht hervorbringen; und so lange und allgemein man also auch angenommen hat, dass Kekrops aus Sais in Aegypten nach Attika eingewandert sei, oder dass Griechenland sofort nach der Eroberung Korinths durch die Römer den Namen und die Verfassung einer römischen Provinz erhalten habe, so kann doch darin nur eine Aufforderung mehr für die urkundliche Kritik liegen, die Grundlosigkeit dieser verjährten Vorurtheile durch eine einfache Darstellung des quellenmässigen Bestandes nachzuweisen. Befürchten Sie desshalb auch nicht etwa ein polemisches Auftreten von mir, wie es sich in der Behandlung der ersten dieser beiden Fragen namentlich bei Voss durch eigene Irrthümer und Uebereilungen gerächt hat; nicht einmal zu der vorgefassten Absicht einer Läugnung aller ausländischen Einflüsse auf Griechenland, wie es bei Otfried Müller der Fall ist, will ich diese

Digitized by Google

Darstellung benutzen; mein einziger Zweck ist, Ihnen actenmässig berichtend die Sache aus den Quellen vorzutragen und es dann Ihrem eigenen Urtheile zu überlassen, ob gerade ein besonnener und nüchterner Forscher, der sich keinen schwindelnden Sprüngen und Hypothesen hingebend auf dem festen Boden glaubwürdiger Ueberlieferung einhergehen will, von solchen Annahmen fortwährend Gebrauch machen könne.

Wenden wir uns also zuerst zu der Frage nach dem ägyptischen Ursprunge des Repräsentanten der attischen Urzeit in der Sage, so ist schon von Andern das gebührende Gewicht darauf gelegt worden, dass nicht nur kein früherer Schriftsteller, sondern nicht einmal Herodot, der doch sonst so geneigt ist Griechisches von Aegyptischem abzuleiten, ja der bereits den Peloponnes durch Danaos eine ägyptische Colonie zuführt, von einer ähnlichen Einwirkung auf Attika oder fremdländischer Herkunft seines ihm wohlbekannten ersten Königs das Geringste weiss. Erst Plato gibt in seinem Timäos als eine Mittheilung, welche Solon bei seinem Aufenthalte in Aegypten von den Priestern in Sais empfangen habe, dass die saitische Göttin Neith dieselbe mit der attischen Athene sei, die beide Städte, jedoch Athen tausend Jahre früher als Sais gegründet habe, und knüpft hieran Vergleichungen zwischen den ältesten Einrichtungen beider Orte, die das ganze schon von vorn herein als eine höchst subjective Combination erscheinen lassen; gesetzt aber auch, es käme dieser Mittheilung die vollste historische Wahrheit zu, so würde daraus begreiflicherweise vielmehr ein Einfluss Athens auf Aegypten als eine Einwanderung aus Aegypten nach Athen folgen; und dass Plato wirklich von letzterer auch keine Ahnung gehabt hat, ergibt die Stelle in seinem Menexenos, wo er gerade die Athener als autochthonisches Volk den übrigen durch fremdländische Einflüsse modificirten griechischen Stämmen entgegensetzt: „kein Pelops, kein Kadmos, kein Aegyptos oder Danaos hat sich unter uns niedergelassen, dergleichen viele in Griechenland, von Geburt Barbaren und nur durch Einbürgerung Hellenen, vorkommen, sondern wir bewohnen unser Land als Hellenen von Haus aus ohne Beimischung von Barbaren.“ Ueberhaupt bedarf es kaum der Erwähnung, welches Gewicht die Athener den übrigen Griechen gegenüber durch den Ruhm ihrer Autochthonie erhielten, deren Anerkennung sie trotz allen Rednern und Dichtern schwerlich in solchem Grade erlangt haben würden, wenn irgend eine positive Kunde von dem ägyptischen Ursprunge ihres Ahnherrn existirt hätte; und wenn man auch jenen Ruhm lediglich als ein Gebilde attischen Nationalstolzes zu entkräften gesucht hat, so hat eine gesunde Kritik bei dieser Möglichkeit doch meines Erachtens immer noch zu fragen, ob nicht erstens der Nationalstolz der Aegypter, mit welchem sie alle griechische Cultur zu ihrer Tochter zu machen suchten, mindestens eben so gross gewesen sei und um so weniger Glauben verdiene, als die Aegypter im ganzen Alterthume als Lügner und schlaue Betrüger verrufen waren, zweitens aber, ob nicht die attische Angabe schon an sich durch ausdrückliche oder stillschweigende Zeugnisse anderer Schriftsteller weit besser beglaubigt erscheine, als die ägyptische, die sich selbst nach Herodots und Platos Zeit erst sehr allmälig gebildet haben kann. Die nächsten Zeugen, die hier in Betracht kommen, sind die von Proklos in seinem Commentar zu jener Stelle des Timäos angeführten Schriftsteller der ersten macedonischen Zeit, Phanodemos, Kallisthenes und Theopomp, von welchen aber die beiden ersten auch wieder nur in demselben Sinne wie der Timäos die Athener vielmehr zu Vätern der Saiten gemacht hatten, und dass diese Annahme selbst dem ägyptischen Stolze gegenüber Anerkennung fand und behielt, beweist die Thatsache, deren Richtigkeit wir zu bezweifeln keine Ursache haben, dass noch zur Zeit des Platonikers Attikos im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt eine saitische Gesandtschaft nach Athen gekommen war, um dieses alte Pietätsverhältniss zu erneuern. Auch Apollonios von Tyana in

Digitized by Google

seinem siebenzigsten Briefe fasste dieses Verhältniss so auf, dass die Saiten Nachkommen (ἀπόγονοι) der Athener seien; und wenn wir gleich auch darauf eben so wenig Gewicht legen wollen, als auf alle jene sonstigen mythischen Voraussetzungen, welche äussere Verwandtschaft zur Erklärung innerer Aehnlichkeiten annehmen, so zeigt es doch, dass noch die erste Kaiserzeit nicht nur von ägyptischer Herkunft des attischen Kekrops noch nichts wusste, sondern selbst die Annahme einer ägyptischen Colonisation in Attika nichts weniger als allgemein verbreitet war.

Nur der dritte der obengenannten Zeugen, Theopomp, soll, wie sich der Gewährsmann ausdrückt, aus Neid, διὰ βασκανίαν, das Verhältniss umgekehrt und die Athener zu saitischen Colonisten gemacht haben; wenn aber schon dieses Motiv die Angabe verdächtigt, so wächst die Verdächtigkeit derselben noch ungleich mehr dadurch, dass sie von andern Zeugen auf das berüchtigte Buch Trikaranos oder Tripolitikos zurückgeführt wird, das nach bestimmten Versicherungen bei Josephos und Pausanias gar nicht von Theopomp herrührte, sondern unter dessen Namen von Anaximenes gefälscht war und diesem seinem unlautern Ursprunge wie seiner geflissentlichen Schmähsucht nach gar nicht als historische Quelle gelten kann. Auch ist uns aus der ganzen Zeit alexandrinischer Erudition und Polygraphie nicht ein einziges Datum erhalten, das darauf hinwiese, dass diese Gelehrten, welche doch an der Quelle ägyptischer Weisheit und Ueberlieferung sassen und gerade verlegene oder minder bekannte Mythen so gern zur Schau trugen, irgend eine Kenntniss von jener vorgeblichen ägyptischen Niederlassung in Attika gehabt hätten; und was Kekrops persönlich betrifft, so erscheint er auch in dieser Zeit noch, z. B. in Apollodors mythologischer Bibliothek, als Autochthon; ja selbst der erste Schriftsteller, bei dem uns nun wirklich die Influenzirung der attischen Urzeit aus Aegypten als ausgesprochene Prätension der ägyptischen Priesterschaft begegnet, Diodor von Sicilien, nennt vielmehr ganz andere Namen aus der attischen Urgeschichte als Aegypter und kann nur auf dem Wege einer wenn auch möglicherweise begründeten Vermuthung zum Gewährsmann für Kekrops ägyptische Herkunft gestempelt werden. Nachdem derselbe nämlich die übrigen Gründe angeführt hat, wesshalb die ägyptischen Priester Athen für eine saitische Colonie erklärten, den Namen Asty, die Eintheilung der drei Stände u. dgl., fährt er so fort: „auch von den Führern der Athener sollen Einige Aegypter gewesen sein: z. B. Petes der Vater des Menestheus, der den Zug nach Troja anführte, sei offenbar anfänglich Aegypter gewesen und erst nachher zu Athen des Bürgerrechts und der Königswürde theilhaftig geworden, wie dieses namentlich auch seine angebliche Doppelnatur beweise, die sich aus athenischer Tradition nicht erklären lasse, während sie völlig klar werde, wenn man ihn als Angehörigen zweier Staaten, als Barbaren und Hellenen zugleich auffasse, deren ersterem das Thierische, dem andern das Menschliche in ihm entsprochen habe"; — und da wir allerdings diesen Petes oder Peteos der Iliade nirgends sonst als διφυὴς oder Schlangenmenschen bezeichnet finden, was dagegen ein bekanntes und stehendes Epitheton des Kekrops ist, Petes auch sonst nirgends König von Attika heisst, so haben die neuern Erklärer eine Lücke im Texte des Geschichtschreibers annehmen und den grössern Theil der Stelle auf Kekrops beziehen zu dürfen geglaubt, der dann eben auch jene συγγένεια zwischen Athen und Aegypten begründet haben würde, die das nächste Capitel bei Erechtheus ägyptischer Herkunft bereits voraussetzt; — aber gesetzt auch, diese Ergänzung wäre richtig und Kekrops also hier um die Zeit von Christi Geburt zum ersten Male wirklich als Aegypter aufgeführt, so würde doch selbst diese Erwähnung nach allen Regeln historischer Kritik noch keinerlei Beweiskraft üben. Erstens schon darum, weil der Schriftsteller selbst, bei welchem sie vorkommt, weit entfernt sie irgend zu unterstützen, sie vielmehr als reinen Wahn behandelt und mit andern eben so nichtigen Behauptungen in die nämliche Classe wirft. „Ueber-

Digitized by Google

haupt", sagt er am Schlusse seiner ganzen Aufzählung, „behaupten die Aegypter, dass ihre Vorfahren sehr viele Colonien in alle Theile der bewohnten Erde ausgesandt hätten; da sie aber weder irgend einen beachtenswerthen Beweis dafür beibringen, noch irgend ein glaubwürdiger Geschichtschreiber Zeugniss dafür gibt, so habe ich das Uebrige aufzuzeichnen nicht der Mühe werth gehalten" — wer könnte hier noch wohl zweifeln, dass der Ohrenzeuge dieser Aufschneidereien selbst bereits das ganze Gewebe ägyptischer Ansprüche auf Colonisation der Fremde als haltlos erkannt habe? und dass, wenn wir ein Stück davon annähmen, wir mit derselben Nothwendigkeit auch die übrigen daselbst erzählten Geschichten, den ägyptischen Ursprung der Chaldäer und des Gründers von Babylon, gleichwie die Herkunft des Erechtheus und der eleusinischen Mysterien aus Aegypten einräumen müssten? Dass aber diesen ägyptischen Prätensionen auch nicht das geringste sonstige Bewusstsein, auch nicht die leiseste Ueberlieferung des classischen Alterthums selbst zur Seite stand, ergibt sich zweitens daraus, dass auch nach Diodor kein heidnischer Schriftsteller, ja sogar die ersten christlichen nichts von solchem ägyptischen Ursprunge des Kekrops wissen, sondern selbst an solchen Stellen, wo dieser nothwendig hätte berücksichtigt werden müssen, die gänzlichste Unbekanntschaft mit dem verrathen, was man uns noch jetzt so oft als überlieferte und bezeugte Lehre des Alterthums aufdrängen will. Schon Müller hat in dieser Hinsicht auf die wichtige Stelle in Tacitus Annalen XI. 14 aufmerksam gemacht, wo dieser von der Erfindung der Buchstabenschrift spricht, und nachdem er auch hier zuerst der ägyptischen Ansprüche gedacht hat, diesen andere Nachrichten, nach welchen bald Kekrops, bald Linos oder Palamedes als Erfinder genannt würden, entgegenstellt; wie hätte er sich so ausdrücken können, wenn er auch nur die geringste Kunde davon gehabt hätte, dass Kekrops selbst als Aegypter anzusehen sei? Ganz dasselbe aber gilt von Lucian, der im Pseudologista c. 11, um etwas recht Unmögliches auszudrücken, sich der Phrase bedient: „ehe man das beweisen wird man eher Kekrops und Erechtheus als Fremdlinge und Ausländer (ξένους καὶ ἐπήλυδας τῶν Ἀθηνῶν) nachweisen können", und von dem Apologeten Tatian, in seiner Rede an die Griechen, wo er Danaos als ägyptischen Ansiedler nennt, von Kekrops aber ganz ohne eine solche Bezeichnung spricht; ja während unsere Lehr- und Lesebücher nicht müde werden, Kekrops, Kadmos, Danaos, Pelops als ein Quadrifolium von Einwanderern in Griechenland zusammenzustellen, zählt der alte Lebensbeschreiber des Isokrates mit klaren Worten erst den König Philipp von Macedonien als den vierten Ausländer auf, der nach Kadmos, Danaos und Pelops zu einer Herrschaft über Hellenen gelangt sei, und noch der Scholiast zu Cicero's Rede pro Sestio c. 21 weiss nicht anders, als dass Kekrops sowohl als seine nächsten Nachfolger *terra editi*, also Autochthonen ohne fremdländischen Ursprung seien. Erst die Chronik des Eusebius aus der Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus, und zwar auch nur der zweite Theil derselben, der chronologische Kanon oder die Zeittafeln, die auf selbständige historische Auctorität gar keinen Anspruch machen, enthält zum ersten Male eine directe Aeusserung, nach welcher Kekrops als Aegypter zu betrachten wäre, und zwar auch dieses in einer Weise, die drittens nur einen neuen Grund abgibt, diese Angabe zugleich mit der obigen Möglichkeit einer ähnlichen Prätension der ägyptischen Priester bei Diodor vor der Sonne einer unbefangenen Kritik in ihr Nichts zurücksinken zu lassen. Denn für diese gibt es bei jeder Angabe alter und neuer Zeit keine wichtigere Aufgabe als sorgfältig zu scheiden, was sich als Inhalt thatsächlicher Ueberlieferung und was sich als Resultat persönlichen Raisonnements herausstellt; und so sehr wir zur Vorsicht verpflichtet sind, um Ersteres nicht ohne die höchste Noth zu verwerfen, so bedarf es doch in der andern Hinsicht nicht geringerer Vorsicht, um nicht durch Trugschlüsse getäuscht zu werden, gegen welche das Alter einer Angabe,

Digitized by Google

wie schon oben bemerkt ist, eine schlechte Gewähr darbietet; ja gerade wo einer solchen Gründe beigefügt sind, durch welche sie unterstützt werden soll, ist es vor allen Dingen wichtig diese zu prüfen und zu fragen, ob sie auch nach unserm heutigen Maassstabe ein ähnliches Resultat zu erzielen hinreichen würden, und findet sich dann, dass dieses letztere nicht der Fall sei, so kann alles Alterthum, geschweige denn eine so späte und relative Auctorität wie Eusebius oder die Quellen, aus welchen er geschöpft hat, nicht Gewicht genug haben, um uns eine Lehre, die wir als Product eines mangelhaften Schlusses erkennen, als historische Ueberlieferung aufzudrängen. Eben dieses ist aber hier der Fall: der ganze Grund, wesshalb Kekrops zum Aegypter gemacht wird, beruht, wie in dem ägyptischen Raisonnement bei Diodor, auf seinem Beinamen als διφυὴς oder Schlangenmensch, und wird noch dazu lediglich alternativ aufgestellt: entweder habe er um der Länge seiner Statur oder deshalb διφυὴς geheissen, weil er ausländischen ägyptischen Ursprungs gewesen sei; und können wir also jenes Epitheton anders und besser erklären, ja enthält dasselbe richtig verstanden vielmehr im Gegentheil gerade den symbolischen Ausdruck seiner Autochthonie selbst, so wird begreiflicherweise auch der letzte Schimmer einer Auctorität, welche die fragliche Behauptung empfehlen könnte, wegfallen und selbst das gesammte Mittelalter nicht gegen das Stillschweigen aller wahrhaft classischen Zeugen in die Wagschale fallen können. Denn nun bricht freilich ein ganzer Strom von Gläubigen an den ägyptischen Kekrops in die Geschichte ein, deren jeder die Sache immer genauer als der andere wissen will, bis man endlich den König von Attika völlig den feudalistischen Begriffen gemäss als Vasallen des ägyptischen Pharao, während er diesem Heeresfolge leistet, bei der Verfolgung der Israeliten im rothen Meere umkommen lässt; aber auch hier bewährt sich nur das Sprüchwort, *que ce n'est que le premier pas qui coûte;* und man könnte jene Dunkelmänner ganz der verdienten Vergessenheit preisgeben, wenn sie nicht bis auf den heutigen Tag den tüchtigsten Forschern unter Philologen und Nichtphilologen Sand in's Auge gestreut hätten. Hat man ja doch eine förmliche Reiseroute mit Stationen entworfen, welche Kekrops auf seinem Wege von Aegypten nach Attika berührt habe: in Rhodos habe er eine Stadt dieses Namens erbaut, habe sich dann nach Thracien gewandt, wo eine Landschaft seinen eigenen Namen Kekropis getragen habe, Delphi berührt, in Böotien angehalten, und selbst von Attika aus wieder andere Gegenden wie Lakedämon angebaut; fragen wir jedoch auch hierüber, wie billig, nach den Quellen, so sind diese nicht nur für den ägyptischen Ursprung als solchen gleichgültig, sondern auch hinsichtlich der erwähnten Einzelheiten nichts weniger als zureichend, um die Bedeutung des Namens Kekrops auch nur über die nächste Umgebung von Attika hinaus zu erstrecken. Nur in Böotien, wo uns die Sage von Ogyges selbst ein altes Athen und Eleusis am kopaischen See kennen lehrt, können wir kekropische Spuren ebensowohl als in Euböa annehmen, wo ein diadisches Athen gleichfalls von Kekrops gegründet sein sollte; dagegen werden wir bei der thrakischen Kekropis lediglich auch nur an die Thraker denken dürfen, die in früherer Zeit bis nach Böotien und der Gegend des Helikon wohnten; und was Rhodos, Delphi, Lakedämon betrifft, so frage ich ganz einfach, ob denn ein Isidor von Hispalis oder ein Albert von Stade die Schriftsteller sind, bei welchen wir uns über die vorgeschichtlichen Ereignisse Griechenlands Raths erholen müssen? zu geschweigen, dass bei Isidor die Erwähnung des Kekrops als Erbauers von Rhodos höchst wahrscheinlich nur auf einem Schreibfehler beruht und statt seiner der Name des Heliaden Kerkaphos hergestellt werden muss.

Inzwischen sind es keineswegs etwa bloss die vorgeschichtlichen oder mythischen Zeiten, welche schon frühzeitig zu solchen jetzt verjährten Vorurtheilen Gelegenheit gegeben haben; ganz absichtlich habe ich diesem aus den Anfängen griechischer Geschichte entlehnten Beispiele ein

Digitized by Google

zweites aus den letzten Zeiten derselben an die Seite gestellt, das trotz des historischen Lichtes, das jene Zeiten zu umgeben scheint, doch keinen geringern Irrthum enthält: wenn nämlich bis auf den heutigen Tag in allen Büchern, gelehrten wie ungelehrten, nachgeschrieben und in allen Schulen gelehrt wird, dass Griechenland nach der Besiegung des achäischen Bundes und der Eroberung von Korinth im Jahre 146 zur römischen Provinz gemacht worden sei, während ein solches Verhältniss in Wahrheit sich nicht vor dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus, ja in geordneter Form vielleicht nicht vor August nachweisen lässt. Welche Kühnheit, werden freilich in diesem Augenblicke selbst manche unter Ihnen denken, denen ein Angriff auf Kekrops vielleicht überflüssig und verspätet erschienen ist; welche Kühnheit, gegen ein so allgemein angenommenes und anerkanntes Factum in die Schranken treten zu wollen! ich aber versichere — und das ist viel gesagt — dass wenn es sich um urkundliche Gewähr handelt, die für Kekrops ägyptischen Ursprung, so schlecht sie auch sein möge, immer noch grösser ist als für die Verwandlung Achajas in eine römische Provinz durch Mummius, wofür sich schlechthin auch nicht ein bestimmt ausgesprochenes Zeugniss aus dem Alterthume wird aufbringen lassen. Denn nicht einmal der elende Rufus in seinem *Breviarium historiæ Romanæ* kann mit Sicherheit dafür angeführt werden, indem dieser da, wo er von der Eroberung Korinths spricht, nicht wie anderswo *provincia facta*, sondern nur *obtenta est* sagt, was zwar auch das Uebergewicht des römischen Einflusses bezeichnet, eine Verwandlung in die Form einer Provinz aber ebensowenig beweist als z. B. bei Kleinarmenien, wo er nach der Besiegung des Mithridat gleichfalls sagt: *Armenia minor, quam idem tenuerat, armis obtenta est*, während wir wissen, dass es noch bis auf Nero herab seine eigenen, wenn auch von Rom abhängigen Könige besass; — von den beiden andern ältern Zeugen aber, auf welche sich Sigonius, der Urheber jener Annahme, beruft, sagt Strabo ganz allgemein und ungenau, alles Land bis Macedonien sei den Römern unterthan worden, mit dem auch nach der gewöhnlichen Annahme auffallenden Zusatze: „indem nach den verschiedenen Gegenden verschiedene Heerführer geschickt wurden“ (ἐν ἄλλοις ἄλλων πεμπομένων στρατηγῶν) — und Pausanias, den jener selbst für den Hauptzeugen erklärt, spricht bei näherer Betrachtung eher gegen als für ihn. „Als aber“, sagt derselbe VII. 16, „die Abgeordneten aus Rom erschienen, welche mit Mummius über Griechenlands Zukunft berathen sollten, hob er die Demokratien auf und bestellte die Obrigkeiten nach dem Vermögen; auch wurde Griechenland Tribut auferlegt und den Begüterten verboten Grundeigenthum ausserhalb ihrer Heimath zu erwerben; ebenso wurden die Bundesräthe (συνέδρια) der einzelnen Völkerschaften, sowohl der Achäer als der Phocenser, Böoter und wo deren sonst in Griechenland waren, alle gleichmässig aufgelöst; — doch wenige Jahre später jammerte es die Römer Griechenlands (εἰς ἔλεον ἐτράποντο) und sie gaben ihm die ehemaligen Bundesräthe für die einzelnen Völkerschaften wieder und die Erlaubniss auswärts Grundeigenthum zu besitzen; auch erliessen sie die Geldbussen, welche Mummius auferlegt hatte; solchen Nachlass erhielten die Hellenen von den Römern; einen Statthalter schickten die Römer jedoch noch bis auf meine Zeit, der übrigens nicht von Hellas, sondern von Achaja benannt wird, weil die Römer mittelst der Achäer, welche damals an Griechenlands Spitze standen, die Hellenen unter ihre Botmässigkeit gebracht hatten.“ Daraus geht nun zwar einerseits hervor, was auch Niemanden zu läugnen einfallen wird, dass Griechenland unter dem Namen Achaja zu Pausanias Zeit römische Provinz nicht nur war, sondern auch schon geraume Zeit gewesen war, und andererseits, dass mit der Eroberung Korinths eine Zeit der gänzlichen Abhängigkeit Griechenlands von Rom begann; dass aber diese letztere schon damals auch die erstere Form einer Provinzialverfassung angenommen habe, sagt Pausanias weder hier noch an der frühern Stelle II. 1. 2, wo

Digitized by Google

er gleichfalls nur von der Entwaffnung der Griechen nach dem Falle Korinths spricht, und doch ist auch von der grössten Beschränkung der politischen Rechte noch ein grosser Schritt zu dem politischen Todesurtheile, als welches nach römischen Begriffen die Verwandlung in eine Provinz angesehen werden muss. Denn so günstig auch manche Provinzen durch ihre *formula* gestellt, so sehr die Provinzialen als solche durch das römische Gesetz selbst gegen die Erpressungen der Statthalter geschützt sein mochten, so war ihnen doch jede eigene Rechtspersönlichkeit und autonome Selbstbestimmung genommen und sogar ihr Grund und Boden in das Eigenthum des römischen Volkes übergegangen; in ein solches Verhältniss aber setzte der die Idee des Rechts auch in dem Ausländer und Fremden achtende Römer der guten Zeit keineswegs sofort jedes in ehrlichem Kriege besiegte Volk, sondern begnügte sich es durch Landentziehung und sonstige Schwächung unschädlich zu machen, und bis auf die Zeiten, wo die gränzenlose Habgier der Einzelnen auch den Staat den Principien gesunder Politik entfremdete, sind daher auch die wirklichen Provinzen Roms entweder nur solche Länder, die schon früher durch andere Völker ihrer Freiheit beraubt worden waren und demnach von vorn herein als Sachen, als blosse Beutestücke angesehn werden konnten, oder solche, die durch wiederholte Erneuerung des Kriegs, *rebellio*, zuletzt die äusserste Strafe verdient zu haben schienen. In die erste Kategorie gehören Sicilien, Sardinien, Hispanien, das cisalpinische Gallien; in die andere Karthago und Macedonien, welches letztere jedoch nicht einmal nach dem Untergange seines Königthums 169, sondern erst nach dem Aufstande des Andriskos 147 die Gestalt einer Provinz erhielt; und je weniger wir also Griechenland sogleich nach seiner ersten Niederlage unter eine dieser beiden Kategorien bringen können, desto gewisser werden wir ohne den bündigsten Beweis des Gegentheils schon aus der Natur der Sache annehmen dürfen, dass selbst die Niederlage des achäischen Bundes es in keine schlimmere Lage versetzt habe, als in welcher sich Macedonien zwischen den Jahren 169 und 147 befand, bis erst die verkehrte Politik, mit welcher es in den Bürgerkriegen fortwährend der besiegten Partei anhing, die Sieger zu solchen Maassregeln veranlasste, die nur mit seiner Verwandlung in eine wirkliche Provinz endigen konnten. Bis dahin aber lässt sich, wie gesagt, auch nicht die mindeste sichere Spur nachweisen, woraus eine andere Stellung Griechenlands zu Rom hervorginge, als dieses sie den Macedoniern in jenem Zeitraume auferlegt hatte; im Gegentheile stimmen mehre von den Verfügungen, welche Pausanias dem Eroberer Korinths beilegt, fast wörtlich mit denjenigen überein, welche Livius XLV. 29 aus der Entscheidung des Aemilius Paulus über das Loos der besiegten Macedonier anführt: *neque connubium neque commercium agrorum ædificiorumque inter se placere cuiquam extra fines regionis suæ esse;* und wenn also dieses Land trotz dieser Beschränkungen, trotz seiner Trennung in vier gesonderte Republiken, ja trotz der Abgaben, die es an Rom entrichten musste, noch zwanzig Jahre hindurch den Namen der Freiheit und innern Autonomie behielt, so werden auch alle jene von Pausanias für Achaja aufgezählten Umstände noch keine andere Abhängigkeit desselben von Rom beweisen, als die der übermächtige Nachbar auch solchen Städten aufnöthigte, die mit urkundlicher Sicherheit als seine Bundesgenossen dastehn. Selbst in Athen, das niemals seine nominelle Freiheit durch die Römer verloren hat, übten benachbarte Statthalter eine ähnliche Gewalt, ja Gerichtsbarkeit aus, wie sie sich ja auch zu Anfang unsers Jahrhunderts die Rheinbundstaaten von den französischen Machthabern gefallen lassen mussten, ohne desshalb an ihrer Souveränität Abbruch zu leiden; Gleiches berichtet Plutarch aus der Zeit des Lucullus von dem Verhältniss des Proconsuls von Macedonien zu den Böotern, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze: „denn die Römer schickten damals noch keinen Statthalter nach Griechenland (*οὔπω γὰρ ἐς τὴν Ἑλλάδα Ῥωμαῖοι στρατηγοὺς*

Digitized by Google

διεπέμποντο); und wenn dieses directe Zeugniss, dass Griechenland bis auf Cicero's und Pompejus Zeiten noch keine römische Provinz war, zu Gunsten jener Schlüsse aus den vagen Angaben bei Strabo und Pausanias entkräftet werden sollte, so müssten jedenfalls von den Vertheidigern der hergebrachten Ansicht stärkere Gründe beigebracht werden, als bis jetzt vorliegen. Nur wenn man vor dem Bürgerkriege mit Sicherheit römische Statthalter nachweisen könnte, die Griechenland als solches verwaltet hätten, oder ausser den angegebenen noch andere Umstände aus der Zeit der Auflösung des achäischen Bundes bekannt wären, die lediglich auf eine Provinz und nicht zugleich auf ein sonstiges Vasallenland Roms passten, würden wir einen Schriftsteller wie Plutarch des Irrthums über die Geschichte seiner Heimath zeihen dürfen; gerade in dieser Hinsicht aber fehlt es dergestalt auch nur an annähernden Merkmalen, und sind dagegen so viele sprechende Anzeigen des Gegentheils vorhanden, dass das ganze Gewicht eines verjährten Vorurtheils nöthig gewesen ist, um bis auf diesen Tag die Augen der Gelehrten gegen eine so einleuchtende Thatsache, wie Griechenlands fortwährende Freiheit nach der Eroberung Korinths, zu verschliessen.

Dass die zehn Abgeordneten aus Rom, mit welchen Mummius damals die Angelegenheiten der Besiegten regulirte, noch keinen Beweis für Verwandlung in eine Provinz abgeben, geht einfach daraus hervor, dass ganz dasselbe Verfahren auch aus dem J. 189 a. Chr. berichtet wird: *decem legati more majorum missi ad res Asiæ disceptandas componendasque* (Liv. XXXVII. 55), bei welcher Gelegenheit bekanntlich alle Eroberungen unter Eumenes und die Rhodier vertheilt wurden, ohne dass Rom daran gedacht hätte, schon damals Kleinasien zur Provinz zu machen; und auf ähnliche Art ist gewiss auch jenes *consilium* zu nehmen, *de cujus sententia* Aemilius Paulus die oben erwähnten Anordnungen in Macedonien traf; hinsichtlich der Statthalter aber ist es in der That spasshaft zu sehn, mit welchem Ernste Pighius in seinen Annalen seit 146 Jahr für Jahr pflichtmässig Achaja unter den römischen Provinzen aufführt, ohne jedoch in der Regel den Platz des Statthalters mit einem Namen ausfüllen zu können, aus dem einfachen Grunde, weil nirgends ein solcher genannt oder bekannt ist. Nur fünf Namen hat er in jenem ganzen hundertjährigen Zeitraum für diese Rubrik aufgetrieben; so gewiss jedoch auch schon einziger von diesen, wenn er urkundlich sicher wäre, unsere Behauptung umstossen würde, so wenig wird jemand, der Pighius unkritische Willkür kennt, darin allein schon eine Gewähr für das wirkliche Vorkommen solcher Statthalter erkennen, und in der That ist es bei näherer Betrachtung eine leichte Sache, diese fünf Namen dergestalt zu beseitigen, dass auch von dieser Seite nicht der leiseste Zweifel an Plutarchs Wahrhaftigkeit und Griechenlands fortdauernder politischer Autonomie aufkommen kann. Der erste von jenen Fünfen ist bei Pighius Aemilius Scaurus, der später berühmte *Princeps Senatus*, den jener im Jahr 119 als Proprätor von Achaja aufführt; und wesshalb? weil auf Münzen dieses Aemilius apollinische Attribute vorkommen, die er als Beweise deutet, dass jene Münzen aus dem Gelde des griechischen Tributs geschlagen seien, indem das delphische Heiligthum gleichsam den Mittelpunct Griechenlands darstelle! Wie wenig ein solches Argument für die Annahme einer Provinz spricht, die noch dazu auf keinen Fall Delphi umfasst haben würde, leuchtet jedem Unbefangenen ein, und zum Ueberfluss hat Drumann längst bemerkt, dass jene Attribute auf die apollinarischen Spiele gehn, die Aemilius als Prätor in Rom selbst zu versehen hatte; nicht besser aber steht es zweitens mit dem Q. Ancharius, welchen Pighius im Jahr 90 ohne alle Auctorität als Prätor von Achaja annimmt, obgleich wir von diesem Manne überhaupt nur wissen, dass er einmal Prätor gewesen sei und später auf Marius Befehl sein Leben verloren habe; und selbst bei dem dritten, den er dem Jahr 88 zutheilt, P. Gabinius, schlägt die leise Spur besserer Begründung, die er für den ersten Blick darbietet, bei genauer

Digitized by Google

Prüfung nach einer ganz andern Richtung aus. Allerdings ist dieser P. Gabinius ums Jahr 80 a. Chr. von den Achäern zu Rom wegen Erpressungen, die er in Griechenland verübt hatte, verklagt worden; folgt aber daraus, dass er auch gerade dort Statthalter war, und konnte er dieses nicht ebensowohl in dem benachbarten Macedonien sein und von dort aus seine Uebergriffe nach dem freien Griechenland erstrecken? Gewiss eben so wohl wie Verres, von welchem wir lesen, dass er von einem sikyonischen Magistrat Geld verlangt und dessen Weigerung bestraft habe, obgleich es ausgemacht ist, dass ihm nie eine gesetzliche Gewalt in jenen Gegenden zustand! *Etenim quum lex ipsa*, sagt Cicero in der einzigen Stelle, wo jenes Gabinius gedacht wird, divin. in Cæc. c. 20, *de pecuniis repetundis sociorum atque amicorum populi Romani patrona sit* — also brauchen es keineswegs nur Provinzialen zu sein, die von der Wohlthat der Repetundenklage Gebrauch machen, noch kann derjenige, gegen welche dieselbe angestellt wird, schon um desswillen als Statthalter des Landes angesehen werden, das jene Klage gegen ihn richtet; und Aehnliches gilt denn auch von dem vierten der vermeinten Proprätoren Achaja's, L. Gellius, den freilich nicht bloss Pighius aus Cicero Legg. I. 20 als *Proprætor consulari potestate* diesem Lande zutheilt, der aber schon durch den Zusatz der consularischen Gewalt nach einer andern Seite hinweist und überhaupt durch keinen zwingenden Grund auf Griechenland beschränkt wird. Denn wenn es bei Cicero heisst: *Gellium, familiarem tuum, quum pro consule ex Prætura in Græciam venisset, Athenis philosophos, qui tunc erant, in locum unum convocasse*, so wäre man allerdings berechtigt, wenn anderweit feststände, dass Griechenland Proprätoren mit proconsularischer Gewalt gehabt hätte, an einen solchen zu denken; eine Nothwendigkeit dazu ist aber nicht vorhanden, da Gellius auch auf der Reise in seine Provinz durch Griechenland kommen konnte, ganz wie z. B. Crassus bei Cicero de Orat. I. 11 sagt: *quum quæstor ex Macedonia venissem Athenas*, so dass jeder denken sollte, er sei in Macedonien Quästor gewesen, während doch aus III. 20 erhellt, dass er es vielmehr in Asien war; und gerade so werden wir auch jenen Gellius nicht für Achaja, sondern für Asien als Proprätor annehmen dürfen, zumal da nur auf letztere Provinz das *proconsulare imperium* oder der Heeresbefehl passt. Der fünfte endlich, Caninius Gallus, beruht lediglich auf einer Stelle bei Cicero Famil. II. 8, wo dieser auf seiner Reise nach Cilicien schreibt: *ego quum Athenis decem dies fuissem multumque mecum Gallus noster Caninius;* weil also dieser zu Athen, was niemals Theil irgend einer Provinz gewesen ist, einige Tage in Cicero's Gesellschaft zugebracht hat, soll er in jenem Jahre 52 a. Chr. Statthalter von Achaja gewesen sein! Und damit stehen wir dann bereits an der Schwelle des Bürgerkrieges, wo sich allerdings nicht läugnen lässt, dass wiederholt Römer vorkommen, welche einen directen Oberbefehl über Griechenland führen; inzwischen sind auch diese zunächst mehr Militärcommandanten, welche das strategisch wichtige Land für eine der beiden streitenden Parteien zu sichern bestimmt waren, als dass sie in die Kategorie gewöhnlicher bürgerlicher Statthalter zu setzen wären, deren Griechenland erst in Folge der Theilung der Provinzen zwischen August und dem Senate bekommen zu haben scheint. *Tuetur Græciam*, sagt Cicero noch in der zehnten philippischen Rede c. 6 in dieser Hinsicht sehr bezeichnend von dem republikanischen Besatzungsheere in Griechenland im Gegensatze der eigentlichen Provinzen Macedonien und Illyricum, für welche er vielmehr das Wort *tenet populus Romanus* gebraucht; und wenn demzufolge noch in der Zeit des mutinensischen Kriegs eine solche Unterscheidung an ihrem Platze war, werden wir sowohl den Appius Claudius, welchen Pompejus, als den bekannten Servius Sulpicius, welchen Cäsar über Griechenland gesetzt hatte, ja vielleicht selbst nach Antonius Statthalter Censorinus nur als zeitweilige Kriegsbefehlshaber betrachten dürfen, die erst August durch einen

Digitized by Google

stehenden Proprätor (später Proconsul) ersetzte. Solche militärische Verwaltungen hatten auch früher schon vorkommen können, wie z. B. L. Flaccus nach Cicero in seiner Vertheidigungsrede c. 26 als Legat, *imperatore Metello, Achajæ, Boeotiæ, Thessaliæ præfuit,* d. h. diese Gegenden militärisch besetzt hielt; aber eben dieser sein Oberbefehlshaber Metellus hatte nicht etwa Achaja, sondern Kreta zur Provinz, und so ergibt sich auch hieraus wieder nur auf's Neue, wie Griechenland als solches damals noch keinen Statthalter hatte, sondern vielmehr ganz in die gleiche Kategorie wie z. B. Massilia fiel, das, obgleich anerkanntermassen freie Stadt, gleichwohl nach derselben Stelle denselben L. Flaccus *militem quæstoremque cognovit.* Bloss das Gebiet des zerstörten Korinth selbst war wenigstens theilweise, wie wir aus Cicero's Rede gegen Rullus sehn, directes Eigenthum des römischen Volkes geworden: *L. Mummii imperio et felicitate ad vectigalia populi Romani adjunctus est;* wesshalb dann auch später eine römische Colonie dort angelegt werden konnte; aber selbst davon muss nach Strabo's ausdrücklichem Zeugniss ein anderer Theil den Sikyoniern zugefallen sein, und dass diese rechtlich frei waren, geht selbst aus der erwähnten Erzählung von der widerrechtlichen Behandlung hervor, welche sich Verres gegen einen ihrer Beamten erlaubte. Ueberhaupt darf die factische Abhängigkeit nie als ein Beweis gegen die rechtliche Unabhängigkeit gebraucht werden, für welche im Gegentheil mitunter gerade die Stellen am stärksten zeugen, die von den römischen Eingriffen in sie sprechen: so der Fall mit Piso, der durch Clodius durchgesetzt hatte, dass ihm als Proconsul von Macedonien auch in Achaja, Thessalien, Athen eine Jurisdiction über Darleihen zustehen sollte, wodurch ihm allerdings, wie sich Cicero ausdrückt, *omnis Græcia addicta erat;* dass aber doch keine eigentliche Provinzialstatthalterei war, geht schon aus der Gleichstellung Athens hervor, und so gibt denn auch Cicero an einer andern Stelle den Inhalt jenes Gesetzes mit deutlichen Worten so an: *ut de pecuniis creditis jus in liberos populos dicere liceret.* Doch diese und andere Stellen, aus welchen, wenn gleich nur beiläufig, die fortdauernde Freiheit Griechenlands bis zur Kaiserzeit hervorgeht, habe ich schon im letzten Paragraphen meines Lehrbuchs der griechischen Staatsalterthümer zu diesem Zwecke angeführt und das hier entwickelte Resultat wenigstens in seinen Grundzügen angedeutet; nur weil ich nicht voraussetzen durfte, dass der Leserkreis jener Schrift sich so weit ausdehnte, als das von mir bekämpfte Vorurtheil verbreitet ist, habe ich diese Gelegenheit ergriffen, um wenigstens an meinem Theile der richtigen Ansicht zur möglichsten Anerkennung zu verhelfen, und glaube den einzigen Zweck dieses Vortrags, die urkundliche Wahrheit unbefangener Prüfung zu empfehlen, schon durch die geneigte Aufmerksamkeit, die mich bis hieher begleitet hat, völlig erreicht zu haben.

Der Vicepräsident fordert zur Besprechung auf. Zuerst ergreift das Wort Prof. Zündel aus Lausanne: er bezweifelt, indem er sich gleich den Folgenden auf den ersten der zwei erörterten Gegenstände beschränkt, die Richtigkeit der Behauptungen Hermanns, da ja bereits im Schiffscatalog Il. 2, 552 der Name Petes stehe, diess aber ein ägyptischer Name sei.

Hermann erwidert, dass er nur für Cecrops den ägyptischen Ursprung geläugnet, sonst aber den vermeinten Zusammenhang zwischen Griechenland und Aegypten geflissentlich unberührt gelassen habe.

Pfarrer Rinck von Grenzach: ihm scheine der Begriff eines Autochthonen unrichtig aufgefasst. Αὐτόχθων bezeichne nur den ältern Bewohner im Gegensatz zu späterer Einwanderung. Es sei mithin der ägyptische Ursprung der Autochthonen Athens nicht ausgeschlossen. Dass aber ein

Digitized by Google

solcher anzunehmen, beweise der mannigfache Zusammenhang zwischen Griechenland und Aegypten, ein Zusammenhang, der selbst auf etymologischem Weg sich in den Namen der griechischen Götter kund gebe. Es werden für Letzteres Beispiele angeführt, Ζεύς, welche Benennung nach des Eusebius Zeugniss eben Cecrops gebracht habe, bei den Aegyptern Θωύθ oder Θεύθ u. a.

Prof. Döderlein von Erlangen hält διφυής für synonym mit Κέκροψ: Hesychius habe κέκροψ als ein Appellativ und erkläre es mit ἀπατεών; es bezeichne also einen unzuverlässigen Menschen, einen Menschen von gleichsam zweierlei Naturen. Das Wort sei eine Reduplicativbildung zu κρύπτειν.

Hermann dagegen vermuthet, dass hier, wie auch anderswo geschehen, κέκροψ aus Κέρκωψ verderbt sei; das betrügliche Wesen der Kerkopen sei bekannt.

Döderlein fragt zurück, ob nicht Κέρκωψ selber erst aus κέκροψ könne entstanden sein.

Prof. Gerlach wünscht zu vernehmen, welches Ergebniss für den Zusammenhang Aegyptens und Athens aus Hermanns Untersuchung hervorgehn solle.

Hermann erklärt einen solchen Zusammenhang zwar nicht anzunehmen, für jetzt jedoch auf diese weitere Frage nicht eintreten zu wollen; es genüge ihm, wenn er nur einstweilen die Aegyptomanen überzeuge, dass Cecrops aus dem Spiele zu lassen und die Unterstützung ihrer Ansicht anderswo zu suchen sei.

Gerlach: Ob Herrmann einen urkundlichen Beweis aus der Mythengeschichte für nöthig halte? Es stehn sich hier eine Behauptung der ägyptischen Priester und eine Ansicht der Athener gegenüber. Der Nationalstolz der Letztern sträubte sich das anzunehmen, was jene berichteten.

Hermann will dem griechischen Nationalstolze mehr Wahrheitsliebe zugestehn als dem der Aegypter.

Gerlach: Blosse Behauptungen für und gegen eine Frage haben keine Kraft, wohl aber Nachrichten der Historiker.

Hermann: Er bezweifle nicht, was Diodor berichte; er stütze sich vielmehr darauf.

Gerlach erkennt auch hierin nur den Nationalstolz wieder.

Hermann weist diess mit Entschiedenheit zurück.

Gerlach: Für die grössere Hauptfrage sei es zuletzt bedeutungslos, ob Cecrops von Saïtischem oder von autochthonischem Ursprung gewesen.

Hermann räumt das ein.

Nach diesem Schlusse lebhaft geführter Wechselreden theilte der Vicepräsident Prof. Vischer einen Brief von Creuzer mit; es begleitete derselbe einen Aufsatz über philologische und historische Wörterbücher, den der Veteran, wenn es ihm möglich gewesen wäre zu kommen, der Versammlung würde vorgetragen haben. Da vielseitig der Wunsch sich äusserte ihn auch aus fremdem Munde anzuhören (noch lieber hätten Alle, wie nachher auf einen Antrag des Geheimen Hofraths Zell durch Acclamation bezeugt ward, den ehrwürdigen Verfasser selbst begrüsst), so übernahm Prof. Vischer die Verlesung.

Ueber philologische und historische Wörterbücher.

In jeweilig wiederkehrenden Perioden äussert sich das Bedürfniss historischer Ueberblicke denkwürdiger Personalitäten und Localitäten, zumal in der bequemsten Form, in der lexicographischen

Digitized by Google

Abgesehen vom ferneren Morgenlande bemerken wir gewisse Mittelpuncte, wo man darauf bedacht war, jenes Bedürfniss zu befriedigen. Im Alterthume zeigen sich vorzüglich die Städte Athen, Pergamus und Alexandria; und wir denken dabei zunächst an Aristoteles, Krates und Kallimachus.*)

Sodann Rom; wobei uns vor allen M. Terentius Varro einfällt; in dessen Geist dann Andere in der römischen Kaiserzeit literarisch gesammelt haben.**)

Nächstdem wendet sich unsere Aufmerksamkeit nach Constantinopel, und wir erinnern uns an den Patriarchen Photius, an den Lexikographen Suidas und an die Kaiserin Eudocia.***)

Im neuern Europa haben Paris und Lyon, Oxford und Rotterdam, Leipzig und Zürich, und in neuerer Zeit Frankfurt a. M. und Halle Verfasser historischer Wörterbücher aufzuweisen; unter den Deutschen Städten aber tritt Basel allein mit dreien hervor; im 16ten Jahrhundert mit seinem Conrad Wolfhart (Lycosthenes, geb. 1518 † zu Basel 1561); im 17ten mit Johann Jacob Hofmann (geb. zu Basel 1635 † 1706) und im 18ten mit Jacob Christoph Iselin (geb. zu Basel 1681 † 1737)†) und des Letzteren Umarbeitung und Bereicherung des Buddeischen Werkes (Leipzig 1709, 1722, Basel 1729, 1740) nennt man bis auf den heutigen Tag und mit Recht das Baseler Lexikon.

Die Wohlthaten solcher Werke werden öfter genossen, als besprochen.

Bei der ungemeinen Ausbreitung der Wissenschaften hat man sich veranlasst gesehen, von den einzelnen Fächern encyclopädische Uebersichten und namentlich auch in lexicographischer Form zu geben. Von dem unsrigen, der classischen Alterthumswissenschaft, hat seit dem Jahr 1839 der sel. August Pauly mit seiner Realencyclopädie einen löblichen Anfang gemacht, und die Herren Walz und Teuffel setzen sie seit 1845 mit Geschick und Erfolg fort.

Ich erlaube mir über das Wesen und die Bedingungen eines solchen Unternehmens einige unmassgebliche Gedanken hier auszusprechen; vielleicht dass sie theils für die Fortsetzung, theils für eine zu hoffende neue Ausgabe dieses philologischen Real-Lexikon's von einigem Nutzen sind.

Um auch hier von einem universalhistorischen Werke auszugehen, so darf ich wohl keinen Widerspruch befürchten, wenn ich sage, dass auf diesem Gebiete das Dictionnaire des Bayle ein immer unerreichtes Muster bleiben wird, weil die Einheit einer Weltansicht mit origineller Auffassung und mit genialer Kraft sich durch das Ganze hindurchzieht; und wenn auch nicht blos der religiöse Christ, sondern auch der naive Freund des grossen Alterthums sich durch seinen oft boshaften Skepticismus nicht selten abgestossen fühlt, so wird er dennoch dem Geist und Geschmack dieses Lexikographen seine Bewunderung nicht versagen können.

Diese geistreiche Auffassung und diese Eleganz der Ausführung sollte auch jede Special-Encyclopädie sich zum Vorbilde nehmen, und eine Encyclopädie des classischen Alterthums namentlich sollte die aus den Quellen gewonnene Belesenheit, die Schärfe der Kritik, die Klarheit der Darstellung mit der edlen Einfalt und Naivität der Alten selbst zu verbinden suchen.

Aber, wird man sagen, wie sollte doch jene Einheit in Ansichten, in Ton und Art der Behandlung erreicht werden, wo Viele an Einem Werke arbeiten? — Freilich wird hier Vieles nachzulassen sein. Aber jeder Mitarbeiter stehe doch seinen Mann, wisse was er wolle, sei kein Nachbeter, kein blosser Abschreiber, d. h. vor allen Dingen, er schöpfe aus den Quellen, aus den Schriftstellern, aus den Denkmälern selbst.

*) Creuzer in den Verhandlungen der Mannheimer Versammlung der Philologen und Schulmänner S. 13.

**) Cr. Ueber die Bilderpersonalien des Varro (für die Casseler Philologen-Versammlung, in der Marburg-Casseler Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1843 Nr. 133—137 und in dessen Deutschen Schriften, zur Archäologie III. S. 533 ff.

***) Boules Manuel de l'Histoire de la Littérature Grecque (Auszug aus Schöll's Werk) p. 339, 343 sq.

†) Chr. Saxe Onomasticon literarium III. p. 265 sq. V. p. 244 sq. und p. 489 sq. Vgl. Ludwig Wachler Handbuch der Geschichte der Literatur I. S. 7. und IV. S. 115. — Die neueste Ausgabe des Hofmannischen Lexicon universale ist die Leydner 1698 in 4 Folianten.

Digitized by Google

Jedoch was ist geschehen? Da ist im Revolutionsjahre 1789 Dr. Lempriere mit einer *Bibliotheca Classica* unter den Briten aufgetreten, und Monthly Review hat davon geredet, als habe der Mann damit eine Revolution in der classischen Literatur gemacht; und das Buch ist kanonisch geworden, in allen Colleges eingeführt, in die Colonien verpflanzt, und im Mutterlande immer und immer neu aufgelegt worden.

Auch ein holländischer Philolog, das Bedürfniss einer *Bibliotheca Classica* für Gymnasien und Universitäten fühlend, freut sich über dieses englische Hilfsmittel und will es zur Grundlage seiner eignen Arbeit machen, die er nach dortiger Sitte lateinisch abfasst. — Aber, siehe da! — er wird bald gewahr, dass Lempriere das Meiste aus den historischen Wörterbüchern von Rob. Etienne, Lloyd und Hofmann abgeschrieben, und dass was er von Andern erborgt oder selber hinzugethan, theils auf so schwachen oder verdächtigen Autoritäten gegründet oder so flüchtig gearbeitet sei, dass der gründliche Mann sich entschliessen muss, seine Arbeit von neuem anzufangen und zu den alten Schriftstellern selbst und ihren besten Auslegern zurückzugehen.

Dieses, wie es scheint, in Deutschland wenig bekannte, aus nur 555 Doppelseiten in gedrängtem aber sehr deutlichem Druck in Grossoctav bestehende Hilfsmittel*) habe ich schon gleich nach seiner Erscheinung aus Holland erhalten, und aus eignem Gebrauch so wie bei meinen Schülern, auch wegen der zweckmässigen Kürze und guten Latinität, bewährt gefunden, so dass ich das Funke'sche Realschullexikon, welches der sel. Pauly viel zu milde beurtheilt hat, bald nachdem ich es mir hatte aufschwätzen lassen, wieder weggegeben, und jenes lateinische Handlexicon des holländischen Philologen beibehalten habe.

In England und in den Britischen Ländern überhaupt ist hingegen Lempriere so ziemlich im Curs geblieben; aber in Amerika hat er ein anderes Schicksal erfahren, besonders in den neuesten Zeiten; so dass Charles Anthon, Professor am Columbia-College in Neu-York in der Vorrede zur vierten Ausgabe seines Classical Dictionary sich nunmehr gänzlich von ihm lossagt, und als immer geltender werdende, allgemeinere Meinung ausspricht: „that the Classical Dictionary of Dr. Lempriere was by no means entitled to the claim of infallibility; nay, indeed, that it was defective throughout.“ — Was jener holländische Philolog schon vor fast fünfzig Jahren eingesehen und ausgesprochen hatte. Uebrigens müssen wir dem Neuyorker Bearbeiter das Bestreben zuerkennen, aufs eifrigste bemüht zu sein, dieses Werk immer mehr zu verbessern und zu bereichern; so dass es in der neuesten Ausgabe (New-York 1843), bei feinstem aber deutlichem Druck und gespaltenen Columnen, 1451 Seiten in grossem Lexikon's-Format ausfüllt, und selbst aus der Pauly'schen Realencyclopädie bereits ein Supplement, von Abas III. bis Alexias, in einem Anhang aufgenommen und insbesondere aus den Schriften der deutschen Philologen und Historiker sehr Vieles sich einverleibt hat.

Da ich mich in dieser Versammlung, um wichtigern Vorträgen Raum und Zeit zu lassen, der grössesten Kürze befleissigen muss, so wähle ich hier den einzigen Zweig, den der Mythologie aus. Hierin erwies sich selbst die Ersch- und Grubersche allgemeine Encyclopädie, ehe Männer wie Jacobs, Meier und K. O Müller und einige andere tüchtige Gehilfen mitarbeiteten, gar sehr unbefriedigend. Dass der Amerikaner in den neueren Ausgaben darin, wie in andern Artikeln, mehr geleistet, scheint den Fortsetzern der Pauly'schen Real-Encyclopädie, nach der Vorrede zum 4ten Bande zu schliessen, unbekannt geblieben zu sein, wie sie denn der Neuyorker Sammlung gar nicht gedenken, obwohl man andererseits anerkennen muss, dass sie neuerlich durch Beiziehung ande-

*) *Bibliotheca Classica, sive Lexicon manuale, quo nomina plerasque apud scriptores graecos et romanos obvia illustrantur. Daventriae* 1794 und neu aufgelegt 1816.

Digitized by Google

rer Mitarbeiter, wie Preller's, Westermann's u. A. im Gebiete der Mythologie, Literargeschichte und Geschichte*) überhaupt ihrem Werke immer grösseren Gehalt zu sichern suchen.

In Betreff der Mythologie ist es charakteristisch, dass der Neuyorker Lexicograph in der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buchs (p. VII.) die Versicherung giebt, er habe in diesen Artikeln die Ansichten der beiden deutschen Schulen (the mystic and antimystic, nämlich Creuzer's und Lobeck's) getreulich und partheilos referirt. Obschon ich mir nun immer Mühe gegeben, das Mystische rationell zu behandeln, so muss ich mir diese Bezeichnung doch gefallen lassen, und kann es, zumal da er sofort beifügt: „although the author cannot doubt but that the former will appear to the student by far the more attractive one of the two." — Vielleicht wird er aber bei späteren Ausgaben den Herrn M. W. Heffter nachahmen, der seine Religion der Griechen und Römer dem Joh. Heinr. Voss, dem Gottfried Hermann, dem A. Lobeck, dem O. Müller, — und mir gewidmet, und somit dem weitschichtigsten mythologischen Eklekticismus gehuldigt hat; — ein Verfahren, das in einem encyclopädischen Wörterbuche vielleicht gerade das rechte wäre.

Daneben hat der Amerikaner manchmal auch seine eigenen Meinungen vorgetragen.

Ich wähle zum Schluss ein Beispiel, welches die Fortsetzer der Pauly'schen Encyclopädie demnächst zu prüfen Gelegenheit haben werden. Nämlich der Verfasser behauptet, Orpheus sei ein Indier und Diener des Buddha gewesen, der dessen Religion aus Nord-Indien über die Tatarei bis nach Thrakien verbreitet habe; und sein Name, von ὀρφός, bezeichne seine düstere, indische Gemüthsart.

Den dritten Vortrag sodann in dieser Sitzung hielt Rector Rauchenstein von Aarau

Über die vermeinten persönlichen Anspielungen in der Orestee des Aeschylus.

Ein verehrter Sprecher vor mir hat sich die Aufgabe gestellt, zwei verjährte Vorurtheile aus der alten Geschichte zu beseitigen, und zufällig reiht sich daran die Aufgabe, die ich mir gewählt habe, einem neuen Vorurtheil über ein altes Kunstwerk wo möglich den Eingang zu versperren. Ich will nämlich versuchen zu beantworten, ob sich denn wirklich Aeschylus in seiner Orestee persönliche Anspielungen auf Perikles erlaubt habe.

Dass die attischen Tragiker in ihren Dramen Blicke auf ihre Gegenwart und ihre Zeitverhältnisse werfen, ist wohl sehr natürlich. Sie lebten in den Stimmungen ihres Volks, in dessen Bestrebungen waren sie mitverflochten mit Freude und mit Leid, und wenn die göttliche Gabe der Poesie ihren Gedanken weises Maass und Erhebung brachte, so drängte sie auch ihre Vaterlandsliebe, in Fragen, welche die Bürgerschaft bewegten, der eigenen treuen Herzensüberzeugung in guter Form Worte zu geben. Woher auch sollte ihnen bei ihren Zuständen, wo Alles sich ganz vorzugsweise auf das Oeffentliche bezog, die Vorstellung von einer abstracten Kunst, die vom Leben losgerissen wäre, gekommen sein? Und wie hätten sie sich isoliren können mit der Dramatik, derjenigen Gattung von Poesie, welche am meisten der Oeffentlichkeit bedurfte? Vielmehr als ächte Priester einer volksbeliebten und um den edlern Beifall der Mitbürger ringenden Kunst konnten sie einerseits nicht kalt bleiben gegen die Bestrebungen ihrer Zeit, andrerseits konnten sie sich bewogen fühlen, dieselben von höherm Standpunkt und an einem gleichsam unparteiischen Stoffe in edlerm unbefangenem Zusammenhange zu zeigen, auch wohl Lehre und Warnung auszusprechen.

*) Im Historischen muss ich bei dieser Gelegenheit eine Epikrise gegen mich selbst ausüben. Nämlich eine Note im Artikel Alexander I. von Epirus (I. S. 332.), die der sel. Pauly von mir zu willfährig aufgenommen, ist wegen einer ganz unhaltbaren Hypothese ohne Weiteres zu streichen und in meinem Exemplar längst wirklich gestrichen.

Digitized by Google

Daher dürfen wir zugeben, dass in den Tragödien der Griechen viel mehr Anspielungen und Beziehungen auf Zeitereignisse und Stimmungen enthalten waren, als man bei der Mangelhaftigkeit der Zeugnisse über jene Tage hat entdecken mögen. Und wir dürfen uns durch die Wahrnehmung verunglückter, weil mit Willkühr gewagter Versuche, wie vor einigen Jahren über Sophokles, vom Suchen nicht abschrecken lassen. Haben wir doch über solche Zeitbeziehungen in mehr als einer Tragödie Gewissheit, wie in den Schutzflehenden des Euripides und in seinen Herakliden, welche beide als politische Gelegenheitstragödien schon früher und die letztere als politische Tendenztragödie noch jüngst von dem hier anwesenden Hrn. Firnhaber bezeichnet worden sind.

Und Aeschylus? Ganz unbeschadet der Erhabenheit und Würde seiner Poesie werden wir doch das dritte Stück seiner Orestee, die Eumeniden, ein Tendenzstück nennen müssen. Veranlassung dazu war die durch Ephialtes unter des Perikles Aegide und Politik herbeigeführte Schwächung des Areopag, und offenbar will das Stück den Areopag in Schutz nehmen als ein theures überliefertes Kleinod, als eine Bürgschaft für Recht und gute Sitten, als eine Grundlage für die Wohlfahrt des Athenischen Staates. Neben dieser offenen Tendenz enthalten die Eumeniden Anspielungen auf Zeitereignisse, Fragen der äussern Politik sind hineingewoben, als wie das Bündniss mit Argos, welches die Athener, durch ungute Behandlung von den Spartanern vor Ithome beleidigt, mit Spartas Erbfeinden geschlossen hatten. Anspielungen auf das gerade fern in Aegypten kämpfende athenische Heer liegen drin und möglicher Weise auch auf Unternehmungen der Athener an der thrakischen Küste. Man sieht, die Tragödie ist, so wohl sie sich auch in den Stoff der Trilogie, in die Sage von Agamemnons Hause fügt und so sehr ihr politischer Inhalt nur von der poetischen Entwicklung geboten zu sein scheint, dennoch ein wesentlich politisches Stück. Der Meister aber bewährt sich darin, dass die unverhüllte Tendenz seinem Kunstwerk nirgends Eintrag thut.

Sei es dass der Dichter die allmählige Veränderung der bürgerlichen Ordnung bis zur schrankenlosen Demokratie und die Umwandlung des öffentlichen Geistes in Athen anwesend selber miterlebt hat, oder sei es dass er heimgekehrt von einem längern Aufenthalt in Sicilien die Lage der Dinge so verändert fand, die Kimonische Partei gestürzt, Kimon selbst durch Ostrakismus verbannt, den Areopag, ein in den Augen des Dichters nothwendiges conservatives Element in der Demokratie geschwächt, darüber die Bürgerschaft gespalten, ja in höchster Aufregung und Erbitterung, so dass der Bürgerkrieg dem Ausbruch nahe schien; so fühlte sich der patriotische Aeschylus, da er als Greis und zum letztenmal als Bewerber um den Dichterpreis in die Schranken trat, gedrungen, sein warnendes und strafendes, zur Eintracht und Versöhnung mahnendes Wort zu sprechen und sein Herz zu leeren. Wie er es über die äussere Politik thut, wurde schon bemerkt, mehr gelegentlich als einlässlich. Er preist das mit Argos geschlossene Waffenbündniss und lässt es durch Orestes selber poetisch weihen, weil er wohl auch an einen entschiedenen Bruch mit Sparta glaubt und weil er seine Mitbürger auf den gewiss bevorstehenden auswärtigen Krieg verweisen will (Eum. 826. Draussen sei der Krieg, der nahe bevorsteht, *οὐ μόγις παρών*, wie Droysen recht vertheidigt und erklärt), wo ihre Thätigkeit und Ehrbegierde ein würdigeres Ziel finde als im heimischen Streit und im Untergraben der ehrwürdigsten Staatseinrichtungen, unter denen Athen Glück genossen und wie in den Perserkriegen grossen Ruhm erworben.

Aber es sind vorzüglich die innern Fragen, auf die er sich mit Eifer wirft. Der stadtbeschützenden Göttin, der weisen Athene, und wieder dem Chor der Erinyen legt er die Rathschläge in den Mund und die Segensverheissungen, wenn nämlich die Bürger die Gesetze nicht selber

Digitized by Google

neuern und verderben, wenn sie beide Uebel, anarchische Auflösung und Despotie vermeiden, wenn sie nicht aus den Herzen und aus dem Staat verbannen, was heilige Scheu und Ehrfurcht einflösst, wenn sie blutigen Zwist meiden und Eintracht nähren. Es ist als ob der Dichter wahrgenommen hätte, die sittlichen Grundlagen des Staats seien bedroht, durch die Spaltung weiche die αἰδώς, Ehrfurcht vor den Eltern und Heiligkeit des Gastrechts, wie solches in Zeiten wilder politischer Parteiung vorkommt. Alles dieses scheint noch ärger zu werden, da die Macht des Areopags aufgehoben ist.

Erwägt man nun den feurigen Eifer, mit welchem der Dichter den Areopag als ein Palladium der öffentlichen Wohlfahrt dem Volke vorstellt und dadurch offen und kühn die durch Ephialtes getroffene Aenderung, indirect auch die Perikleische innere Politik verurtheilt, so kann man auf die Vermuthung kommen, der Dichter, der in dem Attentat einen unheilvollen Frevel sieht, habe wohl auch die Urheber und die in ihrer Persönlichkeit oder in ihrer politischen Tendenz liegenden Motive nicht geschont, etwa um zu zeigen, aus welchem Unheil solches Unheil der Beschlüsse entspringe, also er habe sich auch der persönlichen Anspielungen nicht enthalten. Und wirklich hat man, besonders Droysen (Zeitschr. f. Alterthumswissensch. 1841 Märzheft), solche Anspielungen auf Perikles zu entdecken geglaubt.

Von vorne herein lassen sich solche Vermuthungen nicht unbedingt zurückweisen, weil in einem aussergewöhnlichen Falle, wo auf der Bühne eine politische Zeitfrage mit der Energie und mit der Ueberzeugung, es handle sich um eine Lebensfrage, ergriffen wurde, ein Dichter sich auch Ungewöhnliches erlauben mochte. Dass dagegen des grossen Dichters freier Geist sich keiner extremen Parteibestrebung hingab, dessen sind wir durch seine Worte bald versichert. Während er (Eum. 663) gegen Neuerungen in energischer Kürze spricht und gegen Ochlokratie und Gewaltsherrschaft eifert, so stellt er sich auch in starken Gegensatz gegen eine obwohl kaum zahlreiche Partei unter den Optimaten, welche von Sparta her Hoffnung schöpften, schon durch die geflissentliche Hervorhebung des athenischen Bündnisses mit den Argivern, den Erbfeinden Spartas. Dringend mahnt er zum innern Frieden, warnt vor dem Greuel des Bürgerbluts, das fortwährend Rache um Rache erzeuge. Mit einem Worte, des Aeschylus Politik ist eine versöhnende und gerichtet auf die Erhaltung der Demokratie, wie sie etwa unter Aristeides bestand, in welcher die Macht des Areopags eine Gewähr für die Dauer der alten Sitte und Gesinnung, eine Schutzwehr gegen ochlokratische Willkühr wie ohne Zweifel auch gegen übermüthige Gelüste und Anmassungen der Vornehmen bildete. Wenn sich Aeschylus nun auch Tadel gegen Perikles Volksführung erlaubte, so muss doch angenommen werden, dass seine Anspielungen nicht Parteihass athmeten, weil der Dichter durch eine solche Parteistellung den Zweck seines Stückes gefährdet hätte.

Auf Ephialtes nun hat man keine Stelle des Aeschylus bezogen, mehrere aber auf Perikles, da man glaubte, auf ihn als auf den Kopf dieser Politik werde der Dichter seine Angriffe gerichtet haben. Durchgehen wir also in Kürze die angeblich anzüglichen Stellen der Orestee.

1) Bekannt ist aus Herod. V, 71 und aus Thuk. I, 126 das *Κυλώνειον ἄγος*, die Blutschuld, womit sich einst das edle Geschlecht der Alkmäoniden zu Athen beladen hatte, als sie die Anhänger des Kylon wortbrüchig und mit Entweihung des Tempels mordeten. Die Alkmäoniden mussten darauf die Stadt meiden, kehrten aber später wieder nach Athen zurück. Perikles nun stammte mütterlicher Seite von den Alkmäoniden und 27 Jahre nach Aufführung der Orestee, kurz vor Beginn des pelop. Krieges machten die Spartaner bei Athen das Ansinnen, wegen jenes Frevels das Geschlecht der Alkmäoniden zu vertreiben, welches denn auch den Perikles getroffen hätte. Nun

Digitized by Google

soll, ähnlich wie später die Spartaner thaten, Aeschylus auf dieses Sachverhältniss anspielen, gleichsam um zu sagen: Perikles von den Ahnen her mit Fluch beladen wird kein Heil bringen. Allein erstlich haben die Alkmäoniden nach ihrer ersten Vertreibung in Athen lange geblüht, das ἄγος mochte wohl vergessen sein, wie es denn auch später die Spartaner als eine spitzfindige Antiquität zur Chicane wieder hervorsuchen. Nun wäre es seltsam, wenn Aeschylus eine solche Sühnschuld, die, wenn man auch strenge daran glaubte, den Perikles bei weitester Ausdehnung nur halb traf, mit halben Andeutungen hätte berühren wollen. Wie wäre das verstanden worden? Denn diese angebliche Anspielung kommt schon im ersten Stücke der Trilogie, im Agam. vor, und erst im dritten Stück ist vom Areopag die Rede, und erst dort konnte es verstanden werden, wenn Gegner des Areopags als mit Fluch Beladene bezeichnet werden sollten. Aber auch der ganze Zusammenhang im Agamemnon ist dawider. Dort spricht nämlich der Chor im zweiten Chorlied (Agam. 360) auf die Nachricht vom Falle Trojas folgende Gedanken aus: „Es giebt eine göttliche Gerechtigkeit, Troja hat es jetzt erfahren. Es läugnete Jemand, dass die Götter die Frevler am Heiligen bestrafen; der aber ist unfromm. Es hat sich gezeigt an den Nachkommen derer, die bei übermässigem Glücke ihrer Häuser Gewaltthat freventlich wagen und über Recht.“ — Diese Stelle soll der eigentliche Fundus sein für die angebliche Anspielung auf Perikles als einen von den Vorfahren her Fluchbeladenen. Aber wie wenig leistet sie dafür! Denn die Worte haben zwar nach Art der Reflexionen des Chors eine allgemeinere Fassung, gehen aber speciell auf die Trojaner, die des Paris Frevel aus Uebermuth und in ungerechtem Krieg in Schutz nahmen. Jetzt hat sich an ihnen und ihren Kindern die Strafe gezeigt. Wer konnte in diesem Zusammenhang und ohne alle Vorbereitung an die Blutschuld der Alkmäoniden und an Perikles denken?

2. Nicht solider verhält es sich mit dem Zweiten. Da sollen die Worte: „Es läugnet Jemand, dass die Götter den Frevler strafen, der aber ist unfromm“ auf Atheisterei des Perikles und seines Lehrers Anaxagoras gehen. Allein im Zusammenhang liegt Folgendes: Die Zögerung der göttlichen Gerechtigkeit bringt Manchen zu Zweifeln. Schlagend aber sind jetzt solche Zweifler und Läugner widerlegt. Was so der Chor sagt, davon sind auch vermöge der Begebenheiten die Gemüther der Zuhörer erfüllt, und gerade eine solche Stimmung und Erfüllung mit grossen und ewig wahren Gedanken gestattet dem Zuhörer nicht mit einem kühlen Spiel des Witzes in solche Bezüglichkeiten abzuirren.

3. Noch bedenklicher steht es um die dritte Anspielung. Die Fabel bringt es mit sich, dass in der Trilogie viel von Blutschuld die Rede ist. Im dritten Stück, im sog. Fesselhymnus (Eum. 305), entfaltet der Erinyenchor seine Schrecken um Orestes: „Wir üben Gerechtigkeit grade aus. Wer reine Hände hat, den besucht kein Groll von uns. Wenn aber der Frevler, wie Orestes hier, blutige Hände verbirgt, so stehen wir als Zeugen den Todten zur Seite und fordern das Blut bis zur Erfüllung.“ Hier soll der Dichter an den noch unentdeckten Mörder des Ephialtes denken. Nämlich, während nach glaubwürdigen Nachrichten und nach innerer Wahrscheinlichkeit des Ephialtes Mord Männern von der oligarchischen Partei zur Last fällt, soll angenommen werden, die oligarchische Partei habe den Verdacht auf den Perikles geworfen. Und damit wird noch in Verbindung gebracht, was ein wenig später die Erinyen sagen (Eum. 356. ὅταν Ἄρης τιθασὸς ὢν φίλον ἕλῃ): „Des Hauses Umsturz wählt' ich mir, wenn Gewaltthat eines Hausgenossen den Befreundeten mordet.“ Aber diese Worte gehen deutlich und speciell auf Orestes und auf seine Rache an der Mutter. Das ganze Beziehungsspiel hat gar kein Fundament, kein Zeugniss für sich, und zum Ueberfluss ist es sehr ungewiss, ob Ephialtes vor der Aufführung der Orestee ermordet worden sei. Nach allgemeiner Annahme eher nachher.

Digitized by Google

4. Betrachten wir endlich, ob eine vierte Stelle aus dem angeführten Stasimon des Agam. (v. 371) nicht ebenfalls von dem unwohlthätigen Verdacht solcher Anspielungen frei zu sprechen sei. „Reichthum giebt keine Schutzwehr für den Mann, der im Hochmuth den Altar des Rechts mit dem Fusse gestossen. Er geht unter. Es zwingt ihn unglückselige Ueberredung, der Verblendung Tochter. Heilmittel sind vergeblich, der Schaden kommt grell zu Tage. Wie am schlechten Erz durch Abnutzung der schwarze Bruch erscheint, zeigt er sich im wahren Werthe. Denn als ein Knabe jagt er nach einem fliegenden Vogel und fügt seiner Stadt Schaden zu. — So war Paris.“ — Das soll nun in der Anspielungssprache heissen: Perikles unwiderstehliche Ueberredung zwang das Volk den Areopag zu stürzen. Vergebens erhob sich Kimon wider die Neuerung. Der Schaden liegt indessen schon zu Tage und der arge Neuerer verliert den alten Schein. Anhaltspunkt für diese Deutung scheint einzig der Ausdruck „unglückselige Ueberredung“; denn πειθώ sass ja nach dem Komiker dem Perikles auf den Lippen. Man sehe aber nicht nur auf das Wort, man sehe auf den Gedanken, um zu erkennen, wie schief damit personalisirt wäre. Denn in des Dichters Gedanken liegt nicht die Vorstellung vom beredten Rathgeber, der das Volk ins Verderben stürzt, sondern von dem durch Reichthum und Uebersättigung zum Frevel verleiteten Manne. Sein Unglück ist die Verblendung, deren Kind, das Gelüsten, die Zurednerin und Rathgeberin macht zum Sturz ins Verderben; und obendrein ist die Idee des unvorsichtigen Jagens nach dem Unmöglichen klar genug gezeichnet mit dem thörichten Knaben, der den Vogel verfolgt. Endlich zur Beseitigung alles Zweifels und zur Vernichtung aller Nebenbeziehungen wird Paris am Schlusse genannt, der auch seiner Stadt das Unheil angeheftet habe (πόλει πρόστριμμ' ἄφερτον ἐνθείς).

Wenn man ferner bei Plutarch (9) liest, wie sehr Kimon den Perikles an Reichthum übertroffen habe, so musste Aeschylus Gefahr laufen, dass seine Andeutungen nicht auf Perikles fielen, sondern auf Kimon gegen seine Absicht. Denn dass es wider seine Absicht gewesen wäre, erzeigt sich auch deutlich aus unsers verehrten Herrn Vicepräsidenten, Prof. W. Vischers jüngster Schrift über Kimon. Aber schlagender ist Folgendes. Im gleichen Chorlied des Agam. (v. 421) ist die Schilderung des Kriegesjammers ergreifend: Ein Jeder weiss, wen er in den Krieg gesandt, aber statt der Männer bekommt er ihre Wehr und Asche ins Haus zurück. Vom Schlachtengewinner geht ein drückendes Gerede unter den Bürgern mit Groll. Dem Auge der Götter entgeht nicht, wer vielen Tod verbreitet. Die Erinyen finden ihn für den Frevel. Gefährlich ist übermässiger Ruhm. Ich möchte kein Städteverwüster sein.“ — Wer war denn damals der grosse Kriegsheld, Schlachtengewinner und Eroberer unter den Athenern? An wem hatte sich der unheimliche Groll der Bürger erwiesen? Es war Kimon, damals durch Ostrakismus in Verbannung. Aus mehreren Gründen aber würde man eine solche Beziehung auf Kimon energisch abweisen. Und doch, wenn einmal der Dichter durch merkbares Personalisiren auf Perikles bei den Zuhörern das Spiel der Beziehung auf die unmittelbare Gegenwart geweckt hätte, wie hätte er verhindern können, dass man nicht sofort nähere Beziehungen auf Kimon suchte und fand? Hätte der Dichter nicht gerade hervorgerufen, was er vermeiden wollte?

Wir haben also keine Anspielung auf Perikles im Agamemnon, und da die Choephoren dazu noch viel weniger Raum geben, so kann nur die Frage sein, ob sich solche in den Eumeniden finden. Doch ist hier noch eine kurze Betrachtung anzustellen.

Die prätendirten, von uns aber zurückgewiesenen Anspielungen waren theils durch ihren Inhalt, noch mehr aber durch ihre Versteckheit gehässiger und erbitternder Art, womit sich Aeschylus nur hätte schaden können, sei es nun dass die Trilogie vor, oder wie man allgemein annimmt,

Digitized by Google

nach der Beschränkung des Areopags aufgeführt wurde. Die Mehrheit, die in der Volksgemeinde dem Ephialtes zustimmte, war gewiss auch im Theater die Mehrheit. Da mussten tief verletzende Angriffe gegen einen Mann wie Perikles nur Unmuth erzeugen und waren Oel ins Feuer. Wie sehr hätte nun der Dichter sein patriotisches Ziel, Versöhnung und Beilegung des innern Zwistes, selbst gefährdet und seine Schutzrede für den Areopag möglichst unwirksam gemacht?

Aber auch in technischer Beziehung hätte er sich übel verrechnet. Gleichwie ein Redner bei aufgeregter Stimmung einer Versammlung und in halb verlorner Sache den gewünschten Erfolg nicht dadurch erzielt, dass er bald zu Anfang auf den Gegner losbricht, sondern zuerst für sich und seine Sache einzunehmen und festen Grund in den Gemüthern zu gewinnen trachtet, so der tragische Dichter. Er wird bei der Exposition alles thun, um unsre Aufmerksamkeit auf seinen Gegenstand zu fesseln, er wird uns mehr und mehr ins Interesse seiner Handlung hineinziehen und trachten uns ganz und gar mit diesem Stoffe zu erfüllen. Er wird dabei alles Fremdartige vermeiden, sogar unwillkührliche Seitenblicke entfernen, und erst, wenn der Zuschauer ganz in der vom Dichter vorgeführten Welt lebt, erst da darf er sich Absprünge erlauben und ohne Gefahr Nebenblicke auf die Gegenwart thun lassen, weil er gewiss ist, dass er die Zuhörer sofort zu seiner Handlung zurückführen kann nach seinem Willen. So hat es Aeschylus gemacht. Er hat nicht bald im Anfang des ersten Stücks der Trilogie durch Hinüberschielen nach Fremdartigem zerstreut, sondern nachdem durch die beiden Stücke die Theilnahme für Agamemnon und sein Haus wie ein Feuer gross und mächtig geworden ist, da erst in den Eumeniden sprühen aus der poetischen Vergangenheit Funken in die Gegenwart theils zum Erleuchten, theils zum Entzünden.

Aus dem Agamemnon und den Choephoren wird durch wunderbare und schreckliche Züge das Gemüth erfüllt mit dem erhebenden Glauben an die sich gleich bleibende, sicher treffende göttliche Gerechtigkeit, welcher gegenüber die Sterblichen so sehr mit Verblendung geschlagen sind und in den Frevel stürzen, wo Leid das Leid gebiert und die Götter durch Leid die Menschen witzigen (Ag. 170, 241. *πάθει μάθος*). Wo fände sich hier Raum zu persönlichen Anspielungen? Sie würden als kleinlich erdrückt von dem erhabenen Gange des Ganzen. Auf der einen Seite Paris und Trojas Fall, auf der andern noch hinter dem Anfang der Tragödie des Thyestes Fluch, der als ein Dämon durch Geschlechter herab wirkt, indem das Gericht sich durch die Glieder des Hauses blutig vollzieht bis auf Orestes.

Wie die Gnade der Götter den Orestes rettet und über ihm den Fluch stillt, zeigt das dritte Stück, und wunderbar ists, wie leicht der Dichter, indem er uns Blicke in das Räthsel des Menschenlooses werfen lässt, ohne dem Stoffe seiner Fabel untreu zu werden, die Scene mitten nach Athen versetzt und mehr und mehr nur athenische Interessen verhandelt mit voller Breite und ohne dass sich über Fug und Recht dazu ein Zweifel erhebt. Welche Ueberraschung musste es für die Athener sein, ihre eigenen religiösen und politischen Institute in ihrem Ursprunge von Göttern geschaffen und geweiht zu sehen und die stürmisch und wild bewegte Frage der Zeit durch das erhabene Stiftungswort der Göttin entscheiden zu hören. Eine solche Erhebung aber der Stimmung ist persönlichen Anspielungen ungünstig, wenn sie schon allerdings Strafreden zulässt.

Zuletzt bedarf es noch eine kurze Betrachtung, um die Sache zur möglichst gewissen Entscheidung zu bringen. Die Vollstreckerinnen der göttlichen Gerechtigkeit, die Späherinnen auf Frevel, die Erinyen, erscheinen und entwickeln ihre ganze Furchtbarkeit. Wie leicht nun hätte ihnen, die alle Arten von Frevel mit Strafe bedrohen, und wie natürlich hätte ihnen der Dichter strafende Worte geben können gegen Solche, die das Volk bethören, es zügellos machen, um dadurch selber gross zu werden. Aber vergeblich sucht man solches in ihren Liedern. Im so-

Digitized by Google

genannten Fessel- oder Bannungshymnus sprechen sie dem Orestes gegenüber, der Situation gemäss, nur von der Strafe des Mörders. Im zweiten Stasimon dagegen umfassen ihre Sprüche und Bedrohungen den ganzen sittlichen Zustand, die Familie und das Oeffentliche, Alles auf der Scheu vor dem Rechten (der Δίκη) beruhend, ohne die die Väter und die Mütter bald jammern müssten. Auch die Furcht hat ihren wohlgegründeten Platz zur Aufsicht über die Herzen. Keine Anarchie, keine Despotie; was sich im Masse hält, hat von Gott her den Sieg. Aus Unfrömmigkeit folgt übermüthige Gewaltthat. Wer frech und wühlerisch der Ordnung entgegentritt ohne Scheu des Rechts, der wird den nie geglaubten Untergang finden in heisser Noth, da die Götter, die er anruft, seiner lachen." Hören wir solche Worte, so können wir nicht läugnen, dass da Drohungen auf die Unterwühler der öffentlichen Ordnung gezielt sind. Und wir müssen zugeben, dass in diesem Chorlied der Ausdruck vom Einsinken des Hauses der Dike (491) und der Zuruf: „Ehre den Altar des Rechts und stoss ihn nicht aus Gewinnsucht mit gottlosem Fusse" (512), auf den Areopag gehn. Zwar ist dieses Lied gesungen noch bevor im Drama der Areopag gestiftet und vorhanden ist. Allein gerade die Stellung dieses Liedes mit diesen Gedanken vor der Stiftung des Areopags beweist, wie der Dichter neben allem Grossen und Gewaltigen auch mit feinem Sinn arbeitete und wie er alles Grelle fern zu halten bestrebt war und handgreifliche Beziehungen geflissentlich mied. Doch ist durchaus die Stiftungsrede, womit Athene den Areopag einsetzt (651) die Bestätigung jener Sprüche des Chors, der klare Wiederhall seiner Lehren und Warnungen. Auch nach ihr ist der Areopag ein Schutz des Rechts, der Sitten, der wohlthätigen Furcht, als Bürgschaft für gerechten Wandel, sofern die Bürger das Gesetz nicht neuern und mit schlechtem Zusatz trüben. Aber diesem fügt die Göttin kein strafendes Wort gegen die Neuerer selbst bei.

Wir sehen also, dass Aeschylus in den Eumeniden zwar indirect mit grösstem Nachdruck die Urheber der Neuerung tadelt, dass er eine schwere Last der Verantwortlichkeit auf ihnen ruhen lässt, dass er aber, so kühn und stark er auch ist, jede persönliche Anspielung mit Sorgfalt ausschliesst. Sein hohes und würdevolles Gedicht konnte Freund und Feind der Neuerung mit Bewunderung und mit Erhebung, und wohl auch nicht ohne tiefnachwirkenden Eindruck hören und schauen. Und Zeugniss für seine edle und reine Mässigung bei aller Macht, ja Gewaltsamkeit des Eindrucks giebt die überlieferte Notiz, dass der Greis mit dieser Trilogie den ersten Preis gewonnen hat.

Prof. Firnhaber von Wiesbaden gab der Ansicht Rauchensteins im Allgemeinen darin seine Zustimmung, dass der Satz, es habe Aeschylus in den angezogenen Stellen direct auf Pericles deuten wollen, zur objectiven Gewissheit nicht könne gebracht werden; doch meinte er, eine solche Behauptung sei auch von Droysen gar nicht ausgegangen. Dass die Partei des Aeschylus aus jenen Stellen habe Anspielungen heraushören können, sei wohl um so weniger zu bestreiten, als wir jetzt bei selbst mangelhafter Kenntniss der damaligen Zeitverhältnisse ohne Mühe dergleichen finden und die ganze Trilogie unverkennbar eine politische Tendenz habe. Im Einzelnen bestritt er die Meinung, dass Aeschylus den Parteien ferner gestanden; sodann, dass das Κυλώνιον ἄγος derzeit schon aus dem Gedächtnisse des Publicums ziemlich verschwunden gewesen sei; endlich wollte er den Zweifel, dass von den Tragikern zu Gunsten der politischen Tendenzen selbst die Technik geopfert sei, nicht im Allgemeinen, wenigstens nicht für Euripides gelten lassen, dessen neue Prologe zum grossen Theil aus der politischen Mitwirkung des Dichters an der Gestaltung der Staatsverhältnisse hervorgegangen seien.

Digitized by Google

Auf diese Aeusserungen entgegnete RAUCHENSTEIN: er danke dem Opponenten für die ausgesprochene Anerkennung und für den milden Ton seiner Opposition. Dass die Zuhörer den Worten des Dichters auch ohne sein Zuthun Beziehungen auf Zeitereignisse gegeben, sei möglich; denn dieses habe ganz in ihrer Willkür gestanden, gerade wie im modernen Theater durch willkürliche Beziehungen des Publicums Stellen applaudiert und auf die jeweilige Gegenwart gedeutet werden, während der Dichter des vielleicht schon vor vielen Jahren componierten Stückes an diese Anwendung gar nicht habe denken können. Es handle sich hier nur darum, ob die von Droysen gefundenen Anspielungen vom Dichter beabsichtigt worden seien, und das müsse der Sprecher in Folge der von ihm angestellten Prüfung der Trilogie entschieden verneinen. Uebrigens glaube er Droysens Meinung getreu aufgefasst und nicht schärfer und schroffer dargestellt zu haben, als dieser Gelehrte selber in seinem Aufsatz in der Zeitschr. für Alterthumswissensch. 1841 sie ausgesprochen. Dass das Kylonische ἄγος eine verschollene Antiquität war, lasse sich freilich mit aller Strenge nicht beweisen. Doch wenn man die Stelle im Thucydides lese, gewinne es nicht den Eindruck, als ob dieses veraltete Factum aus der Geschichte des Alcmäonidenhauses in der Erinnerung und im Bewusstsein des athenischen Publicums so sehr zuvorderst gelegen habe, dass Aeschylus darauf hätte bauen und hätte erwarten können, dass selbst eine dunkel gehaltene Anspielung doch augenblicklich richtig würde verstanden und gedeutet werden. Endlich wolle er nicht bestreiten, dass bei Euripides sich unverhohlene Anspielungen auf Personen und Zustände finden, wie das in dem Zeitalter und im Geiste Euripideischer Technik möge gelegen haben. Aber solches lasse sich nicht unbedingt auf Aeschylus wieder übertragen: denn die Technik beider Dichter sei verschieden; obschon, fügte der Sprecher hinzu, er sich nicht anheischig machen wolle gleich in diesem Momente den Unterschied, in so weit er die vorliegende Frage betreffe, gehörig aus einander zu setzen, was wenigstens für die eine Seite, nämlich in Beziehung auf Euripides, dem Hrn Firnhaber viel besser gelingen würde.

Nach Rauchenstein erhielt Prof. WALZ von Tübingen das Wort, zwar gegen die früherhin festgesetzte Reihenfolge, aber er sollte noch am gleichen Tag verreisen. In seiner Rede behandelte er die Frage

wie nahe die Alten schon der Buchdruckerkunst und selbst dem Kupferdrucke gewesen seien.

Hochansehnliche Versammlung. Dass die Anzahl der Freunde und Förderer unserer Studien täglich abnehme, ist wohl keinem von uns entgangen; aber meinen Augen und Ohren konnte ich kaum trauen, als ich aus dem neuesten Programm des Ulmer Gymnasiums ersah, wie selbst in dem Lager von Creuzers ältestem Grenadier der Verrath und der Abfall ausgebrochen ist. Der Process wird sehr summarisch gemacht: die Philologen sind unpractische Leute, Sylbenstecher, Variantenjäger, welche in die jetzige Entwicklung der Welt nicht mehr taugen, also *écrasez les infâmes;* hierfür soll auf Gymnasien nichts als Französisch und Naturwissenschaft gelehrt werden, so will es der Zeitgeist, sein Wille geschehe. Fürchten Sie nicht, m. H., dass ich Sie mit Widerlegung solcher Theorien langweilen werde: darüber ist auf einer vorhergegangenen Versammlung so viel gesprochen worden und jetzt gedruckt zu lesen, dass sich nichts Neues mehr sagen lässt. Ich darf wohl bei allen Anwesenden als anerkannt voraussetzen, dass die Philologie ausser dem

Digitized by Google

formal bildenden Elemente, welches in ihrem Studium liegt, die würdige Aufgabe habe, die Lehren der Weisheit, welche das Alterthum gross gemacht haben, zu erforschen und zum Bewusstsein der Gegenwart zu bringen, nicht nur zur Bildung der Jugend, sondern auch zur Unterweisung der so oft delirirenden Alten. Allein thöricht wäre es zu glauben, dass die Erforschung irgend einer Wahrheit ohne Grammatik und Critik möglich wäre. So lange die Sylben aus Buchstaben, die Wörter aus Sylben, die Sätze aus Wörtern bestehen, so lange wird die verrufene Sylbenstecherei unentbehrlich sein, und es wird sich nur darum handeln, dieselbe *cum grano salis* zu handhaben.

Diess wenige glaubte ich voraussenden zu müssen, ehe ich einen ganz kurzen Vortrag beginne, welcher ganz auf Buchstabenstecherei gegründet ist. Als ich mich nach einem an die Geschichte der ehrwürdigen Stadt Basel sich anschliessenden Vortrag umsah, brachte mich die bedeutende Rolle, welche sie in der Geschichte der Buchdruckerkunst spielt, auf den Gedanken, nachzuforschen, ob denn die Alten dieser grossartigen Erfindung ganz fremd geblieben seien. — Dass die Griechen und Römer eine Art stereotypirten Druckes gekannt haben, bezeugen die auf griechischen und römischen Thongefässen eingedrückten Fabrikzeichen. Nicht nur in Herculanum und Pompeji, sondern auch an den verschiedensten Orten Deutschlands sind Stampillen mit stereotypirten Buchstaben gefunden worden, und erst vor wenigen Tagen habe ich bei Herrn Prof. Schreiber in Freiburg einige in diesen Gegenden gefundene gesehen. Allein zu verwundern ist, dass die sonst so practischen Römer von dieser Erfindung keinen weitern Gebrauch gemacht haben, und hierin von den Chinesen übertroffen worden sind. Indem ich dieses mit aller Bereitwilligkeit zugebe, muss ich jedoch die Herren Orientalisten bitten, daraus keine allgemeineren Consequenzen zu ziehen. Selbst die Idee beweglicher Lettern war den Römern durchaus nicht fremd. Cicero sagt an einer bekannten Stelle, die Entstehung der Welt aus Atomen sei eben so unmöglich, als die Annalen des Ennius oder nur ein Vers derselben aus unzähligen Formen der 21 Buchstaben, welche zusammengeworfen würden, entstehen könnten. Wenn aber Cicero eine practische Anwendung dieser Idee für unmöglich hielt, so finden wir in spätern Zeiten wirkliche Versuche mit beweglichen Lettern zu setzen Die Inschriften einer und derselben Töpferfabrik variiren oft, z. B. CLO. SVC.; C. CLO. SVC.; CAI. CLO. SVC. (d. h. Sucusana). Diess könnte nun leicht mittelst mehrerer Stempel erklärt werden; allein wenn die Buchstaben hie und da aus der Linie heraustreten, so wird die Frage schon schwieriger. Doch wäre es möglich, dass diese Störung durch irgend einen Unfall beim Brennen veranlasst worden wäre. Treffen wir aber vollends verkehrt gesetzte Buchstaben, so können wir die Anwendung beweglicher Lettern nicht länger läugnen. Im Angesicht solcher Inschriften sprach schon in der Mitte des vorigen Jahrh. der gelehrte Pesareser Passeri (Lucernæ fict. T. I. p. XII) sein Erstaunen darüber aus, dass die Römer der Erfindung der Buchdruckerkunst so nahe gewesen seien, und doch den Ruhm der Erfindung den Deutschen gelassen haben, und ganz unabhängig von Passeri macht Mone in der Urgeschichte des Badischen Landes Bd. I. S. 262 die Bemerkung, dass auf einer in Rheinzabern gefundenen Römerschüssel die Buchstaben durch einzelne metallene Lettern eingedrückt seien und dadurch der Beweis geliefert sei, dass man schon in dieser alten Zeit am Oberrhein bewegliche Lettern gehabt habe. Dieselbe Erscheinung von verkehrt gesetzten Buchstaben will Passeri an Glocken aus dem neunten und zehnten Jahrhundert bemerkt haben.

Gehen wir um einen Schritt weiter und fragen wir: wie steht es bei den Alten mit der nah verwandten Kupferstecherkunst? so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen: weit besser, als man gewöhnlich glaubt. Bei den Aegyptiern war sie in bestem Gange. Rosellini in seinen Monumenti

Digitized by Google

dell' Egitto (Mon. Civ. T. II. p. 298) berichtet, dass er unter dem Kopf einiger Mumien eine metallene Scheibe gefunden habe, auf welcher ein mythologischer Gegenstand auf der unter dem Kopf liegenden Seite eingegraben war. Auf allen diesen Scheiben, von denen eine trefflich erhaltene im Louvre zu sehen ist, ist immer derselbe Gegenstand eingegraben. Hie und da legten sie statt der metallenen Scheibe eine papierene unter den Kopf der Mumie, und eine solche sah Rosellini in Cairo, auf welcher sich dieselben Figuren, wie auf den metallenen, in ganz leicht erhabenen rothen Umrissen befanden. Rosellini fand die Gravüren einer solchen Metallscheibe noch voll von rother Farbe, und machte davon einen deutlichen Abdruck auf befeuchtetes Papier. Daraus erhellt deutlich, dass die Aegyptier nicht nur die Kunst, Umrisse auf Metallplatten zu machen, kannten, sondern auch Abdrücke davon auf Papier machten. Dieses Geschäft, so unvollkommen es auch noch gewesen sein mag, gieng in Aegypten so gut, dass Cecrops, so schlau er auch war, *) keinen veranlassen konnte, mit ihm nach Attika überzusiedeln, und so erklärt es sich, wie diese Kunst den Griechen unbekannt blieb. Zwar ist es ausser Zweifel, dass die griechischen Toreuten an den Schilden, an den Gewändern der chryselephantinen Götterbilder u. dgl. Gravüren angebracht haben; die sgrafiti auf den etruskischen Spiegeln zeigen uns diese Technik bei den Etruskern: aber nirgends finden wir eine Spur, dass sie daran gedacht haben, Abdrücke von denselben zu machen. Bei dem den Griechen eigenthümlichen Farbensinn dürfen wir annehmen, dass farblose Zeichnungen ihrem Geschmack nicht zugesagt haben würden. Eine merkwürdige Erscheinung aber sind die Imagines des Varro, welcher von de Pauw ohne Weiteres der Erfinder der Kupferstecherkunst genannt wird. Eines nähern Eingehens auf diese Frage aber kann ich mich entheben, da mein auf diesem Gebiete wohlerfahrener Freund Hassler im Begriffe ist, der verehrten Gesellschaft seine Untersuchungen hierüber mitzutheilen.

In solcher Art aufgefordert und angekündigt, und seinen Vortrag durch umhergebotene Probedrücke noch veranschaulichend, sprach nunmehr Prof. Hassler von Ulm

Über die Anfänge der Kupferstechkunst und über die Varronischen Imagines.

Meine Herren! Glauben Sie nicht, dass ich mir nicht vollkommen bewusst sei, was ich wagte, indem ich diese Treppen heraufstieg. Ich weiss es wohl, zu einer Versammlung wie die Ihrige zu sprechen über einen theoretisch-scientifischen Gegenstand, ist schwer und kühn für einen Mann, der seit Jahren einer fast durchaus praktischen Lebensrichtung hingegeben, um so schwerer und kühner, da er zum Sprechen nicht einmal formell gehörig vorbereitet ist. Indessen müsste ich Schweigen für verwerflicher halten als Reden, da es mir aus Anlass dessen, was wir so eben gehört, vergönnt ist zu reden *in majorem inclytæ hujus urbis gloriam* und so dem Danke Worte zu verleihen, zu welchem wir uns Alle in den gastlichen Mauern der Stadt des Erasmus verbunden fühlen, vor Allen ich, der ich seit einer Reihe von Tagen so glücklich war, unter der gütigen Führung unseres hochverehrten Herrn Präsidenten und auf der Spur einiger Winke, welche mir mein theurer Freund, Herr Professor Friedrich Fischer gegeben, mehrere für die Kunstgeschichte zunächst zwar des Mittelalters höchst wichtige Fünde zu machen, welche jedoch, wie mir scheint, geeignet sind, auch auf verwandte Fragen der klassischen Alterthumskunde einiges Licht zu werfen. Diess wird mir zugleich Gelegenheit geben, einer Behauptung des gelehrten

*) Bezieht sich auf die aus Veranlassung von Herrn Prof. K. H. Hermann's Vortrag gemachte Bemerkung, dass Κέκροψ und Κέρκωψ das gleiche Etymon haben.

Digitized by Google

Redners vor mir, meines werthen Freundes Herrn Professor Walz, entgegen zu treten, der Behauptung nämlich, die Aegypter seien die ersten Kupferstecher gewesen. Ich versichere Sie, meine Herren, die Aegypter sind vorläufig gar keine Kupferstecher gewesen, und es wird meinem gelehrten Freunde leichter möglich werden, ein gewisses Reallexikon der Alterthumskunde bis zum Z fertig zu bringen, als diese seine Behauptung zu beweisen. Doch zur Sache! Das, was ich hier gefunden, giebt mir Anlass, einiges die bekannte Stelle des ältern Plinius [1]), welche über die *Imagines* des Varro handelt, Betreffende Ihnen mitzutheilen, oder vielmehr den Bemerkungen, welche ich auf den Wunsch des Herrn Geheimenraths Creuzer seiner vortrefflichen Abhandlung über die Bilderpersonalien des Varro [2]) anreihte, einiges Erweiternde und Bestätigende beizufügen.

Die wesentlichsten Resultate einer unbefangenen Ansicht und Würdigung der Stelle des Plinius dürften folgende sein. Zunächst darf an blosse physiognomische Schilderungen, wie Böttiger, Letronne u. A. sie annehmen, entfernt nicht gedacht werden. Wie hoch man auch die schwülstige und metapherreiche Schreibart des Plinius in Anschlag bringen mag, so lange menschliche Rede den Zweck haben soll und muss, in Andern die gleichen Vorstellungen zu erwecken, welche der Redende oder Schreibende selber hat, so wird darüber kein Zweifel sein können: Plinius redet von einem neuen, höchstwichtigen Kunstverfahren *(benignissimo invento — inventor muneris etiam Diis invidiosi —)*, vermittelst dessen Abbildungen menschlicher Gestalten, gleichviel blosse Köpfe, Brustbilder oder ganze Figuren *(— imagines — non passus intercidere figuras —)*, in beliebig vervielfältigter Weise *(in omnes terras misit — ut præsentes esse ubique et claudi possent —)* hergestellt werden konnten. Der Hauptaccent ist offenbar auf die Möglichkeit der Vervielfältigung der Bilder zu legen. Wie nun hat man sich diese zu denken? Ich selber, noch ehe mir die gleiche Ansicht des Herrn W. A. Becker im Gallus I. p. 153 f. bekannt wurde, war, wie aus dem Anhang II. zu der Abhandlung des Herrn Geheimenraths Creuzer hervorgeht, nicht gerade abgeneigt, an Umrisszeichnungen, silhouettenartige Porträts, zu denken, welche durch Patronen (Schablonen) zu Stande gebracht waren, und welche dann unter anderm von der Künstlerin Lala (Jaia nach Sillig) durch Ausmalen (wie diess zuweilen bei den Heiligen- und Kartenbildern des Mittelalters geschah) vervollkommnet wurden. Allein abgesehen davon, dass die genannte Künstlerinn in keinerlei Beziehung zu den Varronischen Bildern steht, da die Lesart *inventa* (s. Anm. 1) sicherlich unstatthaft ist, und also der ganze von dieser Stelle (Plin. XXXV, 40.) hergenommene unterstützende Beweis in sich selbst zusammenfällt: so steht der Annahme von früher schablonirten Umrisszeichnungen noch Anderes entgegen. Entweder waren sie ausgemalt oder nicht. Waren sie es nicht, so konnten diese rohen, durch das Ueberfahren von Blech- oder Hornschablonen mit irgend einer Farbe hergestellten in wenigen Strichen bestehenden Figuren wohl kaum besser sein, als die ältesten Holzschnitte; ja nicht einmal so gut, da der Holzschnitt gegenüber von dem Patroniren bereits ein wesentlicher Fortschritt war. Diese aber muss man aus eigener Anschauung kennen, um sich zu überzeugen, in welchem Missverhältnisse solche geringfügige Leistungen, bei

1) Diese Stelle (Plinius hist. natur. XXXV, 2.) wird in dem berichtigten Texte der grössern Silligschen Ausgabe also lauten: *Imaginum amorem flagrasse quondam testes sunt Atticus ille Ciceronis edite de iis volumine et M. Varro benignissimo invento, insertis voluminum suorum fecunditati septingentorum illustrium aliquo modo imaginibus, non passus intercidere figuras aut vetustatem eri contra homines valere, inventor muneris etiam Diis invidiosi, quando immortalitatem non solum dedit, verum etiam in omnes terras misit, ut præsentes esse ubique et claudi possent.*

Und sodann XXXV, 40. *Jaia Cyzicena perpetua virgo, Marci Varronis inventa, Romæ et penicillo pinxit et cestro.*

„So lauten, setzt mein verehrter Freund Sillig (1844) hinzu, die beiden Stellen, wie sie demnächst in meiner grössern Ausgabe erscheinen werden. In der letztern haben *inventa* alle Codd.; *Quatremère de Quincy* und der Setzer meines *Catalogus artificum* haben die Conjectur *inventa* unabhängig von einander gemacht." Man sieht, wohin Druckfehler führen können!

2) Zuerst in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843 abgedruckt; sodann wieder in den deutschen Schriften, Zur Archäologie Bd. 3. S. 531 ff.

Digitized by Google

welchen von einer Porträtähnlichkeit kaum die Rede sein konnte, zu der pompösen Schilderung des Plinius stehen *(benignissimum inventum — Diis etiam invidiosum — non passus intercidere figuras —)*. Waren diese schablonirten Umrisszeichnungen aber ausgemalt, so waren sie es entweder schlecht, oder gut. Im ersten Falle, in welchem man sich denken muss, dass die Umrisszeichnung wie bei den Kartenmachern durch die Anwendung verschiedener Schablonen für Ein Bild behufs des Ueberfahrens mit verschiedenen Farben colorirt wurde, gilt von ihnen alles dasselbe und zwar in noch höherm Grade, was gegen die blossen Umrisszeichnungen so eben bemerkt wurde, und ich möchte nur wünschen, in der Lage zu sein, Ihnen solche illuminirte Bilder aus meiner eigenen Sammlung vorzulegen, um Sie durch den Augenschein zu überzeugen, dass es der Beschreibung des Plinius gegenüber schlechterdings unthunlich sei, solche auch durch Schablonen jedenfalls schlecht genug ausgemalte Umrisszeichnungen anzunehmen. Denn an die Vollkommenheit des schon sehr complicirten Verfahrens einer spätern Zeit, wie bei der Herstellung der Clair-Obscures seit dem Ende des XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, oder den ausgezeichneten Leistungen des Buntdrucks unserer Tage, wird wohl Niemand im Ernste denken. Im andern Falle aber, wenn nämlich die schablonirten Umrisse aus freier Hand gut ausgemalt waren, etwa nach Art der trefflichen Miniaturen des Mittelalters, ja, dann fällt bei der Nothwendigkeit des sorgfältigsten und umständlichsten Verfahrens durch einen oder mehrere eigentliche Künstler aller Vortheil der Vervielfältigung weg, worauf es ja vor Allem ankommt, und wenn auch das *benignissimum* und *Diis invidiosum* bliebe, so hört die Sache auf, ein *inventum*, eine neue Erfindung zu sein, insofern ja dann das längstbekannte Porträtmalen, nicht aber das als ganz untergeordnet und bedeutungslos erscheinende Schabloniren der Umrisse die Hauptsache wird.

Die meisten der Einwendungen aber, meine Herren, welche ich so eben gegen die Annahme von schablonirten Umrisszeichnungen vorgetragen, müssen auch gegen die von Andern, z. B. von Münter, beliebte Annahme geltend gemacht werden, die neue hochwichtige Erfindung des Varro, von welcher Plinius redet, sei die des Holzschnittes gewesen; ja es treten dieser Annahme noch eine Menge anderer Schwierigkeiten entgegen, welche sie geradezu unmöglich machen. Der Holzschnitt ist in seinen Anfängen, wie ich bereits anderwärts [3]) angedeutet habe und in einem umfassendern Werke über die Kunstgeschichte des XV. Jahrhunderts ausführlicher nachzuweisen gedenke, nichts anders, als das umgekehrte, das auf den Kopf gestellte Patroniren, aber eben desswegen theilt er in seinen Anfängen auch alle Unvollkommenheiten desselben, und war in diesen seinen Anfängen schlechterdings nicht im Stande, etwas zu leisten, was entfernt nur der Schilderung des Plinius entsprochen hätte. — Varro wäre ja aber als *inventor* in solchen Anfängen gestanden; wenigstens ist es gegen alle Analogie der Kunstgeschichte, ja gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeit, die neue Erfindung sei gleich der Minerva aus Jupiters Haupte so aus dem Kopfe Varros in ihrer vollendetsten Entwicklung und Ausbildung, wie sie diese, nachdem sie wirklich erfunden worden war, erst mehr als ein Jahrhundert später unter Albrecht Dürer erreichte, fix und fertig herausgesprungen. Wie viele Mittelstufen mussten erst durchschritten, wie viele Vorbedingungen erst erfüllt werden, bis dieser grosse Meister der erste es unternehmen konnte, Porträts und zwar nur von sehr umfassenden Dimensionen in Holzschnitt auszuführen. Ich erinnere nur an die anfängliche Unvollkommenheit der Instrumente; ferner an die Unvollkommenheit der anfänglich kaum dintenartigen blassen Wasserfarbe, bevor es zur Erfindung der Druckerschwärze kam; endlich an den Mangel der Druckerpresse, ohne welche sich bei der blossen Anwendung der Bürste oder

3) Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. Erstes Heft.

Digitized by Google

des Reibers nie Etwas, was über die Leistungen des gewöhnlichen Handwerks sich erhob und den Forderungen der Kunst auch nur einigermassen entsprach, zu Stande bringen liess. Aber zu diesem Allem kommt noch ein weiteres Moment, welches an sich schon geeignet wäre, die Annahme von Holzschnittbildern als unzulässig erscheinen zu lassen. Das ganze Alterthum nämlich war überhaupt mit dem nassen Abdrucke gänzlich unbekannt; wenigstens ist nicht die entfernteste Spur vorhanden, dass es denselben irgendwo und irgendwie zum Behuf der Vervielfältigung von Bild oder Schrift angewendet habe. Diese Bemerkung leitet mich zugleich hinüber zu der Würdigung der weitern Annahme, dass unter den Varronischen Bildern Kupferstiche zu verstehen seien, und wir in Varro den ersten Kupferstecher zu verehren haben. Doch nein! nicht in ihm, sondern, wie mein gelehrter und beredter Freund will, so gebührt diese Ehre den alten Aegyptern! [4]) Sehen wir einmal, wie es sich damit verhalte!

Mein gelehrter Freund stützt sich auf Rosellini, welcher berichtet, dass er unter dem Kopfe einiger Mumien eine metallene Scheibe gefunden habe mit einer Gravüre auf der unter dem Kopfe liegenden Seite. Hie und da finde man statt der metallenen eine papierne Scheibe unter dem Mumienkopfe, und eine solche habe Rosellini in Cairo gesehen, auf welcher sich dieselben Figuren wie auf der metallenen in ganz leicht erhabenen rothen Umrissen befanden. Die Gravüren einer solchen Metallscheibe seien noch voll von rother Farbe gewesen, und Rosellini habe davon einen deutlichen Abdruck auf befeuchtetes Papier gemacht. Daraus erhelle deutlich, dass die Aegypter nicht nur die Kunst, Umrisse auf Metallplatten zu machen, kannten, sondern auch Abdrücke davon auf Papier machten.

Mein gelehrter Freund hat hier vor Allem vergessen, uns zu sagen, ob derselbe Gegenstand, welcher sich auf den Metallscheiben befindet, ganz in denselben Dimensionen und mit denselben Einzelheiten und zwar, was die Hauptsache ist, in umgekehrter Richtung, als contre-partie, sich auf dem Papierabdruck befinde. So lange dieser Punkt nicht aufs Genaueste erhoben ist, fehlt der Behauptung und ihrem Beweise jede materielle Basis. Was sodann die in der Gravüre einer

---

4) Ehe ich jedoch die Frage von den Holzschnitten verlasse, kann ich nicht umhin, auf ein Paar Besitzthümer der Basler Sammlungen in diesem Fache aufmerksam zu machen, welche zu den unschätzbarsten gehören. Es findet sich nämlich hier zuerst ein Exemplar des sogenannten Buxheimer Christoph vom Jahr 1423. Das erste ist bekanntlich durch Dibdin aus der Karthause Buxheim nach England verschleppt worden. Ein anderes, in den Pariser Sammlungen, ist höchst wahrscheinlich unächt. Um so grössern Werth hat das Basler Exemplar, da dieses unbestreitbar ächt ist. Es rührt nämlich aus der Fäschischen Sammlung her und ist im Katalog derselben schon vor zwei Jahrhunderten aufgeführt, also zu einer Zeit, wo noch Niemand an die grosse Bedeutung eines solchen Blattes als Beweismittels der Kunstgeschichte und an die betrügerische Nachbildung desselben dachte. Noch wichtiger für die Kunstgeschichte und für eine vielbestrittene Frage derselben geradezu entscheidend ist ein anderes Blatt. Es liegt ungeschickter Weise unter den italiänischen Meistern; ich sah übrigens beim ersten Anblick, dass es nicht dahin gehöre und freute mich, nachher eine diese Ansicht theilende Bemerkung des ausgezeichneten Kunstkenners, Herrn Peter Vischer, in dem raisonnirenden Kataloge zu finden. Es ist ein sogenanntes Figuren-Alphabet, d. h. ein Alphabet, dessen Buchstaben aus verschiedenen, menschlichen und andern Figuren in höchst geistreicher, mitunter abenteuerlicher Weise zusammengesetzt sind. Dass es einem der französisch redenden Länder des burgundischen Reiches angehöre, geht, abgesehen vom Styl, aus den Worten auf dem Buchstaben K hervor, wie man denselben nach dem einzigen bisher bekannten Exemplar im Britischen Museum abgebildet findet in: *A Treatise on Wood Engraving historical and practical*, London 1839, und aus diesem Werke in Falkensteins Geschichte der Buchdruckerkunst S. 59 und bei *Léon de la Borde, Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie* S. 10. Der Letztere und mit ihm Andere geben, allerdings mit grosser Wahrscheinlichkeit, dieses ausgezeichnete Blatt für ein Werk des Meisters derjenigen *Biblia Pauperum* aus, welche sie entschieden für die erste und älteste erklären. Da nun unser Blatt unwidersprechlich aus den Niederlanden herrührt, so argumentiren sie ganz folgerichtig daraus rückwärts für den niederländischen Ursprung jener ersten und ältesten Ausgabe der *Biblia Pauperum*, und eben damit, da diese der älteste oder doch einer der ältesten Holztafeldrucke und noch dazu mit Schrift sein muss, für den niederländischen Ursprung des Holztafeldruckes überhaupt, und mittelbar selbst der Buchdruckerkunst. Aber, o weh! das Exemplar des Britischen Museums ist unvollständig und der Buchstabe A leider beschädigt. Das Basler Exemplar hingegen ist vollständig und der Buchstabe A glücklicherweise unbeschädigt, und der letztere zeigt ganz deutlich die Jahrzahl MCCCCLXIV (1464). Wie nun? die ganze Argumentation dreht sich jetzt um gegen die Verfechter der Niederländischen Ansprüche: denn im Jahre 1464 hatten Gutenberg, Pfister, Fust und Schöffer bekanntlich schon eine Reihe umfassender Werke mit beweglichen Typen gedruckt, und diesen waren viele Jahre vorher eine Menge von Holztafeldrucken mit und ohne Schrift, darunter mehrere von erweislich oberdeutschem Ursprunge, vorausgegangen. Die Basler Sammlungen können sich zu diesem köstlichen Blatte Glück wünschen!

Digitized by Google

dieser Metallscheiben vorgefundene rothe Farbe betrifft, so kann diese eben zu dem Zwecke in die Zeichnung gebracht worden sein, um dieselbe auf der Platte von dem ohne Zweifel andersfarbigen Grunde der letztern für das Auge besser abzuheben, ein Zweck, welchen man auch schon im Alterthum und noch mehr im Mittelalter auf den sogenannten Niellen durch schwärzlichen (*nigellum*, daher Niello), bräunlichen oder graulichen Schmelz in der Zeichnung auf hellerem Grunde, oder umgekehrt durch weissen Silberschmelz auf den sogenannten Contorniaten [5]), welche man desshalb im Gegensatz gegen jene füglich Albellen nennen könnte, zu erreichen suchte und wusste. Möglich jedoch auch, dass jene rothe Farbe in der Zeichnung von dem Versuch eines trockenen Abdrucks etwa in rothem Wachse herrührte, worüber ich mir freilich ohne nähere Kenntniss der Zeichnung selbst kein bestimmtes Urtheil erlauben möchte. Was aber endlich die „leicht erhabenen rothen Umrisse" der Zeichnung auf dem angeblichen Papierabdrucke betrifft, so steht es gerade damit am Allermisslichsten, und gerade sie dürften das Gegentheil von dem beweisen, was sie beweisen sollen. War nämlich die Zeichnung in die Metallplatte vermittelst des Grabstichels oder eines ähnlichen Instruments wirklich so eingegraben, wie diess seit der Erfindung der Kupferstecherkunst zu geschehen pflegt, so konnten, hierin wird mir gewiss jeder Kenner der technischen Verhältnisse beistimmen, Umrisse, deren wenn auch nur leichte Erhabenheit mit dem Auge wahrgenommen werden soll, nur mit Hülfe der Metalldruckpresse, durch deren ausserordentliche Gewalt das Papier in die vertiefte Zeichnung der Platte einzudringen und die Farbe herauszuholen gezwungen wird, erreicht werden. Es wird sich aber unbeschadet aller Weisheit der alten Aegypter wohl Niemand beigehen lassen, zu behaupten, sie hätten auch schon die Metalldruckpresse erfunden. War dagegen die Zeichnung auf der Platte sehr flach, so dass die Farbe im gleichen Niveau mit dem Grunde der Platten lag, so konnte bei dem Abdrucke mit der Hand, der Bürste, dem Reiber oder einer Handwalze kaum etwas Anderes erhalten werden als — Kleckse, oder höchstens sehr unvollkommene, unförmliche Figuren, keineswegs aber „leicht erhabene Umrisse." Da sich nun aber die letztern finden sollen, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass sie nicht mehr und nicht weniger seien als Zeichnungen in sehr stark aufgetragener rother Farbe. Doch dem sei, wie ihm wolle! Ich kann sogar zugeben, dass es an sich nicht absolut unmöglich war, von einer solchen Gravüre auf einer Metallscheibe durch besonders sorgfältiges Verfahren oder durch Anwendung einer uns jetzt nicht mehr bekannten Druckkraft einen Abdruck zu gewinnen; ich will annehmen, es sei hie und da wirklich einmal ein solcher Abdruck gemacht worden, wie wir ja auch im Stande sind, von Grabplatten und andern Denkmalen des Mittelalters, aus deren Bilder- und Schriftzeichnung der Kitt ausgefallen ist, freilich eben nur vermittelst der Druckerschwärze Abdrücke auf angefeuchtetem Papier zu nehmen. [6]) Allein, — und davon würde es sich handeln, wenn man mit de Pauw und Andern die Varronischen Bilder für Kupferstiche halten wollte — welch ein unermesslich weiter Weg ist es noch von einem solchen vereinzelten, vielleicht fast zufällig entstandenen Abdrucke bis zu der absichtlichen Vervielfältigung einer zu diesem Zwecke gestochenen Kupferplatte durch nassen Abdruck auf Papier oder einem ähnlichen Stoffe! Und welch ein weiter Weg ist es abermals von den Anfängen auch dieser

5) Eine solche nicht uninteressante Piece besitzen gleichfalls die Basler Sammlungen. Sie ist von Bronze und zeigt auf beiden Seiten gute Pferdefiguren, welche aus dem Grunde wahrscheinlich durch Bunzen herausgearbeitet sind, und in dieser Vertiefung nun durch Silberschmelz gebildet werden. Der Silberschmelz ist aus der einen beinahe ganz herausgesprungen, so dass ich durch die Güte des Herrn Candidaten Weiss, welchem ich auch sonst die förderlichste Unterstützung bei meinen Arbeiten in Basel verdanke, leicht einen Bleiabguss der Zeichnung erhalten konnte. Die eine Seite zeigt über dem Pferde das Wort AMOR; die andere TOXXOTHS (τοξότης?).

6) Man vergleiche die interessante Auseinandersetzung bei Sotzmann im Historischen Taschenbuch, Jahrgang 1837. S. 491 ff.

Digitized by Google

Kunst bis zu derjenigen Stufe technischer Entwicklung derselben, auf welcher es möglich wird, porträtähnliche Bilder durch sie darzustellen!

Erlauben Sie, meine Herren, dass ich, um diess Alles noch deutlicher zu machen, Sie einlade, mich noch einmal zu begleiten auf einem Gange in die Werkstätten der fraglichen Künste; sie sind zugleich die Werkstätten der Geschichte, in denen der menschliche Geist diese denkwürdigen Erfindungen machte, und die hiesigen Sammlungen werden uns erwünschte Mittel der Anschauung und des Beweises darbieten.

Im Laufe des XIV. Jahrhunderts hatte sich wohl hauptsächlich in Folge der Züge der Flagellanten und anderer mit weit verbreiteten Seuchen und sonstigen Landescalamitäten Hand in Hand gehender Wallfahrten zu sogenannten Heilthümern, bei welchen an die Gläubigen Heiligenbilder ausgetheilt zu werden pflegten, das Bedürfniss der Vervielfältigung, welches von einer ganz heterogenen Seite, nämlich durch die immer allgemeiner werdende Lust am Kartenspiele gleichfalls genährt wurde, mehr und mehr herausgestellt, und konnte auch, nachdem zu Anfang desselben Jahrhunderts das Linnenpapier in Oberdeutschland erfunden worden [7]), in Rücksicht auf diesen Theil des Materials leichter befriedigt werden. Nicht um künstlerische Zwecke handelte es sich hiebei anfänglich und lange Zeit, sondern lediglich um die möglichst einfache, wohlfeile und eben desswegen zunächst nur handwerksmässige Befriedigung eines sehr allgemeinen kirchlichen oder socialen Bedürfnisses. So kam man, wie wir bereits gesehen haben, vom Patroniren oder Schabloniren zunächst keineswegs auf den weit mehr den Kunstforderungen genügenden Kupferstich und nicht an die als Künstler arbeitenden Goldschmiede, deren ganzes technisches Verfahren ohnehin jenem Schabloniren ungleich ferner lag, sondern man kam auf den Holzschnitt, der zuerst, wie ich leicht urkundlich beweisen kann, von den sehr zahlreichen Bildschnitzern und Schreinern geübt wurde, welche die Theile der einfachen Umrisszeichnungen in der Ebene der Form (des Holzstockes) aussparten, und den Grund, oder überhaupt alles das, was nicht im Abdruck schwarz erscheinen sollte, bis auf die nöthige Tiefe hinwegnahmen. Von der alsdann mit Farbe oder Schwärze überzogenen Form wurde sofort der Abdruck genommen. Aber Jahrzehente vergiengen, bis diejenigen Erfindungen hinzukamen, welche für die Folgezeit die Grundbedingungen eines mehr künstlerischen Betriebs des Holzschnittes wurden, ich meine die Erfindung der geeigneten und haltbaren Druckerschwärze und vor Allem der Druckerpresse. Die grossen Erfolge, deren sich der Holzschnitt von nun an zu erfreuen hatte — giengen ja doch ganze Fässer mit Karten von Ulm 'nach Venedig und wieder ganze Fässer mit Holzmödeln verschiedener Dimensionen wurden durch den Ulmer Kaufmann Ott Ruland [8]) in das mittlere Deutschland und den Rhein hinunter in die Niederlande schon in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts versendet — diese grossen Erfolge also mussten natürlich endlich auch die in Metall arbeitenden Gewerbe auf dieses Mittel der Bildervervielfältigung aufmerksam machen. Aber immer war es noch nicht der Metallstich, sondern der dem Holzschnitt zunächst ganz verwandte Metallschnitt, auf welchen man in allerdings ganz naturgemässer Entwicklung der Sache geführt wurde, und dessen Produkte entweder in ihrer einfachen Gestalt oder in der mit Bunzenarbeit verbundenen (geschrotenen Arbeit, *manière criblée*, *manière Milnet*) an die ältern Holzschnittblätter sich unmittelbar anschliessen. Sehr natürlich! Hier war im Wesentlichen nur das Material — Metall statt Holz — verschieden; Verfahren im Herstellen der Zeichnung auf der Platte, und Mittel der Ausführung — Druckerpresse — waren

7) S. darüber meine Nachweisungen im II. u. III. Hefte der Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben.

8) Meine Ausgabe seines Handlungsbuchs im I. Bande der Publikationen des litterarischen Vereins zu Stuttgart.

Digitized by Google

dieselben. Und doch mag der Metallschnitt, wie er materiell zwischen Holzschnitt und Metallstich in der Mitte liegt, auch historisch zwischen beiden das Mittelglied gebildet haben, d. h. es liegt die Vermuthung immerhin am nächsten, dass diejenigen, welche sich ohnehin schon der erhaben auf Metall ausgeführten Zeichnungen zum Behufe des Abdrucks und der Vervielfältigung bedienten, nun auch auf den Gedanken kamen, die gewöhnlichen Zeichnungen auf Metall durch Abdruck zu vervielfältigen. Denn längst führten deutsche und italiänische Goldschmiede Zeichnungen der mannigfaltigsten Art auf verschiedenem Gold- und Silbergeräthe, z. B. auf Dolchscheiden, auf Schmucksachen, auf Reliquienkästchen u. s. w., besonders aber auch auf sogenannten Pacen oder Agnus Dei (so genannt, weil diese Silber- und Goldplatten von dem celebrirenden Priester beim Hochamte während des Gesanges des Agnus Dei geküsst und sofort unter den Worten *Pax tecum* jedem der assistirenden Geistlichen gleichfalls zum Küssen hingereicht wurden). Diese, wie sich von selbst versteht, in die Platte vertieften Zeichnungen waren häufig, insbesondere wenn sie von kleinerm Umfange waren, durch eingeschmolzenes Schwefelsilber (Niello) [9]) für das Auge mehr herausgehoben, so dass sie ungefähr den Eindruck einer Federzeichnung hervorbrachten, und nachdem man einmal an das Vervielfältigen durch Abdruck anderwärts gewöhnt war und sich zugleich von dem materiellen Nutzen desselben überzeugt hatte, lag der Wunsch sehr nahe, auch diese schönen, meist von ausgezeichneten Künstlern herrührenden Zeichnungen zu vervielfältigen.

Aber sagen Sie selbst, meine Herren, wie weit war es, wenn man je bei diesem Wunsche angelangt war, von demselben bis zu dem Gedanken, dass es möglich sein werde, ihn zu realisiren? Wie schwierig war es, auf diesen Gedanken nur zu kommen, da hier gerade das Gegentheil von allen bisher zum Abdruck gekommenen Zeichnungen auf Holz oder Metall Statt hat, und während bisher die Zeichnung sich stempelartig erhaben zeigte, hier sie aus vertieften Linien und Flächen bestand? Und hatte man sich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht, und war zu dem Entschlusse gekommen, es zu versuchen: wie weit war es wieder von dem Versuche bis zum glücklichen Erfolge, da man genöthigt war, die ganze Platte mit geeigneter schwarzer Farbe zu überfahren, sodann sie wieder in der Art zu reinigen, dass nur die vertieften Linien und Flächen der Zeichnung geschwärzt blieben, und sodann durch sehr starken und gleichmässig wirkenden Druck, wie er in entsprechender Weise nur durch die Metalldruck- oder Walzenpresse erreicht werden konnte [10]), die Farbe wieder aus den Vertiefungen herauszuholen und auf das angefeuchtete Papier dadurch die Zeichnung überzutragen? Erlauben Sie, meine Herren, dass ich Ihnen die Schwierigkeiten noch näher lege durch Vorzeigung einiger ausgezeichneter Schätze der hiesigen Sammlungen. Sie sehen hier zwei Pacen oder Agnus Dei, Silberstiche von ungewöhnlicher Grösse, ohne Zweifel ein Werk des berühmten Meisters Martin Schongauer oder Schön, und 17 kleinere Medaillons, gleichfalls Silber- und Goldstiche, ehemals Theile eines Rosenkranzes, von der Hand

9) Vergleiche das Hauptwerk über diesen Gegenstand: *Essai sur les Nielles, par Duchesne.* Paris 1826. 8. Der Verfasser geht übrigens darin überall noch von der inzwischen durch Rumohr (Untersuchung der Gründe u. s. w. Lpzg. 1841. 8.) gründlichst und vollständigst widerlegten Annahme aus, dass die florentinischen Goldschmiede des XV. Jahrhunderts, dass ins besondere Maso di Finiguerra Erfinder der Kunst sei, gestochene Metallplatten auf genetztes Papier abzudrucken. Mit dieser falschen Annahme, nach welcher mittelst der von den Metallplatten vor Einschmelzung des Niello in die Zeichnung genommenen Schwefelabdrücke auf die Papierabdrücke und so auf den Kupferstich geführt worden wäre, fällt auch die weitere, ebenso falsche, dass man eben nur von solchen zum Nielliren bestimmten Platten auf die Erfindung geführt werden konnte. Auch andere, welche diese Bestimmung nicht hatten — also einfache Silber- oder Goldstiche konnten den Ausgangspunkt bilden. Dagegen ist für den Begriff der Niellen, worunter man auch die Papierabdrücke solcher Metallstiche versteht, neben den andern Merkmalen mit Duchesne (S. 34) festzuhalten, dass sie regelmässig dunkeln Grund haben, sowie, setze ich hinzu, dass die Schrift, sofern sie überhaupt solche zeigen, auf ihnen verkehrt erscheinen muss.

10) Dass dem so sei, zeigen am deutlichsten die Kupferstiche der ältesten italiänischen Meister des XV. Jahrhunderts, welche, wie man annimmt, die Walzenpresse noch nicht kannten. Obwohl in Betreff der Zeichnung und häufig auch der Composition den deutschen Blättern jener Zeit weit überlegen, stehen sie doch diesen in Betreff der Farbe, des Ausdrucks und der technischen Ausführung bei Weitem nach und gewähren meist einen matten, wenig befriedigenden Anblick.

Digitized by Google

desselben Meisters oder doch jedenfalls aus seiner Schule, die letztern so wenig als die erstern jemals zum Abdrucke bestimmt. [11]) Würden Sie wohl jemals ohne alle Kenntniss des nassen Abdrucks überhaupt und der allein geeigneten Druckfarbe ins Besondere, ohne den Besitz der hiebei durchaus nöthigen hinlänglich starken und gleichförmigen Druckkraft auf den Gedanken, zu dem Versuche und zu dem Erfolge gekommen sein, von diesen Pacen und Medaillons beliebig vervielfältigte Abdrücke auf Papier zu machen? Ich glaube, die Beantwortung dieser Frage Ihnen selbst überlassen, aber die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, dass mit der Antwort auch die Annahme Varronischer Kupferstiche, welche, wohlgemerkt! Porträtähnlichkeit haben sollten, wenn nicht in das Gebiet der absoluten Unmöglichkeit, so doch der höchsten Unwahrscheinlichkeit zurückgewiesen sei. Jetzt freilich ist es leicht, auf den Gedanken zu kommen, Abdrücke von diesen Silberplatten zu nehmen, und wenn auch nicht so leicht, wie sichs Mancher denkt, doch verhältnissmässig nicht so sehr schwer, den Gedanken auszuführen. Ich selber habe in den letzten Tagen mit den 17 Medaillons mehrere solche Versuche gemacht und ich schmeichle mir, den Abdruck derselben, welchen ich ihnen hiemit vorzulegen die Ehre habe, von Ihnen den schönsten Silberstichen des XV. Jahrhunderts beigezählt zu sehen. Aber das, was jetzt in dieser Beziehung mit verhältnissmässiger Leichtigkeit geschehen kann, ist nichts Anderes, als eine Wiederholung der alten Geschichte vom Ei des Columbus!

Wenn aber die Varronischen Bilder weder schablonirte Umrisszeichnungen, noch Holzschnitte, noch Metallschnitte, noch Kupferstiche waren, was, werden Sie fragen, was waren sie

11) Die beiden Pacen, Christus am Oelberge und die Gefangennehmung darstellend, entsprechen den Nr. 9 u. 10 bei Bartsch (Peintre Graveur T. VI. p. 124) unter Martin Schongauer. Es ist genau dieselbe Zeichnung, nur in der Rundform und in etwas kleinerer Dimension, nämlich vier Pariser Zoll Durchmesser. Ich finde keinen Grund, zu bezweifeln, dass sie von Martin Schongauer selbst gestochen sind, der ja in der nächsten Nähe, in Colmar, wirkte, ja ich möchte sie für einen seiner frühesten Stiche halten, da die Behandlung des Fleisches, namentlich an den Füssen, noch ganz an die frühere Manier der geschrotenen Arbeit erinnert und ein Nachahmer der obengenannten trefflichen Kupferstiche gewiss nicht auf diese frühere Manier, die sich in den Kupferstichen Schöns entfernt nicht mehr findet, zurückgekommen wäre. Uebrigens ist diess ein Punkt, worüber man streiten kann. Will man sie nicht für ein Werk Martins gelten lassen, sondern annehmen, diese Silberplatten seien erst nach seinen berühmten Kupferstichen gefertigt worden, so liegt es am Nächsten, an Martins Bruder, den Goldschmied Georg Schongauer zu denken, welcher zu Basel selbst thätig war und dem als Geselle reisenden Albrecht Dürer im Jahre 1492 noch freundliche Aufnahme gewährte (s. Bartsch a. a. O. S. 118). Von beiden Platten sind in Basel in frühern Jahren einige wenige Abdrücke auf Papier genommen worden. Die Platten waren übrigens nicht zum Zwecke des Abdrucks und der Vervielfältigung gestochen, was theils aus ihrer Bestimmung als Pacen, theils aus dem Umstande hervorgeht, dass im Abdrucke die Personen, z. B. der das Schwerdt führende Petrus, mit der Linken handelnd erscheinen würden, welches wenigstens dem Meister Martin, so viel ich weiss, in keinem seiner zahlreichen Kupferstiche begegnete. Auch wählte man, wo es sich bloss um den Zweck des Abdrucks handelte, natürlich keine Silber-, sondern bloss Kupferplatten. Ebensowenig kann man annehmen, dass sie unvollendete Niellen (das Wort im engern oder eigentlichen Sinne genommen: s. die Anm. 9.) seien und der Niello erst hätte eingeschmolzen werden sollen. Dagegen spricht nicht allein der Umstand, dass sie keine dunkeln Gründe haben, sondern auch und hauptsächlich die ganz vollkommene Behandlung der Kreuzschattirung und Strichlagen, wie man sie bei den Abdrücken von eigentlichen Niellen nicht findet, da bei diesen ja alle Theile der Zeichnung durch den Schmelz bedeckt zu werden bestimmt waren (s. Duchesne a. a. O. S. 83). Wir haben hier also einfache, nach Art der Federzeichnungen behandelte, Silberstiche vor uns. Alles Gesagte gilt auch von den 17 kleinern Medaillons des Rosenkranzes oder Paternosters, deren übrigens ursprünglich jedenfalls 70 gewesen sein müssen, nämlich 63 für die entsprechende Anzahl der Avemarias und 7 (wahrscheinlich die goldnen Plättchen) für die entsprechende Anzahl der Vaterunser (der kleine Rosenkranz, mit 33 Kügelchen, kam erst später, unter Leo X. auf). Diese Medaillons haben die Form des Ovals, welches oben horizontal abgeschnitten ist, und sind 8 Pariser Linien hoch, 7 Linien breit. Der Darstellungen sind 9 aus dem Leben Jesu, nämlich die Verkündigung, Maria und Elisabeth, Maria das Kind anbetend, das Abendmal, Christus am Oelberge, die Gefangennehmung, Christus vor Kaiphas, Christus vor Herodes, die Geisselung, und 8 Apostel, nämlich Matthäus, Thomas, Judas Thaddäus, der jüngere Jakobus, Andreas, Bartholomäus, Simon und der ältere Jakobus. Alle haben schöne, zum Theil sich wiederholende Blumen und Rosetten auf der Rückseite und beweisen schon dadurch, so wie durch die länglichte Oeffnung am obern abgeschnittenen Theile des Ovals, durch welche die sie zusammenhaltende Schnur gezogen wurde, dass sie nicht zum Abdrucke bestimmt seien. Entschiedener noch als bei den Pacen möchte ich diese wunderlieblichen Medaillons für Werke des grossen Meisters Martin halten, oder mindestens annehmen, dass sie unter seiner Leitung von seinem Bruder, dem Basler Goldschmied Georg gestochen wurden. An Martin Schongauer erinnern sie beim ersten Anblick, und dass hier so wenig als bei den Pacen sein Monogramm vorkommt, spricht nicht dagegen, da ja diese Stiche nicht zum Abdrucke bestimmt waren und auf zum heiligen Gebrauch bestimmte Dinge der Meister in jenen Zeiten seinen profanen Namen zu setzen fromme Scheu trug. Erst als die vervielfältigten Abdrücke Gegenstand des Handels wurden, begannen die Meister, unstreitig gerade die Kupferstecher, ihre Werke mit ihren Monogrammen zu zeichnen und noch später erst gieng diese Sitte dann zu den Malern über. Schön selber hat auch noch keines seiner Gemälde mit seinem Monogramme bezeichnet.

Digitized by Google

denn? Ich komme auf dieselbe Antwort zurück, welche ich vor vier Jahren dem Herrn Geheimenrath Creuzer gegeben habe. Es waren Wachsabdrücke von Metallstempeln, entweder aufbewahrt in Kapseln, welche den Volumina, die die biographischen Notizen enthielten, angehängt, oder in diese Volumina selbst eingereiht wurden. Ich will Sie nicht mit ausführlicher Wiederholung aller hiefür sprechenden Gründe ermüden. Nur das möge zu bemerken erlaubt sein, dass man sich die Stempel am besten vertieft gearbeitet denkt, nach Art der Münzstempel [12]), wodurch wir zugleich den natürlichsten, dem geschichtlichen Entwicklungsgange der Kunst gemässesten Anschluss des neuen *inventum* an die schon vorhandene Kunstübung auch insofern gewinnen, als ja gerade die Münzen bisher schon dazu dienten, Porträtdarstellungen zu liefern (wirkliche, oder wo diese nicht mehr zu erhalten waren, ideale — *quin immo etiam, quæ non sunt, finguntur* sagt Plinius selber unmittelbar vor unserer Hauptstelle, wenn gleich in etwas anderer Beziehung, nämlich in Beziehung auf die Büsten —). Die von solchen Stempeln genommenen Wachsabdrücke, basreliefartig hervorspringende Bilder, mag man sich nun in Kapseln aufbewahrt denken, gleich den Siegelabdrücken auf und an den Urkunden des Mittelalters, oder auf irgend eine Weise in den Schriftwerken selbst befestigt; im einen wie im andern Falle passt der Ausdruck des Plinius: *ut... claudi possent* gleich gut und zwar so gut, wie bei gar keiner andern Erklärung. Nehmen wir hinzu die von Herrn Geheimenrath Creuzer beigebrachte Stelle aus Ch. Saxe *(Diptychon Magni Consulis)*, woraus hervorgeht, dass das Versenden der consularischen und kirchlichen Diptycha bis ins V. Jahrhundert und weiter herunter ein jedenfalls dem Varronischen *(in omnes terras misit)* ganz ähnliches Verfahren darbietet, und erwägen wir, abermals auf den Reichthum der Basler Sammlungen gestützt, dass noch am äussersten Ende des Mittelalters Brustbilder in Wachs in Kapseln aufbewahrt, wenn gleich in ganz anderer Weise ausgeführt, noch gewöhnlich waren: so denke ich wohl nicht zu viel zu behaupten, wenn ich in solchen Analogien eine wesentliche Stütze meiner Ansicht finde. Denn der Weg der Analogie ist, wo bestimmt ausgesprochene historische Notizen fehlen, wie in unserm Falle, wohl der nächstliegende und geeignetste, um Lücken der Erkenntniss auszufüllen. Bedenken wir endlich, dass Plinius in der Einleitung zu unserer Stelle von den goldenen, silbernen und ehernen Büsten redet, welche man in den Bibliotheken aufzustellen pflegte und von diesen ausgehend sodann zu dem Varronischen *inventum* übergeht, durch welches den Schriftwerken *(voluminibus)* an- oder eingefügt *(insertis) aliquo modo imagines* dargestellt worden seien, so haben wir in dem Worte *imagines* den Anknüpfungspunkt an das Alte, schon Vorhandene, an die Büsten, und in dem neuen Material, dem Wachse, so wie in dem *voluminibus inserere* das neue *inventum*, wodurch diese *imagines* diess nicht in der bisherigen Weise, als metallene Büsten, sondern eben nur *aliquo modo* waren.

Diesen Zusammenhang mit dem bereits Gegebenen und diess enge Anschliessen des Neuen an das Gegebene glaubte ich vor Allem bei dieser Sache mit Rücksicht auf die überall hervortretenden Entwicklungsgesetze der Kunstgeschichte, ja wohl der Geschichte überhaupt fest im Auge behalten zu müssen. Denn, meine Herren, nur langsam und allmälich ist, wenigstens wo es sich um äussere Hervorbringungen handelt, der Gang des menschlichen Geistes, und die Früchte fallen erst vom Baume, dann aber fallen sie gewiss, wenn die Zeit der Reife gekommen ist.

Hierauf machte noch Ephorus Bäumlein von Maulbronn die Anzeige, dass eine pädagogische Section sich gebildet habe und theils in Abendstunden, theils früh am Morgen sich versammeln werde; sodann ward vom Präsidium der Schluss der zweiten allgemeinen Sitzung ausgesprochen.

12) vgl. K. O. Müller, Handbuch der Archäologie. II. Ausg. S. 428.

Digitized by Google

DRITTE SITZUNG. 1 OCTOBER.

Nachdem das Verzeichniss der seit gestern neu hinzugekommenen Mitglieder und die Geschäftsordnung des heutigen Tages verlesen worden, fordert der Präsident Prof. GERLACH zur Unterzeichnung auf den Druck der diessjährigen Verhandlungen auf; ein Blatt hiefür wird vom Secretariat in Umlauf gesetzt. Ferner zeigt derselbe an, dass nach dem Schlusse der Sitzung das Mexicanische Cabinet werde geöffnet sein, dass der Basler Turnverein auf Mittags um 1 Uhr zur Gegenwart bei seinen Uebungen und Prof. STÄHELIN, Vicepräsident der Orientalisten, auf Abends um 4 Uhr sämmtliche Mitglieder zu einem Mittagessen einlade. Wer endlich morgen den 2 Oct. an der Schlussmalzeit zu drei Königen Antheil nehmen wolle, möge sich im Büreau einschreiben.

Hierauf begannen die Verhandlungen dieses Tages mit einem Vortrage des Ephorus ROTH von Schönthal

über das Princip und die Methode des philologischen Unterrichts in Gymnasien und lateinischen Schulen.

So ungünstig in mancher Hinsicht unsre Zeit dem gelehrten Schulwesen zu sein scheint, so hat sie doch den grossen Vortheil gebracht, dass die gelehrten Schulen ihren Zweck mit grösserer Bestimmtheit als früher aufstellen und mit concentrirter Kraft verfolgen können. Denn dieselben Bestrebungen, denen man jetzt allerwärts in Deutschland die Errichtung zahlreicher technischer und Realanstalten verdankt, haben seit zweihundert Jahren, in einer Zeit, wo unsre Gymnasien die einzigen höheren Lehranstalten unterhalb der Universität waren, ein so starkes realistisches Element in dieselben hereingebracht, dass der nächste Zweck des humanistischen Unterrichts nothwendigerweise verkümmert wurde. Solange das Latein-Sprechen und Schreiben, was ja sogar noch Basedow gewissermassen obenanstellte, als materielles Ziel des gelehrten Schulunterrichts galt, und jede gelehrte Schule die Frage: wozu geht man zur Schule? faktisch so beantwortete: um Latein zu lernen: hatten alle die vollkommen Recht, welche an der Ausschliesslichkeit dieses Zwecks zweifelten, und andre, der Lebensthätigkeit und den verschiedenen Berufsarten näher liegende Zwecke dagegen und daneben aufstellten. Diess wirkt noch in unsre, ohne Zweifel auch noch in die Folgezeit so herein, dass mehr oder weniger alle Lehrplane für gelehrte Schulen den Versuch darstellen, beide Elemente zu vereinigen, zwar mit einigem Uebergewicht für das eine, aber ohne hinreichende Berechnung dessen, was gleichzeitig getrieben und gefördert, und was der wirklichen, durchschnittlichen Leistung nach zugleich einem festen Ziele zugeführt werden kann. Es ist ohne Zweifel die Wahrnehmung gewesen, dass in den Gymnasien für die Realien doch nie genug geschehen könne, welche die Aussonderung des realistischen Lehrstoffs und die Errichtung von Realanstalten endlich wirklich zu Stande gebracht hat. Und diese Scheidung gestattet erst den Gymnasien, zu ihrem wahren Zwecke, gleichsam zu sich selbst zurückzukehren. Wo jetzt eine Reorganisation der gelehrten Schule vorgeht, sollte man diesen Zweck recht ernstlich ins Auge fassen, und unbekümmert um das Gemenge der Meinungen über den Unterricht gerade aus verfolgen; man sollte die Erfahrungen, welche über die Folgen der Vereinigung ganz verschiedenartiger Elemente im Unterricht allerwärts gemacht worden sind, wirklich benützen, und, was eine der vornehmsten Bürgschaften für den Flor der Schulen wäre, die Aufgabe für jede gelehrte Schule so stellen, dass dieselbe durch die mittlere Kraft der Lehrer und der Schüler in der gegebenen Zeit gelöst werden kann.

Digitized by Google

Warum hat Homer und Virgil, Cicero und Demosthenes auf den Lehrstundenplanen der technischen Schulen keinen Platz gefunden? Etwa weil die Weissagung schon in Erfüllung geht, dass Voltaire und Eugen Sue die vakante Stelle einnehmen werden? Jene Anstalten behandeln auch das Französische nur als eine nebenher zu erlernende Sache, und die Mathematik stellt das Wesen solcher Anstalten vor. Und warum haben sie zu den vielen Fächern, die ihr Lehrstundenplan aufweist, nicht auch noch dieses und dieses gefügt, was doch offenbar zur Bildung gehört? Sie haben erkannt, was sie freilich immer noch gründlicher erkennen müssen, dass die Richtung jeder Lehranstalt Eines, nicht Vieles sein muss, wenn die Bildung, sowohl die allgemeine, als die besondre, erzielt werden soll.' Sie bekennen sich zu der Ansicht, dass es ihren Zöglingen nicht zum Vorwurfe gereiche, wenn sie einmal gestehen müssten, dass sie auch nicht ein Wörtchen Latein verstehen und das Griechische nicht einmal lesen können, woferne sie nur das recht gelernt haben, was in ihrem Unterrichte die Hauptsache gewesen ist. Die technischen und meistentheils auch die unterhalb derselben stehenden Realanstalten geben durch ihren Bestand die faktische Erklärung, dass die Bildung auf Schulen durch disparate Lehrfächer, dass die vielseitige Schulbildung ein Unding sei, dass eben wegen der Vervielfältigung des Wissenswürdigen der wissenschaftliche Stoff der Schulen beschränkt und endlich einmal das *multum, non multa* thatsächlich anerkannt, die Geistesbildung durch Eines wirklich erzielt werden soll.

Eben dadurch erweisen sie den Gymnasien einen grossen Dienst. Wenn jene das Fremdartige, das die Einheit ihrer Richtung stören würde, mit Recht ferne von sich halten, so werden diese mit gleichem Rechte das ihnen Fremdartige ausscheiden. Wenn jene den Zweck der Bildung ohne das Unsre erfüllen, werden wir denselben Zweck ohne das Ihrige erreichen. Wenn dort die Einseitigkeit, eine so schreckhafte Sache für unsre Zeit, nicht zu fürchten ist, so werden auch wir nicht dadurch gefährdet sein.

Die Lehranstalten, deren Beruf bis vor wenigen Jahrzehnden fast durchgängig das Gymnasium erfüllen sollte, gehen, wie Mager auf einleuchtende Weise dargethan hat, jetzt eigentlich nicht in zwei, sondern in drei Hauptzweigen auseinander. Für die einen stellt die Mathematik, für die andern das Lernen lebender Sprachen, für die Gymnasien die alte Philologie die Einheit vor. Die zweiten stehen mit ihrem Zwecke in ihrer Art jetzt so, wie noch vor kurzem die lateinischen Schulen mit dem ihrigen. Gleichwie in diesen darum unterrichtet wurde, dass die Schüler Latein lernen sollten, ebenso wird dort Schule gehalten, damit die Schüler einen französischen Brief schreiben und, wenn sie einmal nach Lyon kommen, sich verständlich machen können. Für unsre philologischen Schulen können wir nichts der Art anführen: sobald wir für den künftigen Mediciner das Griechische wegen der Kunstausdrücke, für den Juristen wegen der Basiliken und Novellen verlangen, beweist man uns, dass das Mittel zum Zwecke entweder überhaupt nicht nöthig, oder dass der Zeit- und Kraftaufwand für das Mittel ausser Verhältniss zu dem durchschnittlichen Resultat, dass jedenfalls die Zeit anderswohin besser zu verwenden sei. Dann, wenn wir hier zurückgewiesen von dem wichtigen Inhalt altklassischer Werke sprechen wollen, führt man uns eine Menge der besten Uebersetzungen an, aus denen jener Inhalt in grösserem Umfange, schneller und leichter gewonnen werde. Wenden wir uns dann wieder anders, und suchen wir Latein und Griechisch dadurch zu retten, dass wir sagen, das Erlernen beider Sprachen sei die beste Uebung im Denken, so kommt uns die Mathematik in den Weg und spricht die Priorität dieses Vorzugs an. Endlich, wenn wir die Geschmacksbildung als Zweck und vornehmsten Vortheil des Unterrichts in beiden Sprachen festhalten wollen, lässt man uns auch das nicht gelten, indem man uns einerseits auf die Klassicität der eigenen und der auswärtigen neuen Litteratur verweist,

Digitized by Google

andrerseits unsre grammatikalische Weise als das bezeichnet, was der Geschmacksbildung diametral gegenüber stehe. Nicht als ob diese Ansichten von der Wichtigkeit des philologischen Unterrichts durch das, was man dagegen sagt, widerlegt, oder als ob sie ungegründet wären; aber keiner dieser apologetischen Gründe stellt die Philologie für die Gymnasien dar als ein in seiner Art ebenso nothwendiges Ding, wie es die Mathematik für jene ist, welche in technischen Schulen unterrichtet werden, oder das Französische für die, welche von einer Realanstalt auf die Schreibstuben der Kaufleute übergehen. Und doch sollte für diesen unsern Unterricht ein Princip vorhanden sein, welches den vernünftigen, allgemein anerkennbaren Grund desselben und zugleich das Wesen seiner Methode bezeichnete.

Durch die Errichtung von Real- und technischen Schulen sind die Gymnasien ihrem Zwecke zurückgegeben, lediglich Vorbereitungsanstalten für die Universität zu sein. Wenn dieses richtig ist, so wird der Zweck der Universität massgebend sein für den Zweck des Gymnasiums und für die Mittel, welche dasselbe zur Erreichung des Zweckes anwendet. Der höchste Zweck alles Unterrichts und so auch des akademischen wie des technischen ist die Bildung. Zwischen der Bildung und dem Unterricht aber liegt als des letzteren näherer Zweck die Erkenntniss, welche sich wieder zu jenem höchsten Zwecke als Mittel verhält. Denn es gibt vielleicht wohl für einzelne Kreise der Gesellschaft eine Bildung ohne Erkenntniss; aber die Bildung der Geister kann nur aus der Erkenntniss hervorgehen, so dass dasjenige, was etwa ohne Erkenntniss als Bildung gelten will, auch vom gemeinen Verstand als nichtig anerkannt wird. Ist die Erkenntniss die nothwendige Bedingung und die Quelle der Bildung, und ist sie die nächste und erste Aufgabe der Universität, so ist sie das auch fürs Gymnasium. Wenn man dann weiter fragt: welcherlei Erkenntniss? so wird zu antworten sein: die Art der Erkenntniss, welche allen Fakultäten der Universität gemeinsam ist. Und was ist dieses Gemeinsame? Die Gelehrsamkeit, und das zwar mit solcher Entschiedenheit, dass man mit grossem Rechte jeden akademischen Vortrag als einen Widerspruch gegen das Wesen der Universität verwerfen würde, welcher eine Fakultätswissenschaft für Studirende derselben Fakultät so behandeln wollte, wie in unsern Tagen manche Wissenschaften für gewöhnliche Leser mundgerecht gemacht worden sind. Der Stoff der Gelehrsamkeit aber ist Geschichte, nicht bloss der Stoff der philologischen, juridischen, theologischen, sondern auch der mathematischen, philosophischen, physikalischen Gelehrsamkeit: die Gelehrsamkeit der Universität verspricht jedem ihrer Jünger, ihn durch gelehrte Vorträge dahin zu führen, dass er die Genesis der erwählten Wissenschaft im Geiste durchlebt, und eine deutliche Erkenntniss des Abschlusses derselben, so weit er bis jetzt geschehen, mit hinwegnimmt. Die gelehrten Vorträge der Universität aber können die Genesis der Wissenschaft nur dadurch erkennbar machen, dass sie den Zuhörer zu den Quellen der Wissenschaft leiten: nur das Primitive in jeder Wissenschaft, z. B. in der, welche man im engern Sinne Geschichte nennt, hat die Kraft in sich, die Wissenschaft zum geistigen Eigenthum des Lernenden zu machen; nirgends kann etwas Sekundäres die Wirkung der Autopsie haben. Es wird z. B. niemals ein angehender Theolog aus einer erklärenden Paraphrase des Johanneischen Evangeliums diejenige Erkenntniss gewinnen, welche er aus dem griechischen Text gewinnen kann; und nie wird einer durch die deutsche Uebersetzung des Corpus juris civilis oder durch das Studiren der Rechtskompendien ohne die Quellen ein gelehrter Jurist werden. Wenn alle dem so ist, so wird das Gemeinsame aller Fakultäten der Universität das sein, dass sie ihre Schüler zur Gelehrsamkeit, d. i. zur geschichtlichen Erkenntniss je in ihrer Wissenschaft durch Eröffnung der Quellen der Erkenntniss führen wollen.

Ist aber dieses der nächste Zweck des akademischen Unterrichts, so muss der Zweck des

Digitized by Google

Gymnasialunterrichtes der sein, die Schüler so anzuleiten, dass sie im Stande und dass sie geneigt seien aus den Quellen der Erkenntniss zu schöpfen. Die Erkenntniss, welche auf der Universität gesucht wird, ist eine geschichtliche: mithin wird derjenige Gymnasialschüler wohl vorbereitet auf die Universität übergehen, welcher im Stande und geneigt ist, die geschichtliche Erkenntniss aus den Quellen zu schöpfen. Und diess ist der nächste Zweck des Gymnasialunterrichts, dem Schüler eine solche Vorbereitung zu geben.

Die Vorbereitung zur Gelehrsamkeit, zur geschichtlichen Erkenntniss, kann nicht durch die Mathematik geschehen; eben so wenig durch Beschäftigung mit neuer Litteratur, sondern nur durch die mit der alten, und nicht durch den Gebrauch der Uebersetzungen, sondern nur durch den der Originale, deren Sprache der wesentlichste Theil ihrer Eigenthümlichkeit ist. Denn das Erholen jeder Erkenntniss aus den Quellen ist nur dann fruchtbar und wirklich, wenn der Gegenstand der Erkenntniss in seinen innersten Eigenthümlichkeiten erfasst wird. Demnach stellt die alte Philologie für die Gymnasien ebenso die Einheit vor, wie die Mathematik für technische und das Französische für Realanstalten. Und gleichwie weder die technischen noch die Realanstalten andre Unterrichtsfächer ausschliessen, sondern dieselben nur beiziehen und ihrer Hauptrichtung unterordnen, so will auch der Gymnasialunterricht das, was ausser der Religion noch weiter zu lehren ist, im gehörigen Verhältniss zu seiner Hauptaufgabe behandeln. Und wie die allgemeine und namentlich auch die Geschmacksbildung sich überall von selbst aus jedem Unterricht ergeben soll, ohne dass eine besondre Veranstaltung dafür gemacht werden kann, so wird der philologische Unterricht den Sinn für das Wahre und das Schöne in ganz besonderem Grade da erwecken, wo er in beharrlicher Verfolgung des oben bezeichneten Zweckes zur unausgesetzten Uebung und Schärfung der Urtheilskraft angewandt wird.

Entwurf einer Instruktion für Gymnasiallehrer. *)

A. Hinsichtlich des Unterrichts überhaupt.

Die gelehrte Schule unterscheidet sich von andern Lehranstalten dadurch, dass sie ihre Zöglinge durch den Unterricht anleitet, den ihr eigenthümlich zugewiesenen Stoff, den historischen im weiten Sinne des Ausdrucks, an den Quellen selbst zu erholen und selbstthätig zu behandeln. Hiedurch werden die Lehrpensen der Schule und die Methode des Unterrichts zugleich bestimmt, und zwar des Unterrichts nicht allein in den Hauptfächern, sondern auch in den andern, welche als vorbereitende oder als zugegebene zu betrachten sind. Denn indem die gelehrte Schule mit der Aufnahme der Religion, der Geschichte, der Geographie u. s. w. ihre relative Verpflichtung für solche Lehrfächer anerkennt, welche allen Bildungsanstalten gemeinschaftlich sind, und indem sie gewisse Lehrpensen bei sich einführt, welche nur als vorbereitende Mittel zu betrachten sind, gewinnt sie die nothwendige Einheit für die Manchfaltigkeit ihrer Bestrebungen eben durch ihre unverwandte Richtung auf den angegebenen Zweck, nämlich durch das Bestreben, ihre Zöglinge zu den Quellen der historischen Erkenntniss, zur historischen Wahrheit zu führen. Hiedurch wird die Methode gleichmässig für die Hauptfächer, wie für die Nebenfächer, mit alleiniger Ausnahme derer bestimmt, welche den Schülern in der Gestalt von Fertigkeiten dargeboten werden. Die gelehrte Schule bringt demnach, wo es immer möglich ist, ihren wissenschaftlichen Stoff den Schülern nicht in einer schon fertigen und abgeschlossenen Form zur Aufnahme durch das Gedächtniss,

*) Das Nachfolgende ist ein Theil derjenigen Instruktion für Lehrer an Gymnasien und lateinischen Schulen, welche der Verfasser im Auftrage des k. würtembergischen Studienrathes entworfen, welche aber die höhere Genehmigung noch nicht erhalten hat.

Digitized by Google

sondern vielmehr in guter und zweckmässiger Ordnung zur Erfassung durch die Urtheilskraft entgegen, und sucht vom Beginne des Unterrichts an und immer mehr bei anwachsender Kraft der Zöglinge dahin zu wirken, dass diese sich jeden dargebotenen wissenschaftlichen Stoff durch die Thätigkeit der Urtheilskraft selbst aneignen.

Indessen führt der Weg zur Gewinnung des Stoffes, welcher dem Schüler der gelehrten Schule zu beständiger Uebung in der Selbstthätigkeit des Denkens dienen soll, durch die Beschäftigung der Gedächtnisskraft. So unrichtig es ist, das, was seiner Natur nach nur durch die Urtheilskraft wirklich erfasst werden kann, wie die Syntaxe einer Sprache, auswendig lernen zu lassen, und eben damit dem Schüler nur den Schein eines Wissens zu übergeben, das er nicht empfängt, so ist es andrerseits nicht minder falsch und verfehlt, das, was an sich oder nach der Altersstufe der Schüler nur mit dem Gedächtniss aufgefasst werden kann, wie die Formenlehre einer Sprache, durch Demonstration beibringen zu wollen, anstatt die Schüler sich dasselbe durch Auswendiglernen aneignen zu lassen; wie es ebenfalls verkehrt ist, solche Dinge, deren Kenntniss man beim selbstthätigen Bearbeiten eines wissenschaftlichen Stoffes alle Augenblicke bedarf, dem zufälligen Auffinden des Schülers anheimzugeben. Es bedürfen nicht nur alle Lehrfächer der gelehrten Schule der Vorbereitung durch die Thätigkeit des Gedächtnisses, sondern die Uebung dieser Kraft ist auch zu betrachten als eine beständige Stärkung und Auffrischung der Aufmerksamkeit, welche der Zeit nach die erste Thätigkeit der Denkkraft ist. Die gelehrte Schule behandelt desshalb die Uebung des Gedächtnisses als eine ihrer vornehmsten Pflichten, die sie zwar vorzugsweise zur Beibringung der Elemente aller wissenschaftlichen Stoffe anwendet, aber auch beim Fortschreiten der Schüler und in deren ganzem Laufe bis zum Austritte aus dem Gymnasium im Auge behält.

Wenn aber gleich das Auswendiglernen der Zeit nach vorangeht, so steht es doch schon im Anfang des Unterrichts, und immer mehr im Fortgange desselben in einem untergeordneten dienstbaren Verhältnisse gegen die Erfassung der vorliegenden Stoffe durch die Urtheilskraft; und indem man bei der Auswahl des Stoffs für Gedächtnissübungen von einzelnen Wörtern und Wortformen zu zusammengesetzten Ausdrücken, dann zu Sätzen, und endlich zu grössern Stücken übergeht, welche ein Ganzes für sich bilden, sucht man zuletzt jene gemeinsame Thätigkeit der Gedächtniss- und Urtheilskraft zu erzielen, wodurch der Schüler eine gegebene Reihe von Gedanken frei, d. h. nicht wörtlich zu reproduciren vermag. Jedoch auch schon der kleinste Vorrath des Gedächtnisses wird vom Lehrer dazu angewandt, die Selbstthätigkeit des Urtheils anzuregen, zu erhalten und zu steigern. Es soll desswegen durch alle Klassen der gelehrten Schule nur das unabweisbar Nothwendige, wie z. B. Hausaufgaben über den Sonntag, nicht aber der Stoff der verschiedenen Disciplinen, wie Religion, Grammatik, Geschichte, Geographie, Mathematik, auch nicht die Einleitungen und Bemerkungen zu klassischen Autoren, diktirt werden. Vielmehr soll die vorherrschende Form des Unterrichts durchweg die dialogische sein, nicht blos darum, weil das jugendliche Alter durch längeres dogmatisches Vortragen abgespannt wird, anstatt zur Thätigkeit im Denken erweckt zu werden, sondern auch darum, weil der Schüler durch seine Mitschüler wohl eben so viel lernt, als durch den Mund des Lehrers, und weil der Lehrer selbst immer von Neuem lernen muss, was und wie ers seinen Schülern mittheilen soll. Bei dieser dialogischen Form des Vortrags wird sich der Lehrer unausgesetzt bemühen, selbst in vollständigen Sätzen frei und fliessend zu sprechen, und die Schüler ebendazu anhalten und nöthigen. Er wird sich im gesammten Unterricht und überhaupt im Verkehre mit den Schülern einer reinen Sprache und Aussprache und nur edler Ausdrücke bedienen. Die Darstellung soll einfach und lichtvoll, der

Digitized by Google

Vortrag selbst belebt sein. Die pädagogische Kunst des Lehrers muss sich ganz vornehmlich dadurch erweisen, dass er die Schüler in gleichmässiger Aufmerksamkeit zu erhalten, und die Aufmerksamkeit aller, wo es immer möglich ist, nur durch seine persönliche Einwirkung, also besonders durch seinen Vortrag zu steigern weiss, so zwar, dass er unverrückt den eben vorliegenden Gegenstand festhält und nicht etwa auf unterhaltende Nebendinge abspringt.

Da der gesammte Unterricht der gelehrten Schule die Pflege des selbstthätigen Denkens beabsichtigt, so wird der Lehrer bei pflichtmässiger Einhaltung der für jede Klasse vorgeschriebenen Lehrpensen doch nur von dem wirklichen Stand der Kenntnisse seiner Schüler ausgehen, und da, wo er zwischen dem Stand der Kenntnisse und dem Lehrplan eine merkliche Abweichung wahrnimmt, seinen Vorsteher aufmerksam darauf machen und nach dessen Rath verfahren. Als Massstab für den Anfang und Fortgang des Unterrichts wird er nicht die Befähigung der Begabteren, sondern die Kräfte und Kenntnisse der mittlern Schüler annehmen, und sich dadurch in den Stand setzen, das zu leisten, was eine der unerlässlichsten Pflichten des Lehrers in allen Fächern ohne Ausnahme ist, nämlich die Schüler einer und derselben Klasse gleichmässig fortzuführen, indem so nicht allein jedenfalls die überwiegende Zahl mit Stetigkeit gefördert, sondern auch den Schwächeren die Möglichkeit geboten wird, durch Anstrengung ihrer Willenskraft in der Befähigung selbst zu wachsen, während durch diese Art der Behandlung des Unterrichts die Begabteren, bei denen sich meist eine grössere Flüchtigkeit findet, zur Solidität im Lernen angehalten werden. Der Lehrer wird sich desshalb sehr davor hüten, vorzugsweise nur diese aufzurufen und vortragen, andre aber stille sitzen oder nur wiederholen zu lassen, sondern er wird vielmehr auf alle, wie in andern Stücken, so auch in diesem seine Sorgfalt gleichmässig verwenden.

B. Hinsichtlich des Unterrichts in den klassischen Sprachen.

Obwohl das, was man im engern Sinne Gelehrsamkeit nennt, von den allerwenigsten erreicht wird, kann doch jede, auch die unvollständige gelehrte Schule ihren Zweck nur dadurch erfüllen, dass sie ihren Plan so anlegt und einhält, als ob alle ihre Schüler zur Gelehrsamkeit gelangen sollten; gerade, wie das höchste moralische Ziel allen gleichmässig vorgesteckt bleiben muss, obgleich nur wenige sich demselben nähern. Dieses Princip einzuhalten, ist um so natürlicher und unbedenklicher, darum, weil auch schon das Vorschreiten auf einem Theile des Weges, dessen Ziel die Gelehrsamkeit ist, die wirkliche Geistesbildung entschiedener fördert, als jedes zufällige Aggregat von Kenntnissen, welche sich durch materiellen Nutzen zu empfehlen scheinen. Indem nun die gelehrte Schule darauf ausgeht, ihre Zöglinge durch die Beschäftigung mit der Philologie zu dem zu führen, was in der historischen Erkenntniss das Ursprüngliche ist, muss sie sich allerdings während eines grossen Theils der ihr zugewiesenen Zeit mit der Vorbereitung zu ihrem eigentlichen Geschäfte, d. i. mit dem Beibringen des Sprachstoffs und der Einweisung in die Sprachgesetze beschäftigen, ohne welche ein selbstständiges Erkennen des Ursprünglichen undenkbar ist. Nichtsdestoweniger gewährt auch diese Vorbereitung schon, wo sie im rechten Sinne geschieht, einen wesentlichen Theil von den Früchten des gelehrten Unterrichts, so dass schon der Lehrer der jüngsten lateinischen Klassen, ohne den Pensen höherer Abtheilungen im mindesten vorzugreifen, in gewissem Sinne den höchsten Zweck der gelehrten Schule erreichen kann.

Die vorbereitende Einweisung ist theils lexikalischer, theils grammatikalischer Art. Das Auswendiglernen von Vokabeln, von Deklinationen und Konjugationen, muss den Anfang machen. Es kommt hiebei lediglich auf kluge Berechnung des Masses, gute Vertheilung und Ordnung an, damit

Digitized by Google

diese Uebung den Schülern nicht zur Qual, sondern nützlich und sogar angenehm werde. Der Lehrer kann auch das, was auf den ersten Anblick ganz mechanisch erscheint, ohne Anwendung von Spielerei beleben und für das Nachdenken fruchtbar machen. Es hängt aber der ganze Erfolg des philologischen Unterrichts gar sehr davon ab, dass die erste Vorbereitung darauf zweckmässig gemacht werde, da der Schüler niemals eine Zuneigung für den Lehrstoff gewinnt, dessen Elemente er nicht gehörig erfasst hat, und da man in der Regel das nicht mehr lernt, was man Anfangs schlecht gelernt hat. Es ist daher vorzugsweise die Aufgabe des anfänglichen Unterrichts, Sicherheit in den Elementen zu Stande zu bringen.

Indessen wird beim Anfange des griechischen Sprachunterrichts die Verschiedenheit der Altersstufe, das Vorauserlernen des Lateinischen, und die der deutschen näher verwandte Natur der griechischen Sprache einen Unterschied in der Behandlung ergeben. Die griechische Formenlehre muss ebenso auswendig gelernt werden, wie die lateinische; aber das Lernen der Vokabeln wird fürs Griechische da erspart, wo beim Lateinischen die rechte Sorgfalt darauf verwandt worden ist. Denn das Lernen der Vokabeln hat den Zweck, dass das Gedächtniss sich gewöhne, die Bedeutung auch derjenigen Ausdrücke aufzufassen und zu behalten, welche im übrigen Unterrichte und bei Präparationen vorkommen; welcher Zweck auch fürs Griechische bei dessen Beginn schon erreicht sein soll.

Beim Unterricht in beiden Sprachen gestattet die nothwendige Schonung der jugendlichen Kräfte nicht, mit der Grundlegung durchs Gedächtniss die ganze Zeit auszufüllen, und so die Formenlehre zu vollenden, bevor die Syntaxe begonnen wird. Vielmehr wird der Lehrer, nachdem anfangs nur Leseübungen neben der Uebung in der Formenlehre hergegangen sind, sobald vom Schüler eine gewisse Sicherheit und Fertigkeit im Lesen erworben ist, die Anfänge der Syntaxe hereinbringen, und das, was in der Formenlehre gelernt worden ist, zum Stoffe dieser syntaktischen Anfänge, und diese hinwiederum zur Belebung des Auswendiglernens anwenden.

Die Syntaxe aller Sprachen wird dann weiter lediglich als ein solcher Stoff behandelt, welcher durch die Thätigkeit der Urtheilskraft in das Wissen des Schülers übergehen, von diesem niemals auswendig gelernt werden soll. Es geht allerdings für gewöhnlich nicht anders, als dass die dem Schüler noch unbekannte Sprachregel zuerst ausgesprochen oder vorgelesen, und erst nachher erklärt wird; während die Thätigkeit der Urtheilskraft in grammatischer Erkenntniss sich nur dann ganz naturgemäss bewegen würde, wenn es zu machen wäre, dass der Schüler überall aus dem fremden Sprachstoff durch Anleitung des Lehrers die Sprachregeln selbst herausfände. Da diess aber bei Schülern zarten Alters wenigstens in der Art nicht ausführbar ist, dass gleich von vorne herein lateinische und griechische Stücke im Zusammenhang gelesen, und zu dem bezeichneten Zwecke verwendet werden, so wird der Lehrer, indem er der Nothwendigkeit folgt, die Regel voranzustellen und nachher zu erklären, die von den Uebungsbüchern dargebotenen Beispiele um so fleissiger benutzen, um dem Verstande der Schüler die syntaktischen Erscheinungen klar zu machen. Der Inhalt dieser Uebungen selbst muss des Nachdenkens würdig sein; nie muss ein Beispiel durch Abwesenheit eines erklecklichen Sinnes die Ansicht bekennen und fördern, dass die Grammatik als Zweck an sich und nicht vielmehr als Mittel des Verständnisses behandelt werde.

Das erste Ziel, das man durch den grammatikalischen Unterricht zu erreichen sucht, ist die Korrektheit: diess ist der Sinn der Uebungen in der Komposition, welche im ganzen Laufe des Schülers durch die gelehrte Schule eine bedeutende Stelle einnehmen. Es wird der Erfahrung gemäss vorausgesetzt, dass ein wirkliches und ergründendes Verständniss desjenigen, was in fremder Sprache

Digitized by Google

geschrieben ist, dem Lernenden nur dann zu Theile werde, wenn er selbst in der Anwendung der fremden Sprache zur Korrektheit durchgedrungen ist.

Die Exposition ist diejenige Thätigkeit der gelehrten Schule, wodurch dem Schüler die unmittelbare Erfassung des Ursprünglichen in geschichtlicher Erkenntniss zu Theile wird, indem er hier nicht allein ursprünglichen Stoff selbst bearbeitet, sondern auch an dessen Bearbeitung die Fähigkeit ausbildet, im weitern Fortgang seiner Studien überall den Quellen der Erkenntniss nachzugehen, und zum Zwecke der gelehrten Bildung nur aus diesen zu schöpfen. Da dieser Zweck nur durch ununterbrochene und lange fortgesetzte Thätigkeit der Urtheilskraft erreicht werden kann, so bleibt jede Methode von der gelehrten Schule ausgeschlossen, durch welche der im Zusammenhang gegebene Sprachstoff zunächst nur dem Ohre und dem Gedächtnisse anvertraut wird. Die Exposition erfüllt ihren Zweck, wenn der mögliche Grad der Denkthätigkeit darauf verwandt, und das wirkliche, ergründende Verständniss der Sachen und der Form erzielt wird.

Der Lehrer wird daher eine besondre und unausgesetzte Sorge darauf verwenden, die Schüler zur Präparation auf jedes Pensum anzuhalten und anzuleiten, was mit eine seiner schwierigsten, aber auch belohnendsten Aufgaben ist. Denn wo die Präparationen von den Schülern mit der ernstlichen Bemühung vorgenommen werden, den Inhalt und die Form dessen, was in der Exposition vorkommen soll, nach Massgabe ihrer Kräfte und Mittel zu ergründen, da ist schon ein bedeutender Anfang zu dem gemacht, was die gelehrte Schule ihren Zöglingen beibringen soll. Er wird daher die Präparation nicht bloss durchweg fordern, sondern auch durch besondere Anweisung dafür sorgen, dass das Präpariren selbst gelernt, dass Wörterbuch und Grammatik zu diesem Zwecke richtig und fleissig angewandt, und der Schüler baldmöglichst gewöhnt werde, immer von der Grundbedeutung des Worts ausgehend den vorliegenden Ausdruck in seinem Zusammenhange zu erkennen, und von dem Verständniss des Einzelnen mehr und mehr zu dem des Ganzen, eines Gedichts, einer Rede u. s. w. fortzuschreiten. Je mehr gerade in diesem Stücke der Lehrer die Selbstthätigkeit des Denkens bei den Schülern zu fördern weiss, desto mehr folgt ihm von Seiten derselben das Lob nach, dass man viel bei ihm gelernt habe.

Als Beweis davon, dass im Exponiren dessen nächster Zweck, das wirkliche und ergründende Verständniss, erreicht werde, kann unbedenklich das Erschöpfen des Sinns zugleich mit dem edeln und adäquaten Ausdruck angenommen werden. Wenn diese Art der Lehr- und Lernthätigkeit die ganze Zeit über, welche der gelehrten Schule zugewiesen ist, mit anhaltendem Ernste fortgesetzt wird, so kann man mit gutem Grunde erwarten, dass der Schüler wohl vorbereitet zum Studium der verschiedenen gelehrten Fächer übergehen werde.

Die Sprache, in welche übersetzt wird, ist durchgängig die Muttersprache. Einzelne Abweichungen, wie Uebertragung aus dem Griechischen ins Latein, sind hiedurch bei ältern Schülern nicht ausgeschlossen, und gehören zu den vorbereitenden Uebungen, welche den Unterricht auch in höhern Klassen begleiten. Der Lehrer wird ganz besonders darauf achten, dass die Uebersetzung in die Muttersprache vollkommen deutsch sei. Er muss den richtigen Ausdruck nicht erst während der Lehrstunde aufsuchen, sondern desselben vorher gewiss sein.

Das aber, was als nächstes Ziel des Exponirens bezeichnet ist, das wirkliche und ergründende Verständniss, und das, was als Beweis desselben angegeben ist, die Erschöpfung des Sinnes und die Richtigkeit des Ausdrucks, wird der Lehrer nur dann erreichen, wenn er seinerseits noch alles Andre mit- und beibringt, was der Schüler nicht durch eigene Kraft und die ihm zustehenden Mittel dabei leisten kann. Diess ist die Einleitung, die Erklärung, die Wiederholung, die Rekapitulation und die übersichtliche Betrachtung. Es ist von grösster Wichtigkeit, dass diese

Digitized by Google

verschiedenen Thätigkeiten vom Lehrer nicht nur wirklich ausgeübt, sondern auch, dass sie am rechten Orte und im richtigen Verhältnisse gegeneinander, und gerade in dem Masse ausgeübt werden, welches der vorliegende Stoff und das Bedürfniss der Schüler erfordert.

Die Einleitungen können nur historisch sein: sie müssen das geben, was der Schüler voraus zu wissen braucht, um den Autor, oder den Theil des Autors, welcher vorgenommen werden soll, zu verstehen. Allgemeine Betrachtungen, deren Erfassung nur durch eigene Anschauung auf Seiten des Schülers möglich wäre, sind in keiner Weise dem Lesen der Autoren voranzuschicken, namentlich auch nicht Urtheile über den Geist und die Kunst derselben. Es gibt kaum etwas Andres, was dem Sinn und dem Zweck der gelehrten Bildung so ganz entgegen wäre, als die Gewöhnung des Schülers zum Aufnehmen und Aussprechen von Urtheilen, die nicht durch seine eigene Denkthätigkeit entstanden sind. So wird denn z. B. der Lehrer dem Lesen Homers durchaus keine Einleitung über die epische Dichtkunst vorangehen lassen, wohl aber eine gründliche Einführung in den homerischen Dialekt. Ebenso wenig wird er über Virgils Abhängigkeit von Homer sich verbreiten, bevor der Schüler beide aus eigener Anschauung kennt. Es bedürfen die wenigsten lateinischen und griechischen Autoren einer Einleitung, die bei freiem Vortrage über eine Stunde dauert. Bei dem einen und dem andern, wie bei Homer und Horaz, wird die Einleitung theilweise oder ganz mit dem anfänglichen Lesen verschmolzen werden müssen. Eine Verbreitung auf das Unfruchtbare, d. h. auf das, was über das Verständniss des Autors hinaus liegt, ist hier ganz besonders ferne zu halten.

Ganz derselbe Abweg ist bei der Erklärung zu vermeiden, durch welche der Lehrer dem Schüler zum Verständniss im Einzelnen da helfen soll, wo dieser mit seinem Wörterbuch und seiner Grammatik das Verständniss nicht erreichen kann. Die Erklärung soll erschöpfend, aber bündig sein und sich nicht zum Exkurs, weder in realer, noch in lexikalischer, noch in grammatikalischer Art ausdehnen. Die Sachen, die Wörter, die Regeln müssen dem Verständnisse der eben vorliegenden Stelle, nicht aber die Stelle zur Gelegenheit solcher Exkurse dienen. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass die beste Erklärung immer die ist, welche über den Autor aus ihm selbst erholt wird, und dass der Lehrer wohl thut, zur Erklärung des Vorliegenden auch solche Stellen desselben Autors beizuziehen, welche der Schüler im Unterrichte nicht zu lesen bekommt, wofern das Material ihm zugänglich ist, wie bei Livius, Virgil, Horaz und Homer. Die Beiziehung und Besprechung von Varianten kann am rechten Orte, z. B. bei Horaz, dem Verständnisse überhaupt und der Schärfung der Urtheilskraft sehr förderlich sein, muss aber als eine solche Uebung, an der immer nur ein Theil der Schüler thätigen Antheil nehmen wird, nur sparsam betrieben werden. Hier und da mag es auch nützlich sein, aufgeweckte Schüler nach besonderer Vorbereitung selbst Erklärungen einzelner Stücke vortragen zu lassen.

Die Wiederholung hat den Zweck, das gewonnene Verständniss des Einzelnen zu befestigen, und durch Rückwirkung die Aufmerksamkeit zu schärfen. Je jünger die Schüler und je weniger sie noch an stete Aufmerksamkeit gewöhnt sind, desto kleiner müssen die Abschnitte sein, in welchen das Gelesene zur Wiederholung kommt. Der Lehrer wird auf fertiges und sicheres Wiederholen dringen, nicht aber in der Weise, dass der Schüler ohne Reproduktion im Denken nur den Klang der Worte wiedergiebt. Es wird daher die Zahl der Wiederholungen mit Rücksicht auf den vorhandenen Zweck, das wirkliche Verständniss, genau zu bemessen sein. Denn es gibt allerdings eine Art wiederholen zu lassen, bei welcher der Schüler nichts denken lernt.

In der Rekapitulation wird ein Ganzes, obwohl meistens selbst wieder der Theil eines grössern Ganzen, seinem Inhalt und Zusammenhange nach betrachtet. Sie dient vornehmlich dazu,

Digitized by Google

dass die Schüler an dem, was sie gelesen haben, allmählig lernen, auch das, was sie weiterhin und für sich lesen, als Ganzes zu betrachten, und davon Rechenschaft zu geben. Diese Uebung wird dadurch am fruchtbarsten werden, dass man die Schüler anhält, nach und nach aus längeren Reihen das Wesentliche unter Festhaltung des Zusammenhangs hervorzuheben und im freien Vortrage darzustellen: wodurch die Deklamationsübungen in einen innern Zusammenhang mit dem Hauptunterricht gebracht werden können. Endlich die übersichtliche Betrachtung zeigt die allgemeinen Resultate, welche sich aus dem Gelesenen und Erklärten durch Abstraktion und Vergleichung ergeben. Hieher gehören, sofern das überhaupt ins Gebiet der Schule fällt, Hinweisungen auf die Kunst des Dichters, Redners und Geschichtschreibers, auf nationale Eigenthümlichkeiten und Unterscheidungen u. dgl., alles nur so weit, als man sich auf Anschauungen des Schülers beziehen, oder wenigstens die Hinweisungen daran anreihen kann. Es ist klar, dass solche übersichtliche Betrachtungen nur für die gereiftesten Schüler taugen. Für alle andere ist jeder weitere Abschnitt, der ihnen erklärt und von ihnen verstanden wird, ohne Vergleichung fruchtbarer.

Der Zweck des gelehrten Schulunterrichts und insbesondere des Lesens klassischer Autoren wird dadurch erreicht, dass bei zweckmässiger Behandlung der Sache sich für den Schüler allmählig eine geistige Gewöhnung ergiebt, bei jeder Erkenntniss auf die letzten Gründe zurückzugehen und sich dieselben durch selbstthätiges Denken anzueignen. Damit der Schüler in dieser Thätigkeit erstarke, fordert die Natur die Einheit der Richtung, sowohl in der Behandlung des Unterrichts überhaupt, als in der wissenschaftlichen Betrachtung der Stoffe, an denen der Schüler das lernen soll, was er bei der Beschäftigung mit der Philologie sucht. Jeder Autor muss, wenn seine Individualität auf die des Lesers einwirken, und wenn er von diesem wirklich und im Ganzen verstanden werden soll, auch einen eigenthümlichen Zug in seinem Geiste hervorbringen, welcher, wo er deutlich zu Tage kommt, sich in unwillkürlicher Aneignung der Anschauungs- und Darstellungsweise des Autors offenbart. Je weniger sich nun die gelehrte Schule von der Manchfaltigkeit der Lehrgegenstände lossagen kann, welche zu gleicher Zeit behandelt werden müssen, desto wichtiger ist es zum wirklichen Gedeihen des Unterrichts, dass beim Lesen der Autoren die Einheit der Richtung eingehalten, dass der Zug, worein der eine Autor den Geist des Schülers versetzt, nicht durch gleichzeitige Behandlung anderer Autoren derselben Sprache alterirt werde. Indem nun in jeder Klasse immer nur ein lateinischer und ein griechischer Autor gelesen wird, ist damit keiner der Autoren ausgeschlossen, welche man sonst für die zum Jugendunterrichte geeignetsten angesehen hat, sondern es sollen vielmehr gerade dadurch, dass sie einer nach dem andern vorgenommen werden, die Individualitäten derselben gründlicher und vollständiger aufgefasst werden. Es wird auf diese Weise auch der mittelmässigen Fähigkeit möglich, die Schwierigkeiten der Sprache schneller zu überwinden, grössere Partieen des Autors, als sonst zu bewältigen und von seiner Totalität einen Eindruck zu empfangen. Demnach wird es Aufgabe des Lehrers sein, die Schüler mit steter Gründlichkeit in jeden Autor einzuführen, und wenn sie dann durch fortgesetzte aufmerksame Behandlung des Einzelnen mit der Art des Autors vertraut geworden sind, schneller, jedoch ohne jede dem Verständniss nachtheilige Eile, vorwärts zu gehen und sie den geistigen Genuss empfinden zu lassen, welchen der Umgang mit der klassischen Welt jedem denkenden Geiste gewährt. Ueber das Quantum, das von jedem der eingeführten klassischen Schriftsteller gelesen werden soll, wird keine allgemeine Bestimmung gegeben werden können Der Zweck der gelehrten Schule fordert allerdings, dass viel, wenn auch nicht aus vielen Autoren gelesen werde. Ebenso haben auch die Autoren in beiden Sprachen nach dem Range, den sie in der Literatur einnehmen, und nach der Altersstufe der Schüler ihre grösseren oder kleineren

Digitized by Google

ren Rechte rücksichtlich der Zeit, welche ihnen zu widmen ist. Das wirkliche und, soweit das Alter es zulässt, vollständige Verständniss muss darin massgebend sein, ob ein neuer Autor vorzunehmen ist, so zwar, dass man eher den Sallust etwas verkürzt, um den Livius, und ebenso den Tacitus zurückstellt, um den Cicero recht zum Verständnisse zu bringen, und die Tragiker lieber ganz der Universität überlässt, als dass man von Homer zu frühe abliesse. Indessen mag es bei manchen, wie bei Livius, nicht unzweckmässig sein, da, wo das Verständniss nur bis auf einen gewissen Grad erreicht ist, einige Zeit auszusetzen, um den Autor später wieder vorzunehmen und die Zwischenzeit dem Dichter zu widmen. Wenn eine Tragödie, auch wo etwa ein Stück von Plautus oder Terenz gelesen wird, können natürlicherweise solche Unterbrechungen nicht stattfinden; und bei Homer ist das länger unausgesetzte Lesen von grosser Wichtigkeit.

Das Lesen der lateinischen und griechischen Autoren soll für die Schüler einer und derselben Klasse ein bildendes Ganzes ausmachen, was durch die Einheit der Behandlung und durch stete Bezugnahme von dem einen auf das andre Lehrpensum erzielt werden wird. Wo jede dieser Sprachen von einem besondern Lehrer behandelt wird, da wird eben desshalb zwischen beiden Lehrern ein besonders genauer Verkehr über die Behandlungsweise der eben vorliegenden Autoren stattfinden müssen.

Die auch in höheren Gymnasialklassen fortgesetzte Uebung in der lateinischen Komposition ist von der Seite anzusehen, dass die Fähigkeit des Schülers zum Verständniss der Autoren durch Befestigung in der Korrektheit des Ausdrucks und durch Aneignung des Gemeinsamen im lateinischen Stil wesentlich gefördert, wie auch, dass die Präcision im Denken und Darstellen überhaupt, und besonders das Vermögen der logischen Unterscheidung, endlich aber auch die Einsicht in die Gliederung und Verbindung der Sätze durch eigene Versuche gerade im lateinischen Idiom sehr gemehrt und verstärkt werde.

Hofrath Süpfle von Mannheim vermisst in der Instruction die Aufführung des freien Uebersetzens, und doch sollten die Schüler so bald als möglich dazu gebracht werden, Abschnitte eines Autors auch ohne Vorbereitung übersetzen zu können. Was dann insbesondre den griechischen Unterricht betrifft, erscheine ihm die Uebertragung Herodots und Homers in die attische Mundart unzweckmässig: ein solches Verfahren quäle die Schüler nur und lasse sie die eigenthümlichen Schönheiten Homers und Herodots zu Grunde richten. Zum Schluss die Frage, ob wirklich und weshalb nur Ein Autor das ganze Jahr hindurch zu lesen, ob es nicht besser sei ein Semester dem Dichter, das andre dem Prosaiker einzuräumen?

Ephorus Roth erklärt sich mit dem Letztern einverstanden, und kann im Allgemeinen auch den zweiten Einwurf billigen; nur möchte er das empfohlene Verfahren nicht gerade ausgeschlossen sehen, da mancher Lehrer einen Vortheil darin finde: es komme eben auf die Subjectivität des Lehrers an. Und so wünsche er auch das freie Uebersetzen nicht durch Instructionen vorgeschrieben, sondern dem Lehrer und den Umständen anheimgestellt. Er selber halte darauf, und brauche es als Massstab zur Beurtheilung seiner Schüler; Cicero erscheine ihm mehr dafür geeignet als Livius, Horaz aber nicht.

Geheimer Rath Brüggemann von Berlin findet in dem angehörten Vortrage ein allgemeines Princip des gelehrten Schulunterrichtes ausgesprochen, nicht aber ausgeführt. Wie die Aufgabe hier gestellt worden, sei sie ebensowohl zu weit als zu eng. Zu weit, indem Religion, Mathema-

Digitized by Google

tik und neuere Sprachen mit hereingezogen, zu eng, da wiederum die Nothwendigkeit nicht berücksichtigt sei allen Unterricht auf die ewige Basis der Religion zu gründen: solle derselbe eine nicht bloss formale Bildung geben, so müsse Religion als erstes Bildungsmittel an der Spitze stehn. Aber er achte diese Ergebnisse langer erfahrungsreicher Lehrerthätigkeit; namentlich empfehle auch er, um der Vereinfachung des Unterrichts und um der Concentrierung der Geisteskräfte willen, nur je einen Autor zu derselben Zeit zu lesen, und bitte dringend, dass jeder der hiemit einverstanden sei auch zur Ausführung treulich mitwirken möge. Denn leider beliebe nur zu vielen Lehrern, selbst im Widerspruch mit der Behörde, das Gegentheil. Noch einmal, Anerkennung und Hochachtung dem erfahrenen und verdienten Manne!

Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg: Die Betrachtung allgemeiner Principien hat hohen Werth; aber gehen wir nicht zu weit im Theoretisieren! Es ist hiemit bei den Wissenschaften wie bei den schönen Künsten: man verliert sich ins Detail und über dem Detail das Ganze. Ich lobe mir die guten alten Zeiten, wo noch der Unterricht den ruhigen Gang der Tradition gieng. Gelehrte Bildung hängt eben nicht von den gelehrten Schulen allein ab: Beweis das vorige Jahrhundert, welches arm war an guten Schulen und doch reich an tüchtigen Männern. Zwar ist es von Bedeutung, ein Princip des Unterrichts zu haben: aber man suche es auf dem historischen Wege! Bei Griechen und Römern zielte der Unterricht in festem Stufengange zuerst auf Sprachbildung, dann auf Mittheilung der litterarischen Formen, endlich auf die exacten Wissenschaften ab: dabei wird es immer bleiben müssen, und unsre Aufgabe ist nur, den Erwerb unsrer heutigen Wissenschaft und unsern Glauben mit jener alten Grundlage zu vereinigen. Anleitungen wie die vorgelegte sind schätzbar für jüngere Männer: zuletzt aber hängt doch alles von der Individualität des Lehrers ab. Es wäre zu wünschen, dass ein solcher Entwurf den Hauptabschnitten nach könnte genauer durchgesprochen werden: dazu müsste er jedoch in Aller Händen sein. Soll ich kurz mittheilen, was in Betreff des classischen Unterrichtes meine Erfahrung ist: das Haupterforderniss sind gute Lehrer. Gelehrte hat Deutschland im Ueberfluss: in der Schule aber brauchen wir solche, die genug Selbstverläugnung besitzen nicht all ihr Wissen den Schülern mittheilen zu wollen, die nicht ebenso in die ὑπερβολὴ verfallen, wie früherhin der Fehler der ἔλλειψις begangen ward.

Ephorus Roth: Im nördlichen Deutschland habe die gelehrte Schule eine andere Stellung als im südlichen: denn jenes sei in der Richtung auf polytechnisches und Gewerbsschulwesen zurückgeblieben. (Widerspruch von Seiten des Geheimenraths Brüggemann). Nun, wenigstens in Baiern sei letzteres alsbald wieder eingegangen. Erhebe es und behaupte es sich auch in Preussen, so habe das Gymnasialschulwesen um so mehr ein Recht und eine Pflicht den ihm eigenthümlichen Character stärker hervorzuheben. Wie aber derselbe vom sechzehnten Jahrhundert her vererbt sei, lasse er die Philologie vorherrschen. Der Religionsunterricht sei in jenem Entwurfe auch behandelt, und nur die darauf bezügliche Stelle beim Lesen weggelassen worden.

Hier trug Prof. Böcking von Bonn darauf an, die weitre Verhandlung dieser Frage möchte der pädagogischen Section, wo dieselbe besser am Platze sei, anheimgestellt werden. Dem beistimmend, schloss der Präsident die Discussion um zu Erörterung der Frage, an welchem Orte sich nächstes Jahr der Verein versammeln solle, überzugehn; zu dem Ende wurden die Orien-

Digitized by Google

talisten, die im anstossenden Saal eine Sondersitzung hielten, in die allgemeine Sitzung eingeladen. Oberschulrath Rost von Gotha führte die Berichterstattung im Namen der vor zwei Tagen hiefür aufgestellten Commission.

Es seien bei ihrer Besprechung fünf Städte in Vorschlag gebracht worden; Augsburg, Berlin, Braunschweig, Dessau und Potsdamm. Von Augsburg jedoch habe man alsbald wieder abgesehen: auf das südwestliche Basel müsse eine Stadt im Nordosten folgen. Hier empfehle sich Braunschweig durch die Aussicht auf Anschluss des nordischen Lehrervereins: indess fehle dieser wie andern Aussichten, auf die es ankomme, noch die Sicherheit. Dessau habe bestimmt und wiederholendlich eingeladen: hier aber machen Verhältnisse localer und persönlicher Art für diesesmal noch eine Ablehnung rathsam. Bleiben somit noch die zwei Preussischen Städte, und von diesen empfehle die Commission, aus Gründen deren nähere Auseinandersetzung unthunlich sei, aufs angelegentlichste und voll gerechter Erwartung auf freundliches Entgegenkommen und jegliche Erleichterung Berlin.

In Bestätigung dieses Vorschlages erhoben sich für die Wahl Berlins fast sämmtliche Mitglieder. Zum Präsidenten ward, da man sich der Annahme versichert halten durfte, Böckh erwählt, zum Vicepräsidenten Gymnasialdirector Kramer.

Oberschulrath Rost fuhr fort, er habe noch eine und noch eine erfreuliche Mittheilung zu machen. Man wisse, wie vor wenigen Tagen in Gotha auch ein Verein der deutschen Philosophen beisammen gewesen sei. Von den mancherlei Befürchtungen, womit man dieser Vereinigung entgegengesehen, habe sich keine, ja von allen das gerade Gegentheil bewährt; sämmtliche Mitglieder aber und namentlich Fichte hätten den Sprechenden beauftragt die Philologen brüderlichst zu grüssen und ihre Ueberzeugung auszusprechen, dass Philosophie ohne Philologie Nichts sei, und auf Grund dieser Ueberzeugung ihren Wunsch, dass dann und wann die Philologen auch zu ihnen kommen möchten: sie würden zu dem Ende sich in Zukunft dicht vor den philologischen Versammlungstagen, je vom 25 bis zum 27 September, vereinigen.

Diese Mittheilung ward mit allgemeiner Freude entgegengenommen und lebhafter Dank dafür vom Präsidenten ausgesprochen.

Die zweite Nachricht, welche Rost zu bringen hatte, betraf die bedauerliche Spaltung, welche durch die Bildung eines eigenen Vereins von Realschullehrern in den Lehrerstand Deutschlands gekommen ist: diese solle, so scheine es, jetzt ein erwünschtes Ende nehmen. Gerade heut halte der Realistenverein, auch er in Gotha, seine letzte Sitzung, und aller Wahrscheinlichkeit nach werde er mit der Schlussnahme aus einander gehn, dass sich ein Allgemeiner Lehrerverein begründe, der Humanisten und Realisten in sich fasse. Ueber die Art und Weise aber dieser Rückvereinigung könne jetzt schon weder etwas veröffentlicht noch hier eine Berathung darüber gepflogen werden.

Der Präsident stimmt Letzterm bei; die Mittheilung gehöre lediglich ins Protocoll, irgend welchen Beschluss aber in dieser Angelegenheit habe der Verein der Deutschen Philologen und Schulmänner nicht zu fassen.

Hierauf ward vom Vicepräsidenten Prof. Vischer die unterbrochene Reihe der Vorträge wieder aufgenommen; derselbe las

Digitized by Google

Über den Gebrauch der Heroen- und Götternamen als Eigennamen von Sterblichen.

Die Eigennamen sind in neuerer Zeit in verschiedenen Sprachen Gegenstand genauerer Untersuchung geworden, so dass wir jetzt ein besonderes Gebiet der Philologie unter dem Namen Onomatologie besitzen. Ich brauche nicht auf das verdienstliche Namenlexikon von Pape aufmerksam zu machen, so wie auf die gelehrten und scharfsinnigen Leistungen von Lobeck, Letronne und K. Keil. Manches ist gelegentlich da und dort behandelt worden. So ist denn auch mehrfach von den als Eigennamen in der geschichtlichen Zeit gebrauchten Götter- und Heroennamen gesprochen worden*) und zuletzt noch hat mein verehrter Freund Walz in Schneidewins Philologus S. 547—555 eine Reihe solcher Namen nachgewiesen. Noch aber lässt sich in dieser Beziehung viel thun und ich will daher versuchen, nicht nur die Zahl derselben zu vermehren, sondern namentlich auf gewisse Unterschiede und Classen hinzuweisen, indem man bisher zu sehr alle diese Namen mit und neben einander behandelt hat. Zuerst ist es angemessen auf den Unterschied zwischen den Namen der Heroen und eigentlichen Götter zu achten. Ich will darum in zwei Abschnitten erst von den Heroennamen, dann von den Götternamen sprechen.

Die Namen der Heroen.

Wer nur einigermassen in der griechischen Geschichte bekannt ist, dem muss es fast unbegreiflich vorkommen, dass noch Köhler in Böttticher's Archäologie und Kunst I, 1. S. 24. die Meinung aussprechen konnte, die Griechen hätten sich in der spätern Zeit der Heroennamen nicht mehr bedient. Diese Meinung hat Lehrs *de Aristarchi studiis Homericis* p. 282 mit Recht als irrig bezeichnet und als Beweis die Namen Jason, Sthenelos, Menelaos, Telamon, Xuthos, Kranaos, Telemachos, Amphion, Zethos, Nestor, Pelops, Tantalos, Patrokles, Achilleus, Danae, Amphoteros angeführt und hinlänglich belegt. Die von ihm für diese Namen genannten Belegstellen lassen sich leicht noch sehr vermehren, wie z. B. Jason, ausser dem von Lehrs genannnten Pheræischen Tyrannen, ein Arzt in Acharnæ heisst, C. I. 606, ein Rhodier, Ross Inscr. p. 274, und ein Kyprier, C. I. 2627, Achilleus im C. I. n. 880. 1830. 2831. 2834 vorkommt, für Patrokles, eine Nebenform von Patroklos, bei Pape nicht weniger als zehn ausser dem Heroen genannt sind.

Walz hat zu diesen Namen a. a. O. noch beigebracht: Memnon, den berühmten rhodischen Feldherrn und den Historiker, der die Geschichte von Heraklea am Pontus geschrieben hat; ferner Theseus auf einer lateinischen Inschrift als Beinamen eines C. Erucianus aus Bartoli veter. sepulcr. fig. CVII. Gron. Thes. T. XII. p. 86; damit verbindet er einen Marmorkopf im Berliner Museum n. 354. Er konnte aus Suidas den Historiker beifügen, Vossius de hist. græc. S. 505, ed. Westerm., und den Gründer der Stadt Smyrna aus Pseudoherod. Leben Homers 2. Andere kommen in Inschriften vor. Endlich bemerkt er, hiess Herakles der Sohn Alexanders des Grossen und der Barsine.

Wenn aber solche einzelne Namen mit weither geholten Belegen angeführt werden, so führt es leicht zu der Meinung, als sei es etwas Ungewöhnliches, Ausserordentliches, und dafür scheinen es in der That auch Manche anzusehen. Es ist aber nichts weniger als das, sondern etwas durchaus Gewöhnliches und Häufiges, das gerade deswegen bisweilen übersehen wird. Denn wer denkt bei

*) Lehrs de Aristarchi studiis Homericis p. 282. Fr. V. Fritzsche im Commentar zu Arist. Ranae p. 538 und früher in den quaestion. Aristoph. I. p. 236. Tycho Mommsen, Onomatologisches in der Zeitschr. f. A. W. 1846 S. 113 ff. Fritzsche zu den Thesmophor. 53. Pape Lexicon S. 2.

Digitized by Google

den in der Geschichte alle Augenblicke vorkommenden Namen Alkmäon, Pyrrhos, Alexander, Aeneas und andern noch daran, dass es Heroennamen sind? Es sind aber auch nicht etwa nur einige wenige, bei denen der Gebrauch ins gewöhnliche Leben übergegangen ist, sondern zahllose. Zum Beweise will ich hier eine Anzahl alphabetisch anführen, die sich mir ohne alle Mühe gleich dargeboten haben*); viele davon sind bei Pape angemerkt, was ich nicht jedesmal besonders hervorheben will.

Ἀγήνωρ, wie der Vater des Kadmos und viele andere Heroen hiessen, wird ein Makedonier genannt bei Arrian VI, 17, 1.

Ἄδμητος heisst neben dem bekannten König der Molosser, der den Themistokles aufnahm, ein Befehlshaber der Hypaspisten in Alexanders Heer, Arrian II, 23, 1 und Andere.

Ἀέροπος hiess ein Sohn des Ares und der Aerope, bei den Makedoniern ist der Name häufig, Herod. VIII, 139. Arrian. I, 7, 6.

Ἀντήνωρ, ein Bildhauer, Pausan. I, 8, 5. Geschichtschreiber, Vossius de hist. gr. p. 389, ed. Westerm. In der Form Ἀντάνωρ, ein Aetolier, Polyb. V, 94.

Βίας, wie der Vater des Talaos, Grossvater des Adrastos hiess, ist in der historischen Zeit durch den Weisen aus Priene bekannt genug, aber auch sonst häufig, vgl. Pape.

Γλαῦκος, in Athen und andern Orten so häufig, dass Belege unnöthig sind.

Διομήδης, sehr häufig, C. I. n. 270. 661. 2835. 2852. 2943.

Δῶρος, ein Nachkomme Agamemnons, Strabo XIII, 1. t. III. S. 81 Tauchn. Ein Thessalier bei Thucyd. VI, 78 u. a.

Ἐτεοκλῆς kommt in Athen und Sparta öfter vor, vgl. Pape. Ferner in Rhodos, Ross Inscr. 274.

Ἔλατος, der erste Ephore in Sparta, Zeitgenosse des Königs Theopompos, Plut. Lycurg. 7.

Ἕλενος, ein Sohn des Pyrrhos, Plut. Pyrrh. 9. Ein Milesier, C. I. 1189. Spartaner, ebenda 1248. Eleusinier, Ross Demen von Attika 7. l. 12.

Εὔρυτος, ein Spartaner bei Herod. VII, 229. Ein Pythagoreer aus Metapont, Pape.

Θόας, Magnesier in Alexanders Heer, Arrian. Anab. VI, 23, 2. Indica 18, 7. Polyb. XXI, 13. Rhodier, Polyb. XXX, 8.

Ἰδομενεύς, der bekannte Geschichtschreiber aus Lampsakos und andere.

Ἰόλαος, ein Makedonier, Thucyd. I, 61.

Ἴων, der Tragiker aus Chios, der Rhapsode aus Ephesos.

Κάδμος, der Geschichtschreiber aus Milet, und ein Koer, Sohn des Skythes, Herod. VII, 163.

Κάστωρ, der rhodische Geschichtschreiber zu Cäsars Zeit und Verwandte des Königs Deiotar, Voss. h. gr. p. 202. 203.

Κέφαλος, sehr häufig, unter Andern der Vater des Lysias.

Κρηθεύς, ein Kallatianer in Alexanders Heer, Arrian. VI, 23, 5.

Λαομέδων, ein Athener, Zeitgenosse des Kimon, Plutarch Cim. 9. Ein Orchomenier, Plut. Demetr. 6. u. a.

Μαχάων, Korinthier bei Thucyd. II, 83, wenn die Lesart richtig. Eine andere Lesart Μάχων.

Μελέαγρος, Feldherr Alexanders, Arrian I, 24, 1. Der Dichter u. a.

Μενοίτιος, Steuermann Alexanders, Arrian I, 12, 1.

Μέντωρ, der rhodische Feldherr, Bruder des Memnon und sonst oft.

Νεοπτόλεμος, in Athen, in Makedonien und der Königsfamilie von Epirus häufig.

Ὀϊκλῆς, Rhodier, Ross. Inscr. 274.

*) Ich habe absichtlich nicht nur Namen von Heroen, welche einen Cultus genossen oder doch von der einen Seite als Söhne von Göttern genannt werden, zusammengestellt, sondern überhaupt Namen aus der Heroenzeit, weil deren Gebrauch angezweifelt worden ist.

Digitized by Google

Ὀρέστης, Sohn des Echekratidas aus Pharsalos, Thucyd. I, 111.

Πάρις, aus der römischen Kaisergeschichte bekannt, der Schauspieler unter Nero, der Pantomime unter Domitian.

Πελάγων, Ephesier, Arrian. I, 17, 12.

Περσεύς, der letzte König von Makedonien.

Πηλεύς, C. I. 2749 auf einer karischen Inschrift von Aphrodias.

Πολυδεύκης, der Lexikograph und ein Sclave des Herodes Atticus, Lucian. Demon. 24.

Πολύδωρος, der spartanische König und ein Bruder des Tyrannen Jason von Pheræ, Xen. Hellen. VI, 4, 33.

Πτολεμαῖος bei Homer der Vater von Agamemnons Wagenlenker Eurymedon, bekanntlich einer der häufigsten Namen in Makedonien.

Πυλάδης, ein Geldwechsler in Athen, Demosth. gegen Aphob. I. §. 11 u. A.

Ῥῆσος, ein Athener, Sohn des Artemon aus Halæ, C. I. 124.

Σαρπηδών, Athener aus Paiania, C. I. 193. Parier, 2381. Ein Feldherr des Demetrios, Athen. VIII. p. 333 c.

Τάνταλος, spartanischer Befehlshaber, Thucyd. IV, 75.

Τηλέμαχος, ein Emmenide in Agrigent, Böckh zu Pindar. Olymp. 3, öfter in Athen und Elis.

Τήλεφος, einer der Hetären Alexanders, Arrian. VI, 23, 6. Grammatiker bei Suidas u. A.

Τήμενος, Rhodier, Ross Inscr. 274.

Τληπόλεμος, Athenischer Feldherr, Thucyd. I, 117. Archont, Olymp. 79, 2. Diod. XI, 71. Feldherr Alexanders, Arrian. III, 22, 1 u. A.

Τεῦκρος, Athenischer Metöke, aus dem Hermokopidenprozess bekannt, Andoc. de myst. §. 15.

Τυδεύς, Athenischer Feldherr, Xen. Hell. II, 1. 16. Jonier, Thuc. VIII, 36 u. A.

Ὕλλος, Athener aus Aixone, C. I. 566.

Φοῖνιξ, sehr häufig.

Φῶκος, Freund Solons, Plut. Sol. 14. Vater des Phokion.

Χρύσιππος, so häufig, dass Beispiele unnöthig sind.

Ὡρίων, der späte Grammatiker.

Ebenso finden sich weibliche Namen von Heroinen ganz gewöhnlich.

Ἀνδρομέδα heisst die Nebenbuhlerin der Sappho, Fragm. 43 (37).

Βρισηΐς, C. I. 815, eine Frau aus Alexandria, wahrscheinlich dem Troischen.

Ἑλένη, Athen. X. p. 414 d. Photius Bibl. p. 149 b. Bekk.

Εὐρυδίκη, mehrere Frauen des Makedonischen Königshauses, Pape. Eine Εὐρυδίκη Λάδου Ἰχναία, C. I. 855, aus Ichnæ in Makedonien oder Mesopotamien.

Θεανώ, Gemahlin des Pythagoras, Diog. Laert. VIII, 42. Athenerin, C. I. 155.

Καλλιστώ, in Athen häufig, C. I. 775. 809. 962. Ross Demen 19.

Κλεοπάτρα, eine Tochter des Boreas und eine Danaidin, häufiger Name Makedonischer Fürstinnen und auch sonst.

Werfen wir auf die genannten Namen einen Blick, so sehen wir, dass die verschiedensten Heroennamen Sterblichen gegeben wurden. Wir finden den Namen des grössten aller Heroen, der den Göttern zunächst steht, Herakles mit denen seiner Söhne Hyllos, Telephos, Tlepolemos, seines Abkömmlings Temenos; den des athenischen Landesheros Theseus, der hellenischen Stammheroen Doros, Xuthos und Jon; von den Helden des Trojanischen Kriegs Achilleus mit seinem Vater Peleus und dem Sohne Pyrrhos oder Neoptolemos, Patrokles, Nestor, Menelaos, Diomedes mit

Digitized by Google

seinem Vater Tydeus u. a. von Trojanischer Seite die Namen des Alexandros, Laomedon, Memnon, der Lykischen Fürsten Sarpedon und Glaukos; daneben die ganz unbedeutender Personen der Mythenzeit wie Amphoteros, Ptolemäos. Manche scheinen nun allerdings auch nicht vorzukommen: z. B. ist mir nicht bekannt, dass in der historischen Zeit ein Agamemnon*) und Odysseus genannt werde. Aber umsonst suchen wir nach einem specifischen Unterschiede der üblichen und nicht üblichen. Es ist daher das Nichtvorkommen vieler mehr zufällig, als auf bestimmtem Bewusstsein beruhend. Manche mögen in Uebung gewesen sein, aber uns jetzt nicht erhalten, woran gewiss niemand zweifelt, der beachtet, wie viele ganz neue Namen uns immerfort durch die Inschriften gebracht werden; andere mögen ausser Uebung gekommen sein, wie ja auch in der historischen Zeit Namen in gewissen Perioden sich finden, die in andern verschwinden. Noch andere sind mit etwas veränderter Form im Gebrauche geblieben: so z. B. kommt auf einer Münze Ἀτρέας vor (Ephes. Münze Mionnet VI, 121. Pape) offenbar = Ἀτρεύς, das sich nicht findet, gerade wie Ἀριστεύς und Ἀριστέας der gleiche Name ist. Endlich viele vermied man ohne Zweifel um des in ihnen liegenden schlechten Omens wegen, wie man schwerlich gerne seinen Sohn Oedipus, Priamos oder Ixion oder seine Tochter Hekabe, Niobe genannt hätte. Dass man sich aber bisweilen auch darüber hinaussetzte, zeigt das Vorkommen von Ixion, wie der zweite heraklidische König von Korinth hiess, Diod. fragm. p. 635. und Tantalos. Ein solches Vermeiden hatte aber seinen Grund nicht darin, dass es Heroennamen waren, sondern konnte ebenso gut statt haben, wenn der Name ein rein historischer war. Ich stelle daher den Satz auf, dass die Heroennamen im Ganzen durchaus so betrachtet und gebraucht wurden wie die reinhistorischen Namen. Bei der Anwendung derselben lässt sich nun aber ein doppeltes Motiv erkennen. Zum Theil sind diese Namen nämlich mit bestimmter Beziehung auf die Heroen, die sie trugen, gegeben. Diess ist vorzugsweise der Fall in den Geschlechtern, welche sich von einem Heros ableiten. So tragen viele Männer des adelichen Geschlechts der Alkmäoniden ihren Namen Alkmäon nach dem Stammvater, dem Sohne des Sillos, Enkel des Thrasymedes und Urenkel des Nestor, Pausan. II, 18, 9. Im Molossischen Königsgeschlechte erklären sich die Namen Pyrrhos und Neoptolemos durch die Ableitung des Geschlechts von dem Sohne des Achilleus. Selbst der Name Herakles ist dem Sohne Alexanders des Grossen und der Barsine ohne Zweifel mit Rücksicht auf den Urahn gegeben worden, da das Makedonische Königsgeschlecht sich von den Temeniden in Argos ableitete. Manchmal wurde der Name zwar mit Rücksicht auf den heroischen Träger, aber ohne Geschlechtsverwandtschaft gegeben, wie es gewiss nicht zufällig ist, wenn wir in dem von Argos aus colonisirten Rhodos den Namen Temenos finden, wie der König von Makedonien Perseus ohne Zweifel nach dem Sohne der Danae benannt war, wie auch Tydeus der Athenische Feldherr den Namen vielleicht mit Hinsicht auf den Helden aus Kalydon erhalten hatte.

In den meisten Fällen scheint aber eine solche Beziehung gar nicht statt gefunden zu haben, sondern der Name entweder wegen seiner Bedeutung oder wegen sonstiger uns unbekannter Gründe gerade wie ein anderer nicht in der Heroenzeit üblicher gebraucht worden zu sein. So ist z. B. Alexandros gewiss nicht mit Rücksicht auf den Sohn des Priamos von der Makedonischen Königsfamilie und dem Makedonischen Adel so viel gebraucht worden, da dieser sich nicht durch besondere Heldeneigenschaften auszeichnete, sondern wegen seiner Bedeutung der Männerabwehrende. Das gleiche gilt von Ptolemaios, vielleicht von Antenor, von Eteokles, Aeneas u. a. Dagegen würde man sich wohl umsonst bemühen bei den vielen Diomedes, dem Metöken Teukros,

*) Es wird ein König von Kyme dieses Namens erwähnt bei Pollux IX, 83, ein Abkömmling Agamemnons. (Späterer Zusatz).

Digitized by Google

dem Trapeziten Pylades, dem Rhesos u. a. nach dem Motive zu forschen, das bei der Namengebung waltete. Schliesslich bemerke ich, dass wir besonders viele kriegerisch klingende Heroennamen bei dem ritterlichen Adel Makedoniens finden, andere dagegen vorzugsweise in späterer Zeit auch bei Personen geringerer Herkunft vorkommen, wie man ja auch jetzt oft ein solches Prunken mit vornehm klingenden Namen findet.

Die Namen der Götter.

Wenn wir also die Namen der Heroen gerade so wie die gewöhnlichen historischen gebraucht finden, so ist es anders mit denen der Götter. Dass man das Tragen von diesen für nichts ganz gewöhnliches ansah, zeigt die Stelle Lucians pro imaginib. 27. t. II. p. 505 *Λητὼ δὲ γυνή τις ἐγένετο Εὐαγόρου τοῦ Κυπρίων βασιλέως καὶ ὅμως οὐκ ἠγανάκτησεν ἡ Θεός. ἐῶ γὰρ τοὺς Αἰγυπτίους οἵπερ καὶ δεισιδαιμονέστατοί εἰσι πάντων ὅμως τοῖς θείοις ὀνόμασιν εἰς κόρον ἐπιχρωμένους, σχεδὸν γοῦν τὰ πλεῖστα αὐτοῖς ἐξ οὐρανοῦ ἐστίν.* So hätte er nicht sprechen können, wenn es etwas ganz gewöhnliches gewesen wäre. Offenbar stellt er das Vorkommen solcher Namen bei den Griechen als etwas Ausnahmsweises der ägyptischen Uebung entgegen. Eine genauere Betrachtung wird uns jedoch zeigen, dass auch bei den Griechen es so selten nicht war; nur dürfen wir auch hier nicht alle Götternamen einander gleich setzen, sondern müssen die verschiedenen Classen unterscheiden und werden ausserdem besonders auch hier verschiedenen Gebrauch in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Ständen finden. Bei einer erschöpfenden Behandlung müssten die sämmtlichen Namen durchgangen werden. Allein auf eine solche ist es natürlich hier nicht abgesehen und zu unserem Zwecke, d. h. um die allgemeinen Grundsätze zu erhalten, nach denen diese Namen angewandt wurden, wird es genügen, einzelne Beispiele hervorzuheben. Wir wollen daher von den niedrigsten Gottheiten ausgehen, welche sich zunächst an die Heroen anschliessen, und dann nach und nach höher steigen, bis wir zu den Olympiern kommen.

Die Namen der Nymphen werden zu sehr grossem Theile auch als Namen von Frauen gefunden, und zwar theils in der mythischen Zeit, so dass der gleiche Name von Nymphen und Heroinen getragen wird, theils in der eigentlich historischen Zeit. Durchgehen wir beispielsweise die Namen der Nereiden.

Γαλάτεια heisst des Dionysios Geliebte, Athen. I. p. 6. f.

Γαλήνη eine Schriftstellerin aus Smyrna, Athen. XV. p. 679. c. vgl. Alciphr. 1, 6.

Γλαύκη eine Musikerin aus Lesbos, Athen. IV. p. 276. d. vgl. Alciphr. 1, 8.

Δωρίς, zugleich Name der Mutter der Nereiden und einer Heroine, kommt häufig als Frauenname vor.

Εὐαγόρη führt Pape aus C. I. 626 an, wo es aber nicht steht.

Θεμιστώ heisst die Mutter Homers, Pausan. X, 24, 3.

Λαοδίκη häufig, z. B. die Tochter des Mithridates, Gemahlin Antiochos III. des Grossen, Polyb. V, 43.

Λυσιάνασσα führt Pape aus Philodem an.

Μελίτη eine Gargettierin, C. I. 617.

Πανόπη bezeichnet Suidas kurzweg als *ὄνομα*.

Ψαμάθη Hetäre, Lysias fragm. 36. Athen. XIII, 586. e.

Von andern dieser Namen kann ich zwar den Gebrauch in der historischen Zeit jetzt nicht belegen, aber sie kommen vor als Namen von Heroinen und konnten daher nach dem oben

Digitized by Google

aufgestellten Grundsatz auch in der historischen Zeit gebraucht werden, z. B. *Αὐτονόη*, *Δηϊάνειρα*. *Νηρηΐς* selbst erscheint als Frauenname, Pausan. VI, 12, 3.

Diesen Meernymphen wollen wir andere Meer- und Flussgottheiten anreihen. Bereits Walz hat einen *Νηρεύς* genannt, einen Töpfer von einer Vase aus der Sammlung des Prinzen von Canino, einen zweiten führt Pape aus C. I. n. 192 an *Νηρεὺς Ἀλεξάνδρου Σφήττιος*, ein dritter kommt vor bei Paulus Römerbrief XVI, 17.

Κλυμένη heisst eine Hetäre bei Alciphr. III, 8.

Ἀλφεός heisst ein Spartaner, der sich bei den Thermopylen auszeichnete, Herod. VII, 227.

Γλαῦκος, der Name des bekannten Anthedonischen Meergottes, ist bereits bei den Heroen genannt.

Εὔηνος ist ein häufig vorkommender Name, am bekanntesten ist der Elegiker aus Paros, der Zeitgenosse des Sokrates. *)

Πρωτεύς als Beiname des Peregrinos ist nicht eigentlicher Name, sondern Beiname in ähnlicher Art wie *Κρόνος* bei dem Philosophen Diodoros.

Aus dem Kreise der vorolympischen Götter, der Titanen, Giganten und verwandten Wesen finden sich sehr viele Namen auch für Menschen gebraucht.

Wenn *Κρόνος* nur als Spottname bekannt ist, so ist dagegen *Ῥέα* bereits von Keil Anal. Epigr. S. 95 und von Walz nachgewiesen.

Κρῖος (*Κρεῖος*) hiess ein berühmter Aeginete, Sohn des Polykritos, bekannt aus Simonides und Herodot (VI, 50. 73) und ein Tyrann von Euböa, Pausan. X, 6, 6. Die Form *Κρεῖος* findet sich unter andern C. I. 1373 von einem Spartaner, Sohn des Theokles, den auch Pausan. III, 13, 3 erwähnt.

Ἄνυτος, als Titane bei Pausan. VIII, 37, 5 genannt, ist als Name des athenischen Demagogen bekannt genug.

Φοίβη, wie eine Titanin, eine Hamadryade und mehrere Heroinen heissen, hat Walz als Astragalenspielerin aus einem Herculanischen Gemälde beigebracht. Bestätigt wird der Gebrauch durch Paulus Römerbrief XVI, 2.

Ἀστερία, wie eine Tochter des Köos und eine Nymphe bei Apollodor II, 1, 5 heisst, wird eine Salaminierin bei Plut. Cim. 4 genannt.

Für *Λητώ* genügt die oben angeführte Stelle des Lucian, dazu kommt wahrscheinlich das Herkulanische Gemälde.

Ἥλιος und *Σελήνη* hat Walz als Beinamen aus Plut. Anton. 36 angeführt, wo der Gebrauch auch als ägyptisch nicht auffallen kann. In der besten griechischen Zeit wäre der Name angewandt worden, wenn die Lesart *Ἥλιον* bei Dinarch. ad. Dem. §. 38. feststände. Die neuen Herausgeber haben aber, wie es scheint, mit Recht *Ἥλειον* aufgenommen, Keil p. 95 u. 248. Später ist der Name sicher, ein römischer Freigelassener Helius ist von Keil aus Tacit. Annal. XIII, 1 beigebracht, auf einer Makedonischen Inschrift aus römischer Zeit, C. I. 1969 kommt neben einem Hermes und Doros ein *Ἥλιος* vor, von Pape schon angeführt.

Ῥόδη, wie die Gemahlinn des Helios, die Tochter des Poseidon hiess, findet sich oft als Frauenname, z. B. C. I. 730.

Ein *Προμηθεύς* wird von Xen. Hellen. II, 3, 36, ein anderer von Heraclid. polit. c. 11 genannt.

Ἐφιάλτης, wie ein Gigante und ein Aloade hiessen, ist aus den Perserkriegen und der athenischen Geschichte bekannt durch den Verräther bei den Thermopylen und durch den Demagogen.

*) Letr. nuc im Journal des Savants 1846, S. 173 führt die folgenden Namen von Flüssen als Personennamen an: *Εὐρώτας*, *Ὕπανις*, *Ἄλφειος*, *Σπέρχειος*, *Στρύμων*, *Ἠρίδανος*, *Ῥῆσος*, *Λάδων*, *Νέσσος*, *Νῖλος* und *Νεῖλος*.

Digitized by Google

Ἀλκυονεύς heisst ein Sohn des Antigonos Gonatas, Plut. Pyrrh. 34. Ein Priester Poseidons in Halikarnass, C. I. 2655.

Ἱππόλυτος heisst der Märtyrer im Anfang des dritten Jahrhunderts, Voss de hist. gr. p. 281 Westerm.

Εὔρυτος, Spartaner, Herod. VII, 229.

Γοργόνη hat Walz als Hetärennamen beigebracht; in der Form Γοργώ erinnere ich an die Tochter des Königs Kleomenes, Gemahlinn des Leonidas.

Selbst den Namen des Sohns des Erebos, des Todtenschiffers Charon, verschmähten die Griechen nicht, wie unter Andern der Historiker Charon aus Lampsakos und der thebanische Staatsmann zu Pelopidas Zeit beweisen.

Von Μοῦσα und Musa als griechischem Frauennamen, wie als römischem Beinamen haben bereits Keil S. 95 a. a. O. und Walz gesprochen; ebenso von den einzelnen Musennamen, welche sich aber noch vervollständigen lassen. Dass zwar der alte Pierós von Makedonien seinen Töchtern die Namen der Musen gab, Paus. IX, 29, 4. möchte ich nicht für einen Beweis gelten lassen, dass diese Namen von Sterblichen in historischer Zeit gebraucht wurden, wie Walz. Denn in jener Stelle haben wir nur eine spätere Erklärung der Entstehung der neun Musen gegenüber den ältern drei, und dann fügt Pausanias bei: εἰσὶ δ' οἳ καὶ αὐτῷ θυγατέρας ἐννέα Πιέρῳ γενέσθαι λέγουσι καὶ τὰ ὀνόματα ἅπερ ταῖς θεαῖς τεθῆναι καὶ ταύταις. Jedenfalls fällt es in die mythische Zeit. Dagegen hat Walz mit Wahrscheinlichkeit Κλεώ, d i. Κλειώ, Εὐτέρπη, Θάλεια und Καλλιόπη nachgewiesen. — Bestimmt kommt eine Κλειώ vor bei Athenæus p. 345 b. in einem Epigramm des Hedylos. In der Form Κλεώ C. I. 723. 907.

Θάλεια oder Θαλία, zugleich auch Name einer Charite, kommt bei Agathias in einem Grabepigramm 94 vor in der erstern Form, in der zweiten C. I. 570: Θαλία Καλλιστράτου Αἰξωνέως θυγάτηρ.

Für Ἐρατώ, zugleich Namen einer Nereide, geben keinen Beleg die von Pape angeführten Stellen, Pausan. VIII, 4, 2. X, 9, 5., denn sie sprechen nicht von einer sterblichen historischen Person, sondern von einer Nymphe, der Gemahlinn des Arkas; dagegen kommt der Name vor auf einer parischen Inschrift C. I. n. 2406 Ἐρατὼ Ἀστυμήδους.

Εὐτέρπη kommt unter Andern auf einer sassinatischen Inschrift vor, die bereits von Fabretti herausgegeben war und neuerdings in der Revue de philologie II, 159 von Fr. Rocchi mitgetheilt ist: D. M. M. VALERIO FAUSTA VETILIA EVTERPE CONIVGI OPTVMO. Für Kalliope, Urania, Melpomene, Terpsichore und Polymnia fehlen mir Belege*).

Von den gewöhnlichen drei Chariten ist Θάλεια bereits bei den Musen genannt. Εὐφροσύνη ist ein sehr häufiger Frauenname, z. B. C. I. 813. Ἀγλαΐα kommt bei mehreren Frauen der Mythenzeit vor, für die historische fehlt mir ein Beispiel, doch ist wahrscheinlich auf dem Herculanischen Gemälde, das Walz anführt, der Name so zu fassen.

Ἀσκληπιός, auch in der dorischen Form Ἀσκλαπιός hat Keil Analect. p. 92. 93 nachgewiesen.

Aus dem Kreise der dionysischen Götter und Halbgötter hat Walz auf Διόνυσος selbst und auf Σείληνος aufmerksam gemacht. Für Letzternfüge ich bei Plut. Lysand. 26 und C. I. 748. Zu Dionysos ist noch zu setzen Βάκχος, das als Eigenname vorkommt im C. I. nach Pape. Ferner gehört hieher der unzähligemal vorkommende Name Σάτυρος, z. B. der unter den Dreissi-

*) Aus lateinischen Inschriften hat jetzt Herr Professor K. Klein in Mainz, welcher diesen Theil meines Vortrags sogleich in verdankenswerther Weise ergänzte, zahlreiche Belege für den Gebrauch der Musennamen als Namen von Freigelassenen beigebracht in den Schriften des Mainzer Alterthumsvereins III. S. 1 ff. Nur für Polymnia fehlen Beispiele. (Späterer Zusatz.)

Digitized by Google

gen berüchtigte. Dann *Μαρσύας*, unter Andern der Geschichtschreiber aus Pella. *Πρίαπος* hiess ein Töpfer, De Witte Revue de phil. II, p. 496.

Von den Liebes- und Ehegöttern findet sich ausser *Ἀφροδείτη*, worauf Keil S. 95 und Walz gewiesen haben, oft *Ἔρως*, z. B. C. I. 191 ein *Ἔρως* aus Kephale, Vater eines *Πρεῖμος* und *Φιλούμενος*, 1194 ein *Κῆρυξ βουλῆς καὶ δήμου Ἔρως Νεικαγόρου*, beidemal aus der Zeit des M. Aurelius. Ferner n. 198: *Ἔρως Ἀνδρονείκου*, n. 2407 und Ross Inscr. n. 149, vgl. Letronne J. d. S. 1845. S. 738.

Ὑμέναιος, eigentlich freilich ein Adjektiv von *Ὑμήν* und insofern nicht auffallender als *Ἀπολλώνιος*, *Δημήτριος* u. s. w. können wir doch hieher rechnen, insofern dieses Adjektiv bereits für den Gott ganz zum Namen wurde. Unter Anderen finden wir einen Hymenæos in dem Briefe Paul. ad Timoth. II, 16 und in dem C. I. 284 auf einer agonistischen Inschrift.

Von abstrakten Begriffen, welche personificirt und zu Gottheiten erhoben werden, kommen ebenfalls manche als Eigennamen von Menschen vor. Es kann das um so weniger befremden, als solche Begriffe, auch ohne zu göttlicher Bedeutung erhoben zu sein, häufig angewandt werden, vgl. Pape Lexic. S. 3. So *Ἀβροσύνη*, *Ἀρετά*, *Εὐπορία* u. s. w.*) Mehrere solche Namen haben wir bereits oben bei den Musen und Chariten kennen gelernt. Wir nennen ferner den häufigen Namen *Νίκη*, den Walz aus einer delischen Inschrift belegt hat, und fügen bei C. I. 690: *Νείκη Δωροθέου ἐγ Μελιτέων.*

Εἰρήνη, Name der Friedensgöttinn und einer Hore, ist als Frauenname ungemein häufig, z. B. C. I. 708 und 2653. 2405.

Σπονδή, bei Hygin. Fab. 183 als eine der Horen genannt, erscheint C. I. 731 als Milesierinn aus Attika.

Ἐλπίς als Männername gehört zwar nicht hieher, da es ohne Zweifel aus *Ἐλπίας* entstanden, wohl aber als Frauenname, wie es öfter sich findet.

Aber selbst abstrakte Masculina kommen vor.

Φόβος, bereits bei Homer als Begleiter des Ares personificirt, heisst ein Kodride in Phokæa bei Plutarch de mul. virt. 18.

Τύχων können wir allenfalls auch noch hieher ziehen, der in Athen als Gott verehrt ward, nach Strabo XIII, 1. 588. t. III. p. 90. Tauchn. So hiess ein Diener Platons, Diog. Laert. V, 42. und später ein Kanzler (*ἀρχιγραμματεύς*) und Statthalter des Antiochos des Grossen, Polyb. I, 54.

Nachdem ich so beispielsweise ohne den entferntesten Anspruch auf Vollständigkeit eine Anzahl untergeordneter Götterkreise durchgangen, will ich nun zu den höhern, und besonders zu den olympischen Göttern übergehen.

Κόρη hat bereits Walz nachgewiesen.

Ἑρμῆς desgleichen aus Auctor ad Her. I, 11, 18. Es kommt aber auch sonst ausserordentlich oft vor und zwar in allen möglichen dialektischen Formen, welche als verschiedene Namen angewendet wurden. Die attische Form *Ἑρμῆς* u. a. bei Ross Demen von Attika n. 6. l. 4. Paulus Römerbrief XVI, 14. daneben *Ἑρμείας*, z. B. der Tyrann von Atarneus, Freund des Aristoteles, und ein Karier, Minister unter Seleukos und Antiochos dem Gr. Polyb. V, 41. *Ἑρμέας* u. a. C. I. 728 ein Athener, *Ἑρμίας* auf Inschriften oft, und *Ἑρμᾶς*, dieses u. a. neben *Ἑρμῆς* Paul. Römerbr. XVI, 14. Ebenso der lateinische Name Mercurius, z. B. *Flavius Mercu-*

*) Man vergleiche die von Xenophon de venatione VII, 6 für Jagdhunde empfohlenen Namen, unter denen wir *Ψυχή*, *Ῥώμη*, *Ἥβα*, *Χαρά*, *Βία*, *Σπουδή*, *Γνώμη* und ähnliche finden.

Digitized by Google

rius auf einer Inschrift aus *Langres, Mémoir. de la soc. royale des Antiq. de France t. XVIII (VIII nouvelle série)* p. 132.

Ποσειδῶν hat Keil S. 95 als Töpfername nachgewiesen *), und ebenso

Ἥφαιστος in der Form Ἥφεστος aus C. I. 628, in einer Inschrift, die nach der Form der Buchstaben in die gute Zeit gehört. Die Fragezeichen, die Böckh zu Ἥφεστος und Ἥφεστον (denn der Name kommt zweimal vor) gesetzt hat, dürfen jetzt wohl wegfallen.

Ἀφροδίτη haben wir schon oben berührt.

Ἄρτεμις hat Keil ebenfalls aus dem Testamente Platons nachgewiesen, als Namen einer Sclavinn, und Walz hat Diana dazu gefügt.

Der Name des Apollon scheint, wie Keil bemerkt, in C. I. n. 189. l. 30 vorzukommen: Ἀπόλλων Φίλωνος in einer Inschrift aus der Zeit der Antonine. In einem von Welcker Rhein. Mus. 1832 p. 293 herausgegebenen Epigramm, wo der Hexameter lautet

Πατρὶς μὲν μοί ἐστι Λύκων πόλις εἰμὶ δ' Ἀπολλ....

könnte man danach Ἀπόλλων ergänzen und bei einem Aegypter kann der Name nach der oben angeführten Stelle Lucians am wenigsten auffallen. Keil vermuthet aber vielleicht richtiger Ἀπολλᾶς, man könnte auch Ἀπολλώς schreiben. Diesen Namen (bei Paul. Cor. I, 12, 3. 4) müssen wir aber wohl von Ἀπόλλων unterscheiden. Denn wenn auch bisweilen die Endungen ων und ως in den gleichen Wörtern wechseln, auch in Eigennamen z. B. Τυφῶν und Τυφώς, so wird sich doch schwerlich ein Beispiel finden wo der Gott Ἀπολλώς genannt ist, und darum darf man diesen Namen nicht als identisch mit Ἀπόλλων annehmen. Es bleibt also bloss jene Inschrift 189 und da es eine Fourmontsche ist, so möchte ich einstweilen den Gebrauch des Namens nicht für ausgemacht gelten lassen, indem sehr leicht ein ν statt ς geschrieben werden konnte.

Durchaus keine Belege habe ich für den Gebrauch der Namen Ζεύς, Ἥρα, Ἀθηνᾶ **), Ἄρης, Δημήτηρ, Ἅιδης und Περσεφόνη, Ἑστία, und möchte auch den Gebrauch der meisten bezweifeln. Am ehesten mag Hestia vorgekommen sein, da auch eine der Hesperiden so genannt wird und den Uebergang zu der Anwendung für Sterbliche bildet.

Endlich noch ein Wort über den Gebrauch der Beinamen der Götter. Diese Beinamen, welche alle bestimmte Eigenschaften bezeichnen, aber bisweilen fast zu eigentlichen Namen geworden sind, scheinen zum grossen Theil als Eigennamen im Gebrauch gewesen zu sein. ***) Auf Lysius hat Walz aufmerksam gemacht. Der oben angeführte Ὑμέναιος gehört gewissermassen hieher, ferner nenne ich Σωτήρ, nicht nur als Beiname von Fürsten häufig, sondern auch als eigentlicher Eigenname, z. B. ein Amisener C. I. 819.

Φοῖβος C. I. 191. 193. u. a.

Διθύραμβος ein Thespier, Herod. VI, 227.

Χλόη, Beiname der Demeter, ein gewöhnlicher Frauenname, z. B. im Longus.

Betrachten wir nun den Gebrauch dieser Namen, so ist ein Unterschied unverkennbar zwischen denen der untergeordneten Gottheiten und Halbgötter, und denen der höhern Götter. Mit den erstern scheint es eine ähnliche Bewandtniss gehabt zu haben wie mit den Heroennamen. Sie waren zum grossen Theile zu allen Zeiten in allgemeinem Gebrauche. In vielen Fällen lässt

*) Man vergleiche übrigens J. de Witte in der Revue de Philologie II. S. 388, wonach Poseidon als Töpfername aufgegeben werden muss. (Späterer Zusatz).

**) Ἀθηνᾶ und Ἀθηναία führt Pape aus Keil Specim. onomat. §. 12–14 an ohne Beispiele.

***) Letronne J. des Savants 1846 S. 161 nennt Πύθιος, Ἑκηβόλος, Ἑκηβόλιος, Ἀλέξιος, Λοίμιος, Οὔλιος; Ἐνόδιος; Εὔοδος; Βρόμιος.

Digitized by Google

sich wohl annehmen, dass dabei eine unmittelbare Beziehung auf die entsprechende Gottheit gar nicht statt hatte, sondern der Name wegen seiner Bedeutung oder aus sonstigen uns unbekannten Gründen gewählt wurde, so z. B. bei Glaukos, Hippolytos, Charon, Rhode, Euphrosyne, Erato. Bei andern mag eine Beziehung stattgefunden haben, wie z. B. bei den Namen Eros, Leto u. a.

Seltener dagegen wird der Gebrauch der Namen der höhern Götter. Von diesen finden wir besonders im Gebrauche diejenigen der Gottheiten, die am meisten Verkehr mit den Menschen hatten, also vor allem des Hermes, dessen Name ursprünglich gewiss immer mit Beziehung auf die Gottheit gegeben wurde.

Ob Κόρη als Eigenname sich auf Persephone bezieht, welcher Name selbst nicht vorkommt, möchte ich bezweifeln; es kann ebensowohl bloss der Appellativbegriff sein, der die Anwendung zum Eigennamen Sterblicher veranlasste.

Bei den übrigen angeführten, Hephæstos, Artemis, Poseidon, hat eine Beziehung gewiss immer statt gefunden, aber welche? und was war die Veranlassung sie zu geben? Um diess zu entscheiden müssten wir mehr Beispiele haben und den Stand der Personen kennen. Bei Hephæstos liesse sich an eine dem Gott analoge Kunstübung denken, bei Sclavinnen und Freigelassenen vielleicht daran, dass sie der gleichnamigen Gottheit angehörten oder bei der Geburt ihr geweiht worden waren. Dass Priesterinnen nicht selten den Namen der Gottheit annahmen, ist bereits von Fritzsche zu Aristoph. Thesmoph. 53 nachgewiesen. Namentlich ist aber zu beachten, dass die Götternamen im Ganzen mehr der spätern Zeit angehören, wo der lebendige naive Glaube längst erschüttert war und einerseits ungläubiger Aufklärung, anderseits ängstlichem Aberglauben Raum gemacht hatte. Da mochte besonders auch das Beispiel Aegyptens, dessen Superstitionen sich überall hin verbreiteten, gewirkt haben. Es sind auch vorzugsweise die niedern Classen des Volks, ganz besonders die Freigelassenen in der römischen Zeit, bei denen sich diese Namen finden, und auffallend ist unter anderm, wie viele Beispiele sich in den Briefen Pauli finden. Von der Anwendung der Namen der höchsten Götter scheint fortwährend eine heilige Scheu zurückgehalten zu haben.

Prof. Klein von Mainz legte aus einer Inschrift seiner Heimat mehrere Musennamen als Namen sterblicher Weiber vor; auch in Gruters Thesaurus seien fast alle, übertragen auf freigelassene Römerinnen, nachzuweisen: Euterpe Gr. 1109, 1. Revue de Philologie 1847. p. 159 = Fabretti 477; Calliope Gr. 599, 5. 740, 2. 1156, 3; Melpomene 25, 9. 618, 7. Mainzische Alterth. H. 3; Terspicore (sic) Gr. 942, 14; Urania 744, 4. 842, 5. Murat. 17, 9 = Orelli 1944; Thalia Gr. 627. 731, 7; Erato 1071, 5.

Prof. Piper von Berlin: Der eben erörterte Gegenstand, die Verwendung von Heroen- und Götternamen zu menschlichen Eigennamen, ist gewiss von Wichtigkeit für die Auffassung des häuslichen Lebens, der Stimmung in der Familie, wie eben deshalb über die Privat-Alterthümer hinausreichend von religionsgeschichtlicher Bedeutung. Hängt doch das Erscheinen dieser Götternamen, wie Hr. Prof. Vischer hervorhebt, mit dem Verfall des alten Götterglaubens zusammen, an dessen Stelle Unglaube und Aberglaube getreten waren. Um so auffallender ist es in entgegengesetzter Richtung, dass sie unter der Herrschaft des Monotheismus Bestand haben: sie finden sich nicht selten im christlichen Alterthum. Hierüber sei es mir erlaubt zu einer Ergänzung des eben gehörten lehrreichen Vortrags einige Bemerkungen der verehrten Versammlung vorzulegen.

Ich rede nicht von den Götter- und Heroennamen im Neuen Testament: denn es ist eben

Digitized by Google

noch das Heidenthum, welches in den mythologischen Namen der ersten Christen sich fortsetzt. Aber auch die spätere Kirchengeschichte hat solche aufzuweisen, sogar als Namen der bekanntesten Kirchenlehrer. So trägt einen Heroennamen Hippolytus, Bischof von Portus Romanus im zweiten Jahrhundert. Und einen Götternamen Hermes, Verfasser des *Ποιμήν*, der für einen der apostolischen Väter gehalten wird (nach Röm. 16, 14), wahrscheinlich aber erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts lebte, und Hermias, einer der älteren Apologeten, Verfasser der Irrisio gentilium philosophorum, — beides nur Umformungen des Namens Hermes. Etwas Anderes ist es, wenn durch Zusammensetzung eines Götternamens mit der Endung *γένης* ein Patronymicon gebildet wird: der neugebildete Name tritt gewissermassen in die Klasse der Heroennamen, sofern der Inhaber als Sohn eines Gottes bezeichnet wird. So schliesst sich an die vorigen Namen Hermogenes an, eines Häretikers gegen Ende des zweiten Jahrhunderts wahrscheinlich aus Carthago. Auch der grösste Kirchenlehrer des christlichen Alterthums führt einen Namen, welcher eigentlich Sohn des Horus bedeutet, das ist Origenes*), der auch selbst, wie sein Name, ägyptischen Ursprungs ist. — Häufiger finden sich Götternamen bei Privatpersonen in christlichen Inschriften. Da ich den Nachweis dessen nicht zur Hand habe, werde ich einer andern Gelegenheit es vorbehalten, näher darauf einzugehen**).

Diese Aufnahme mythologischer Namen ist jedoch nur als Ausnahme zu begreifen, gleichwie ausnahmweise auch sonst in Leben, Wissenschaft und Kunst heidnische Elemente in die Kirche eingedrungen sind. Die Zulassung solcher Namen im Allgemeinen zu würdigen, werden wir die Ansicht zu vergleichen haben, die man damals von den Göttern selbst hegte. Wir finden zwei Systeme, den Göttermythus vom christlichen Standpunkt zu erklären, welche beide schon bei den ältern Apologeten ersichtlich sind und ferner neben einander hergehen das ganze Mittelalter hindurch. Das eine ist selbst heidnischen Ursprungs, das euhemeristische: man nahm an, die Götter seien nichts anders als Menschen, die sich hervorgethan unter ihres Gleichen, sich Herrschaft erworben hätten, sei es durch Wohlthaten, sei es durch Verbrechen, und nach ihrem Tode zu göttlicher Ehre erhoben wären. Hingegen jüdischen Ursprungs ist das andere System, wonach den Göttern der Heiden als solchen Realität, eine überirdische Herrschaft über die Heiden und noch fortwährend Wirksamkeit zugeschrieben wurde, aber eine dämonische: dass sie gefallene Geister seien, wie auch das Heidenthum selbst als Abfall sich darstellte. Es war sehr natürlich, dass zumal denjenigen, welche vom Heidenthum zum Christenthum kamen, diese Auffassung sich empfahl. Denn es musste schwer sein, im Heraustreten aus dem alten Götterglauben von den Göttern, denen man bis dahin fromme Scheu gewidmet hatte, sich ganz los zu machen, sie für nichts zu halten: indem man die Frömmigkeit den Gegenständen christlicher Verehrung zuwandte, blieb die

*) Vergl. Redepenning Origenes, Th. I. S. 421. Doch ist diese Ableitung nicht unbestritten, s. Letronne in den Annal. de l'institt. archéol. 1845, p. 329.

**) Nachträglich seien hier nur einige Beispiele angemerkt. Es findet sich *Hermaiscus* in einer griechischen Inschrift im Kircherschen Museum bei Lupi Epitaph. Sever. p. 191. Muratori Thes. p. 1888, 2. und in einer lateinischen Inschrift aus dem Cömeterium der Priscilla bei Mai Script. vet. nov. Collect. Vol. V. p. 421, 3. *Mercurius* ist der Name eines Priesters in einer Inschrift der Vaticanischen Grotten bei Mai l. c. p. 168, 4. Derselbe kommt vor in einer Grabschrift aus dem Cömeterium des Saturninus bei Marangoni Delle cose gentil. p. 457, sowie aus dem Cömeterium des Callistus bei Vermiglioli Iscriz. Perug. T. II. ed. 2, p. 573 und öfter. Desgleichen *Mercuris* in einer Grabschrift aus demselben Cömeterium im Museum zu Florenz bei Mai l. c. p. 442, 2; *Fortuna* in einer Grabschrift aus dem Cömeterium der Priscilla, ibid. p. 434, 2. Merkwürdig ist der Name *Leda* in einer Grabschrift aus dem Cömeterium der Lucina, ibid. p. 438, 4. — Auf einem Grabstein zu Trier bei Lersch Centralmus. III. S. 29. n. 53 erscheint als Name eines syrischen Christen Ἄζιζος, auch ein Göttername, s. Creuzer in den Wiener Jahrb. der Literatur Bd. 117. S. 179.

Digitized by Google

Scheu vor den heidnischen Götzen zurück, man nahm sie für böse Geister, wie auch in der ersten Korinthischen Gemeinde heidenchristliche Glieder sich fürchteten, durch Genuss des Opferfleisches mit ihnen in Berührung zu kommen. — Nach dieser Ansicht ist es freilich sehr auffallend, dass man das Omen nicht scheute, den Namen eines heidnischen Gottes in einer christlichen Familie zuzulassen, gerade wie auch bei den Heiden ominöse Namen vorkommen. Weniger bedenklich konnte diese Zulassung bei der euhemeristischen Ansicht erscheinen.

Aufschlüsse im Einzelnen über solche Namengebung sind nicht leicht zu erwarten. Aber eine Analogie dafür haben wir an dem Eindringen der heidnischen Namen für die Wochentage in die christliche Kirche. Sie hatte ursprünglich dafür eine eigenthümliche Bezeichnung, die in der Festsprache auch stets beibehalten ist *(Feria prima, secunda etc.)*. Doch die Gewohnheit des täglichen Lebens liess die heidnischen Namen nicht ausser Curs kommen. Unter den Kirchenlehrern finden wir sie zuerst bei Justin dem Märtyrer, nämlich den Sonntag als den Tag der Sonne und den Sonnabend als den Tag des Kronos bezeichnet, an einer bekannten Stelle in der ersten Apologie, welche auch Ideler anführt*). Dagegen den Freitag nennt er umschreibend *τὴν πρὸ τῆς Κρονικῆς*, — vielleicht aus Scheu, den Namen der Aphrodite aufzunehmen; doch wahrscheinlicher nach Analogie der hebräischen Bezeichnung, wonach der Freitag mit Bezug auf den Sabbat als dessen Rüsttag (*παρασκευή*) benannt wird. Aber noch Jahrhunderte später kommen Abmahnungen von solchen Namen vor. Sehr instructiv ist eine weniger bekannte Stelle des Augustinus in seinen *Enarrationes* zu den Psalmen **). Er empfiehlt den (vorhin erwähnten) kirchlichen Sprachgebrauch im Gegensatz gegen den heidnischen, der freilich auch von vielen Christen angenommen sei. Wenn jedoch die Gewohnheit jemanden fortreisse, dass ihm ein Wort entfahre, welches er im Herzen missbillige, so möge er wissen, dass jene alle, deren Namen die Planeten trugen, Menschen gewesen, denen um gewisser Wohlthaten willen göttliche Ehren erwiesen seien. — Da dient also die euhemeristische Ansicht, den Gebrauch jener Namen als unschädlich zu erweisen. — Uebrigens soll man den grossen Kirchenlehrer nicht der Peinlichkeit zeihen, dass er doch vor solchem Gebrauch abräth: es ist zu erwägen, dass damals der Glaube an die Götter noch lebendig, ihr Name in vielen Gemüthern eine Macht war, — eine dämonische auch in den Augen vieler Christen, deren Gewissen darum durch solche Benennung beschwert werden konnte.

Indem ich hiernach auf die mythologischen Eigennamen der Christen zurückkomme, habe ich nur noch zu bemerken, dass das Vorkommen derselben auch darum Beachtung verdient, weil es zur Vorsicht auffordert, wenn der Ursprung zweifelhafter Inschriften zu bestimmen ist, ob sie aus dem Heidenthum oder aus dem Christenthum stammen. Es ist also der heidnische Eigenname kein Beweis gegen die Christlichkeit der Person, die ihn führt. — Des Gegensatzes wegen erlaube ich mir noch beizufügen, dass umgekehrt auch Namen, die für eigenthümlich christlich gelten könnten, schon im heidnischen Alterthum vorkommen, — wie der schon von Hrn Prof. Vischer angeführte Name *Εἰρήνη*, ferner *Πίστη*. Solcher Name enthält also auch keinen Beweis für die Christlichkeit der Person, die ihn führt. In dieser Hinsicht ist von Interesse die Inschrift eines runden Altars im Vaticanischen Museum, die zuerst Marini bekannt gemacht hat †), mit dem

*) Ideler Handbuch der Chronologie II, 178 f.

**) Augustin in Ps. XCIII. c. 3.

†) Marini Fratr. Arv. p. 573. Osann Syllog. p. 427, 35. und anderwärts: *Θεῷ ὑψίστῳ εὐχὴν ἀνέθηκεν Κλαυδία Πίστη.* Vergl. meine Mythol. und Symbol. der christl. Kunst I, 1. S. 106. Anm. 5.

Digitized by Google

Namen *Claudia Piste*. Man hat sie für christlich gehalten, wobei πιστὴ als Adjectivum genommen wurde *); doch wahrscheinlich ist sie heidnischen Ursprungs **) und Πίστη ist als Eigenname auch bei den Heiden in Gebrauch, wie aus einer Inschrift in Iconium im dritten Bande des *Corpus inscriptionum* erhellt. †)

Pfarrer Rinck von Grenzach: An dem sehr gelehrten Vortrag, den wir vorhin vernommen haben, vermisse ich die Feststellung des Heroenbegriffes, die mir darum nothwendig scheint, weil sich die Fortpflanzung der vielen Eigennamen, die in der Heroenzeit vorkommen, eigentlich ohne Belege von selbst versteht, und nur die Nachweisung solcher Eigennamen, die mit den eigentlichen Heroen nach Hesiodischem Begriff gleichlautend sind, von Erheblichkeit ist. Denn waren diese als Söhne eines Gottes oder einer Göttinn in dem Volksglauben wie Halbgötter von einem Heiligenschein umgeben, so war es natürlich, dass man solche Namen seltener seinen Kindern beilegte; wie auch mehr nur solche Götternamen, die zugleich als Appellativnamen gebraucht wurden, zu Eigennamen für Menschen gewählt worden sind. Bei dieser von mir gewünschten Beschränkung würde das mitgetheilte Verzeichniss von Heroennamen viel kürzer, aber wegen der Verbindung mit den Götternamen richtiger und interessanter ausgefallen sein.

Prof. Vischer dankt für die Bemerkungen Kleins und Pipers, um so mehr als dieselben seine Ansicht nur bestätigen; die Beschränkung des Begriffes Heros habe er absichtlich unterlassen, weil der Gebrauch der Heroennamen im allerweitesten Sinne angezweifelt worden sei.

Hierauf ward die Sitzung durch den Präsidenten aufgehoben; die des nächsten Tages müsse wegen der Menge der noch angekündigten Vorträge um eine Stunde früher begonnen werden.

VIERTE SITZUNG. 2 OCTOBER.

Der Vicepräsident Prof. Vischer lässt zuerst das Secretariat die Liste der hinzugekommenen Mitglieder verlesen, und ladet sodann für den Nachmittag diejenigen, welche geneigt seien sich zu unterzeichnen, zu einer Fahrt nach Basel-Augst ein, wo ausser den frei stehenden Alterthümern auch die reiche Sammlung des Hrn Schmid den Gästen freundlich werde geöffnet sein.

Den ersten Vortrag hielt Turnlehrer Spiess in Basel

über das Turnen in der Schule.

Der Aufschwung, welchen das Turnen in jüngster Zeit wieder in Deutschland genommen hat, führte in verschiedenen Kreisen Erörterungen über die Einführung dieses Erziehungs- und Bildungsmittels herbei, Erörterungen, welchen die Erzieher und Schulmänner wohl am wenigsten fern bleiben konnten. Die frühere Turnweise der Schüler hat sich zu einem eigentlichen Schulturnen entwickelt, und es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, wenn über das Schulturnen und sein Verhältniss zum früheren Turnen der Schuljugend in dieser ehrenwerthen Versammlung gesprochen werden soll.

*) Mai Script. vet. nov. Collect. Vol. V. p. 19, not. 3.
**) Wie auch die (lat.) Grabschrift der Claudia Piste, ebenfalls im Vatican. Museum, bei Osann. Syllog. p. 460.
†) Boeckh et Franz C. I. n. 4007.

Digitized by Google

Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert führte vorzugsweise GutsMuths in Deutschland zuerst die Leibesübungen als einen Theil der Erziehung ein. Dieser Mann wollte schon damals der in seiner Zeitbildung einseitig gepflegten und auf die Spitze getriebenen Geistigkeit dadurch begegnen, dass er das Werk einer vollen und gesunden Menschenerziehung, nach dem Vorgange der Alten, auf die unverrückbaren Bedingungen gleichmässiger Ausbildung der geistigen wie leiblichen Natur des Menschen zu gründen strebte. Er ist der erste, welcher eine alte fast sprichwörtlich gewordene, aber gleichwohl unberücksichtigte Wahrheit: „dass eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne" im Leben zu verwirklichen und in der Erziehung zu vollziehen unternommen hat. Seine Werke über Gymnastik können heute noch Zeugniss geben von dem Geiste und von den Mitteln, durch welche die leibliche Seite des Menschen sowohl in gemessnerer ernster Anstrengung als auch in freierem Spiele zu bilden sei, und weisen hin, wie bei der Einheit des leiblichen und geistigen Menschen die Erziehung nur in der einen oder andern Richtung zur Halbheit führen müsse.

Diese Anfänge der Leibesubungen mussten in ihrer Fortbildung und Verbreitung bald gehemmt werden und zurücktreten gegen ernstere Ereignisse der folgenden Jahrzehnte, in welchen mit dem Bestande Deutschlands selber die einzelnen Bestrebungen der Erziehung in Frage gestellt wurden.

Es ist bekannt, wie später in den Zeiten vaterländischer Noth durch Jahn die Leibesübungen unter dem Namen Turnen ihren zweiten und grössern Aufschwung genommen haben. Mit dem Kampfe gegen den äussern Feind ward zugleich auch der Kampf für die sittliche Erneuerung des in seinem Innern so vielfach geschwächten eigenen Volkslebens unternommen, und das Turnen ward gehoben und getragen von dem allgemeinen Zuge der geistigen und leiblichen Rüstungen für das Vaterland. Bald nach den Befreiungskriegen, 1816, erschien die „deutsche Turnkunst" von Jahn und seinem Schüler Ernst Eiselen, ein Buch, welches die Einführung und Betreibung der Turnübungen auf den öffentlichen Turnplätzen in grossen Grundzügen gibt und bis heute noch die Richtschnur auch für das Schulturnen bei Vielen geblieben ist.

Hatten sich die ersten Anfänge der Leibesübungen unter GutsMuths in einer ruhigern Zeit aus der Einheit erzieherischen Lebens, wie ein neu gesprosster Zweig aus dem einen Stamme, auch stiller entwickeln können, so drang dagegen die in erregter Zeit erneute Turnsache so rasch und entschieden mit dem grossen Gedanken der gesammten Volkserhebung in den Vordergrund, dass sie in Vielem ihren Anschluss an die bestehenden öffentlichen Bildungsanstalten der Jugend übereilte. Zwischen Schule und Turnplatz bildete sich ein Gegensatz, Schulsitte und Turnersitte liefen in Vielem auseinander, eine jede beider Anstalten ging ihren eigenthümlichen Weg, und es hätte der Zeit und der Ruhe bedurft diesen Zwiespalt allmählig auszugleichen und dem Turnen seine volle Stellung und seinen festen Bestand und besonnenen Fortgang in dem ganzen für Erziehung zusammengreifenden Leben der Schule zu sichern. Diese ruhige Entwickelung ward jedoch durch die Aufhebung der öffentlichen Turnplätze in ihrem Laufe unterbrochen, und so lag für die Erziehung die Sache der Leibesübungen wieder brach, bis vor wenigen Jahren ein weckendes Wort des Königs von Preussen den jüngsten Aufschwung des Turnens, als einer die Schule ergänzenden Einrichtung, in ganz Deutschland hervorrief.

Nebeneinander bestehen aber auch jetzt noch zweierlei Ansichten über die Turnweise der Schuljugend, von welcher die ältere und herkömmliche sowohl als auch die neuere und sich bildende ihre Verfechter und Anhänger hat, wenn auch das neuere Schulturnen bei näherer Betrachtung nur mehr eine Fortentwickelung und Weiterbildung der früheren Turnweise genannt werden muss. Der Umstand, dass die frühere Turnweise wohl von fast allen verehrten Anwesen-

Digitized by Google

den gekannt ist, und dass ferner durch die abgehaltene Prüfung von dem Schulturnen einige Anschauung gegeben worden, lässt es angemessen erscheinen hier zu einer Einleitung für die Besprechung des Schulturnens und seiner Eigenthümlichkeit gegenüber der früheren Betreibung des Turnens nur in weiteren Umrissen einige Andeutungen über den Unterschied beider Betriebsweisen des Turnens für die Schuljugend zu geben.

Nach der älteren Turnweise werden die Schüler aller Alter ins Gesammt und gleichzeitig auf den Turnplätzen, die man am gelegensten ausserhalb der Stadtthore im Weiten und Freien herrichtet, vereinigt. Die Schaar wird, abgesehen von der Eintheilung, wie sie in der Schule nach Klassen besteht, je nach Alter, Grösse und Kraft in Riegen gegliedert und macht so unter der Leitung von Vorturnern ihre verschiedenen Uebungen, welche sich in einem geordneten Wechsel folgen; die Aufsicht über das Ganze führt der Turnlehrer, der häufig nicht einmal Lehrer und Erzieher ist. Auf die strengere Turnschule wird gewöhnlich die erste Hälfte der Turnzeit verwendet, zur Turnkür, zu Massenübungen und Spielen dient die zweite Hälfte der Turnzeit, die sich während der beiden wöchentlichen schulfreien Nachmittage auf mehrere hintereinander folgende Stunden ausdehnt und durch eine Turnrast unterbrochen wird. Da diese Einrichtung mehr für die gute Jahreszeit getroffen ist, so wird dagegen im Winter davon abgesehen und der beschränkteren Turnräume wegen die ganze Ordnung der Zeit und den Umständen nach verändert. Ausser den regelmässigen Turnzeiten werden mit der Jugend auch nähere und weitere Ausflüge und Turnfahrten gemacht. Das Turnleben der Schuljugend soll noch dadurch in einer lebendigeren Verbindung mit der Schule gehalten werden, dass die Vorgesetzten derselben und Lehrer die Oberaufsicht von Amts wegen führen, und man will darauf hinarbeiten, aus dem Stande der Lehrer selbst die Turnlehrer zu wählen und für diesen Gegenstand auszubilden. Für das eben so nothwendige Turnen der weiblichen Jugend hat diese ältere Turnweise noch keinen Rath gegeben.

Das neuere Schulturnen weicht nun von jener älteren Turnweise in zwei wesentlichen Richtungen ab, erstens in Hinsicht seiner Stellung zur ganzen gegebenen Schulordnung, und zweitens in Hinsicht der Auswahl und Behandlung des Uebungsstoffes.

Vor Allem will die neuere Turnweise allen Schulen in Stadt und Land und somit auch den Mädchenschulen, den jüngeren und vorgerückteren Altern, das Turnen zuwenden und verpflichtet darum auch alle Schüler zur Theilnahme an demselben.

Im Anschluss an die bei allem in Schulen gegebenen Unterricht schon bestehende Klasseneintheilung soll das Turnen auch nur von diesen kleineren Abtheilungen betrieben werden.

Auch der Turnunterricht soll nur von Lehrern der Schule gegeben werden.

Für den regelmässigen Fortgang des Turnens, im Sommer wie im Winter, muss die Schule angemessene Räume haben und diess bei oder in geringer Entfernung von derselben.

Bei den jüngeren Altern soll täglich eine Stunde auf das Turnen und die Turnspiele verwendet werden, bei vorgerückteren Altern kann nach Umständen eine andere Ordnung der Turnzeit getroffen werden.

Die Schule soll die Jugend öfters zu kleineren und grösseren Wanderungen, Turnfahrten in das Freie führen.

Diesen Anforderungen gegenüber hat nun das Schulturnen auch den Unterrichtsstoff zweckgemäss bearbeitet.

Für die turnerische Ausbildung des Einzelnen war es vor Allem nöthig, die im Leben meist vorkommenden Leibesübungen des Stehens, Gehens, Laufens u. s. w. allseitig und kunstvoller weiter zu bilden, und dieser Forderung entsprachen die Freiübungen.

Digitized by Google

Zur möglichst gleichmässigen Ausbildung einer Klasse im Turnen, sowohl in den Freiübungen als auch in den mehr ungewöhnlichen Geräthübungen, wurden das Turnen in den Gemeinübungen und die namentlich auf den Geist der Zucht und Ordnung gerichteten Ordnungsübungen für den Unterricht in Anwendung gebracht.

Wir schliessen mit dem Gedanken, dass vor Allem auch die Schule in ihrer erzieherischen Wirksamkeit auf den festen Boden und die Kraft des leiblichen Menschen gegründet sein muss: denn in ihm findet der Geist das Mass und Verhältniss zu allen niederen und höheren Dingen.

Rector Eckstein von Halle hat gleich den Andren, welche der vorgestern angestellten Turnprüfung beigewohnt, seine Freude gehabt an diesen durch Rhythmus verschönten und zur Schönheit bildenden Uebungen. Doch glaube er der alten Turnweise in einem Punkte das Wort reden zu sollen. Die Abtheilung der Zöglinge nach Alter, Grösse, Kraft u. s. w., nicht aber nach den Classen der Schule, gewähre den Vortheil, dass auf dem Turnplatze der leidige Classengeist gebrochen werde. Ob daher diese Einrichtung nicht festzuhalten, ob es nicht möglich sei die Freiübungen mit ihr zu vereinigen?

Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg stimmt aus Princip gegen das obligatorische Turnen. Das Turnen der Griechen sei auch frei gewesen. Die Förderung, die Jeder dem Turnen wünschen müsse, werde schwerlich durch Zwang herbeigeführt, viel eher durch Freiwilligkeit und durch die Anspornung, welche in dieser liege.

Institutvorsteher Bender von Weinheim bezweifelt, dass die Verpflichtung zum Turnen dem Turnen schaden könne. Sei doch die geistige Bildung durchaus obligatorisch: warum nicht auch die leibliche? In seiner Anstalt sei, auf die Wintermonate berechnet, eine obligatorische Werkstätte für allerlei Handarbeit; die Kinder wüssten gar nicht, ob sie obligatorisch darin seien oder freiwillig: es gehöre eben mit zur Anstalt, und jedes würde seine Nichtzulassung als eine Strafe ansehen.

Geheimer Hofrath Nüsslin von Mannheim stimmt dem bei; Freigebung des Turnens sei der gerade Weg zu dessen allmählichem Untergange.

Director Seisen von Schopfheim: Bei den vielen Unglücksfällen, die auf Turnplätzen schon geschehen, dürfe man den Eltern ihre etwanige Abneigung nicht verargen; das Turnen müsse deshalb von deren Einwilligung abhängig bleiben.

Rector Eckstein: Man fragt am besten die Erfahrung. In Preussen, als das Turnen noch freiwillig war, verlor sich die Theilnahme; seit es obligatorisch ist, zeigt sich, wenn der Lehrer nur das rechte Geschick hat, die Jugend sehr geneigt. Aber an dem Lehrer liegt auch hier das Meiste: er muss alle Pedanterei zu beseitigen, er muss namentlich Turnspiele zu bringen wissen anstatt der Seiltänzerkünste.

Prof. Hassler von Ulm: Wenn einmal beim Turnen ein Unglücksfall geschehe, so liege darin noch kein Grund gegen die obligatorische Einführung: Ungeschick und Unglück komme auch im übrigen Unterrichte nur zu viel vor.

Turnlehrer Spiess. Die Verpflichtungsfrage scheint erledigt. Mein Classenturnen soll den guten und rechten Classengeist fördern, nicht den leidigen, nicht den Pennalismus. Dem Kind ist die ganze Schule zu gross; es ist dem Knaben nicht gut unter andre zu kommen, die weder

Digitized by Google

ihn verstehen, noch er sie: besser für ihn sind die kleineren Gliederungen, wo er jeden Gespielen, wo auch ihn der Lehrer kennt. So wird der Classengeist allen das Turnen lieb machen, den Pennalismus aber austreiben helfen.

Rector Eckstein: Wir einigen uns, sobald die sonst gewohnten Lehrer auch im Turnen unterrichten und nicht ein eigener Turnlehrer, der den Knaben im Uebrigen fremd ist.

Hiemit endigte die Discussion, und Pfarrer Rinck von Grenzach las

Über die ethische Bedeutung der Mysterien Griechenlands.

Hochgeehrte Herren!

Wenn die griechische Menschheit unter den classischen Völkern der Vorzeit die oberste Stelle einnimmt, so scheint mir der religiöse Glaube der alten Griechen die Spitze und Blume ihrer Bildung und Geschichte zu sein, und wenn ihre Mystérien den Kern und Mittelpunct ihrer Religion bilden, so will ich Sie in meinem Vortrage in das innere Heiligthum des classischen Alterthums führen, Sie zwar nicht mit verschollenen Ceremonien als solchen unterhalten, aber die religiös-sittliche Bedeutung der griechischen Mysterien, ihre immerwährende Wahrheit betrachten und die allgemeinen Religionsideen auch in ihnen nachweisen; was für den Philologen nicht minder als für den Theologen anziehend sein dürfte. Ich werde Sie nicht durch Begründung meiner Behauptungen im Einzelnen ermüden, sondern mich auf Darlegung von Gesichtspuncten und von den Ergebnissen meiner Untersuchungen beschränken, da der Zweck dieser Versammlung nicht sowohl ist, Gelehrten seine Gelehrsamkeit mitzutheilen, als vielmehr aus dem Leben lebendig anzuregen.

Der mythische Gegenstand der samothracischen und eleusischen Mysterien war der Raub der Persephone, der Kummer der suchenden Mutter Demeter und ihre Freude beim Wiedersehen der gefundenen Tochter; Gegenstand der Sabazien war das Leiden und die Wiedergeburt des Dionysos. In Samothrace wurde der pelasgische Hermes bald als Zeugungsgott (ithyphallicos, Kadmilos), der die Persephone befruchtet, bald als unterirdischer (ἐριούνιος), der als Aidoneus sie im Schattenreich umarmt, vorgestellt, und der nächste Sinn dieses Fabelkreises ist, den Kreislauf von Tod und Leben in der ganzen Natur, in den Jahreszeiten und in der Menschenwelt darzustellen. In Eleusis wurde diese pelasgische Religion mit der ägyptischen vermischt, an die Stelle des Hermes in seiner unterirdischen Bedeutung trat Hades, und an seine Stelle in der Eigenschaft des männlichen Erzeugers trat Osiris-Dionysos, und Persephone wurde die Mutter des Dionysos aus der Umarmung des Zeus. Auch in Dionysos, wie in seinem pelasgischen Vorbilde Hermes, wurden beide Ideen, die des Hades und des Phallosgottes verschmolzen, und in letzterem Sinne war er Iacchos, d. i. Säugling, in ersterem Zagreus, d. i. schwach, unterirdisch. Dem Iacchos gesellte die Einbildungskraft ein weibliches Wesen, die Baubo, d. i. das weibliche Zeugungsorgan, zu.

Hiernach hat es den Anschein, dass die Mysterienfeier nach der Bemerkung Ciceros sich mehr um physicalische Lehren drehte, dass man vielmehr die Natur der Dinge als der Götter in ihnen kennen lernte. Allein wenn nach demselben Schriftsteller die attischen Weihen das rohe Leben zu einem menschlichen und gesitteten umgestalten und eine Schule sind, nach richtigen Grundsätzen mit Freuden zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben, wenn uns der Homeride, Pindar, Sophokles, Plato, Aristophanes, Isokrates übereinstimmend berichten, dass die Eingeweihten des Lebens Ursprung von Gott und des Lebens Ziel kennen, dass sie in der Götter Gemeinschaft

Digitized by Google

treten, in Absicht auf des Lebens Ende süssere Hoffnung haben und allein in der Unterwelt wahrhaft leben, während die Andern nicht gleiches Loos im finstern Hades haben: da werden wir wohl genöthigt, die Anschauungen des Natürlichen und religiös Sittlichen in der Mysterienfeier im Zusammenhang zu denken, so dass jenes als Sinnbild von der sittlichen Weltordnung, als Mahnung zur Veredlung und Heiligung aufgefasst wurde. Nur dann haben wir die Mysterien richtig verstanden, wenn wir in diesen naheliegenden Zusammenhang eingedrungen sind. Auch der Israeliten religiöse Feste lehnten sich an Natur- und Jahresfeste an, Ostern, Pfingsten und Laubhütten waren Gedächtnisstage von den Führungen Gottes mit seinem Volke und zugleich Dankfeste für die jährlich wiederkehrenden Segnungen der Erndte und Weinlese. Sogar das Christenthum, welches in des Menschen Sohn den Mittelpunct unserer Versöhnung und Heiligung aufstellt, schliesst die Naturbetrachtung nicht aus, wie wenn Paulus in Christi Tod der Welt Ende schaut und daraus die Anwendung auf sich macht: „Durch Christum ist mir die Welt gekreuziget und ich der Welt“ (Gal. 6). Aehnliche Ideen werden ungesucht durch die Mythen und die Gebräuche der griechischen Mysterien angeregt.

Persephone, d. i. das Samenkorn in der Erde (פְּרִי סָפוּד: vgl. Cic. N. D. II, 26. Arnob. adv. Gent. III. 33) fällt in das Grauen der Nacht, doch nicht ohne Hoffnung. Sie ist das Menschenkind (Κόρη) oder das Vorbild der sündigen Menschheit, die ein Raub des Todes wird. Der Anlass ihres Falles war Spiel und Leichtsinn. Beim Blumenlesen auf reicher Trift überraschte sie nach Zeus Rathschluss Aidoneus und riss sie wider ihren Willen herab. So sind die Aepfel auf dem Baum des Erkenntnisses lieblich anzusehen, und mitten in der Freude ist die Natter versteckt. Demeter trauert, entäussert sich ihrer Gottheit, enthält sich des Olympos und kommt zu den Menschen in Gestalt eines alten Weibes. Ihre Trauer galt nicht der Natur allein, sondern auch der gefallenen und hinfälligen Menschheit, und ist eine Andeutung der göttlichen Barmherzigkeit, die nicht den Tod des Sünders will, sondern dass er sich bekehre und lebe. Im Stande ihrer Erniedrigung und Betrübniss wird sie ja die Amme des königlichen Sohnes Demophon, salbt ihn mit Ambrosia und legt ihn des Nachts ins Feuer, wodurch ihr Zögling den Göttern ähnlich wird. Hieraus wird der sittliche Gehalt der Fabel klar. Das Beklagen und Suchen der gefallenen Tochter hat den Zweck, dass ein neuer und im Feuer geläuterter Mensch, den niedern Trieben entnommen, aus dem Nachtreich auferstehe und zur Gottähnlichkeit erzogen werde. Diess ist nicht anders möglich, als wenn Demeter aus Liebe, der göttlichen Würde beraubt, in Menschengestalt die Versunkenen aufsucht, ihr Loos bejammert und den richtigen Steig, der zu den Göttern führt, anzeigt. In dieser Bedeutung scheint der Homeride jene Klage aufzufassen, wenn er in mystischer Kürze sagt, man dürfe die heiligen Orgien nicht betrauern, die Gottesfurcht gebiete Schweigen. Die grosse Mutter hatte den hohen Endzweck, den Zögling von dem gebrechlichen Alter und Tod ganz zu befreien; allein ihre Absicht scheiterte an der menschlichen Thorheit. Der Mensch sollte sich in Demuth und heiliger Scheu der Götter Zucht ganz hingeben, dass die neue Creatur geschaffen würde. Aber der Erde Kräfte ziehen abwärts: klügelnder Vorwitz verleitete Metanira, die seltsame Erziehungsweise ihres Sohnes Demophon zu erspähen, sie klagte laut beim Anblick des Feuers. So stören die unbesonnenen Menschen das Werk der Götter, welches auf halbem Wege stehen bleibt. Demeter zürnt, giebt sich zu erkennen und hinterlässt die ehrwürdigen Orgien, welche belehren, dass das Fleisch im Feuer geläutert und die Menschen in einem neuen Wesen wandeln sollen. Zum Gedächtniss des Feuerkindes begingen die Jünglinge von Eleusis alljährlich Turnübungen, den Leib durchdrungen und dauerhaft zu machen und dem Geiste unterzuordnen.

Digitized by Google

Nur ein Drittheil des Jahres weilt Persephone in der Tiefe, zwei Drittel oben bei den Unsterblichen; der genossene Granatapfel, welcher voller Samen ist, bindet sie an den Orcus, d. i: die befruchtete Natur gibt ihre Samen zurück in die Erde, um den beständigen Wechsel der Fruchtbarkeit zu erhalten. Die Eingeweihten, die das ewige Sterben und Leben der Natur in diesem Fabelkreis betrachteten, schöpften hieraus als Theile des Naturganzen Trost, wenn auch das individuelle Leben schwindet, und sogar dieses soll nach der Lehre der Paliggenesie aufs Neue erstehen. Zugleich liegen sittliche Ideen nahe: die im Frühling zurückgekehrte Göttin ist ein Vorbild der sich aufraffenden Menschheit, ihre durch Hermes vermittelte Rückkehr ist ein Bild der Rückkehr der Gefallenen zu dem himmlischen Lichte der Götter, die Samen der Sinnlichkeit ziehen von der Höhe herab. Das Menschenkind Persephone aber ist in ihrem zweifachen Stande das Urbild aller Eingeweihten. Die Aehren, welche Demeter dem Triptolemos reichte, bedeuten nicht allein den Getreidebau, den sie ihn lehrte, sondern sind zugleich ein Sinnbild der Weihen, worin sie ihn unterwies, kraft deren der Mensch, der Persephone gleichförmig, wie das Samenkorn vom Tode zum Leben, von der Nacht zum Tage, vom Hades zu den himmlischen Göttern aufsteigen soll.

Wie Persephone als eitle Blumenleserin die Beute des grausen Gatten wurde, so wurde Dionysos beim Ball-, Würfel-, Kreisel- und Kegelspiel von den tückischen Titanen überrascht und zerfleischt; wie in Attika zuerst Onomakritos in den Zeiten der Pisistratiden gelehrt haben soll (Pausan. VIII, 37). Pallas, die göttliche Weisheit, trug das schlagende Herz des Ermordeten zum Vater Zeus. Als feuergeborener Weihegott ist er ein Vorbild unserer Wiedergeburt und Heiligung, dass wir das durch Nothwendigkeit gebotene Absterben und Erneuern der gesammten Natur freiwillig nachahmen. Je treuer der Mensch die Natur und die Naturgötter nachahmt, desto mehr erfüllt er seine Bestimmung; er muss sich mit freier Selbstbestimmung an die göttliche Zucht hingeben.

Am Jahresfest der eleusischen Demeter in Arkadien schlug der Priester der Pheneaten in der Maske der Göttin, somit in ihrem Namen mit Stäben die irdischen Menschen. Es waren ohne Zweifel, wie am Aschermittwoch der Christen, sinnbildliche Schläge, die in christliche Worte gefasst folgenden Sinn hatten: „Seid ernst und wachsam, Menschenkinder, unter Blumen lauert Hades; das Leben ist kein Spiel, hütet euch vor den einschmeichelnden Titanen. Wenn der Winter euch der Dinge Vergänglichkeit lehrt, so zieht den Geist ab von dem eiteln Wesen der Welt, die Gottheit beweint euer Loos, macht ihr Freude und entreisst euch den höllischen Mächten. Die Titanen haben dem Dionysos die Schamtheile abgeschnitten und so den Frevel des Kronos wieder gut gemacht. Die Entmannung des Dionysos, Osiris und Attis steht im umgekehrten Verhältniss zur Entmannung des Uranos. Als der Himmel seines Männlichen beraubt worden, so wurde das Fleisch und die fort und fort Fleisch zeugende Kraft, Aphrodite, geboren. Werden aber die zeugenden Götter des Fleisches entmannt, so wird der Himmel mit den Menschen versöhnt, die Erinnyen, die aus dem uranischen Samen entsprungen sind, werden beschwichtigt, und die Sinnenwelt richtet sich geheiligt aufwärts, vom Geiste beherrscht und getragen. So ziehet den Rock des Fleisches aus und beschneidet eure Herzen, umgürtet eure Lenden mit purpurnen Binden. Ihr seid auch Theile des Naturganzen, verkündiget den Tod der Natur durch Enthaltsamkeit und tröstet euch so ihres nie versiegenden Lebens. Der milde Frühling, der holde Knabe Iacchos an der Göttin Brust sei euch ein Sinnbild des neuen Lebens in der Götter Gemeinschaft, Hermes geleite euch dahin und Pallas bringe euer Herz zu dem obersten Zeus, der eurer Väter Gott und Vater ist. Als Epopten mischet euch in den Chor der Himmlischen, und im Tode wird nicht ewige Finsterniss euch decken.“

Digitized by Google

Diese Lehren haben unabhängig von der vorübergehenden Form der Mysterien ewige Gültigkeit, und stimmen, als in der Natur der Dinge und der Menschen gegründet, zugleich mit den überlieferten heiligen Sagen und Gebräuchen überein, deren Auffassung so gerechtfertigt wird. Die christlichen Kirchenväter haben uns einzelne Züge von der Mysterienfeier mitgetheilt, die wir für glaubwürdig halten dürfen, weil gewiss viele Christen vormals als Heiden eingeweiht waren, die sich nach ihrer Bekehrung nicht mehr zur Verschwiegenheit verpflichtet erachteten, und um des Eindrucks auf die Heiden nicht zu verfehlen, wahrhafte Zeugnisse ablegen mussten. Auch dürfen wir, die Feier der Sacramente betreffend, eine von der Vorzeit auf die spätern Geschlechter treulich forterbende Ueberlieferung annehmen. Was aber umständlich von den Eleusiniern berichtet wird, war wohl mehr oder weniger auch in Samothrace der Inhalt der Mysterienfeier. Ich erinnere an einige bedeutsame Ceremonien.

Man hatte Reinigungen durch Untertauchen im Wasser, und die Getauften umgürteten die Lenden mit mystischen Binden. Bussfertige Verbrecher wurden ausserdem feierlich entsühnt, indem man sie auf Häute von Thieren stellte, welche Zeus dem Gnädigen (μειλίχιος) geopfert worden waren, um zu bezeugen, dass der Sünder allein auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit stehen und fussen müsse. Die feiernde Menge ging im Zug von Eleusis unter Gesängen ans Meer, um sich darin abzuwaschen. Man wiederholte die plutonische Hochzeit, man stellte Demeter dar, wie sie mit Fackeln die verlorne Tochter suchte, sie beklagte, fastete und über ihre Rückkehr sich freute, man rief fröhlich singend den Iacchos an, den Reichthumgeber. Das Losungswort der Eingeweihten war: „ich habe gefastet, den Mischtrank getrunken, etwas aus der Kiste genommen, nach dem Gebrauche es in den Korb gelegt und aus dem Korbe wieder in die Kiste.“ Was dieses mit Zurückhaltung Angedeutete war, können wir aus dem Vorgang errathen, der in der Legende von der Demeter mit dem Mischtrank in die nächste Verbindung gesetzt wird. Die Göttin wäre nämlich auf dem Fasten und Trauern beharrt, wenn sie nicht durch die Schamtheile der Baubo und die Geberde des lüsternen Knaben Iacchos erheitert und dadurch beredet worden wäre, den Trank anzunehmen. Nun wird aber bestimmt der Phallos als Gegenstand aller Seufzer der Epopten und das weibliche Glied als vorzügliches Sinnbild der Eleusinien und als in der mystischen Kiste befindlich angegeben. Mithin ist es sehr wahrscheinlich, dass die Embleme der Baubo und des Iacchos, die Sinnbilder der fortpflanzenden Fruchtbarkeit, von den Eingeweihten aus der Kiste herausgenommen, die Geberde des Iacchos nachgeahmt, jene Zeichen zusammengefügt in den Korb gelegt und von da wieder in der Kiste verschlossen wurden. Dabei geschah es wohl, dass man den priesterlichen Zuruf vernahm: κοὸγξ ὄμπαξ, was ich aus der semitischen Tempelsprache dolmetsche: kein Falsch sei in dir כַּחַשׁ אִם בָּךְ׃ Man sollte an der grobsinnlichen Darstellung des unvergänglichen Naturlebens ungeachtet des Untergangs der Einzelwesen keinen Anstoss nehmen, mit ernstem und reinem Sinn es betrachten und als Individuum dem Ganzen untergeordnet in den Orden der Götter eintreten, an ihrer Trauer und Freude Theil nehmend. Es wurde das Naturgesetz des Kreislaufs zwischen Enthaltsamkeit und Fruchtbarkeit, zwischen sich Zurückziehen und sich Oeffnen theils als Naturnothwendigkeit, theils als Vorbild für den freien Menschen vorgestellt, und zur Bedingung der Theilnahme an dem fortdauernden Lebensborn gemacht. Indem du, mochte der Hohepriester sagen, mit deiner Hand die Zeugungsorgane aus dem offenen Korb in die verborgene Kiste zurücklegst, so werde die entsprechende Entschliessung in dir hervorgerufen, dich naturgemäss zu beherrschen und deine Lüste zu zähmen. Kiste und Korb sind die zweierlei Lebensbehälter, wodurch die Welt fortbesteht: ist Persephone im Hades, so sind die Lebensorgane in der Kiste verschlossen, ist sie zur Mutter gekommen und sind die Blumen des Lenzes erschienen, so sind die Organe im

Digitized by Google

Korbe. Es ist hierbei nicht auf Fleischeslust, sondern lediglich auf Befruchtung als den grossen Endzweck abgesehen. Wiewohl die christlichen Kirchenväter jene Ceremonie verdächtigten, so glaube ich doch, dass bei jener objectiven Darstellung alles unreine Gelüsten viel mehr in die Schranke der göttlichen Zucht gewiesen als aufgeregt wurde. Zugleich wurde je nach dem Glauben der Zeitalter und der Individuen die Hoffnung belebt, im Wege der Paliggenesie aus dem finstern Reiche mit Persephone in eine neue Lebensform wieder zu erstehen; woher die Grabessymbolik viele sprossende und phallische Gegenstände darbietet. Hauptsächlich aber wurde die Bitte um Jahressegen mit dem Vollgehalt der Mysterien zu Anfang Septembers, da das Füllhorn der Natur ihre Gaben spendet, in Verbindung gebracht, und am letzten Tage Trankopfer aus zwei Irdengeschirren gegen Sonnenaufgang und Untergang in eine Erdkluft gegossen, womit man sagen wollte: der Segen des erwachten Dionysos träufelt vom Aufgang bis zum Niedergang auf die Erde. Dabei schaute man gen Himmel und rief: Sohn, sodann zur Erde und sprach: Mutter: *Ὑέ, Τοκυῖε.* Die erzeugende und empfangende Kraft der Natur sollte die Fruchtbarkeit erhalten und die vielen Gefässe derselben fort und fort ausgiessen.

Nach dieser Darstellung haben die Mythen und die heiligen Gebräuche der eleusischen Mysterien einen religiös sittlichen Gehalt, allerdings nur für ernste Gemüther, die reines Sinnes die schaffenden Kräfte im Himmel und auf Erden, Mann und Weib, in Sinnbildern anschauen, den Tod der Natur durch Fasten und Enthaltsamkeit verkündigen, des nie versiegenden Lebens sich freuen, die Götter dafür loben und preisen und an ihren Chor ungeachtet des allverschlingenden Todes sich anschliessen. Weil gemeine sinnliche Naturen das Ehrwürdige leicht entweihen und missverstehen, so wurde es in geheimnissvolles Dunkel gehüllt, und den Blicken der Ungeweihten entzogen. Die Geweihten aber sollten gleich uns, wenn wir die christlichen Mysterien feiern, das Ende und den Tod alles Fleisches und das ewig junge Leben der Natur und Menschheit durch Gottes Kraft anschauen und selbst theilnehmend festlich begehen.

In Samothrace nannte man diese Gottheiten Kabiren d. i. mächtige Götter, als die alles Seiende im Himmel und auf Erden weben. Ihre Namen waren nach der semitischen Tempelsprache erstens Axieros d. i. Demeter, aus einer persischen Vorsylbe und אֶרֶץ *πότνια γῆ*, zweitens Axiokersa d. i. Persephone, von derselben Vorsylbe und חָרַשׁ pflügen, woher die Römer den Namen Ceres bildeten. Derselbe Name mit männlichem Umlaut Axiokersos ist der dritte Kabir, und das männliche Princip der Persephone gegenüber, in beiden Gestalten bald als Hades, wie ihn Mnaseas auslegt, bald als Hermes, in welcher Bedeutung ihn Dionysodoros auch als einen vierten Kabir unter dem Namen Kadmilos aufführt, d. i. der vor Gott steht.

Zum Schluss erlaube ich mir die Deutungen Schellings in seiner Schrift über die samothracischen Gottheiten den meinigen kürzlich gegenüberzustellen und Sie, m. H., entscheiden zu lassen, welche Ansicht der religiösen Wahrheit, der Anschauungsweise des Alterthums und den geschichtlichen Nachrichten näher kommen möchte. Schelling sieht von diesen Nachrichten völlig ab, hängt sich lediglich an die letztgenannten Götternamen, und bringt durch Etymologie sein eigenes philosophisches System heraus, so dass das alte Samothrace leibhafte Schellingianer beherbergte. Axieros von יָרַשׁ, das freilich nur besitzen und aus dem Besitz vertreiben bedeutet, soll hier Hunger und Sucht als das Wesen der Demeter, den ersten entfernten Anfang alles wirklichen offenbaren Seins anzeigen. Axiokersa von חָרַשׁ, das freilich nicht zaubern bedeutet, sondern pflügen, soll die Zauberin sein, die das Kleid der Sterblichkeit webt, und der Sinne Blendwerk hervorbringt, als der Grundanfang der ganzen sichtbaren Natur. Axiokersos von derselben Wurzel ist ihm ein höherer Zauberer, welcher die Strenge des ersten Zaubers mildert und beschwört, der

Digitized by Google

Herr der Geisterwelt. Hermes oder Kadmilos vermittelt Natur und Geisterwelt unter sich und mit dem Ueberweltlichen. Ueber diesen steht der gegen die Welt freie Zeus. Also ein von untergeordneten Persönlichkeiten oder Naturgottheiten zu einer höchsten sie alle beherrschenden Persönlichkeit, zu einem überweltlichen Gott, aufsteigendes System war unserm Philosophen die kabirische Lehre. Seine Vermuthungen aber haben nichts von allem dem, was uns die Alten von den Mythen und den Ceremonien der Mysterien berichten, für sich, sondern beruhen bloss auf dem schlüpfrigen Grunde unsicherer Wortableitungen. So sagt Cicero von Chrysippus, dass dieser in seinem zweiten Buche über die Natur der Götter die Fabeln des Orpheus, Musäos, Hesiodos und Homer nach dem, was er selbst im ersten Buche über die unsterblichen Götter gesagt hat, ausdeutete, als wären die ältesten Dichter, die solches nicht ahnten, sammt und sonders Stoiker gewesen.

Was mich betrifft, so bin ich weit entfernt die Mysten von Samothrace und Eleusis zu Christen zu machen, wiewohl ich es für erlaubt und recht halte, alle Religionen mit der Religion an sich zu vergleichen. Denn es ist ein und dasselbe tief im Menschen liegendes Bedürfniss, und schon die Heiden ahnten in dunkler Ferne, was uns die Zeit der Erfüllung brachte. Allerdings dürfen wir nicht unsern Standpunct und unsre Ideen bei der Betrachtung der heidnischen Religion aufdringen, sondern müssen diese unverfälscht mit historischer Treue an sich und aus sich selbst erkennen. Indessen die Verwandtschaft zwischen der heidnischen und christlichen Religion ist unstreitig grösser als zwischen jener und der neuern Philosophie, und darum hat auch die Vergleichung der verschiedenen Religionen mehr Berechtigung, als wenn Schelling sich in den alten Mysterien abspiegelt. Gleichwie das Sterben und Auferstehen Christi der Mittelpunct der christlichen Religion, der Grund unsrer Begnadigung, das Vorbild der Busse und des neuen Lebens der Menschen, und der Gekreuzigte und Auferstandene über Todte und Lebendige Herr ist, also war das Sterben und unvergängliche Leben der Naturgötter, ihre Höllen- und Himmelfahrt, die nicht bloss in der Einbildungskraft und Dichtung ihren Grund hat, die man in dem alljährlichen Wechsel der Dinge anschaute und scenisch darstellte, Gegenstand der Verehrung, des Gebets, der Hoffnung, Vorbild der Läuterung und Heiligung, Grund ihrer Herrschaft über die Lebendigen und die Todten. Wir haben es nicht nur mit Ausgeburten des Aberglaubens zu thun, sondern mit dem wirklichen Sterben und Leben der ganzen Natur, dessen Gegenbild wir in Christo anschauen. Der Geist Christi, dieses Weizenkorns, das Alles besamt, das in die Erde fiel und Frucht brachte, weht uns auch aus den sinnvollen Mythen des griechischen Alterthums entgegen. Und wenn sich auf diesem Gebiete ungesucht Anknüpfungspuncte ergeben, so haben wir darin zugleich eine Bürgschaft für das richtige Verständniss der Mysterien. Christus ist des Menschen Sohn, und Persephone Menschenkind (Κόρη), und auch Christus ist nicht bloss ein Individuum, einer von vielen, sondern Demiurg, in welchem die Welt gekreuzigt wurde und neu ersteht als ein Tempel der Gerechtigkeit; so ist auch Persephone nicht ein individuelles Wesen, sondern die Potenz der ganzen Natur und ihrer Wechselfälle, Inhaberin zweier Reiche, Beherrscherin der Todten und Vorbild des ewigen Lebens bei den olympischen Göttern. Dieselben Grundanschauungen anders gewendet begegnen uns hier und dort: Christus ist nicht nur unser Bruder, sondern unser Herr und Weltregent; der Christ weiss sich, wie der Heide, in seinen mystischen Anschauungen als einen Theil des Alls, und versenkt sein Ich gläubig mit der feiernden Menge in diesem All. Die heilige Mystik hat dieselbe Grundlage in den griechischen Mysterien und im Christenthum, sie ist ein heiliger Krieg gegen die Selbstsucht, ein Opfer an die Gottheit und das All. Wer in Christo nur ein menschliches Individuum sieht, und einem solchen sich ergibt, ist ein Menschendiener,

Digitized by Google

und steht hinter dem Heiden zurück, welcher sich den grossen Göttern, den menschgewordenen himmlischen Mächten weihte. Christus ist auch uns der Herr der Natur, deren Streben und unvergängliches Leben in ihm zur Erscheinung gekommen und ein einladendes Vorbild zur Theilnahme und Nachfolge geworden ist. Von ihm steht auf allen Blättern der Weltgeschichte geschrieben, sein Name ist auch in den Hieroglyphen der alten Religionen angedeutet; die griechischen Mysterien, die das allgemeine Sterben und Auferstehen verkünden, sind ein Schattenbild der seinigen. Seinem Namen lassen Sie uns mit aller Wissenschaft dienen, und als Eingeweihte wie uns selbst, so unsre Arbeit unterordnen. Lassen Sie uns eifrige Christen sein, so sind wir auch in höherm Sinn Mysten — nicht nur wissende, sondern mit Bewusstsein gläubige Mysten von Samothrace und Eleusis.

Es folgte ein Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. Fechter von Basel: um denjenigen Mitgliedern, welche des Nachmittags Basel-Augst besuchen wollten, eine Einleitung und Anleitung zu geben, las derselbe

Über Augusta Rauracorum und dessen Ueberreste.

Tit.

Es ist wohl in frühern Zeiten diesseits der Alpen niemals das Streben so ausgeprägt hervorgetreten, die Ueberreste römischen Lebens, römischer Cultur, römischer Kunst, welche unser Boden birgt, hervorzuziehen, durch die Deutung derselben einerseits die Vorgeschichte unserer Länder zu enthüllen, andrerseits die Ausbeute für das Verständniss römischer Schriftwerke, und sogar für die Bereicherung des Sprachschatzes zu benützen, und dem Gange nachzuforschen, den römische Cultur, auf unsern Boden verpflanzt, genommen hat — als wohl in unsern Zeiten. Ist man ja selbst einen Schritt weiter gegangen, über die starren, unwandelbaren Denkmäler hinaus und hat noch mit glücklichem Erfolg die, während des Mittelalters im wandelbaren Leben des Volks noch vorhandenen Ueberreste römischer Cultur aufgesucht und mittelst derselben über römische Schriften Licht verbreitet. Ich erinnere in dieser Hinsicht an die Verdienste Mones um die Aufhellung der res rustica. — Von diesem Gesichtspunkte aus möchte es wohl gerechtfertigt erscheinen, die Aufmerksamkeit gegenwärtiger Versammlung für einige Augenblicke auf die Ueberreste einer nicht unbedeutenden römischen Niederlassung zu lenken, die in der Nähe unserer Stadt schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Freunde der Alterthümer auf sich gezogen hat — ich meine die Colonia Raurica oder Augusta Rauracorum, die dem Dorfe Augst seinen Namen gegeben hat. Betrachten Sie die folgenden Worte nicht als eine Abhandlung, die neue Resultate zu Tage fördert, sondern blos zu dem Zwecke vorgetragen, namentlich diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, welche heute Nachmittag die Trümmer der Augusta und das Kabinet des Herrn Schmid, welches derselbe den Freunden der Alterthümer gefälligst öffnen wird, zum Voraus mit der Lage, der Geschichte und den Ueberresten dieser Colonie bekannt zu machen.

Seitdem Cäsars Legionen in das Herz von Gallien eindrangen, taucht in der Geschichte der Name der Bewohner desjenigen Bodens auf, auf dem wir jetzt stehen — der Name der Raurici oder Rauraci, der Bewohner desjenigen Landes, das sich auf der Nordseite des Jura bis an den Rhein, vom Mons Vocetius (Bözberg) hinunter bis gegen Argentovaria bei Colmar und in das Gebirg hinein zu beiden Seiten der Birs ausdehnte, in einem Umfange, der vielleicht mit den Grenzen des nachmaligen Bisthums Basel in Beziehung zu setzen ist

Digitized by Google

Die Rauracer waren nach dem bei Bibracte gescheiterten Versuch der Auswanderung mit den Helvetiern in ihr Gebiet zurückgekehrt und hatten noch einmal, aber ohne Erfolg ihr Contingent zu der Befreiungsarmee des Vercingetorix geschickt: in seinem Innern durch Partheiungen zerfleischt, war Gallien die Stunde des Untergangs erschienen. Seitdem Cäsar (46) den gallischen Triumph gefeiert hatte, kehrte in das Land, einzelne Zuckungen abgerechnet, eine gewisse Ruhe zurück: der Landmann baute wieder ungestört sein Feld, die Flüsse Galliens trugen wieder die Waaren der Kaufleute, und die völlige Provincialisirung des Landes wäre wohl rascheren Schrittes vor sich gegangen, hätten nicht die Bürgerkriege dieses Geschäft bis in die Zeiten des Augustus vertagt.

In dieser Periode war es, als Munatius Plancus, der Legate Cäsars, der Gründer Lugdunums (Lyons), der, ein politischer Proteus, die verschiedenartigsten Phasen durchlief, bis er endlich als guter Monarchist im Senate den Antrag stellte, dem Octavian den Titel Augustus zuzuerkennen, im Lande der Rauracer eine Colonie gründete.

Da wo zwei kleine Wegstunden oberhalb Basel der Rheinstrom aus einem engen Thale in die Ebene heraustritt und Jura und Schwarzwald von seinen Ufern zurückzutreten anfangen, wo auf dem linken Ufer ein letzter Zweig des Jura steil in der Nähe des Flusses abfällt, während bis nahe an das entgegengesetzte Ufer die waldigen Abdachungen des Schwarzwaldes herantreten, an einem Punkte, der eben so geeignet war, die weiter unten sich ausdehnende Ebene vor den von oben herandringenden Schaaren zu schützen, als den Zugang rheinaufwärts zu schliessen: da war die Stelle, welche des Munatius strategischer Blick für seine Colonie auserkoren hatte. War die Lage schon aus diesem Gesichtspunkte von strategischer Wichtigkeit, so war sie noch durch die Beschaffenheit des Terrains selbst zu einem festen Anhaltspunkte geeignet. Denn während jener Gebirgsauslauf wie eine Landzunge gegen den Rhein vortritt und mit seiner Spitze steil abfällt, sind seine Seiten durch ihre steilen Abhänge eben so gedeckt und nach Westen hin durch den Ergolzfluss geschützt, während auf der östlichen Seite der Violenbach fliesst. Es mag wohl nicht für unwahrscheinlich gehalten werden, dass vor der Colonisirung des Munatius auf jener Anhöhe ein fester Platz der Rauracer gewesen sei, errichtet, um die Ueberfälle der Germanen abzuwehren, die, wie Cäsar berichtet, fast täglich die Grenze der Gallier beunruhigten. Der Name dieser Colonie des Munatius war Rauricum, Raurica, Colonia Raurica, Augusta Rauracorum, oder nach dem bekannten spätern Sprachgebrauche Rauraci.

Wir haben bis dahin blos die Periode bezeichnet, der unsere Colonia Raurica ihr Entstehen verdankt. Diese Periode aber umfasst zu viele Jahre, als dass wir nicht sollten zu dem Versuche verleitet werden, die Gründung der Stadt in einen engern Jahreskreis einzugrenzen. Wenn bis dahin die Ansicht Schöpflins, welche die Colonisation des Munatius in das Jahr 14 vor Christus setzt, die verbreitetste ist, so hat eben dazu die bekannte Inschrift an des Munatius Mausoleum auf dem Vorgebirge von Gaeta die nächste Veranlassung gegeben. Dort heisst es: triumphavit ex Raetis. Die Combination ist folgende: Tiberius war der erste, der (15) über ein Volk siegte, das den Namen Raeti trug, Munatius muss also dem Tiberius auf diesem Feldzuge beigegeben worden sein. Und da Dio Cassius erzählt, dass nach diesem Feldzuge Augustus viele Colonien nach Gallien abgehen liess, so ist wohl unter diesen auch unsere Augusta begriffen. Abgesehen davon, dass überhaupt nur durch diese Conjectur dem Munatius so lange das Leben gefristet wird, so mag das einzige Faktum, dass Munatius schon 80 Jahre alt hätte sein müssen, wenn er diesen Feldzug geleitet hätte, genügen, um die begründetsten Zweifel gegen diese Annahme hervorzurufen. Wenn wir die Gründung der Rauracischen Colonie viel früher, d. h. in das Todesjahr Cäsars setzen, so ist wohl hier nicht der Ort, die Untersuchung in extenso vorzulegen. Wir beschränken

Digitized by Google

uns auf ein paar kurze Andeutungen. Ueber Gallien, mit Ausschluss des Narbonnensischen, vielleicht auch des belgischen war im Jahr 44 Munatius als Legat gesetzt; sein Bezirk umfasste demnach auch unsere Gegenden, in die Cäsar selbst nie gekommen war. Bei seiner Rückkehr nach Rom feierte Munatius im folgenden Jahre nach den fasti triumphales einen Triumph de Gallis. Von einem Triumph ex Rhaetis in den Fasten keine Spur; von dem beglaubigten Triumph de Gallis kein Wort auf der Tafel von Gaeta. Wir wissen nun aber aus Strabo und Dio Cassius, dass Schaaren eines Volkes, das man später Rhäti nannte, aus der Gegend vom Bodensee und den westlich davon gelegenen Gebirgen häufige Einfälle in Gallien bis in das Land der Sequaner hinein machten. Damals aber hatten die römischen Legionen, welche bis dahin noch nicht in unsere Gegenden gekommen waren, diese Schaaren noch nicht als das Volk der spätern Rhätier kennen gelernt, denn dieser Name tritt erst etwa zwanzig Jahre später um die Zeit des Feldzuges des Tiberius auf; es mochten daher Anfangs diese einbrechenden Schaaren von den Einen für Gallier angesehen werden, (lässt uns ja selbst Cäsar in der Grenzbestimmung Helvetiens gegen die Alpen hin ganz im Unklaren) von Andern vielleicht auch für Germanen. Und so mag es gekommen sein, dass des Munatius Triumph zu selbiger Zeit als ein triumphus de Gallis und erst später bei der Bekanntschaft mit diesem Volke als ein triumphus de Raetis aufgezeichnet wurde, und dass die Soldaten, welche den mit Lepidus triumphirenden Munatius (43) begleiteten, mit um so mehr Recht das Scomma rufen konnten, *de Germanis, non de Gallis duo triumphant consules.*

Es scheint demnach Munatius in dem Jahre 44, in welchem er als Legat in diesem Theile Galliens das Commando führte, die Colonia Raurica angelegt zu haben, als einen festen Punkt, um dem Eindringen der rhätischen Schaaren aus den obern Gegenden herab ein Bollwerk entgegen zu stellen.

Es vergehen fast drei Jahrhunderte, ohne dass unsere Augusta in der Geschichte auftritt. Wenn auch begriffen in dem der Belgica angehörenden Militärkreise, der nach der Augusteischen Provincialeintheilung Germania superior hiess, so hatte doch so lange der Limes weit vorgeschoben blieb und man im decumatischen Lande sicher vor dem germanischen Schwerte lebte, unsere Augusta ungestörte Musse, in ihrem Innern sich zu entwickeln und die Künste des Friedens zu hegen und zu pflegen. Vorzüglich scheint das Zeitalter der Antonine ihr schönstes gewesen zu sein. Heerstrassen verbanden die Colonie rheinaufwärts über den Vocetius mit Vindonissa und dem decumatischen Lande, mit Rhätien und Vindelicien, rheinabwärts mit den Standlagern und Städten dieses Stromes, landeinwärts mit Aventicum und der grossen Strasse über den Peninus. Und stellen wir die grosse Zahl der meistens über Anhöhen sich ziehenden Communicationsstrassen zusammen, deren Spuren in den mittelalterlichen Heerwegen und Hochstrassen sich finden, so lag unsere Augusta in einem ausgebildeten Strassennetze.

In diesen Zeiten des Friedens nun war es, als jene grossartigen Bauwerke, welche uns noch in Trümmern übrig sind, sich allmählig erhoben. Lassen sie mich einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit auf die vorzüglichsten derselben lenken; es sind diess die Stadtmauern, das Theater, die Tempel und das später entstandene Castrum Rauracense.

Der festeste Theil der Stadt befand sich auf jenem Hügel, der nach der Ergolz, dem Violenbache und dem Dorfe Augst steil abfällt. Am Saum dieses Hügels nun zieht sich oben die Stadtmauer hin, gegen Osten an vielen Stellen unverschüttet, gegen Westen an einigen Punkten in neuester Zeit blos gelegt und in bewunderungswürdiger Frische erhalten. Mit gleichförmigen kleinen Kalk-Quadersteinen auf der Oberfläche bekleidet, ist die Mauer durch parallel in horizontaler Richtung laufende Bänder rothgebrannter Backsteine unterbrochen und bietet kein unangenehmes Aeussere dar. Vor- und einspringende Winkel und kleine Bastionen wechseln mit ein-

Digitized by Google

ander ab. Noch ist es nicht lange her, dass Herr Schmid an zwei entgegengesetzten Seiten Spuren und Ueberreste von Thoren entdeckt hat, die aus gewaltigen Quadern construirt waren.

Im Umfange dieser Mauer erheben sich zwei Hügel; der östliche trägt die Ruinen des Theaters, im Munde des Volkes „die neun Thürme" genannt. An diesen Hügel angelehnt, dehnt sich dasselbe in einem am äussern Umkreise 500 Fuss messenden Kreisabschnitte aus, dessen Sehne die Scena bildet, welche 350 Fuss misst. Einwärts gehende senkrecht stehende Gewölbe, nicht unähnlich den Hälften von oben nach unten gespalteter Thürme, treten dem Drucke der Erde des Hügels entgegen und werden nach aussen hin noch durch Strebepfeiler unterstützt. Im innern Raume erhoben sich von der Orchestra an, wahrscheinlich in vier Cunei getheilt, die Sitze der Zuschauer (die Cavea). Drei Eingänge oder Vomitorien liefen von dem äussern Umkreise unter den obern Sitzen der Cavea hindurch und mündeten theils gegen die Orchestra hin, theils aufwärts aus. Reste eines Diazoma oder einer Præcinctio treten noch auf mehrere Fuss über den Boden hervor. Eines dieser Vomitorien hatte schon 1589 und 1590 der gelehrte Alterthumsforscher und Jurist Basilius Amerbach, der Sohn des Bonifacius, des Freundes des Erasmus, bis auf den Grund ausgraben und zeichnen lassen (seine Zeichnungen finden sich noch auf hiesiger Bibliothek und sind von Schöpflin benutzt worden). Zu beiden Seiten mit jenen thurmähnlichen Gewölben versehen, zeigte damals dieser Eingang die noch unversehrten Stufen, über die man gegen die Orchestra hinunterstieg. Nach den von Amerbach angestellten Messungen hat Schöpflin berechnet, dass dieses Theater über 12000 Menschen zu fassen im Stande war, eine Zahl, aus der sich ein Schluss auf die Grösse der Bevölkerung der Colonie ziehen lässt. Während von diesen Theilen des Gebäudes noch grossartige Ruinen vorhanden sind, ist von dem Scenengebäude fast jede Spur verschwunden, nur haben noch Quadersteine, welche auf der nordwestlichen Seite wahrscheinlich als Säulenfundamente im Boden lagen, die Linie angedeutet, wo die Scene den Halbkreis schloss.

Demjenigen Hügel gegenüber, an welchen das Theater angelehnt ist, erhebt sich in nordwestlicher Richtung der zweite, im Munde des Volkes der schöne Büel genannt. Von unten herauf mit terrassenförmig sich erhebenden Substructionen auf der steil abfallenden Seite versehen, trug er auf seiner Höhe, die eine ausgedehnte Aussicht darbietet, einen Tempel, der einst mit seinen Säulen und seinem Goldschmucke hinab glänzte in die unten sich ausbreitenden Theile der Stadt. Noch ragen die Grundmauern über die Erde empor und Reste von Bildsäulen und Opfergeräthschaften, z. B. ein Fragment einer tibia und vergoldete Blechstücke, wahrscheinlich Bruchstücke der Dachbekleidung, deuten auf die Bestimmung und die Pracht dieses Gebäudes. — Ueberreste eines zweiten Tempels liegen in der Unterstadt auf der Ebne zwischen der Ergolz und dem so eben genannten Hügel. Die Säulenstücke von mächtigem Durchmesser deuten auf das Imposante dieses Baues.

Ein andres grosses Bauwerk unsrer Augusta war der Aquäduct, welcher aus einer grossen Entfernung der Colonie Wasser zuführte. Denken Sie sich darunter keine Bogen, die kühn sich über Thäler wölben, wie etwa das südliche Frankreich sie uns zeigt; das ganze Bauwerk liegt unter der Erde verborgen und tritt nur in der Nähe des Theaters in einer Oeffnung zu Tage, welche die Sprache der Anwohner „das Heidenloch" nennt. Dennoch ist dieses Bauwerk kein Unbedeutendes; denn dieser Aquäduct erstreckte sich auf dem rechten Ufer der Ergolz dem Gebirge entlang mehr denn zwei Stunden aufwärts, fasste die aus dem Gebirge kommenden Quellen und führte sie der Stadt zu, wo er sich in mehrere Arme zu theilen scheint. Einer derselben floss unter dem Theater durch und ist nun geöffnet, an einem andern Orte wurde von Herrn Schmid ein andrer aus mächtigen Quadern construirter Theil abgedeckt. Noch soll man in weiter oben gelegenen Partieen dieses Aquäducts die Linie bemerken, welche die Höhe des Wasserstandes bezeichnet.

Digitized by Google

Diess sind — hochzuv. Vers. — die vorzüglichsten Baudenkmäler, deren Reste Sie bei Ihrem Besuche dieses Bodens antreffen werden. Ich darf hier nicht abbrechen, ohne noch zu erwähnen, dass im Jahr 1761 hier eine Münzstätte mit Ofen und zwei Münzstöcken gefunden worden, welche die Matrizen zu Münzen des Geta (211) Maximin des Thraciers (235) enthielten und nach der Beschreibung des Entdeckers für Guss und Schlag zugleich berechnet waren.

Alle diese Bauwerke gehörten wohl einer Zeit an, in der östlich vom Rhein hinter dem Limes Ruhe herrschte. Als aber im Laufe des dritten Jahrhunderts der Rhein den Angriffen der Alamannen mehr und mehr blossgestellt wurde, als alamannische Schaaren um die Zeiten der sogenannten dreissig Tyrannen weit nach Gallien hinein sich ergossen und nicht weniger als sechzig Städte eroberten, da mag wohl auch über die alte Augusta eine Zerstörung ergangen sein.

Für die Plane eines Probus, eines Constantius Chlorus (301), eines Julian und Valentinian, welche dem Vordringen der germanischen Schaaren mit Glück ein Ziel setzten und selbst jenseits des Rheines die römischen Adler trugen, musste ein Platz am Rheine, wie die Colonia Raurica einer war, von grosser Wichtigkeit sein. Unmittelbar am Ufer des Rheines in einer Entfernung einer kleinen Viertelstunde von jenen soeben beschriebenen Trümmern dehnt sich um das aargauische Dorf Kaiseraugst ein ein grosses Viereck bildendes Gemäuer aus, das noch vor wenigen Jahren an einzelnen Stellen ziemlich hoch emporragte und mit Bruchstücken von Thürmen und Treppen versehen war, nach und nach aber dem Nivellirungssysteme unserer Zeit erliegt. Fragmente von Säulen und Steine, die ursprünglich zu einem andern Zwecke bestimmt waren, sind in demselben eingemauert, so dass es unzweifelhaft ist, dass dieses Bauwerk nach einer Zerstörung der alten Stadt aus Trümmern errichtet worden ist. Man will sogar Säulenstücke aus dieser Mauer ausgebrochen haben, zu denen man im Schutte der alten Augusta passende Stücke gefunden haben soll, und Steine, die als Sitze vom Theater erkannt wurden. Wenn wir nun zu diesen Thatsachen noch eine andere hinzufügen, nämlich dass die Münzen, welche der Pflug des Landmanns in diesem Theile hervorwühlt, der zweiten Hälfte des dritten und dem folgenden Jahrhundert angehören, während die in dem Schutte der alten Augusta gefundenen bei weitem der grössten Zahl nach der frühern Zeit angehören: so ist wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit der Schluss zu ziehen, dass eben jene erste Zerstörung der Augusta in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts zu setzen sei.

In jenem grossen Vierecke nun erblicken wir das bei Eunapius Sardianus (*βίοι φιλοσόφων*) (unter Gratian um 400) vorkommende *φρούριον* oder das Castrum Rauracense in der Notitia Imperii. Mit diesem Castrum standen noch einzelne Befestigungen auf Inseln des Rheins in Verbindung, die früher wohl dem festen Lande noch angehört haben. Besonders merkwürdig war ein aus vier concentrischen Mauerkreisen construirter fester Thurm, den die Wogen des Rheins zu Anfang dieses Jahrhunderts endlich bewältigten.

Seit jenen Zeiten der sich wiederholenden alamannischen Einfälle nun tritt Augusta Rauracorum in die Geschichte ein. Denn nicht zurückgeschreckt durch die Niederlage, die ihnen Constantius Chlorus bei Langres (301) und bald darauf in den campis Vindonis beigebracht hatte, erneuerten die Alamannen ihre Angriffe immer wieder. In diesen und den folgenden Zeiten war Augst zu wiederholten Malen ein fester Anhaltspunkt für die römischen Legionen. So trat von Augst aus Constantius II., Constantins Sohn den alamannischen Fürsten Gundomad und Vadomar entgegen, die aus dem benachbarten Schwarzwald hervorbrachen; von Augst aus sollte Barbatio (355) mit 25,000 Mann operiren (er that es ohne Erfolg); von Augst aus zog Julian, zum Kaiser proclamirt (361), und brachte, die Wege treuloser List nicht verschmähend, den Alamannen eine blutige Niederlage bei; von Augst aus brach er in demselben Jahre nach der Donau auf, um seinen

Digitized by Google

Mitkaiser Constantius zu stürzen. Das sind die letzten in der Geschichte wahrnehmbaren Zuckungen unsrer Augusta; sie war allmählig zum Castrum Rauracense zusammengeschrumpft. Und wenn auch Ammianus Marc. XV. 10. sagt: *apud Sequanos Bisontios videmus et Rauracos aliis potiores oppidis*, so möchte wohl dieser Ausspruch neben des Eunapius Bezeichnung eine sehr relative Bedeutung haben und etwa heissen: diese beiden Städte sind noch im erträglichern Zustande als andere. Und als nun endlich zu Anfang des fünften Jahrhunderts unaufhaltsam die Fluth der germanischen Völker die Länder diesseits des Rheines überschwemmte, sind wohl die letzten Reste ihrer Mauern gebrochen und das Samenkorn germanischen Lebens in die Trümmer gelegt worden.

Diess, m. H., in wenigen Umrissen die Beschreibung der Ueberreste der vorzüglichsten Bauwerke, welche Sie bei Ihrem Besuche in Augst antreffen; diess in kurzen Andeutungen die geschichtliche Bedeutung dieser Colonie. Es bleibt mir noch übrig sie auf die ausgegrabenen Reste aufmerksam zu machen, die in den verschiedenen archäologischen Sammlungen aufbewahrt werden. Dahin gehören die Inschriften. Auffallend muss es genannt werden, dass bei der Grösse und Bedeutung der Stadt so ausserordentlich wenig Inschriften und unter diesen so wenige von historischer Bedeutung zum Vorschein gekommen sind; die meisten grössern Inschriften finden sich in kleinen Fragmenten zertrümmert. Die vorhandenen Inschriften alle nebst den Töpfernamen hat im Namen der hiesigen antiquarischen Gesellschaft mein gel. Freund Hr. Dr. Roth bearbeitet und im Jahr 1843 herausgegeben; seitdem hat Herr Schmid in Augst mehrere neue gefunden. Münzen, Statuetten und Anticaglien sind in mehrern Sammlungen zerstreut; eine nicht unbedeutende Sammlung der Art besitzt die hiesige Bibliothek, eine andre die hiesige antiquarische Gesellschaft, deren zeitiger Vorsteher Herr Prof. W. Vischer ist, eine andere und zwar die bedeutendste Herr Schmid in Augst, der durch viele Nachgrabungen und namentlich durch Aufdeckung eines Gräberfeldes in den Besitz der bedeutendsten Sammlung von Steinen, Anticaglien und Münzen aus celtischer, römischer und selbst christlicher Zeit gekommen ist, und der mit der verdankenswerthesten Bereitwilligkeit heute Nachmittag den Mitgliedern der Gesellschaft dieselben zeigen wird.

Vicepräsident Prof. Vischer möchte die Aufmerksamkeit auf einen noch nicht berührten Gegenstand richten. Er habe die Trümmer Augustas kürzlich in Gesellschaft des Prof. Strack von Berlin besucht; ihnen beiden sei da ein Platz von eigenthümlicher Gestaltung aufgefallen: Strack habe darin einen Circus, er selbst ein Stadium zu sehn gemeint. Es wäre schön, wenn der heutige Tag vielleicht zur Feststellung eines neuen Fundes von solcher Wichtigkeit führte.

Nachdem sodann Pfarrer Probst von Dornach eine reiche Sammlung theils von Aphorismen über das Erziehungswesen, theils von Anecdoten aus dem Schulleben seines Gesichtskreises mitgetheilt, trat Lyceumsprofessor Weissgerber von Rastatt auf um im Namen seines abwesenden Directors Scharpf dessen neuestes Schulprogramm zu überreichen und anknüpfend an zwei beigefügte eigene Schriften (s. Beilage 2) eine allgemeine Characteristik der Idyllendichtung Theocrits so wie Notizen über eine vergessene ältere Ausgabe dieses Dichters vorzulegen.

Notizen über eine den bisherigen Herausgebern des Theokritos nicht bekannte Ausgabe dieses Dichters.

Sowohl in den Noten zu Theokrit, als auch in den förmlichen Verzeichnissen der bisherigen Editionen desselben, insbesondere in der sehr ausführlichen *Præfatio* der ganz vorzüglich verdienst-

Digitized by Google

lichen, mit bewunderungswürdigem Fleisse bearbeiteten kritischen Ausgabe, welche Joh. Aug. Jacobs im Jahre 1824 zu Halle erscheinen liess, werden als die ältesten Editionen unseres Dichters nur folgende aufgeführt:

I. *Mediolanensis, curata ab Chalcondyla (ut videtur) a. 1493.*
So gibt, der Hauptsache nach, Jacobs in dem genannten Werke, præf. p. XIII. sqq., an; Andere dagegen meinen, sie sei schon im Jahr 1480 oder nicht viel später gedruckt worden, was ich im Hinblick auf die Form der Lettern und auf den Umstand, dass die Aufschrift des 1. Idylls (ein allgemeiner Titel ist dort nicht vorhanden), nämlich die Worte *ΘΕΟΚΡΙΤΟΥ ΘΥΡΣΙΣ Η· ΩΔΗ· ΕΙΔΥΛΛΙΟΝ Α·* roth gedruckt sind, ebenfalls für wahrscheinlicher halte, da ich in der von mir in einer Zuschrift an den verehrlichen Philologen-Verein vom Jahr 1842 besprochenen Batrachomyomachie vom Jahr 1486 (gedruckt „*ἐν Βενετίᾳ*“), wovon ein Exemplar (wahrscheinlich das einzige in Deutschland) in der Bibliothek des Gymnasiums zu Offenburg sich vorfindet, das Nämliche wahrgenommen habe.

II. *Aldina. Editio post Mediolanensem altera, „impressa Venetiis characteribus ac studio Aldi Manucii Romani cum gratia etc. MCCCCXCV.“* (So heisst es am Schlusse der Edition. Cf. Jacobs l. l. p. XVII).

III. *Juntina, a Philippo Junta curata Florentiæ a. 1515 (in lucem emissa a. 1516.* — Jacobs p. XXVI—XXXIV.). NB. Conrector Ameis nennt den Philippus Pandolphinus als Herausgeber der Juntina. (Jahn und Klotz N. Jbb. J. 1845. S. 113.)

IV. *Calliergiana, cur. a Zach. Calliergo, Romæ 1516.* (Vid. Jacobs p. XXXI. sq.)

V. *Lovaniensis. Ed. Lovanii apud Theodorum Martinum Alostensem a. 1520.* (Jacobs p. XXXV.)

VI. *Basileensis, quæ prodiit apud Andr. Cratandrum a. 1530.* (Wurde im Jahr 1541 durch Hieronym. Gemusæus zu Basel wieder aufgelegt. Jacobs p. XXXV).

VII. *Haganoana sive Camerariana prima, cur. ab Joach. Camerario, typis Joannis Seceri Haganoæ a. 1530.* (Jacobs p. XXXVI. sq.)

Nach dieser Reihenfolge, wie wir bei J. A. Jacobs sie ersehen, wäre die Juntina die dritte Ausgabe Theokrits; dem ist aber nicht so, indem etwa fünf Jahre vorher, um das Jahr 1509 oder 1510 in Paris bei Egidius Gourmont eine Edition erschienen ist, welche Celsus Hugo, Professor in Paris, besorgt und dem Hieronymus Aleander, Prof. der griechischen Sprache in Orleans (dem nachmaligen Cardinal) gewidmet hat.

Der Titel dieser Edition (in Quart-Form) lautet so:

„*Θεοκρίτου Εἰδύλλια τοῦτ' ἐστὶ μικρὰ ποιήματα τριάκοντα.*“ (Mit grossen Lettern gedruckt.)

Darauf folgt auf der nämlichen Seite, ein Bild (Holzschnitt), wodurch der Sieg des heiligen Michaels über den Satan und der Sieg des Christenthums symbolisch dargestellt zu sein scheint. Unter dem heiligen Michael und in der Mitte zwischen Christus und einem Apostel (Evangelisten) erscheint das Wappen der Familie Gourmont, ein Halbmond unter drei Rosen, mit der Unterschrift Gilles de Gourmont. Ringsum steht: *Τλήμονες οἵτ' ἀγαθῶν πέλας ὄντων οὐκ ἐσορῶσιν.*

Am Schlusse der Titelseite lesen wir:

„Venales reperiuntur in vico sancti Ioannis lateranensis e regione cameracensis collegii apud Egidium gourmont diligentissimum et fidelissimum Bibliopolam.“ (Treu copirt!)

Auf der zweiten Seite befindet sich die Dedication, welche so lautet:

„Hieronimo Aleandro mottensi Viro trium linguarum doctissimo græcas Aureliæ litteras profitenti, Celsus Hugo dissutus (Baarfüsser?) *cavillonus celta. earundem nec non et hebraicarum apud parrhisios interpres, S.*

Digitized by Google

Doctrinam et eruditionem tuam admirari solent hi potissimum Aleander doctissime qui sese (quantumvis eruditi sint) tum existimant demum multo doctiores, cum viri cuiusvis non minus docti quam studiosi quovis litterarum munere animum sibi devincire possunt. Ego igitur mi Aleander cum te non tam litteratorum amantissimum quam litteratorum doctissimum cognorim, non potui non ad te scribere, Idque presertim cum paduæ sim Iampridem tuo contubernio frætus, et hæc tui theocriti opera nostro labore impressa tuo nomini dedicare. ut tua videlicet auctoritate munita libere in publicum prodirent et vipereos maledicorum oculos minime formidarent. Rem igitur gratissimam mihi feceris si hæc (modo tu ipsa approbatione digna putaveris) probes Quod si feceris, et te mei laboris amantissimum testaberis et me ad cætera omnia quæ tu desideraveris propensiorem alacrioremque reddes. Vale et me ut soles ama."

Zahl der Blätter.

Diese Ausgabe hat 63 Blätter, mit A bis I (lateinischen Buchstaben statt Zahlen) bezeichnet; wobei zu bemerken, dass auf A nur vier, auf jeden andern Buchstaben aber je acht Blätter kommen.

Charakter der Typen.

Die Buchstaben sind denen in Handschriften schon nicht mehr so ähnlich, wie z. B. die in der Aldina; auch sind es durchgehends einzelne Typen und keine Monogramme mehr für ganze Wörter oder Sylben. Die Höhe und Breite der Lettern ist etwas kleiner, als die der Aldina, jedoch sind diese sehr gefällig und angenehm zum Lesen.

Die Accente sind im Allgemeinen sorgfältig und zwar auch auf den grossen Buchstaben (bei den Aufschriften und Anfängen der einzelnen Idyllen) angebracht.

Quelle dieser Ausgabe.

Was J. A. Jacobs, præf. p. XXXII, (auch Reiske schon) tadelnd bemerkte, dass die Herausgeber klassischer Schriften in jenem Zeitabschnitt ihre Quellen und Subsidien nicht angaben, das hat auch hier seine Bestätigung. Celsus Hugo sagt in der Dedication: „*tui theocriti opera nostro labore impressa*"; diess kann hier, mit Ausnahme von ganz wenigen Stellen, lediglich nur auf die Mühe der Correctur des Wiederabdrucks einer schon vorhandenen Edition sich beziehen. Denn diese unsere erste Pariser Ausgabe ist offenbar (in so weit ich sie zu vergleichen die Zeit hatte, da ich erst vor Kurzem die Aldina zum Vergleiche damit erhielt) aus der Edition des Aldus Manucius geschöpft, und zwar aus einem der verbesserten Exemplare. Es ist nämlich bekannt, dass der erste Abdruck der editio Aldina die Gedichte, welche nach dem XVIII^ten Idylle folgen, in sehr fehlerhafter Gestalt gab, so zwar, dass z. B. in dem drittletzten Gedichte (in den gewöhnlichen Ausgaben Idyll XXIII) nicht nur ein anderer Titel, als der herkömmliche (nämlich „*Μισῶν φιλέοντα*" anstatt „*Θεοκρίτου ἐραστής*") erscheint, sondern im Texte selbst nach Vers 185 acht und dreissig Verse fehlen, dagegen als sonderbarer und ganz unbegreiflicher Ersatz dafür acht Verse aus Id. XVIII (v. 51—58) ebendaselbst erscheinen.

Dieser erste fehlerhafte Abdruck ist derjenige, welcher dem Reiske so viel zu schaffen machte, so dass er eine doppelte Ausgabe jener Aldina vermuthete (man sehe dessen Einleitung p. IX. sqq. und die Noten zu den Gedichten nach Id. XVIII), und die eine mit dem Namen „Senatoria", die andere als „Ernestiana" bezeichnete. Reiske hatte nämlich aus der Biblioth. Senatus ein fehlerhaftes Exemplar vom ersten Abdrucke, von Ernesti aber eines von jenen spätern Exemplaren erhalten, welche Aldus dadurch verbesserte, dass er die betreffenden Blätter umdrucken liess*).

Nach einem solchen corrigirten Exemplare hat nun unser Celsus Hugo seine Ausgabe gefertigt, und zwar im Allgemeinen mit ziemlich ängstlicher Beobachtung des Textes der Aldina, so dass er

*) Bibliographisch betrachtet haben die fehlerhaften ersten Abdrücke einen höhern Preis.

Digitized by Google

an einer Stelle, wo in dieser eine Lücke sich erzeigt (Id. XXIII, 16), ebenfalls eine solche stattfinden liess. Desungeachtet hat er mehrere von der Aldina abweichende Lesarten gegeben, wovon ich in meiner nächstens erscheinenden Arbeit über die Ἀδονιάζουσαι mehr zu sprechen Gelegenheit finden werde.

Nur so viel will ich hier noch bemerken, dass in dieser ersten Pariser Ausgabe die nämlichen Gedichte und zwar in der nämlichen Ordnung oder Reihenfolge, wie in der oben bezeichneten (corrigirten) Aldina sich vorfinden, so dass mit „ΘΕΟΚΡΙΤΟΥ ΘΥΡΣΙΣ Ἢ ΩΔΗ“ begonnen und mit dem lyrischen Gedichte „ΕΙΣ ΝΕΚΡΟΝ ΑΔΩΝΙΝ“ geschlossen wird.

Wie in jener Aldina, so ist auch hier die ΣΥΡΙΓΞ das vorletzte Gedicht; auch hat dieselbe die nämliche Form und die gleichen Verzierungen wie in der betreffenden Ausgabe des Aldus (worüber Reiske's Bemerkung zu jenem Gedichte nachzusehen ist).

Die Zeit des Drucks dieser Ausgabe.

Da dieselbe dem Hieronymus Aleander und zwar als Professor des Griechischen in Orleans gewidmet ist, so muss sie nach dem Jahre 1508 und vor 1512 oder 1513 gedruckt worden sein. Aleander, welcher in La Mothe, einem Städtchen an der Grenze Friaul's und Istriens geboren war und in Padua zum Lehrer der klassischen Sprachen sich herangebildet hatte, wurde im Jahr 1508 nach Paris als Professor des Griechischen an der Universität berufen, nahm die Stelle an, blieb aber, aus Angst vor der Pest, die bald nach seiner Ankunft allda ausbrach, nicht lange Zeit in Paris, sondern flüchtete sich nach Orleans, wo er ebenfalls Griechisch, und zwar mit grossem Beifall, wie in Padua und Paris, lehrte. Allein auch in Orleans weilte er nur etwa bis 1512, um welche Zeit er als Kanzler in die Dienste des Bischofs von Lüttich trat. Folglich muss jene Ausgabe vor 1512 gedruckt sein. In Angelegenheiten seines Dienstherrn, der Cardinal werden wollte, kam Aleander nach Rom; der Papst Leo X. lernte ihn als gelehrten Mann kennen und vermochte ihn, in Rom als Secretär des Cardinals von Medicis Dienste zu nehmen; bald darauf wurde derselbe zum Bibliothekar im Vatican ernannt. Im Jahr 1519 ward er Legat des Papstes auf dem Reichstage zu Worms, 1524 Erzbischof von Brindisi und 1538 Cardinal, welche Würde er bis zu seinem Tode, Februar 1542, inne hatte. Er war zu einem Präsidenten des Concilium Tridentinum ausersehen, wenn der Tod ihn nicht entrafft hätte. Aleander war so gelehrt, dass selbst der grosse Erasmus ihn *„virum apprime doctum“* nannte; auch schätzte eben dieser Erasmus denselben so hoch, dass er es einmal sehr beklagte, dass die zwischen Aleander und ihm beginnende Freundschaft *(coalescens amicitia)* durch seine Feinde wieder vereitelt werde. Aleander, der an zu vielen Medicinen, die er aus Aengstlichkeit einnahm, starb, soll sich selbst lange vor seinem Tode ein griechisches Epitaphium gemacht haben, wovon der Schluss noch übrig ist:

Κάτθανον οὐκ ἀέκων, ὅτι παύσομαι ὢν ἐπιμαρτὺς
Πολλῶν, ὥνπερ ἰδεῖν ἄλγιον ἦν θανατοῦ.

Ueber den Herausgeber Celsus Hugo habe ich bisher keine Notizen in Bezug auf seine Schicksale und Thätigkeit aufbringen können, da die Zeit zu kurz war, um mit Erfolg nachzuforschen.

Doctor Streuber von Basel schloss hieran die Nachricht, dass er in einer hiesigen Handschrift des Gregor von Nazianz und des Libanius zwei Blätter aus Moschus, den grösten Theil der Europa enthaltend, aufgefunden habe, Ueberreste eines ganz vorzüglichen Codex. Aus denselben gehe hervor, dass die eigenthümlichen Lesarten der Juntina nicht, wie Wordsworth angenommen, Conjecturen des Marcus Musurus sein können: die gleichen Lesarten fänden sich hier schon handschriftlich vor.

Digitized by Google

Nach einer kurzen Erholungsfrist sprach Dr. von Rauschenplat aus Strassburg Einiges über die Merkmale der Echtheit oder Unechtheit Merovingischer Urkunden. Echte Originale solcher gebe es nur gar wenige; die meisten, gewöhnlich nur untergeschobene, stünden in den Chartularien der Klöster. Ein Hauptaugenmerk müsse die Kritik auf die Ausdrucksweise richten. Dieser wegen halte er gleich das zweite Stück in Schöpflins Alsatia illustrata für unecht: da stehe z. B. *recognovi* und *recognovit* durch einander; ferner *magnitudo seu utilitas vestra*, und doch müsse es *vilitas* statt *utilitas* heissen, u. s. f. Gelegentlich zu bemerken, dieselbe Urkunde habe die Redensart *est videre*, unzweifelhaft einen Germanismus erst des Mittelalters; zwar finde sich *est videre* auch in Tacitus Germ. 5: aber hier bessere er *et videres*, und stütze diese Besserung auf Germ. 2 *quis peteret*. An letzterer Stelle ändere er auch das grammatisch unrichtige *nisi si patria sit* in *nisi cui* u. s. f. und lese Cp. 5 nicht *vilitate*, sondern *utilitate*.

Prof. Böcking von Bonn findet, was jene Urkunde betrifft, Rauschenplats Bedenklichkeiten durch den einstimmenden Sprachgebrauch vieler andrer Merovingischen Urkunden so wie der Ravennischen des sechsten Jahrhunderts widerlegt; nur *magnitudo* verlange allerdings zum Gegensatze *vilitas*, nicht *utilitas*.

Hofrath Süpfle von Mannheim giebt gegen die Behauptung, dass *est videre* unclassisch und *nisi si* ein Fehler sei, die Verwahrung aller anwesenden Philologen zu Protocoll.

Prof. Wackernagel von Basel, dem beipflichtend, vertheidigt und erklärt auch die angefochtene Lesart *non in alia vilitate* Germ. 5. Ob das *seu* der Merovingischen Urkunden nothwendig s. v. a. „oder" bedeute? Wie die Latinität des Mittelalters an beidem zugleich leide, an dem Verlust syntactischer Ordnung und an ungesundem Streben nach vermeintlich eleganter Ungewöhnlichkeit, so liebe sie auch *seu* zu setzen, wo eigentlich *et* erfordert werde. Das möge auch hier gelten und *magnitudo seu utilitas* s. v. a. *magnitudo et utilitas* sein. *Utilitas vestra* aber (vgl. Ducange) sei denn wirklich ein Germanismus: im Hintergrund lägen Ausdrücke wie *bidarbî* und das spätere *frümekeit*.

Dr. von Rauschenplat läugnet, dass jemals sonst *magnitudo seu utilitas* sich finde, und verharrt bei der Nothwendigkeit seiner Taciteischen Emendationen.

Prof. Böcking bemerkt gegen Wackernagel, dass *vilitas* in der älteren Rechtssprache und in theologischer Anschauung begründet sei; ob aber *utilitas* in dem angedeuteten Sinne schon so früh sei gebraucht worden, scheine ihm zweifelhaft.

Nach Abschluss dieser grammatisch-kritischen Erörterungen sprach Prof. Kreuser von Köln in freier und ausführlicher Rede ohngefähr Folgendes

Über das Verhältniss zwischen Humanismus und Realismus.

Es mag Besorgniss erwecken, dass ich diesen Gegenstand berühre. Wer aber mit Geschichte sich befasst, wird es nicht befremdend finden. Der Geist, wenn er Geist ist, lenkt die Welt; sehen wir ihm keck ins Gesicht, und er wird, wenn er nur ein Schemen ist, sich in nichts auflösen. Der Streit zwischen Humanismus und Realismus wird sich versöhnen, falls beide vom Geiste sind. Alle Bildung beruht auf Religion, und unsre Religion ist aus dem Griechen- und Römerthum hervorgegangen: daher wird letzteres nicht zu vernichten sein, so lange die Religion noch bleibt; es wird bestehen, weil wir die früheren Jahrhunderte nicht wegschaffen können. Ich will gegen

Digitized by Google

die Realisten nichts einwenden. Die äussere Seite des Völkerlebens will auch beachtet sein. Aber den Körper soll der Geist bewegen, wie auch der Geist sich nicht offenbart, wenn er nicht in den Körper gehüllt ist. Seien nur Humanisten und Realisten Söhne des Geistes und der Bildung, und sie stehen einander nicht mehr fern. Alles Leben, alle Kunst und Wissenschaft ist durch Religion bedingt, also auch durch Griechen- und Römerthum als die Wurzel unsrer religiösen Entwicklung. Das Mittelalter hatte von jenem nur einen schwachen Nachhall, aber es erwuchs daran in den Klöstern die neue Bildung. Nicht die neueren Sprachen haben den Geist entwickelt, sondern die alten; es begann das bei Rhabanus Maurus, dann wieder in den Zeiten der Medici. Darum haben diese Sprachen den grösten Werth; wollte man sie, auf denen unsre ganze Bildung ruht, bei Seite werfen, so würde die neuere Wissenschaft verstummen, so würden wir nicht einmal Gewerbe haben. Denn auch der Realismus braucht als geistiges Element das Alterthum. Unsre Welt leidet an wunderlichen Gebrechen. Forschung sei nicht nöthig, sagt man, und doch kommt auf sie alles an, weil sie allein den Geist wach erhält; die Frucht, die sie gewinnt, ist daneben gleichgültig. Völker, die den Boden der Forschung verlassen, sind untergegangen, und ebenso, weil die Forschung gebrach, mehr als eine Gewerbsfertigkeit. Welch ein niederträchtiges Geschlecht bewohnte Rom unter den Kaisern! Warum aber ist unsre Wissenschaft nicht mehr bildend wie in der Vorzeit? weshalb macht jetzo selbst der Humanismus inhuman? Weil unser Fortschritt ein Rückschritt ist, weil unsre Weisheit aus dem vorigen Jahrhundert stammt, von den Encyclopädisten, von Rousseau, von Turgot. Diese haben alles tiefe Wissen zerstört und auch die Männer der Wissenschaft zu Nützlichkeitsmenschen gemacht. Und wir auch haben Schuld, weil wir so forterzogen haben.

Aber dieser Stoff ist nicht zu erschöpfen. Beherzigen wir nur für jede Lage des Wissens und der Welt diess Eine: Was bilden soll, muss geistig sein, und was geistig ist, ist geweiht. Sind wir das, dann werden wir fähig sein die Zukunft zu bilden durch geistige Mittel und Förderung höherer Interessen.

Bedauernd keine Discussion mehr eröffnen zu können und nur auch seinerseits diese Wünsche und Gelöbnisse Allen ans Herz legend, gab hierauf der Vicepräsident das Wort dem Privatdocenten Dr. Streuber von Basel. Derselbe las, und es war diess nun von allen der letzte Vortrag,

über die älteste Poesie der Römer.

Nur mit Schüchternheit wage ich es nach so vielen trefflichen Vorträgen als der Letzte noch aufzutreten vor dieser Versammlung ausgezeichneter Männer, die wir in unsern Mauern zu begrüssen das Glück hatten und die nun bald aus unserer Mitte scheiden werden. Wenn ich nichts desto weniger jetzt einen Gegenstand zur Sprache bringe, mit dem sich meine Studien in letzter Zeit beschäftigt haben, so geschieht es nicht sowohl in der Absicht, etwas Neues vorzubringen oder die hier anwesenden Meister der Wissenschaft belehren zu wollen, von denen ich vielmehr selbst stets Belehrung zu empfangen gewärtig bin, als vielmehr um mich an die Resultate der Forschungen anderer hier versammelter oder versammelt gewesener Männer anzuschliessen. Ich bitte Sie daher, m. H., um wohlwollende Nachsicht, wenn ich jetzt noch, mit Berücksichtigung der neuesten Untersuchungen[1]), den Quellen gemäss, in gedrängter, wo möglich anschaulicher Uebersicht, Einiges von der ältesten Poesie der Römer sprechen werde.

Wie in der Individualität des Menschen eine unendliche Abstufung herrscht, so haben auch ganze Völker einen durchaus verschiedenen Charakter. Den Charakter und die Eigenthümlichkeit

Digitized by Google

eines Volkes zu ergründen, ist eine eben so wichtige, als schwierige Aufgabe. Nichts ist aber mehr geeignet, uns darüber Aufschluss zu geben, als die Litteratur oder sämmtliche von einem Volk in Sprache und Schrift hervorgebrachten Geisteswerke. *Talis hominibus oratio qualis vita*, ist ein berühmter, bei den Alten schon anerkannter Ausspruch.[2]) In der Litteratur aber nimmt die Poesie eine bedeutende Stelle ein. Durch ihre besondere Richtung auf die Anschauung des Schönen und durch die künstlerische Gebundenheit ihrer Ausdrucksweise spiegelt sich in ihr auch wieder im Besondern der Geist des Volkes ab. Und diess ist denn auch der Fall bei der Poesie der Römer, wie bei der irgend eines andern Volkes, namentlich aber bei der Poesie der alten Römer, wo noch keine oder doch nur geringe Einwirkung des später so durchgreifend umgestaltenden griechischen Einflusses bemerkbar ist.

Wir begränzen die Periode der ältesten Poesie der Römer durch Ennius. Ennius war es, der dem griechischen Einfluss auf dem Gebiete römischer Poesie den vollständigsten Sieg verschafft hat. Er hat namentlich die frühere nationale rhythmische Form dergestalt in den Hintergrund gedrängt, dass die Spuren davon nach ihm kaum mehr zu erkennen sind. Ennius ist geboren im Jahre der St. 515 (Varr.) zu Rudiæ in Calabrien. Cato als Quæstor brachte ihn im Jahr 551 aus Sardinien nach Rom. Der Consul M. Fulvius Nobilior nahm ihn 565 mit in den ätolischen Krieg. Er starb zu Rom im siebzigsten Jahre, nachdem er sein grosses Werk, die Annalen, eben vollendet[3]), den Nævius um 35, den Plautus um 15 Jahre überlebt hatte. Mit einer allgemeinen Bezeichnung können wir daher sagen, die Periode der ältesten römischen Poesie erstreckt sich bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts der Stadt (550 u. c. = 204 a. Chr.), oder, um an ein politisches Ereigniss anzuknüpfen, bis zum Ende des zweiten punischen Kriegs.

Die Litteratur und die Poesie sind keine vereinzelten Erscheinungen in dem Leben eines Volkes. Sie stehen in genauer Verbindung mit der ganzen Entwicklung von Kunst und Wissenschaft, und diese selbst sind wieder bedingt durch die Ausbildung eines Volkes in politischer Beziehung und in Beziehung auf sein Privatleben und seine Religion. Diess zeigt sich denn auch bei der ältesten römischen Poesie in auffallender Weise; alle Kreise des Volkslebens stehen hier in gegenseitiger Wechselbeziehung. Der Staat, seine innere Entfaltung und seine äussere Ausdehnung, nahm die ganze Thätigkeit des Bürgers in Anspruch; für müssige Reflexion blieb da keine Zeit, wo eine politische Existenz zu erringen, wo Italien zu erobern, wo die Kraft eines so furchtbaren Feindes, wie der Karthager, zu brechen war[4]). Auf der andern Seite bietet das Privatleben mit allen seinen Verzweigungen ein seltenes Bild der Einfachheit dar. Die einzige ehrenvolle Beschäftigung war der Landbau. Ein guter Landbauer war ein vir bonus und das grösste Lob, das man erwerben konnte[5]). In Beziehung auf Wohnung, Kleidung, Besitz, herrschte die grösste Genügsamkeit. Zu den Zeiten des Romulus genügten zwei Jucharten, und nach Besiegung des Pyrrhus und der Eroberung Italiens erklärte noch Manius Curius in der Volksversammlung: der sei ein gefährlicher Bürger, dem sieben Morgen Ackerlandes nicht genügten[6]). Die Ehe wurde als ein so heiliges Band gehalten, dass in den ersten 520 Jahren der Stadt keine Scheidung erfolgt sein soll und eine auf der That ertappte Ehebrecherin der Mann ungestraft tödten durfte.[7])

Durch keine andere Sache aber, als durch seinen religiösen Glauben, zeichnete sich das römische Volk mehr aus. Diese Bemerkung hat schon Polybius gemacht, der tiefblickende Geschichtsschreiber, der als junger Mann unter jenen tausend Achäern war, die aus Griechenland nach Italien geschleppt und dort 17 Jahre lang in Haft behalten wurden[8]). Das ganze Wesen des römischen Volkes, sowohl öffentliches als Privatleben, bemerkt Polybius, sei von einer gewissen ängstlichen Gottesfurcht (*δεισιδαιμονία*) durchdrungen, und als Folgen dieses religiösen Glau-

Digitized by Google

bens für das praktische Leben hebt er hervor: Heilighaltung des Eides im Gegensatz zu griechischer Wortbrüchigkeit, Unbestechlichkeit und rechtmässigen Erwerb im Gegensatz zu karthagischer Käuflichkeit und schnöder Handelsgewinnsucht. Uebrigens war die älteste Religion der Römer so einfach wie ihr Privatleben. Es war ein Naturdienst und zwar ein solcher, der ursprünglich selbst Menschenopfer verlangte. Er hing mit pelasgischem Götterwesen zusammen. Die anfänglich unter dem rohen Bild des Phallus verehrte schöpferische Kraft der Natur wurde später in zwei Hauptgöttern personifiziert, dem Saturnus und Janus. Jener ist der Erdgott, dieser der Lichtgott. 170 Jahre lang bis auf Numa, wurde die Gottheit ohne eigentliche Götterbilder verehrt, ein Umstand, der dem Kirchenvater Augustinus mit Recht so merkwürdig erschien, dass er ihn besonders hervorhob [9]).

Dass nun bei einer solchen Kulturstufe keine Bildung in Kunst und Wissenschaft zu erwarten sei, versteht sich von vorn herein. Wie in andern Ländern bei ähnlichen Verhältnissen war alles Wissen beinahe nur im Besitz der Priester. Sie sind es, die als Chronisten die Anfänge der Geschichtschreibung repräsentiren, wie sie denn auch die Verpflichtungen ihres Standes und das Ritual des Gottesdienstes aufzeichneten. Die Beredsamkeit, die später so gross dasteht, nahm ihren Ursprung bei den Leichenreden, die nebst der Todesfeier der angesehenen Männer, einen so tiefen Eindruck auf die Jugend hervorbrachten, in denen aber bald die Wahrheit der Uebertreibung geopfert wurde [10]). Die Rechtswissenschaft, deren wissenschaftliche Bearbeitung erst durch Mucius Scævola eintrat, findet ihre ältesten Quellen in den einst von Sextus Papirius gesammelten Gesetzen der Könige. Was endlich die Sprache selbst betrifft, so können uns die Ueberreste der Zwölftafelgesetze, die Columna rostrata des Duilius und ein durch glücklichen Zufall erhaltenes Senatusconsult über die Bacchanalia vom Jahr 568 d. St. (= 185 v. Chr.) einiger Massen belehren, wie gering auch hier der Fortschritt und die Bildung war.

Konnte nun ein Volk, das in solchen Verhältnissen lebte, eine gebildete Poesie haben? Unmöglich, sondern derselbe Geist, dieselbe Einfachheit, welche sein ganzes Wesen erfüllte, musste sich auch in seinen dichterischen Erzeugnissen ausprägen. So geht denn auch durch die ganze altrömische Poesie ein Grundzug hindurch, der Grundzug der Religion, die das ganze Leben beherrschte. Die Spätern hatten es übrigens keinen Hehl, wie wenig ihre Väter die Dichtkunst in Ehren hielten. Ein Dichter und ein Müssiggänger waren, nach Catos Zeugniss, zwei nicht gar sehr verschiedene Begriffe [11]).

I. Wie von den Priestern die ältesten Denkmale in Prosa, die annales maximi herrührten, so ist von ihnen auch die älteste Poesie ausgegangen. Als die prima verba poetica der Römer nämlich nennt Varro die Lieder der Salier, mit ihrem Kunstausdruck axamenta geheissen [12]). Die Einführung dieses Priesterkollegiums zu Rom, das seit Langem in mehreren italischen, namentlich etruskischen Städten bestand, wird auf König Numa zurückgeführt, einen Stifter der Civilisation und Bildung, wie der griechische Herkules und Saturnus dem Mythus nach. Ihr Cultus hing wahrscheinlicher Weise zusammen mit der Abschaffung der Menschenopfer, durch welche die blitzwerfen den Götter, die furchtbaren Dii Novensiles [13]), ehedem gesühnt wurden, so wie mit der Regelung des Jahres und der neuen Ordnung der Monate nach dem Lauf der Sonne. Wie ihr Gottesdienst in andern italischen Städten je den höchsten Göttern, die da verehrt wurden, geweiht war, so bezog er sich zu Rom auf den Mars, den Stammvater des römischen Volkes, und zwar nicht in dem Sinn, dass dieser als Kriegsgott oder als ein sonstiger grausamer Gott gedacht wurde, sondern als Herr der Natur und der Felder, in welcher Bedeutung er den Beinamen Silvanus erhielt und bei den Ambarvalien angebetet wurde [14]). Die Feier fiel daher auch in den Frühlingsmonat,

Digitized by Google

in welchem die Kräfte der Natur zu neuem Leben erwachen, den Martius. Sie bestand in einem dreissigtägigen Umzug durch die Stadt vom Palatinischen Berg aus, in feierlich gemessenem religiösen Waffentanz und im Absingen von Liedern, wobei Vorsänger und Chor abwechselten. Wenige Ueberreste von diesen Liedern sind uns von Varro und andern Grammatikern erhalten. Ihre Dunkelheit und Unverständlichkeit war schon im Alterthum sprichwörtlich und ist für uns um so grösser, da der Text der Handschriften, aus denen wir sie entnehmen, viel zu wünschen übrig lässt. Daher hat sich von dem ältesten Grammatiker, L. Aelius Stilo, an bis auf unsere Tage der Scharfsinn der Alterthumsforscher an der Entzifferung dieser räthselhaften Sprache abgemüht.[15])

In engem Zusammenhang mit den salischen Liedern stehen diejenigen der arvalischen Brüder[16]). Auch in ihnen wurde von den die Fluren schützenden Gottheiten (Mars, Semones, Lares) Abwendung böser Witterung für das reifende Getreide erfleht, und zwar zu Anfang des Sommers, wo Regen und Sturm am meisten zu schaden drohten. Durch glücklichen Zufall haben sich aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts Verhandlungen der Brüderschaft erhalten, unter denen sich auch das alte bei dem Feste gesungene Lied befindet. Es kann dasselbe als das wichtigste Denkmal der ältesten religiösen Poesie der Römer bezeichnet werden, da es nicht, wie die Ueberreste der salischen Gesänge, auf dem verdorbenen Text einer Handschrift beruht, sondern in eine Marmortafel eingeschnitten ist.

II. Mit diesen Priestergesängen verwandt ist zweitens die weissagende Poesie, die Verse der vates[17]). *Vates* heisst ursprünglich ein Seher in die Zukunft. So wurden die tuskischen Ausleger der prodigia genannt, so der Vorsänger des salischen Priesterkollegiums, gleich wie der Vortänzer præsul hiess. Das Wort scheint, nach einer Stelle Strabos zu schliessen, keltischen Ursprungs, vielleicht von den aus dem Norden herabgekommenen Rasenern stammend[18]). Vates war sodann auch die älteste Bezeichnung für Dichter bei den Römern und selbst in später Zeit ein ehrenvollerer Ausdruck als poeta, welches Wort noch Lucilius und Varro erklären mussten[19]). Die Existenz einer weissagenden Poesie bei den alten Römern ist ausser Zweifel. Wenn schon den Menschen überhaupt der unwiderstehliche Hang angeboren ist, die Zukunft entschleiern zu wollen, so war diess insbesondere der Fall bei den von einer grossen Superstition befangenen italischen Völkerschaften. Man braucht nur an die Zaubereien der Marser, an die ausgebildete Aruspicin der Etrusker zu denken. Wie in Unteritalien die Sibylle zu Kumä weltberühmt war, so nicht minder das aus der Schilderung Virgils bekannte Orakel des Faunus unter der heiligen Quelle der Albunea zu Tibur, wo alle italischen Völkerschaften in zweifelhaften Fällen sich Raths erholten. Endlich kamen dazu die Prophezeihungen jener wahrsagenden Weiber, von denen Italien, nach dem Zeugniss des Dionysius von Halicarnass, überschwemmt war, und die nicht nur bei Krieg, Pest, Hungersnoth, Erdbeben und andern schweren Nöthen, sondern bei allen Ereignissen des täglichen Lebens ihr Handwerk trieben.[20])

Solche Weissagungen wurden daher schon in alter Zeit aufgeschrieben und es gab ganze Bücher derselben; viele Stellen bezeugen das, und es genügt hier an die *annosa volumina vatum* des Horaz zu erinnern[21]). Es sind darunter nicht die Sibyllinischen Weissagungen zu verstehen, die in griechischer Sprache abgefasst waren, sondern die Weissagungen italischer Seher, wie sie die libri fatales in sich schlossen. Im zweiten punischen Kriege suchte man sorgfältig solche Bücher zusammen, um sie zu berathen. Man fand deren zwei, verfasst von einem gewissen Marcius, von denen das eine die Niederlage bei Cannä voraussagte. Ihr Inhalt wird von Livius und Macrobius in Prosa, jedoch mit poetischer Färbung, angegeben und es ist diess, nebst einigen spärlichen Anführungen des Festus, sowie einer in poetischer Prosa abgefassten Prophezeihung, die den Fall

Digitized by Google

Vejis voraussagte, alles, was von der vaticinirenden Poesie der alten Römer erhalten ist, jenen *versus, quos olim Fauni vatesque canebant.* [22])

III. Scheinbar eine ganz andere Gattung altrömischer Poesie, jedoch der Grundanschauung nach auch mit der vorhergehenden verwandt, sind die berühmten Tischlieder, die wir aber auch nur dem Namen nach kennen, gesungen bei festlichen Gastmählern (wie man vermuthet hat, Leichenschmäusen) und zwar zur Flötenbegleitung von den Gästen der Reihe nach. Sie bezogen sich auf das Lob und die Verherrlichung berühmter Männer. Diese Sitte war uralt; viele Jahrhunderte vor Cato war sie in Geltung. Allein zu Catos Zeit selbst hatte sie längst aufgehört, ja die Lieder waren nicht einmal mehr vorhanden. Ihren Verlust beklagt Cicero sehr. Es ist bekannt, dass auf diese Lieder der grosse Forscher und Begründer der römischen Geschichte seine mit so vieler Beharrlichkeit festgehaltene Hypothese von grössern zusammenhängenden Epopöen basirt hat, und welchen Widerspruch diese Annahme gefunden hat. Ja Niebuhr ging noch weiter; er hielt die Nänien für die Quelle dieser Tischlieder und glaubte endlich gar, dass wir, ohne es zu beachten, im Besitze solcher Lieder seien; denn die in Versen gefassten Inschriften auf den ältesten Särgen in der Gruft der Scipionen seien nichts anders, als die ganze Nänie oder doch der Anfang derselben. Hierüber kann man nun freilich streiten, ohne zu einem Resultat zu gelangen. So wenig indess die Hypothese von grössern zusammenhängenden Epopöen historisch begründet ist, eben so wenig weiss die Geschichte von einer Anwendung der Nänien zu Grabschriften. Eine gewisse Verwandtschaft der alten Tischlieder mit den alten Leichengesängen, die noch nicht durch Klageweiber zur Trivialität der spätern Zeit gebracht waren, kann man allerdings leicht zugeben. Denn beide begegneten sich in dem Lobe des besungenen Mannes. Auch ist nicht in Abrede zu stellen, dass an einigen der Grabschriften der Scipionen eine, wenn auch unvollkommene rhythmische Form wahrzunehmen ist. Der Mangel aller Fragmente wird aber immer verhindern, hierüber zu einer klaren entschiedenen Ansicht zu gelangen [23]).

IV. Es bleibt endlich noch übrig, die Anfänge der dramatischen Poesie zu erwähnen. Aristoteles sagt in seiner Untersuchung über den Ursprung der Poesie (poet. 4), zwei natürliche Ursachen scheinen dieselbe erzeugt zu haben, die Nachahmung und das Gefallen daran; aus diesen sei die Harmonie (d. h. der Wohlklang, Gesang) und der Rhythmus (die Abmessung) hervorgegangen. Veranlassung aber zur Ausbildung derselben und somit zur Poesie überhaupt, hätten die αὐτοσχεδιάσματα gegeben (*fortuita et subita dictio, oratio* Tac. dial. 10; Cic. de orat. I, 33) d. h. das Spiel, der Scherz, die Eingebung des Augenblicks. Es ist gewiss, dass diess für die griechische Poesie eintrifft, wenn auch Aristoteles nicht wirklich sagen sollte, die Tragödie und Komödie habe aus rohen Versuchen und dem Stegreif ihren Anfang genommen, sondern sich aus der epischen und iambischen Poesie (dem Dithyramb und den Phallosliedern) herausgebildet [24]). Aber auch für die römische Poesie kann füglich dasselbe gelten. Der Ursprung aller Poesie ist kein kunstmässiger, er geht nicht von gebildeten Dichtern aus, sondern vom Volke.

Wie in Griechenland die dramatische Poesie bei den Kelterfesten, die dem Weingott Dionysos zu Ehren gefeiert wurden, entstanden sein soll, so in Italien die Fescenninischen Verse. Weinbau und Ackerbau sind die Mittel zur Hervorbringung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, und durch sie ist schon selbst ein Fortschritt aus rohem Naturzustand zu gesetzlicher Ordnung und Civilisation gemacht. Die römischen Dichter (Tibull, Virgil, Horaz) beschreiben sehr anschaulich den einfachen Hergang bei jenen Erndtefesten. Die Freude über den reichlichen Ertrag stimmt den Landmann zu fröhlichem Gesang, Tanz und muthwilligem Spiel; dabei wird aber auch in dankbarer Weise der Götter gedacht, welche diesen Segen verliehen, und dessen zum Zeichen

Digitized by Google

eine Opfergabe gespendet. Denn keiner mehr als der Landmann fühlt seine Abhängigkeit von höherer Macht.

Horaz führt den Ursprung der Fescenninischen Wechselreden geradezu auf solche Erndtefeste zurück. Den genauesten Bericht aber über die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Römern gibt Livius in der bekannten und viel commentirten Stelle. Der erste Anstoss geschah aus politisch-religiösen Motiven, Befreiung von einer im Jahr der St. 389 herrschenden Pest. Um den Zorn der Himmlischen zu sühnen, wurden unter anderm auch tuskische Spieler (*ludiones*) aus Etrurien herbeigerufen. Diese führten einen religiösen Tanz auf zu blosser Flötenbegleitung ohne allen Gesang und ohne Gebärdenspiel. Dieser Tanz erschien nach der Weise jenes Volkes eigenthümlich und nicht unschön. Nach O. Müllers Andeutungen hat man ihn sich als einen raschen und heftigen, nicht als einen feierlichen und mässigen zu denken, wenn er schon kein kunstmässiger war nach Art der Griechen, wo der Rhythmus mit den Tanzbewegungen im Einklang steht[25]). Da unzweifelhafte Spuren auf das Vorhandensein einer griechisch-etruskischen Tragödie führen, so ist die Bemerkung gemacht worden, es wäre möglich, dass jene aus Etrurien geholten Histrionen die Worte nur in Rom weggelassen hätten, weil sie da unverständlich waren, zumal da bei der weitern Fortentwicklung dieses scenischen Spiels durch die jungen Römer wirklich bald Worte hinzukamen[26]). Das Spiel reizte nämlich die römische Jugend zur Nachahmung; so kamen gegenseitige Scherzreden mit passenden mimischen Bewegungen zum Vorschein. Diese ungeregelten, formlosen, vom Augenblick eingegebenen Verse nun hiess man eben Fescenninische, d. h. Spott- und Neckverse. Denn die Ableitung des Wortes ist nicht sowohl, wie die alten Grammatiker angeben, von der etrurischen Stadt Fescennia oder Fescennium zu machen, als vielmehr von dem Wort *fascinum* (Bezauberung, männliches Glied)[27]). Das wesentlichste Moment hiebei war der Wechsel der Rede, der bei allen ähnlichen Gelegenheiten, z. B. bei den Triumphzügen der Feldherren, wo sich die Soldaten ähnliche Neckereien erlauben durften, vorkam[28]). In Uebereinstimmung mit der vorhin erwähnten Annahme einer griechisch-etruskischen Tragödie hat auch bei den Fescenninischen Versen ein anderer berühmter Alterthumsforscher gemeint, man könne über die Angabe des Livius, wonach die römische Jugend erst diese Schmähreden mit den orchestischen Darstellungen der tuskischen Histrionen zu einem Ganzen vereinigt habe, hinausgehen und annehmen, dass schon in ihrem Heimatlande, in Etrurien, die Fescenninen (wie der Sicilische Mimos) auf die Bühne gebracht und mit Tänzen einigermassen verbunden wurden[29]). Obgleich gegen diese Annahme nicht viel einzuwenden ist, so muss die Sache doch, weil bestimmte Zeugnisse fehlen, dahingestellt bleiben.

Doch die Entwicklung blieb nicht bei den Fescenninischen Versen stehen, sondern aus ihnen ging eine der dramatischen Poesie sich immer mehr nähernde neue Gattung hervor, die scenische Satura[30]). Die Uebung erzeugte Gewandtheit und Bildung; einheimische Künstler, nach dem tuskischen Hister Histrionen geheissen, bemächtigten sich der Sache, und formten die Wechselreden, die früher der Augenblick eingegeben hatte, zu einem kunstmässigen Ganzen, indem sie strengere musikalische Maasse einführten, den Gesang der Flötenmusik anpassten und mit angemessenem Geberdenspiel vortrugen. So entstanden die *saturæ*, in denen das bäurische Leben und Treiben (wobei das obscöne Element eine Hauptrolle spielte) in bunter Abwechslung zur Darstellung kam und wobei Rede, Gesang und Tanz vermischt waren. Ihre Darstellung mochte sich auch an festliche Gelegenheiten, Erndte- und Weinlesefeste, anknüpfen. Ob der Name aber von dem Allerlei und der bunten Mischung der Spiele herrühre, oder von der mit allerlei Früchten bedeckten Opferschüssel, bei deren Darbringung Scherz und Spott in der

Digitized by Google

alten Fescenninischen Weise Statt fand, wagen wir nicht zu entscheiden; doch scheint uns Letzteres eher wahrscheinlich.

Bis dahin hätten wir also drei verschiedene Stufen in der Entwicklungsgeschichte der dramatischen Poesie der Römer wahrgenommen: 1) religiösen Tanz der etruskischen Spieler ohne Gesang und Mimik, bloss zur Flötenbegleitung getanzt, 2) Fescenninische Verse, ungeregelt und formlos, improvisirte Wechselreden mit nicht unpassenden Bewegungen, 3) die Satura mit bestimmtem musikalisch geregelten Maass und Takt, unter Flötenbegleitung mit Gebärdenspiel von kunstgebildeten Histrionen abgesungen und aufgeführt. Hieraus entwickelte sich nun noch eine vierte Stufe: das kunstmässige, dem griechischen nachgebildete Drama mit zusammenhängendem Inhalt und Trennung der Musik von Gesang und Mimik. Diese weitere Entwicklung verdankt die Kunst dem Halbgriechen Livius Andronicus. Livius nämlich, nicht nur Verfasser, sondern auch Darsteller seiner Stücke, erhielt, als er mehrmals zur Wiederholung aufgerufen, sich heiser sang die Erlaubniss, zum Singen einen Knaben vor den Flötenspieler hinzustellen, und konnte nun durch diese Erleichterung um so grösseres Studium der Mimik zuwenden. Von da an wurde das Spiel der Histrionen von Sängern begleitet und für jene nur noch der Dialog *(diverbia)* in Anspruch genommen. Der Fortschritt der satura zur fabula bestand also 1) in der Trennung des Gesangs vom Gebärdenspiel, die früher in einer und derselben Person vereinigt waren, wodurch für beide grössere Vollendung möglich wurde, und sodann 2) in der Anwendung des Arguments, d. h. es wurde ein das ganze Stück beherrschender Inhalt, ein bestimmtes Sujet, ein durchgreifender Plan angewandt, und die unzusammenhängenden Theile zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen vereinigt. Einheit brachte auch hier, wie überall, die Kunstform hervor.

Diese mächtige Umgestaltung ist durch griechischen Einfluss zu Stande gekommen. Wie bedeutend dieser Einfluss überhaupt seit den ältesten Zeiten auf die italischen Völkerschaften gewesen, tritt durch die neuesten Untersuchungen immer mehr zu Tage, namentlich in Beziehung auf etruskische Kultur. Die Römer hatten lange vor Servius griechische Maasse und Gewichte angenommen und mussten daher auch (wenn anders der Schluss eines grossen Alterthumsforschers richtig ist) in der ältesten Zeit griechische Schrift kennen, lesen und schreiben können[31]). Wie dieser Einfluss unzweifelhaft auch in der Gesetzgebung, wenn nicht jener des Servius, doch jener der Decemvirn hervortritt und sich dadurch auf die ganze Gesittigung des Volkes verbreitete, so sehen wir ihn auch in der römischen Poesie dem stammverwandten Volke die Bahn vorzeichnen, welche seine Dichter von jetzt an wandeln sollten. Wir übergehen daher die Darstellung dessen, wie die römische Jugend, welcher die ernsten griechischen Vorbilder nicht zusagen wollten, die oskischen Atellanen sich aneignete und dadurch gewissermassen zu der alten lustigen Satura zurückkehrte, wir halten uns ferner nicht auf an den wenigen Spuren sonstiger römischer Volkspoesie, in welchen Liebes- und Hochzeitlieder, Bauernlieder, Schifferlieder, Soldatenlieder u. s. w. zu erkennen sind, sondern wenden uns zu dem Vater der römischen Poesie, dem schon genannten Livius Andronicus, und wollen suchen in Kürze dessen Wirksamkeit und Bedeutung anzugeben[32]).

Was wir von dem Leben des Livius Andronicus wissen, beschränkt sich auf wenige Data, die aber schon oft eine falsche Auslegung erhalten und Stoff zur Controverse gegeben haben. Schon über den Namen herrschen verschiedene Meinungen. Andronicus hiess er mit seinem griechischen Namen, Livius nach seinem Patronus in Rom, dessen Freigelassener er war. Seinen Vornamen kennen wir gar nicht. Seine Heimat (ob auch Geburtsort, ist ungewiss) ist das kunstgebildete Tarent. Bei dessen Eroberung durch die Römer im Jahre 482 der Stadt (Varro) kam er als ein ganz junger Mensch nach Rom. Wer seine Eltern waren oder was er in Tarent ge-

Digitized by Google

trieben, darüber ist uns nichts berichtet. Einige wollten den tragischen Schauspieler Andronicus, Lehrer des Demosthenes in der Gesticulirkunst, zu seinem Grossvater machen — wohl nur der Aehnlichkeit des Namens wegen. Man könnte vermuthen, dass er auf irgend eine Art in näherer Beziehung zu dem berühmten Theater seiner Heimat gestanden, vielleicht in einem Knabenchor selbst schon aufgetreten war; wenigstens würde sich auf solche Weise leichter erklären, wie er dazu kam, in Rom das Drama einzuführen. Ordentlicher Schauspieler aber konnte er seiner Jugend wegen nicht wohl sein.

Der kriegsgefangene Andronicus also ward in Rom der Sclave eines Livius; diess beweist sein Name, den er der Sitte gemäss, als Freigelassener von seinem Herrn annahm. Hieronymus sagt, dieser Livius sei der Salinator gewesen, und diese Angabe ist allgemein angenommen worden[33]). Diess scheint uns aber mit den Zeitverhältnissen nicht übereinzustimmen. M. Livius Salinator war zum erstenmal Consul im Jahr 535 Varr. mit L. Aemilius Paulus. Gelangte er nun zu dieser Würde in dem gesetzlichen Alter d. h. im 43sten Jahre, so war er im Jahr 492 geboren. Zum zweitenmal war er Consul im Jahr 547 mit C. Claudius Nero und endlich Censor im Jahr 550. Wenn nun aber Andronicus bei der Eroberung Tarents im Jahr 482 nach Rom kam, so erhellt aus diesen Zeitangaben, dass derselbe unmöglich sogleich Sclave des Salinator sein konnte, der damals vielleicht noch gar nicht geboren oder doch jedenfalls ausserordentlich jung war. Vielleicht war es der Vater des Salinator, M. Livius, in dessen Haus Andronicus diente; oder Andronicus kam als schon bejahrter Mann, nachdem er bereits mehrern andern Herren gedient, zu M. Livius Salinator[34]).

Andronicus gab zu Rom, wo sich damals schon Sinn für griechische Bildung zu regen anfing, Unterricht in seiner Muttersprache; an eine förmliche Schule jedoch und an Vorlesungen, wie sie in der spätern Zeit Mode waren, ist nicht zu denken[35]). Dass er auch Kinder des Salinator unterrichtet, ist, wiewohl nicht ganz unmöglich, aus den angeführten Zeitverhältnissen doch nicht wahrscheinlich. Eher unterrichtete er Kinder von M. Livius, unter denen sich Salinator selbst befand.

Seine Freilassung muss vor dem Jahr 514 Statt gefunden haben, in dem er, nach dem einstimmigen Zeugniss des Cicero und Gellius, zuerst das Drama aufführte. Allerdings herrschten schon im Alterthum über die Zeit, wann er nach Rom gekommen und wann er sein erstes Stück aufgeführt, irrthümliche Ansichten. Ein Verbreiter derselben war der Dichter L. Attius. Allein Cicero hat, gestützt auf ältere glaubwürdige Quellen, die bekannten Lebensverhältnisse der Dichter Ennius, Plautus und Nævius berücksichtigend, den Attius widerlegt. Der Hauptirrthum des Attius bestand darin, dass er die Einnahme Tarents auf jene unter Q. Fabius Maximus bezog im Jahr 545, und nicht auf die frühere durch L. Papirius Cursor im Jahr 482 Varr. Denn dass Andronicus bei einer Einnahme Tarents zum Gefangenen gemacht und nach Rom gebracht worden sei, das bestreitet auch Cicero nicht, und daran müssen wir daher festhalten[36]). Durch die Einführung des griechischen Drama nach Rom, dieses Epoche machende Ereigniss, war Livius den Spätern am meisten bekannt und berühmt geworden[37]).

Von den sonstigen Lebensumständen des Livius Andronicus ist nur noch ein einziges Datum berichtet. Als Hasdrubal nämlich im zweiten punischen Kriege sich Italien näherte, um sich mit seinem Bruder Hannibal zu verbinden, verbreitete sich gewaltiger Schrecken in Rom und zahlreiche Prodigien deuteten auf kommende schwere Ereignisse. Zur Sühnung derselben musste unter anderm auf Befehl der pontifices Livius Andronicus auch ein Gedicht verfertigen zu Ehren der Juno Regina, jener Burggöttin Veiis, die durch Camillus einst entführt und nach Rom gebracht worden war. In einer Prozession zogen nun dreimal neun Jungfrauen in langen Gewändern vom Carmentalischen Thor auf das Forum und sangen theils daselbst mit einer Art von

Digitized by Google

Seiltanz, theils schon während des Zuges das erwähnte Gedicht ab. Diess geschah bei dem Consulatsantritt des C. Claudius Nero und M. Livius (a. u. 547 Varr.). Zur Belohnung wurde Andronicus von Staats wegen in dem Tempel der Minerva auf dem Aventinus eine Wohnung angewiesen, eine Ehrenbezeugung, die selten war und um so mehr Werth haben musste[38]).

Des Livius schriftstellerische Thätigkeit war vorzüglich der Composition von Dramen gewidmet, deren Sujets er meist aus der griechischen Mythologie, vorzüglich dem trojanischen Sagenkreise, entlehnte. Indessen brachte ihn der Unterricht, den er in der griechischen Sprache ertheilte, auch auf andere Gattungen der Litteratur, und wahrscheinlich ist hiedurch die Uebersetzung der Odyssee entstanden, jenes Stammbuches so vieler Sagen über die trojanischen Helden. Hiedurch ist Livius auch der Begründer der epischen Poesie bei den Römern geworden und sein Verdienst in dieser Beziehung mit einigen Worten hervorzuheben mag um so eher gestattet sein, da er als Urheber der dramatischen Poesie bereits hinlänglich gewürdigt ist.

Von der Uebersetzung der Odyssee sind uns aus fast allen Büchern einzelne Verse erhalten, so dass wir, in Verbindung mit den Berichten der Schriftsteller, uns ein Urtheil über dieselbe wohl bilden können. Wenn wir in Betracht ziehen, dass Livius kein grosses poetisches Genie war und als Begründer römischer Poesie überhaupt mit sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, so werden wir billiger Weise nicht jene Vollendung von ihm verlangen oder bei ihm suchen wollen, welche wir bei begabten Dichtern in den blühenden Zeiten der Litteratur antreffen. Es wird vielmehr auch diesem Werke der Stempel seiner Zeit, die den spätern durch die griechische Litteratur gebildeten Jahrhunderten als eine rohe erschien, aufgedrückt gewesen sein. Cicero vergleicht die Uebersetzung der Odyssee mit einem Werke desjenigen Mannes, auf welchen die allerersten Anfänge bildender Kunst in Griechenland zurückgeführt wurden, des Dädalus, dessen Zeitalter über vier Jahrhunderte vor die Zeitrechnung der Olympiaden fällt. Der durch hellenische Kunst und Wissenschaft angeregte römische Sinn entfaltete sich so rasch, trieb in Nævius, Ennius, Pacuvius, Plautus so schöne Blüthen, dass den Livius Andronicus in sehr kurzer Zeit das Schicksal betraf, der Vergessenheit anheimzufallen, ein Loos, das übrigens in der stets nach dem Neuen begierigen menschlichen Natur gegründet ist, und dem auch Cato zu Ciceros Zeit, ja Cicero selbst in dem blasirten Zeitalter des Seneca und Plinius nicht ganz entging. Während daher Cicero den Punischen Krieg des Nævius einem Werke des Myron von Eleutherä, eines Künstlers aus der höchsten Blüthezeit hellenischer Kunstbildung, vergleicht, während Pompeius der Grosse in seinem zweiten Consulate im Jahr 699 Varr. das trojanische Ross des Nævius bei seinen glänzenden Spielen aufführen liess, während Horaz schreiben konnte:

Ist in den Händen Nävius nicht und die Herzen bewohnt er
Nicht wie ein frischer?

sagt derselbe Cicero, die Dramen des Livius wären nicht mehr werth, noch einmal gelesen zu werden, schreibt derselbe Horaz:

Nicht zwar handl' ich mit Groll und verlange des Livius Verslein
Ausgetilgt, die mir Knaben, ich denk' es, Orbilius handfest,
Oft in die Ohren gebläut; nur dass so etwas für fehllos
Gelte, für schön, und dem ganz Vollendeten nahe, bewundr' ich,

und versichert endlich Quintilian, der geschmackvolle Kenner römischer Litteratur, dass, wenn man bei blosser Nachbildung stille gestanden und nicht zu selbstschöpferischer Thätigkeit fortgeschritten wäre, man in der Poesie nicht über die ältesten rohen Anfänge eines Livius Andronicus hinausgekommen wäre[39]). Im Allgemeinen übersetzte Livius nicht ungeschickt; bald schliesst er sich

Digitized by Google

eng an das Original an, bald bewegt er sich wieder freier; von einer Nachbildung jedoch, in welcher die ganze Harmonie des Tones, wie sie dem Original eigen ist, wiedergegeben wäre, konnte keine Rede sein; das verhinderte schon die damalige metrische Unbehülflichkeit der lateinischen Sprache [40]).

Wir haben bisher absichtlich nichts von der Form gesagt, welche aller altrömischen Poesie bis auf Ennius eigen war; es bleibt daher übrig schliesslich noch diese Eigenthümlichkeit zu berühren.

Der Kunstausdruck für die altrömischen Verse ist: *versus Saturnii*, *numerus Saturnius*. Die Alten (Varro, Festus, Macrobius) leiten Saturnus her *a satu, a sationibus;* Cicero bringt das Wort satur damit in Verbindung [41]). Das ursprüngliche Stammwort ist daher gewiss sero, sevi, satum, verwandt mit dem äolischen σάω = σάττω, woher auch σάτυρος [42]). Eine Analogie in der Wortbildung bieten Volturnus, Juno Manturna, Lympha Juturna, Lacturnus und die Adjectiva diurnus, nocturnus etc. Man kann jener Etymologie a satu seinen Beifall nicht versagen, ohne dass man desshalb consequenter Weise Janus von ianua ableiten müsste, was offenbar falsch ist [43]). Heutzutage denkt wenigstens Niemand mehr, wie einst Scaliger, an eine Ableitung aus dem Hebräischen, so dass Saturnus hiesse *absconditus*, in Beziehung auf seine von den Dichtern erwähnte Flucht nach Latium und sein Verborgensein daselbst.

Für die Bedeutung des Ausdrucks versus Saturnius ist aus der Etymologie nicht viel zu entnehmen; wenn etwas uns darüber Aufschluss geben kann, so ist es der Mythus von diesem Gotte.

Wie die römische Religion überhaupt zahlreiche Anknüpfungspunkte in der griechischen fand, so war diess auch insbesondere mit Saturnus der Fall. Obschon ein den Latinern eigenthümlicher Gott wurde er doch frühe mit dem griechischen Κρόνος vermischt und durch Etymologien und Genealogien an das Kretensische Göttersystem angeknüpft [44]). Schon Livius Andronicus in seiner Uebersetzung der Odysee nennt den Zeus Saturni filius und die Hera Saturni filia. Der griechische Mythus, wie ihn Hesiodos darstellt und wie er selbst bei Appollodor nicht wesentlich verändert erscheint, ist bekannt. Κρόνος, von Uranos und Gäa erzeugt, der zweite Beherrscher des Weltalls, der unausforschliche, schreckliche, verschlang seine Kinder, weil ihm geweissagt war, dass einst sein eigener Sohn ihn der Königswürde der Götter berauben würde. Seine Gattin Rhea, hierüber im Unmuth, verbarg aber ihren Jüngstgebornen, Zeus, nach dem Rath ihrer Eltern, auf der Insel Kreta und gab dem Kronos statt des Kindes einen in Windeln gewickelten Stein zu verschlingen. Als Zeus nun erwachsen, wurde Κρόνος von ihm mit List und Gewalt gebändigt und hierauf mit den besiegten Titanen in den schrecklichen Tartarus gestossen.

Diesen Mythus von Kronos und Zeus, und was sich ferner daran schliesst, haben die römischen Dichter nun mit mehr oder weniger Modificationen auf Saturnus und Jupiter übertragen. Jedoch ist es besonders ein Theil desselben, welcher sich bei ihnen abweichend und eigenthümlich gestaltet hat, wahrscheinlich weil er auf eine italische Sage gegründet war, nämlich das Schicksal des Saturnus nach seiner Vertreibung durch seinen Sohn Jupiter. Während nämlich die Griechen nur kurze Andeutungen darüber geben und auch Ovid sich eng an sie anschliesst, hat Virgil die italische Sage erhalten [45]). Hienach kam Saturnus, vom Olymp vertrieben, der Weltherrschaft beraubt, vor den Waffen Jupiters flüchtig, nach Italien, wo die Faunen und Nymphen wohnten, ein rohes und ungebildetes Geschlecht. Diese führte er zur Bildung, lehrte sie den Ackerbau statt roher Jagd, gab ihnen Gesetze, in sicherm Versteck vor Jupiter, daher auch das Land den Namen Latium erhielt. Unter ihm war das goldene Zeitalter; er regierte in sanftem Frieden die Völker, bis Kriegsbegierde und Habsucht eine schlechtere Zeit herbeiführten.

Jedoch auch diese Sage erscheint mit einzelnen Abweichungen, von denen sich beson-

Digitized by Google

ders zwei bemerklich machen. Während nämlich Virgil sich soweit an den griechischen Mythus angeschlossen hat, dass Saturnus immerhin als ein Gott erscheint, welcher vom Olymp vertrieben wird, ist nach der Relation Anderer, die mehr rationalistisch zu Werke gehen, Saturnus ein blosser Mensch und König von Kreta. Die Quelle dieser anthropomorphistischen Auffassung ist schon bei Euhemeros zu suchen, der in seiner heiligen Geschichte zuerst eine dem Volksglauben entgegengesetzte natürliche Theorie über die gesammte hellenische Götterwelt aufstellte und namentlich den Zeus als einen alten König von Kreta darstellte [46]). Lactantius hat uns den Grundzügen nach aus der Uebersetzung des Ennius seine Theorie erhalten [47]). Die Schriftsteller, welche sich an diese Tradition anschliessen, ergänzen nun den Mythus. In Italien herrschte König Ianus. Dieser nahm den Saturnus gastfreundlich auf, und da er durch ihn eine gebildetere Lebensweise gelehrt wurde, theilte er mit ihm die Herrschaft. Sie regierten einträchtig zusammen, und als Saturnus plötzlich einmal von der Erde verschwand, erwies ihm Ianus göttliche Ehre, errichtete ihm einen Altar und ein Fest, die Saturnalien, und nannte das ganze ihm unterworfene Land Saturnia [48]).

Diese Auffassung, schon von ältern römischen Autoren vorgetragen, fand besonders Beifall bei den Kirchenvätern, welche sie zu ihrer Apologetik benutzten [49]). Sowohl diese Relation aber, als die früher erwähnte, kommen dahin überein, dass Saturnus die Menschen von der wilden Lebensweise, Jagd und Mordlust entwöhnte, dass er den Land- und Weinbau, die Verfertigung und Anwendung von Geräthschaften, gemünztem Geld, die Schreibekunst, mit einem Wort also, die Civilisation, einführte. Daher wurde er auch in den Saturnalien verehrt als vitæ melioris auctor. Es liegt diesem die tiefe Wahrheit zu Grunde, dass durch Ackerbau eine höhere Culturstufe bedingt wird, als durch Jagd und Viehzucht. Saturnus aber war seiner Grundbedeutung nach immer der Erdgott, der Gott des Landes; wie der Erfinder, so der Pfleger und Beschützer alles dessen, was zu dem Land-, Feld- und Gartenbau gehört; daher er dargestellt wurde mit einer Hippe, einem krummen Garten- oder Winzermesser, daher seine Bildsäule hohl war und mit Oel angefüllt, einem in reichem Maasse und in vorzüglicher Qualität gewonnenen Produkte des fruchtbaren Latium und Campaniens, daher seine Gemahlin Ops hiess, d. h. Wohlstand und auch den Beinamen Consiva hatte.

Wir haben den Mythus von dem Gott Saturnus absichtlich etwas ausführlicher erwähnt, weil wir aus ihm die Merkmale ableiten, die dem Ausdruck *versus Saturnius* zukommen. Das erste und hauptsächlichste Merkmal ist ohne Zweifel dasjenige des Alters. Die Zeit der Regierung des Saturnus fällt in den allerersten Anfang der Dinge. Das goldene Zeitalter beginnt gleich, nachdem aus dem Chaos die Welt und die Menschen geschaffen wurden. Das Andenken daran, das man alljährlich zu Rom feierte, war das an eine gute alte Zeit, die weit über alles Menschengedenken hinauslag. Die Unterthanen des Saturnus sind die Aboriginer, die Ursprünglichen, welche auch die Ehemaligen und Alten heissen *(prisci, casci)* und nach ihm selbst *Saturnii*. In diese Bedeutung des Alters spielt auch ohne Zweifel die Bedeutung des griechischen *Κρόνος, χρονικός* mit herein; ja vielleicht ist das Adjectivum *Saturnius* von den gelehrten Grammatikern gerade in gleicher Weise und mit derselben Nebenbedeutung von Saturnus abgeleitet worden, wie *χρονικός* von *Κρόνος*. *Κρόνος* hat bekanntlich aus dem Begriff des Alters auch besonders den Begriff des guten, d. h. einfältigen Alters bekommen; *χρονικός* heisst altväterisch, albern. In derselben spöttischen Nebenbedeutung gebrauchen die Lateiner *Faunus* und *Faunius*, und im Griechischen heisst *ὠγύγιος*, von dem alten attischen Könige Ogyges, ebenfalls uralt [50]).

Ein zweites Merkmal ist dasjenige, dass der saturnische Vers als altitalisch bezeichnet wird. Italien ist seine Heimat, er ist nicht aus der Fremde, aus Griechenland hinübergekommen. Satur-

Digitized by Google

nus ist ein eigenthümlicher italischer Gott und die Fauni, welche sich des Verses bedienten, sind lateinische Götter.[51]) Saturnus war König der Aboriginer, der frühesten Einwohner Latiums; ihm folgten der Sage nach drei Könige bis zur trojanischen Ansiedelung, Picus, Faunus und Latinus, Sohn auf Sohn, und nachdem sie der Erde entrückt waren, zu Göttern erhoben und als Indigeten angebetet[52]).

Endlich ist der saturnische Vers noch ein roher, ungebildeter[53]). Man denkt sich Saturnus, den Urheber der Civilisation, nicht auch als Erfinder des Verses, sondern es herrscht die Vorstellung, dass dieser Vers bei dem rohen Geschlecht, das Saturnus erst zu cultiviren anfing, im Gebrauch gewesen sei. Aus diesem Geschlecht in saturnischer, d. h. uralter Zeit hervorgegangen, musste der Vers auch die Eigenthümlichkeit haben, die jenem zukam. Daher die Geringschätzung, die man von Ennius an gegen ihn hegte.

Der Augusteischen Zeit erschienen die ältesten Dichter als arte rudes, und dem alten, vor Einführung griechischer Maasse, gebräuchlichen Verse gaben sie die Epitheta: *incomptus*, *incompositus asperrimus*,, *horridus*. Wir finden ein solches Urtheil erklärlich, nachdem die Römer den schönsten aller Verse, den Hexameter, der eben so sehr Beweglichkeit und Ruhe, Kraft und Zartheit, Gliederung und Einheit, Freiheit und Ebenmaass in sich vereinigt, kennen gelernt hatten. Der saturnische Vers, als Vers des Epos, vereinigte viel zu wenig diejenigen Eigenschaften in sich, welche ein epischer Vers mit Recht ansprechen darf; er ist viel zu schmucklos und kahl, als dass er die dichterische Schöpfung nicht bis fast zu unpoetischer Prosa herabgerückt hätte. Der saturnische Vers ist zwar in der von Livius und Nævius gebrauchten Form gross genug, um eine gewisse Fülle von Worten und Gedanken in sich zu fassen; allein er ist nicht bewegt genug, um das unaufhaltsam fortschreitende Wesen des Epos auszudrücken; er ist nicht veränderlich genug, um bei der beständigen Wiederholung, so wie es jeweilen passlich ist, eine andere und wieder eine andere Färbung anzunehmen[54]). Das, glauben wir, ist über allen Zweifel erhaben, so wenig man sonst noch über die metrische Bildung des Verses im Reinen ist. Der Geist des alten Römervolkes hat sich eben bis zu der poetischen Form herab geltend gemacht. Er ist überall derselbe im Staat und im Haus, in der Religion und in der Kunst, wie wir zu Anfang dieser Darstellung anzudeuten bemüht gewesen sind.

Anmerkungen.

[1]) Es kommt hier vorzüglich in Betracht W. Corssen: *Origines poesis Romanæ. Berol. 1846*, eine Schrift, der man das Zeugniss geben muss, dass sie mit Fleiss und Umsicht gearbeitet ist, wiewohl auch manches Falsche mit unterläuft und wirkliche oder vermeintliche Berichtigungen Anderer oft mit zu grosser Prätension vorgetragen sind.

[2]) R. Klotz, lateinische Litteraturgeschichte, I, p. 260.

[3]) Gell. XVIII, 21 §. 45. G. J. Voss *de hist. lat.* I, 2 und Andere wollten statt duodecimum *duodevigesimum* lesen: *(Vult hoc Gellius, extremam Annalium partem, quæ ex Varguntei divisione librum constituit duodevigesimum demum ab Ennio adiectam esse triennio ante obitum suum)*. Die alten Ausgaben, die Roman. 1472, Venet. 1476, Paris. 1511, Colon. 1526, Lugd. 1561 haben alle *duodecimum*.

[4]) Salust. Catil. 8. *At populo Romano nunquam ea copia (scriptorum) fuit, quia prudentissumus quisque maxume negotiosus erat, ingenium nemo sine corpore exercebat, optumus quisque facere quam dicere, sua ab aliis benefacta laudari quam ipse aliorum narrare malebat.* In Beziehung auf die Einführung der Poesie: Cic. Tusc. I, 1 und 2; III, 2 § 3; IV, 2.

[5]) Cato *in orat. ad filium* bei Serv. zu Virg. Georg. I, 46: *Vir bonus est, M. fili, colendi peritus, cuius ferramenta splendent.* Idem de re rustica 16 § 56: *Maiores nostri virum bonum cum laudabant, ita laudabant, bonum agricolam bonumque colonum. Amplissime laudari existimabatur, qui ita laudabatur.* Cf. Cic. de off. I, 42 § 151. Isidor *orig.* 17, 2.

Digitized by Google

6) Plin. hist. nat. XVIII, 3 § 17.

7) Gell. IV, 3; XVII, 21 § 44; X, 23.

8) Polyb. VI, 56. Vergl. auch Corssen p. 131

9) Ich berufe mich hier auf das treffliche Programm von Chr. Walz *de religione Romanorum antiquissima*, Tubingæ 1845. Namentlich was die Menschenopfer betrifft, scheint mir die Sache ganz evident zu sein. Auch Corssen hat Einiges hierüber p. 17.

10) Wie aus den bekannten Stellen Cic. Brut. XVI, § 62 und Liv. VIII, 40 hervorgeht. Cfr. Egger *Latini sermonis vetustioris reliquiæ seleetæ* p. 109.

11) Cato *carmen de moribus* bei Gell. XI, 2: »*Poeticæ artis honos non erat. Si qui in ea re studebat, aut sese ad convivia applicabat, grassator vocabatur.*« *Grassator* bezieht sich allerdings zunächst auf *convivia*; der Vergleichuugspunkt liegt aber darin, dass beide unützen Dingen nachgehen.

12) Der Abschnitt über die Salier bei Corssen p. 15 sqq. darf wohl als der gelungeuste des ganzen Buches bezeichnet werden, wiewohl er Guberleths Untersuchungen und Zells Uebersicht keineswegs überflüssig macht.

13) Das Nähere hierüber s. bei Eduard Gerhard über die Gottheiten der Etrusker, eine in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung. Berlin 1847. p. 3. not. 16. 18. 19.

14) Das bekannte Gebet bei Cato de re rust. 141. Gerade so auch der Kriegs- und Nationalgott der Azteken, Huitzilopochtli. Vergl. J. G. Müller, der mexikanische Nationalgott Huitzilopochtli, Basel 1847 p. 33.

15) Der neueste Versuch zur Entzifferung ist von Theod. Bergk *commentatio de carminum Saliarium reliquiis*. Marburgi. Programm auf das Wintersemester 1847—1848. Auf geistreiche Weise werden in die bekannten Verse zum Theil ganz neue Beziehungen gelegt. Eine ausführliche Anzeige s. in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1847. No. 94 p. 751.

16) Corssen gibt manche Berichtigung von Klausen.

17) Corssen p. 7 sqq.

18) Strabo IV, 4 §. 4 p. 309 ed. Kramer: *Παρὰ πᾶσι δ' ὡς ἐπίπαν τρία φῦλα τῶν τιμωμένων διαφερόντως ἐστί, Βάρδοι τε καὶ Οὐάτεις καὶ Δρυΐδαι. Βάρδοι μὲν ὑμνηταὶ καὶ ποιηταί· Οὐάτεις δὲ ἱεροποιοὶ καὶ φυσιολόγοι· Δρυΐδαι δὲ πρὸς τῇ φυσιολογίᾳ καὶ τὴν ἠθικὴν φιλοσοφίαν ἀσκοῦσι.* Die Lesart *Οὐάτεις* ist sicher, wie aus der neuesten Ausgabe von Kramer hervorgeht. Valesius wollte zwar *Οὐάγεις*, um damit die Euhages des Ammianus Marcellinus (XV, 9. 8) in Uebereinstimmung zu bringen. Allein schon Reinesius wies auf die häufige Verwechslung von τ und γ hin und erklärte sich für *Οὐάτεις*, Cfr. Ammian. Marcell. ed Wagner und Erfurdt. Vol. II. p. 157.

19) Tacit. de oratoribus dial. 9; Nonius s. v. poema p. 428 ed. Merc. p. 290 ed. Gerlach. Lucilius IX, 12 p. 31. ed. Gerlach.

20) Dion. Hal. antiq. Rom. 7, 68. Corssen p. 8.

21) Horat. Epist. II, 1. 26. Niebuhr röm. Gesch. 4te Aufl. p. 274. not. 688. Orelli ad Horat. l. c. Corssen p. 12.

22) Liv. XXV, 12; Macrob. saturn. I, 17. Egger *Latini sermonis vetust. reliq. sel.* p. 110. Corssen p. 13.

23) Corssens Widerspruch gegen die von mir *(de inscriptionibus quæ ad numerum Saturnium referuntur)* geäusserte Ansicht hat mich nicht überzeugt. Jedoch gebe ich gern einige Modificationen zu, in der Art, wie sie hier angedeutet sind.

24) Wie Spengel will zu Arist. poet. 4 in der Zeitschrift für Alterthumswiss. Dezember 1841.

25) O. Müller, Etrusker II. p. 214.

26) Welcker die griechisch-römische Tragödie p. 1341. Anm. 16. Vergl. auch p. 1339 ff.

27) Bernhardy Grundriss der röm. Litteratur p. 69 Anm. 114. Zell Ferienschriften, 2te Sammlung p. 128. Klotz lateinische Litteraturgeschichte I, 292. Corssen p. 128. Doch lässt sich für die Ansicht der Grammatiker (Paul. Diac. p. 88. Müller Serv. zu Virg. Aen. VII, 695) die Analogie der Atellanen, die von der Stadt Atella den Namen haben, anführen.

28) O. Müller Etrusker II, p. 284.

29) O. Müller Etrusker II. p. 282 und über den griechischen Einfluss auf die Atellanen: griech. Litteraturgeschichte II, 261. Gegen die erstgenannte Ansicht erklärt sich Corssen p. 131.

30) Gerlach zu Lucil. p. XCVI sqq. Corssen p. 146 sqq.

Digitized by Google

31) Böckh metrologische Untersuchungen S. 207 ff. Ross Hellenika, Vorrede S. XIV. Gerhard über die Gottheiten der Etrusker, S. 4 ff.

32) Diesen Gegenstand haben behandelt: Fr. Osann analecta critica, Berol. 1816 und in Zimmermanns Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1836 No. 119—121. H. Düntzer Livii Andronici fragmenta, Berol. 1835; *de versu quem vocant Saturnio* p. 40—48. Alex. Ludov. Döllen *de vita Livii Andronici*. Dorpati Livonorum 1838.

33) Hieron. in Euseb. chron. Ol. 148. 1: *Titus Livius tragœdiarum scriptor clarus habetur, qui ob ingenii meritum a Livio Salinatore, cuius liberos erudiebat, libertate donatus est.* Titus nennt ihn Hieron. wohl nur aus Verwechslung mit dem Vornamen des Geschichtschreibers. Gellius, Cassiodor und Festus nennen ihn Lucius. Scaliger zum Festus p. 332 Lind. wollte ihn Lucius, zum Hieron. p. 140 (ed. Amst. 1658) dagegen Marcus nennen, weil er ein Freigelassener des M. Livius Salinator gewesen sei. Diess findet auch Orelli nicht unwahrscheinlich (Onom. Tullian. s. v.; zu Hor. epist. II, 1. 62). Osann hielt die Freilassung des Salinator wegen der Zeitverhältnisse für unmöglich und wollte ihm gar keinen Vornamen geben; Düntzer bleibt bei Lucius und hält ihn für den Freigelassenen irgend eines unbekannten L. Livius. Die ältesten Schriftsteller, Varro, Cicero, T. Livius, Horatius, geben dem Andronicus keinen Vornamen; er heisst bei ihnen einfach Livius, poeta Livius, Livius Andronicus. — Ueber das Theater zu Tarent s. Welcker die griech. röm. Tragödie S. 1297.

34) Wenn nach Cic. Cat. 14 §. 50 Andronicus noch als Greis zur Jugendzeit des 520 geborenen Cato lebte, so muss er bei der Einnahme Tarents 482 ein ganz junger Mensch gewesen sein. Gegen Osann p. 44 s. Döllen p. 23.

35) Sueton. de ill. gr. 1: «*Si quidem antiquissimi doctorum, qui iidem et poetæ et oratores semigræci erant (Livium et Ennium dico, quos utraque lingua domi forisque docuisse adnotum est) nihil amplius quam Græca interpretabantur: ac si quid Latine ipsi composuissent, prælegebant.*» Osann machte sie zu *artis grammaticæ magistros*. Das Richtige hat Döllen p. 33.

36) Hauptstelle Cic. Brut. 18 §. 72 sqq. Die seiner Zeit viel besprochene Conjectur Osanns *Ateius* kann nach dem, was zuletzt Madvig gesagt hat opusc. acad. p. 93 sqq. als beseitigt angesehen werden. Gegen Düntzers Conjectur 510 für 514, weil Atticus um vier Jahre von der Varronischen Aera differire, siehe Orelli im Onomast. Tullian. s. v. Liv. Andr. p. 357.

37) Diomedes p. 486 P.; Servius zu Virg. Aen. X, 636; Porphyr. zu Horat. epist. II, 1. 62; Donatus de fabula p. LVII. Westerh.

38) Liv. XXVII, 37; Festus p. 333 Müll.; Ascon. in Cic. Pison. §. 53 p. 13 Orell.

39) Varro de ling. Lat. VII, 3; Cic. Brut. 17 §. 68. 67; 19 §. 71; ad fam. VII, 1; Horat. epist. II, 1. 53. 69 sqq.; Quintil. inst. or. X. 2. 7.

40) Scaliger ad Festum p. 321 ed. Lindem. Id. p. 724; G. Hermann elem. doctr. metr. p. 620 sqq.

41) Varro de ling. Lat. V, 10; Festus p. 186. 325 Müll.; Macrob. saturn. I, 10; Cic. de nat. deor. II, 25 §. 64.

42) Paldamus: über Ursprung und Begriff der Satire. Greifsw. 1834 p. 12. Vergl. auch Hartung: Religion der Römer I, p. 66, II, p. 122.

43) Walz de religione Roman. antiquiss. p. 13. Anm. 42: «*Quod vero Varro l. l. 5, 64, Festus s. v. Saturnus et alii nomen Saturni a satu vel a sationibus derivant, ei etymologiæ neque plus neque minus tribuendum censeo, quam innumeris aliis ab iisdem etymologis ad fortuitam quandam syllabarum et significationis similitudinem excogitatis: atque eos ipsos, qui hanc etymologiam rident, non pudet Ianum a ianua derivare. Equidem in his et tot aliis verum me nescire ægre quidem fero, sed fateor. Neque movet me Consivæ cognomen Opi datum, quo omnia de Saturni nomine dubia solvi putat Hartung de relig Rom. II, 130; nam Saturni et Opis nomina multo antiquiora sunt, quam hoc cognomen.*»

44) Creuzer Symbol. und Mythol. II, 431. 970.

45) Virg. Aen. VIII, 314 sqq. Ovid. metam. I, 113 ganz wie Hesiod. theog. v. 844.

46) Das Nähere s. bei Gerlach histor. Studien I, p. 137 sqq.

47) Lactant. inst. div. I, 13. 14.

48) Niebuhr röm. Gesch. I, 89; Klausen Aeneas und die Penaten I, p. 231.

49) Tertullian apologet. 10; Minuc. Fel. Octav. 22; Lactant. I, 13.

50) Unter andern Stellen über *χρονικός* vergl. besonders Aristoph. vesp. 1480, eine Stelle, die mit

Digitized by Google

jener des Ennius grosse Aehnlichkeit hat, indem Thespis, der sogenannte Erfinder der Tragödie, gerade so spöttisch angeführt wird, wie Nævius von Ennius. Den Ausdruck Fauni gebraucht ganz in derselben Art Lucilius (lib. XX, 1 p. 46 Gerl.) und ein Jurist bei Gellius XVI, 10 §. 7. Dass die Bedeutung des Alterthümlichen mit Saturnus verknüpft wurde, zeigt deutlich eine Stelle bei Marius Victorinus I, 5 p. 28 Gaisf.: *Sorix aut Saurix avis tributa Saturno ab auguribus, quia tarditati et vetustáti et senectuti convenit: nam in veteranis maxime versatur locis etc.* Ueber ὠγύγιος s. Weissenborn in der Zeitschrift für Alterthumswissensch. 1841 No. 94.

[51]) Varro de ling. Lat. VII, 36.

[52]) Virg. Aen. VII, 47; Niebuhr l. c. Anm. 48.

[53]) Diese Rohheit beschreibt anschaulich Virg. Aen. VIII, 318 sqq. Auch Horaz deutet darauf hin.

[54]) Vergl. hierüber Wackernagel im schweiz. Museum für historische Wissenschaften, herausgeg. von Gerlach, Hottinger und Wackernagel I, p. 383; Paldamus Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik 1841 No. 38 S. 309.

Nun erhob sich der Vicepräsident Prof. Vischer und sprach:

Alle Arbeiten sind beendigt, alle Vorträge gehalten, ausser einem, welcher freiwillig zurückgezogen worden*). Die Versammlung schliesst, Sie scheiden. Ich will den Abschied nicht durch viele Worte verlängern, auch keinen Rückblick auf unsere Leistungen werfen: denn diese sind Nebensache. Die Hauptsache ist die gegenseitige Anerkennung, ist der engere Verkehr, ist die Humanität. Und darauf blickend dürfen wir uns wohl befriedigt fühlen: auch nicht der leiseste Misston hat unser Beisammensein gestört. Es war ein bedeutungsvoller Schritt, als der Verein sich entschloss ausserhalb der deutschen Grenzen sich zu finden; was man dabei erwartete, hat sich schön erfüllt. Deutsche, Schweizer und Elsässer sind diese Tage über in Eins verschmolzen gewesen: solches wird fortwirken und die wissenschaftliche Verbindung noch kräftiger und fester machen. Ich schliesse mit dem Wunsch, dass die scheidenden Gäste ein freundliches Andenken mit fortnehmen mögen; dass für uns, die wir bleiben, mit Ihrer Anwesenheit ein Pfingstfest möge angebrochen sein; dass wir uns bald in heiterer Vereinigung wiedersehen, und dass, wenn Einen aus ihrer Mitte wiederum der Weg nach Basel führt, er dann auch bei uns weilen und nicht wie ein Zugvogel gleich in die Ferne weiter eilen möge. *Χαίρειν.*

Noch erbat und erhielt Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg das Wort; es galt den Abschied der Gäste. Im Namen dieser aller und zu denselben sprach er also:

Verehrte Versammlung! Die Stunde ist gekommen, welche uns von Basel und von einander trennt. Was in diesem Augenblick dem Geiste so vieler Männer vorschwebt und was ihre Herzen bewegt, vermöchte wohl Ein Mund nicht vollständig auszusprechen, wenn er auch noch so beredt wäre. Um so vermessener kann es scheinen, dass ich es versuche, unsere gemeinsamen Gefühle in Worten auszudrücken. Wenn ich dieses auf äussere Veranlassung und zugleich dem Zuge meines Herzens folgend thue, so mag mich dabei der Umstand rechtfertigen, dass wir in Baden, aus welchem Lande ich bin, durch die gemeinsame alemannische Abstammung und so viele andere Beziehungen von der Zeit der alten Herzoge von Zähringen an mit der Schweiz in vielfacher Berührung, den lebhaftesten Antheil nehmen an Allem, was daselbst vorgeht, insbesondere aber an Allem, was zu Basels Preis und Ehre gehört.

*) Von Dr. Bachofen von Basel, der zwischen Weissgerber und Rauschenplat über das Römische Steuerwesen unter den Kaisern hätte sprechen sollen.

Digitized by Google

Indem wir scheiden, schweben unserm Geiste vor und bewegen unsre Herzen die Erinnerungen an das, was wir sahen und erlebten, Gefühle des Dankes, und Wünsche für diesen Ort.

Was aber haben wir hier gesehen und erlebt? Wir sahen die durch ihre Vorzeit und ihre Gegenwart so bedeutsame, mit allen Reizen der glücklichsten Lage geschmückte Stadt; ihre wohlgeordneten Lehranstalten, deren blühende Jugend in kräftigen und anmuthsvollen Bewegungen sich vor unsern Augen übte; so manche andre gemeinnützige Anstalten; die öffentlichen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, für welche neue Räume mit eben so viel Munificenz als Geschmack hergestellt worden sind; so manche Kunstschätze in Privatbesitz, zu welchen uns der Zutritt mit so viel Freundlichkeit gewährt wurde. Unter den Genossen unserer Wissenschaft sahen wir längst mit Ruhm genannte und verdiente Männer, deren sich Basel erfreut, und da alle Wissenschaften Ein Band umschlingt, so begrüssten wir nicht minder mit Freude die Männer, welche der Ergründung der Natur ihre Studien widmen; welche in dem Buche, dessen Blätter Felsenmassen und Erdschichten sind, die Geschichte unsers Planeten lesen, und welche dem Buche der Erfindungen und Entdeckungen ein neues Blatt zur staunenden Ueberraschung der Zeitgenossen hinzufügen. Wir sahen aber auch ausser dem Kreise der Lehrer und Gelehrten so manche durch Einsicht und Charakter hochgeachtete, treffliche Männer, Magistrate und Bürger, vereint in einem wohlgeordneten, schönen Gemeinwesen. Unter den Männern, die aus der Schweiz, aus Deutschland und dem stammverwandten Elsass hier zusammenkamen, wurde so manche freundschaftliche Verbindung erneuert, so manche neu geschlossen. Wir hörten so manches belehrende und anregende Wort in ernster und heiterer Rede. Und so wie zur guten Stunde hier zusammen kamen der herrliche und theure Sänger aus Schwaben, den die Schweizer wie die Deutschen ehren, und der treffliche Schweizerdichter aus Aarau, der uns Deutsche nicht minder als die Schweizer erfreut, so hat auch sonst die edle Dichtkunst unsre Zusammenkünfte verschönt durch drei treffliche Stimmen aus Basel zumal und durch eine so vielen unter uns befreundete Stimme vom Niederrhein. Und auch die Kunst der Töne hat nicht gefehlt uns zu erfreuen. Das sind die Erinnerungen, welche wir von Basel mitnehmen.

Und nun unser Dank. Nachdem wir dem verehrten Präsidium für die Leitung unserer Versammlungen, so wie den verehrten Secretären für die gefällige Uebernahme und Besorgung dieses Geschäftes den gebührenden Dank abgestattet, richtet sich unser Blick auf dasjenige, was uns sonst Erfreuliches hier zu Theil geworden ist. Meine Herrn! Wir haben in den vorhergegangenen neun Jahren viel Ehrenvolles und Freundliches von Fürsten und Städten erfahren; aber Basel wird durch das, was uns geboten wurde und wie es geboten wurde, von keinem andern Orte, der uns bisher aufnahm, übertroffen. Wenn wir uns einerseits aufgefordert fühlen, alles dieses aufs neue uns jetzt zu vergegenwärtigen, so hält uns andrerseits die Scheu davon ab, die Freunde und Gönner ins Angesicht zu loben, und die Betrachtung, dass es hier in Basel von jeher Sitte ist, Rechtes, Schönes, ja Grosses zu thun, ohne zu erwarten noch zu wollen, dass davon in laut tönenden Worten gesprochen werde. Darum sei einfach Dank gesagt der hohen Regierung, unter deren Schutze wir hier versammelt waren; Dank dem verehrten Comité, welches mit so grossmüthiger Aufopferung und mit so viel Einsicht unsre Zwecke gefördert hat; Dank den übrigen Vereinen, insbesondre dem Gesangvereine, welcher unterstützt von trefflichen Künstlern uns einen so genussreichen Abend gewährte. Unter den Einzelnen vor Allen unsern Dank dem verehrten Vicepräsidenten der Versammlung der Orientalisten, welcher die gesammte Versammlung so gastlich bei sich aufnahm und welcher der grossartigsten und glänzendsten Gastfreundschaft durch die einfache Herzlichkeit, mit welcher sie geboten wurde, einen um so höhern Werth verlieh. Dank allen Bewoh-

Digitized by Google

nern, die der gewohnten schönen Sitte ihrer Gastfreundschaft folgend, uns mit so zuvorkommender Freundlichkeit in ihr Haus aufnahmen; Dank allen Andern, welche ihre Theilnahme und ihr Wohlwollen uns zuwendeten.

Welches nach solchen Erinnerungen und nach solchen Gründen des Dankes unsre Wünsche seien, kann nicht zweifelhaft sein. Heil der Stadt Basel, ihrem Gemeinwesen und ihren Bewohnern, jetzt und für immer! Und da das Einzelne nur in dem Wohle des Ganzen sein Heil und sein Bestehen hat, Heil und Frieden der gesammten schweizerischen Eidgenossenschaft!

Alle Versammelten bezeugten durch Aufstehn ihre Zustimmung.

Digitized by Google

II.

PROTOCOLL DER PÆDAGOGISCHEN ABTHEILUNG.

In ihrer ersten Sitzung am 30 September Morgens beschloss die pädagogische Section die Frühstunden auch der noch übrigen Tage für sich zu benutzen und wenigstens von 8 bis 9 Uhr regelmässig zusammen zu kommen; ebenso erklärte sie nicht damit einverstanden sein zu können, dass ihr Bestehen abermals in Frage gestellt und zum Gegenstande einer Erörterung gemacht werde, die noch dazu in einer Universitätsstadt und von einem Universitätslehrer veranlasst, etwas Gehässiges haben müsse. Dagegen fand sie es zweckmässig, dass die zu besprechenden Fragen im Voraus festgestellt, ein Zusammenhang in die Besprechung der verschiedenen Versammlungen gebracht und so ein Abschluss der Erörterungen erreicht werde. Nach diesen Vorbemerkungen schritt man zur Wahl eines Vorsitzenden, und da Geheimerrath Brüggemann von Berlin und Geheimer Hofrath Nüsslin von Mannheim das Präsidium abgelehnt hatten, liess sich Ephorus Bäumlein von Maulbronn durch den Wunsch der Versammlung bestimmen dasselbe zu übernehmen. Das Secretariat wurde dem Rector Eckstein von Halle übertragen.

Der Vorsitzende legte zwei Fragen vor, deren Besprechung in der gegenwärtigen Zeit besonders wünschenswerth erscheinen müsse, die erste, ob es wirklich an dem sei, was jetzt vielfach behauptet werde, dass die Humanitätsstudien sich gleichsam überlebt haben und etwas Anderes in dem Jugendunterrichte an ihre Stelle treten müsse; die zweite über die Beschränkung des Unterrichts in der griechischen Sprache und die in einigen Ländern, z. B. in Würtemberg beabsichtigte Modificierung der Methode. Obschon diese zweite Frage, bei der man eine gründliche Sachkenntniss unter den Anwesenden voraussetzen konnte, vorzüglich geeignet schien, so wurde doch die Sitzung ganz mit Besprechung der ersten Frage ausgefüllt.

Bäumlein hatte bei derselben auf eine Stimme Rücksicht genommen, die neuerdings in Würtemberg laut geworden war. Prof. Schwarz in Ulm habe in dem jüngsten Programme „Ein Blick in die Zukunft der Gelehrtenschule vom Standpunkte des Fortschrittes“ in Uebereinstimmung mit dem Rector der Realschule in Ulm Dr. Nagel sich dahin ausgesprochen, dass die Zeit nicht mehr ferne sei, wo die classischen Studien von den Gymnasien zurücktreten müssten. Nun sei es doch gewiss von Interesse, wenn in einer solchen Versammlung, wie die unsrige, eine öffentliche Erklärung abgegeben würde, die nicht bloss zeige, dass man den Gegenstand nicht ignoriert habe, sondern auch von grossem Gewicht bei allen Unparteiischen sein müsse. Oberschulrath Rost von Gotha machte dagegen bemerklich, dass man ohne ein Eingehen auf die Gründe und ohne eine Erörterung der Angriffe die Gegner nur veranlassen könnte zu sagen, man weise die Sache vornehm zurück. Aber selbst eine Erörterung sei unzweckmässig, weil in unserer Mitte keiner die Ansicht der Gegner vertrete, und ein Streit Stirn gegen Stirn sonach unmöglich sei. Da hierbei von mehreren Seiten auf die schnell entstandenen, aber auch schnell verblühten Realschulen hin-

Digitized by Google

gewiesen wurde, konnten Brüggemann und Eckstein für Norddeutschland versichern, dass gute Schulen sich vortrefflich gehalten haben, und ersterer in Bezug auf die bei dem vereinigten preussischen Landtage eingegangenen Petitionen Gymnasien in Realschulen zu verwandeln mittheilen, wie bei der Berathung derselben in den Abtheilungen die Mehrheit sich gegen eine solche Umgestaltung der Gymnasien, aber auch für die Errichtung neuer Realschulen ausgesprochen habe, um so die Zahl der höheren Unterrichtsanstalten überhaupt zu vermehren. Die von Bäumlein gemachte Bemerkung, dass die in den Gymnasialclassen unterrichteten Schüler formell tüchtiger gebildet seien als die in Realclassen, und dass man eine grosse Verschiedenheit besonders bei Parallelclassen finde, wurde von mehreren Seiten (z. B. Rost, Prof. Klein von Mainz) bestätigt und auch von Brüggemann im Allgemeinen zugegeben, der jedoch bemerkte, die Zeit sei noch zu kurz, als dass man schon bestimmt urtheilen könne; auch sei es an manchen Orten schon viel besser geworden. Als Bäumlein noch einmal auf seinen Vorschlag in öffentlicher Sitzung eine Erklärung abzugeben zurückkam, erklärten sich sehr viele dagegen, und Rost sprach den Wunsch aus, man möge einmal das Gerede der Gegner widerlegen und die Nichtigkeit der gegen die classischen Studien vorgebrachten Gründe zeigen. Es sei das freilich ein schwierige Aufgabe, aber ihre glückliche Lösung müsse bei dem bessern Theile des irregeleiteten Publicums eine richtigere Ueberzeugung erwecken. Diesen Vorschlag ergreift auch Bäumlein, der schon längst (in seinen Ansichten über gelehrtes Schulwesen 1841) die bildende Kraft der alten Sprachen entwickelt hat, ohne dass die Gegner seine Beweise berücksichtigt haben. Es könne sich einer mit anderen über den Inhalt einer solchen Schrift vereinigen, dieselbe dann einer Revision unterwerfen und der nächsten Versammlung vorlegen, so dass die Arbeit dann als ein gemeinsames Votum betrachtet werden müsse. Wenn er aber Rost selbst zum Verfasser einer solchen Schrift vorschlug, so konnte dieser, weil seine Zeit vielfach in Anspruch genommen sei, nicht darauf eingehen, und Eckstein nahm dafür den Vorsitzenden selbst in Anspruch, der nach seinen früheren Schriften mit dem Gegenstande am genauesten bekannt sei und der wohl leicht den Beirath und die Mitwirkung einer Anzahl von Schulmännern in den verschiedenen Gegenden Deutschlands erhalten könne. Die Wahl derselben könne ja die Versammlung vornehmen.

Die zweite, noch am Abend desselben Tages gehaltene Sitzung beschäftigte sich mit der andern von Bäumlein aufgestellten Frage. Auch auf das Griechische seien verschiedene Angriffe gemacht, man habe die Methode zu ändern beabsichtigt, daher er zur Erörterung empfehle, ob der griechische Unterricht für Studierende irgendwie erlässlich sei und wie die Methode desselben beschaffen sein müsse. Rost wünscht die Besprechung in umgekehrter Ordnung, und auch Eckstein verlangt zunächst eine Erörterung der Methode, weil davon auch die erste Frage wesentlich abhange. Dagegen ist Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg für die erste Frage über die obligatorische Kraft des griechischen Unterrichts; man müsse einmal sehen, welche Früchte derselbe getragen habe. Rost will ganz davon abgesehen wissen, ob überhaupt eine wahre Frucht erreicht werde, und hat nur das Bestreben der Gymnasien im Auge, eine den Geist bildende Palästra zu gewähren. Vorher müsse man darlegen, was durch jenen Unterricht für die allgemeine Geistesbildung erreicht werden solle, in welcher Zeit er zu beginnen, wohin er zu führen sei. Eine Vermittelung der sich widerstrebenden Ansichten versuchen Bäumlein und Brüggemann, der wie-

Digitized by Google

derum darauf hinweist, dass eine Erledigung der Frage über das Obligatorische aus einer Erörterung der andern Frage sich von selbst ergeben würde. Ephorus Roth von Schönthal kommt auf die Verschiedenheit der Ansichten, welche auch in der zu Stuttgart versammelt gewesenen Commission keine Einigung herbeigeführt habe. Unsere Anstalten, sagt er, müssen mehr den Character der Schule wieder annehmen; diese äussert ihre bildende Kraft durch die Sprachen. Der Unterricht in der griechischen kann aber für keine Schüler entbehrt werden, weil sie sonst nicht mit ganzem Herzen Schüler sind und die Vergleichung fehlt. Die Hospiten würden nie ordentliche Schüler sein, nie den ganzen Genuss haben, das ganze Resultat zeigen. Wenn nun Rost, an das Schlagwort Roths anknüpfend, die Ungunst der Zeitverhältnisse hervorhob und die Autonomie des elterlichen Hauses zu bewahren rieth, welche Dispensationen, deren Unzweckmässigkeit er zugestand, fordere, und Eckstein in weiterer Ausführung überhaupt beklagte, dass das erziehende Element immer mehr aus der Schule gewichen sei, und dieselbe theils durch der Eltern Schuld, theils durch den übertriebenen Eifer der Lehrer, theils durch den Einfluss der auf scharfe Controle der Lehrer und schwere Examina der Schüler dringenden Behörden den Unterricht nicht etwa bloss bevorzuge, sondern fast allein im Auge behalte, so zeigte Brüggemann, dass er Roths Ausspruch anders gefasst und darin vielmehr eine Mahnung gefunden habe nicht sowohl vorzutragen als vielmehr die geistige Uebung und die Selbstthätigkeit des Schülers im Auge zu behalten, und Prof. Hassler von Ulm stimmte ihm darin bei, dass man zu viel lehre und sich zu wenig darum bekümmere, was des Schülers geistiges Eigenthum bleibe. Uebrigens ist derselbe gegen Dispensationen einmal aus disciplinarischen Gründen und dann weil die Erfahrung lehre, dass diejenigen Schüler, welche angehalten werden das Griechische mitzutreiben, nicht etwa die schlechteren, sondern gerade die besten sind. Bäumlein versucht nun an dem Organismus der griechischen Sprache die bildende Kraft derselben zu zeigen. Jener Organismus sei wesentlich verschieden von dem der lateinischen Sprache. Hier sei strenge Gesetzmässigkeit, wie sie die Zwecke des Redners erforderten, dort ein leichter, freier, durchsichtiger Organismus, der den Gedanken leicht, selbst nachlässig, aber immer mit Anmuth ausdrücke. Darin seien die eigenthümlichen Vorzüge der griechischen Sprache bedingt, um deren Besitz wir den Schüler nicht bringen dürfen; ja ihm würde es in der Seele wehe thun, seine Schüler von diesem Genusse ausgeschlossen zu sehen. Darum müsse er dabei verharren, dass das Griechische allgemeiner Unterrichtsgegenstand bleibe und die Anstalten gleichförmig zu organisieren seien. Rost giebt die Wichtigkeit des Lehrgegenstandes vollkommen zu, bezweifelt aber, dass wir die Macht haben unsere Einsicht gegen die verschiedenen Interessen zu vertreten, und ob wir wohlthun einen Knaben, der jene Wohlthaten nicht theilen wolle, von der Schule auszuschliessen. Das absolute Festhalten an dem Princip der Gleichheit sei gerade jetzt nicht gut, wie ihm die Erfahrung vielfach gezeigt habe. Das Letztere bestätigt auch Prof. Rein von Eisenach mit der Bemerkung, dass gar viele Knaben dem Gymnasium bloss unter der Bedingung anvertraut würden, dass sie von dem griechischen Unterrichte dispensiert blieben. Nüsslin weisst auf seine fünf und vierzigjährige Erfahrung hin und hebt mit grosser Wärme hervor, dass das Griechische in viel innigerer Verbindung mit dem Germanischen stehe als das Römische, sowie dass die griechische Sprache den meisten Schülern das Liebste sei und daher oft mit Hintansetzung anderer Lehrgegenstände von ihnen betrieben werde. Brüggemann gleicht die Controverse dahin aus, dass für alle Facultätsstudien das Griechische obligatorisch sein müsse,

Digitized by Google

bei den übrigen aber Dispensation eintreten könne. Prof. FIRNHABER von Wiesbaden macht darauf aufmerksam, dass in den drei Ländern, in welchen er bis jetzt gewirkt habe, das Dispensieren Sache der Regierungen gewesen sei. Wo, wie im Nassauischen, Realgymnasien bestehen, da sei auf den Gymnasien das Griechische für *conditio sine qua non* zu halten. Aber auch die Entscheidung über das Obligatorische müsse Sache der Behörden bleiben. Würden die Gründe dafür angegeben, so zweifle er nicht, dass eine solche Ansicht Einfluss haben werde. Am Schlusse der Sitzung fasste BÄUMLEIN das bisherige Ergebniss kurz zusammen, und BRÜGGEMANN empfahl für die nächste Sitzung die Erörterung über die diesem Unterrichte zu bestimmende Zeit und den Anfang desselben.

Der Anfang der dritten Sitzung am 1 October wurde auf die Wahl der Männer verwendet, die dem Ephorus BÄUMLEIN bei dem beabsichtigten Werkchen als berathende Beistände zu geben seien. Es wurden dazu aus den verschiedensten Gegenden bestimmt ROST, NÜSSLIN, FIRNHABER, ROTH, ECKSTEIN, BRÜGGEMANN, der nur eine specielle Verpflichtung nicht übernehmen zu können erklärte, und Rector RAUCHENSTEIN von Aarau, aber auch jeder der Anwesenden gebeten seinerseits die Sache zu fördern.

Die Fortsetzung der begonnenen Debatte eröffnete ZELL mit dem Bedauern, dass die Gründe gegen das Obligatorische nicht berührt seien, und dass auch die methodische Frage Veranlassung zu Abschweifungen gegeben habe. Bei dem Unterrichte scheine es ihm nur darauf anzukommen, dass in den ersten Jahren das Technische sicher beigebracht und nachher mehr auf die Lectüre gesehen werde. Wenn aber bemerkt sei, dass die Regierungen sich bei der Leitung der Schulen zu viel in das Detail einlassen, so gebe er das zu; aber man müsse auch bedenken, dass die Verhältnisse ganz anders geworden seien. An die Stelle einer feststehenden Tradition komme ein entschiedenes Hervortreten des subjectiven Elements, welches das Maass leicht überschreite. Fordere man Vereinfachung des Unterrichts, so bleibe nichts übrig als an die Stelle des gleichzeitigen in mehreren Fächern eine successive Betreibung derselben zu setzen. Man nehme nur die untern und die mittleren Classen für den Sprachunterricht, die oberen für die Lectüre und die übrigen wissenschaftlichen Fächer; dann werde man in der Jugend auch die Liebe zu den Alten befestigen.

Nach diesem Eingange stellte BÄUMLEIN die zu besprechenden Fragen: 1) wie viel Zeit ist dem Griechischen zuzuwenden? 2) wie weit müssen der grammatische Unterricht und die damit zusammenhangenden practischen Uebungen gehn? Er ist für einen frühen Anfang, besonders um der Formen willen, also zwischen dem zehnten bis zwölften Lebensjahre.

BRÜGGEMANN erörtert zuerst die Frage, wo der griechische Unterricht in dem Gymnasialcursus einzureihen sei. Nach der jetzigen Praxis, wenigstens in Preussen, beginne derselbe, nachdem das Lateinische zwei Jahre betrieben sei; schon im dritten Jahre stelle man diesem einen neuen und wichtigen Lehrgegenstand zur Seite. Und doch habe der Schüler kaum die Anomalien der lateinischen Sprache inne, und von der Syntax verstehe er nur Weniges. Ein Gewinn würde es daher sein, wenn noch ein drittes Jahr des lateinischen Unterrichts hinzutrete, in welchem man es zu einer fertigern Auffassung dieser Sprache und einiger Einsicht in den Unterschied der Modi bringen könne. Dann könne im vierten Jahre das Griechische beginnen und überall eine Beziehung auf das Lateinische

Digitized by Google

genommen werden. Freilich meine man, in späteren Jahren werde die unvermeidliche Auffassung der Formen durch das Gedächtniss lästiger; aber diess Bedenken scheine ihm nicht so erheblich, wenn die Formen durch die genauere Kenntniss des Lateinischen weniger fremdartiger sich zeigten und der ganze Unterricht angenehmer gemacht würde. Dann verlangt er fünf Jahre für diesen Unterricht, in denen, wie er hoffe, dasselbe geleistet werden könne, was man jetzt in sechsen erreiche. Im ersten Jahre seien die Formen und die allgemeineren Erscheinungen der Syntax beizubringen, deren Kenntniss im zweiten Jahre bei der Lectüre des Xenophon sich erweitern lasse. Dann seien drei Jahre übrig zur Einführung in den Geist des griechischen Alterthums. Auch dabei sei er entschieden für eine gründliche grammatische Auffassung; aber er gebe zugleich zu bedenken, ob nicht durch das genaue Eingehen auf einzelne philologische Fragen gefehlt und durch minutiöse Erörterungen die Lectüre zu einer Marter gemacht werde.

Bäumlein bleibt bei seiner Ansicht im eilften, höchstens zwölften Jahre den Unterricht zu beginnen, ist aber ganz damit einverstanden, dass das unnöthige Hereinziehen grammatischer und kritischer Streitfragen bei der Lectüre verderblich sei. Um jedoch in den Geist eines Schriftstellers und des Griechischen überhaupt einzudringen, bedürfe man der Einsicht in den Organismus der Sprache, und diese gewinne der Schüler durch den syntactischen Unterricht. Der allgemeine, die Lehre von dem Verbum, dem Satze und den verschiedenen Gedankenformen, lasse sich in höchstens zwei Jahren vollenden; aber man müsse auch später immer wieder darauf zurückgehn.

Eckstein glaubt, dass eine Entscheidung über die dem Griechischen zu gewährende Zeit von der Bestimmung des Zieles abhange, das man sich auf dem Gymnasium vorstecke. Wolle man eine gründliche Bekanntschaft mit den Homerischen Gedichten und einigen Sophocleischen Dramen in der Poesie, Kenntniss des Demosthenes, der leichteren Platonischen Dialoge, des Xenophon, etwa noch einiger Plutarchischen Biographien und Lucianischer Stücke in der Prosa, so lasse sich das wohl in fünf Jahren erreichen. Ob aber der Beginn dieser Sprache mit ihrer schwierigen Formenlehre und ihren Accenten im 14 oder gar 15 Jahre räthlich sei, müsse bedenklich erscheinen nach der Erfahrung, die man in Preussen mit dem Französischen gemacht habe. Seit diess in der Tertia beginne, seien die Leistungen immer geringer geworden. In den obersten Classen müsse ein eigentlicher grammatischer Unterricht wegfallen.

Das Bedenken wegen des Französischen glaubt Brüggemann dadurch gehoben, dass man dasselbe früher beginnen müsse als bisher; die Ansicht über die grammatischen Stunden in den obern Classen billigt er und ist auch mit der Classification der Schriftsteller einverstanden. Inzwischen nahm an derselben, obschon sie nicht als eine massgebende, sondern mehr beiläufig aufgestellt war, Nüssle Anstoss, weil die Lyriker, besonders Pindar, unerwähnt geblieben seien, und verwahrte sich entschieden gegen eine Verringerung der griechischen Stunden in den oberen Classen, in denen vielmehr eine Erweiterung der Stundenzahl für die Lectüre höchst wünschenswerth sei.

Gegen die Beseitigung des grammatischen Unterrichts in den obersten Classen erklärt sich Firnhaber. Erst in dem reiferen Alter sei die Lehre vom Satze und von den Modis ergreifbar, und man bringe dadurch eine practische Philosophie in diese Classen. Auch er will dem Schüler eine Kenntniss der griechischen Lyrik gewähren, wozu eine Anthologie benutzt werden könne. Was übrigens das Französische anlange, so sei diess seit 1818 in Nassau von unten auf gelehrt worden, ohne dass man besonders gute Resultate erreiche.

Digitized by Google

Hofrath Süpfle von Mannheim legt den Badischen Plan vor; dort beginne man das Lateinische im zehnten Jahre, drei Jahre darauf das Französische, im vierten das Griechische mit einem sechsjährigen Cursus erst in vier, dann in fünf und zuletzt wieder in vier Stunden. Für die zwei ersten Jahrescurse sei der etymologische Theil bestimmt, und daneben werde mit Hilfe einer Chrestomathie jede sprachliche Erscheinung practisch eingeübt; die zwei nächsten seien der Syntax gewidmet, und die letzten blieben für die Lectüre. In methodischer Beziehung will er das Erlernen der jonischen und dorischen Formen dem Anfänger erspart wissen, verwirft die griechischen Compositionen und empfiehlt die freie, unvorbereitete Lectüre des Homer, der überhaupt Ziel und Spitze dieses Unterrichtes sein müsse. Bäumlein referiert, dass in Würtemberg der Unterricht in der Formenlehre bereits in den lateinischen Schulen abgeschlossen sei; mit dem vierzehnten Jahre träten die Knaben in das niedere Seminar, wo nach einer kurzen Repetition der Formenlehre ein syntactischer Unterricht ertheilt werde. Für eine gediegene und sorgfältige Behandlung der Satzlehre sei er schon um der Vortheile willen, die dadurch der Lectüre erwachsen; nur bezweifle er die Nothwendigkeit eines syntactischen Cursus in den späteren Jahren. Die Wahl der Schriftsteller müsse sich nach den Fähigkeiten der Schüler richten; sonst sei auch er für Xenophon, Herodot, Plato, Demosthenes, nicht für Thucydides, und unter den Dichtern für Homer und Sophocles.

Doch die Zeit war verlaufen; eine vierte Sitzung, in der die bisherige Erörterung zu einem Abschlusse gebracht und besonders noch über die griechischen Compositionen gesprochen werden sollte, konnte nicht mehr gehalten werden, weil der Anfang der letzten allgemeinen Sitzung auf eine frühere Stunde verlegt war.

Digitized by Google

III.

PROTOCOLL DER ORIENTALISTEN.

Die Orientalisten begannen ihre Sitzungen am 29 September. Der Präsident Prof. DE WETTE von Basel warf in seiner Eröffnungsrede einen Blick auf den Antheil, welchen die Schweiz seit der Reformation an den orientalischen Studien genommen, und auf die grosse Ausdehnung und Bedeutung, welche diese in der neuern Zeit gewonnen. Stadtpfarrer Dr. WOLFF von Rottweil berichtete über die von ihm nach Syrien und Palästina unternommene Reise und deren Leichtigkeit. Dr. ROTH von Tübingen legte die Verwandtschaft der persischen Zendbücher und der indischen Vedas dar, indem er die persische Heldensage von Feridun bis zu ihren ersten Anfängen in den letzteren Büchern nachwies.

In der zweiten Sitzung am 1 October stellte Prof. HITZIG von Zürich eine etymologische Hypothese über den indischen Ursprung der Stadt Ascalon auf; Prof. REUSS von Strassburg zeigte ein arabisch-persisches Manuscript vor; Vicepräsident Prof. STÄHELIN von Basel suchte gegen die Einwürfe Anderer zu zeigen, dass das Buch Josua nicht nur die Eroberung von Palästina durch Israel erzähle, sondern auch die Vertheilung und Besitznahme desselben durch die einzelnen Stämme; Prof. HASSLER von Ulm machte Mittheilungen über die in Paris sich befindenden Handschriften persischer Uebersetzungen mehrerer Bücher des alten Testaments, besonders auch der Psalmen.

In der dritten Sitzung hielt Missionar SCHÖN in Basel einen Vortrag über die Haussa-Sprache und HOFFMANN, Inspector des dortigen Missionshauses, sprach den Wunsch aus, dass aus englischen und deutschen Sprachforschern ein Comité sich bilde, welches in die grammatische und lexicographische Bearbeitung der africanischen Sprachen Gleichförmigkeit und wissenschaftliche Haltung zu bringen übernähme.

So viel in der Kürze: die ausführlichere Darstellung der gepflogenen Discussionen und die Vorträge selbst bringt der Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1847—1848, Leipzig 1848.

Digitized by Google

IV.

BEILAGEN.

1. Ueber die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles.

Von Dr. Weil in Strassburg*).

Ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας.... δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.
Poët. c. 6.

Welches ist, nach Aristoteles, die Wirkung der Tragödie? Die Leidenschaften reinigen, so antworten einstimmig Laien wie Gelehrte. Nur Schade, dass bei dieser einstimmigen Antwort nicht von Allen dasselbe gedacht wird, wenn überhaupt immer etwas dabei gedacht wird. Es ist diess eine von den vielen Formeln, welche im Munde der grossen Menge die Stelle von Ideen vertreten, den Denkenden als althergebrachte, ehrwürdige Ausdrücke dienen, in welche sie ihre eigenen Ansichten ohne viele Umstände hineintragen. Nicht leicht ist eine Stelle der alten Classiker mehr besprochen, mehr und verschiedenartiger erklärt worden, als diese: Philologen, Philosophen und Dichter haben sich um die Wette mit einem Ausspruch beschäftigt, der zu den dunkelsten und wichtigsten der ganzen Poetik gehört. Zu der Neugierde, die sich an das Räthselhafte knüpft, kommt hier das hohe Interesse des Gegenstandes. Die Tragödie, die letzte und die reifste Frucht des poetischen Genius der Nationen, unter allen Gattungen der Poesie die vollste und vollendetste durch ihr gänzliches Ablösen vom Subjecte des Dichters, ihre gedrängte Einheit und Ganzheit, ihre scharfumgränzte Form, durch die ergreifende Darstellung menschlichen Schicksals — welches ist ihre Wirkung und ihr letzter Zweck? wie dachte hierüber der grosse Denker des Alterthums, dem wir die erste und noch immer die bedeutendste und unbestreitbarste Theorie des Drama's verdanken? „Durch Mitleid und Furcht vollbringt die Tragödie die Reinigung solcher Affecte." Ueber diese Worte ist, fast möchte es scheinen, ein absichtliches Dunkel verbreitet. Während die ganze Definition der Tragödie von dem Schriftsteller noch einmal im Einzelnen durchgenommen, und jeder Ausdruck entwickelt und erklärt wird, bleiben gerade diese letzten und hauptsächlichsten Worte, wenigstens in der Poetik, welche uns heutzutage vorliegt, ohne alle Erläuterung. Nur noch ein einziges Mal ist in den Werken des Aristoteles von der Reinigung durch Musik und Poesie die Rede, und dort (Polit. VI, 7) verweist der Autor bekanntlich auf eine weitläufigere und deutlichere Auseinandersetzung, die er der Poetik vorbehält, wo wir sie jetzt vergeblich suchen. So fragt man sich denn schon seit langer Zeit und noch immerfort, was unter „Reinigung" zu verstehen sei, und besonders wie man sich eine Reinigung der Affecte durch sich selbst vorzustellen habe. Jedes Zeitalter, je nach den herrschenden Kunsttheorien, jeder Erklärer, je nach seiner individuellen Meinung über die Wirkung der Tragödie, hat eine verschiedene Lösung vorgeschlagen: so haben sich an Aristoteles der Reihe nach alle Ansichten seiner Interpreten, die tiefen, die verständigen, leider auch die seichten und absurden, angeknüpft. Welche unter diesen vielen Ansichten wohl mit der des griechischen Denkers übereinstimmt? ob überhaupt irgend eine von

*) Diese Abhandlung, die schon zum Voraus angekündigt und von dem Präsidium auf das Verzeichniss der Vorträge war gesetzt worden, musste wegen plötzlicher Verhinderung des Verfassers in den Sitzungen selber ungelesen bleiben.

Digitized by Google

den gegebenen Lösungen die richtige ist? Ein competenter und unparteiischer Richter, Herr Bernhardy in seiner trefflichen Geschichte der griechischen Litteratur (II. p. 687), erklärt, das Räthsel sei noch ungelöst. Ehe wir selbst eine Lösung versuchen, sei uns vergönnt, der Methode des Aristoteles getreu, rasch die bedeutendsten unter den früheren Erklärungen zu durchlaufen.

Ueberlegt man, wie es wohl möglich sei, dass Mitleid und Furcht durch sich selbst, durch Mitleid und Furcht, gereinigt werden, so scheint die nächst liegende Antwort zu sein: Mitleid und Furcht, wie alle Affecte, mässigen, beruhigen sich durch Wiederholung und Gewohnheit. So erklärte im 16. Jahrhundert der Italiäner Castelvetro [1]) die Katharsis des Aristoteles. Je häufiger wir im Theater geweint und gezittert haben, desto mehr schwächen sich diese Eindrücke ab, desto vertrauter werden wir mit dem Unglück, desto mehr stählt sich unsere Seele. Ein Soldat, setzt er hinzu, gewöhnt sich an Pulverdampf und Kanonendonner und verliert nach und nach die Furcht vor der Schlacht; eine Pest, die längere Zeit in einem Lande geherrscht, ängstigt die Bewohner weniger; ein Vater mässigt die leidenschaftliche Liebe zu seinen Kindern, wenn seine Familie sich sehr vergrössert. Castelvetro hat diess Beispiel gut gewählt, um seine Erklärung lächerlich zu machen. Die Wirkung der Tragödie wäre also, unsere Gefühle abzuschwächen, zu ertödten! und noch dazu welche Gefühle! Mitleid, das freilich in Schwäche ausarten kann, aber an sich zu den schönsten Regungen des menschlichen Herzens gehört; Furcht, wie sie das Trauerspiel einflösst, Furcht und Scheu vor einer geheimnissvoll waltenden, unendlich über uns erhabenen Macht, eine Furcht, die von der gemeinen Furcht himmelweit verschieden ist. Ist es nöthig zu bemerken, dass Reinigen nicht so viel als Abschwächen, Abnutzen bedeuten kann; dass der Philosoph, worauf schon Ed. Müller aufmerksam gemacht, in der Definition der Tragödie nicht wohl von einer Wirkung reden kann, die sich nur bei wiederholter Aufführung kund giebt? Verkennen wir jedoch nicht, dass diese Erklärung, bei allen ihren Mängeln, den Worten des Textes ziemlich Genüge leistet: das Räthsel, wie Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid gereinigt werden, ist bis auf einen gewissen Grad gelöst. Freilich werden sie, scharf genommen, nicht durch sich selbst, sondern durch die Gewohnheit gereinigt. Allein über diese kleine Ungenauigkeit im Ausdruck könnte man sich zur Noth noch hinaussetzen; die übrigen Erklärungen stimmen noch viel weniger mit den Worten: und daher kommt es wohl, dass vor [2]) und nach Castelvetro viele Interpreten diese wenig ansprechende Deutung wiederholt, modificirt, aufgestutzt, mit den übrigen Lehren des Aristoteles in Verbindung zu bringen gesucht haben.

Nicht minder häufig jedoch ist sie auch bekämpft worden. Schon vor Castelvetro dachte Madius (Venedig 1550), dass es sonderbar sei, wenn man Leidenschaften purgiren wollte, gerade Furcht und Mitleid auszuwählen, welche diese Kur gar nicht so sehr nöthig hätten: vielmehr solle man sich von Zorn, Habsucht, Wollust und andern zu heilen suchen. Und wirklich sollte dieser Sinn aus den griechischen Worten τοιούτων παθημάτων hervorgehen. Nichts ist sich selbst ähnlich: unter ähnlichen Leidenschaften können also nicht dieselben, sondern nur andere verstanden sein: Furcht und Mitleid reinigen also nicht sich selbst, sondern alle anderen Leidenschaften. Victorius (Flor. 1560) sah ein, dass durch τοιούτων diejenigen, von denen so eben die Rede gewesen, nicht ausgeschlossen sein könnten: er ändert also die Erklärung des Madius dahin ab, dass nach Aristoteles die Tragödie durch Mitleid und Furcht die Leidenschaften nicht ausrotte, sondern mässige und zwar alle Leidenschaften mit Einschluss der beiden reinigenden. Corneille [3])

1) Poetica d'Aristotele vulgarizzata.... per Ludovico Castelvetro, Vienna d'Austria 1570.
2) Utinensis bei Paul Beni.
3) Discours sur l'art dramatique, zum ersten Mal 1689 erschienen.

Digitized by Google

hat sich viele Mühe gegeben eine Ansicht zu vertheidigen, wodurch die Tragödie zu einer Schule der Moral würde. Je gewaltiger das Schicksal der tragischen Personen uns erschüttert, desto mehr würden wir, nach dieser Ansicht, uns hüten in die Leidenschaften zu verfallen, wodurch sich Jene ins Unglück stürzten. Allein dann wäre es ja eigentlich nicht Furcht und Mitleid, sondern die vernünftige, ruhige Ueberlegung, welche unsere Leidenschaften reinigte. Und ist die Sache überhaupt wahr? Corneille sah wohl ein, wie misslich es mit dieser moralischen Besserung stehe. „Ich fürchte", sagt er, „die Theorie des Aristoteles ist nur ein schöner Gedanke, dem die Wirklichkeit nicht entspricht." Auch fragt er sich mit Recht, von welchen Leidenschaften uns das Beispiel des Thyest oder des Oedipus reinigen solle. Offenbar bricht das Unglück über die tragischen Personen oft ohne ihr Verschulden herein, oder steht doch wenigstens die Schuld in gar keinem Verhältniss zu der sogenannten Strafe; dazu kommt, dass die Unglücksfälle der Helden des Trauerspiels, wie ihre Leidenschaften, so ausserordentlich sind, dass die gewöhnlichen Menschen kaum ein warnendes Vorbild darin sehen können. Nichts desto weniger hat Corneille, aus übergrossem Respect vor der vermeintlichen Ansicht des Aristoteles, diese Theorie in Schutz genommen: im 17 Jahrhundert scheute man sich noch gegen die gros[illegible] Alten Recht zu haben.

Paul Beni hat einen so dicken Commentar in Folio über die Poetik geschrieben (Padua 1613) und so absonderliche Meinungen geäussert, dass wir nicht ganz übergehen dürfen, wie er die moralische Theorie zu rechtfertigen suchte. Nach ihm stellt die Tragödie nicht nur, wie man seit Theophrast oft wiederholt, das Leben der Fürsten und Helden dar, sondern sie ist auch ausschliesslich zur Belehrung der Könige und grossen Herren bestimmt, wie die Komödie zur Belehrung des gemeinen Volkes. Die gewöhnlichsten und unheilvollsten Leidenschaften der Mächtigen sind aber Uebermuth und daraus hervorgehend Härte und Grausamkeit gegen die Untergebenen: die heilsame Wirkung des Trauerspiels besteht darin, dass es diesen vornehmen Zuschauern Furcht und Mitleid einflösst und sie dadurch von jenen Leidenschaften reinigt.

Wie man sich auch drehen und winden möge um die Theorie von einer durch die tragische Schaubühne hervorgerufenen moralischen Besserung aufrecht zu halten, aus den Worten des Aristoteles lässt sie sich nimmermehr herauslesen, man müsste denn mit Maffei[4]) kurz und gut τοιούτων aus dem Texte streichen. Man sieht übrigens leicht, dass diese Theorie, welche sich der Tragödie so schwer anpassen lässt, zu Anfang des 18 Jahrhunderts eine neue Gattung hervorgerufen hat, mit der sie besser übereinstimmt: ich meine das bürgerliche Drama, oder die sogenannte weinerliche Tragödie.

Hier ist wohl der Ort, an Göthe's[5]) dieser Ansicht schnurstracks zuwiderlaufende Auffassung unserer Stelle zu erinnern. Er bestreitet nicht nur, dass von einer moralischen Wirkung die Rede sei, indem der Zuschauer, welcher der Aufführung einer Tragödie beigewohnt, „eben so leichtsinnig als hartnäckig, eben so heftig als schwach, eben so liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung finde", sondern dass überhaupt an irgend eine Wirkung auf den Zuschauer gedacht werden dürfe. Aristoteles rede nur von der Construction des Drama's, von der Schürzung und Lösung des Knotens: „nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht schliesse die Tragödie mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft ab." Es braucht nicht nachgewiesen zu werden, dass der Text der Poetik mit einer solchen Auslegung durchaus unvereinbar ist; aber sie ist höchst interessant als eigene Ansicht des Dichters, der sich nie ein anderes Ziel setzte, als ein vollendetes, der Betrachtung würdiges Kunstwerk aufzurichten, um den Eindruck, den es machen, um die

4) In der Vorrede zu seinem Trauerspiel Merope, Modena 1713.
5) Göthe's Werke, Bd. 33, S. 12.

Digitized by Google

Wirkung, die es hervorbringen würde, völlig unbekümmert, der überhaupt schaffen, niemals wirken mochte.

Der Autoritätsglaube des 17 Jahrhunderts wurde im 18, besonders in Frankreich, sehr rasch abgeschüttelt. Um diesen Contrast recht lebhaft zu fühlen, braucht man nur unter dem Texte von Corneille's Abhandlungen die Noten seines Commentators zu lesen. So sehr Corneille einem grossen Namen des Alterthums gegenüber seinem eigenen Urtheil misstraut, so unglimpflich geht Voltaire mit dem Pedanten Aristoteles um. „Was die Purgation der Leidenschaften betrifft", sagt er, „so weiss ich nicht, worin diese Arznei besteht: ich verstehe nicht, wie nach Aristoteles Furcht und Mitleiden purgiren.... Ob der Zuschauer purgirt werde oder nicht, ist unseren Bedünkens eine sehr müssige Frage.... Aristoteles sann den Galimatias von der Reinigung der Leidenschaften wohl nur aus, um Platon's Galimatias zu Grunde zu richten.... Was folgt aus all diesem eitlen Hin- und Hergerede? Man läuft zu den Vorstellungen von Cinna und Andromaque, ohne sich viel zu bekümmern, ob man gereinigt werde." Fontenelle, in seinen geistreichen „Reflexionen über die Poetik", macht sich in ähnlicher Weise über die Reinigung der Leidenschaften durch die Leidenschaften lustig [6]). Er sah nicht voraus, dass man dem Aristoteles einen seiner eigenen Gedanken leihen würde, um eben die Worte zu erklären, welche er zur Zielscheibe seines Witzes machte. An einer anderen Stelle [7]) bemerkt derselbe Fontenelle, wie nahe Lust und Schmerz an einander gränzen, und wie selbst Schmerzliches uns angenehm werden kann, wenn es nur in Etwas gemildert wird. „Die Vorstellung im Theater macht fast den Eindruck der Wirklichkeit; aber es bleibt denn doch immer ein Unterschied. Mag das Schauspiel auch noch so sehr uns hinreissen, mögen Sinne und Einbildungskraft noch so sehr über den Verstand Herr geworden sein, wir bewahren im Innern dennoch ein gewisses dunkles Gefühl von der Unwirklichkeit des Geschauten. Dieses wenn auch schwache und verhüllte Gefühl reicht hin, um den Schmerz über das Leiden eines uns theuern Menschen zu mildern, ja um diesen Schmerz auf den Grad herabzusetzen, wo er anfängt Vergnügen zu werden. Man weint über das Unglück eines Helden, den man liebt; und in demselben Augenblicke tröstet man sich, weil man weiss, dass Alles Dichtung ist, und gerade aus dieser Mischung entgegengesetzter Gefühle entsteht ein angenehmer Schmerz und Thränen, die wir gern vergiessen." Gerade diesen Gedanken hat Batteux einige Jahre darauf im Aristoteles gefunden, oder vielmehr in ihn hineingetragen, wie es scheint, ohne sich des Schriftstellers zu erinnern, aus dem er ihn unstreitig geschöpft hat. In diesem Falle sieht man recht deutlich, wie die dunkle Stelle des alten Philosophen jedesmal das bedeuten musste, was die zur Zeit herrschenden Ansichten über Kunst seinen Erklärern gerade nahe legten. Nach Batteux [8]) besteht die Katharsis von Mitleid und Furcht darin, dass wir ein reines Vergnügen empfinden, Rührung ohne Schmerz, Furcht ohne Gefahr, Mitleid ohne Unglückliche; darin, dass das Bewusstsein der Täuschung uns tröstet während das Bild uns betrübt, uns beruhigt während das Bild uns erschreckt. Dann sind aber nicht die Leidenschaften selbst ihr eigenes Reinigungsmittel, sondern die Nachahmung, die Unwirklichkeit mildert die Affecte. Wäre diess die Meinung des Schriftstellers gewesen, so hätte er etwa schreiben müssen: *ἐγείρουσα ἔλεον καὶ φόβον ἄλυπον* oder *διὰ μιμήσεως ἀφηδύνουσα ἔλεον καὶ φόβον.*

Wie in Frankreich Fontenelle's, so wurden etwas später in Deutschland Kant's und Schiller's

6) „Je n'ai jamais entendu la purgation des passions par le moyen des passions mêmes; ainsi je n'en dirai rien. Si quelqu'un est purgé par cette voie là, à la bonne heure; encore ne vois-je pas trop bien, à quoi il peut être bon d'être guéri de la pitié". Fontenelle. Réflex. sur la Poétique, N°. XLV. Vergl. Perrault, Parallèle des anciens et des modernes, T. III, p. 275.

7) Fontenelle, ib. N°. XXXVI.

8) Batteux in den Mém. de l'Acad. des inscriptions von 1771, t. 39, p. 84 sqq. — Derselbe, les quatre Poétiques.

Digitized by Google

Ideen dem Aristoteles zugeeignet und unter dem unbestimmten Ausdruck der Katharsis begriffen. In dem Erhabenen lag jetzt die reinigende Kraft der Tragödie; Furcht und Mitleid berühren uns wohl noch, können uns aber nichts mehr anhaben, uns nicht mehr überwältigen und niederdrücken, wenn wir durch den Einfluss des Erhabenen gestählt werden. Sehr schön, wenn nur in Aristoteles die leiseste Andeutung zu einer solchen Auffassung zu finden wäre. Aber freilich, wenn Aristoteles auch nichts der Art gesagt hat, so hat er doch etwas Aehnliches sagen wollen, im Sinne haben müssen. Er hat sich eben nur schlecht ausgedrückt. Seiner Meinung nach reinigt die Tragödie durch das Erhabene, seinen Worten nach durch Mitleid und Furcht: offenbar hat er sich im Ausdruck vergriffen. Die Idee, welche die eigentliche Grundlage seiner ganzen Theorie bildet, die des Erhabenen, hat er vergessen auszusprechen: allein er muss sie gehabt haben; denn was er sagt, wollte man es streng wörtlich nehmen, bietet gar keinen Sinn! — Obschon diese Erklärung zuerst von einem grossen und hochverehrten Meister [9]) aufgestellt worden, so bekennen wir darin nur ein Beispiel mehr von dem erstaunlichen Einfluss sehen zu können, welchen herrschende Vorstellungen auf uns üben: wir leben uns so sehr in solche Vorstellungen hinein, wir finden sie so natürlich und nothwendig, dass wir sie überall wieder zu erkennen suchen, dass wir den grossen Geistern früherer Zeiten Unrecht zu thun glaubten, wenn wir sie ihnen nicht zuschrieben. Es ist nicht ohne Interesse zu verfolgen, wie die Fortschritte der modernen Speculation über die Natur des Tragischen sämmtlich dem Aristoteles zu gute kamen: was Solger, was Bohtz, Vischer und Andere hierüber dachten und vortrugen, das fand sich alsbald bei genauer Betrachtung in den wunderbar tiefen Worten des Aristoteles: man hatte es bis dahin nicht bemerkt. Die Nothwendigkeit, welcher der Held erliegt, erweist sich als göttliche Gerechtigkeit: so verwandelt sich die Furcht in Gottesfurcht, das Mitleid in Liebe zur Menschheit: hierin besteht, was der griechische Denker Katharsis nannte [10]). Wer weiss, was in dem unendlich elastischen Texte der Poetik nicht noch Alles verborgen liegt!

Fassen wir das Gesagte zusammen, so lassen sich die hauptsächlichsten Erklärungen unserer Stelle auf vier zurückführen: 1) die Tragödie reinigt Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid, indem diese Affecte sich durch ihre häufige Erregung selbst abschwächen und mässigen; 2) sie wirkt reinigend und beruhigend auf alle unsere Leidenschaften; 3) sie erweckt in uns ein Mitleid und eine Furcht, welche reine, aller Unlust, alles Schmerzes entkleidete Gefühle sind, weil nicht die Wirklichkeit, sondern das unschuldige Spiel der Dichtung sie uns einflösst; 4) sie verwandelt durch ihre Erhabenheit Furcht und Mitleid in hehre, heilige Gefühle. Von diesen Erklärungen stimmt, wie gesagt, gerade die wenigst ansprechende, die erste, verhältnissmässig noch am meisten zu den Worten unseres Textes. Auch ist sie am häufigsten von den Interpreten vorgetragen worden; nur hat man sie zu verschönern, auf andere Stellen des Aristoteles zu stützen, mit den andern Erklärungen, so gut es angehen mochte, zu verbinden gesucht. Man zog die bekannte Lehre der peripatetischen Schule herbei, die Tugend bestehe im Maasse, in der richtigen Mitte zwischen den entgegengesetzten Extremen des Zuviel und des Zuwenig: so wurde denn unter Reinigung das Zurückführen auf das richtige Maass verstanden und zwar in doppelter Weise, theils durch Verminderung, theils durch Vermehrung: der allzu Empfindsame wird durch die Tragödie gestählt, der Harte und Mitleidslose erweicht; der übermüthig Zuversichtliche in heilsame Furcht versetzt, der kleinmüthig Aengstliche erhoben und gekräftigt. Auf diese Weise suchten Heinsius, Rapin, Rochefort und, in klarster und bündigster Auseinandersetzung, Lessing [11]) die

9) G. Hermann's Ausg. der Poetik 1802. — Henri Martin, Analyse critique de la Poét. d'Aristote 1856.

10) Schrader, de artis apud Aristot. notione ac vi, Berlin 1843, p. 68 sqq.

11) Heinsius Ausgabe Leyden 1611. — Rapin, Réflex. sur la Poét. d'Arist. Paris 1674, p. 169. — Rochefort in zwei Vorträgen an der Académie des inscriptions 1772, t. 39. — Lessing, Dramaturgie, N°. 74 sqq.

Digitized by Google

Poetik mit der Ethik in Uebereinstimmung zu bringen: ein unfruchtbares Bemühen, indem Aristoteles, wie wir sehen werden, durchaus nicht von einer moralischen Wirkung der Tragödie redet. Eine Vereinigung der ersten und der zweiten Erklärungsweise hat Dacier [12]) versucht, der seinen Commentar kurz nach den Abhandlungen von Corneille veröffentlichte: nach ihm reinigen Furcht und Mitleid einerseits sich selbst, andererseits reinigen sie uns auch von den Leidenschaften, welche die tragischen Helden ins Unglück stürzen. Der Engländer Twining [13]) hat die erste und dritte Erklärungsart zu einer neuen Erklärung verschmolzen. Ritter vereinigt die vierte und die zweite [14]). In Eduard Müllers [15]) beredter Darstellung sind alle diese Erklärungsarten, mit besonderm Vorherrschen der dritten und vierten, zusammengeflossen. An Herrn von Raumer [16]) hat die zweite, vorzugsweise moralische Auffassung einen glänzenden Vertheidiger gefunden: Furcht und Mitleid sind nach ihm das gemeinsame Element der Reinigung aller Leidenschaften. „Mitleid begreift allen Antheil in sich, den wir an Andern nehmen; Furcht hingegen umfasst jede Bezugnahme auf uns selbst. Alle Leidenschaften werden gereinigt, sofern sie durch diese Doppelbeziehung hindurchgehen; keine kann ohne diese Vermittlung eine ächte Reinigung erfahren" u. s. w. Er sucht die Definition des Aristoteles zu verallgemeinern und gleichsam zu veredeln, indem er in Furcht und Mitleid unsere Selbstliebe und unsere Nächstenliebe, die Pflichten gegen uns selbst und gegen unsern Nächsten eingehüllt sieht.

Wie ist nun aber das Problem der Reinigung dieser Affecte durch sich selbst zu lösen? Niemand hat die Schwierigkeit der Aufgabe in ein helleres Licht gesetzt als Lessing, indem er dem Erklärer des Aristoteles auferlegt nachzuweisen, wie in der Tragödie 1) das Mitleid durch das Mitleid, 2) die Furcht durch die Furcht, 3) das Mitleid durch die Furcht, 4) die Furcht durch das Mitleid gereinigt werde. Ja freilich, wer diesen Nachweis zu Wege brächte, der hätte allen Regeln der strengsten Interpretation genügt. Lessing hat es nicht unternommen, und meines Wissens Niemand vor oder nach ihm. Gestehen wir es, Voltaire hatte so ganz Unrecht nicht, wenn er die Reinigung von Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid selbst für einen Galimatias erklärte. Die scharfe Zergliederung Lessing's hat das Verdienst recht deutlich zu zeigen, dass das Räthsel nur desshalb nicht befriedigend gelöst worden, weil keine vernünftige Lösung möglich ist. Die Stelle des Aristoteles ist also unsinnig? Nicht das soll gesagt werden, sondern nur, dass die Reinigung von Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid ein Unding ist. Die Stelle des Aristoteles lässt vielleicht eine andere Auffassung zu.

Suchen wir nach anderen Aeusserungen in der Poetik, welche die dunkeln Worte im 6ten Capitel erläutern könnten, so finden wir im 14ten Capitel die Anforderung an den tragischen Dichter gestellt durch sein nachahmendes Werk das aus Mitleid und Furcht entspringende Vergnügen zu bereiten (*τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως δεῖ ἡδονὴν παρασκευάζειν τὸν ποιητήν*), und am Schlusse der Schrift dies Vergnügen als Wirkung und Zweck (*ἔργον, τέλος*) der Tragödie bezeichnet. So hätten wir also die Wirkung der Tragödie auf zwiefache Art definirt: einerseits als Reinigung durch Furcht und Mitleid, andererseits als aus diesen Affecten entspringendes Vergnügen. Wenn Aristoteles mit sich selbst übereinstimmt, so wird also die Reinigung mit dem Vergnügen verwandt, eine Art Vergnügen sein. Unglücklicherweise hat sich Aristoteles

12) Dacier, Ausg. v. n 1692.
13) Twining, Aristotle's Treatise on Poetry, London 1789 p. 231 sqq.
14) Ritter, Ausg. 1839.
15) Ed. Müller, Geschichte der Theorie der Künste bei den Alten, Breslau 1834 und 37. T. I, p. 57 sqq. T. II, p. 378 sqq.
16) Abh. d. Berliner Academie v. 1828, Berlin 1831, T. II, p. 113 sqq.

Digitized by Google

über die Natur dieses Vergnügens nicht weitläufiger ausgesprochen als über die der Reinigung. Wie kommt es, fragen wir billigerweise, dass zwei, an sich nichts weniger als angenehme, Gefühle Vergnügen gewähren können? Aristoteles, ein so sinniger Beobachter der moralischen wie der physikalischen Erscheinungen, hatte gewiss auch über die Quelle dieses auffallenden Vergnügens nachgedacht und sich eine Theorie gebildet. Man hat dieselbe im 4ten Capitel der Poetik zu entdecken geglaubt, aber mit Unrecht. Gegenstände, heisst es dort bekanntlich, deren Anblick uns in der Wirklichkeit Unlust erregt, gewähren uns in getreuer Abbildung Vergnügen, weil wir dann den Gegenstand in dem Bilde wiedererkennen, und am Lernen und Verstehen Freude haben. Allein diese Erklärung lässt sich auf das psychologische Faktum, von dem hier die Rede ist, nicht anwenden. In jenem Falle machen Bild und Wirklichkeit völlig verschiedene Gefühle in uns rege: die Nachbildung eines widerwärtigen Gegenstandes gefällt uns nicht dadurch, dass wir dabei etwa ein eigenthümlich modificirtes Gefühl von Ekel empfänden, sondern weil uns die Kunst des Vergleichens und Erkennens den Ekel, welchen der Gegenstand einflösst, vergessen lässt. Eine tragische Vorstellung hingegen erweckt wirklich unangenehme Empfindungen, erweckt Furcht und Mitleid, und gerade in diesen Empfindungen besteht unser Vergnügen. Da die Erscheinung eine verschiedene ist, so muss auch die Erklärung eine andre sein. Sollte es uns gelingen den Begriff der aristotelischen Katharsis aufzuklären, so werden wir wahrscheinlich zu gleicher Zeit auch seine Theorie über dies besondere Vergnügen finden.

Verlassen wir die Poetik, um uns zu der Stelle der Politik zu wenden, welche die meisten Interpreten angeführt und benutzt, jedoch vielleicht nicht sorgsam genug geprüft und erwogen haben. „Da wir [17]), sagt Aristoteles, einerseits die Eintheilung annehmen, wonach die Gesänge in ethische, praktische und enthusiastische zerfallen, und jeder dieser Gattungen gewisse Harmonien entsprechen; andererseits die Musik nicht zu einem, sondern zu verschiedenen Zwecken angewendet wissen wollen (zur Erziehung, ferner zur Katharsis — was wir unter Katharsis verstehen, geben wir hier nur im Allgemeinen, um es später in der Poetik deutlicher auseinanderzusetzen — drittens zur Ausfüllung der Musse, zur Erholung und Ruhe nach der Anstrengung), so ist es klar, dass man sich aller Harmonien bedienen, jedoch nicht aller in derselben Weise bedienen muss. Zur Erziehung wende man die ethischsten an; zu musikalischen Aufführungen, denen die Bürger zuhören ohne selbst mitzuwirken, die praktischsten und enthusiastischsten. Der Eindruck nämlich, den einige Gemüther sehr heftig empfinden, wird auf alle geübt, unterscheidet sich nur durch das Mehr oder Minder; zum Beispiel die Eindrücke des Mitleids und der Furcht, ferner des Enthusiasmus. Denn auch zu diesem Affecte sind Einige sehr geneigt: diese sehen wir durch die heili-

17) Polit. VI, 7: *Ἐπεὶ δὲ τὴν διαίρεσιν ἀποδεχόμεθα τῶν μελῶν ὡς διαιροῦσί τινες τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ, τὰ μὲν ἠθικὰ τὰ δὲ πρακτικὰ τὰ δ' ἐνθουσιαστικὰ τιθέντες, καὶ τῶν ἁρμονιῶν τὴν φύσιν πρὸς ἕκαστα τούτων οἰκείαν ἄλλην πρὸς ἄλλο μέρος τιθέασι, φαμὲν δ' οὐ μιᾶς ἕνεκεν ὠφελείας τῇ μουσικῇ χρῆσθαι δεῖν ἀλλὰ καὶ πλειόνων χάριν (καὶ γὰρ παιδείας ἕνεκεν καὶ καθάρσεως — τί δὲ λέγομεν τὴν κάθαρσιν, νῦν μὲν ἁπλῶς, πάλιν δ' ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς ἐροῦμεν σαφέστερον — τρίτον δὲ πρὸς διαγωγήν, πρὸς ἄνεσίν τε καὶ πρὸς τὴν τῆς συντονίας ἀνάπαυσιν), φανερὸν ὅτι χρηστέον μὲν πάσαις ταῖς ἁρμονίαις, οὐ τὸν αὐτὸν δὲ τρόπον πάσαις χρηστέον, ἀλλὰ πρὸς μὲν τὴν παιδείαν ταῖς ἠθικωτάταις, πρὸς δὲ ἀκρόασιν ἑτέρων χειρουργούντων καὶ ταῖς πρακτικαῖς καὶ ταῖς ἐνθουσιαστικαῖς· ὃ γὰρ περὶ ἐνίας συμβαίνει πάθος ψυχὰς ἰσχυρῶς, τοῦτο ἐν πάσαις ὑπάρχει, τῷ δὲ ἧττον διαφέρει καὶ τῷ μᾶλλον, οἷον ἔλεος καὶ φόβος, ἔτι δ' ἐνθουσιασμός. καὶ γὰρ ὑπὸ ταύτης τῆς κινήσεως κατακώχιμοί τινές εἰσιν· ἐκ δὲ τῶν ἱερῶν μελῶν ὁρῶμεν τούτους, ὅταν χρήσωνται τοῖς ἐξοργιάζουσι τὴν ψυχὴν μέλεσιν, ὥσπερ ἰατρείας τυχόντας καὶ καθάρσεως. ταὐτὸ δὴ τοῦτο ἀναγκαῖον πάσχειν καὶ τοὺς ἐλεήμονας, καὶ τοὺς φοβητικοὺς καὶ τοὺς ὅλως παθητικούς, τοὺς δ' ἄλλους καθ' ὅσον ἐπιβάλλει τῶν τοιούτων ἑκάστῳ, καὶ πᾶσι γίγνεσθαί τινα κάθαρσιν καὶ κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς. ὁμοίως δὲ καὶ τὰ μέλη τὰ καθαρτικὰ παρέχει χαρὰν ἀβλαβῆ τοῖς ἀνθρώποις. διὸ ταῖς μὲν τοιαύταις ἁρμονίαις καὶ τοῖς τοιούτοις μέλεσι θετέον* (Ed. Müller conj. *χρῆσθαι ἑατέον*) *τοὺς τὴν θεατρικὴν μουσικὴν μεταχειριζομένους ἀγωνιστάς.*

Digitized by Google

gen Lieder, und zwar durch diejenigen welche die Seele orgiastisch aufregen, gleichsam Arznei und Reinigung empfangen. Dasselbe müssen auch die für Mitleid und die für Furcht und überhaupt die für Affecte besonders Empfänglichen erfahren, ja auch die übrigen Menschen je nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit für solche Erregungen; und allen muss eine gewisse Reinigung werden, sie müssen sich auf angenehme Weise erleichtert fühlen. Ebenso [wie die kathartischen Harmonien] gewähren auch die kathartischen Lieder den Menschen eine unschädliche Lust. Desshalb muss man solche Harmonien und solche Lieder den Bühnenkünstlern überlassen."

Eine Katharsis bringen also diejenigen Lieder und Harmonien hervor, welche lebhafte Affecte erregen. Je empfänglicher ein Gemüth für diese Affecte ist, desto mehr wird es der Katharsis theilhaftig werden; bis zu einem gewissen Grade aber sind alle für dieselben empfänglich. Ausser Mitleid und Furcht wird zu diesen Affecten auch der Enthusiasmus gerechnet, wie ihn gewisse heilige Lieder erregen, diejenigen nämlich welche den Hörer in eine orgiastische Stimmung versetzen. Die Katharsis ist demnach eine Folge der Erregung, nicht der Beruhigung dieser Affecte.

Oder sollte ἐξοργιάζειν, wie mehrere Interpreten[18]) es aufgefasst, so viel bedeuten als: die Seele von dem bacchischen Taumel befreien? Gegen diese Erklärung erheben sich andere Stellen der Politik, worin ausdrücklich von den Weisen des Olympus, die offenbar hieher gehören, gesagt wird, dass sie in enthusiastischen Zustand versetzen (ποιεῖ τὰς ψυχὰς ἐνθουσιαστικὰς VI, 5), und die Flöte, welche diese heiligen Lieder ja begleitete, ein orgiastisches Instrument genannt wird (VI, 6). Dazu kommt dass ἐξοργιάζειν wohl schwerlich diesen Sinn haben kann. Die Präposition ἐκ, wenn sie vor ein Verbum tritt, scheint nämlich niemals privative Bedeutung zu haben. Entweder bewahrt sie ihre ursprüngliche lokale Kraft, wie in ἐκβάλλειν, ἐξελαύνειν; oder sie verstärkt, drückt das völlige Eintreten in einen Zustand aus. So heisst ἐξομοιόω nicht: unähnlich, sondern: ähnlich machen; ἐξαμβλύνω nicht: die Stumpfheit benehmen, sondern: sie hervorbringen, u. s. w. Privativ wirkt ἐξ nur in der Zusammensetzung mit einem Nomen, wie in ἐξόμματος, ἔξοπλος, und so kommt es, dass einige Zeitwörter allerdings zwei entgegengesetzte Bedeutungen annehmen können, weil sie eine doppelte Ableitung zulassen: ἐξομματόω von ἐξόμματος heisst: blenden; von ὀμματόω, sehend machen; ἐξοπλίζω heisst: waffnen, wenn es von dem Verbum; entwaffnen, wenn es vom Adjectiv stammt. Ἐξοργιάζειν aber gestattet nur eine einzige Ableitung.

Wie kommt es nun aber dass Lieder und Weisen eine Arznei, eine Reinigung für das Gemüth genannt werden, das sie so mächtig aufregen, und gerade desshalb weil sie es aufregen? Eduard Müller glaubt, man habe sich eine Art homöopathischer Kur vorzustellen. Schon vor ihm hatte Milton, in der Vorrede zu seinem Samson Agonistes, diese Ansicht ausgesprochen. Hiernach würde die leidenschaftliche Aufregung auf zwiefache Weise beschwichtigt werden können, durch calmirende, wie durch irritirende Mittel: die dorische Harmonie, überhaupt Alles was Aristoteles ethische Musik nennt, würden durch unmittelbare Beruhigung, auf allopathische Weise, das Uebermass der Affecte dämpfen; die phrygische Harmonie und die cathartische Musik auf homöopathische Weise, durch gewaltige Erschütterung: die Tragödie also würde durch Erregung des tiefsten Mitleids, der heftigsten Furcht von allzugrosser Furchtsamkeit und allzu erregbarer Empfindsamkeit heilen. Die Sache ist mindestens sonderbar und schwerverständlich: es greife Jeder in den eignen Busen, und frage sich ob er je, bei tragischen Vorstellungen, eine ähnliche homöopathische Kur an sich selbst erlebt hat. Aristoteles wollte offenbar nicht von einer Reinigung, einer Heilung reden, wodurch der Mensch moralisch besser würde: die cathartische wird der ethischen Musik

18) Schneider, Göttling, Orelli, Stahr.

Digitized by Google

hier und an anderen Stellen der Politik[19]) zu entschieden entgegengesetzt, als dass wir annehmen dürften, sie führten beide, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zu demselben Ziele. Das Vergnügen welches die cathartische Musik gewährt wird nicht ein wohlthätiges, besserndes, sondern nur ein unschädliches (ἀβλαβής) genannt[20]): der Philosoph preist es nicht an, er begnügt sich, es nicht zu verdammen. Im medicinischen Sinne ist das Wort Katharsis freilich genommen, wie das daneben stehende ἰατρεία beweist: allein daraus folgt nicht, dass an eine moralische Läuterung und Erhebung zu denken ist: es wird vielmehr eine Wirkung bezeichnet, der eines Purgativs ähnlich. Die Natur dieser Wirkung geht am deutlichsten aus dem beigefügten κουφίζεσθαι[21]) hervor. Man verspürt eine Erleichterung, und zwar eine Erleichterung, die von dem Gefühl der Lust begleitet ist (κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς), wie nach der Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses, wie wenn, nach vorübergehender Hemmung, das physische Leben wieder leicht und frei strömt.

Eine Stelle der Nicomachischen Ethik (VII, 15), worin sich mehrere dieser Ausdrücke wiederfinden, wird den Gedanken hoffentlich vollends ins Klare setzen. Warum, fragt sich der Philosoph, werden insgemein die sinnlichen Vergnügungen mehr geschätzt als die geistigen? Die sinnlichen Vergnügungen, antwortet er, vertreiben den Schmerz (den Schmerz des Hungers, des Durstes, der andern Begierden), sie sind eine Arznei (ἰατρεία) gegen den Schmerz der Begierden, und scheinen um so angenehmer, je heftiger das schmerzliche Gefühl gewesen das sie aufheben. Um ihre Vergnügungen zu vermehren, schaffen sich die Menschen künstliche Bedürfnisse und Begierden (δίψας τινάς): wenn unschädlich (ἀβλαβεῖς), ohne Tadel; wenn schädlich (βλαβερεῖς), zu verwerfen. Diese Vergnügungen rechnet Aristoteles zu den niedrigeren, weil sie Arznei sind, weil sie aus dem Bedürfniss entspringen, weil sie die Vergnügungen eines unvollkommenen Wesens sind.

Hier sehen wir deutlich, was Aristoteles unter den Ausdrücken: Arznei und Erleichterung versteht. Mitleid und Furcht, für manche Gemüther auch Enthusiasmus und Ecstase, sind Bedürfnisse des Menschen, wir haben gleichsam Durst nach diesen Erschütterungen; es fehlt uns Etwas, wir empfinden ein Missbehagen, ein schmerzliches Gefühl, wenn wir längere Zeit ihrer entbehren mussten. Das ist, nach Aristoteles, und in Wahrheit, die Quelle unseres Vergnügens an tragischen Vorstellungen: das ist was er die Lust an Furcht und Mitleid nennt. Je mehr unsere Natur für diese Affecte empfänglich ist, desto schmerzlicher quält uns das Bedürfniss nach denselben, desto heftiger verlangen wir nach Arznei, nach Erleichterung, desto lebhafter ist unser Vergnügen an der Tragödie. Die Erschütterung erleichtert und reinigt uns, wie die Atmosphäre durch ein Gewitter, oder, um bei dem Bilde des Aristoteles zu bleiben, wie der Körper durch ein Purgativ gereinigt wird, das ihn gewaltsam durchwühlt[22]).

So wirken also Mitleid und Furcht reinigend auf den Menschen. Wie aber reinigen sie sich selbst? Dies schienen wenigstens die Ausdrücke der Poetik zu sagen: δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν. Ist unsere bisherige Auseinandersetzung

---

19) Polit. VI, 6: Ἔτι δὲ οὐκ ἔστιν ὁ αὐλὸς ἠθικὸν ἀλλὰ μᾶλλον ὀργιαστικόν, ὥστε πρὸς τοὺς τοιούτους αὐτῷ' καιροὺς; χρηστέον ἐν οἷς ἡ θεωρία κάθαρσιν μᾶλλον δύναται ἢ μάθησιν. S. auch c. 7, die Fortsetzung der oben citirten Stelle.

20) Dass χαρὰ ἀβλαβής nicht, wie Batteux und Barthélémy-St.-Hilaire übersetzen, «une joie pure, sans mélange d'aucune peine» bedeuten könne, geht aus Polit. VIII, 5. Ethic. Nicom. VII, 15 hervor, wenn dies überhaupt eines Beweises bedarf.

21) Ueber die Bedeutung von κουφίζεσθαι vgl. Problem. T. 17. A Z. 2. Ethic. Nicom. XI, 11. Ich führe diese Stellen an, weil Schrader, l. c. p. 74, seiner vorgefassten Meinung gemäss, κουφίζεται irrig von dem Erheben und Läutern des Schmerzes in ein Gefühl erhabener Lust versteht.

22) Vgl. Problem. A. 42: Ὅταν γὰρ εἰς τὴν κοιλίαν εἰσέλθωσι καὶ διαχυθῶσι, φέρονται καθ' οὕσπερ ἡ τροφὴ πόρους εἰς τὰς φλέβας, οὐ πορθέντα δὲ ἀλλὰ κρατήσαντα ἐκπίπτει φέροντα τὰ ἐμπόδια αὐτοῖς· καὶ καλεῖται τοῦτο κάθαρσις.

Digitized by Google

nicht durchaus verfehlt, so können diese Worte unmöglich diesen Sinn haben, — wenn diese Reinigung der Affecte durch die Affecte selbst überhaupt ein Sinn genannt werden kann. In der Politik wird ja aufs unzweideutigste, nicht von einer Reinigung des Mitleids, der Furcht, des Enthusiasmus, sondern von einer Reinigung des Menschen selbst gesprochen. Wir sind also befugt, eine andere Auslegung zu versuchen, ja wir sind dazu genöthigt. Der Genitiv παθημάτων muss unserer Ansicht nach nicht objectiv, sondern subjectiv gefasst werden. „Die Reinigung solcher Affecte" ist die Reinigung, welche durch solche Affecte bewirkt wird. Die Tragödie, sagt Aristoteles, bewirkt durch Mitleid und Furcht die solchen Affecten eigenthümliche Reinigung. „Solchen Affecten" heisst es, und nicht „diesen", weil der Enthusiasmus in dieselbe Klasse gehört, ebenfalls cathartisch wirkt. Unsere Erklärung scheint durch den Artikel τὴν begünstigt zu werden, der bei der gewöhnlichen Auslegung überflüssig ist; durch den Sinn, durch die Vergleichung der Politik, wird sie gebieterisch gefordert.

Das Räthsel wäre nun freilich gelöst, aber die Erwartung getäuscht. Wer für die dunkle, vielbesprochene Stelle des griechischen Denkers eine neue Deutung vorschlägt, der muss auch einen neuen, unerhörten, unendlich tiefen Gedanken darin aufdecken; er muss, so hofft man, indem er den Aristoteles erläutert, auch ein ganz neues Licht auf die Natur und den Zweck der Tragödie werfen. Dass das Bedürfniss nach Emotionen die Quelle des Vergnügens an tragischen Gegenständen sei, dasselbe Bedürfniss, das bei minder fein organisirten Nationen Gladiatorenspiele hervorgerufen, dasselbe Bedürfniss, das so viele Zuschauer um eine Richtstätte versammelt — das ist ein längst ausgesprochener, wohlbekannter Gedanke. Man wird es ferner nicht in der Ordnung finden und nicht glauben mögen, dass Aristoteles die Tragödie so wenig hoch stellt, dass er das Vergnügen, welches sie gewährt, nicht zu den edelsten und höchsten rechnet. — Ich gestehe, dass ich gerade im Gegentheil, wenn ich eine glänzende, unerhörte, und eben desshalb bestreitbare Idee gefunden hätte, mir selbst misstrauen und nicht glauben würde, den wahren Sinn getroffen zu haben. Was Aristoteles sonst in der Poetik vorträgt, ist richtig, einleuchtend, unbestreitbar, voll gesunden Menschenverstandes, um so tiefer als es gewöhnlich scheinen kann. Nicht aus allgemeiner Speculation, sondern aus aufmerksamer Beobachtung theils der Kunstwerke, theils der Menschen sind seine meisten Bemerkungen hervorgegangen. Gerade eine psychologische Bemerkung wie die über unser Bedürfniss nach Emotionen ist ganz in der Geistesrichtung des Aristoteles. Sie ist vielleicht nicht so schön wie manche sinnige und feine Bemerkung, die man in neuester Zeit über Kunst und Poesie gemacht hat; aber sie ist ganz gewiss wahr und treffend. Ueber das Vergnügen, das die in einer Tragödie klarer oder dunkler ausgedrückten Ideen gewähren, lässt sich vieles Andre sagen; wenn aber von der Wirkung des Tragischen als Tragischen, wenn von der allgemeinsten Wirkung aller und jeder, auch der minder ideenreichen, tragischen Dichtungen, wenn von ihrer Wirkung auf sämmtliche Zuschauer ohne Unterschied, wenn von der eigenthümlichen Lust an Furcht und Mitleid die Rede ist — so wird man auf jenes psychologische Faktum zurückkommen müssen, das Aristoteles mit Recht zu dem Angelpunkte seiner Theorie über das Trauerspiel macht. Man erinnere sich, dass ihm die Erregung von Mitleid und Furcht, ohne weitere Andeutung irgend einer überschwänglichen Theorie, überall als das characteristische Merkmal der Tragödie gilt; dass er keinen andern Maassstab kennt, um den grösseren oder geringeren Grad des Tragischen in einem Dichterwerke zu bestimmen; dass er nur in diesem Sinne den Euripides den tragischsten unter den Dichtern genannt haben kann. — Aber Aristoteles sollte das Vergnügen an der Tragödie nicht zu den reinsten und edelsten zählen? Er kann es nicht, da es in der Erregung von Affecten, da die reine Freude, die vollendete Glückseligkeit nach ihm nur in der be-

Digitized by Google

dürfnisslosen, betrachtenden Erkenntniss, der θεωρία besteht, wie sie die Gottheit immer, der Philosoph nur zu Zeiten geniesst[23]).

2. Verzeichniss der dem Verein gewidmeten und vorgelegten Schriften.

Vocabularius optimus. Zur Begrüssung der in Basel versammelten Philologen und Schulmänner im Auftrage der Universität herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Wackernagel. XXIX Herbstmonats MDCCCXLVII. Basel. 4°.

Οἱ ἀπεσταλμένοι (griechische Festode) von Karl von Speyr J. U. D. Basel 1847. 4°.

Wocher, Einige phonologische Erläuterungen, der Philologen-Versammlung in Basel zum ehrerbietigen Gruss (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Ehingen). Ulm 1847. 8°.

Bäumlein, Commentatio de compositione Iliadis et Odysseæ, und Nachrichten über das Seminar zu Maulbronn (Programm zur Geburtstagsfeier K. Wilhelms von Würtemberg). Stuttgart 1847. 4°.

Bergk, Commentationum criticarum specimen IV (Marburger Lectionscatalog für das Sommerhalbjahr 1847). Marburg. 4°.

Bergk, Commentatio de carminum Saliarium reliquiis (Marburger Lectionscatalog für das Winterhalbjahr 1847—1848). Marburg. 4°.

Döderlein, über die Reduplication in der griechischen und lateinischen Wortbildung. 8°.

Firnhaber, Commentatio de tempore, quo Heraclidas et composuisse et docuisse Euripides videatur et de nova eam tragœdiam interpretandi ratione inde repetenda (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Wiesbaden). Wiesbaden 1846. 4°.

Grieshaber, Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens. Rastatt 1842. 8°.

Grieshaber, Deutsche Predigten des XIII Jahrhunderts. Erste und zweite Abtheilung, Stuttgart 1844 u. 1846. 8°.

Grieshaber, über die Ostersequenz Victimæ Paschali und deren Beziehung zu den religiösen Schauspielen des Mittelalters (Prüfungsprogramm des Lyceums zu Rastatt). Karlsruhe 1844. 8°.

Hautz, Jubelfeier der dreihundertjährigen Stiftung des Lyceums zu Heidelberg. Heidelberg 1847. 8°.

K. F. Hermann, Disputatio de theoria Deliaca (Göttinger Lectionscatalog für das Winterhalbjahr 1846—1847). Göttingen. 4°.

K. F. Hermann, de codicibus Juvenalis recte existimandis (Göttinger Lectionscatalog für das Sommerhalbjahr 1847). Göttingen. 4°.

K. F. Hermann, Symbolæ ad doctrinam juris Attici de injuriarum actionibus (Göttinger Programm zum Rectoratswechsel 1847). Göttingen. 4°.

K. F. Hermann, Quæstiones de probole apud Atticos (Göttinger Lectionscatalog für das Winterhalbjahr 1847—1848). Göttingen. 4°.

Kärcher, Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie. Dritte Lieferung (Prüfungsprogramm des Lyceums zu Karlsruhe). Karlsruhe 1847. 8°.

Nüsslin, Rollin's Anleitung den Homer zu lesen, deutsch (Prüfungsprogramm des Lyceums zu Mannheim). Mannheim 1847. 8°.

H. Sauppe, de demis urbanis Athenarum (Jahresbericht über das Gymnasium zu Weimar 1845—1846). Weimar. 4°.

23) Vgl. Eth. Nicom. X, 8.

Digitized by Google

H. Sauppe, Inscriptiones Macedonicæ quatuor (Jahresbericht über das Gymnasium zu Weimar 1846—1847). Weimar. 4°.

Scheuerlein, Abhandlung über die Ciceronische Auffassung und formelle Behandlung der unabhängigen Neben- und Zwischensätze in der directen Rede, oder über den Unterschied der geistigen Personen im Ciceronianismus (Prüfungsprogramm der lateinischen Hauptschule zu Halle). Halle 1847. 4°.

Schiller, die Lehre des Aristoteles von der Sclaverei (Jahresbericht der Studienanstalt zu Erlangen 1847). Erlangen. 4°.

Schwarz, Admonitiones quædam scholasticæ (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Ulm). Ulm 1842. 4°.

Schwarz, ein Blick in die Zukunft der Gelehrtenschule (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Ulm). Ulm 1847. 4°.

Streuber, Simonis Grynæi Epistolæ. Accedit index auctorum eiusdem opera editorum. Basiliæ 1847. 4°.

Vischer, Kimon. Eine Rede, gehalten am Jahresfest der Universität zu Basel 1846. Basel 1847. 8°.

Wiener, lithographierte Abbildungen der in neuerer Zeit bei Orbe entdeckten Mosaiken.

Zell, Elogiorum Romanorum reliquiæ, additis ex opere Ludovici Bavariæ regis, quod inscribitur Walhalæ consortes, capitibus latine versis. Stuttgart 1847. 8°.

---

3. Geselligkeit und Poesie.

Der Verein war abwechselnd in verschiedenen Localen der Stadt (dem Stadtcasino, dem Sommercasino, dem Gesellschaftshause an der Rheinbrücke, den Gasthöfen zum Wilden Mann und zu den Drei Königen) bei gemeinsamer Malzeit festlich und heiter gesellt, am 29 Sept. im Stadtcasino durch Einladung des Comités, am 1 Oct. durch Einladung Prof. Stähelins, des Vice-Präsidenten der Orientalisten, im Sommercasino; ausserdem am 29 Sept. auf einer Spazierfahrt nach Arlesheim und am 30 Sept. bei einem Concert im Schauspielhause, diess beides gleichfalls durch Veranstaltung des Comités, welchem dort die gastliche Gefälligkeit des Eigenthümers von Schloss und Park, des Herrn Alioth, hier der Eifer einer Anzahl von Künstlern und Kunstliebhabern auf dankenswertheste Weise entgegenkam.

Tag für Tag wurden die Freuden der Tafel durch Musik und Gesang und mancherlei Trinksprüche, ernst- und scherzhafter Art, in poetischer wie in prosaischer Form, gewürzt; am reichsten strömte auch diese Fülle den Abend des ersten Weinmonats hindurch. Die Redaction des Berichtes ist aufgefordert worden, bestehender Übung folgend, einige der Lieder und Tischreden mitzutheilen.

29 Sept. Dr. Reber von Basel.

Jetzt, Basel, mache hoch dein Thor!
Uns sendet Deutschland seiner Männer Blüthe:
Des Klassizismus Priesterchor,
Die Deuter oriental'scher Mythe;
Die Bannerträger deutscher Wissenschaft,
Die Helden deutscher Geisteskraft,
Sie reichen ihrem schwesterlichen Land,
Der freien Schweiz, die Bruderhand.

Und alte Zeiten werden wieder jung.
Geschah's doch vor vierhundert Jahren,
Dass eben hier vereinigt waren
Des deutschen Reichs Prälatenschaaren,
Vereint zur Kirchenbesserung.
Das Basel'sche Concilium
Ich seh es vor mir neuerstanden!
Ist Deutschlands Geistlichkeit auch nicht vorhanden,

Digitized by Google

Nicht fehlt die Geistigkeit darum;
Kein Papst *Eugenius* droht uns mit Kerkerbanden,
Nein, unser Papst er heisst *Ingenium;*
Die Väter Basels, den *Eugen* zu quälen,
Sie mussten einen Gegenpapst erwählen,
Den *Felix*. Wir, wir halten auch Konklave
In diesem Saale, *Felix* ist auch unsre Wahl,
Allein nicht unserm Papst zur Qual,
Unser *Ingenium* der Papst der brave
Behauptet zwar sein Herrscher-Substantiv,
Doch lässt er gnädig sich gefallen
Zum Bruderpapst in diesen frohen Hallen
Den *Felix* als sein Adjectiv.
Verzeiht den Scherz. Er ward mir zugeraunt
Vom Geist des Mannes, der dort am Altare
Des Münsters schläft; der Geist, die weissen Haare
Er trug sie unter schwarzem Sammtbarett,
Sein Auge blau, das scharfe klare,
Die Nase feingespitzt, die Lippen feingeschlitzt
und frohgelaunt,
Also im faltigen Talare
Stand er heut Nacht vor meinem Bett,
Wie ich sein Bild gemalt von Meister Holbein sah,
Ganz so lebendig stand er da:
Ich hab', so sprach er, mir es ausgebeten,
So lang die Erde wieder zu betreten,
So lang als Deutschlands Philologen,
Schulmänner und Orientalisten
In Basels alten Mauern nisten,
Unwiderstehlich hat mich's hergezogen;
Mein Himmel ist jetzt Basels Erden
Und meine Engelschöre die Gelehrten!
Noch einmal drum verzeiht mir jenen Scherz —
Der Geist *Erasmi* gab mir ihn ins Herz.
Und nun im Ernste noch ein Wort.
Ihr deutschen Brüder, schaut den Rheinstrom dort,
Ihr kennt ihn, er durchwallt auch eure Gauen,
Er ist der Nil, die Amme deutscher Auen:
An seinem Busen hochgeschwellt
Ernährt sich ein geistreicher Held,
Der starke Wein, der duftigste der Welt;
Im reizend tiefen Rheinesschoosse
Da schlummern Ahnenbilder, grosse,
Des Mittelalters Riesensöhne,
Die grauen Burgen, Städte, Dome,
Sie lächeln spielend aus dem Strome,
Und majestätisch rauscht um sie das schöne
Das Wiegenlied der Wellentöne.
Ihr deutschen Brüder, dieser Rhein,
Der deutschen Landessäume Glorienschein,
Er kommt von uns, ist unsre Gabe,
Der Rheinstrom ist ein Schweizerknabe;
Den Segen all, den wundervollen,
Den seine Fluten euch entgegenrollen,
Erkennt ihn dankbar unsrer Schweiz entquollen.
Ich fordre Kühnes, ich gesteh's. Allein
Wir Schweizer wollen gleichfalls dankbar sein:
Ihr Deutschen, ihr vor allen Völkern seid
Das Herrschervolk der Geistesherrlichkeit.
Politisch, ihr erlaubt mir das zu sagen,
Lenkt ihr als Deutsche nicht den Weltenwagen,
Und Deutschlands dichterische Flotten
Sie ankern, statt in euern offnen Buchten,
Erst in den träumerischen Schluchten
Poet'scher Stirnen, den verborgnen Grotten.
Lass Länderherrschaft und der Meere,
Lass, Deutschland, nur getrost sie fahren,
Was ists doch, was einst deine Kaiser waren,
Die eisernen, verglichen mit der Ehre,
Die heute deine Schläfe krönt?
Der Bildung Kaiserkrone ist's, die dich verschönt!
Der Geist, er ist dein Reich, die Erde nicht,
Im Reich des Geistes liegt dein Europäisch Siegs-
gewicht.
Erstrebe nicht der alten Roma Ruhm,
Dieser wird nie dein Eigenthum,
Die Kaiser sind es, deine Ahnen,
Sie eben, die dich fort vom Abweg mahnen,
Damals noch schwärmtest du im Jugendmuthe,
Im Mannesalter jetzt, mit klarem Blute,
Nach deinem wahren Ziele wend' dein Sehnen:
Deutsche, seid Römer nicht, nein seid Hellenen!
Ihr seids, seit Johann Reuchlin Bahn gemacht.
Die röm'sche Kaiserkron' ward bleich und bleicher,
Allein der deutschen Kaiserkrone Pracht,
Die Geisteskrone, strahlte reich und reicher,
Stieg eine Sonne ob Europa's Nacht,
Wir sind die Pole, Deutschland ist der Gleicher,

Digitized by Google

Ja, freudig sinkt die Schweiz an Deutschlands Busen
Und huldigt dir, du Fürstin unsrer Musen!
Was sind wir Schweizer, Deutschland, ohne dich?
Ich bin ein Patriot, stolzer ist keiner,
Allein vor Deutschlands Geiste beug' ich mich;
Mein ganzes Land mit mir, als Mann als Einer,
Vor Deutschlands höherm Geiste beugt es sich;
Deutsche, das ist ein Dank, ein freier, reiner,
Wir Schweizer sind ein Volk von starren Erzen,
Drum, wenn wir huldigen, so gehts von Herzen!
Was ist der Rheinstrom nun, den wir euch spenden,
Mit seinen Reben, Burgen, Domen, Städten?
Verglichen mit dem Schatz aus Deutschlands Händen,
Den wir in unsre rauhen Alpen retten,
Verglichen mit dem Strom, den sie uns senden,
Dem Geistesstrom durch unsrer Thale Betten?
Der Rhein ist Wasser, unser Schweizerknabe,
Ein Feuerstrom ist Deutschlands Gegengabe.

Einst ward die Schweiz durch den Westphäl'schen Frieden,
Ihr wisst's, vom deutschen Reiche abgetrennt,
Zerreisst das Pergament! Nicht mehr geschieden
Sei, wer sich Schweizer, wer sich Deutscher nennt,
Gott liess uns ja ein neues Bündniss schmieden,
Gestählt durch Geistesfeuers Element,
Der Adler Deutschlands herrschet wieder schwebend
Ob unsrer Schweiz, das Geistesszepter hebend!
Darum ein Lebehoch! . . . Ihr ahnt es schon,
Dem Adler gilt das Hoch aus meinem Munde,
Ihm, dem Eroberer, des Lichtes Sohn,
Der neu uns einverleibt dem deutschen Bunde;
Das Schweizerkreuz schmücke zum Siegeslohn
Des Adlers Brust, heilend die Trennungswunde,
Ein Lebehoch dem neuen Wappenbilde:
Reichsadler, Schweizerkreuz in Einem Schilde!

Prof. Hagenbach von Basel.

Was kommt daher gezogen
Nach Basel an den Rhein?
„Das werden die Philologen,
Die deutschen Philologen sein."
Was sind denn das für Gäste?
Und welch ein Volk ist diess?
Lass sehn, der Erste Beste
Der Nachbarn sagt es mir gewiss.
Der Nachbar sieht sich scheue
Ringsum; mit wicht'gem Ton
Spricht er: „bei meiner Treue
Das ist die Intervention!
Die grosse Sprachverwirrung,
Das weiss ein jedes Kind,
Ist schuld an all der Irrung,
In die wir längst verwickelt sind.
Und weil denn das Gefasel
Schon gar zu lange währt,
So kommen sie nach Basel,
Den Knoten lösen mit dem Schwert.
Von Basel, wie von Babel
Ging all das Wirrwar aus,
Dass jeder seinen Schnabel
Nun brauchen will, es ist ein Graus.
Drum bringen ihre Säbel
Die Philologen mit,
Auf dass sie all die Schnäbel
Zuschneiden nach dem rechten Schnitt.
Gar scharf sind ihre Klingen,
Und wär's das feinste Haar,
Ich wett', es muss gelingen;
Sie spalten's dreissigmal sogar."
Drauf ich: „mein lieber Vetter
Und Nachbar, zürnt mir nicht,
Ich traue nicht dem Wetter,
Das giebt 'ne schöne Zuversicht.
Ich fürcht', die Philologen,
Die machen's ärger nur;
Spannt man zu sehr den Bogen,
So reisst am End' die Bogenschnur.
Die schneiden und die säbeln
So lang an uns herum,
Dass von den armen Schnäbeln
Nur bleibt ein klein Residuum.

Digitized by Google

Vor lauter Haarespalten
Fürcht' ich für unsern Schopf,
Für unsern guten alten,
Höchst ehrenwerthen Baslerzopf.
Den werden sie zerzausen,
Zu aller Spott und Hohn,
Drum weg mit fremden Flausen,
Weg mit der Intervention!"
Da schallt es schon vom Weiten:
Philister über dir!
Die Herren da, die streiten
Um gar viel and're Dinge hier.
Um eure Baslerzöpfe
Bekümmern die sich nicht;
Auf alte Heidenköpfe
Sind sie mit Leib und Seel' erpicht.
Des Perikles Perrücken,
Des Alexanders Zopf,
Die werden sie zerpflücken,
Sammt manchem alten Tituskopf.
Euch lassen sie den Schnabel,
Wie er gewachsen ist,
Nur um das alte Babel,
Nicht um das neue geht ihr Zwist.
Auf griechisch und hebräisch,
Chinesisch und latein,
Arabisch, aramäisch
Calcuttisch muss gestritten sein.
Doch fährt dazwischen wieder
Auch manch ein deutscher Klang,
Und macht ihr deutsche Lieder,
So fehlt es nicht an deutschem Sang.
Und gebt ihr deutsche Weine
(Und welsche auch dazu),
So hat es, wie ich meine,
Noch mit dem Kriege gute Ruh'.
Am Friedensheerde schlinget
Sich dann das Friedensband,
Wo man zusammen singet
Vom einen deutschen Vaterland.
Da wo des Schwaben Kehle
Gut sächsisch wird gestimmt,
Wo aus des Preussen Seele
Der Baier deutschen Klang vernimmt;
Wo Donau, Rhein und Elbe,
Nord- Ost- und Bodensee
In ein Meer und dasselbe
Zusammenfliessen sammt der Spree;
Wo einen Namen tragen
Die Deutschen allerseits,
Wie sollten da nicht schlagen
Die deutschen Herzen in der Schweiz?
Wie sollten sie nicht gerne
Vergessen ihres Streits,
Und all die Wundersterne
Willkommen heissen in der Schweiz?
Ja, ja, von allen Enden,
Aus Zeiz, aus Greiz und Schleiz,
Mit aufgehob'nen Händen
Empfangen wir euch — in der Schweiz.
Kommt nur, ihr meint es ehrlich,
Man fühlt's von Weitem schon,
Arglos und ungefährlich
Ist Eure Intervention.
Wohl kommt ihr zu vermitteln,
Doch nicht im trüben Wahn,
Als könne man mit Knitteln
Der Freiheit brechen ihre Bahn.
Ihr traut der Macht der Wahrheit,
Der stillen Geisteskraft,
Dem Wort und seiner Klarheit,
Der freien deutschen Wissenschaft.
Das ist die stolze Rüstung
Von ehernem Gewicht,
Die starke Felsenbrüstung,
An der die Finsterniss sich bricht.
Die wollen wir auch wählen,
Und noch am heut'gen Tag,
Dass Geist an Geist sich stählen,
Sich Licht an Licht entzünden mag.
Dann sind wir wohl geborgen,
Ob auch die Nacht ergraut,
Uns grüsst der Freiheit Morgen,
Die wir als Männer ihr vertraut.
Drum, alles wohl erwogen
Und alles fein bedacht,
Sei unsern Philologen
Ein feurig Lebehoch gebracht!

Digitized by Google

30 Sept. Pfarrer Dr. Fröhlich von Aarau.

Es heisst, o Philologen!
Ihr seid in selber Stadt,
Wo jede Sprach' und Rede
Und eurer Gilden jede,
Ihr wisst's, den Ursprung hat.
Denn Basel heisst auch Babel,
Und zwar aus manchem Grund,
Zuerst weil jenen Leuten,
Die so den Namen deuten,
Der Spass gar nahe stund.
Und aus dem andern Grunde
Gefällt uns diese Stadt,
Wenn nicht mit Babels Schätzen,
Doch dess, d'ran sich zu letzen
Gelüsten Mancher hat.
Es heisst: „das Gold zu Basel,
Es thürmt sich überaus,
Auf! machet Alles eben,
Was so sich will erheben
Und füllt die Lücken aus!"
Beim Allverebnen lassen,
Wie bei dem Thurmbau dort,
Sich neue Sprachen hören:
Aufbauen heisst zerstören,
Was grün ist, heisst verdorrt.
So — wo man allverebnet
Und wo in Wolken baut,
Entstehen neue Sprachen,
Dass, die sonst traulich sprachen,
Dem andern keiner traut.
Und wo ein Niederreissen
Und in die Wolken bau'n
Zugleich und in die Wette,
Es ist an solcher Stätte
Verwirrung viel zu schau'n.
Da gilt's, ihr Sprachenmeister,
Der Sprache Hut zu sein
Und gegen einen Jeden
Ein Wort gut deutsch zu reden,
Der droht mit Barbarei'n.
Der Sprache tiefste Wurzeln:
Gott, Sitte, Lieb' und Recht
Und was aus ihnen blühte,
Zu wahren reinster Güte
Dem spätesten Geschlecht.
In Basel ward die Sprache
Gepflegt so immerhin,
Denn das ist ihre Blüthe,
Wenn sie von Kraft und Güte
Erglänzt in hellem Sinn.
Doch wo ein Sprachverwirren,
Da tretet in die Bahn
Und wehret dem Verwälschen
Und jeglichem Verfälschen —
Und darauf stosset an!

Gesellschaftslied, von Prof. Kreuser von Köln:

Wie einst das lust'ge Basel war,
Hat Gerlach uns gesagt,
Im Handel, Wandel, Kopfe klar
Und treu und unverzagt.
Erasmus wurde da genannt
Wie Münsternadeln spitz:
Doch fort mit all dem alten Tand!
Je nun, wie steht es itzt?
O seht Euch nur die Köpfe an,
Wie sie so rosig blüh'n,
Die Philologen lobesam
Ihr kritisch Feuer sprüh'n.
Ja sie interpretiren fein,
Beinah' mehr als Bedarf,
Den welschen und Markgräflerwein,
Und sondern klug und scharf.
Und was noch mehr: Eins sind wir All,
Varianten giebt es nicht:
Der Codex stimmet überall,
Und das ist von Gewicht.
D'rum auf, Ihr Freund'! ein dankend Hoch
Dem Schreiber mit Bedacht,
Der als ein Friedens-Philolog
Das Wunder hat vollbracht.
Den Codex schrieb die edle Stadt,
Die nach der Väter Art

Digitized by Google

So gastlich uns versammelt hat,
Den Geist um sich geschaart;
Sie wachs' und blüh' und bleibe stark,
Und soll der Wächter sein
An schweizer und an deutscher Mark,
Die Perle an dem Rhein!

1 Oct. Dr. Reber:

Ihr deutschen Brüder! Diese Stätte,
Wo heute wir versammelt sind,
Sie ist ein Todesruhebette,
Hier schläft manch Schweizerheldenkind.
Das Denkmal, das ihr draussen schauet,
Es ist ein Grabesmonument,
Ob den Gebeinen auferbauet,
Ob den Gebeinen jener Leuen,
Der starken Ahnen, der getreuen,
Die man Sankt Jakobshelden nennt.
Ihr deutschen Brüder! hätten diese
Sich nicht zu Basels Schild gemacht,
Dort auf Sankt Jakobs Thaleswiese,
Auf dem Gefild' der Opferschlacht:
Dann stünde Basel nimmer heute
Mit deutschen Brüdern Hand in Hand,
Dann wären wir der Welschen Beute,
Die Schweiz nicht unser Vaterland.
Ihr Deutschen! ist euch Basel theuer,
Ihr Deutschen! ist euch Basel werth,
So fühlet ihr's: die Pflicht ist euer,
Dass Ihr auch diese Todten ehrt. —
Jedoch — kein Lebehoch den Todten;
Sie leben hoch im Himmelszelt.
Sie thaten ja, was Gott geboten,
D'rum nahm sie Gott in seine Welt.
Von droben schauen sie die Frommen
In dieser Stunde wohl herab,
Und heissen, Deutsche! euch willkommen,
Willkommen hier auf ihrem Grab!
Zwar wussten diese hohen Geister
Nicht viel von Kunst und Wissenschaft,
Im Kopfe waren sie nicht Meister,
Nein, in der Faust lag ihre Kraft,
Vor Allem hier — hier in dem Herzen.
D'rum als Gelehrte grüssen sie
Euch, deutsche Brüder, nicht allhie,
Nicht wegen der Philologie;
Sie grüssen darum euch mit Lust:
Sie schauen auch in Eurer Brust
Ein Herz, das für das Vaterland,
Für's eig'ne glüht in heil'gem Brand,
Für Deutschlands Wohl, für Deutschlands Schmerzen.
Sie winken uns die grossen Todten,
Uns Schweizern winken Sie herab:
Bringt den Lebendigen ein Hoch auf unserm Grab.
Wir thun's, sie haben's uns geboten:
Hoch lebet auf der treuen Schweizer Grab,
Ihr treuen deutschen Patrioten!

Prof. Hagenbach:

Wie Saul einst unter die Propheten,
So sind auch unsrer Viel' getreten
Zu Eurer auserles'nen Schaar:
Wir haben Alle mit gezehret,
Uns Alle satt und reich genähret
Vom Opferfett auf dem Altar.
Ihr habt uns nicht hinweggetrieben,
So Viele wir uns eingeschrieben,
In's Buch, das Allen offen stand;
Ihr nahmt uns auf in Gottes Namen,
Ihr schenktet gnädig das Examen —
Prophet hiess auch der Dilettant.
Wie wohl ward uns in Eurer Mitte!
Da waltete die rechte Sitte,
Die Sitte der Humanität;
Und darum ist zu Muth uns worden,
Als zählten wir zu Eurem Orden,
Als wäre Saul auch ein Prophet.
Und dennoch — da wir uns als Saule
Bekennen müssen und als Faule,

Digitized by Google

Die nur geniessen fremdes Gut,
Schlägt uns bei jedem Opferbissen
So ganz im Stillen das Gewissen,
Dass wir nicht sind von Eurem Blut.
Nun, das Gewissen möge schlagen,
Der Sünder soll ja nie verzagen,
Die Busse führt an's rechte Ziel.
Ihr kennet Alle jenen Saulus,
Der noch geworden ist ein Paulus,
Und ein Prophet im höchsten Styl.
Und wenn denn gleich auf dieser Erden
Nicht alle Saule Paule werden,
So ist doch Eines schon Gewinn;
Wenn für das Wahre, Gute, Schöne,
Den Adel ächter Menschensöhne
Geöffnet wird des Menschen Sinn.
Das ist gescheh'n; der Tag der Pfingsten
Hat auch berühret den Geringsten,
Der sich in Eu'ren Kreis gewagt,
In manchem, der dahin gegangen,
In seinem Schlendrian befangen,
Hat es geblitzt, hat es getagt!
Und wenn auch von der Sprachengabe
Nur das geblieben, was der Knabe
Gelernet auf der Schülerbank,
Geworden ist's in ihm lebendig,
Aufs Neu' lebendig innenwendig
Und dafür sagen wir Euch Dank.
Dank für die reichliche Bescheerung,
Für Anregung und für Belehrung,
Für jede Blüthe, jede Frucht:
Wir wollen beide fein bewahren,
Und Basel soll es noch erfahren,
Dass ihr umsonst uns nicht besucht.
Was uns, den Alten, nicht gelungen,
Das sollen lernen unsre Jungen,
Und sollen's lernen aus dem Grund;
Nicht mit den Götzen lasst uns buhlen,
Nein! stiften wir Prophetenschulen,
Für Geist und Herz im schönsten Bund.
D'rum Eines noch. Nicht Philologen
Nennt ihr Euch nur; auch Pädagogen,
Schulmänner nennt Ihr Euch mit Recht;
Dass die Propheten nicht ersterben,
Muss auch die Gabe sich vererben
Stets von Geschlechte zu Geschlecht.
D'rum auf! erhebet Euch vom Stuhle,
Ihr Meister all'! es gilt der Schule
Und ihren Meistern allermeist;
Es leben hoch die Pädagogen,
Die, als Propheten gross gezogen,
Fortleiten den Prophetengeist.

Digitized by Google

INHALT.

Seite.

Mitgliederverzeichniss 3

I. Protocoll der allgemeinen Sitzungen.

Erste Sitzung.

Gerlach über Gang und Richtung der philologischen Studien in Basel während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts 9

Müller über die Sammlung Mexikanischer Alterthümer im Museum zu Basel 21

Zweite Sitzung.

K. F. Hermann über zwei verjährte Vorurtheile in der Griechischen Geschichte . . 31

Creuzer über philologische und historische Wörterbücher 41

Rauchenstein über die vermeinten persönlichen Anspielungen in der Orestee des Aeschylus 44

Walz: wie nahe die Alten der Buchdruckerkunst und dem Kupferdruck gewesen . . 51

Hassler über die Anfänge der Kupferstechkunst und über die Varronischen Imagines. . 53

Dritte Sitzung.

Roth über das Princip und die Methode des philologischen Unterrichts in Gymnasien und lateinischen Schulen 62

Rost über den Ort der nächsten Versammlung, den Verein der Philosophen und den der Realschullehrer 74

Vischer über den Gebrauch der Heroen- und Götternamen als Eigennamen von Sterblichen 75

Vierte Sitzung.

Spiess über das Turnen in der Schule 87

Rinck über die ethische Bedeutung der Mysterien Griechenlands 91

Fechter über Augusta Rauracorum und dessen Ueberreste 97

Weissgerber: Notizen über eine den bisherigen Herausgebern des Theokritos nicht bekannte Ausgabe dieses Dichters 102

v. **Rauschenplat** über Merovingische Urkunden und die Latinität des Tacitus. . . 106

Kreuser über das Verhältniss zwischen Humanismus und Realismus 106

Streuber über die älteste Poesie der Römer 107

Vischer: Schlusswort 121

Zell: Abschiedswort 121

Digitized by Google

II. Protocoll der pädagogischen Abtheilung.

Seite.

Humanismus und Realismus 124

Verpflichtung zum griechischen Unterricht und Methode desselben 125

III. Protocoll der Orientalisten. 130

IV. Beilagen.

Weil über die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles 131

Verzeichniss der dem Verein gewidmeten und vorgelegten Schriften 141

Geselligkeit und Poesie 142

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 631 187

Digitized by Google